Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Aus der Bücherei
Dittmar

3748

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BERKE
LIBRA
UNIVERSI
CALIFO

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

44. Jahrgang 1929/1930

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

44. Jahrgang 1929/1930. Zweiter Band

AP30
V4
v.44:2

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Bonsels, Waldemar: Mario und Gisela 1, 177, 225 (Schluß)
Buchhorn, Josef: Dämmer der Wirklichkeit. Novelle 40
Colerus, Egmont: Sozusagen der erste Frühlingstag. Novelle 277
Ebermayer, Erich: Der Mantel liegt am Boden. Novelle 310
Greeven, E. A.: Die Briefe aus Asuncion. Novelle 53
Hesse, Otto Ernst: Onkel Thomas führt Regie. Lustspiel-Novelle 561
Hildenbrandt, Fred: Der Besuch. Novelle 481
Höcker, Karla: Geschichte einer kleinen Kette 621
Johst, Hanns: Die Torheit einer Liebe. Roman 337, 449, 593
Kapp, Gottfried: Die Strandräuber. Novelle 166
Kappus, Franz Xaver: Der Fehmantel. Novelle 149
Katschinski, Alfred: Die lachende Insel. Novelle 633
Mann, Thomas: Tragisches Reiseerlebnis. Novelle 113
Mostar, Gerhart Herrmann: Jakobs Heimkehr. (Drei Begegnungen) . . 261
Neumann, Robert: Anekdoten . . . 546
Schmidt, German v.: Bilderstürmer. Ein Erlebnis aus dem heutigen Rußland 421
Trentini, Albert: Ehe und Liebe. Novelle 382
Wasner, Georg: „Drum sag' ich es ehrlich". Novelle 529
Wiechert, Ernst: Die Fahrt um die Liebe. Novelle 73

Gedichte, Sprüche

Bethge, Hans: Pfingst-Andacht . . . 413
Bittrich, Max: Stille Liebe 620
Drasenovich, Adalbert von: Blumenliebe. (Sumpfschraube.—Augentrost.—Osterluzei) 24
Forbes-Mosse, Irene: Der Brunnen . 440
Fulda, Ludwig: Sand 165
Goldacker, D. von: Auf einen japanischen Fächer 381
Grimm, Kurt Max: Billardspiel. . . 211
Grünhagen, Herbert: Sommer im Meppener Moor 652
Haringer, Jakob: Fröhliche Strophen . 238
Hesse, Hermann: Papierlaternen im nächtlichen Garten 491
Holzapfel, Karl Maria: Welt von oben 193
Jenssen, Christian: Die Sträucher singen 314
Kerst, Kilian: Die Häuser in Hirschhorn 84
Kessel, Alfred von: Wo bist du? . . . 239
Kölwel, Gottfried: Der Trödlerladen . 96
Mattern, Ernst: Nachtgespräch. Mit Illustrationen von Prof. Fritz Heubner 208

Seite

Minden, Heinrich: In der Nacht. . . 239
Münchhausen, Börries, Frhr. v.: Warmer Maitag 238
Perkonig, Josef Friedrich: An eine geliebte Landschaft 545
Sagebiel, Franz: Heimat 426
Schanz, Frida: Sternenschrift 156
— — Voller Mond. 238
Schaumann, Ruth: Der Hirt und die Weide 168
— — Grüßt Mund den andern Mund... 468
Seidel, Ina: Die tröstliche Begegnung 136
Seitz, Robert: Verse vom Baasee . . 84
Stebich, Max: Domplatz 510
Sternberg, Leo: Grauer Rhein . . . 84
Warncke, Paul: Abendlied 309
Wohlgemuth, Otto: Liebste am Abend 239

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Baum, Oskar: Die Welt meiner Träume 161
Molo, Walter von: Meine Studentenjahre 369
Müller, Johannes: Schloß Elmau . . 194
Nielsen, Asta: Eine Viertelstunde in Gedanken durch mein Leben. 250
Planck, Prof. Dr. M.: Erinnerungen an Anna von Helmholtz 37
Stratz, Rudolph: Graf Zeppelin. Persönliche Erinnerungen 648
Wilder, Billie: Ein Eintänzer beichtet. 93

Kunst und Literatur

Guby, Dr. Rudolf: Rueland Frueauf d. J., Bürger und Maler zu Passau. Der Romantiker unter den deutschen Malern der Gotik. Mit neun farbigen Wiedergaben nach Gemälden des Künstlers 137
Hahm, Dr. Konrad: Die Lichtbilder von Helmar Lerski. Mit vier Abbildungen 97
Hausenstein, Wilhelm: Das Rote Meer. Mit einer Kunstbeilage 544
Höcker, Paul Oskar: Sommerspielzeit der Berliner Bühnen. Mit neun Abbildungen 653
Illustrierte Rundschau 105, 217, 329, 441, 553, 665
Moser, Dr. Ludwig: Albert Haueisen. Mit neun farbigen Wiedergaben nach Gemälden des Künstlers 472
Norden, Prof. D. Dr. Eduard: Einem zweitausendjährigen Geburtstagskinde zum Gruß (Virgil) 579
Pazaurek, Prof. Dr. Gustav: Neue Schmelzarbeiten und ihre Technik. Mit acht farbigen Abbildungen . . 68
Probszt, Dr. Günther: Herbert von Reyl-Hanisch, ein moderner Romantiker. Mit acht farbigen Wiedergaben nach Gemälden des Künstlers 253

Digitized by Google

Seite

Schleicher, Berta: Bayreuther Stimmungsbilder von 1873. Unveröffentlichte Briefe von Malwida von Meysenbug 492
Soyka, Josef: Junger Bühnennachwuchs Wiens. Mit sechs Abbildungen . . 377
Tietze, Prof. Dr. Hans: Anton Faistauer. Mit zwölf farbigen Wiedergaben nach Gemälden usw. des Künstlers . . . 25
Toth, Prof. Dr. Karl: Die Jahreszeiten des Lucas van Valckenborch. Mit sieben farbigen Wiedergaben nach Gemälden des Künstlers 585
Witte, Univ.-Prof. Dr.: Die Oberammergauer Herrgottsschnitzer. Ihre neuen Ziele und neuen Wege. Mit elf farbigen Abbildungen 301

Komposition

Reznicek, Emil Nikolaus v.: Unvergeßlicher Morgen. Gedicht von Karla Höcker 249

Sonstige Aufsätze

Baudissin, Wolf Graf: Moorhuhnjagd in Schottland. Mit zehn Abbildungen 626
Bauer, Notar Paul: Deutsche Himalayafahrt 1929. Mit neun Abbildungen . 497
Beetz, Dr. Wilhelm: Die chinesische Dame. Mit sieben farbigen Abbildungen . . 609
Bernatzik, Hugo Adolf: Kampf und Spiel bei den Nilnegern. Mit neun Aufnahmen des Verfassers. 45
Bölsche, Wilhelm: Das Geheimnis der fliegenden Blüte (Schmetterlinge). Mit elf farbigen Wiedergaben nach Aquarellen von L. von Korff . . . 511
Bruns, Käthe: Drei Frauen in einem Boot. Mit sieben farbigen Wiedergaben nach Aquarellen von Toni Schönecker 269
Defant, Univ.-Prof. Dr. A.: Ziele und Aufgaben wissenschaftlicher Meereskunde 305
Ebermayer, Oberreichsanwalt a. D. Honorarprofessor Dr.: Arzt und Patient in Gesetz und Rechtsprechung . . . 617
Foerster, Karl: Rittersporn von heute und morgen. Mit fünf farbigen Abbildungen 240
Giese, Prof. Dr. Fritz: Die fliegende Frau. Mit fünf Abbildungen 157
Greeven, E. A.: Hamburger Festtage. Mit sechs Zeichnungen von Marlice Hinz 297
Hoetzsch, Univ.-Prof. Dr. Otto: Die Herren von Rußland. Mit dreizehn Bildnissen 201
Hunziker, Univ.-Prof. Dr. H.: Rauschgifte und ihre Bekämpfung 245
Johnsen, Univ.-Prof. Dr. Arrien: Edelsteine und ihr künstlicher Ersatz. Mit dreizehn farbigen Wiedergaben nach Aquarellen von Paul Flanderky . . 169
Katinszky, Dr. E.: Neu eröffnet. Ernstes von einem vergnügten Gewerbe . . 209

Seite

Kaufmann, Präsident Dr. Dr. Dr. Paul: Friedrich Wilhelm IV. zum ersten Male am Rhein 469
Lange, Dr. phil. O.: Ferngas. Mit einer Abbildung 153
Leitich, Ann Tizian: An Bord der „Europa". Radiobericht von der ersten Amerikareise. Mit sechzehn farbigen Abbildungen der „Bremen" und „Europa" 353
Mayer, Dr. Anton: Leckerbissen des Meeres. Gastrosophische Plauderei. . . 411
Meckauer, Walter: Warum spricht man so ungern vom Geld? 651
Rau, G.: Die Rückkehr zum Pferde. Zum Jubiläums-Turnier des Reichsverbandes für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts. Mit neun Abbildungen 316
Renker, Gustav: Die Inseln des Äolus. Mit acht farbigen Wiedergaben nach Gemälden von Professor Franz Kienmayer 85
Röchling, Kommerzienrat Dr. Hermann: Politik und Wirtschaft im Saargebiet. Mit einer Karte 63
Roloff, Univ.-Prof. Dr. Gustav: Der Kaiser und sein Feldherr. Ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte vor 300 Jahren 506
Rosemann, Univ.-Prof. Dr. R.: Olympische Spiele. Mit neun Abbildungen 427
Rundt, Arthur: Cowboy-Olympiade. Mit neun Abbildungen 522
Schumann, Dr. Otto: Liebeslieder aus Benediktbeuern. Mit acht farbigen Abbildungen 414
Skid, Sidney: Feuerwerk...! Mit sieben farbigen Illustrationen von Wilhelm Heise 641
Stosch-Sarrasani, Dr. Hans: Über den Umgang mit wilden Tieren 373
Wegener, Univ.-Prof. Dr. Alfred: Mit Motorboot und Schlitten in Grönland. Mit neun Abbildungen 432
Zechlin, Privatdozent Dr. Egmont: Bismarck und Katharina Orlow. Mit einer Abbildung 197

Neues vom Büchertisch

Haushofer, Dr. A.: Natur und Zivilisation. Reisewerke 542
Johst, Hanns: Neues vom Büchertisch 101, 321, 437, 661
R., Dr. G.: Ausländische Romane und Novellen 325
— — Was lesen unsere Kinder in der Schule? 43
Reisen: Wen nimmt man auf die Reise mit? 607
Schauspieler und Poet dazu (Friedrich Kayßler) 215
Strecker, Karl: Neues vom Büchertisch 212, 549

—

Becker, Julius Maria: Ewige Zeit . . 324
Bender, E.: Deutsche Dichtung der Neuzeit 321

Digitized by Google

Seite

Binns, O.: Ein Mädchen und zwei Männer im Urwald 325
Blasius, Richard: Das Geheimnis des Kaf 662
Boláz, Béla: Unmögliche Menschen . 328
Braun-Prager, Käthe: Bei der Kerze . 323
Canka, Ivan: Haus zur Barmherzigen Mutter Gottes 328
Christiansen, Friedrich: Die spanische Riviera und Mallorca 543
Constantin-Weyer, M.: ... ein Blick zurück und dann 328
Deeping, Warwick: Kitty 326
Delmont, Joseph: Krösus Vagabund . 663
Dixelius, Hildur: Sara Alelia . . . 327
Droonberg, Emil: Rekordfahrt um die Welt 662
Edschmid, Kasimir: Hallo Welt! . . . 663
Egge, Peter: Hansine 327
Ernst, Paul: Gesammelte Werke . . . 552
Euringer, Richard: Fliegerschule 4 . . 103
Federn, Karl: Hauptmann Latour . . 102
Franck, Hans: Die einsame Kerze . . 213
Frank, Bruno: Der Magier 664
Galsworthy, John: Die letzte Karte . 326
Galzy, Jeanne: Therese von Avila . . 328
Geißel-Horn, Margarethe: Muttersein . 323
Gerlach, Kurt: Zwischen den Fronten . 102
Gregory, Alexander: Die P... kehrt zurück 439
Grieg, Walter: Sechs um Arila . . . 212
Handel-Mazzetti, E. v.: Frau Maria . 437
Hauptmann, Gerhart: Buch der Leidenschaft 101
Hauser, Heinrich: Donner überm Meer 213
Hemingway, Ernest: Männer 325
Henz, Rudolf: Unter Brüdern und Bäumen 322
Hesse, Hermann: Narziß und Goldmund 550
— — Trost der Nacht 324
Hildenbrandt, Fred: Annee und ihre Leichtathleten 663
Höcker, Paul Oskar: Die sieben Stufen 440
Hofmannsthal, Hugo v.: Buch der Freunde 215
Hohlbaum, Robert: Sänger und Könige 214
Hollaender, Felix: Das Schiff der Abenteuer 661
Huch, Ricarda: Gesammelte Gedichte . 323
Istrati, Panait: Kodin 328
Jahn, M.: Boleke Roleffs 664
Kallos, Aino: Der tötende Eros . . . 327
Kaltneker, Hans: Die drei Erzählungen 439
Kapherr, Egon v.: Murf Tatzelbrumm, ein Sohn der Wälder 543
Klabund: Celestina 215
Klages, Viktor: Die Neger 663
Krämmer, Elias: Die Wogen rollen . 326
Krieg, Hans: Indianerland, Bilder aus dem Gran Chaco 543
Lampel, Peter Martin: Verratene Jungen 104
Lichtenberg, Wilhelm: Ein Auto und kein Geld 661
Mann, Heinrich: Sie sind jung! . . . 213
Mann, Thomas: Mario und der Zauberer 664

Seite

Mechow, Karl Benno von: Das ländliche Jahr 437
Morgenthaler, Hans: Gadscha Puti. . 438
Mórncz, Zsigmond: Die Fackel . . . 328
O'Connell, James F.: Elf Jahre in Australien und auf der Insel Ponape 542
Ossorgin, Michael: Der Wolf kreist . . 327
Pfizenmayer, E. W.: Jagd- und Volksbilder aus dem Kaukasus 543
Plivier, Theodor: Des Kaisers Kulis . 103
— — Zwölf Mann und ein Kapitän . 103
Preradovic, Paula von: Südlicher Sommer 323
Presber, Rudolf: Die Witwe von Ephesus 214
Reinacher, Eduard: Bohème in Kustenz 440
Rickmers, Willi Rickmer: Alai! Alai! . 543
Roth, Eugen: Monde und Tage . . . 324
Rüttenauer, Benno: Frau Saga . . . 214
Sakharow, Konstantin W.: Nina Grigorewna 327
Salten, Felix: Fünfzehn Hasen . . . 104
Schäfer, E.: Spanien, eine Fahrt nach Andalusien. Monographien zur Erdkunde 543
Schäfer, Wilhelm: Der Hauptmann von Köpenick 551
Schanderl, Josef: Mitten im All. . . 324
Schauwecker, Franz: Aufbruch der Nation 103
Scholze-Fellmer, Elisabeth: Zwischen Liebe und Tod 323
Scott, Gabriel: Eisernes Geschlecht . . 326
Seidel, Ina: Renée und Rainer . . . 549
Smedley, Agnes: Eine Frau allein . . 325
Soergel, Albert: Kristall der Zeit . . 321
Staden, Hans: Ein deutscher Landsknecht in der Neuen Welt 542
Strecker, Karl: Rufe aus dem Dunkel . 215
Wehner, Josef Magnus: Die Sieben vor Verdun 438
Wittner, Viktor: Der Mann zwischen Fenster und Spiegel 322
Zerkaulen, Heinrich: Das offene Fenster 324

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Amiet, Cuno: Frühlingslandschaft. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 112 u 113
d'Arthois, Jacques: Hohlweg mit Blick in ein Tal. Gemälde. Faksimiledruck zw. 448 u. 449
Babberger, Prof. August: Paare im Walde. Gemälde. Faksimiledruck zw. 328 u. 329
Belling, Rudolf: Max Schmeling. Bronzebildwerk. Tondruck . . zw. 428 u. 429
Blocherer, Karl: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 192 u. 193
Burleigh, Averil: In den Dünen. Aquarell. Faksimiledruck . . . zw. 456 u. 457
Dier, Erhard Amadeus: Perseus und Andromeda. Gemälde. Tondruck zw. 396 u. 397

Digitized by Google

Seite

Erler, Prof. Fritz: Tänzerin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 336 u. 337
Faistauer, Prof. Anton: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 36 u. 37
Foerster, Dr.-Ing. E.: Die Jungfrau. Aufnahme. Tondruck . . zw. 104 u. 105
Frueauf d. J., Rueland: Heimholung St. Wolfgangs vom Abersee durch Regensburger Bürger. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 148 u. 149
Goossens, Prof. Josse: Sommertag am See. Gemälde. Faksimiledruck zw. 536 u. 537
Gorbatoff, Prof. Konstantin: Venedig. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 128 u. 129
Hecht, Käthe: Mit Pferd und Hunden. Aufnahme. Tondruck . . . zw. 16 u. 17
Hengge, Josef: Die Familie. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 560 u. 561
Hofmann, W: Die Beichte. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 228 u. 229
Kainer, Ludwig: Studie zum Bühnenbild der Ballszene in der „Fledermaus". Faksimiledruck . . . . . zw. 656 u. 657
Kampf, Prof. Arthur: Beter in der Moschee. Gemälde. Faksimiledruck zw. 208 u. 209
— — Bildnis einer indischen Fürstin. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 552 u. 553
Kossuth, Egon Josef: Kardinal Eugenius Pacelli. Gemälde. Tondruck zw. 80 u. 81
Lalaing, Graf Jacques von: Reiterbildnis. Gemälde. Tondruck. zw. 576 u. 577
Lavery, Sir John: Tennisplatz in Cannes. Gemälde. Tondruck zw. 200 u. 201
Lenk, Franz: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 224 u. 225
— — Segelschiff. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 488 u. 489
Liebermann, Prof. Ernst: Die alte Kirche (Kirche in Laffaux). Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 412 u. 413
Lipnitzki: Fräulein Beljanina vom Diagilew-Ballett. Aufnahme. Tondruck zw. 308 u. 309
Looschen, Reent: Stier. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 404 u. 405
Luini, Bernardino: Der Durchzug durchs Rote Meer. Gemälde. Tondruck zw. 544 u. 545
Maillol, Lucien: Tänzerinnen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 120 u. 121
Marx, Franz: Flamingofamilie. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 44 u. 45
Miehe, Walter: Badende Jungen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 568 u. 569
Muhrmann, Ludwig: Teppichstopferei. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 464 u. 465
Mulley, Oskar: An der Dorfkirche. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 232 u. 233
Oppenheimer, Joseph: Sohn und Tochter des Künstlers im Kostüm. Gemälde. Faksimiledruck . . . . Titelbild
Oppi, Ubaldo: Konzilium. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 344 u. 345
Pauser, Sergius: Bildnis meiner Frau. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 664 u. 665

Seite

Plew, Walter: Im Hafen der Arbeit. Aufnahme. Tondruck . . zw. 296 u. 297
Reiß, Winold: Blackfeet-Indianer. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Rumbucher jr., August: Birkenwege. Aufnahme. Tondruck . . zw. 648 u. 649
— — Der Wanderer. Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 184 u. 185
Sintenis, Renée: Der Bock. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 264 u. 265
Spiegel, Prof. Ferdinand: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 286 u. 287
Steinhausen, Wilhelm: Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 624 u. 625
Sterrer, Prof. Karl: Vormittag. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 388 u. 389
Stoskopf, Gustav Jacques: Elsässischer Bauer. Gemälde. Faksimiledruck zw. 60 u. 61
Türke, Georg: Schreitende. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 600 u. 601
Unold, Prof. Max: Knaben am Meer. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 8 u. 9
Wollheim, Gert: Der Geiger. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 440 u. 441

Text-Bilder

Bosch, Hieronymus: Der verlorene Sohn. Gemälde 448
Breuer, W. Wolfgang: Ein Paar. Radierung 293
Brües, Otto: Der Autor unseres Romans „Der Walfisch im Rhein" . . 672
Chauvel, G.: Der Erlkönig. Bildwerk 558
Desportes, Yvonne: Als Verlobte empfehlen sich. Gemälde 112
Dill, Prof. Otto: Entwurf zum Gemälde „Polospiel" im Rauchsalon der I. Kl. der „Europa". Faksimiledruck . . . 360
Ebel, Hermann: Rast. Photographische Aufnahme 557
Esser, Prof. Max: Das blaue Band. Bildwerk 666
— — Symbol des Matthäus vom Altar der evangelischen Kirche zu Berlin-Schmargendorf. Bronzebildwerk 107
Faistauer, Anton: Zwölf farbige Wiedergaben nach Gemälden usw. Faksimiledruck 25
Flanderky, Paul: Dreizehn farbige Wiedergaben nach Aquarellen zum Aufsatz „Edelsteine und ihr künstlicher Ersatz". Faksimiledruck 169
Folkwang: Blatt des Milzfarn (Asplenium nidus). Aufnahme 671
Frueauf d. J., Rueland: Neun farbige Wiedergaben nach Gemälden. Faksimiledruck 137
Frühstück, Das, im Hotelzimmer. Aufnahmen 667
Gött, Prof. Hans: Raub der Europa. Entwurf zu einem Seidengobelin für den großen Speisesaal der I. Klasse der „Europa". Faksimiledruck . . . 362

Digitized by Google

Seite

Hagel, Alfred: Die Zauberflöte. Entwurf für den Gobelin im Ballsaal der I. Klasse der „Europa". Faksimiledruck 368
Haueisen, Albert: Neue farbige Wiedergaben nach Gemälden. Faksimiledruck 473
Hehmke-Winterer: Sommer — Winter. Aufnahmen 108
Heise, Wilhelm: Sieben farbige Illustrationen zum Aufsatz „Feuerwerk...!" Faksimiledruck 641
Heubner, Prof. Fritz: Illustrationen zum Gedicht „Nachtgespräch" 208
Heyl, Arno: Dr. med. h. c. Hedwig Heyl. Gemälde 222
Hinz, Marlice: Sechs Zeichnungen zum Aufsatz „Hamburger Festtage" . . . 297
Hitzberger, Otto: Mann im Wind. Holzbildwerk 442
Hoppe, E. O.: Fifth Avenue in Neuyork heute und vor 50 Jahren. Aufnahme 443
Kamptz, Fritz von: Sven Hedin. Gemälde 222
Kienmayer, Prof. Franz: Acht farbige Wiedergaben nach Gemälden zum Aufsatz „Die Inseln des Aolus". Faksimiledruck 85
Kinderbilder („Sonnenschein" und „Regenwetter"). Aufnahmen. 669
Knight, Laura: Charivari: Gemälde . 333
Koelle, Fritz: Bergarbeiter. Bildwerk. 221
König, Lisa: Goethes Arbeitsraum im Schlosse Dornburg. Aufnahme . . 672
Korff, L. von: Elf farbige Wiedergaben nach Aquarellen zum Aufsatz „Das Geheimnis der fliegenden Blüte" (Schmetterlinge). Faksimiledruck . . 511
Kübart, Reinhold: Diana. Bildwerk . 109
Kubin, Alfred: Strandgut. Lithographie. Tondruck 133
Lerski, Helmar: Lichtbilder. Aufnahme 97
— — Gertrud von Molo. Aufnahme. 446
Leuchte der Welt, Die, die Gemahlin des Großmoguls Dschihangir. (Anfang des 17. Jahrh. n. Chr.) Indische Miniatur auf Elfenbein. Faksimiledruck 217
Lorcher Kreuztragung, Gruppe aus der. Mittelrheinisches Terrakotta-Bildwerk 110
Maçon, Julius: Die Dampfmaschine. — Entwischt! Zeichnungen 335
Netzband, Georg: Hutverkauf. Gemälde. Faksimiledruck 219
Oppler, A.: Gerda Maurus. Zeichnung 559
— — Käte von Nagi. Zeichnung . . 558
— — Dita Parlo. Zeichnung. . . . 559
Reyl-Hanisch, Herbert von: Acht farbige Wiedergaben nach Gemälden. Faksimiledruck 253
Rickelt, Karl: Bildnis des Freiherrn Börries v. Münchhausen. Zeichnung 315
Rüstig, Hermann: Männlicher Kuckuck. Naturaufnahme 441
Sacerdoti-Thomin, Adelina: Orchesterprobe bei Bruno Walter. Scherenschnitt 560
Schaudt, Joh. Emil: Entwurf für eine Neugestaltung des Alexanderplatzes zu Berlin. Faksimiledruck 220

Seite

Schloß, Dr. R.: Mein Matrose. Aufnahme 665
Schmidt-Hamburg, Robert: Vier farbige Wiedergaben nach Gemälden zum Aufsatz: An Bord der „Europa". Faksimiledruck 353
Schönecker, Toni: Flaschenbläser. Radierung 447
— — Sieben farbige Wiedergaben nach Aquarellen zum Aufsatz: „Drei Frauen in einem Boot". Faksimiledruck . . 269
Schönheitskönigin Lisl Goldarbeiter. Aufnahme 105
Schröder, Dr. h. c. Rudolf Alexander: Rauchsalon mit anschließendem Wintergarten I. Klasse auf der „Bremen". Entwurf. Faksimiledruck 363
Schwarzer, Max: Wandmalerei für das Kinderspielzimmer der I. Klasse auf der „Europa". Faksimiledruck . . . 358
Speer-Klausner, Judith: Tiergrotesken. Bildwerke 670
Stone, Cami: Der Witzbold. Aufnahme 336
— — Zebufamilie. Aufnahme . . . 224
— — Zirkus Hagenbeck. Aufnahmen . 554
Szporek, Siegmund: Schatten. Aufnahme 111
Trooft, Prof. P. L.: Vier farbige Wiedergaben nach Entwürfen zum Aufsatz: An Bord der „Europa". Faksimiledruck 354
Valckenborch, Lucas van: Sieben farbige Wiedergaben von Gemälden. „Die Jahreszeiten". Faksimiledruck . 585
Wach, Prof. Karl: In der Schwimmhalle der „Bremen". Entwurf. Faksimiledruck 355
Wackerle, Prof. Josef: Sommer. Porzellanbildwerk. Faksimiledruck . . . 217
Wagner, Adolf: Stafettenläufer. Bildwerk 332
Zabel, L.: Vignette für die Speisekarte der „Bremen". Faksimiledruck . . . 364

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Altarraum mit Altarkanzel in der neuen evangelischen Kirche zu Berlin-Schmargendorf. Aufnahme 106
Anrichte. Aus der Ausstellung der Deutschen Werkstätten, A.-G., Berlin 106
Dose und Tasche. Lederarbeiten . . . 444
Frisur, Neue. (Eva von Berne) Aufnahme 223
Gürtelschnalle, Gallorömische, aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. 110
Hängekontakte 556
Kämmerer, Hanne-Nüte: Nadelarbeiten 334
Nippes, Aus Glas geblasen 444
Ostereier. Farbige Aufnahmen. Faksimiledruck 218
Reitanzug, Sommerlicher, für Herrensitz. Aufnahme 553
Riesenpanflöten der Mojos-Indianer in Trinidad (Bolivia). Aufnahme . . 329
Sommerhüte und Sommerpelze . . . 330
Strandanzüge 445

Digitized by Google

Seite

„Velhagen-Klasing"-Haus, Das. Von den Monatsheften und ihren Lesern preisgekrönter Entwurf von Paul Keppler 666

Seite

Weil, Hanna: Elfenbeinarbeiten. Dose. — Spiegel 668
Zigarettenkasten 556

Der Beobachter

Anekdoten . . . . . (Heft 10, 12)
Baum, Vicki, als Dramatikerin . . (Heft 7)
Berliner Festspielwochen . . . . (Heft 12)
Chaplin, Charlie und die goldene Uhr (Heft 11)
Einfälle . . . . . (Heft 8)
Erinnerung an Annette von Droste-Hülshoff . . . . . (Heft 12)
Fische, Gefrorene, im Karton . . (Heft 10)
Flöte, Auferstehung der . . . . (Heft 8)
Gesundbrunnen, Der . . . . . (Heft 9)
Leben in dieser Zeit und im Funk (Heft 8)
Meisterkonzerte der Berliner Kunstwochen . . . . . (Heft 12)
Schallplatten-Rundschau . . . . (Heft 7)
Schnütgen . . . . . (Heft 8)
Sprechmaschine, Die, als Lehrer . (Heft 8)
Stilleben, Das, Wink für Liebhaberphotographen . . . . . (Heft 7)

Digitized by Google

Sohn und Tochter des Künstlers im Kostüm
Gemälde von Joseph Oppenheimer
Berlin, Kunstausstellung F. Gurlitt

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / März 1930 / 7. Heft

Mario und Gisela

Roman von Waldemar Bonsels

Mitte Mai

Mario hockte auf der Zinne der Einfassungsmauer, die den Schloßhof gegen den Wald zu begrenzte. Er saß in den Efeubüscheln wie in einem Nest und schaute über den Teppich der Frühlingswälder hin, über ein hellgrünes, sanftwogendes Meer in der Sonne. So erschien es, als ob er Gisela nicht beachtete, die auf einer Bank am inneren Mauerrand saß, im Halbschatten der Efeuwolke, und aufmerksam zu ihm aufschaute. Ihr helles Haar bekam durch den Farbodem des Laubwerks einen grünlichen Schimmer, den es leicht annahm, denn es war so zart und licht wie gelbliche Seide, die ein wenig verwittert ist, ohne an Glanz verloren zu haben. An den Schläfen hätte niemand die Übergänge festzustellen vermocht, das Haar begann dort wie eine Lichtquelle, ganz wundervoll.

„Also," sagte sie, und ihr Blick ruhte unverwandt auf Marios braunem Knie, dicht über ihr, „also nun merke es dir: Gisela, nicht Gita, auch nicht Gisa, das ist noch schlimmer. Auch deinen Tieren gibst du so sonderbare Namen."

„Es ist ganz gleich," antwortete Mario, Blick und Seele über dem Waldmeer, „ich sehe dich schon, wie du bist."

„Auch jetzt?"

Mario wandte sich, bog den Efeu zur Seite und lächelte. „Jetzt."

Vielleicht brauchte sie seinen Blick in ihren Augen, um sagen zu können: „Du tust eigentlich mit Frau Ingrid, was du willst. Die Leute sagen, das Schloß gehörte dir. Früher war das für mich hier ganz anders, für uns, auch für Ellinor."

Mario wurde ernst. „Ich will nichts."

„Das sagst du. Wie ziehst du dich überhaupt an! Man muß ja lachen."

„Ich habe gern, wenn du lachst."

„Auch wenn ich über dich lache? Du bist bald zwanzig Jahre alt und läufst umher wie ein . . . ja, wie soll ich sagen . . . wie ein Bursche, wie ein . . . kein Mensch würde glauben, daß du ein junger Herr bist. Da solltest du die jungen Herren in der Stadt sehen. Donnerwetter!"

„Was macht sie schön und gut?" fragte Mario. Er fragte gleichgültig, und Gisela fühlte, daß er sich nur deshalb auf das Gespräch einließ, weil er sie nicht verletzen wollte, aber nicht, weil es ihm gefiel.

„Schön und gut . . ." äffte sie ihn in Wort und Tonfall nach, „wer fragt denn so? Du bist schwer wie ein Stein. Gibt es nicht noch tausend andere Dinge? Nein, es ist wirklich unglaublich, wie du hier zurückgeblieben bist. Tante Ingrid sollte sich schämen, dich so zu vernachlässigen. Ja, das meine ich . . ."

„Jetzt, wo du gekommen bist, wird es vielleicht besser," antwortete Mario mit einem kaum merklichen Lächeln, das er aber nicht für das Mädchen bestimmte, sondern wieder abgewandten Gesichts in die Waldweite schickte. Es verflog über den grünen Wogen, nichtig, wie es war.

„Höre zu, wenn ich mit dir spreche! So benimmt man sich nicht."

„Ich wollte dich nicht kränken."

„Wer sagt denn, daß du mich gekränkt hast?"

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

„Spricht denn bei euch ein Mensch nur Worte mit dem Mund, und spricht er nicht mit allem, wie er sein Wesen hat?“ Mario fragte jetzt teilnehmend und deutlich neugierig. „Reden? Damit kann man sich doch nur helfen, wenn man unsicher ist. Worte sind ähnlich wie Fliegen, die auf einem Bild sitzen, gleich hundert. Bei dir kommen sie von allen Seiten, und immer willst du, daß ich sie fangen soll. Da muß ich springen und rutschen, fallen und kriechen. Weshalb willst du das? Laß mich hier sitzen.“

Gisela lachte unsicher und lieb. „Sonderbar . . . du, sonderbar bist du. Ich glaube, es lohnte sich wirklich, sich deiner anzunehmen. Hat man jemals einen solchen Jungen gesehen! Wie du mich ärgerst . . .“

„Wenn ich dir mißfalle, so bin ich betrübt.“

„Aber doch nicht so . . ., Lieber, nein, ich meine es doch nicht böse, du bist mir doch lieb . . .“

Wie mit den zarten Händen, die auf ihn zu sich hoben, fing sie gerührt alles Traurige ein, das mit dem Tonfall seiner letzten Worte gesunken war. In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, als wünsche sie sich, es möchte leuchten. Marios Augen strahlten vor Dank. Sie schwieg, als dürfe sie diese Strahlen nicht stören. Mit kindlichem Staunen sah sie ihn an wie in sein offenes Herz. Es wurde ganz still. Der gelbe Falter, der über die Mauerbrüstung herangaukelte, blieb sorglos und für sich, wie in der ungestörten Natur. Giselas Augen verfolgten ihn in einer bescheidenen Abkehr von ihrem Gefühl, das blieb und gaukelte wie der helle Frühlingsvogel. „Wie schön,“ sagte sie, „schön . . .“ Vielleicht meinte sie den Falter.

Mario bezog ihr Wort auf ihn und sagte: „Es ist ein Zitronenfalter, seine Art ist die erste, die kommt; einer flog, als noch Schnee lag, da warst du noch nicht da, aber der Seidelbast blühte.“

„Ist es wahr, Mario, daß du alles, alles im Wald kennst? Daß du mit den Tieren lebst, daß sie dich verstehen, daß die Vögel sich auf deine Hand setzen und daß du die Schlange berührt hast, ohne daß sie dir ein Leid tat?“

„Kein Tier sucht dem Menschen zu schaden,“ sagte Mario, traurig, von einer Erinnerung bedrängt.

„Keins, wirklich keins? Der Löwe zum Beispiel?“

„Hier gibt es keine Löwen.“

„Aber Mario! Wirklich nicht?“ Als sie ihn auslachte, hörte er nur auf ihr Lachen, es traf ihn nicht anders als eine große Beglückung.

„Sag', Mario, könntest du auch ein wildes Tier bändigen, ein böses, wie man sagt?“

„Als ich im Wald lebte und ein Kind war, hat mich niemand gefragt, und ich mußte mit denen leben, die um mich waren. Ich habe niemals erfahren, daß es anders sein könnte, auch dachte ich nicht daran. An nichts dachte ich . . .“ Er stockte und sah in die Weite.

„Ein Raubtier meine ich, eine wilde Katze vielleicht.“

Sie wartete nicht auf Antwort, sondern blinzelte ins Licht. Der Bogen ihrer Brauen, sichtbar wie ein Goldstrich, senkte sich dichter an das metallische Blau der Pupillen, die das Licht nicht gerne hatten, und das untere Lid deckte sie fast ganz. Die Lippen waren in dem Sonnenfleck, der auf ihnen lag, durchscheinend zart; man sah das Blut, wie durch Glas. Sie dachte an das, was Frau Ingrid ihr von Mario erzählt hatte, wie sie den Verwilderten bei dem alten Waldweiblein gefunden und mit sich aufs Schloß genommen hatte. Die Tante sprach immer zögernd und sehr zurückhaltend, wenn sie über Marios Dinge etwas aussagte. Gisela fand das übertrieben; diese Art machte sie lauernd und mißtrauisch, sehr aufmerksam und etwas spöttisch. Frau Ingrid wich ihrem Blick dann sofort aus, gewiß nicht lieblos oder abweisend, aber doch Schranken setzend; sie vergaß eben, daß sie, Gisela, schon siebzehn Jahre alt war und sicherlich in mancher Hinsicht vorgeschrittener als die Tante, die auf dem Lande lebte und schließlich auch schon älter wurde, zweiunddreißig Jahre — mein Gott, ein hübsches Alter, wenn man es ihr auch nicht ansah. Nein, sie konnte wie ein junges Mädchen aussehen, zu Pferd etwa oder wenn sie angeregt mit Mario sprach . . . dann besonders.

Gegen Abend des gleichen Tages ließ Frau Ingrid durch Doseland, den Diener, Gisela in ihr Zimmer bitten; es war vor dem Abendessen. Der Alte fand das Mädchen im Garten, verbeugte sich schweigend ins Leere und wartete, als er sie erreicht hatte. Es war, als wagte er nicht, sie anzureden. Ihr Anblick machte ihn befangen. Sie stand in einem hellen, sehr kurzen Kleid an der Taxushecke und suchte etwas oben im Dunkel des Gezweiges. Vielleicht ein Nest. Sicherlich, denn sie hatte sich auf die Fußspitzen erhoben, und die Nase, ein wenig keck, wie sie geformt war, arbeitete in Gemeinschaft mit Hand und Auge im ungewissen.

„Gnädiges Fräulein . . .“ sagte er endlich.

„Mein Gott, wie du mich erschreckst!

Digitized by Google

Kannst du nicht anständig, hörbar auftreten?" Sie war herumgefahren und faßte sich mühsam. „Ich glaubte, es sei Mario. Was willst du?"

„Die Herrin möchte das gnädige Fräulein sprechen und läßt bitten."

„Die Herrin! Lebt ihr denn hier noch im Mittelalter? Gut, ich komme. Soll ich nach oben kommen? In die ‚Kemenate' vielleicht? Komisch seid ihr hier. Ich werde wieder abreisen."

„Das würde uns alle betrüben," sagte der Alte.

„Auch dich?"

„Auch mich, wenn es erlaubt ist. Wenn es erlaubt ist, würde ich bekümmert sein."

„Du bist goldig, Doseland, und schrecklich dumm. Kummer kann man doch nicht erlauben oder verbieten. Komm, wir gehen zusammen. Wo ist Mario?"

„Der junge Herr ist nach Degernbach geritten in die Försterei; er kommt nicht zum Nachtmahl, sondern wahrscheinlich erst morgen zurück."

„Wieso? Wer hat ihm das erlaubt? Weshalb denn das?"

„Erlaubt . . .?" fragte der Alte erstaunt und lächelte.

„Was lachst du da vor dich hin!?"

Sie blieb stehen und bog die Blüten des Apfelbaums nieder, betrachtete die Rot-Weißen, die Knospen an den grünen Büscheln, und durch sie hindurch den Alten, der mit einem halben Schritt stehen geblieben war und furchtbar ernst dreinschaute, so ernst, daß man spürte, wie heiter ihm zumute war.

„Du hast nicht zu lachen, wenn ich etwas frage!"

Der Alte sah das Mädchen freundlich an. „Sie wünschen nicht, daß man hier ‚Herrin' sagt," begann er langsam, „aber Sie lieben sehr, zu befehlen. Im Schloß gibt es noch eine Herrin und Diener und Mägde, jedoch niemand befiehlt, wie Sie es tun."

„Du bist doch nicht dumm, Dosel, höre, das gefällt mir wirklich."

„Es kann nichts in der Welt so wohl gefallen, als Sie es allen Menschen tun."

Gisela lachte glücklich. „Zur Tante soll ich kommen . . . ja, ja, komm, gehen wir."

Nun, das war kein Zufall, daß dem Mädchen just in diesem Augenblick wieder Frau Ingrid in den Sinn kam. Alle lebten von ihr und in ihrem Geist. Wie mächtig sie war, ja wirklich eine Herrin, aber allein durch ihre Güte. Auch in der Art, wie sie Mario behandelte, hatte sie vielleicht zuletzt doch recht. Wie sonderbar war es auf Degernholm. Sie senkte den Kopf im zögernden Dahinschreiten, das Näschen versuchte die Neigung mitzumachen, es gelang ihm aber nicht ganz.

Dorn, der Wolfshund, kam ihnen im Hof entgegen, begrüßte Doseland durch einen rasch wieder abgewandten Blick, wie man ihn für gute Freunde hat, wenn ein Fremder, beiden bekannt, die ereignisreichere Beachtung findet. Dann schloß er sich Gisela an, offenbar wußte er, daß der Weg hinauf in die Wohnräume führte. Gisela schob ihn von sich ab. ‚Jetzt kommst du,' dachte sie, ‚jetzt, wo Mario fort ist, und in den Wald darfst du auch nicht mit.' Es erzürnte sie seit langem schon empfindlich, daß ein Pfiff Marios Dorns Liebe zu ihr auslöschen konnte, wie man ein Licht ausbläst. Fort war sie dann, sie, Gisela, für den Hund Dorn, völlig verschwunden, nicht mehr auf der Welt. Das ging so nicht weiter. „Das soll nun Liebe sein . . ."

Doseland kam bei ihrem Wort horchend mit einem Schritt von hinten her heran. „Das gnädige Fräulein befehlen?"

„Ich heiße Gisela und fertig! Befehlen tue ich überhaupt nicht mehr. Einfach: Fräulein Gisela. Wirst du gehorchen?"

„Wie Sie befehlen."

„Ach so . . . ach, du bist widerlich."

Die Halle des hohen Flurs nahm sie auf, Doseland schlug sich gemächlich in die Richtung der Dienerschaftsräume, und Dorn blieb ungewiß im Eingang stehen, wedelte eine abwartende Bitte langsam ins Einsame und kehrte um.

Gisela ging langsamer, immer bei einer Wendung der weiten, offenen Hallentreppe etwas langsamer. Mit halber Empfänglichkeit nahm sie durch das Bogenfenster den Glanz der Abendlandschaft in sich auf, erst vor Frau Ingrids Tür raffte sie sich zusammen und klopfte entschlossen.

Frau Ingrid hielt ihr die Hand hin, ohne sich vom Sessel am Fenster zu erheben, das erforderte ein paar rasche Schritte. Das Zimmer wirkte ziemlich dunkel, der Stuhl, auf dem das junge Mädchen Platz nahm, stand in der Lichtbahn des Fensters.

„Du fühlst dich wohl auf Degernholm, Gisela?"

„Schrecklich. Wie immer. Weshalb?"

„Ich möchte, alle fühlten sich hier wohl, und niemand wäre beunruhigt."

„Beunruhige ich hier jemand?"

„Es freut mich, wie rasch du mich verstehst. Du warst immer ein kluges Mädchen, schon als du noch als Kind mit deinen Puppen in diesem Winkel spieltest. Das hast du vergessen?"

„Aber nein, nur waren wir solange ge-

Digitized by Google

trennt. Du ließest uns nicht mehr kommen, seit . . ."

„Seit Mario da ist."

„Nein, ich wollte sagen, seit mehr als fünf Jahren."

„Das ist also dasselbe. Und sieh, Gisela, nun möchte ich nicht bereuen, daß ich euch, dich und Ellinor, habe kommen lassen. Es wird mir wahrhaftig nicht ganz leicht, mit dir über das zu sprechen, was mich bewegt, aber es muß sein, wenn du bleiben willst. Ich weiß auch, daß man über diese Dinge nicht zu einem Kind sprechen soll, aber du bist kein Kind mehr."

„Freilich . . ."

„Da, wo du es nicht mehr zu sein glaubst, bist du es noch. Aber in gewisser Hinsicht bist du für dein Alter gereifter, jedenfalls erfahrener, als es in meiner Zeit ein junges Mädchen zu sein pflegte. Das hat mit Fortschritt oder Aufklärung, wie du glaubst, nicht das geringste zu tun, sondern nur mit der Frage, ob man es der Sonne überläßt, eine Blume zu erschließen, oder ob man mit irgendwelchen Mitteln nachhilft. Für diese Mittel habt ihr sehr gescheite Namen, wie oft voreilige Menschen für ihre Irrtümer."

„Gibt es eine Predigt, Tante?"

„Ja, es gibt eine Predigt, Gisela. Ich will ehrlich sein und dir gestehen, daß meine Neigung für dich nicht so beschaffen ist, daß ich es deinetwegen unternehmen würde, etwas auf diesem Gebiet zu sagen. Ich habe dich sehr lieb, und du liegst mir am Herzen, aber im Grunde unseres Daseins gehen wir wohl im Leben doch aneinander vorüber."

Es wurde sehr kühl. Gisela fühlte sich zugleich zurückgewiesen und seltsam geehrt. Sie dachte daran, wie Frau Ingrid überall in der Verwandtschaft ihrer Ehrlichkeit wegen gerühmt, geachtet oder gehaßt wurde. Sie nahm sich mächtig zusammen, wagte aber die Entgegnung nicht, daß solche Einstellung des Gefühls auf Gegenseitigkeit beruhe. Es wäre auch nicht wahr gewesen. Jedoch die Ausschließlichkeit, in der diese Frau alles ins klare rückte, war ihrer Natur fremd und zuwider. — Sie fühlte sich gekräftigt unter diesem Angriff. War das vielleicht gewollt, von jener starken Seite drüben?

„Du spürst, daß ich versuche, dich ernst zu nehmen," begann Frau Ingrid wieder und lächelte allen Kummer zwischen ihnen fort.

Gisela, bedrängt durch dieses gütige Lächeln, dessen Wärme sie annahm und brauchte, dachte trotzig: ‚Sie ist genau wie ich, nur stärker.' „Was willst du Tante? Ich stehe dir ganz zur Verfügung."

„Siehst du, Gisela, diese Worte gefallen mir weit besser, als vorher deine Bemerkung über die Predigt. Wir können miteinander reden wie zwei Schwestern, und da dein Vorteil ist, daß du viel jünger bist als ich, so wirst du deine Lage nicht ausnützen, sondern mir mit freundlicher Nachsicht zuhören, mit dem Wunsch, mich recht zu verstehen."

„Um was handelt es sich?" fragte Gisela, diesmal ein wenig zu förmlich, etwas zu mächtig gemacht durch die Gunst solcher Höflichkeit. Aber ihr kleiner Thron stürzte um, als sie ungläubig, tief erschrocken und dennoch deutlich hörte: „Um deine Hosen."

„Um meine . . . aber Tante Ingrid!" Da es still blieb, gewissermaßen völlig gefestigt still, fügte sie rasch hinzu: „Aber ich habe ja gar keine an, kaum welche . . . wenn du das Hosen nennst . . ."

„Also um das, was du nicht anhast, handelt es sich. Es war gewiß schon recht heiß in diesen Tagen, und ich habe Sinn dafür, daß Luft und Sonne dem Körper nicht nur an Gesicht und Händen wohltun, aber ich will nicht, daß man bei deinen kurzen Kleidern deine Beine bis weit hinauf über die Knie sieht und, wenn die Sonne scheint oder der Rasen lockt, noch weiter."

„Ist das der Fall? Ich bin ganz erschrocken." Gisela zupfte an ihrem Kleidersaum, bemüht, ihn über die Knie hinabzuzwingen. Er wollte nicht. Frau Ingrid sah zu.

„Wenn ich dich wirklich in Schreck und ganz neue Scheu versetzt hätte, so würde ich mein Anliegen nicht auf diese Art vorgebracht haben. Ich habe es vorgebracht, weil du die Eigenschaft deines Kleides, die du da eben bekämpfst, sehr wohl und ganz bewußt gekannt hast. Hier sind Männer im Hause, Forstbeamte, Dienerschaft und Mario."

„Ah . . . Mario."

„Seinetwegen spreche ich. Um das seelische Gleichgewicht der Dienerschaft bin ich nicht in Sorge, um dein Ansehen nur soweit, als du als meine Nichte im Hause lebst. Du bist von Körper schön, jung und hast in deinem Wesen bewußt und unbewußt viel Reiz für das andere Geschlecht. Ich gestehe dir das bereitwillig zu, erfreut auch für die, welche es genießen. Wenn du Marios Gunst und Neigung gewinnen willst, so tue es, aber nicht mit deinen Beinen."

„Sie gehören dazu!"

„Darin gebe ich dir vollständig recht, aber sie kommen nicht zuerst."

Giselas Antwort hatte deutlich gereizt und sehr entschieden geklungen. Ein Wirbelwind von Gedanken und Empfindungen er-

Digitized by Google

schütterte sie. Für einen Augenblick waren es durchaus nicht mehr Tante und Nichte, die einander gegenübersaßen. Frau Ingrid sagte ruhig: „Du glaubst jetzt, ich sei eifersüchtig, Gisela."

Das Mädchen lachte unsicher. „Aber Tante, kannst du denn Gedanken lesen? Ich habe es wirklich gedacht."

„Nicht nur deine Kleider sind durchsichtig. Ich dachte übrigens bei meiner Bitte nicht eben an Wollhosen mit roten Spitzen, die bis an die Waden reichen. Später dann, wenn wir zusammen baden, darfst du es dafür gern ohne Badeanzug tun."

„Tante . . . wirklich?"

„Wenn du es willst. Und darüber wirst du dann langsam erleben, daß ich weder eifersüchtig noch prüde bin."

In Gisela flimmerte das Verlangen auf, sich Frau Ingrid wie einst als Kind an den Hals zu werfen, aber sie beherrschte sich in einer Regung von Kraft und zurückgewonnener Würde und küßte ihr die Hand. Frau Ingrid fuhr ihr über das Haar, flüchtig, prüfend, in ihren Gedanken schon seitab. —

Zum Nachtmahl kam auch Ellinor aus ihrem Zimmer oder Gartenwinkel, das Buch noch in der Hand. Schlicht, dunkel und freundlich saß sie an ihrem Platz und lauschte mehr auf die Worte der anderen, als daß sie selber sprach. Gisela war fröhlich, fast ausgelassen. Mario fehlte.

Die Schwestern

Mario fehlte auch am andern Tag beiden Schwestern, Ellinor, der älteren, und der jungen Gisela. Die beiden Mädchen saßen im Garten in Liegestühlen. Die Sonne stand schon hoch, sie hatte das Gebäude umwandert und strahlte über der Waldebene zu ihren Füßen. Das Schloß lag hochgebaut, im Süden vor sich die endlosen Waldgebiete, hinter sich, gegen Norden, das Tal der Deger, die bald hinter dem Schloßgarten im blauen Wasserbogen durch die Wiesen zog, zum Waldsee hinab.

„Ich möchte bald einmal zu den Ruinen des alten Schlosses, Mario hat davon erzählt. Sie liegen tief im Wald, ganz eingegrünt. Wie ein zackiger grauer Stein im Gras, sagt Mario. Er kennt alles . . ."

„Mario, Mario, Mario!" antwortete Ellinor und ließ ihr Buch sinken. „Der Junge wird hier viel zu sehr beachtet und verwöhnt." Da Gisela vernehmbar schwieg: „Findest du nicht?"

„Sag' es ihm selbst. Was liest du da?"

„Ich sehe, daß man ihm hier in allem und allem den Willen läßt. Wie soll denn das später werden? Er gewöhnt sich daran, die ganze Welt als sein Eigentum zu betrachten. Allem, was ihm nicht behagt, weicht er aus. Ich habe versucht, ihn gesprächsweise in eine andere Interessenwelt zu ziehen, ihm Gebiete zu eröffnen, die seinen Gesichtskreis erweitern — — ausgeschlossen!"

„Das da etwa?" fragte Gisela und wies mit dem Ellbogen auf das zurückgesunkene Buch.

„Ich werde doch nicht mit dem Schwersten beginnen. Dies ist Spinoza. Du weißt wahrscheinlich gar nicht, wer das ist."

„Doch. Einer von den zwölf kleinen Propheten, oder sind es zehn?"

„Siehst du, keine Ahnung. Nein, damit bin ich ihm natürlich nicht gekommen. Aber nichts, nichts weiß er. Dichtung, Kunstgeschichte, Malerei sind ihm so fremd wie Musik."

„Religion . . . auch schlecht?"

„Es hat gar keinen Sinn, daß du spottest. Ich gestehe offen, daß mir der Junge wirklich am Herzen liegt."

„Er wird sich hüten."

„Gisela!"

„Was denn? — Ich werde ihm Tennis beibringen, das ist viel vernünftiger. Für deine Weisheiten ist es zu spät. Im Turmzimmer sind Bälle und ein Netz. Ich weiß auch, daß hier früher gespielt wurde. Als Kind habe ich die Bälle sammeln müssen."

„Das glaube ich, daß dir Tennis besser paßt."

„Es ist eine Verschwörung gegen meine Beine ausgebrochen," seufzte Gisela. „Da liegen sie, die zwei, friedlich wie Lämmer. Jetzt sag', was du an ihnen auszusetzen hast . . . hör' die Bienen."

Zu Tausenden machten sie sich am Efeu zu schaffen, der in großen Büscheln über die Mauer nach außen hin niederhing. So brauste ihre Orgel aus dem Sonnental herauf, als brauste das Licht. Man sah sie nicht. Es war zu warm und hell, man wollte sie auch gar nicht sehen, so tönte die tiefe Bläue immerzu. Aus dem Obst- und Gemüsegarten klang der Spaten.

„Keine Biene sticht Mario," sagte Gisela. „Gestern hatte er eine Wabe in den Händen, braun und schwarz von diesen Ungeheuern, eines über dem andern. Er stellte sie vorsichtig an die Wand, so daß keine verletzt wurde, und nahm eine zweite Wabe aus dem Stock, er suchte nach der Königin. Eine ganze Wolke von Bienen hüllte ihn ein, keine stach ihn, obgleich sie ihm über die Hände liefen. Spinoza hätten sie gestochen."

„Mit dir . . ."

Digitized by Google

„Dich auch! — Weißt du, was es bei ihm ist? Schwer zu sagen ... Seine Seele kann eine Bienenseele werden, eine Vogelseele, eine Pflanzenseele. Die Geschöpfe fühlen die Seele, das ist es. Ich habe so was nie gesehen. Er meint es gut mit seiner ganzen Seele und hat einen freien Mut, das fühlt jedes Geschöpf."

Ellinor sah zur Seite und in das schwesterliche Angesicht. Sie setzte zu einer Antwort an, aber sie schwieg, das Leid des alten Zweifels in den klugen, guten Zügen. Ja, so war es immer schon: die Schwester plapperte und plauderte, wie es ihr in den Sinn kam; nie war es möglich, sie bei einer Sache zu fesseln. Sie lachte und spottete oft bei den ernstesten Dingen, aber dann plötzlich, Gott weiß woher, kam ein Wort aus ihrem Kindermund, nicht klug, noch weise, nicht überlegt, noch gebildet, nicht wichtig, noch sonderlich redlich, aber schön ... schön.

Ja, das war es bei Mario, genau das, was Giselas leichte Hand so einfach an den Frühlingshimmel schrieb. Da stand es nun. Und sie hatte doch so zuversichtlich geglaubt, sie selbst verstünde Mario wie niemand sonst.

„Es wird schrecklich heiß," seufzte Gisela. Nicht einen Augenblick lag sie still. Ellinor hob mit einer fast müden Geste wieder ihr Buch. Es war merkwürdig, wie rasch die Sonne ihre Haut gebräunt hatte, ganz gleichmäßig. Sie war wie aus Elfenbein, sehr zart und fast ohne Rot, nicht einmal die Lippen wirkten farbig. Das braune Haar, das sie lang trug und in einem Knoten im Nacken, hatte die Farbe der Augen, die nicht wechselte. Sie galt als sehr schön, viel schöner als Gisela.

Jetzt gab sie nach, mit einlenkendem Tonfall, fast schwermütig. Sie sagte: „Ich habe Mario ein Buch angeboten, es ist ja gleich, welches. Weißt du, was er gesagt hat? Er hat es abgelehnt und gesagt: ‚Ich habe schon eins.'"

Gisela lachte. Als sie sich beruhigt hatte, meinte sie nachdenklich: „Das ist nur seine Art der Abkehr von unseren Dingen. Bilde dir nur nicht ein, er wüßte nicht, daß Bücher verschieden sind."

„Ich bringe es nicht heraus. Er antwortete mir ganz sachlich. Was soll man da machen?"

„Tante Ingrid liest ihm doch abends vor, halbe Nächte hocken sie oft zusammen. Sie wird schon das Rechte für ihn finden. Es ist merkwürdig, wie sie es treibt: niemals bietet sie ihm etwas an, zu nichts drängt sie ihn, aber wenn er fragt, antwortet sie. Ich habe das schon beobachtet. Sie sprach auch davon, als sie uns anfangs von ihm erzählte. Wie schön die Geschichte in ihrem Mund klang, wie ein Märchen. Da findet sie ein verwildertes Kind mit Pfeil und Bogen im Wald, Dorn hat es hier entdeckt. Und der Knabe beschwichtigt den wütenden Hund, bis er sich an ihn schmiegt, und sagt ihr, er würde sie nicht schießen. Sollte man glauben, daß es so etwas noch gibt? Jahrelang hatte er keinen Menschen gesehen, nur das alte Waldweib, bei dem er lebte. Das ist auch so ein Kapitel, diese Dommelsei oder wie sie heißt, Tante Ingrid nennt sie Marilin. Wir sollen sie nächstens im Wald besuchen. Mario hat versprochen, mich mitzunehmen."

„Dich?"

„Uns natürlich. Was ist denn? Aber schön ist das alles, so schön ..."

„Schön und gut," antwortete Ellinor, „aber was kommt am Ende dabei heraus?"

„Was soll denn aus der Schönheit noch herauskommen? Sie ist doch kein Osterei, das man zuletzt frißt. Sie ist da und fertig."

„Du machst es dir leicht."

„Aber auch andern. Du machst es allen Leuten schwer."

„Mir auch ..." antwortete Ellinor müde.

Sie dehnte Hals und Gesicht in den Sonnenschein empor, als könnte sie nie genug vom Himmel her empfangen. Ihr dunkles Haar lag auf dem farbigen Kopfpolster, ein schwerer, wohlgeordneter Knoten. Viel Mühe das. Gisela ordnete ihren Lockenkopf nur durch Schütteln. Fertig! Das war ihr Wort. Ihr selbst jedoch, Ellinor, erschien alles so, als stünde es erst an seinem Anfang und als sei nichts fertig. —

Da war nun tief in ihrer Gedankenwelt dieser Mario, von dem sie schon vor Jahren gehört hatten, aus spärlichen Berichten, die kurz nach dem Tode des Onkels und des Erben aus Degernholm gekommen waren. Frau Ingrids Zurückhaltung spann geheimnisvolle Schleier um die Gestalt des Knaben, die anfänglich, als sie gelüftet wurden, ein ernüchterndes Bild darboten. Ellinor stellte sich Mario wieder vor, wie er ihr am ersten Tage, am Abend ihrer Ankunft, entgegengetreten war. Sie sah wieder die klugen, ruhigen Augen ohne Eindringlichkeit und ohne Schüchternheit, ohne Einschätzung oder Neugier. Die vollkommene Gleichgültigkeit, die er seiner Wirkung gegenüber hatte, erweckte den Anschein von Ablehnung. Sie verbot jene leichte Vertrauensseligkeit der Höflichkeit, die man sie gelehrt hatte, um im Umgang mit neuen Menschen die Fremdheit zu bannen. Auf ihre raschen, törichten und herablassenden Fragen antwortete er anfänglich ganz kurz und dann überhaupt nicht

Digitized by Google

mehr, aber sein Schweigen mitten in ihren heischenden Blick hinein machte ihn nicht befangen, sondern seine Augen blieben ruhig. Sie lachte aus lauter Verlegenheit und sah die Tante hilfesuchend an, die freundlich sagte: „Ich meine, Mario antwortet dir nicht, weil er nicht glaubt, daß du tatsächlich wissen willst, was du da fragst."

Also so was gab es wirklich. Bei Tisch hatte er gute Manieren, die sich darin zeigten, daß er in nichts auffiel und dem Essen selbst weniger Aufmerksamkeit schenkte als den Tischgenossen. Er trug ein Hemd, eine kurze Hose aus Leder und einen Gürtel, sonst nichts. Diese Kleidung stand dem braunen schlanken Körper, als sei er darin geboren. Sein Haar fand Ellinor zu lang, aber die Farbe zog ihre Blicke immer wieder an, dies dunkle Aschblond ohne Glanz.

Gleich in diesen ersten Stunden war in ihrem Herzen ein Gefühl von Verantwortlichkeit für ihn erwacht. In einer neuen und ihr unverständlichen Leidenschaft beschloß sie, sich seiner anzunehmen, und wenn es unter großen Opfern sein müßte. Dies Gefühl besorgter Zugeneigtheit lag sonderbar mit einem anderen in Streit, mit einer an leise Angst grenzenden Achtung vor der unnahbaren Abgeschlossenheit seiner Natur, die sich ihr freilich zuerst nur im Bild seiner Erscheinung zeigte, aber von drohender und geheimnisvoller Deutlichkeit. Sie träumte in der ersten Nacht von ihm, er sei ein Baum. Sie wollte ihn lehren, Blüten und Früchte zu tragen, aber schließlich schlief sie in seinem Schatten ein.

Der Eindruck dieses Traums war so mächtig, daß er ihr sicher die rechte Haltung für die kommende Zeit gegeben hätte, wenn die erschreckend unbefangene Gisela nicht gewesen wäre. Es war ein Skandal, wie Gisela sich benommen hatte, ein wahres Wunder, daß Tante Ingrid nicht eingeschritten war. Aber wann schritt Frau Ingrid ein? Scheinbar niemals. Jedoch Gisela war es gewesen, die ihn zum Lachen gebracht hatte, zu einem ersten, unglaublich spröden und unwillkürlichen Lachen. Von diesem Augenblick an liebte sie Mario von Herzen, obgleich sein Lachen nicht ihr, sondern Giselas Scherzen gegolten hatte, dies Lachen, das mit einem schweren, traurigen Lächeln begann, deren schuldlose Verführtheit sie tief erschütterte. So rann das Harz aus den Wunden der Bäume, so schwer und golden.

Rückblicke

Frau Ingrid lehnte im Morgenkleid auf dem Balkon ihres Schlafzimmers und sah auf Mario nieder. Der kühle Morgenwind kam von Nordost, die Kirschbäume schneiten ins seligste Blau. Er stand im Reitanzug im Obstgarten, im Lichtschatten der Fülle um sich her, und sah den Hantierungen der Feldarbeiter zu, die an den Beeten beschäftigt waren. Die Erde klang und duftete.

Das Gezweig eines Lebensbaumes, hochgewachsen im Mauerwinkel, verbarg sie seinen Blicken. Im Niederschauen dachte sie an ihn, und ihre Gedanken wurden an diesem Morgen zu einer weiten Schau über sein junges Leben dahin, das er bei ihr im Schloß verbrachte, seit sie ihn einst im Wald gefunden hatte, ein fremdes Kind. Seit Ellinor und Gisela auf dem Gut waren, erneuerte sich ihr Blick auf Mario. Sie sah ihn wie mit den Blicken der anderen. Die Beleuchtungsfähigkeit und Kraft, die den Augen der Jugend eigentümlich sind, warfen neue Lichter auf Mario. Die tiefe Seligkeit ihrer Gunst für ihn und die beweglichen, unnennbaren Schatten der Liebessorge begegneten einander im Lebensspiel und bedrängten ihr Herz, das gesucht und gewollt hatte, was nun geschah. Sie hatte gewußt, daß es schmerzen würde, doch wer den Schmerz meidet, findet kein reines Glück. —

Niemals, daß Mario auf dem Schloß etwas tat, es hatte ihn noch keiner bei einer Beschäftigung gesehen, die Arbeit genannt werden konnte, und doch war sein Dasein der Antrieb vielen Tuns auf dem Gut. Die Ländereien waren übrigens zum größten Teil verpachtet und gingen die Gutsverwaltung nur in Zahlen etwas an, die Forsten und die Jagd unterstanden dem Förster von Degernbach; Frau Ingrid pflegte nur ihre Obstkulturen, Blumen, Bäume und Pflanzen im Park und ihre Pferde.

Und doch war Mario viel bei den Feldarbeitern und Bauern, in den Forsten und im Revier der Pferde, für die ein weites Koppelgelände zur Verfügung stand. Auch die Bienenvölker gediehen unter seiner Aufsicht und Pflege. Es gab keinen Obstbaum, den er nicht kannte und beachtete. Auf dem Gut und im Waldgelände geschah nichts ohne ihn. Eine sonderbare Art von Tun war seine Teilnahme. Nicht, daß alles nach seinem Willen gegangen wäre, jedoch unter seiner Obhut verblieb den Lebendigen und den Dingen des Guts ihr eigenstes Wesen. Es war, als verbannte er die Willkür überall. Man fragte ihn nicht, aber es geschah nichts, ohne daß er gegenwärtig war. Er griff nicht ein, jedoch seine Liebe zu allem wurde selten verletzt.

War denn die Fischerei etwa, wie er sie betrieb, eine Arbeit zu nennen? Der Fischbestand in den Bächen, im Fluß und im See

Digitized by Google

nahm zu. Es gab sogar seit einem Jahr wieder Krebse, wie denn überhaupt viel mehr Fische auf den Tisch kamen als früher, wo über Abnahme der Bestände geklagt worden war, obgleich man wenig herausgefangen hatte.

Der Buntspecht, das Haselhuhn und der Birkhahn zeigten sich wieder, der graue Reiher und die Wachtel; nicht, daß darüber das Raubzeug zuvor vertilgt worden wäre. Sagte denn Mario etwas? O nein, aber wenn er etwa dem Förster vom Fuchsbau erzählte, von den Jungen, die im Sonnenschein vor der Höhle spielten, wenn er sein unsichtbares Lächeln der Freude in die Mitteilung schickte, daß es in ihr wie ein Glanz zurückblieb, niemals hätte der Förster den Bau gestört, niemals. So war es wohl recht, daß der Wurf aufkam und die Hasen und wilden Kaninchen im nächsten Jahr ein wenig zurückgingen. Richtig, da lagen Klagen von den Bauern vor, über Flurschaden. Ja, es war recht so, denn Mario schoß niemals mehr, als im Gewese des Guts verbraucht wurde, und mit ihrer Selbsttätigkeit nahm die Fülle der Natur zu. Der Alte im Forsthaus von Degernbach spürte das bald. Er murrte anfänglich ein wenig, denn da gab es nach seiner Meinung noch mancherlei anderes zu bedenken. Er liebte Mario sehr.

Die Wiesen, die noch zum Schloß gehörten und nicht verpachtet waren, wurden nicht vor dem Hochsommer geschnitten, denn Mario wollte, daß die Falter ihre Blumenweide fanden. Frau Ingrid spürte damals seine Bekümmernis, als im frühen Juni der Blumenteppich der Wiesen unter den Sensen dahinwelkte. Es war, als welkte Mario mit. Zwar schwieg er und suchte zu verbergen, was ihn beschäftigte, aber was sie wissen wollte, erfuhr sie endlich doch. So sprach er denn von den Schmetterlingen und erzählte ihr, daß viele Arten eine besondere Pflanze und Blüte zu ihrem Fortbestehen brauchten. „Das Tagpfauenauge und der Admiral brauchen nur die Brennessel, und viele große Falter haben ihre Bäume. Du kannst die Raupe des Trauermantels im Wipfel der Weide finden. Aber der Bläuling und viele kleine Arten haben die Wiese und ihre Pflanzen nötig."

„Woher weißt du das, Mario?"

Oft vergaß sie in ihrer Überraschung Dommelfei, die Alte, und Marios Kindheit bei ihr im Wald. Sie fragte damals noch oft in ihrem glücklichen Erstaunen, aber er antwortete selten. Sie befahl, daß die Wiesen nicht vor August geschnitten werden dürften, und so blieb es. Es war nicht der einzige Teppich, den sie weithin unter seinen Füßen ausbreitete, doch Marios Fuß wurde darüber nicht verwöhnt, und sein Schritt blieb fest.

Eines Morgens erzählte er ihr, daß die Wehr, die der Müller in einem der Waldbäche gebaut hatte, um das Wasser für das Gefälle zu stauen, zu hoch sei. Sie begriff erst, als er ihr von der Wanderschaft der Fische, vornehmlich der Lachsforelle, erzählte. die ihren Laich nicht im See oder Fluß, sondern hoch in den Bächen, nahe der Quelle, ablegte.

„Geht sie im Frühling hinauf?"

„Nein, im Herbst. Die Wehr ist zu hoch. Der Fisch kann sich nicht so weit emporschnellen. Auch gehen jetzt im Winter oder in einem sehr trockenen Sommer die Fische zugrunde, die nach oben zu durch die Stauanlage vom See abgeschnitten worden sind, weil sie nicht mehr zurückkönnen."

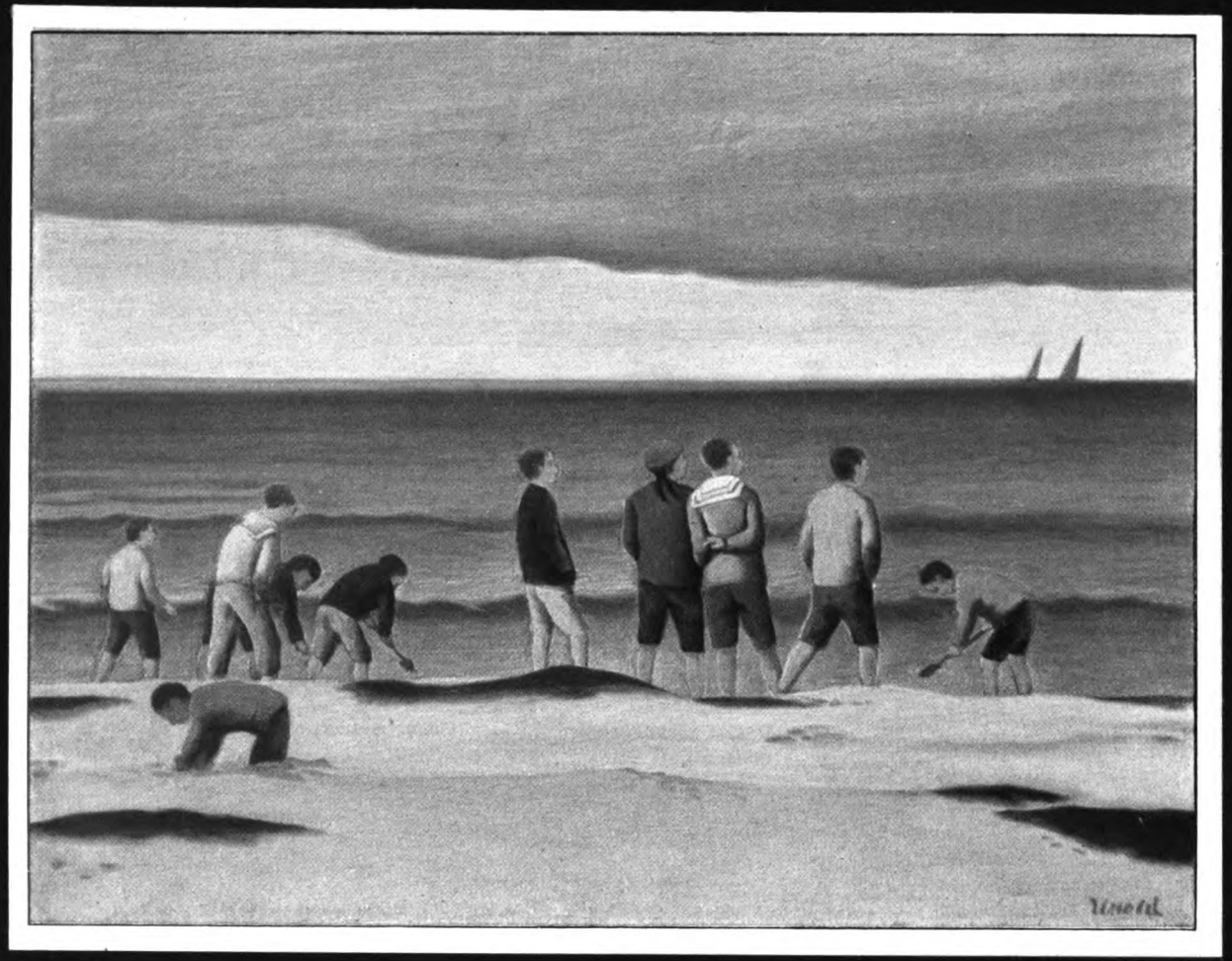
Nun verstand sie vollends. Sie ging zum Besitzer, der dort eine Kreissäge in Betrieb gesetzt hatte, jedoch er wollte nichts von ihren Plänen hören; er brauche die Stauung des Baches so und nicht anders für sein Rad. Da kaufte sie die Mühle und verpachtete sie, nachdem die Anlage nach Marios Einsicht umgebaut worden war. Der Bach bekam ein zweites Bett, in dem die Hälfte seines Wassers in kleinen Gefällen die Wehr umfloß, und oberhalb der Wehr entstand ein Staubecken, das das Wasser für trockene Tage sammelte. —

Jahr für Jahr gab es gewichtige Ereignisse solcher und ähnlicher Art, und langsam, wenigen von außen her sichtbar, veränderten das Schloßgut und seine Menschen ihr Angesicht. Frühling und Sommer, Tag und Nacht, Sterne und Wind fuhren freiherziger über die Gefilde, wurden, anders wie früher, als Engel und Dämonen erkannt, wurden geliebt, wie Tiere und Pflanzen sie liebten.

Wer hätte früher auf Degernholm gesagt: „Der Südwind geht im Korn?" Nun sah man, wie der Halm sich neigte, es blühte und atmete in der Sonne, sanft rauchte der fruchtbare Staub in der bewegten Wärme. Man sah und fühlte es auf neue Art, weil Marios Augen den langen Morgen hindurch, Brüder des Winds, das Kornfeld schauten, als schüfen sie es.

Als Marios siebzehnter Sommer aufstieg, entdeckte er eines Tages am Seeufer einen Knaben, barfüßig und zerlumpt, der Legangeln in der Bachmündung versenkte. Er machte sich auf seine Art, die unhörbar war, dicht an den kleinen Räuber heran und sah ihm aufmerksam zu. Endlich legte er ihm die Hand auf die Schulter. Das Kind erstarrte.

Digitized by Google



Knaben am Meer. Gemälde von Prof. Max Unold

Digitized by Google

Digitized by Google

„Mario . . .!“ Ein Schreckenhauch ohnegleichen war das gestammelte Wort.

Mario zeigte dem Kind, wie man eine Angel bereitete, wie sie befestigt werden müßte, und sagte ihm, welche Köder notwendig wären.

„Auf deine Art würde ein großer Fisch die Leine zerreißen oder ablösen, und beide, Gerät und Tier, wären verdorben.“

Der Knabe zitterte ohne Aufhör, erst als Mario ihm die Schnüre zu halten gab und seine Hilfe bei der Hantierung forderte, kam Ruhe in den struppigen Kopf und die mageren Glieder, die kaum von Lumpen bedeckt waren. Die kohlschwarzen runden Augen, groß vor Angst, starrten Mario aus braunem Gesicht an. Wer kannte Mario nicht, dem das Schloß und alles Land gehörte, der den Wald beherrschte!

„Wenn du fischen willst, so tust du es besser mit mir zusammen,“ sagte Mario. Seine Hand glitt unter einen Stein am Ufer, der vom Wasser bespült wurde, und zog ein winziges Fischlein mit dickem Kopf hervor, graugrün und dunkel gesprenkelt, nicht größer als ein Säuglingsfinger. Er feilte den schlechten Haken an einem Stein spitz, bog ihn zurecht, so daß die Spitze ein wenig zur Seite abwich, und befestigte den Köder. Die leicht beschwerte Leine lag jetzt über seinem Arm, wie ein Lasso. Nun schritten sie vorsichtig und ein wenig seitab den Bach herauf, und Marios Augen prüften das Gefälle, die Strudel und die Kessel. Oberhalb eines kreisenden Trichters blieb er stehen, schwang gelassen und fast langsam den Köder und ließ ihn sanft und kräftig aus der Hand gleiten. Er flog genau in die Mitte des Kessels, dorthin, wo die Gegenströmung in der kreisenden Flut einsetzte, und noch ehe er ganz gesunken war, riß es jäh und mächtig die Leine straff, und der Kessel kochte unter dem wilden Schlagen eines großen Fisches. Mario stand schon im Bach und zog den Fisch langsam zu sich heran, gab nach und zog an, nicht einen Augenblick hing die Leine locker. Dann hob er ihn mit der Hand aus der Flut, löste den Haken und tötete ihn.

Der Knabe am Ufer wußte vor Glück nicht, auf welchem Bein er stehen sollte.

Als sie nach einer Weile am Ufer ruhten, berührte das Kind mit der Hand vorsichtig Marios Lederjacke und sah das helle Haar lange an.

Mario ließ den Knaben den Morgen hindurch bei sich und nahm ihn mit aufs Schloß, denn der Junge wollte sich nicht mehr von ihm trennen. Frau Ingrid sorgte für Kleidung und Unterkunft und ließ die Mutter aufs Schloß kommen. Sie erfuhr, daß ihr Kind leichte Dienste auf dem Gut tun könnte und an Marios Seite leben sollte. Sie war stolz und küßte Frau Ingrid die Hand, aber sie dachte nur an Mario. Ach, dies Glück nun, das ihr Söhnchen bei seinem frechen Kinderraubzug gehabt hatte! Er hieß Karl, aber Mario nannte ihn Meker. So blieb es. —

Zuweilen verschwand Mario auf lange Zeit vom Gut. Es trieb ihn zu Dommelfei in die Waldhütte, in die alte Heimat, und das Schloßbereich ward öde. Der Bogen des Tages spannte sich still über das verlassene Land, und Frau Ingrid sehnte sich. Aber sie ließ ihn gewähren, weil sie nichts von ihm erwartete als seine freiwilligen Gaben, die ihr über die Maßen schön und lebensreich erschienen wie am ersten Tag.

Eines Morgens dann hockte er wieder auf dem Mauerrand oder am Brunnen im Hof, knotete ein Netz oder reinigte die Büchse. Wenn sie zu ihm trat, sah er nur auf, jedoch das Strahlen im Blau seiner Augen war ihr genug. Er küßte sie nie, kaum daß er ihr die Hand reichte, aber er würde jeden getötet haben, der ihr ein Leid zugefügt hätte. —

Als Ellinor und Gisela nach Degernholm kamen, war Mario zwanzig Jahre alt. Er war nicht stark von Körper, sondern schlank und wirkte fast zart. Seine große Kraft bestand darin, daß alles bei ihm wunderbar in Einklang miteinander zur Wirkung kam. Er brauchte nicht hier seine Gedanken und dort seine Faust, sondern sie kannten einander wie vertraute Geschwister, so wie Licht und Schatten im Gefüge der Welt miteinander zur gestaltschaffenden Einheit verbunden sind. Sein Blick war eins mit seiner Bewegung, und sein Schritt erwies sich, noch weit entfernt, schon als Geschöpf des Ziels. Nicht nur sein Mund war schweigsam, sondern auch die Stirn, die Hand und das Herz.

Degernholm

Wie sommerlich froh und hell, wie weltabgeschieden und morgenglücklich doch der Tag auf Degernholm begann! Was man zuerst mit dem hereinbrechenden Licht vor den weit offenen Fenstern hörte, waren die ungemein wichtigen Morgenberichte der Sperlinge im Efeu. Diese vereinzelten kleinen Schreie von einer kläglichen, etwas erstaunten und leicht verschlafenen Fröhlichkeit sagten viel mehr, als ihre graubraunen Träger wollten oder wußten. Sie erzählten von Kindertagen und Ferien, von Landaufenthalt und gütigen Onkeln und Tanten, die alles erlaubten, von grünen Fensterläden und von fremdartigem

Digitized by Google

Morgengebäck, von dicht verwachsenen Gartenwegen, die ins unbekannte Waldgelände führten, und von einem Frühgericht halb reifer, kühler Stachelbeeren.

Kamen die anderen Morgengeräusche auf, Schritte über den Schloßhof etwa, der Klang der Brunneneimer oder Dorns erstes Gähnen und Schütteln auf der Terrasse, so waren die Spatzen und die Traumerinnerungen vergessen. Das erwachte Dasein wurde jetzt bedeutend wirklicher, und man wog die Vorzüge und Nachteile von Aufstehen oder Weiterschlummern ernstlich gegeneinander ab. Man wog sie nur gegeneinander ab und schlief sanft noch einmal in dem Bewußtsein ein, wie erfrischend, kühl und heldenhaft ein Gang durch die betaute Frühe war. Diese Wiesen! — Voller Margeriten- und Glockenblumen, und wie hießen doch diese gelben Blüten, kleine Sonnen . . . Mario wußte es. Was war dagegen der halbe Morgenschlaf, gut für Memmen und Schwächlinge, für Leute, die nicht begriffen, was ein klarer Morgen der Seele bedeutete, und daß Morgenstunden Gold im Munde hatten . . . aber was sollte man schließlich um diese Zeit draußen mit Gold anfangen . . .

Bis die Sonne, die voll ins Zimmer schien, nach drei Stunden gesunden Schlafs wie ein strahlendes Geräusch alle Sinne zugleich aufschreckte.

Jetzt war es gewissermaßen schon wieder still im Hausgewese. Das Morgengeschehen war vorüber. Die meisten Leute waren fort oder an ihrer Arbeit im Haus. Das war Ellinors Schritt, natürlich ging sie nicht fort, sondern kam schon wieder zurück von ihrem Morgenritt oder Spaziergang.

Gisela erhob sich mit einem wilden Sprung. Sie war immer die letzte. Langsam ging sie nach einer Weile hinunter und schnupperte auf der Treppe nach dem Kaffee. Alles an ihr blühte vor Morgenfrische, auch das Kleid. Gewöhnlich war es Doseland, der das Glück genoß, ihre erste Auferstehungsfreude zu teilen, die sich als mürrisches Querulieren zeigte. Aber es war eine schlechte Laune, die man wegblasen konnte, wie draußen der Wind es mit den segelnden Früchtchen des Löwenzahns tat. Sie fragte ihn allerlei, meistens dasselbe, während ihre Augen den Frühstückstisch umwanderten, das eine Gedeck, das noch wartete, und seine bunte und reiche Garnitur von ländlichen Herrlichkeiten.

Gisela häufte Honig auf Butter; das Brot war nur die tragfähige Unterlage. Der Kaffee war ihr das Wichtigste. Doseland mußte bleiben. Sie frühstückte nicht gern allein. Dorn saß in respektvoller Entfernung und wartete darauf, ob etwa die Wurst oder der Schinken in Gebrauch genommen würden. Er rechnete auf den Anschnitt, den Gisela für giftig hielt und den sie unter keiner Bedingung gegessen hätte. Sie enttäuschte ihn jeden Morgen, aber einmal hatte sie ihm eine dicke Wursthälfte hingeworfen, er hatte nicht gewagt, sie aufzufangen. Sie knallte auf den Boden. Sie war wirklich für ihn! — So was vergaß sich nicht.

„Wo ist Tante Ingrid?"

„Die Herrin und Fräulein Ellinor sind eben von ihrem Morgenritt zurückgekehrt."

„Wann sind sie aufgebrochen?"

„Es war gegen sechs Uhr."

„Gräßlich. Und wo ist Mario?"

„Der junge Herr ist zum Fischen gefahren."

„Er hat versprochen, mich mitzunehmen. Man kann sich hier auf niemanden verlassen. Alles verpaßt er. — Forellen?"

„Diesmal Krebse, nach dem Gerät zu schließen, das Meker aus dem Schuppen geholt hat. Darf ich noch etwas servieren?"

„Meker war natürlich mit?"

„Meker geruhen stets an der Seite des jungen Herrn zu verweilen."

„Doseland, nimm dich in acht! Meker ‚geruht' nicht und Meker ‚verweilt' nicht. Du bist unverschämt. Immer morgens mußt du mich ärgern, wo ich so gut und friedlich bin. Auch mit dem Essen weißt du nicht Bescheid. Ich speise, du ißt, Dorn und Meker fressen."

Sie schnappte und leckte den Honig von den Fingern und sah Doseland mißtrauisch an. Er reichte ihr das Mundtuch und die Wasserschale und verbeugte sich zustimmend: „Honig ist schwer zu speisen."

Gisela sah ihn wütend an. „Du machst noch deine Pflichterfüllung zum Widerspruch. Es hat niemals einen Diener gegeben, der so ekelhaft ist wie du. Nur noch in den ältesten Schlössern kommen sie vor."

„Sie werden langsam aussterben, aber keiner hatte einen so gesegneten Lebensabend wie ich."

„Du siehst mich an wie ein Liebhaber."

„Ich unterstehe mich, es mit dem Abstand zu sein, den mein Alter und meine Stellung mir vorschreiben."

Jetzt wurde Gisela langsam ganz wach. Der Tag draußen konnte froh sein, daß er heiter begann, da war also nichts auszusetzen, da konnte man beruhigt glücklich sein. Was war es doch, was sie geplant hatte? Richtig! „Wann kommt Mario zurück?"

„Kaum vor Mittag. Sie sind an den See gefahren und müssen gegen den Strom zurückrudern."

Digitized by Google

„Gut. Geh weg! Ich weiß jetzt ſchon, was ich wollte.“

Sie lächelte ihn auf ihre liebe Art an, über deren holde Wirkung auch der ſchrecklichſte Fluch nicht hinweggetäuſcht hätte, wenn er gleichzeitig über ihre Lippen gekommen wäre, ſchüttelte den Lockenkopf und ſchickte den friſchen Augenglanz nachdenklich in die ſonnige Parkſtille. Sie wollte Marios Zimmer heimlich einen Beſuch abſtatten. Das war ſchon lange ihr feſtſtehender Plan.

Wahrſcheinlich gingen die Tante und Ellinor nach dem Ritt zum Baden auf die Flußwieſe. Sonſt war niemand im Haus, deſſen Meinung über ihr Tun ſie bekümmerte. Nur Doſeland brauchte es nicht gerade zu wiſſen. Er war ſo undurchſichtig, und man konnte nie herausbringen, was er Mario verſchwieg oder berichtete. Natürlich war er auf ihrer Seite, liebte ſie und wäre für ſie „durchs Feuer gegangen“, aber alle dieſe großartigen Vorteile und Machtbefugniſſe lagen gewiſſermaßen auf einer belangloſen Ebene, ſobald Mario mit etwas Ernſt machte. Das Spiel hörte auf, man atmete vorſichtig und hatte acht. Das war die andere Welt von Degernholm.

War Mario eigentlich ein knabenhafter Tyrann, war er rechthaberiſch, unduldſam oder eigenſinnig? Sie wußte es immer noch nicht recht und verwarf ihr Grübeln. Man liebt ihn nicht, weil er recht hat, tröſtete ſie ſich, ſondern man tut recht daran, ihn zu lieben. Es war ſo gut, daß Mario da war.

Sie trat auf die Veranda hinaus, zu der die hohen Glastüren ganz geöffnet waren, und ſchritt dann langſam zurück durch das große Wohnzimmer. Sie wußte in der Welt keinen Raum, in dem ſie ſich wohler fühlte als in dieſem Zimmer. Die Fenſter waren hoch und reichten faſt bis an den Boden nieder, und zwiſchen ihnen gab es ſchmale Spiegel, deren Rahmen von den Vorhängen verdeckt waren und den Wandſtreifen ganz ausfüllten, ſo daß ſie wunderbar raumgebend wirkten. Der Flügel, die beiden Bilder an den Wänden und die Möbel um den Kamin gehörten nicht den Menſchen, die hier wohnten, ſondern dem Schloß. Sie machten jeden Gaſt und jeden Fremden zum Eigentümer und doch machten ſie darüber den Eigentümer nicht zum Fremden, denn die hohe Ruhe des Raums war voll ſtrenger Wärme. Man fühlte ſich gehalten, wahrſcheinlich deshalb, weil man nicht wagte, ſich gehen zu laſſen. Alles ſchwieg in dieſem Zimmer. Was mußte das für ein Menſch ſein, der hier Geſchwätz und Albernheiten vorbrachte, ſchlechte Muſik oder rohes Lachen?

Giſela ſtellte feſt, daß man in dieſen Spiegeln niemals ein Mädchen, ſondern immer eine junge Dame war. Fabelhaft! Sie ſtellte es ziemlich lange feſt.

Als die Flurhalle ſie aufnahm, kam ihr aus Wirtſchaftsräumen und Keller der leiſe Hauch von Moder, Thymian und friſchem Leinen entgegen, den Degernholm atmete, wo die Wirtſchaftsräume und Hof und Garten offen lagen. Sie ſog den Duft ein wie Nahrung, und gab ſich ihm wie einer Wohltat hin. Ein ſchmalerer Gang hinter der breiten Hallentreppe führte zu Marios Zimmertür.

Vor dem Öffnen zögerte ſie eine Weile. Lag denn ein Verbot vor, hier einzutreten, war es taktlos, ohne Marios Gegenwart oder Zuſtimmung den Raum zu betreten, darin er lebte und ſchlief? „Ach was!“ ſagte ſie und trat kurz entſchloſſen ein. „Ich bin nicht Tante Ingrid mit ihrem Habe-acht-Geplänkel und nicht Ellinor mit ihrem Gedankenplunder.“

War das alles? Was hatte ſie denn erwartet? Sie ſtand in einem nicht allzugroßen Raum, deſſen Holzboden aus ſauber geſcheuerten, ungemalten Brettern beſtand. Sie ſah vor ſich ein großes Fenſter, das wie eine Tür wirkte, ſo tief ging es bis an den Boden nieder. Zur Linken an der Wand erblickte ſie ein breites, ziemlich niedriges Lager, das mit Tierfellen bedeckt war, wahrſcheinlich Marios Bett. Gegenüber an der Wand erhob ſich ein großer, nicht ſehr tiefer Glasſchrank, der faſt bis an die Decke reichte und in viele große und kleine Fächer eingeteilt war, welche zum Teil verhangen waren und eher wie Käfige wirkten als wie Fächer eines Zimmerſchranks. In der Mitte des Raums ſtand ein Tiſch mit einem Stuhl, beide aus rohem Holz, ſchwer und vom Gebrauch berührt wie vom Wetter. Hinter der Tür im Winkel erblickte ſie ein eiſernes und hölzernes Wirrwarr von Geräten, flüchtig gehäuft, offenbar Waffen, Fallen oder Angeln. An der Wand hingen ein zweiläufiger Stutzen, blank und ſauber, und ein paar Jagdmeſſer in Lederſcheiden, ſonſt nichts.

Sie wagte nicht den Feldſtein zu heben, der auf dem Tiſch einen Stoß von Blättern beſchwerte. Sie waren beſchrieben und mit ſonderbaren Zeichnungen bedeckt. Das konnten Tiere oder Teile von Tieren oder auch Pflanzenbildwerke ſein. Neben dem Bett das Käſtchen diente offenbar als Waſchtiſch. Ein Krug und eine Schale, ein Glas, Seife, ein Kamm und eine Zahnbürſte. Mein Gott ... Nun ruhten ihre Augen auf Marios Lager, und der Schimmer von Be-

Digitized by Google

dauern, Sorge und erregendem Mitleid beruhigte sich zu einem warmen, stillen Glanz von Andacht. Sie beugte sich nieder und strich mit der Hand über die Felle. Sie wußte nicht, von welchem Tier sie stammten.

Ihr kam nicht zuerst der Gedanke, wie es sich wohl auf solchen Fellen und auf dieser Lagerstatt ruhen oder schlafen ließe, sondern nur der, wie leicht es sein müßte, sich davon zu erheben. Ihre Hand glitt immer wieder über die warme dunkle Flut des Haars, und plötzlich war ihr, als habe sie sich schon immer, schon früh als Kind, in den weißen kalten Tüchern und Decken ihres Betts und Zimmers verlassen und einsam gefühlt.

Sie trat ans Fenster, von einem heißen Kampf um Unverstandenes im Tiefsten bewegt. Hier ging groß und hell der Morgen auf und weckte Mario. Jetzt war die Sonne schon fort und leuchtete draußen auf der Linde und der mit Efeu bewachsenen Hofmauer, die hier niedrig wirkte, da der Schloßhof hoch lag. Jenseits, das wußte Gisela, fiel sie, von Fels und Steingeröll unterbrochen, ein paar Meter tief ins Parkgelände ab.

Die Fensterbank war ausgetreten wie eine Schwelle. Drüben an der Efeumauer war deutlich eine im dicken, kriechenden Gesträuch und am Mauerwerk sichtbare Spur zu sehen. Sie führte hinauf und erkennbar auf der Höhe der Mauer hinüber zur anderen Seite wie ein Tierpfad. Dort gab es kaum noch Blätter am Efeu.

Gisela wußte, daß dies Marios täglicher Weg in seine Waldfreiheit war, von Anfang an. Als Knabe, als die Wildnis ihn hergab, als er, aus seinen Wäldern kommend, Frau Ingrid zulieb dies Haus betrat und bei ihr blieb, fürchtete er sich vor den Hallen, den großen, vornehmen Zimmern, den Gängen und Menschen. Er wählte diesen Raum und nahm nie einen anderen Weg als den Kletterpfad durch das Fenster und über die Mauer in den Park und Wald.

Jetzt mochte es anders geworden sein. Gisela wußte es nicht, aber sie begriff plötzlich Frau Ingrid besser und erinnerte sich ihrer Erzählungen mit Rührung und Staunen.

‚Er hat im Schloß gebaut wie der Turmfalke am Giebelgemäuer, nichts hat ihm seine herrliche Freiheit rauben können,' dachte Gisela. Dies also war es, was er vom Schloß für sich in Anspruch nahm und besaß, von Degernholm, von dem man sagte, es gehöre ihm. Sie ließ sich auf dem Fellager nieder, stützte den Kopf in die Hände und versank in Sinnen. Durch ihre Gedanken schritt Frau Ingrid, bis sie bei ihr stehen blieb, so daß sie den Kopf an ihre Schulter legen konnte. Ihr war, als habe sie niemals eine Mutter gehabt. Es wirkten nur das warme Tierfell, auf dem jetzt ihr Kopf ruhte, und die Stille des einfachen Raums, die Wohltat ausströmte.

Noch vor ganz kurzer Zeit hatte sie sich gefragt: wie kann ein Mensch glücklich sein, der so karg sein Leben verbringen muß wie Mario? Aber nun fragte sie sich, wie es möglich sein möchte, so glücklich zu leben wie er. War es nur seine Anspruchslosigkeit, die ihm diese Daseinsgunst zwischen Schauen und Atmen, zwischen Morgenrot und dem Aufbruch der Sterne verschaffte? Nein, die Anspruchslosigkeit allein konnte es nicht sein, Mario besaß und wollte nicht weniger als sie alle, sondern mehr.

Es kam ihr in den Sinn, daß er ihr einen Schmetterling gezeigt hatte, im Gartenhaus, den er in den Sonnenschein entlassen wollte. Sein Flügelkleid war von so reiner Farbenpracht, daß ihr Entzücken sich zu einer niegekannten Andacht gesteigert hatte, als er das Flügelpaar auf Marios Hand im Sonnenschein hob und senkte, bevor er in sein Blumenreich der Wiesen auszog. Ihr war gewesen, als schauten ihre Augen zum erstenmal — ach, nicht die Pracht der Natur und nicht die Herrlichkeit der Welt — sondern die Schönheit als ein Lächeln der Gottheit und als ein Tor zur Freiheit wie in die Heimat. Ja, die Schönheit war eine heimliche Macht ohnegleichen. Es war auch Marios Hand und Haltung gewesen, die sie erschüttert hatten. In einem unerhörten Glanz stand er für einen unvergeßlichen Augenblick in diesem Lächeln, ein Menschenkind. Er schaute dem Falter ruhig nach, nicht sonderlich ergriffen, ach kaum entzückt, aber seine Seele zog mit, so rein bereitet wie der Falter, der Einheit ohne Makel zugetan. —

Als Mario nach einer Stunde sein Zimmer betrat, lautlos, auf nackten Füßen, vom Hof her, den Geruch von Sonne, Schilf und Wasser mit sich bringend, fand er Gisela schlafend auf seinem Fellager. Er beugte sich über sie und sah sie lange an, dann verließ er das Zimmer, leise, wie er gekommen war, und ohne sie zu wecken.

Der Ritt

Mario trieb sein Pferd etwas vor, denn er merkte, daß das Tier, das Gisela ritt, unruhig den Kopf warf. Offenbar wollte es sich von einer Bremse befreien, die es quälte, und suchte einen Gegenstand, um sich zu scheuern. Ja, so war es, es rieb die Schnauze an Orbs Hals, — Orb, das war Marios

Digitized by Google

Stute, ein ſchmaler Fuchs, nicht ſehr groß. Der Braune, den Giſela ritt, war etwas breit und ſchwer für ſie. Sie ſaß unbequem im Herrenſattel, die Knie zu hoch. Überhaupt war Reiten nicht ihre Sache. Ellinor ſaß beſſer zu Pferd und machte das Tier nicht unruhig. Wundervoll ritt Frau Ingrid. Was man vom Reiten lernen kann, dankte Mario ihr.

Der Tag war verhangen. Graue Wolken zogen raſch, aber es regnete nicht. Sie bewegten ſich über Heideland dahin, einen ſchmalen Weg voran, ſo daß ſie meiſt hintereinander ritten. Mario wandte den Blick zuweilen nach den Südhängen des Waldlands hinüber, dorthin, wo der Fluß ſie vom Flachland trennte. Er dachte an ſeine Knabentage dort im Sonnenrevier, ſeinem liebſten Aufenthalt, und an die Schlange, mit der er die ſtillen Kämpfe geführt und die er beſiegt hatte. Jetzt lagen die ſanften Höhenzüge in grauen Schleiern, blauſchattig und ſo verhüllt, als ob ſich niemals Leben und Licht auf ihnen vollzogen hätte.

„Weißt du eigentlich, Mario, daß auf dem Schloß geſtohlen wird?“

„Ja,“ ſagte Mario, „Meker ſtiehlt.“

Giſela lachte. „Das weißt du? Das beſtätigſt du ſo einfach, als erfüllte er damit ſeinen Beruf?“

„Meiſtens finden ſich die Sachen wieder, wenn er den Ort nicht vergißt, wo er ſie vergraben hat.“

„Aber Mario, das kann man doch nicht ſo einfach dulden.“

„Solche Sachen haben keinen Wert,“ antwortete Mario ablenkend, „was man braucht, nimmt er nicht.“

„Das iſt gut! Goldene Ringe, Uhren, Silberzeug, Halsketten und Geldmünzen, die haben doch Wert. Vielleicht ſind ſie für dich bedeutungslos, aber Tante Ingrid iſt manchmal ganz unglücklich.“

Mario antwortete nicht.

Giſela ſah ſeine braune Hand an, die den Zügel, geſtützt auf den Sattelrand, ruhig hielt. Sie kam ſonderbar nackt und lebendig aus dem Ärmel der Lederjacke wie ein Tier. Man ſah das Hemd am Gelenk nicht. Das Gelenk war ſchmal, ſchmal wie die Knie, die, braun wie ſeine Hand, aus der grauen Leinenhoſe hervorſahen. Er trug weder Strümpfe noch Schuhe. Der Fuß hielt den Bügel mit den Zehen, faſt wie eine Hand. Es war ein unglaublich harter, unverbildeter Fuß, rauh und nur durch Sonne, Luft und Waſſer gepflegt. Ganz ſonderbar wirkte das wettergewöhnte Haar über dieſem Körper und Gewand. Es lockte ſich nicht, ſondern lag voll und weich wie eine Kappe aus altem Gold. In ſeine Augen vermochte Giſela nur ganz kurze Zeit hineinzuſchauen, war es, weil er ſie niederſchlug, oder weil ſie die ihren vorzeitig abwandte? Es blieb erregend geheimnisvoll und bedrängend ſchön um das klare blaue Licht unter Marios Stirn.

War er eigentlich ihr gegenüber befangen? Jetzt, wo ſie nebeneinander oder hintereinander ritten, war ihr die Ungewißheit erträglich. Jedoch wenn ſie einander gegenüber ſaßen in Haus oder Wald und er ſchwieg, wünſchte ſie ſich zu wiſſen, ob ihn dies Schweigen bedrängte wie ſie oder ob er ſo tief gelaſſen im Grunde ſeiner Seele ruhte, wie Blick und Mund erſchienen. Er machte ſelten eine jener Bewegungen, wie ſie den Menſchen dienen, um etwas vorzutäuſchen, Teilnahme oder Gleichgültigkeit, Abgekehrtheit oder Gegenwärtigkeit der Gedanken, Regungen, die etwas verhüllen ſollen, aber zumeiſt nur etwas verraten. Auch ſpielten ſeine Hände nicht unnütz mit einem Gegenſtand. Sie ſchämten ſich keiner Lage, ſie ruhten, wenn ſie nicht ſchufen. Da er ihr gegenüber vollſtändig natürlich war und ſich niemals anders gab, als er war, wirkte er manchmal unheimlich auf ſie.

Es war Giſelas Art, raſch und ohne Bedenken in einen Menſchen zu dringen, dem ſie Teilnahme entgegenbrachte. Sie war gewohnt, eigenmächtig ihre Freundinnen oder Freunde zu wählen und zu beſtimmen, anzugeben, was zu unternehmen oder zu ſagen war. Sie weckte Liebe in den Herzen und dämpfte ſie nieder, ohne noch recht zu wiſſen, daß man ihr mehr erlaubte und mehr verzieh als ſie anderen. Marios Gegenwart nahm ihr die alte, unbefangene Luſt zu dieſem Spiel, das auf ihn keine Wirkung ausübte.

„Ich bin müde. Wir wollen ausruhen. Das Pferd iſt ſo dick.“ Sie zog die Zügel an, als gälte es, den Braunen vorne aufzuheben. Er gab geduldig nach und ſtand.

Mario ſprang ab, und ſie hoffte, er würde ſie vom Pferd heben. Er hielt es aber nur, bis ſie heruntergeklettert war.

„Warum gibſt du mir ſo einen Gaul? Weshalb darf ich nicht dein Pferd reiten? Es iſt auch viel ſchöner.“

„Steig lieber nicht hinauf,“ ſagte Mario.

Nichts lag ihr ferner. Sie war froh, daß ſie unten war. ‚Ekelhaft iſt Mario,‘ dachte ſie; faſt hätte ſie es ihm geſagt.

Die Heidekräuter nahmen ſie auf, eine rauhe Matte, aber man ruhte bequem in dem zähen Bodendickicht, das noch braunrote Blüten vom vergangenen Jahre trug. Der Blick zog aus wie über das Meer dahin, die fernen blauen Hügel am anderen Horizont

Digitized by Google

wirkten so nah in der Ebene, der graue Himmel groß und freundlich. Zurückgewandt sah man das Schloß, Turm, Tor und Mauern im graugrünen matten Schimmer von Frühlingsgrün und Wolkenschatten. Es sah stolz und ruhig in sein Land, die graue Welt mit ihren stillen Bildern tat allen Sinnen wohl.

Gisela fing wieder von Meker an, weil sie Marios Schweigen fürchtete: „Ich glaube, Meker haßt mich. Er sieht mich manchmal an, als ob er mich anspringen möchte wie ein wilder Kater und mir die Augen auskratzen."

Mario sah auf. „Gut," sagte er.

„Was, ‚gut'?"

„Ich werde achtgeben."

„Glaubst du, daß er das wirklich tun könnte?"

„Ja."

„Meinst du, ich hätte dir das gesagt, weil ich Angst habe? Ich habe keine Angst. Mit Meker werde ich schon selber fertig. Ich dachte nur darüber nach, weshalb er so ergrimmt auf mich ist."

Mario lachte sie an, so daß sie vor Glück erschrak. „Das weißt du doch, Gisela. Nun willst du, daß ich es dir noch einmal sagen soll. Wie unsicher du bist! Man wird ganz mitleidig. Glaubst du nur das, was andere dir bestätigt haben?"

Gisela fuhr auf: „Du! Nimm dich in acht! Ich und schwach?! Keine Ahnung hast du. Du wirst sehen, wer stärker ist von uns beiden."

„Sicherlich du," sagte Mario herzlich und ganz aufrichtig.

Sie merkte deutlich, daß hier kein Spiel der Gedanken die Überlegenheit willkürlich und zum falschen Schein an sich riß, sondern daß er liebevoll sprach. So schwankte sie zwischen einem Zug tiefer Ergebenheit und einem wildherzigen Hang, ihn böse zu reizen. Es war nicht Beherrschung, sondern Ratlosigkeit, als sie einen Weg wählte, der zwischen Blumen und Unkraut ins Arglose zurückführen sollte. Sie wollte diesen Weg wirklich gehen, aber es kam anders. „Ja, ich weiß, weshalb Meker wütend ist. Er ist eifersüchtig, weil du jetzt oft mit mir zusammen bist und weil er glaubt, du liebst mich, wie du ihn liebst. Das denkt er so in seinem unvernünftigen Tierkopf, dies Teufelsküken. Wie soll er es auch besser wissen? Ich wundere mich, daß ihr ihn auf dem Schloß duldet."

„Er ist zwölf Jahre alt," sagte Mario langsam, mehr in Gedanken, als um Meker zu entschuldigen, und mit einem erstaunten, abseitigen Lächeln.

„Daß du selbst ihn um dich haben willst, begreife ich, im Wald oder Moor, beim Fischen vielleicht oder auf der Jagd. Er läuft dir ja nach wie ein Hund. Aber du solltest auch an die anderen denken. Du weißt gar nicht, wie selbstsüchtig du hier nach deinem Gefallen lebst. Ich könnte das Tante Ingrid nicht antun."

Mario sah sie an, so daß sie sofort die Augen senkte. „Wenn ich Meker dulde, so muß ich wohl auch dich dulden."

War das seine Stimme? Sie erzitterte bis in die Kammern des Herzens und regte sich wie gestoßen im Gekräut. Der Ton schlug ihr in den Körper wie Glut, sie lachte schreckhaft lautlos auf und hob beschwichtigend die Hand gegen ihn. „Mario . . ."

„Wirst du Meker lassen?"

„Ja, Mario, ja. Wirst du mich lassen?"

Er antwortete nicht. —

In Giselas Herzen wachte seit dieser Stunde die Sorge der Jugend, die die erste Wunde empfangen hat. Sie wurde Mario gegenüber achtsamer, nicht feige, denn sie vertraute ihm. Gleichzeitig aber wappnete sie sich mächtig. Die Wunden, die ein junges Herz empfängt, vernarben nur bei armseligen Charakteren zu toten Stellen, bei starken Naturen werden sie zu fruchtbarem Grund. —

Abends sagte sie zu Ellinor, als die Schwester noch in ihr Zimmer kam und sich an ihr Bett setzte: „Man sollte eigentlich vorsichtig sein, bevor man einen Menschen selbstsüchtig nennt. Es kommt ganz darauf an, wer er ist und wieviel Kraft er hat."

Ellinor verbarg ihre zögernde Zustimmung. Sie wußte genau, von wem die Rede war, nahm die Worte aber an, als seien sie eine allgemeine Betrachtung. Die Schwester überraschte sie jetzt oft durch Gedanken, die das, was sie selbst beschäftigte, nicht nur betrafen, sondern auch erklärten. Eine merkwürdige Art von Klugheit hatte diese Seele, eine Klugheit, von der sie nichts zu wissen schien und aus der sie keinen Nutzen zog. Wie wilde Blumen aus ödem Gelände hervorbrechen, aus ungepflegtem Land oder unfreundlichen Felsstätten. Für ihr Begreifen führten keine Wege dorthin, und sie verstand nicht, wie sie vorkommen konnten. Sie fröstelte ein wenig in ihrem leichten Nachtgewand, am liebsten wäre sie zu Gisela ins Bett geschlüpft, aber sie tat es nicht. Die allzugroße Körpernähe der Schwester beunruhigte sie, es war eine Nähe, die fremd machte.

Jetzt sagte sie und rückte aus dem Mondstreifen, der durch das Bogenfenster fiel: „Es ist so sonderbar auf Degernholm, alles ist wie verzaubert, manchmal fürchte ich mich, dann wieder bin ich so glücklich wie nie

Digitized by Google

vorher. Ganz anders lebt man . . ." Ihr Haar hatte sich gelöst, im Schatten wirkte es ganz schwarz, es schien sie in eine Haltung voller Ergebenheit zu ziehen, die Strenge von Angesicht und Gestalt verlor sich und wurde zu Traurigkeit. „Wie aus der Welt . . ." sagte sie noch leise.

„Nein, was einer kann, das darf er auch. Ich bin nicht fromm." Gisela, die dies sagte, war noch im Bann ihrer eigenen Gedanken. Sie hatte der Schwester nicht anders zugehört als dem Weben des Mondlichts, der Dämmerung in den Winkeln des großen, hohen Raums, der leer wirkte, und den kaum vernehmbaren Stimmen des Gartens, in dem die Geister der Nacht walteten. Es war sehr still. Diese Stille, beiden ungewohnt, war es, die das Herz und seine Rede hörbar machte.

Es war den Schwestern auf Degernholm zur Gewohnheit geworden, sich abends noch über die Ereignisse und den Verlauf des Tages zu unterhalten. Diese Welt, neuartig und weitab der ihren, barg und offenbarte eine gewaltige Fülle von Lebensgut, sie barg und offenbarte sie schweigsam, das war es, was Not und Glauben zugleich mit sich brachte. Und wunderbar waltete darin Frau Ingrids vermittelnde Klugheit.

Jetzt fingen sich Ellinors Gedanken in den letzten Worten der Schwester wie in einem Netz: „Ich bin nicht fromm." Wie merkwürdig traf dies scheinbar ganz unüberlegt gewählte Wort den Gang ihrer Empfindungen. Warum sagte sie es, und weshalb gerade jetzt? Sie fügte sich mit diesem Ausspruch in die Welt von Degernholm ein. Sie glich einen Gegensatz aus, der zu schwinden begann, auch in ihr, in Ellinor. Fromm, wie sie es vorgab nicht zu sein, das hieß erzogen, artig, fügsam, eingereiht und der gewohnten und verpflichtenden Gemeinschaft ergeben. Fromm hieß zufrieden, duldsam, alt.

„Du hast vielleicht recht . . ." sagte sie, leise herausfordernd.

„Ich? Wieso? Im Gegenteil. Offen möchte ich sein. Wer in unserem Alter recht hat, ist schon zugeknöpft. Wovon sprichst du eigentlich? Offen . . ." wiederholte sie eigensinnig und schmerzhaft suchend. Sie dehnte sich tiefer auf das Lager zurück und ließ die Glieder sinken. Ihr Haar glänzte im Mond, dessen Licht auch ihren Mund streifte, so hell, daß das Rot der Lippen feucht und farbig erkennbar wurde.

Ellinor erschauerte leicht bei diesem Anblick, tief erschrocken heimlichen Mächten zugeführt, weit mehr durch das, was sie sah, als durch die Worte der Schwester. Sie sagte rasch und wie aufgeschreckt: „Er ist böse."

Gisela fuhr herum. „Wer? — Laß mich doch mit Mario in Ruhe!"

„Nein," antwortete Ellinor eigensinnig. Gisela horchte auf. Es klang so hart und bestimmt. „Nein," wiederholte Ellinor, „ihr irrt euch alle über ihn und verfallt diesem Kult, der hier mit einer Seele getrieben wird, deren Abgeschlossenheit und Vollkommenheit nur darin beruht, daß sie der Seele eines Tieres gleicht, daß sie vegetiert. Auch das Tier steht in dieser Einheit, hat diese Vollkommenheit, wenn du willst. Aber ich habe niemals von einem Menschen gehört, der das Geistige, Hohe und Erhabene anstrebt, daß er die Welt vollkommen findet. Jeder, der nach solchen Gütern trachtet, erblickt überall Unvollkommenheit und Halbheit, er ist ruhlos und unzufrieden, er kämpft."

Gisela wurde völlig wach unter den Worten der Schwester, die ihre Wirkung nicht verfehlten, aber zugleich stieg ein weher, unbändiger Zorn in ihr auf. Sie fühlte, daß hier ein furchtbares Unrecht in der Einschätzung Marios geschah, aber sie wußte nicht, inwiefern, und es war nicht ihre Sache, die herausgeforderten Gedanken zu ordnen. Ein dunkler Instinkt, ihr völlig neu, eine mütterliche Urkraft warf sie empor und half ihr. Ihre Augen funkelten vor Wut.

„Du bist wie ein Kalb," rief sie leidenschaftlich, „das die Muttermilch ausspeit und nach Spinoza brüllt, oder wie deine Propheten heißen. Ich weiß heute, daß ich Tante Ingrid in meinen Gedanken furchtbar unrecht getan habe. Nie, nie wird ein Mensch auch nur ahnen, was Geist ist, der nicht genau und bis ins kleinste weiß, was eine Wiese ist."

Sie saß aufgerichtet im Bett, während sie sprach, das Haar wirr um die Schläfen, die Hände zu Fäusten geballt, ihr Atem ging stoßweise. Ellinor wich entsetzt zurück. Sie hörte schon nach den ersten Worten nicht mehr zu, sie starrte die Schwester an, vor der sie hatte retten wollen, was sie nicht mehr glaubte, und ihr Zorn über diese ganz neue, nie gekannte Härte und Wildheit im Herzen der Schwester zerging in einem maßlosen Staunen. „Gisela — — liebe . . ."

Gisela kam zu sich und besann sich. Wie gut, wie altgewohnt klang dieser Ton. „Ach," sagte sie nur, „ach . . ." und nahm den heißen Kopf in die Hände.

Ellinor schloß die Arme um die Bebende und zog sie an sich, sie wußte nicht, wie schön in diesem Augenblick ihr hilfloses Gesicht

Digitized by Google

war, das sich angstvoll ahnend über die Schwester beugte. Sie wußte nicht, was ihre Gebärde der Liebe und Demut bedeutete, die weitab von allen törichten und klugen Gedanken das Gute tat.

Sie saß noch lange in ihrem Zimmer wach, nachdem sie sich von Gisela getrennt hatte, die schlief, so fest und friedlich schlief, wie immer. — Um was kämpfte denn ein Mensch, wie sie es gesagt hatte, der das Erhabene und Vollkommene anstrebte? War nicht vielleicht das Ziel allen Widerstreits der Seelen zuletzt die Einheit und Harmonie, in der die Seele dieses sonderbaren Knaben zu allem Wirken der Natur, zur Welt seiner Gefühle und Gedanken stand, die wieder eins waren wie Blick und Licht? Als wüchse er stark und langsam, gnädig unbehindert, der Entfaltung seiner Kräfte entgegen. Sie wußte es nicht.

Aber je mehr sie sich um Einsicht mühte und sann, um so müder ward ihr Kopf. Ihre eigene Lebens- und Gedankenwelt erschien ihr wie ein zerschüttetes Mosaik, das kaum noch die Zeichen der ersehnten Formung trug, weder farbig, noch ruhig, sondern bunt und verworren. Die seine dagegen hatte wachsende Gestalt und Stete wie eine Pflanze.

Auf ihrem Stuhl, am offenen Nachtfenster dachte sie an ihren Traum, in dem ihr Mario als ein Baum erschienen war, unter dem sie entschlief. Im Traum war so oft dies Wunderbare, die große Aufgenommenheit der Dinge in ihrer Umwelt und dieser Welt in ihr, der Träumenden. Ganz frei und unabhängig von jeder Erkenntnis ward diese Wirklichkeit, die Gewißheiten entwanderten den Gestalten, und der Glaube und das Erlebnis war uranfänglich, tief in ihr.

An Fluß und Flügel

Das Unheimliche und Unvertraute der Weltferne, das Degernholm umlagerte und das die Nächte zuweilen, bei einsamen Besinnungen, heraufbeschworen, verlor sich am Tage und wurde zu einem hellen, ungemeinen Daseinsglück.

Sie saßen miteinander in der Morgensonne auf der Flußwiese, alle zum Bad gerüstet, in den knappen, farbigen Anzügen, die das Körpergefühl in der Sonnenwärme so selig erneuerten, die leicht und gedankenlos glücklich machten und zu natürlicher Fröhlichkeit stärkten. An den gewohnten Kleidern hängen die gewohnten Gedanken wie Staub und Müdigkeit. Überall dagegen, wo die Sonne einen Weg findet, findet ihn auch das Glück.

Zwischen ihnen, auf einem zerlegenen Rasenfleck, hockte Meker, braun, klein und schwarzhaarig, ein Waldschrat, zwischen hellhäutigen Wassernymphen, bunt eingerahmt und grausam gefangen in einem lachend hingelagerten Kranz von schönen Frauen. Sie strahlten in hellen Farben, rot, blau und grün, blond und dunkelhaarig, Frau Ingrid, Ellinor und Gisela.

Meker litt Höllenqualen des ungewohnten Glücks, aber Gisela wollte, daß er menschlicher würde, wie sie es nannte, wenigstens er sollte Kultur annehmen, bei Mario waren ohnehin Hopfen und Malz verloren. Mario war fern, da konnte man seinen Meker, den borstigen Waldkater, in Zucht nehmen. Sie suchte nach ihrem Taschentuch, aber ihre Sachen waren im Haus, das Badelaken war zu schade. So nahm sie ein Grasbüschel, um zunächst seine Nase zu säubern. Er war so erschrocken, daß er es widerstandslos duldete, mit herabhängenden Armen; erst nachher ging ihm langsam auf, was stattgefunden hatte. Stumm und wild sah er Gisela an, fassungslos bemüht, den Sinn solcher Wohltat zu ergründen. Ein blondes Fräulein ohne Kleider schneuzte ihn mit Gras. Schauderhaft!

Es war Gisela noch niemals gelungen, ein einziges Wort aus ihm herauszubringen. Gar zu gern hätte sie mit ihm über Mario geplaudert und erfahren, was die beiden miteinander im Wald trieben, am Seeufer oder in der Waldhütte der geheimnisvollen Dommelfei, von der man nur hörte, daß sie alt und weise sei. Aber Meker schwieg, knurrte bestenfalls eine unverständliche Abwehr, starrte sie an und funkelte schwarz, angstvoll und böse mit den Tieraugen, als wollte man ihn zu einer Schandtat verführen.

„Jetzt ins Wasser mit ihm," sagte Ellinor.

„Um Gottes willen!" warnte Gisela. „Dann ist er weg. Du kennst Meker nicht. Du ahnst nicht, was ich für Mühe gehabt habe, ihn einzufangen und herzuschleppen."

„Du behandelst ihn ganz falsch," sagte Ellinor und nahm liebevoll die harte, braune Pranke des Knaben zwischen ihre Hände, weiß und zart.

Meker riß sie weg, und Gisela sagte: „Du behandelst ihn richtig."

„Ihr behandelt ihn beide falsch," meinte Frau Ingrid und lächelte. „Kindern und Tieren darf man nicht nachlaufen."

„Meinst du, Meker käme von selbst?" fragte Gisela.

„Kaum zu dir."

„Jetzt natürlich nicht mehr, wenn du ihn warnst."

Digitized by Google

Mit Pferd und Hunden. Aufnahme von Käthe Hecht

Digitized by Google

Digitized by Google

Frau Ingrid lachte. „Ihr macht euch über den Jungen lustig, statt ihn mit etwas zu belustigen," sagte sie. „Jeder von euch allein käme vielleicht noch eher mit ihm aus, als ihr beide zusammen."

„Er ist einfach ein Moorteufel," sagte Gisela traurig. „Wie war das doch bei den alten Griechen? Die Hirten und die Ziegen brachten so was hervor. Schauderhaft, aber jeder Grieche wußte es. Meker, sag', kannst du lesen?"

Meker nickte; am liebsten hätte er den Kopf geschüttelt, aber er war zu stolz auf diese Kunst, die Mario ihn gelehrt hatte. Da Frau Ingrid wieder zu ihrem Buch griff und sich nicht um ihn kümmerte, drückte er sich dichter und dichter an sie heran.

Er trug einen Lederkittel, der ihm zu groß und viel zu lang war und der einmal Mario gehört hatte, eine Leinenhose, ehemals weiß, kurz und weit und in allen Farben schimmernd, die Lehmgrund, Wald und Wiese und ihre Früchte irgend hergaben. Die braunen Beine starrten hager daraus hervor. Das schwarze Haar lockte sich unregelmäßig, wie abgehackt geschnitten und viel zu lang. Ein staudenartiger Wirbel, mitten auf dem Kopf, stand steil zu Berge und gab ihm ein wildes, verwegenes Aussehen. Aber wunderschön strahlten seine tiefschwarzen, großen Augen, dunkel, fast alt gebettet, jedoch von so tiefem Glanz, daß sie zugleich Furcht erregten und entzückten . . . Hinter Angst und Bosheit schlummerte tief auf ihrem Grund das erschrockene, hilflose Herz. Die ungepflegte, unglaublich schmutzige Hand war wohlgebildet, breit und gut.

Ellinor hatte Meker gegenüber mehr Sicherheit als Gisela, die ihn fürchtete. Sie gestand es sich nicht ein, fühlte aber oft die ferne, leise drohende Achtung, die sie vor ihm empfand, als Bedrängnis. Ihre inneren Augen sahen ihn deutlicher als Ellinors, und sie trieb ihre Scherze mit ihm nicht aus gedankenloser Lust an Spielerei, sondern um zu verhüllen, was sie anzog und quälte. Er war Marios leidenschaftlicher Bruder im Freien, sein Schatten, ein Lebensteil von ihm. Marios Hand lag über ihm. Gott allein wußte weshalb.

Zuweilen wünschte sie sich Mittel und den rechten Weg, um die Spannung zwischen ihr und Meker ausgleichen zu können. Ihre Versuche scheiterten an seinem verstockten Trotz, und der Haß, der ihm zuweilen aus den Augen sprühte, vertiefte sich, je gütiger sie sich ihm nahte, je mehr ihre Macht und Lieblichkeit ihm darüber deutlich wurden. Trotzdem ließ sie ihn nicht in Ruhe. Sie konnte sich nicht dazu entschließen, ihn völlig ernst zu nehmen. Ihr war, als rechtfertige sie mit solcher Haltung die seine. —

Als Dorn, der Wolfshund, sich vom Schloßhof her der Gruppe näherte und für einen Augenblick Beachtung fand, versuchte Meker, sich hinter Frau Ingrids Rücken davonzumachen, aber die beiden Mädchen sprangen auf und verlegten ihm lachend die Wege. Dorn beteiligte sich mit lautem Gebell an der Jagd, aber das machte keinen Eindruck auf Meker. Mehr aus Scheu vor der ungewohnten Erscheinung der hellen, halbnackten Körper, die ihn maßlos einschüchterten, als aus Sorge, sie möchten ihn auf der Wiese erwischen, schlug er sich ins Schilf, und gleich darauf rauschte der Fluß auf.

„Ausgeschlossen! Das gibt es nicht! Rasch, Ellinor, wir fangen ihn im Wasser."

Die beiden Gestalten verschwanden im Schilf, Ellinor, hochgewachsen, schlank und elfenbeinfarben, wohlgebildet wie Diana, den dunklen Haarknoten in einer farbigen Kappe, und Gisela im blassen Goldschimmer ihrer blonden Mädchenschaft, in zarter Fülle, ein Frühlingskind, so süß in seinen Hauch und Glanz gestellt, daß seine Wohlgestalt und ihre ineinander blühten und alles selig verwirrten.

Man hörte, wie das Wasser sie empfing, nicht ohne daß Giselas sonst ziemlich tiefe Stimme in einem hellen Schrei aufgellte, und gleich darauf erschien Mekers schwarzer Kopf zwischen dem Schilf auf der Wiese über dem Gras. Er spähte vorsichtig umher, sah noch Frau Ingrids Lachen und verschwand in den Erlen. —

Als die Brandopfer der Abendsonne am Horizont verglommen und ihr letztes tiefrotes und stilles Licht durch die hohen Fenster in die Räume des Schlosses sank, klang Frau Ingrids Flügel auf. Das waren Marios schönste Stunden auf Degernholm. Jetzt, wo Ellinors und Giselas liebe, für ihn so geheimnisreiche Gestalten wie helle Statuen im Saal standen oder ruhten, schien ihm die Musik eine neue, feierliche Aufgabe der Verdeutlichung und Verklärung bekommen zu haben, und sein Herz glühte vor Glück.

Da er auf dem Gebiet der Musik keinerlei Anlage und Bildung besaß und auch niemals zu ihr gedrängt worden war, nahm er sie nicht einzig um ihrer selbst willen, sondern sie wurde ihm zum Mittel für die Wege, die seine Seele in die Landschaften der Hoffnung und des Glaubens suchte. Er nahm, wählte und liebte sie allein nach den Maßstäben, die die heimlichen und gewaltigen Stimmen der Natur ihm gaben, der Wind in den Weiden, der Wasserfall am Wiesenhang und

Digitized by Google

im Gestein, die Lieder der Vögel, das Raunen der Wiesenhalme oder das Rauschen des Korns, sowie die Orgeln des Sturms auf den Stämmen des Hochwaldes. Da er ihren Wert allein an den unverfälschten Freuden und Schmerzen seiner Erlebniswelt maß, gewann er sehr bald einen reichen Sinn für das Echte und Bedeutende, unterschied mit Sicherheit Scherz, Spiel und Ernst, neben der dunklen Drohung der Leidenschaft und der Klage des Verzichts. Er wertete klug und einfältig immer zuerst die Aussage der Melodie, ihre Weite und die Kraft ihres Aufschwungs, die Reinheit ihrer Aussage und das Erhabene ihrer Verkündigung.

Ellinor, die sehr musikalisch war, überprüfte einmal durch allerlei Fragen den Gehalt seiner Kenntnisse und gab seinem erstaunten Schweigen gegenüber bald ihre Bemühungen auf. Aber Gisela, die viel besser als Ellinor spielte, obgleich sie wenig von Musik verstand, schaute nur Marios Gesicht an, wenn die Harmonien ihn bewegten, die vom Flügel aufklangen. Dann wurde ihr keckes Gesichtchen still, hilflos und durstig und über die Maßen schön vor Heimweh nach Marios Herzenskraft.

„Natürlich ist er kein Musiker," antwortete sie einmal Ellinor in einem Streit, „aber wenn er einer wäre, würde er bessere Musik machen als du."

Ellinor antwortete kühl: „Ich habe nichts gegen echtes Sentiment einzuwenden, das noch nicht gebildet ist, aber bei deiner glückhaften Gedankenlosigkeit verwandelst du es überall in Sentimentalität. Erst mit der Kenntnis und der rechten Bildung des Sinnes für die Musik entsteht auch der rechte Genuß an ihr. Überhaupt . . ."

Gisela streckte ihr langsam und gütig die Zunge heraus und sagte frech und friedlich: „Mich interessieren die Anlagen und dich die Auslagen. Wenn du deinen Plunder sortierst, glaubst du jedesmal, du habest ihn Stück für Stück erschaffen. Du kennst alle vertrauten Straßen, Plätze und Anlagen in deinem Land, meinetwegen. Aber ich weiß die Heimat."

Sie vertrugen sich wieder wie stets. Gisela gab ihr Unrecht zu, was diese Sache betraf, und Ellinor das ihre, Gisela überzeugen zu wollen. Mit solchem Ausgleich zeigte sich Gisela gerne zufrieden: „Wir werden ja sehen, wie es weitergeht."

Ja, sie war die Jüngere, nicht nur an Jahren. ‚Fertig,' das hieß bei ihr nur: ‚Ich habe einen Schritt gemacht.' Sie ließ sich nicht davon abbringen, die Führung der erwägenden Gedanken geringer zu achten als den dunklen, leitenden Trieb ihrer Seele, dessen Sinn sie erst am Ziel erkannte, jubelnd oder unter wildem Schluchzen. Sie hatte noch niemand gebeten, die Tränen ihrer Enttäuschung zu trocknen, und niemals triumphiert, wo ihr das Leben gelang.

Ellinor ging solchen Gedanken und Erinnerungen nach, nun, da der Flügel klang und der Abend sich auf das Land niedersenkte. Sie war nur halb an die Musik hingegeben, leise beunruhigt durch den Ausdruck in Giselas Zügen. Die Schwester schaute zu Mario hinüber, der im Halbdunkel am Kamin lehnte, sonderbar uneinfügbar durch seine Gewandung und natürliche Gestalt und doch zugehörig, als gäbe es keine Gegensätze zwischen der vornehmen Ruhe und dem Aufbau und Schmuck des Raumes, seiner von Menschenhand so kunstvoll erschaffenen Gegenstände und dem Wachstum der wilden Freiheit draußen, deren Hauch und Weben Marios Erscheinung kennzeichnete.

Es war Frau Ingrids Hand, die hier Sein und Werden in die Verwaltung ihres Gemüts stellte, ihrer Einsicht, ihrer weitherzigen Klugheit. Nichts war hier Willkür oder Zufall. Ellinor sah, langsam von unerforschbaren Kräften geführt, zu der jungen Frau hinüber, und zum ersten Male gingen ihr weitere Zusammenhänge auf, die Fügungen dieser Seele, unter denen sich hier das sonderbare Leben vollzog, das nur sonderbar erschien, solange man die Unverfälschtheit der Natur und den Reichtum an Güte nicht erkannte, die überall nur das Wesen suchte und den Schein verachtete.

Ellinor versank langsam ganz in Frau Ingrids Art und Wesen und war für heute der Musik innig dankbar, die ihr half, denn sie löste ihr angestrengtes Forschen in ein beruhigtes Schauen und gab ihr die freundliche Bereitschaft zur Hingabe, die oft allein die Bewegung zu verleihen vermag, wenn sie edler Natur ist und die Fremdheit dessen umspielt, was uns bisher kalt und starr erschienen ist.

Frau Ingrids Gesicht war schmal und wirkte traurig, wenn es ruhte. Die Augen lagen so klar und rein in Stirn und Wangen gebettet, als hätten weder Lust noch Tränen sie jemals getrübt, und der schmerzliche Mund weckte in den Menschen die Erinnerung an das Schöne, Wahre und Erhabene in ihnen selbst. Ein Trost war dies Gesicht, eine verhaltene Mahnung, die den Glauben an die Menschen zurückgab und die niedrigen Gedanken verscheuchte. Ihr wehmütiges Lächeln, wie über sich selbst, verbannte alle Feierlichkeit, die nicht echte Würde war, so daß ihr Gesicht weit eher rührte als bedrückte. So war für die mei-

Digitized by Google

sten Menschen die Heiterkeit, in der oft ihr Lachen hervorbrach, so unerwartet, wie die Strenge oder Kälte ihrer Worte in Schrecken versetzen konnte.

Es hat nicht viele Menschen gegeben, die das Niedrige so von Grund der Seele aus haßten; von der hohen Warte solcher Forderung ging ihre Einsamkeit aus. Sie war human aus einem unbeugsamen Stolz und duldsam, weil ihr auch gegenüber dem Verachtenswerten niemals der Gedanke kam, es möchte sie berühren.

Man hätte sie für sehr tugendhaft gehalten, wenn man ihre leidenschaftliche Art nicht gekannt oder gefühlt hätte, denn die Menschen verstehen selten, daß die echte Tugend nur im Bund mit der Leidenschaft zu blühen vermag. Sie suchen sie für gewöhnlich hinter der Selbstentäußerung anderer, die ihnen nützt und ihnen läßt, was sie für ihren Besitz halten.

Unkraut und Träume

Meker spielte in der Schutthalde seine Faunsflöte, die Mario ihm geschnitzt hatte. Sie besaß sechs Töne und gab an Musik her, soviel man blies. Ihr Ton erinnerte an eine Okarina, die sich nicht recht in ihre tiefe Klanglage fügen wollte und aus irgendeinem Grunde ärgerlich geworden war, aber Meker liebte dieses Instrument über alles, und sein einsames Herz stieg in ihm auf und sonnte sich im traurigsten Getön.

Er blies darauf, daß er Mario lieben wollte bis an den Tod, daß die Abendsonne sich golden im Fluß spiegelte und daß die Vögel in weite Fernen flogen. Er blies darauf, wie kühn er war und daß das alte Schloß in großer Herrlichkeit im Lande lag, das Schloß, in dem er, Meker, wohnen durfte. Wenn er blasen mußte, wie schön Gisela war, hielt er erschrocken inne.

Man fand seine Flöte niemals bei ihm, wenn er nicht spielte. Er versteckte sie an immer wechselnden Orten, unter Steinen, in Weidenstümpfen oder in Rissen der Schloßmauer, wo die Eidechsen sie bewachten, den großen Schatz. Was immer er versteckte und vergrub, um es zu besitzen, den Unterschlupf seiner Flöte vergaß er nie wie andere Vorratskammern und Erdlöcher.

Die Schutthalde war sein Reich, dort störte ihn niemand. Das war ein von Unkraut und Gestrüpp überwucherter Lehmhang, eine tiefe, weite Grube am Waldhügel, nahe beim Schloß, in der offenbar vorzeiten einmal Kies oder Gestein für Bauten entnommen worden war. Jetzt stellte sie die Heimstätte der wilden Kräuter und Sträucher dar, der Schmetterlinge, der Ringelnatter und des Laufkäfers.

Dort strebte die stolze Königskerze zur Sonne auf, zartblumige, helle Winden mit rosa Seelchen rankten sich an Feldstein und Schlehdorn empor, und im Sommer blühten die weiße Lichtnelke und der gelbe Hornklee.

Eigentlich war dies alles Unkraut, und Meker verachtete das Geblüh und Gedränge, wenn er an die Rosenstöcke dachte, die im Schloßpark vor den weißen Stufen der Terrasse auf dem Rasen standen, vornehm, gesondert und großartig. Das war Anstand! Sie hatten einen eigenen Gärtner und man durfte nicht auf den Rasen treten, es sei denn, man gehörte zur Herrschaft.

Er ahnte nicht, daß er, um solche Herrlichkeit zu schätzen, in seiner Schutthalde glücklich sein mußte, daß das Geheimnisvolle und Wunderbare, das Uranfängliche ihn tröstete und freundlich aufnahm: das Unkraut. Diese übereinander wuchernden, gierig und zuchtlos einander verdrängenden Naturkinder, der selige Wildwuchs. Er mißachtete ein wenig, was ihn so freundlich und ohne Absicht gewähren ließ, seinen Wohlstand schuf und seine Träume eröffnete, und sehnte sich fort, wie wir alle. —

Nur Marlehn lauschte zuweilen auf Mekers Spiel, wenn sie des Weges kam, um allerhand ländliches Gut von den Bauernhöfen aufs Schloß zu tragen. Wenn Meker sie entdeckte, vertrieb er sie mit Steinwürfen, und Marlehn lief davon und lachte.

Einzig Mario durfte sein Spiel anhören. Meker sehnte sich danach, daß Mario kommen möchte, im Ginster ruhen und lauschen, aber Mario ritt mit Gisela über die Moorheide.

Das war so schön und feierlich anzuschauen, als bewegten sich die farbigen Bilder aus einem Märchen vor seinen Augen, der Schritt der Pferde und die Gestalten auf ihren Rücken, Giselas helles Kleid, das schimmerte und leicht ein wenig wehte, wenn der Wind über die Heide ging und die Reiter begleitete.

Mario und sein Pferd waren auf wunderbare Art miteinander verwachsen, sie bewegten sich zusammen, als seien sie ein Wille und eine Gewalt. Er saß so frei zu Pferd, so leicht und nebenhin, er ruhte darauf, ruhte in lockerer Stetigkeit, immer geneigt, als sei er freundlich auf sein Pferd zu sprechen. Immer war es Meker, als sei es die Kraft des Reiters, die nicht nur führte, sondern auch die herrliche Eile erschuf, das selige Voran, den dumpf polternden Flug, der den Erdboden dröhnen machte und der erschreckte. Dann wurde die braune Heide die weite Welt. Oh, reiten können wie Mario! —

Digitized by Google

Es war so schwer zu erkennen, ob Giselas Nähe und Gegenwart Mario wohltat oder ob er sie nur duldete, ob sie ihn beglückte, ob sie ihm vielleicht Leid antat, denn Mario sprach niemals über sie, auch nicht ein Wort. Leid? Nein, das konnte sie ihm nicht zufügen, ihm nicht . . .

Er lief und schlich den beiden zuweilen nach, soweit seine Füße ihn trugen oder soweit der Busch ihn verbarg. Er grub dann seine Blicke, in sicherem Versteck geborgen, in Marios Angesicht, um zu erforschen, was hinter den festen, braunen Zügen vor sich ging, aber es war nichts herauszubringen. Bis einmal, mitten in seine Forschergier und seine geheimen Ängste hinein, mitten in das dichte Tannengebüsch, Marios Wort fiel: „Meker, geh heim."

Mario hatte sich nicht einmal nach ihm umgewandt. Meker suchte nach einem Fluch, der zwischen Donnerwetter und Pfui Teufel die Mitte hielt. Er fand ihn nicht und trabte traurig und böse davon, böse nur auf Gisela.

Eines Morgens, als Gisela Mario im Garten bei den Anlagen der Georginen und Malven fand, sagte sie wichtig: „Mario, zwei junge Maikäfer! Die Maikäfer haben die ersten Jungen!"

Sie war sehr stolz und hielt ihm im Buschwerk ein Rosenblatt mit zwei Junikäfern hin, so groß wie Fliegen. Sie mußten auf dem Blatt bleiben, anfassen tat man sie besser nicht.

Mario lachte nicht. Er wußte, wie ernst es ihr seit einiger Zeit damit war, in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Er antwortete mitfühlend: „Ja, es ist alles sehr früh in diesem Jahr, die Mäuse haben schon gelegt, und die Fische brüten auch schon."

„Ein Mäusenest mit Eiern! Ach, das will ich sehen, Mario. Sei gut. Komm."

„Man darf nicht stören," sagte Mario bedauernd, „die Weibchen sind sehr scheu."

„Mario . . . Mäuse . . . du lügst! Du bist ekelhaft. Mäuse legen überhaupt keine Eier! Oder . . .? Nein! Häßlich bist du! Ich zeige dir Teilnahme und möchte etwas lernen, und du machst dich über mich lustig."

„Ich habe niemals versucht, Strümpfe zu stopfen," sagte Mario.

„Meinst du etwa ich?! Siehst du, jetzt warst du es, der eine Dummheit gesagt hat. Ich und Strümpfe stopfen! Wie wenig du mich kennst."

„Ja, du bist einsam."

„Willst du mich wirklich ärgern? Ernstlich?"

„Wo hast du die beiden jungen Maikäfer hingetan? Sie werden sich verlaufen und finden die Mutter nicht mehr."

„Wirklich?" Sie begann im Gras zu suchen.

„Ja, sie trinken noch an der Mutter."

„Nie wieder sprech' ich ein Wort mit dir! Nie, nie mehr!" Sie warf sich herum, so daß ihr loses Kleid flatterte, und entfernte sich mit Entschlossenheit. Mario sah ihr nach und lächelte, ganz versunken. Sie verschwand, goldhell und blau, hinter den Johannisbeerbüschen. Was trachtete sie denn zu wissen, gehörte sie nicht glücklich und sorglos dazu, schöner, lieblicher und lebensvoller als alles, was sie umgab?

Freilich, die „Geheimnisse der Natur", wie sie es nannte, erschlossen sich ihr nicht recht auf dem Wege, den sie jetzt zuweilen in einem beachtenswerten Mut und mit strahlendem Ungeschick beschritt. Aber es gab Dinge, die außerhalb ihrer Absichtlichkeit lagen, da bewährte sich die Natur in ihr.

Sie gingen nachmittags ins Waldgelände. Mario nahm sie mit, als er über den Fluß setzte, um drüben in der Wildnis nach den Pilzen Ausschau zu halten. Das Pilzesuchen war ja nur ein Anlaß, ähnlich wie das Schwimmen nur ein Anlaß sein kann, wenn man an heißen Tagen zum Baden in die kühle Flut steigt.

Wie schon oft wurde Mario nach einer Weile traurig, sie fühlte es deutlich. Immer wenn er sich aus dem jetzt veränderten Leben des Schlosses entfernte und das alte Bereich seiner Waldheimat zuerst wieder betrat, verließ ihn anfänglich die Stete und Fröhlichkeit seines Wesens. Er wurde unruhig, und sie hatte das Gefühl, als störte sie ihn, nicht nur hier im Wald, sondern überhaupt. Ihr war, als rüttelte sie ohne Willkür an den Grundfesten der hohen Einheit, in der sein Dasein mit allem stand, was ihn umgab. Sie teilte ihn. Sie beeinträchtigte die Reinheit und Ausschließlichkeit seiner Hingabe. Ja, sie nahm ihm etwas, wofür sie ihm nichts geben konnte. Dann fühlte sie sich schuldig, und ratlos sann sie auf eine volle, reiche Liebestat, auf das Schönste und Beste, was sie war und hatte. Alles hätte sie ihm in solchen Augenblicken gegeben.

Sie kamen an eine Waldwiese, und Mario blieb an einer alten, hochgelegenen Buche stehen. Die schmale Waldlichtung vor ihnen war von Tannen umstanden, die hoch wie Berge emporstrebten. Ihre unteren Zweige, dicht und weithin über den Boden erstreckt, verdeckten hier die Stämme völlig, so daß die Bäume wie dunkelgrüne, glänzende Zelte das Wiesental umstanden, in dem ein Landmann mit der Sichel im Schattengebiet Gras schnitt. Er sah klein und farbig am Rand dieser Baumriesen aus, als spielte dort ein

Digitized by Google

Kind. Hoch über dem Tal, im Blauen, kreiſte der Buſſard, von der Sonne beſchienen und ohne Flügelſchlag. Er ſchwebte die Bahnen voll Stärke und Stille, in ſeinem hohen Glück. So war es immer ſchon . . .

Giſela ſah Mario heimlich von der Seite an, ſeine Verſunkenheit ſtimmte ſie ehrfürchtig. Der hilfloſe Ausdruck ſeines Geſichts überwältigte ſie, er war völlig ſelbſtvergeſſen. So ſchlief ein Kind an der Bruſt der Mutter. Mit Qual und Neugier ſah ſie ihn an, faſt etwas traurig, ſonderbar beſchämt und gierig zugleich. Nein, dieſes Empfinden ließ ſich nicht feſthalten noch klären. Es warnte und lockte mit heiligen Urkräften aus Marios Verhalten. Die Blumen und Gräſer wuchſen durch ſeine Füße. Der Windhauch drang in die durchlichteten Räume ſeiner Geſtalt, wie er durch das Blätterwerk der Bäume zog. Erdboden und Himmelszelt hatten gleichermaßen Anteil an ſeinem Daſein. Wie er ſich ſogar mit den Farben ſeiner Haut und ſeiner Augen, ſeines Haars und der Kleidung einfügte, als gäbe es keine Grenzen zwiſchen der Seele des Menſchen und der Seele der Natur. Wunderbar geſtaltſchaffendes Licht war unter dem alten Baum.

Jetzt erwachte er und ſah über ſie hin, traurig, als möchten ihm Tränen ausbrechen. „Manchmal biſt du mitten in allem, Giſela, aber dann wieder fremd und ganz für dich, wie eine böſe Kraft."

Sie verſtand ihn ſofort. „Komm, Mario, hier wollen wir ausruhen, ſieh das Moos. Ich bin müde, ſchlafen möchte ich."

Sie ſchuf auf der Moosdecke ihr Lager derart, daß ſein Kopf in ihrem Schoß zu liegen kam. Er nahm es an und ſchloß die Augen. Er drängte ſich, unruhig vor dunklem Kummer, feſt an ſie. Ihre Hand glitt über ſein Haar und blieb im braunen Nacken ruhen, Liebe ausſtrömend und zugleich auf zarte Art bändigend und Grenzen ſetzend.

Mario ſchlief ein, während im Waldtal die Sichel klang und in grünen Weiten der Kuckuck. In der tieferen Weisheit ſeines Traumbewußtſeins lag ſein Kopf im Moos der modernden Walderde, deren Lebenshauch ſeinen Odem als Kind genährt hatte, und die Zweige der Waldbüſche ſchaukelten über ſeiner Stirn, die gelben, herb duftenden Blütentrauben der Berberitze und der Weißdorn, der an den Rändern der Lichtungen, am Dickicht der jungen Tannen oder am Hang der Wieſen wuchs. Die Atemzüge über ihm waren der Wind, und der Wärmehauch kam von den Sonnenſtrahlen, die ſanft vom Gezweig der Bäume entlaſſen und gedämpft wurden, die goldenen Kreiſe.

Nach langer Zeit träumte er wieder von ſeiner Mutter, ihr Geſicht erſchien ihm blaſſer und ſtiller, geduldig abgeſchieden und von einer fernen Güte, die ſich nicht wie einſt mit Worten an ihn wandte, ſondern in einer himmliſchen Zuſtimmung, ähnlich wie das Licht. Sie lächelte ruhig ins Allgemeine nieder. Ihr mütterliches Lächeln hing als Glanz an Tau und Erde, an den Gräſern und über verwitterndem Geſtein. Es hing an den blauen Kelchen der Glockenblumen, am Bachrand und an Giſelas Haar.

Die älteſte Stimme

Wenn Mario das veränderte Leben im Schloß, das für ihn eine weit größere Umwälzung aller ſeiner Empfindungen und Gedanken bedeutete, als die neuen Menſchen ſeines Daſeins ahnten, nicht mehr ohne Bedrängnis ertragen konnte, ſuchte er, lange ratlos, im Wald nach einer Zuflucht. Er ließ ſich dort ohne Beſinnung oder Vorſatz treiben und von dem lockenden Leben führen, das ihn rings umgab. Er erlauſchte die Stimmen, die ihm froh und lieblich klangen, oder verweilte an Orten, die beruhigten. Wie einſt in früher Kindheit mied er jetzt wieder die offene Weite, aber er fühlte bald, daß auch die verborgene Buſchtiefe ihn nicht zur alten Ruhe kommen ließ. Die neue Welt der fremden Lebensformen, der willkürlich herbeigezogenen Erwägungen und des ſinnloſen Spiels der Gefühle verwirrte ihn arg. Er fühlte ſich aufgeſchreckt wie aus der Heimat. Ihm war zuweilen in großer Angſt, als bewährten ſich die wohltuende Allmacht, die Stete und die fruchttreibende Bewegung der alten Stimmen und beredten Gefährten der Natur nicht mehr an ihm, und er ſuchte ſehnſüchtig nach einer größeren Macht, die die alte Einheit, den hohen Frieden ſeiner Seele erneuern ſollte. Erſt nun, da er in Gefahr war, dieſe Güter zu verlieren, wußte er von ihnen. Das war zugleich gut und traurig, aber der Weg, den er nie zuvor geſucht hatte, ging darüber verloren.

Frau Ingrid war die einzige, die ſeinen Zuſtand recht ermaß, jedoch ſie ſchwieg.

So ſehr die beiden Mädchen langſam vieles erkannten, was ihnen anfänglich bedeutungslos oder entfremdend und übertrieben, ja zurückgeblieben erſchienen war, fehlte es ihnen doch an Einſicht, um auch nur zu ahnen, welche Mächte mit ihnen und ihrer Welt in Marios Seele eingebrochen waren und wie ſie wirkten. Für ſie bedeutete die umgebende Natur wie für die meiſten Menſchen ihrer Zeit eine Abſpannung oder Erholung der Kräfte, einen arglos und freund-

Digitized by Google

lich wirkenden Genuß oder eine Erleichterung nach den Sorgen und Quälereien des blumenlosen Alltags.

Es war hiervon zwischen den Mädchen oft die Rede gewesen, denn wie sollte Marios Welt neben der ihren nicht zum Gegenstand ihrer Besinnungen und Erörterungen werden, wo Degernholm seine sichtbaren und unsichtbaren Weiten zog und erschloß.

Frau Ingrid nahm sich hier besonders Ellinors an, die sie mehr als Gisela liebte. Dies hatte seinen Grund darin, daß sie Ellinor näher kam, da die Zwiespältigkeit dieser zarten und verwundbaren Natur sie anzog, ihr als ein neu zu erlebender Gegensatz zu Marios Art entgegentrat, und weil sie die Hilflosigkeit dieser Seele fühlte, die sich ungeführt in einer schmerzenden Gedankenwelt quälte. Sie kam ihr näher als der jüngeren Schwester vielleicht auch deshalb, weil Ellinors Einstellung und zehrende Aufmerksamkeit sie zur Entäußerung ihrer eigenen verborgenen Welt anregte.

Gisela dagegen blieb ihr ferner. Die wilden Frühlingsgärten dieser viel stärkeren Seele waren ihr zugleich heilig und unübersehbar, ja bedrohlich. Sie empfand hier Kräfte der Natur am Lebenswerk, denen gegenüber nicht nur jeder Einspruch machtlos blieb, sondern die zugleich eine so ausschließliche Region des Nur-Weiblichen beherrschten, daß ihr ohne falsche Zuneigung oder unsichere Hingabe nicht nahe zu kommen war, es sei denn als Mann.

Frau Ingrid achtete und liebte in Gisela ein ihr fernes Artbild des Weibes, und weder der Achtung noch dem Ernst ihrer Einschätzung geschah durch Giselas Jugend Abbruch, denn die Jugend war nach ihrer Auffassung bei echten Naturen ein hoheitsvoller und gewichtiger Vorzug, nicht aber ein Grund zu halber Entschlossenheit der Haltung oder gar zur Herablassung wie bei den meisten Menschen, die sich nur durch ihr höheres Alter auch schon auf einer höheren Warte wähnen.

Darüber ließ sie es Ellinor gegenüber nicht an Härte fehlen. Sie war es, die bei einem Gespräch über Mario die empfindlichen Worte hören mußte: „Halte dich zurück mit dem, was du dein ‚Verständnis' nennst. Dies rasche Zustimmen ist für dich und deinesgleichen das beinahe unfehlbare Mittel geworden, um das Eigentliche und Wesentliche aller Dinge und Menschen zu umgehen oder zu zerschwatzen, um wieder ins Seichte zu entgleiten. Ihr umtastet die Gestalt in eurem voreiligen Gemeinschaftswahn, nennt ein wenig Sinn für die äußere Erscheinung Einblick und kehrt befriedigt in die eigene Erstarrung zurück. So umgebt ihr das Erlebnis mit ‚Verständnis'. Ihr seid zu bereitwillig, weil eure Forderungen jämmerlich gering sind. Erleben dagegen heißt andächtiges Einstellen auf das Wesen, Erleben heißt Hingabe und Verzicht, Verwachsen und endlich Erkennen."

Ellinor schwebte ein Wort der Entgegnung auf den Lippen, es hieß Gisela, jedoch sie schwieg. —

Wie fern war Mario solchen und ähnlichen Gesprächen. Er durchschweifte den Wald und das Seegebiet, das Heideland und die Flußniederungen der Sümpfe, um sein Herz wiederzufinden, das vom Gedankengarn der Menschen, die er liebte, in die Gefangenschaft einer Beteiligung gezogen wurde, die nicht Gemeinschaft bedeutete. Er ahnte die Teilnahme, die ihm entgegengebracht wurde, nur dunkel, aber sie wirkte, fesselte und verpflichtete. Solch heimliche Forderung entstellte sein Pflichtgefühl wie laute Geräusche, die durcheinanderklingen, das Lauschen verhindern, oder die Artigkeiten der Gefallsüchtigen den echten Takt.

Warum quälte es ihn so tief, daß Gisela am Tor seiner grünen und beblühten Lebensburgen umkehrte oder darin umhertappte, als verspielte sie Gold? Sie pflückte Blumen und verlor sie, warf mit Steinen nach den Bachforellen und beschwor ihn, ihr ein junges Eichhörnchen zu fangen. Sie wollte heute ein Rotkehlchen und morgen einen besonders klugen Raben, dann taten es ihr die Eidechsen an und am nächsten Tag der Laubfrosch. Sie wollte wissen, wie ein Ameisenhaufen auf seinem Grund aussah und ob die Weinbergschnecken innen in ihrem Gehäuse angewachsen wären: „Zieh sie heraus, Mario! Zieh!" Beim Kuckucksruf zählte sie ihre zukünftigen Lebensjahre, und der Kauz sagte ihr einen frühen Tod an. Mario staunte.

Er hatte als Knabe einmal in Frau Ingrids Flügel eine Maus entdeckt, die sich, Gott weiß wie, darin gefangen hatte und auf den Saiten umhersprang, so daß ein zartes, sinnloses und verworrenes Konzert entstand, das er mit Lachen und Entsetzen verfolgt hatte. Es war ein junges zärtliches Geschöpf gewesen; es fand sich später, daß ein paar Filzplättchen der Hämmer angenagt waren — jetzt kam ihm das Tierchen in den Sinn, wenn er an Gisela dachte, und wieder erhoben sich Angst und Vergnügen, eine süße Besorgnis, die ihn stark machte, und eine namenlose Not, als klänge nun bald die große Melodie, die heilige Musik nicht mehr auf, die ihn bisher getragen und geleitet hatte. Gisela ließ sich nicht fangen, wie

Digitized by Google

damals die Maus und ihrer Freiheit zurückgeben, damit wieder die seine aufleuchtete. Und wo war ihre Freiheit? Er liebte Gisela so sehr.

Die Waldstille, einst beredt, war schweigsam geworden, aber die vernehmbaren Stimmen der Natur lockten jetzt stärker, mächtiger als alles das Wasser. Mario merkte es erst, als er wieder und wieder, noch ohne es recht zu wollen, am Bachgefälle, nahe der Quelle auf der Waldlichtung landete. Ja, es war wirklich ein Landen wie nach stürmischer, richtungloser Fahrt, nach einem steuerlosen Dahintreiben im grünen Sommergewoge.

Zuerst stand es ihm nur als einlullende Wohltat auf, als ein sinnlos fröhliches Geplätscher, das erheiterte, wie auch die Kühle umher und die dunklen Samtfarben der Moosvölker, die beruhigten und die Unstete der suchenden Augen stillten. Aber langsam begann das Wasser ihm deutlicher zu werden, von sanftem, hellem Geschwätz über eine sinnvoll stürmische Rede fort, bis zur Sage.

Der Waldplatz, an dem das Bachgefälle niederrauschte, befand sich nicht weit vom Schloß entfernt, jedoch einsam und nicht leicht erreichbar, da der Fluß ihn vom besiedelten Gebiet und von der Landstraße trennte. Man kam zuvor durch den Wildwuchs des Sumpfgebiets, mußte die Hänge besteigen, die nach Südwest zu offen lagen und deren Busch- und Strauchgeschlechter in herrlicher Ungezogenheit in die Sonnenwogen und den warmen Wind drängten, und kam endlich durch den Buchendom ins Bachtal.

Der Wasserfall sprang durch eine Baumkammer von grünen Wänden, die einen Moosgrund umschlossen, nicht viel größer als Dommelfeis Wohnraum. Es gab bemooste Steinbänke, die nicht von Menschenhand aufgestellt waren, und den Wassergeruch der Quelleinsamkeit, goldene Sonneninseln und verschwiegene, leise Vogelstimmen. Auch vereinzelte Waldblumen fanden hier ihr beachtetes Fortkommen, so der purpurrot blühende Hasenlattich und die Tollkirsche, die von hellsummenden Hummelarten mit fuchsroten Pelzen besucht wurden und von schnell und gläsern schwirrenden Wespen, die sich am Sonnengeflimmer in der Luft über den Kelchen zu halten schienen. Jedoch völlig beherrscht und angefüllt war alles durch die Wasserstimme, die so lebensmächtig zum Lauschen zwang wie ein liebendes Kinderherz zur Demut.

Diese Stätte wurde Marios Aufenthalt. Man sah ihn jetzt immer seltener auf dem Schloß. Im Wasser zogen Licht und Bewegung die Sinne so unmerkbar an, daß man in einen tiefen Bann, in große Gefangenschaft geraten konnte, ohne es auch nur zu spüren. Der Begriff der Zeit und das Bewußtsein dafür wurden aufgehoben, und Vergangenheit und Zukunft flossen zu einer Einheit der Weite zusammen. Ja, die Zeit schien aufgehoben, die Zeit, die in so bedrängend deutlichen Gebilden, welche Gefängnismauern glichen, in seine Vorstellungswelt gedrängt worden war. Mit ihr hatten ihn Eile, Hast und die Frage nach Alter und Tod befallen, und sie behaupteten sich als wichtig. Mit ihr kam die Unruhe in alle Handhabung und alle Gedanken, und das Bild des Vergehens wurde in ein Schrecknis verwandelt. Hatten denn eine Blume, ein Baum, ein Schmetterling Eile? Aus was für einer Welt kamen diese Menschen, die immer von der Zeit sprachen?

Das fallende Wasser an der einsamen Waldstätte machte Marios Sorge gut. Das tröstende Geplätscher und Geplauder entließ aus seinen Tiefen bald den Sinn einer Rede, in der von den Wolken, vom Regen, von großen Strömen und vom Meer berichtet wurde, freundlich und großartig, schon immer bekannt, aber ganz neu, denn in den Worten, die erklangen, hielt das Bild sich auf. Über solchen Gestalten steigerte sich die Rede zur Sage. In ihr kamen tiefe, stille Gewißheiten zur Schau der Seele, die uranfängliche Heimat, Himmel und Meer und eine Befriedigung sondergleichen, als wäre bald eine ganz neue Stimme über ihnen zu erwarten. Ja, in dieser Sage des Wassers thronte der Ursprung der Menschheit und der Erde, und zugleich leuchtete eine junge, über die Maßen lichte Verkündigung darin auf.

Die Sorgen von Tag und Zeit schwammen klein und bunt, vergessene Inseln, im heilig Großen, wenn das Rauschen der Flut erklang. Nur ein fernes Grab und ein Stern, aus einem Lied entnommen, wurden deutlich, geisterhafte Wegweiser zu einem Frieden, der nicht Ruhe war, sondern eine gerechte und heilige Bewegung.

Das Wasser trug das Licht. Es ließ es ganz und ohne Schranken durch sein Wesen scheinen, ohne Sorge, daß es die klare Art verwandeln möchte, es sei denn zu einer Auferstehung und Wiederkehr. Wie freundlich diese Wildheit wirkte, in der die Wasserflut dahinschoß, das Licht empfing, mitriß und zurücksprühte! Mario wußte oft nicht mehr, ob er wachte oder im Schlaf träumte. Er tastete sich in nichts hinein. Er suchte und forschte nicht nach Gedanken noch nach Gefühlen, sondern alles kam zu ihm und strahlte wie das Licht im Wasser.

Digitized by Google

Seine Seele wurde dem Element zugetan, in dessen Wesen er durch seine Andacht aufging, wie einst der Dohlenflug die Seele des Knaben in das Bereich der Luft entführt hatte, so daß er flog wie sie. Ach, nicht bezaubern tat es ihn, wie die Magier der Finsternis es verstehen, sondern es nahm ihn mit Willen und Kräften auf, die den Deutungen der Liebe glichen, und der Sinn der ältesten Sage lautete sichtbar und offenbarte in lichter Bewegung des Elements, daß Zeit, Alter und Tod keine Geltung besaßen, sondern daß Wesen und Verwesen eins seien. Nun mußte sich bald die eine, die neue, mächtige Stimme über dem Wasser erheben, auf die die ganze Welt wartete, verwandelt in sein hoffendes Herz.

(Fortsetzung des Romans im Aprilheft)

Blumenliebe. Von Adalbert von Drasenovich

Sumpfschraube (Vallisneria spiralis)

Im Wasser wurzelt sie in grünen Tiefen.
Die Knospen sitzen jüngferlich und klein
Am Grund. Geschlossen ist ihr Blütenschrein,
Geschlecht und Wachstum ruhn, als ob sie schliefen.

Dann aber, als ob Träume sie durchliefen
Von milder Wärme, Wind und Sonnenschein,
Entrollen sich der Schraubenstengel Reihn
Wie Schlangen, die vom Schlaf Beschwörer riefen.

Und oben schwimmt nun, öffnend ihren Schoß,
Die Weiberblüte, daß ihr Los sie finde.
Die Männerknospe aber reißt sich los
Vom Mutterstock, taucht auf und treibt im Winde,
Wenn's glückt zur Braut auf kurzen Liebesbund.
Dann schließt sich die, schraubt wieder sich zum Grund.

Augentrost (Euphrasia minima)

Ein Pflänzlein wächst auf steilen Alpenmatten,
Klein ist ihr Wuchs, bescheiden nur ihr Kleid,
Und allzu kurz die karge Sommerzeit,
Die ihr gegönnt ist zum Empfang des Gatten.

Kaum weckt die Sonne sie aus Schnee und Schatten,
Putzt gelb und weißblau sich die arme Maid,
Haucht Honigduft und spreitet brautbereit
Den Griffel vor, erlaubt sich kein Ermatten.

Und Bienen kommen, reich an goldnem Staube
Der Nachbarblüten. — Doch wenn Donner grollen
Und Regen strömt, verzagt des Griffels Glaube,
Er krümmt sich heim und küßt die Brüderpollen.

Geschwisterbund! ... Doch unbefruchtet sterben
Ist schlimmer noch als ungewisse Erben.

Osterluzei (Aristolochia clematitis)

An Weingartheckeu liebt sie's still zu ranken,
Die Blätter herzgeformt, die gelben Blüten
Im Achselstand gerollt wie Zuckertüten
Auf dünnen Hälsen, die im Winde schwanken.

Zwergfliegen kommen, die an Kälte kranken,
Und kriechen in die wärmenden Kajüten,
Drin Speis und Trank den Aufenthalt vergüten;
Den Ausgang aber wehren Stachelschranken.

Fromm harrend sitzt am Grund des Kelchs die Narbe;
Und bringt ihr eine Fliege Blütenstaub,
Wird Mutter sie, sonst welkem Tod zum Raub.

Da stäubt entfocht der Brüder Pollengarbe
Gold auf die Fliegen, die mit Liebesgaben
Zu Nachbarblumen gern nun Urlaub haben.

Digitized by Google

Anton Faistauer

Von Prof. Dr. Hans Tietze-Wien

Meine Bekanntschaft mit Anton Faistauer geht bis zum Jahre 1911 zurück. Der junge Maler gehörte damals zu einer kleinen Gruppe gleichaltriger Künstler, die im Wiener Hagenbund mit einer Sonderausstellung zum ersten Male vor die Öffentlichkeit trat; für die Kunstgeschichte Wiens ist diese Ausstellung denkwürdig geblieben, nicht nur weil in ihr außer Faistauer auch Oskar Kokoschka, Anton Kolig und Franz Wiegele ihren Eintritt in die Welt der Kunst vollzogen, sondern auch wegen des ungeheuren Skandals, den sie erregte. Was hier gezeigt wurde, stieß auf eine noch heftigere Ablehnung, als sie unbekannten und unerwünschten Kunstrichtungen sonst zuteil zu werden pflegt. Dabei handelte es sich, wie es uns heute vorkommen will, eigentlich gar nicht um eine neue Richtung: die Aussteller hatten keineswegs ein überraschendes neues Rezept für die allein richtige Kunst gefunden, wie deren nachmals so viele gebraucht und verbraucht worden sind. Aber man fühlte stark und feindlich die gleiche Zusammengehörigkeit dieser verschiedenartigen Begabungen, die wir auch heute noch als das verknüpfende Band zwischen ihnen empfinden. Alle vier haben ja indessen den Weg zur Anerkennung

Stilleben mit Putto. Gemälde. Berlin, Kunstausstellung Hartberg

Digitized by Google

Engelgruppe aus der „Heiligen Cäcilie". Fresko im Foyer des Salzburger Festspielhauses

ja zur Berühmtheit gefunden, alle vier haben Professuren an staatlichen Kunstakademien erreicht oder abgelehnt, alle vier stehen heute, ins Alter männlicher Reife getreten, ziemlich weit voneinander entfernt, jeder von ihnen zu einer reichen und komplizierten Individualität erwachsen — und immer noch durch dasselbe geheime Merkmal als zueinandergehörig gekennzeichnet. Worin dieses Gemeinsame besteht, ist ziemlich schwer in Worte zu fassen; sie stehen uns zu nahe, als daß die Verschiedenheiten nicht für uns überwiegen sollten. Dennoch ist es vorhanden wie damals, als es jenen Widerstand verursachte: der stark ausgeprägte gemeinsame künstlerische Wille einer Generation. Nicht so sehr als einzelne Stürmer, die am überkommenen Besitzstand der Kunst rüttelten, wurden sie angefeindet, sondern vielmehr als eine Blutsbruderschaft, die den Willen ihrer Zeit durchsetzen wollte.

Selten wird jenes Problem der Generation, das Wilhelm Pinder in den letzten Jahren einem größeren Kreis zugänglich zu machen bemüht ist, an einem neueren Beispiel so klar wie hier. Kokoschka und Kolig sind 1886 geboren, Faistauer und Wiegele 1887; zusammen mit dem um ein Jahr älteren Max Oppenheimer und dem etwas jüngeren Egon Schiele (1890—1918) verkörpern sie am stärksten, was den besonderen Anteil Österreichs an der Malerei der Gegenwart darstellt. Selbstverständlich überleben noch ältere, wachsen ihnen jüngere Begabungen nach; aber diesen Künstlern zwischen vierzig und fünfzig verleiht ihre Gemeinschaft ein stärkeres Gewicht. Es ist keine Gemeinschaft der Abstammung, Faistauer ist Salzburger, Kokoschka Wiener, Kolig Deutschmähre, Wiegele Kärntner; keine Gemeinschaft der Schule, wenngleich ihre Bildungsgänge gewiß manche Berührungen zeigen; endlich

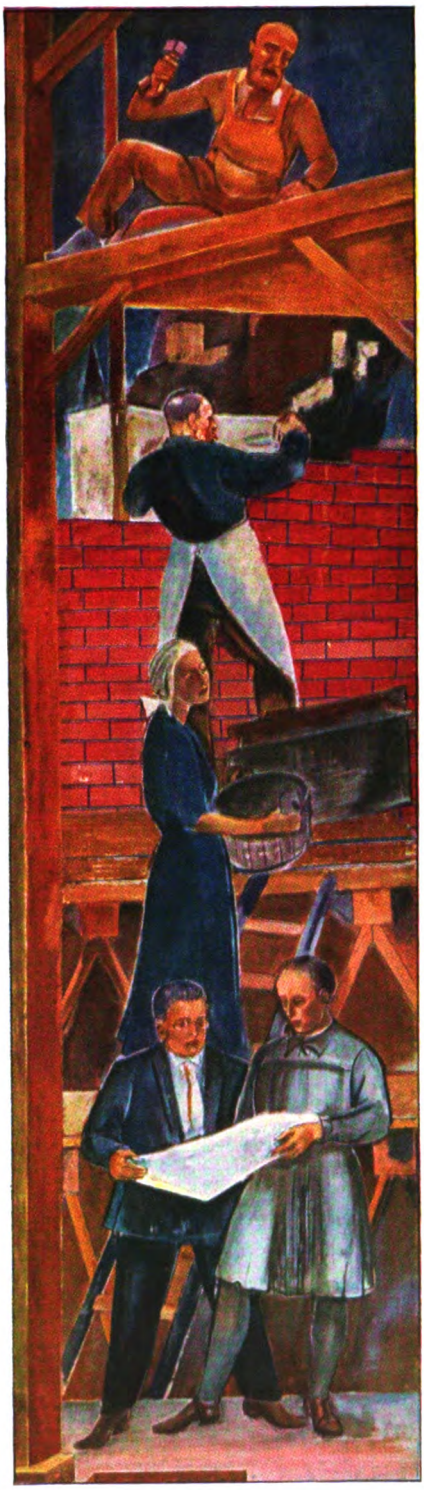
Digitized by Google

keine Gemeinschaft des künstlerischen Programms, denn diese Künstler haben sich weder damals noch später einer „Richtung" verschrieben, die das freie Walten ihrer persönlichen Kräfte vergewaltigt hätte. Sie haben vielmehr durch die Selbständigkeit ihrer Begabungen die jedem Künstlergeschlecht neu gestellte Aufgabe gelöst, die ihrer Zeit und ihrem Volk gemäße Kunst zu prägen; in der Eindringlichkeit ihres Bekenntnisses zu dieser Pflicht lag damals ihre Gefahr, liegt heute ihr Verdienst.

Als ich anläßlich jener Ausstellung, um für diese allgemein gescholtenen Künstler einzutreten, zum erstenmal in meinem Leben statt über alte über neue Kunst das Wort ergriff, dankte mir Faistauer, daß ich als einziger nicht den Wert dieser oder jener Leistung erörtert, sondern die Bedeutung des geistigen Bekenntnisses begriffen hätte. Es blieb nicht das einzige Mal, daß der Künstler kritische Äußerungen, die ich über ihn oder ihn berührend getan habe, mit Zustimmung oder Ablehnung begleitet hat. Er hat einen leisen Widerstand gegen seine Kunst, die meiner persönlichen Neigung weniger liegt als die manches seiner Weggenossen, feinfühlig aus manchen Worten herausgehört und häufig in prägnante Sätze gebracht, worin ich ihm nicht ganz gerecht geworden wäre. Faistauer ist wie wenige berufen, Kritik zu kritisieren; er besitzt neben seiner künstlerischen Begabung auch in hohem Grade die Fähigkeit scharfen Denkens und geistvollen Wortes; er hat ein ausgezeichnetes, eigentlich das beste Buch über „Neue Malerei in Österreich" veröffentlicht und Tagebücher und Aufsätze geschrieben, in denen sich sein Talent, Gedanken zu zergliedern und das zwischen der Schärfe der Begriffe Schwebende — das in der Kunst das unendlich Wichtige ist — zu klarer Bestimmtheit zu verdichten, bemerkenswert entfaltet.

Mit diesen persönlichen Erinnerungen ist auch schon etwas über den besonderen Platz ausgesagt, den Faistauer innerhalb der Gruppe seiner Genossen einnimmt. Das selbstquälerische Bemühen, des eigenen dunklen Tuns bewußt zu werden, ist ihnen allen eigentümlich. Alle haben redlich darum gerungen, ins Wesen der Kunst überhaupt und der ihren im besonderen einzudringen und ihr das Gesetz abzufragen, das sie beherrscht. Aber keiner hält so klar wie Faistauer die Reiche des Denkens und des Schaffens voneinander getrennt. So klar sein Denken ist, so wenig ist seine Malerei von des Gedankens Blässe angekränkelt; sie strömt reich und ungehemmt aus tieferen Gründen seines Wesens; zwischen Instinkt und Intellekt, die beide kräftig ausgebildet sind, bestehen keine Konflikte, die bei manchen anderen Künstlern eine so schwere Problematik erzeugen.

Faistauer ist Salzburger. Er stammt aber nicht aus der alten geistlichen Fürstenstadt selbst, sondern vom Lande, aus St. Martin in der Loferer Gegend, wo einem der Name seines Geschlechtes häufig begegnet. Seine Herkunft ist bajuvarisch, aber eine lang nachlebende römische Besiedlung hat dieser Bevölkerung einen südlichen Zusatz im Blut hinterlassen und



Aufbau. Fresko im Salzburger Festspielhaus

Digitized by Google

Die heilige Cäcilie. Fresko im Foyer des Salzburger Festspielhauses

Digitized by Google

Das Königsmahl. Fresko im Foyer des Salzburger Festspielhauses

Digitized by Google

Fresko im Foyer des Salzburger Festspielhauses

ihrer Kunst ein Bedürfnis nach gestalteter Form eingeflößt. Der akademische Schulweg hat Faistauer dann nach Wien geführt, wo der Südtiroler Delug sein Lehrer wurde; von Gustav Klimt, dessen überragende Persönlichkeit die damalige Jugend in ihren Bann zwang, hat er sich fern und frei gehalten, der Entrechtung der Farbe durch diesen großen zeichnerischen und kunstgewerblichen Anreger hat sich Faistauers malerischer Grundinstinkt aufs heftigste widersetzt. Das Wienerische, das gerade in den kritischen Jahren um die Jahrhundertwende so sehr das Verfeinerte, Neurotische überspitzte, hat das Salzburgische in ihm niemals verdrängt und überdeckt; er ist immer wieder zu diesem mütterlichen Boden zurückgekehrt, um seine Kraft, an der die unersättliche Großstadt fraß, zu erneuen. Unmittelbar nach dem Kriege, in der Zeit der schwersten Zerrüttung aller sozialen und kulturellen Verhältnisse, hat er für mehrere Jahre Salzburg zum Wohnsitz erwählt. Hier hat er auch später wiederholt gelebt, hier hat er die großen öffentlichen Aufträge gefunden, die dem modernen Künstler den oft versagten Lebensgrund bilden.

Über das Salzburgische seiner Abstammung legt sich das Salzburgische seiner kulturellen Bedingtheit. Im geistigen Bilde dieser Stadt hat man den Zug ins Romanische, der sich als Bedürfnis nach beherrschter Form äußert, oftmals hervorgehoben; ihn ergänzt die selbstverständliche Kirchlichkeit der geistigen Metropole und die Großzügigkeit und Leichtlebigkeit des Fürstensitzes. Hier besteht die Kunst nicht auf ihrem Vorrecht einer eigenen abgesonderten Welt, sondern bleibt vornehme Dienerin sozial und geistig erhöhten Daseins. Hier stehen die repräsentativen Kirchen und Schlösser, hier erfüllt ein Volk von christlichen und heidnischen Statuen die Gärten, hier hat die dekorative Malerei des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde. 1916

in Hans Makart ihren festlichen Höhepunkt erreicht. In Salzburg ist die Kunst ein Schmuck; Formenausdruck anmutiger Existenz in einem Rahmen, in dem sich Natur und Kultur zu unvergleichlicher Schönheit durchdringen.

Hier ist Faistauers nicht nur leibliche, sondern auch geistige Heimat. Seine Jugend fiel in die Zeit der schweren Kämpfe in der Kunst, da die Reaktion gegen die äußerliche Verfeinerung des seelenlosen Impressionismus zu einer Höchststeigerung der geistigen Gehalte auf Kosten der formalen Reize geführt hatte. Die junge Kunst gebärdete sich wild, trotzig, formlos; sie suchte in der Heftigkeit des Ausdrucks, in der Innigkeit der Empfindung, in der Durchgeistigung des Sinnlichen Befriedigung ihrer Sehnsucht. Faistauer wäre kein Sohn seiner Zeit gewesen, wenn ihn diese Strömung nicht berührt hätte; er hat — noch stärker während und unmittelbar nach dem Kriege als vor-

Digitized by Google

Mariens Taubenopfer. Pastell für ein Gobelin

her — Bilder gemalt, die von dieser seelischen Erregung durchtränkt sind, religiöse Kompositionen, in denen andächtige Inbrunst zittert, Landschaften, die eine zarte Melancholie überschattet. Aber diese Hingabe an das Seelische blieb bei Faistauer dem Sinnlichen eingebunden; nie ging der Ausdrucksdrang so weit, den formalen Aufbau zu zerstören. Faistauer blieb auch in diesen Werken, in denen er sich den Tendenzen der gleichzeitigen expressionistischen Malerei am meisten näherte, von den eigentlichen Vertretern dieser dadurch geschieden, daß bei ihnen der geistige Ausdruck zu einem Bestandteil des Dargestellten wurde, während er bei ihm zur Gefühlsstimmung gehörte, mit der der Künstler seinen Gegenstand erfaßte. Das expressionistische Bild gibt den Widerschein einer von ungeheuren geistigen Spannungen erfüllten Welt; Figur, Landschaft oder Stilleben sind Sinnbilder geworden, der Künstler stellt fest, was ihm seine Vision von diesen Mysterien des Lebens verrät; er berichtet über Vorgänge, die sich außerhalb seiner abspielen. Bei Faistauer ist das nicht so gewesen. Er malte nur, was er mit Auge und Herz erlebte, er erfüllte nur das sinnliche Erfaßte mit einer besonderen Gefühlsnote. Deshalb fehlte seiner Kunst auch in jenen Jahren das Exotische; seine

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde. 1928

Landschaft ist die heimatliche, von Jugend auf vertraute, mit ihrer traumhaften Schönheit, erfüllt von Not und Seligkeit des Glücks, der Krankheit, der Sehnsucht, die er hier erlebte. Auf seine religiöse Kunst paßt nicht jene Definition, die man vor hundert Jahren für einen der deutschen Romantiker gefunden hat und gut auf die Neuromantiker unserer Zeit anwenden könnte, daß seine Frömmigkeit weniger in der Religion selbst als in der Sehnsucht danach wurzle; ihm, dem gläubigen Sohn eines gläubigen Landes, ist die Fassung des tiefsten metaphysischen Bedürfnisses ins kirchliche Dogma eine Selbstverständlichkeit, er handhabt die Sprache des Religiösen nicht wie die Expressionisten, die sie zum Symbol persönlichen Seelenlebens umdeuten, sondern mit der Unbefangenheit der Barockmaler, die diese ihnen geläufige Welt ohne Harm zu gefälligem Schmuck verwenden durften.

Faistauer hat sich die günstige Gelegenheit geboten, den Malern des österreichischen Barock dorthin folgen zu können, wo sich ihre besondere Begabung am schönsten entfalten durfte, in das Gebiet einer monumentalen Dekorationsmalerei, die sich willig architektonischem Zwang und bedeutendem Inhalt unterordnet. Die Deckenmalereien der Pfarrkirche von Morzg bei Salzburg waren sein erster Versuch auf diesem Gebiet; er war für Faistauer bedeutsam, weil er nicht nur die technischen Schwierigkeiten meistern lernte, die eine solche aus der Übung gekommene Kunstgattung bietet, sondern vielleicht noch mehr dadurch, daß er auf das schwere Hindernis stieß, das der Mangel einer architektonischen und inhaltlichen Tradition dem modernen Maler bei einer solchen Aufgabe bereitet. Der alte Maler selbst von durchschnittlichem Rang hätte, ohne zu zaudern, genau gewußt, was er darzustellen und wie er es darzustellen gehabt hätte; der moderne Maler mußte Szenen der Heilsgeschichte und liebliche Heiligenfiguren ohne feste Bindung nach eigenem Gutdünken über die zu schmückenden Flächen verteilen. Die nächste Aufgabe ähnlicher Art, die sich Faistauer darbot, die Ausmalung des Foyers im Salzburger Festspielhaus, war insofern dankbarer, als hier das Thema nicht durch eine Tradition belastet war und der Künstler daher seine Phantasie ungebundener gehen lassen konnte; dagegen haben ihn äußere Umstände zu einer besonders raschen Fertigstellung der umfangreichen Arbeit genötigt. Zu einer genauen Vorbereitung der einzelnen Teile war keine Zeit, von raschen Skizzen kleinsten Umfangs wanderten die Erfindungen ohne vermittelnde Kartons an die zu schmückenden Wände. Hier war Faistauer genötigt, den doppelten Vorzug barocker Großmalerei, leichtströmende Erfindung und unbeirrbare Sicherheit der Ausführung, zu bewähren.

Der Drang der Stunde hat seine Erfindungsgabe beflügelt; er schlägt die Blätter eines riesigen Bilderbuches vor uns auf, heitere Erfindungen quellen über, alle mit

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde. 1924

der Welt des Theaters, der Musik, des Tanzes oder mit der Geschichte dieses Festspielhauses irgendwie verknüpft, ohne ein starres Programm; der Charakter des Zwanglosen, Improvisierten, Zufälligen beherrscht die leicht beschwingte Dekoration eines Raumes, der selbst nur gelegentlich hoher Festlichkeit zu dienen hat. Dieses Schwelgen in einer Fülle von Gestalten muß Faistauer höchlich beglückt haben; das leichte Ausströmenlassen der ihn erfüllenden Gesichte ist ihm ein hohes Bedürfnis. Dabei freut ihn nicht das Erzählen, sondern das Schildern; nicht das packende oder unterhaltende Berichten kurioser Begebenheiten, sondern das Wiedergeben natürlichen Seins; Farbe, Glanz und Leben ist, was er geben möchte. Um diese Menge des Schaubaren zu bewältigen, bedarf es der Formeln, die das Sehen erleichtern; der leicht erfaßbaren geläufigen Kompositionen, der erprobten Stellungen und Gebärden, eines gefälligen Menschentyps. Dieses Arbeiten mit geprägten Elementen verleiht ihm die Leichtigkeit des Produzierens; er kann — wie er es für die vorjährige Ausstellung im Münchner Glaspalast getan hat — eine große Wandfläche in ein paar Tagen bemalen; er kann — wie im Stift St. Peter in Salzburg — das Grau der Klosterwände mit seinen bunten Bildern aufheitern, die die Natürlichkeit gemalter Sonnenuhren der Barockzeit besitzen. Zum Wesen seiner Kunst gehört auch dies: aus vollen Händen seine Gestalten auszuschütten.

Digitized by Google

Richard Mayr als Ochs von Lerchenau im „Rosenkavalier“
Gemälde. 1927

Digitized by Google

Schloß bei Bozen. Gemälde

Man tut Faistauers Malerei unrecht, wenn man sie an den Leistungen großer Monumentalkunst mißt; das Verhältnis der Figuren zum Raumganzen zu ermitteln, das Ineinandergreifen aller Körperkräfte zur höchsten Klarheit zu entwickeln — die Probleme, an denen sich etwa ein Hans von Marées verblutete — all das ist nicht, was Faistauer am meisten anzieht. Die Leibhaftigkeit der Gestalten glaubhaft zu machen, das Vor und Zurück der Bewegungen zu klären, die Figuren in ihrer Einzelerscheinung und in ihrem Beieinander eindringlich aufzubauen, ist nicht sein wesentliches Bestreben; ihn lockt und bezaubert die Oberfläche der Dinge, das Spiel des Lichtes auf ihr, vor allem aber der belebte Reichtum ihrer Farben. Faistauer ist vor allem ein Maler; die Farbe das Element, in dem er lebt.

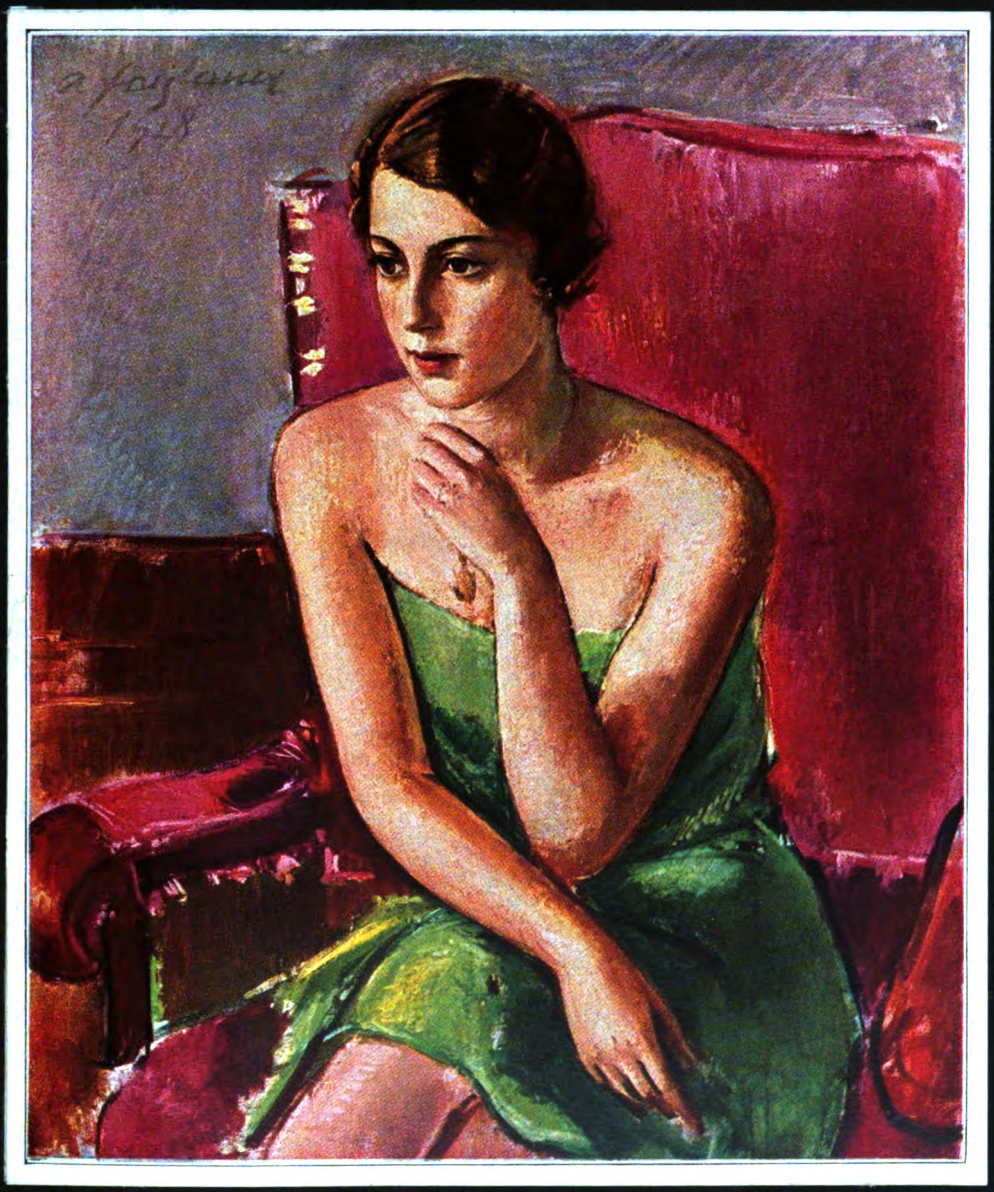
Dies gießt schimmernden Reichtum über seine Stilleben; dies gibt aber auch seinen Bildnissen ihren Reiz und ihre Begrenztheit.

Auch bei ihnen ist es dem Künstler weniger um geistige Vertiefung, um charakteristische Bewegung, um die Phantasie der Lichtführung zu tun, als um den geschmackvollen Zusammenklang der Farbe. Denken wir von seinem Kammersänger Mayr in der Rolle des Ochs von Lerchenau an andere berühmte Schauspieler- und Sängerbilder; an den Gilles Watteaus, an den Faure Manets, an den d'Andrade Slevogts; sie alle haben anderes erstrebt und erreicht als Faistauer, der die Pracht seines farbigen Erlebnisses für die Beschauer seines Bildes wieder heraufbeschwören möchte.

Was Faistauer in seinen Bildern geben will, ist nicht Lebensgefühl, sondern ein durch die Erhöhung der Farben erzieltes Glücksgefühl; er sieht die Welt über alle Erfahrung hinaus strahlend und schön und freut sich ihrer Schönheit; er liebt die Dinge, die ihn so reich machen, er streichelt sie und schmeichelt ihnen. Und schenkt damit auch den Beschauern seiner Bilder einen Abglanz seiner Freude an der Welt.

In diesem Verhalten drückt sich eine bestimmte Weltauffassung aus. Faistauer ist kein Eroberer, keine Gewaltnatur, die Widerstände bricht; vielleicht hat auch das Kriegserlebnis seine Empfindsamkeit verstärkt, ihn wehleidig gegen alles gemacht, was stark und charakteristisch ist. Es stört seine Vision einer schönen Welt, es stört seine Auffassung der Kunst, die diese Schönheit der Menschheit zugänglich machen will; was er an der Schwelle vom Jüngling zum Mann an Schrecklichem erlebt hat, hat ihm seinen künstlerischen Optimismus nicht vernichtet, sondern im Gegenteil zur Aufgabe gemacht.

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde von Prof. Anton Faistauer. 1928

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen an Anna von Helmholtz

Von Prof. Dr. M. Planck

Ein Buch, von dem man sich nicht leicht trennt, wenn man es einmal in die Hand genommen hat, ist das jüngst erschienene Lebensbild in Briefen von Anna von Helmholtz. Es enthält mehr, als es verspricht. Ursprünglich von der Herausgeberin Ellen von Siemens-Helmholtz wohl nur als Denkmal der Erinnerung gedacht, führt es doch in vieler Beziehung über das gesteckte Ziel hinaus und läßt mit seinen Rundblicken und Seitenlichtern eine Zeit neu erstehen, die in ihrer Art einzige Werte barg und deren Nachwirkungen ein jeder, der noch an ihr teilnehmen konnte, als ein unverlierbares Gut bewahrt. Die sonst bei gesammelt herausgegebenen Briefen leicht eintretende Gefahr einer gewissen Zusammenhanglosigkeit und dadurch bedingten Trockenheit ist hier auf das glücklichste vermieden worden durch gelegentliche kurze Einstreuungen sachlichen Inhalts, welche mit ihrer geschickten, sich in den Rahmen der Briefe schlicht und zwanglos einfügenden Fassung in vorzüglicher Weise dazu dienen, vorhandene Lücken zu ergänzen oder auf folgendes vorzubereiten. (Verlag für Kulturpolitik, Berlin.)

So sehen wir die junge Anna von Mohl in sonniger Jugend, umhegt von der Liebe ihrer Eltern mit ihren drei Geschwistern aufwachsen, zuerst in Tübingen, später in Heidelberg, wohin ihr Vater, der Staatsrechtslehrer Robert von Mohl, einem ehrenvollen Rufe an die dortige Universität folgend, in ihrem 13. Lebensjahre übersiedelte. Schon frühzeitig wurde ihr Gedankenkreis vornehmlich durch literarische und künstlerische Interessen bestimmt, und mit der Ausbildung ihrer intellektuellen Gaben und der fortschreitenden Verfeinerung ihres ästhetischen Empfindens Hand in Hand ging die Gewinnung einer natürlichen Vertrautheit mit allen äußeren Formen des vornehmen geselligen Verkehrs, wie er in Heidelberg im Hause ihres Vaters, und in Paris, bei ihrem Onkel, dem Orientalisten Julius von Mohl und dessen aus England gebürtigen Gattin Mary gepflegt wurde.

Anna von Mohl war 26 Jahre alt und damit gewissermaßen eine fertige Persönlichkeit, als Hermann Helmholtz in ihr Leben trat und demselben die entscheidende Richtung gab. Es gereicht dem vorliegenden Werk zu erheblichem Vorteil und man muß der Herausgeberin Dank dafür wissen, daß auch aus Helmholtz' eigener Feder eine stattliche Anzahl Briefe mit aufgenommen worden sind; denn so lernt man die Größe dieses Mannes von der persönlichen Seite her noch näher kennen, als es durch die Biographie von Königsberger geschehen kann, welche in erster Linie auf seine wissenschaftliche und amtliche Tätigkeit eingeht. Mit welch offenem, rein menschlichem Interesse er alle Eindrücke aus der Umwelt in sich aufnahm und wie er mit scharfer Beobachtungsgabe und feinem, ästhetischem Sinn allem Schönen in Natur und Kunst sich erschloß, zeigen besonders seine verschiedenen Reiseberichte in mannigfacher Abwechslung. Vor allem aber drängt sich bei der Beurteilung seiner gesamten Persönlichkeit immer wieder der Eindruck auf, daß es unter allen Heroen der Wissenschaft wenige geben mag, bei denen die Vornehmheit des Charakters und die Tiefe des Gemüts so ganz auf der Höhe des Intellekts standen. Es gewährt beim Lesen der wechselseitigen Briefe einen eigentümlichen Reiz zu sehen, wie dieses hochgesinnte, geistig verwöhnte und anspruchsvolle Mädchen dem aus einer ihr verhältnismäßig fremden Welt stammenden Mann, Witwer mit zwei unmündigen Kindern, mit tapferem Entschluß ihre Zukunft anvertraut, wie sie sich energisch in das ihr an sich fernliegende Gebiet der Naturwissenschaft einzuleben sucht, wie sie ihm aus dem sonnigen, schönen Heidelberg in das kalte, graue Berlin folgt, wo ihr das Eingewöhnen anfangs gar nicht leicht wird, wie sie dann in stetig steigendem Maße seine überragende Bedeutung erkennt und sich an seiner Größe emporrankt, um schließlich mit ihm zu innigster Lebensgemeinschaft zusammenzuwachsen. Daß sie sich selber dieser Entwicklung mit voller Deutlichkeit bewußt war, bekundet sie bei mancher Gelegenheit, so besonders eindrucksvoll und rührend in ihrem von hingebender Liebe diktierten Briefe zu seinem Geburtstag im Jahre 1877, kurz nach seiner Erwählung zum Rektor der Berliner Universität.

So mußte sich auch der Schwerpunkt ihrer Interessen allmählich aus dem Elternhaus nach der neuen Heimat in Berlin verschieben, wenn sie auch mit ihren beiden Eltern zeitlebens innig verbunden geblieben ist.

Anfänglich in einer Privatwohnung untergebracht, siedelte Helmholtz nach der Erbauung des Physikalischen Institutes in die staatliche Dienstwohnung dorthin über, mußte aber später sein Heim noch einmal ändern, da ihn die Reichsregierung an die Spitze der auf die großherzige Initiative von Werner von Siemens hin gegründeten Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg berief. Nachdem die äußeren Lebensverhältnisse sich günstiger und bequemer gestaltet hatten, wurde

Digitized by Google

das Helmholtzsche Haus bald ein Sammelpunkt anregenden geistigen Verkehrs. In seinen von der Hausfrau mit vornehmem Geschmack ausgestatteten Räumen fand sich ein Kreis erlesener Männer und Frauen zur Pflege einer edlen Geselligkeit zusammen, Vertreter der Wissenschaft und der Kunst, des Adels und der Politik, der Industrie und der Finanz.

*

In diesem Zusammenhange sei es mir gestattet, auch von persönlichen Erinnerungen einiges mit einzuflechten. Zu wiederholten Malen ward mir vergönnt, einen Einblick in diese Kreise zu tun; zuerst durfte ich sie als 19jähriger Student, in späterer Zeit als junger Universitätskollege besuchen und habe dort mancherlei bleibende Eindrücke empfangen. Unvergeßlich ist mir der Abend, als ich zum erstenmal Joseph Joachim die von ihm bearbeiteten, damals neu erschienenen Ungarischen Tänze von Brahms spielen hörte, oder auch, als Marianne Brandt mit dem Baritonisten Oberhauser Wotans Abschied aus der Walküre vortrug — natürlich bei einer anderen Gelegenheit. Denn damals gingen die Wogen in dem Streit: hie Wagner, hie Brahms, noch sehr hoch; aber sie reichten doch nicht hinauf bis zum Standpunkt von Helmholtz, der auch in der Kunst allem Dogmatischen abhold war und das Schöne und Echte anerkannte, wo er es antraf.

Die Seele der Unterhaltung bei solchen Abenden war die Frau des Hauses, die auch die Erfüllung der repräsentativen Pflichten auf sich nahm, während ihr Gatte sich mehr zwanglos bewegte. Es hatte etwas Eigenartiges, zu beobachten, wie dieser überlegene Geist und berühmte Gelehrte für jeden, ob vornehm oder gering, ein freundliches Wort übrig hatte. Das gleiche Wohlwollen zeigte er einem jeden gegenüber, der mit einer wissenschaftlichen Frage zu ihm kam, selbst wenn diese reichlich naiv war, sobald er nur bemerkte, daß es ihm ernstlich um die Sache zu tun war. Als ein Beispiel dafür ist mir ein kleiner Vorfall in der Erinnerung haften geblieben, den er mir selber seinerzeit mitgeteilt hat. Unter seinen Zuhörern an der Universität befand sich auch ein eigenartiger, etwas phantastisch veranlagter Student, der zu der Erkenntnis gekommen zu sein glaubte, daß der Satz von der Erhaltung der Kraft unrichtig sei, und der infolgedessen das Bedürfnis empfand, seine Entdeckung den berufenen Vertretern der Wissenschaft mitzuteilen. Zuerst wendete er sich an den damaligen Direktor des Physikalischen Institutes, August Kundt, der aber in seiner praktischen Art kurzen Prozeß machte und ihn ohne weitere Umstände abwies. Darauf sprach er bei Helmholtz vor. Dieser ließ ihn freundlich ein, hörte ihn geduldig von Anfang bis zu Ende an und nahm sich dann die Mühe, durch sachliches Eingehen auf seine Gedankengänge ihn von der Lückenhaftigkeit derselben zu überzeugen. Erst als der junge Mann, durch solch wohlwollende Aufnahme sicherer geworden, anfing, sich unpassend über die Person seines Kollegen Kundt zu äußern, fand er Worte scharfen Tadels und brach die Unterredung ab, vielleicht mit einem Gefühl der Erleichterung, daß er auf diese Weise dem Gespräch ein Ende machen konnte.

Es gab, was Erscheinung und Temperament betrifft, wohl kaum einen größeren Gegensatz als den zwischen den damaligen beiden Vertretern der Physik an der Berliner Universität: dem sprudelnd lebhaften, schnell zur Äußerung seiner Empfindungen bereiten, neuen Bekanntschaften sich leicht aufschließenden Kundt, und dem bedächtigen, jede ihm vorgelegte Frage mit sachlicher Gründlichkeit prüfenden und neben der einen Seite einer Sache stets auch die entgegengesetzte gewissenhaft würdigenden Helmholtz. Die vornehme Zurückhaltung, die er im Verkehr mit seiner Umgebung übte, ist ihm gelegentlich als ein Mangel von Gutmütigkeit, wohl auch als eine Art von Hochmut ausgelegt worden. Nichts kann verkehrter sein als eine solche Beurteilung. Auch dafür möchte ich einen Beleg anführen, eine Bemerkung von ihm, die mir Kundt gelegentlich wiedererzählte. Dieser hatte sich einmal in einem Gespräch mit Helmholtz darüber beklagt, daß es ihm in seinem neuen Berliner Wirkungskreis so außerordentlich schwer falle, zum ruhigen Arbeiten zu kommen, da unablässig von den verschiedensten Seiten Anforderungen allerart an seine Zeit und Kraft gestellt würden. Darauf erwiderte ihm Helmholtz in seiner ruhigen Weise: „Ja, Herr Kollege, das verstehe ich nach meinen eigenen Erfahrungen vollkommen. Gegen diesen Übelstand gibt es nur ein einziges Mittel. Sie müssen vornehm werden.“ Damit hatte er die eine wirksame Schutzwaffe bezeichnet, die ihm, dem gutherzigsten Mann, in der Abwehr gegen lästige Zudringlichkeit zur Verfügung stand.

*

Wenn so das Leben von Anna von Helmholtz sich im Lauf der Jahre immer reicher gestaltete, wenn sie neben dem regen Verkehr mit der Außenwelt sich auch des reinen häuslichen Glückes erfreuen durfte, das ihr der Besitz des teuren Mannes und dreier geliebter Kinder gewährte, so sollte ihrem Dasein doch schon frühzeitig auch die tiefe Tragik nicht fehlen. Schon von früher Jugend an zeigte sich bei ihrem ältesten Sohne Robert, einem mit den schönsten Gaben des Geistes und des Herzens begabten Kinde, eine unheimlich schleichende Krankheit, die aller sorgsamen Pflege und aller ärztlichen Kunst zum Trotz in ein langsames Siechtum ausartete. Einigen Trost und Ablenkung ihrer schweren Gedanken findet sie in der Teilnahme an dem jugendlichen Leben, das ihre lieblich aufgeblühte Tochter Ellen um sich verbreitet. Als aber diese sich mit Arnold von Siemens vermählt, um später nach Wannsee überzusiedeln, mehren sich ihr die Stunden schmerzlicher Trübsal, „weil,“ so klagt sie, „mit einem Schlage Jugend und

Digitized by Google

Frohsinn und Schönheit aus dem Hause gewichen sind, und weil mir alles, was an dem Schicksal des Sohnes so namenlos schwer auf mir lastet, nun gar nicht mehr aus dem Gesichtsfelde verschwindet". Wenige Jahre später erliegt ihr heißgeliebter Sohn Robert seiner unheilbaren Krankheit. Was die Mutter dabei durchgemacht und gelitten hat, das ist sicherlich nur zum kleinen Teil in ihren veröffentlichten Briefen niedergelegt, das kann nur der nachfühlen, der an sich selber ähnliches Leid erfahren hat. Und hier war für sie der Punkt gegeben, an dem sie ihr Bestes einsetzen, ihre wahre seelische Kraft zu erproben hatte. Solange ihr Gatte ihr noch zur Seite stand, wird ihr diese Aufgabe noch nicht allzu schwer. Sein stetig wachsender Ruhm, die sich unaufhörlich mehrenden Zeichen der Anerkennung und Ehrung im In- und Auslande, die häufigen Gunstbezeugungen von hoher und höchster Seite kommen auch ihr zugute und stärken ihre Lebensfreudigkeit. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung bildete die glänzende Feier des 70. Geburtstages von Helmholtz, welche eine zahlreiche Schar von Gratulanten aus aller Herren Länder in seinem Hause zusammenführte. In jener Zeit entstanden auch mehrere der Meisterwerke, die sein Bild der Nachwelt überliefert haben: Das Gemälde von Franz Lenbach, die Medaille von Joseph Tautenhayn, die Büste von Adolf Hildebrand, die gegenwärtig den großen Sitzungssaal der Berliner Akademie der Wissenschaften ziert.

Aber dem strahlenden Licht folgt bald der tiefe Schatten. Die große Amerikafahrt, die von der Ausreise an einem einzigen Triumphzuge glich, fand ihr tragisches Ende mit jenem unseligen Sturz auf der Kajütentreppe des Schiffes, wohl infolge einer plötzlichen Ohnmachtsanwandlung. Von da an hat sich Helmholtz nicht wieder zur vollen körperlichen Gesundheit zurückgefunden, und seine Gattin, welche ihn schon in der Fremde unablässig betreut hatte, ward sich immer deutlicher bewußt, daß der letzte Abschied nicht mehr ferne war.

★

Mit ihm beginnt die letzte Epoche ihres Lebens, in der uns ihr Bild durch ihre Briefe wohl am eindruckvollsten entgegentritt. Den ihr jetzt so notwendigen seelischen Halt findet sie in ihrem inneren Weiterleben mit den teuren Dahingeschiedenen und in ihrer tief religiösen Natur. Denn sie lebt der Überzeugung, daß der Mensch mit seinem leiblichen Tod nicht vollständig verschwindet, daß vielmehr das Beste an ihm sein irdisches Dasein überdauert und als lebendige Kraft in der Nachwelt fortwirkt. Freilich, so schließt sie gelegentlich resigniert, laufen alle solchen tröstlichen Betrachtungen im letzten Grunde doch immer nur darauf hinaus, daß man sich eben abfinden muß, so gut es geht, mit dem, was das Schicksal über uns verhängt hat, und daß man den Dank nicht vergessen darf für alles, was uns noch geblieben ist. Und in ihrer gefunden Weltanschauung war das Prinzip der Lebensbejahung viel zu stark ausgeprägt, als daß sie sich den Sinn für tatkräftiges Handeln und unbefangenes Genießen durch Grübeln hätte beeinträchtigen lassen; insofern darf man wohl sagen, daß auch die Witwenjahre ihr Zeiten wahren Glücks gebracht haben, das freilich unablässig beschattet wurde durch die stete Sorge um die Zukunft ihres zarten und kränklichen jüngeren Sohnes Fritz.

In ihrem Betätigungsdrange sucht sie sich Beschäftigung verschiedener Art, sie ordnet den Nachlaß ihres Gatten, sorgt für die Herausgabe seiner gesammelten Werke, beschäftigt sich auch, wie schon früher einmal, mit der Übersetzung von Werken englischer Physiker; auf der andern Seite arbeitet sie eifrig für gemeinnützige Zwecke, so namentlich auch für die Interessen des ihr mit der Zeit ans Herz gewachsenen Viktoria-Krankenhauses, vor allem aber pflegt sie den Verkehr mit den ihr persönlich Nahestehenden. Häufig folgt sie Einladungen von Verwandten oder Freunden, unternimmt Reisen, nach Heidelberg, in die Schweiz, nach Holland, an die Riviera, nach Kärnten und Istrien. Mehrfach weilt sie auch als Gast bei der verwitweten Kaiserin Friedrich auf Schloß Friedrichshöhe. Ein besonderes Erlebnis wurde ihr die Fahrt nach Ägypten, zu der sie von Karl Siemens eingeladen wurde. Mannigfache bei solchen Gelegenheiten gesammelte Eindrücke sind in den Briefen festgehalten und werden in reizvoller Form wiedergegeben. Überall offenbart sich die Beweglichkeit ihres Denkens und Fühlens, die schnelle Beobachtungsgabe, der feine ästhetische Geschmack, das temperamentvolle Eintreten für das, was sie für richtig und wertvoll hält. Auch der Politik hat sie zeitlebens Interesse gewidmet, namentlich auch die Vorfälle im kaiserlichen Hause mit lebhafter Teilnahme verfolgt.

Wenn sich im Laufe der fortschreitenden Jahre eine merkliche Wandlung ihres Wesens vorbereitet, so ist eine solche vielleicht zu finden in einer gewissen sich allmählich steigernden Abgeklärtheit, in einer wachsenden Neigung, die Dinge dieser Welt von einem höheren, entfernteren Standpunkt zu bewerten und das Leben nur als einen Übergang zu einer vollendeteren Form des Daseins anzusehen. In diese Richtung deuten manche eingestreuten Bemerkungen, aus denen gelegentlich auch ein leiser Unterton von Ironie, gegen sich wie gegen andere, herausklingt. So hatte sie wohl innerlich schon die Bilanz ihres inhaltreichen Lebens gezogen, als sie im Dezember 1899 in dem Hause ihrer älteren Schwester Ida, kurze Zeit nach der Bestattung ihres Schwagers, die Augen für immer schloß. Jetzt ruht sie auf dem stillen Friedhof in Wannsee an der Seite ihres Gatten und ihrer beiden Söhne, und das von ihr einmal angeführte Goethesche Wort, daß das Hinscheiden edler Naturen in höhere Regionen nicht minder segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde, hat auch für sie selber Geltung bekommen.

Digitized by Google

Dämmer der Wirklichkeit

Novelle von Josef Buchhorn

Johanna, das Hirtenmädchen, Johanna, die vom Dämon Besessene, die Kämpferin, Wüterin, Johanna, die Liebende, zum Leben Erweckte, Johanna, die Sterbende — und alles in Blut und Farbe! Nicht mehr tot in den Buchzeilen wie die Zeit vorher. Übung: zum Standieren, Strafe: zum Auswendiglernen, Johanna — nicht mehr: eine romantische Tragödie von Friedrich von Schiller, nicht mehr: Aufsatzthema, das Nächte beplackt und Sonnentage öde macht, nein: Johanna: Mensch, Frau, Weib!

Johanna: Irene von Wartenstein.

Noch auf der Bühne, jetzt schon im Gasthof — droben, hinter zitternden Vorhängen, Mensch, Frau, Weib — ein Hin- und Herhusch.

*

Jürgen Kößlin weiß nichts mehr von sich, nicht, wo seine Sinne sind, wohin sein Blut pocht. Ist ohne Bindung an den Boden, der ihn trägt. Ist nur noch in ihr, dem Menschen, der Frau, dem Weib, die, beseelte Dichtung, Schein und Sein, Schatten und Form, wesenlos und doch wie zum Greifen nahe war, Johanna, die aus Versen wurde und über die ein loderndes Leben geglüht ward.

Johanna: Irene von Wartenstein . . .

*

Theater.

Das erstemal, daß er den zögernden Fuß in eines gesetzt hat, das erstemal, daß er in die Tiefe einer Bühne geblickt und Wunderbilder von ihr erschaut hat: Hirten und Könige, panzerumschlossene Helden und dienende Menschen, Schwerterklirr und Orgelbraus, Donner der Geschütze und Klang friedlicher Schalmeien, Leben und Sterben und — über allem: sie — Johanna — Irene von Wartenstein —

Wie Silber jedes Wort, das von ihren Lippen getropft, wie Schauer über ihm jeder Blick, der von ihr in das Dunkel des Raumes gegangen ist, zu ihm, ja: nur zu ihm! Denn nur er und sie waren in dem Raum, über den eine neue Welt für ihn aufgezogen ist.

*

Haus? Schule? Wie hinter dem Vorhang verschwunden, der ihr Spiel gestört hat. Elend und zum Elendwerden das Geschwätz, daß er die Finger in die Ohren eingebohrt hat, um wieder mit sich und — ihr zu sein. Er sieht sie noch: über ihrer Fahne und dann alle Fahnen auf ihr. Der Vorhang . . . der Jubel . . . die Menschen . . .

Da ist er davon, hinaus in die Nacht, die sich in den Bäumen vor dem Theater gefangen hat und vom Wasser des Schwanenteiches anschwebt —

Ihr Wagen? Ja, ihr Wagen! Er hinter ihm her und nun sie droben: hinter zitternden Vorhängen. Mensch, Frau, Weib . . .

Weib, das ihn geweckt und gewandelt hat, Weib, das seine Phantasie beschwingt und alles schlägt, was ihn bislang gehalten hat. Da verblaßt das Bild der Mutter, verblaßt das Bild der kleinen lieben Grete.

Irene von Wartenstein, Johanna: Königin, Göttin, unerreichbar über dem Tag, Traum und Sehnsucht und doch: Mensch, Frau, Weib!

*

Jürgen Kößlin weiß nichts mehr von sich, nichts von der Nacht um und der Kälte gegen ihn. Doch jetzt ist droben, hinter den Vorhängen, alles Licht verlöscht, und kein Hin- und Herhusch mehr. Dunkel, Stille, Schlaf und Traum. Da spürt er zum erstenmal die Kälte.

Wer in ihren Traum hineinkönnt'! Da wird er Glut in der Kälte und hat Scham in den Schatten der Nacht und wankt langsam und leise nach Haus, an den Erinnerungen entlang, die der Abend ihm, weihnachtsgütig, beschert hat, und ein Wort ist mit ihm: „Ach, ich seh' den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht! . . ."

*

„Famoses Weib — die Wartenstein," sagt Jens von Bessen am Morgen darauf in der Klasse im Kreis von Kameraden, die auch im Theater gewesen sind. „Famoses Weib! Rasse! Donnerwetter ja!" Und schnalzt mit der Zunge.

„Nur — für unsereinen . . ." meint Franz Melchers, der als eine Art Don Juan der Klasse gilt . . .

„Für unsereinen?" fragt da Jürgen Kößlin und hat Starraugen. Diese Ausdrücke? Der Ton?

„Kiek den Kleinen," lacht Jens von Bessen und stößt Franz Melchers in die Seite. „Warst wohl auch da?"

Digitized by Google

„Siehste doch, daß er da war," hänselt ein Dritter, Emil Fabarius, „hat ja noch 'n Mund davon voll."

„Was hab' ich?" keucht Jürgen.

„Mensch, nu tu nur nicht so: bist ja noch bis zum Platzen voll von ihr und hast mal 'n anderen Geschmack auf die Zunge gekriegt als von deiner Grete . . ."

„Geschmack auf die Zunge gekriegt?"

„Er ist über Nacht 'n Bählamm geworden," höhnt Jens von Bessen:

„Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort . . .

Seht euch den Kößlin an, da habt ihr den ganzen Jammer der Herde nach Johannas Abzug aus Vater Thibauts Kleinbetrieb."

Alles lacht. Nur Erne Imbusch tritt neben den Freund. „Laßt doch das Gewäsch unterwegs: ihn hat sie gepackt, und das soll nicht zerbröckeln . . ."

Ihn hat sie gepackt, hört Jürgen an seinem Ohr. Gepackt? Wenn die wüßten, die Götterlosen, Engstirnigen, die nur im Kleinen und Gemeinen denken können! Und zum erstenmal ist ein Haß gegen die Klassenkameraden in ihm, gegen Jens von Bessen vor allem, aber auch gegen Franz Melchers.

„Die," sagt der gerade, „die — nicht auszudenken, was alles hinter der ist — an Temperament und Glut — die —?!"

„Pfui," sagt Jürgen und sonst nichts.

Da lacht der Chor um ihn ein lautes, herzloses Lachen. „Hafte gehört, Melchers? Pfui, sagt das Küken — pfui, und hat von Tuten und Blasen keine Ahnung!"

„Pfui ist unbezahlbar!" Auch Melchers schüttelt sich und: „Pfui?! Aber — Kleiner?!" ist auch Emil Fabarius väterlich über ihm — „Pfui?!"

★

Die Stunde beginnt.

Jürgen Kößlin hat keinen Teil an ihr. Und nur, wenn sich einmal eine Frage an ihn verläuft, reißt er sich zusammen und hat eine holprige Antwort. Dr. Tieden äugt einmal scharf zu ihm hin. Er gibt nicht nur Französisch, er gibt auch Deutsch und hat infolgedessen die Aufmerksamkeit der Klasse auf das Theater gelenkt: da sie die Johanna lesen, war das Gastspiel der Wartenstein für ihn wie gerufen gekommen.

„War es schön gestern?" fragt er kurz zu Jürgen hinüber.

Und: „Ja!" gibt der zurück . . .

Aber dieses Ja ist Andacht und Bekenntnis, kommt aus Weitwegen, die meilenfern neben ihr laufen.

„Davon später, wenn wir wieder bei der Johanna sind. Was gilt als tragisches Meisterwerk Voltaires, von Bessen?"

Der ist mit einem häßlichen Mundwinkelfall bei Jürgen gewesen und hat seinem Nebenmann Franz Melchers ein halblautes: „Vollständig hin!" zugeflüstert. Da trifft ihn die Frage. Er ist noch ganz woanders als bei Voltaire und schweigt in allen ihm zugänglichen Sprachen.

„Ich bitte um Aufmerksamkeit! Was gilt als Meisterwerk Voltaires, Kößlin?"

„Mérope."

„Und welches war der letzte Bühnenerfolg dieses Dichters, von Bessen?"

Der schweigt wieder; denn er ist nun erst recht aus dem Zusammenhang, weil er von Kößlin geschlagen ist.

„Kößlin!"

„Tancred."

„Gut. von Bessen, lassen Sie das Lächeln. Ich find' es dumm, nichts zu wissen, und dann noch zu grinsen."

★

In der Pause darauf ist Jürgen Kößlin für sich. Er sucht die stillsten Ecken des Schulhofes, um in seinen Gedanken an gestern bleiben zu können.

Gestern: Irene von Wartenstein — Johanna . . . Aber: nicht eine, nein, *seine* Johanna. Die ihm bleiben wird, auch wenn jene wieder ferne sein wird. Und sie wird gar bald wieder ferne sein. Heute hier und morgen dort auf Gastspiel. Und überall Beglückerin . . . Wie vielen? Aber nicht so Beglückerin wie ihm. Nein, so nicht!

Hat ihr schon einen Altar in seinem Herzen errichtet, auf dem er ihr opfern wird: alles Gute, das in ihm ist, alle Wünsche, alles Wollen, alles Hoffen und Glauben . . .

Seine Schwester hat ein Buch. Davon kennt er nur den Titel. Weil er so seltsam klingt: „Die Heilige und ihr Narr." Hat sich nie was Rechtes darunter vorstellen können. Nun, über Nacht kann er es: „Die Heilige und ihr Narr . . ." Der Narr — ist er. Und die — Heilige? Frage! Wer? Nur eine! Sie! Irene von Wartenstein . . .

★

Jens von Bessen und Franz Melchers gehen an ihm vorüber und laut, betont, wie gewollt betont laut, klingt es zu ihm hinüber: „Die? A bah — wie jedes Weib! Unerreichbar ist keine. Und — prüde? Hahahaha — die Art weiß nichts von der Vokabel . . ."

„Hab' auch schon allerlei von ihr gehört," sagt der andere, der Melchers, nennt aber wie Jens von Bessen keinen Namen. Doch — jetzt, und wie Brausen schlägt es an sein Ohr: „Hat übrigens ihren Freund mit, die

Digitized by Google

Wartenstein . . . Bekannter Geldmann . . . Kann sich das leisten, so einer . . ."

Irene von . . .? Seine — Johanna? Göttin? Ferne Geliebte? . . . Sehnsucht, Traum . . .? Da hat er Melchers an der Kehle und zerrt ihn auf den Boden und ist über ihm, eh' Jens von Bessen es noch hindern kann. „Du hundsgemeiner Mensch . . . du . . . du . . . erbärmlicher Schwätzer, du!" Und haut ihm in das Gesicht, daß es klatscht . . . wieder und wieder . . . und hat Schaum vor dem Mund, daß es denen, die herzueilen, angst und bange wird. Ist der stärkste Junge nicht, hat aber diesmal Bärenkräfte und Fäuste, die wie Eisen wuchten.

Die Aufsicht: „Unerhört das! Sollten ein Beispiel sein . . . und sind ein Spott für die Kleineren . . . Unerhört!"

Melchers hat blutunterlaufene Augen, Beulen an der Stirn und sieht wie verwüstet aus. „Das werd' ich dir heimzahlen, mein Sohn, warte nur! Dir werd' ich die Liebe schon aus den Knochen hauen!"

Der aufsichtführende Lehrer hört nur das Wort: Liebe und ahnt eine Tragödie . . .

*

Doktor Tieden hat vom Konferenzzimmer aus wie zufällig das Schauspiel mitangesehen. Und doch nicht wie zufällig. Denn er hat das unangenehme Gefühl aus der Klasse mitgenommen, daß da Spannungen sind, die nach Entladungn drängen, und hat das, richtig, mit dem Abend von gestern in Zusammenhang gebracht. So ist er, ungewollt, wachsam . . .

Nun: der Überfall von Jürgen Kößlin auf Jens von Bessen. Denn es war ein Überfall. Von oben gesehen nicht ohne Heimtücke. Obwohl das wenig zu dem Charakter Kößlins paßt. Immerhin, wer kennt sich in Jungen aus?

Eh' noch der Knoten entwirrt ist, ist er auf dem Schulhof. „Kößlin — Sie gestatten, Kollege — Kößlin, bitte!"

Und geht mit ihm abseits: „Was war das? Offen und ehrlich. Heraus mit der Sprache, Sie wissen: ich bin kein Unmensch!"

Da stößt der einen Qualschrei aus, verdreht die Augen und fällt dem Lehrer in die Arme . . .

*

Sie haben ihn auf eine Bank gebettet und mit Wasser abgerieben. Der Schularzt ist benachrichtigt. Aber eh' der noch zur Stelle ist, ist Jürgen Kößlin wieder bei sich, wenn auch noch schwach und schwer im Atem.

Doktor Tieden ist bei ihm geblieben und hat die anderen weggewinkt.

„Der Melchers," beginnt Jürgen; aber Doktor Tieden wehrt ab. „Das hat Zeit."

„Nein — das liegt auf mir, das muß weg."

„Was denn?"

„Das mit . . . Irene von Wartenstein."

Also da! „Und was hat der Melchers gegen die Dame gesagt?"

Die Dame. Wie warm das klingt! Dankbar blickt er zu dem Lehrer auf: „Sie wär' mit . . . einem — einem Freund hier — einem . . . Geldmann und . . . und wär' nicht — prüde und so . . ." Kneift die Augen zusammen, um nicht von dem Licht in seinem Empfinden belauscht zu werden . . .

Und Doktor Tieden sieht, wie dicke Tränen unter den Lidern hervorquellen. Dem Jungen war der gestrige Abend Erlebnis und Erweckung, denkt er. Wundervoll das! Und wehrt sich gegen das Gift der anderen, das seinen Abend zerfressen will. Wundervoll das! Und der Lehrer, obwohl er Junggeselle ist, fühlt sich zum erstenmal als Vater und ist mit Vaterwärme bei dem Knaben.

„Gegen eine Frau ein böses Wort im Munde zu führen, ist eine Gemeinheit und nichtdeutsch." Ein Aufleuchten erhellt das Gesicht des Jungen. „Und gegen eine Künstlerin garstig zu sein, die vor dem Geschwätz aller steht, ist doppelt gemein."

Jürgen Kößlin nickt und wiederholt leise: „Ist doppelt gemein."

„Und sich vor eine solche zu stellen und Schimpf von ihr abzuwenden, ist die Pflicht jedes Anständigen. Es ist also recht gewesen, was Sie getan haben, Jürgen. Frage nur, ob das Wie vor der Nachprüfung besteht."

„Vor mir besteht es," sagt der leise.

„Vor mir auch," sagt Doktor Tieden.

Da greift der Junge nach der Hand des Lehrers und drückt scheu die Lippen darauf. „Nicht," wehrt der.

„Doch," nickt Jürgen, „doch! Denn nun fühl' ich, daß ich gut getan und mir ein Glück gerettet hab'."

„Wenn es ein Glück war?"

„Es war es."

„Dann — behalt' es in der — Dichtung."

Jürgen blickt suchend zu dem Lehrer auf. „In der — Dichtung?"

„Laß Johanna Irene sein und schmelze sie in eines. So bleibt sie dir, wie du sie empfunden. Und bleibt dir in ihrem Wort:

‚Die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!'"

„Irene," sagt der Junge, und da ist dem Lehrer, als ob er Abschied von ihr nähme.

Und die Tränen, die schon einmal versiegt waren, quellen noch einmal nach.

Digitized by Google

Was lesen unsere Kinder in der Schule?

Ich kann den Brief nicht lesen, da ich nie schreiben lernte. Darf ich jetzt in den Garten gehen? Ja, du darfst, wenn du deine Aufgabe gemacht hast. Kann mir jemand ein englisches Wörterbuch leihen? Du kannst das meine haben, es ist in meinem Pult. Möge der Himmel zugeben, daß sich Ihre Gesundheit erhalte!" Das ist die deutsche Übersetzung der englischen Lektion Nr. 42, wie sie sich in meinem Schreibheft aus den neunziger Jahren zufällig aufbewahrt hat, und im Französischen war es nicht besser. Da versicherte ich auf die Frage, ob ich an meine Eltern schriebe: „Nein, ich habe zuviel Geschäfte." Natürlich blieben wir bei diesen Exerzitien nicht stehen. Wir haben Shakespeares „Macbeth" buchstabiert, und ich finde noch heute, daß dieses Drama maßlos überschätzt wird, und daß Molière ein großer Humorist ist, habe ich trotz halbjähriger gründlicher Lektüre der „Gelehrten Frauen" erst viele Jahre später erfahren, als ich Ludwig Fuldas gewiß ein wenig zu glatte, aber dafür desto leichter zugängliche Übertragung las.

Die Jugend von heute hat es besser. Die Literaturgeschichte hört nicht mit Goethes Tod auf, und der Unterricht hat nicht länger den Ehrgeiz, die Schüler zu Philologen zu erziehen. Das Werk des Dichters hat nur insofern Wert, als es mit dem Leben zusammenhängt. Es hat sich eben während der letzten zehn Jahre eine entscheidende geistige Wandlung vollzogen. Das bloß Historische tritt zurück hinter dem Kulturkundlichen und Weltanschaulichen, das Sprachliche hinter dem Künstlerischen, und man bietet neben vollständigen oder reichlich auswählenden Werken auch knappe Kostproben in sogenannten Lesebogen, dünnen Heften, die schnell gelesen werden können und, was nicht minder wichtig ist, zu sehr billigen Preisen zu beschaffen sind. Der Verlag von Velhagen & Klasing bietet in seinen musterhaften Schulausgaben eine überwältigende Fülle von Lesestoff modernster Art, für jedes Alter, für jede Schulgattung, und ich möchte an dieser Stelle die Neugier derer erwecken, die weder Lehrer noch Schüler sind. Denn in diesen Ausgaben findet der mit der Gegenwart lebende und mit ihren dringlichen Fragen sich beschäftigende Mensch vieles, was an keiner anderen Stelle gleich bequem zur Hand ist.

*

Wir waren als Schüler durch eine haushohe Mauer von der zeitgenössischen Wissenschaft getrennt und auch als Studenten in der Hauptsache auf die öffentlichen Bibliotheken angewiesen. Wer nicht in eine gelehrte Laufbahn trat, fand einzig in einer Zeitschrift wie diesen Monatsheften den Weg zu dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Er hörte von Treitschke und Helmholtz, aber ihre Bücher zu erwerben war den meisten unmöglich und ist es noch heute. Denn selbst wenn das Geld nicht fehlt, so fehlt die Geduld. Wir wollen und müssen auch unsere geistigen Genüsse „rationalisieren", d. h. unsere Eindrücke schneller und fester zusammenraffen, als es noch vor wenigen gemächlicheren Jahrzehnten erwünscht schien. Dieses Bedürfnis erkennt auch die Schule an. Der einzige gelehrte Essay, den wir lasen, war Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet". In den Bänden der Velhagen & Klasingschen Schulausgaben finden wir sorgsam ausgewählte Aufsätze von Schmoller, Sombart, Harnack, Bölsche, Simmel, Thode, Spengler und vielen andern. Wir können uns an Treitschkes heiligem Feuer erwärmen, aber auch das ist vaterländische Erziehung der Jugend, daß sie den schweren Gang zum Waffenstillstand von Compiègne in Erzbergers Darstellung kennenlernt, und in eine, hoffentlich bessere, Zukunft leuchtet Otto Bauers Bändchen über den Völkerbund, dessen Ideen auch auf Kant zurückzuführen sind. Diesen, über den wir in der Schule nur halbverständliche Redensarten vernahmen, kann die Jugend zusammen mit Fichte und Hegel in echter Gestalt wenigstens erahnen, und auch Friedrich Engels, der Sozialdemokrat, zeigt ihr sein unverfälschtes Antlitz. Das sind alles Entdeckungen! Doch bleiben sie nicht auf die neuere und neueste Zeit beschränkt. Wie hätte ich mich gefreut, hätte ich als Schüler Mozarts Briefe lesen können! Wie lange hat es gewährt, bis ich mich der Mystik Meister Eckeharts nahen durfte! Und noch als Student waren mir die ständig auf der Bibliothek verliehenen „Gedanken über Goethe" von Viktor Hehn eine unerfüllte Sehnsucht. Jetzt ist das alles in Bändchen und Bogen für ein paar Groschen zu haben. Lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler oder vom Verlag Velhagen & Klasing in Bielefeld ein Verzeichnis der Deutschen Schulausgaben besorgen oder schicken. Sie verschaffen sich einen Genuß von weittragenden Folgen.

*

Aber beachten Sie auch ein zweites Verzeichnis, einen hübsch ausgestatteten Katalog von über 200 Seiten, der in seinem Hauptteil über französische und englische, daneben

Digitized by Google

auch über spanische und schwedische Schulausgaben Auskunft erteilt, denn auch diese beiden Sprachen werden in steigendem Umfang in manchen Schulen betrieben. Am nächsten geht uns an, wie sich die Schule zum französischen und zum englischen Schrifttum stellt. Noch viel stärker als im deutschen Unterricht tritt hier das Bestreben hervor, nicht nur wie ehedem geschichtliche Kenntnisse zu vermitteln und auf das Wunder zu hoffen, daß sich gelegentlich auch ein ästhetischer Genuß einstellen möge, sondern vielmehr in die Seele des fremden Volkes zu leuchten. Sicher geschieht das auch heute noch, selbst wenn sich manche darüber wundern sollten, durch das Erleben lyrischer Dichtung. Nur muß sie so sorgsam und vor allem so klug ausgewählt sein wie Engwers „Choix de poésies françaises", ein Buch, das jetzt im 200. Tausend vorliegt. Ein gewaltiger Erfolg! In diesem „Choix" fehlen die lieben alten Herren Lafontaine und Béranger nicht, aber wir lernen auch das französische Volkslied kennen, was mehr besagen will als das eine allbekannte Liedchen von Marlborough. Und wichtiger, entscheidend wichtig: in diesem Bande spiegelt sich wundervoll klar jene große Wandlung des französischen Geistes, die lange vor dem Kriege eingesetzt hat und von der bei uns, zum Schaden Deutschlands, nur wenig Menschen, selbstverständlich politisch Machtlose, etwas wußten. In Dichtung, Philosophie und Leben hatte die bei uns als greisenhaft verschriene Nation ein neuer élan vital erfaßt. Dieser gewaltige Wille zum Leben löste um 1900 herum den Expressionismus ab, mit dem wir uns noch zwanzig Jahre später herumzuschlagen hatten, und wurde in der Kriegszeit zu einem Nationalismus, dessen praktische Energie wir leider erfahren mußten. Dieses die Tat beflügelnde, aber den Geist beengende Gefühl ist wiederum von einer neuen Stimmung abgelöst worden. Den Politikern und ihren Zeitungen zum Trotz, die in der Regel die Wahrheiten von gestern und vorgestern verfechten und nie bemerken, daß diese Wahrheiten mittlerweile Lügen geworden sind, wendet sich das jüngste Frankreich in seinen edelsten Vertretern dem Gedanken der Völkerversöhnung zu. Gewiß haben wir Deutschen allen Grund, der französischen Politik zu mißtrauen. Aber auch Träume sind eine Macht, und wenn ihre Stunde gekommen ist, sind die sogenannten Realpolitiker die ersten, welche sich vor ihr beugen. Darum hat Engwer recht, wenn er auch solche Stimmen aufgefangen hat, und wir lesen mit Ergriffenheit Jules Romains, wie er Europa zur Besinnung ruft.

*

Was Engwer auf dem Gebiet der französischen Dichtung geleistet hat, stellt ähnlich eindrucksvoll Aronsteins „Selection from english poetry" dar, ein Band, der noch 1905 mit Kipling schloß und jetzt bedeutend vermehrt worden ist, namentlich mit australischen, südafrikanischen und amerikanischen Dichtern, denn immer klarer wird uns, ebenfalls seit kriegerischen Erlebnissen, die große Einheit in der Mannigfaltigkeit der angelsächsischen Welt. Die politischen Fragen, welche hiermit zusammenhängen, erörtert ein Bändchen der englischen Schulausgaben, das eigentlich jeder am Schicksal Europas und Deutschlands Beteiligte lesen sollte. Es heißt: „Problems of commonwealth"; verfaßt hat es Lionel Curtis, als dessen schönste politische Tat die Versöhnung Englands mit dem befreiten Irland zu buchen ist. Eine nicht minder „aktuelle" Frage behandelt der Bonner Professor Platz, indem er an der Hand von wichtigen geschichtlichen und politischen Aufsätzen „Kirche und Staat in Frankreich" betrachtet. Es liegt auf der Hand: so etwas geht unserer Jugend näher an als Voltaires gewiß höchst schätzenswerter „Charles XII", und wenn sie sich über Taine, die Goncourts und Maupassant heranliest zu Rostand, dessen „Cyrano" und „l'Aiglon" in sehr reicher Auswahl geboten werden, so spürt sie den erlesensten gallischen Geist. Aber sie kommt noch weiter. Sie kann „Les dieux ont soif" von Anatole France lesen, der für uns alle noch vor wenigen Jahren dankbar empfundene Gegenwart war. Sie lernt, in Auswahl, Romain Rolland und Henri Barbusse kennen. Das ist so, als wenn wir in der Schule um Zola gebeten hätten. Der Lehrer wäre wahrscheinlich vom Schlage getroffen worden.

*

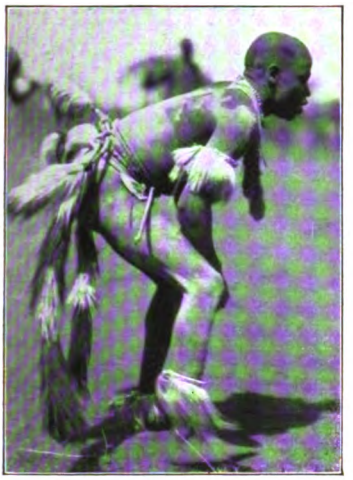
Ja, die Jugend hat es besser, und wir wollen sie dazu beglückwünschen, doch auch mit ihr profitieren. „Herrlich," höre ich sagen, „aber mein Französisch oder Englisch reicht höchstens fürs Hotel." Das ist kein Hemmnis. Alle diese Ausgaben sind mit den sorgsamsten Erläuterungen und Wörterbüchern versehen. Sie brauchen, sollten Ihre Kenntnisse Sie im Stich lassen, kein Lexikon zu wälzen. Sie können diese handlichen Bücher auf der Bahn lesen, ohne an Eleganz einzubüßen. Denn sie sind reizend ausgestattet, manche sogar mit Bildern. Sie haben mehr davon, als wenn Sie zum dreizehntenmal Jack London vornehmen. Gewiß, der ist auch sehr gut und manchmal unentbehrlich. Doch wenn wir wirklich gute Deutsche sein wollen, müssen wir unsere Nachbarn gründlich kennen, und wenn es so bequem gemacht ist wie hier — wer möchte nicht noch einmal Schüler sein, ohne Lehrer als das eigene Interesse und mit jenem tieferen Genuß, den nicht die Schulweisheit, sondern die Erfahrung des Lebens gewährt! Dr. G. R.

Digitized by Google

Flamingofamilie. Gemälde von Franz Marx

Digitized by Google

Digitized by Google



Kampfbereiter Ringer der Nuba

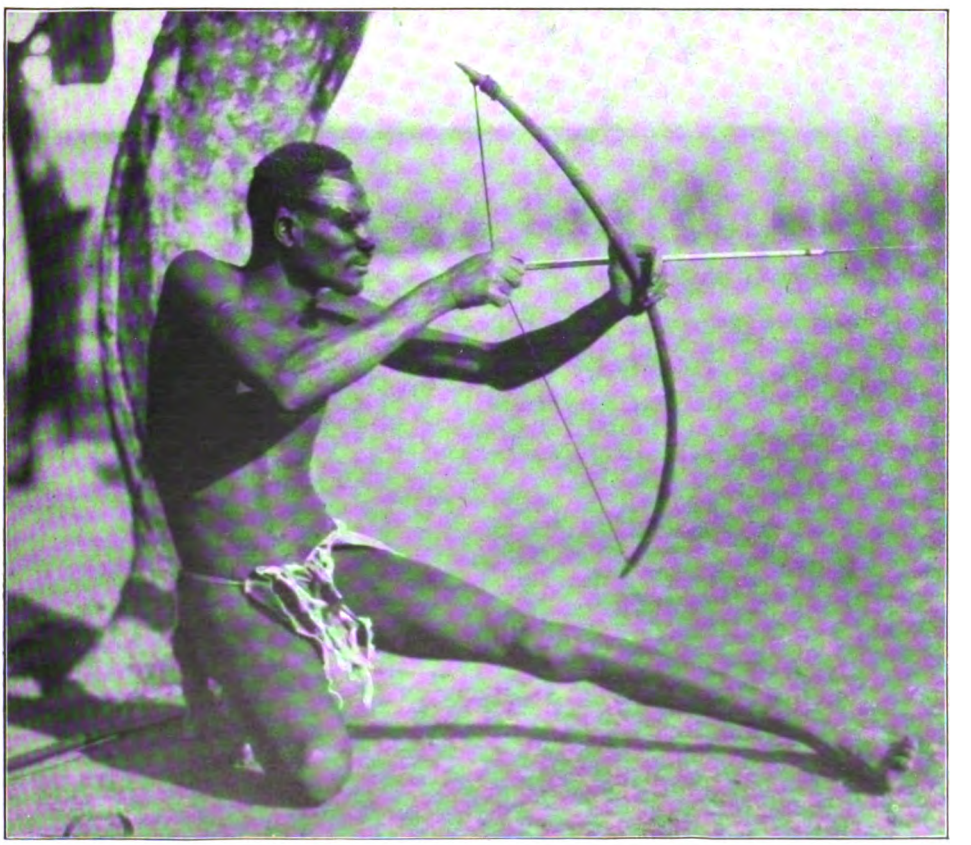
Kampf und Spiel bei den Nilnegern

Von Hugo Adolf Bernatzik

Mit neun Aufnahmen des Verfassers

Es ist nicht immer leicht, diesen stolzen Volksstämmen ihre Sitten abzulauschen und ihre angeborene Scheu allem Fremden gegenüber zu zerstreuen. Gehören doch gerade die Nilneger oder Niloten zu den Aristokraten der schwarzen Rasse, die jedem fremden Einfluß abhold sind und auch heute noch, unbeeinflußt von europäischer Kultur und Zivilisation, so leben, wie sie es vor Jahrtausenden getan haben.

Ihrer Überlieferung nach wanderten sie einst aus der Gegend der Nilquelle ein. Viel hatten sie im Lauf der Zeit zu leiden. Fürchterliche Kriege, die sie untereinander führten,



Djur-Neger beim Bogenschießen

Digitized by Google

Morus beim Trommeln

verringerten ständig ihre Volkszahl. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verschleppte der Calisa, der Nachfolger des großen Empörers Mahdi, Tausende in die Sklaverei. Gewisse arabische Nomadenstämme, die sich als Sklavenjäger einer traurigen Berühmtheit erfreuten, wie die Selim Bagara, trieben es nicht anders, doch niemals beugten sich die stolzen Volksstämme der Niloten unter fremdes Joch. Die Engländer, die den Sudan kolonisieren, haben sich fast immer gut mit diesen Völkern zu vertragen gewußt; sie ließen sie nach alter Art und Sitte leben und drängten ihnen keine Zivilisation auf, die immer den Untergang der Schwarzen bedeutet. Sie begnügen sich damit, Bruderkämpfe und Feindseligkeiten gegen die benachbarten Europäer zu verhindern und den Alkoholimport zu unterbinden, was den Kolonisatoren nicht hoch genug anzurechnen ist.

Kriege führen die Stämme meist um des Frauenraubes willen. Den Schilluk gelang es beispielsweise, ihren Nachbarn, den Dinka, Tausende von hübschen Mädchen abzunehmen, wodurch sie dem großen Mangel an Frauen, der ihnen wie allen anderen Stämmen das Leben erschwert, abzuhelfen suchten. Da der Bräutigam für seine Braut bei den Nuern zum Beispiel der Familie der Auserwählten bis zu 40 Stück Rinder zahlen muß, kann man sich einen Begriff machen, was so ein außertourlicher Frauenzuschuß für die jungen Krieger bedeutete.

Der Wunsch der meisten Niloten geht außer nach Frauen noch nach einem großen Viehbesitz, und diesem etwas lebhaft geäußerten Trachten entspringen gleichfalls zahllose Fehden.

Erst in allerletzter Zeit machten die Engländer recht böse Erfahrungen, als sie versuchten, sich ernsthaft mit den Vieh-Erwerbungen ihrer Schützlinge zu befassen. Es war gegen Ende des Jahres 1927, als die Nuer, der mächtigste Stamm der Niloten, welcher, an die 400 000 Mann stark, die undurchdringlichen Sümpfe des Sudgebietes bewohnt, den Dinka, ihren Nachbarn, einige größere Herden Vieh raubten. Die Dinka wandten sich an die Sudanregierung um Schutz und Hilfe.

Nun verfügen die Engländer gerade im Sudan über ganz hervorragende Beamte, Männer, die aus Idealismus und Liebe zur Sache das mühevolle und entbehrungsreiche Leben in Zentralafrika dem behaglichen, ruhigen Dasein in ihrer Heimat vorziehen. Jeder von diesen englischen Distriktskommissaren muß die Eingeborenensprache der Stämme beherrschen, die er zu verwalten hat, und deren Sitten kennen. Solch einem Beamten, dem Mufetisch, wie die Sudanesen sagen, der sich speziell bei den Nuern einer großen Beliebtheit erfreute, wurde aufgetragen, den Negern das geraubte Vieh abzunehmen, und es wurde ihm eine Polizeiabteilung zu seinem Schutze mitgegeben. Er fuhr also mit seinen Polizisten auf einem

Digitized by Google

Gruppen von einem Festplatz der Schilluk

Regierungsdampfer stromauf und bestimmte Ort und Zeit zu einer Zusammenkunft mit den Nuern. Eine große Zahl bewaffneter Krieger erwartete ihn in der Nähe des Ufers. Der Kommissar, furchtlos wie er war, verließ mit seinen Leuten den Dampfer und hielt eine Ansprache an die Neger, die ihn von allen Seiten umgaben. Anfangs schien es, als würde die Rede des Europäers wohlwollend aufgenommen werden, doch bald ertönten lebhafte Protestrufe. Als nun gar der Mufetisch eindringlich die Gefahren einer europäischen Strafexpedition ausmalte, erhob plötzlich ein junger Krieger seine Lanze und schleuderte sie gegen den Beamten. Selten verfehlen die Speere der Nuer ihr Ziel. Auch dieser traf, und die rasiermesserscharfe Klinge bohrte sich tief in den Körper des Weißen. Nun wußte dieser, daß er verloren war, denn diese Handlung bedeutete Krieg. Schwer verwundet zog er selbst die Waffe aus seinem Leib und schleuderte sie seinerseits auf den Feind. Nun stürzten sich wie auf Kommando alle Krieger auf ihn und sein Gefolge, und in wenigen Minuten gab es nur mehr einen Haufen von furchtbar zerfetzten Fleischklumpen. Dann liefen die Nuer zum Dampfer, doch der Reis (eingeborener Kapitän) kappte die Befestigungstaue des Dampfers und entging so mit knapper Mühe dem gleichen Schicksal. — Bald traten die Zauberer der Nuer zu einem großen Kudjur (Zauber) zusammen, um aus den Eingeweiden von Opfertieren die Zukunft vorauszusagen, und verkündeten: Zum letzten Male gebe Kot, die göttliche Macht, den Nuern Gelegenheit, ihre Selbständigkeit zu wahren. Unterwerfe man

Digitized by Google

Flötenspieler der Niambara

sich jetzt, werde Knechtschaft für den ganzen Stamm auf ewig die Folge sein.

Dieser Spruch hatte eine ungeheure Wirkung. Alle Nuer erhoben sich wie ein Mann im Verlaufe von wenigen Tagen und versuchten, auch die Dinka zu überreden, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Anfangs schien es, als sollte ihnen der Plan gelingen, der für die Engländer eine katastrophale Situation geschaffen hätte. Doch dann bedachten die Dinka wohl, daß ihnen nicht Engländer, sondern Nuer ihr Vieh geraubt hatten, und so war die größte Gefahr abgewendet.

Jetzt entschloß sich die Regierung zu handeln. Das Jahr 1928 stand im Zeichen der Dürre. Die Regen blieben aus, das Wasser fiel, Sumpfboden wurde gangbar, und nun rückte das Militär von zwei Seiten vor. An vielen Stellen setzte es bei günstigem Wind das schützende, trockene, fünf Meter hohe Papyrusgras in Brand; die Flammen trieben in breiter Front die flüchtenden Neger mit ihren zahllosen Viehherden vor sich her, und nun kamen Flugzeuggeschwader und bewarfen die im Kampfe mit den Elementen stehenden Schwarzen mit Bomben. Das bedeutete das Ende! Viele Dörfer verbrann-

Digitized by Google

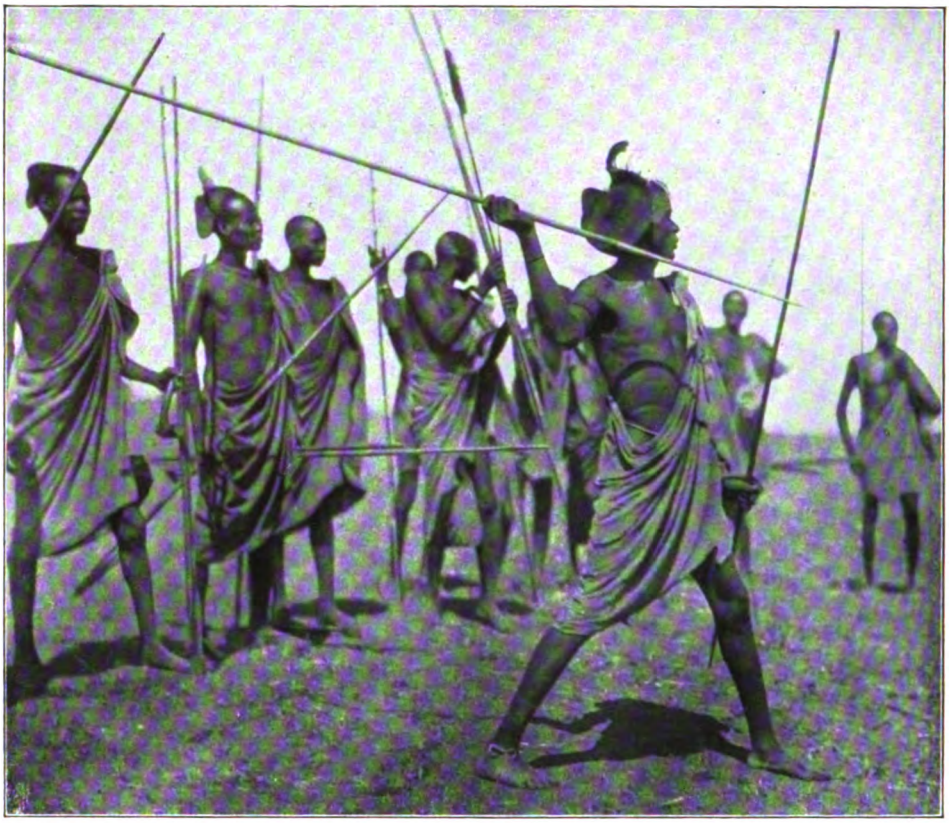
Nuer-Mädchen als Zuschauerinnen

ten, unzählige Menschen und Rinder kamen ums Leben, und viele Tausende von Kühen mußten die Nuer strafweise abgeben, als — erst gegen Ende 1928 — der Aufstand endgültig zusammenbrach. —

Der Leidenschaft des Spieles verschließt sich auch die Seele der Niloten nicht, doch sind es meist Hasardspiele, sei es nun, daß es sich um eine Abart von „Grad und ungrad" handelt, oder um komplizierte Steinspiele, die mit Hilfe von Nüssen und einigen Reihen kleiner Gruben gespielt werden; oft verliert der Spieler dabei seine ganze Habe.

Ganz anders aufgebaut sind dagegen die Spiele der Kinder. Die Kleinen ahmen mit Vorliebe das Leben und Treiben der Erwachsenen nach. Sorgsam kneten die kleinen Neger Rinder aus Lehm und trocknen sie an der Sonne. Eine Umzäunung aus Dornen schützt die Tiere vor Löwen und Leoparden aus Ton. Im Gehege sind die Stellen angemerkt, wo abends die Feuer aus halbtrockenem Kuhdung die Tiere mit Rauch einhüllen, um sie vor den Stichen todbringender Insekten zu schützen. In der Mitte des winzigen Geheges ist auch der Zauberbaum nicht vergessen, neben dem das heilige Feuer brennen soll, das nie ausgeht, und an dem die

Digitized by Google



Speerwerfende Krieger der Schilluk

Amulette hängen, welche die Kühe am Verwerfen hindern und den Männern Mut und Unverletzbarkeit im Kampfe gegen Menschen und Tiere verleihen. Eines ist sogar darunter, das die jungen Frauen schon im ersten Jahre der Ehe gesunde Mädchen zur Welt bringen läßt.

Obwohl ich wiederholt vor einzelnen Nilnegerstämmen gewarnt worden war, hatte ich mich doch entschlossen, monatelang unter ihnen zu verweilen, und manches schöne Erlebnis hat dieses Wagnis reichlich belohnt. Schon allein die meisterhafte Geschicklichkeit, mit der die Niloten ihre Lanzen gebrauchen, bietet dem Sportinteresse des Europäers immer neue Anregung. So kam ich einst dazu, wie Krieger mit ihren Speeren eine laufende Maus spießten; ich glaube wohl, daß jeder weiße Schütze sie um dieses Kunststück beneiden könnte. Ein andermal warfen sie um die Wette auf 40 Schritt Entfernung nach einem nur etwa zehn Quadratzentimeter kleinen Holzpflock, und von 15 Kriegern trafen 6 das Ziel. Dem Spiel der muskelstrotzenden Körper zuzusehen, die in geradezu klassischer Stellung die Speere schleuderten, war ein Hochgenuß. Enttäuscht war ich hingegen von der Fertigkeit der östlichen Djur im Bogenschießen, denn dieser Stamm benutzt neben Lanzen auch Pfeil und Bogen. Es mag ja nun bei vergifteten Pfeilen weniger darauf ankommen, ein kleines Ziel zu treffen, als nur zu verwunden. Ihre Schießkunst reichte jedoch bei weitem nicht an die meine heran. Allerdings hatten sie recht primitive Bogen und Pfeile, während ich über europäische Präzisionsinstrumente verfügte.

Den Höhepunkt einer, ich möchte fast sagen sportlichen Darbietung erlebte ich bei den Nuba, den Nachbarn der Niloten, einem Urvolk, das die Gebirge Darnubas bewohnt. Dort ist Ringen Volkssport und notwendige Höhe jedes Festes. Schon am Tage vor der Veranstaltung konnte man eine fieberhafte Tätigkeit bei dem Stamme beobachten. Die Frauen bereiteten Merissa (Hirsebier) und kochten. Am nächsten Tage fanden sich in aller

Digitized by Google

Gruppentanz und Gesang der festlich bemalten Nuba-Frauen

Digitized by Google

Frühe die ersten Zuschauer ein und umgaben den Platz, wo die Wettkämpfe stattfinden sollten. Zuletzt erschien der Häuptling, mit allen Zeichen seiner Würde angetan. Dann erhob sich ein aufgeregtes Stimmengewirr, und es näherte sich ein langer Zug von Menschen. An ihrer Spitze torkelte ein Spaßmacher mit einer Maske in groteskem Tanzschritt einher. Ihm folgten die Athleten, breite, hünenhafte Gestalten mit weißgepudertem Körper und rasierten Köpfen. Um die Leibesmitte trugen sie lange Federnschwänze und Schellen, die bei jeder Bewegung schwangen und lärmten. Wahrscheinlich ist dieser Ringkampf aus den Hahnenkämpfen hervorgegangen, denn als nun die Athleten ihre Grundstellung eingenommen hatten, immer je zwei, den Oberkörper vorgebeugt, einander gegenüberstanden und die Federnschwänze auf und nieder wippten, erinnerten sie lebhaft an diese kampflustigen Vögel. — Die Kämpfe begannen mit einigen Massendarbietungen, doch zeigte das Gebaren der Zuschauer, daß sie sich auf andere, höhere Genüsse gefaßt machten. Richtig betraten nach Ende dieser ersten Programmnummer zwei athletische Kämpen den Ring. Jubelnd begrüßte sie das Publikum, dann wurde es totenstill. Die Ringer stellten sich in Positur und tasteten einander vorsichtig ab, bald aber wurden die Griffe fester und zielbewußter und, durch Rufe der Zuschauer angefeuert, machte der eine die heftigsten Anstrengungen, den Gegner zu werfen. Die Begeisterung der Zuschauer wuchs von Minute zu Minute, Schreie einer fremden, heiseren Sprache gellten durch die Luft. Der eine Kämpfer hatte das Bein des anderen umfaßt und wollte ihn heben, doch der andere umschlang die Leibesmitte seines Gegners und warf ihn zu Boden. Ein wahrer Taumel der Begeisterung hatte alle erfaßt. Hohe Wetten waren abgeschlossen worden, und die Gewinner jubelten. Die Menge stürmte in die Arena, der Häuptling allen voran, dann wurde der Sieger im Triumph herumgeführt, ein dem festlichen Zuge voranschreitender Jüngling hielt ihm ein Palmenblatt an die Brust.

Gerade beim Erleben solch uralter Volksbräuche kommt es uns schmerzlich zum Bewußtsein, daß es trotz dem verständnisvollen Vorgehen der Sudanregierung nicht mehr allzulange dauern wird, bis alle diese heute noch so selbstbewußten, stolzen Negerstämme zu dem geworden sind, was die Neger in allen zivilisierten Teilen Afrikas schon heute darstellen: Sklaven der fremden weißen Rasse, die Heimat, Glaube, Eigenart verloren haben.

Leicht gepanzerter Araber aus einem Reiterspiel

Digitized by Google

Die Briefe aus Asuncion

Novelle von E. A. Greeven

Obwohl diese kleine Geschichte sehr eng mit Ereignissen verknüpft ist, die während des großen Krieges spielten, so braucht doch niemand die Befürchtung zu hegen, daß hier zum hundertsten oder gar tausendsten Male der Lärm der Schlachten und das Grauen zerfetzter Leiber heraufbeschworen werden sollen — nein, nichts von alledem. Doch ist an der Tatsache nichts zu deuteln, daß es just der Krieg und einige merkwürdige Begebenheiten in seinem Gefolge waren, die eines Abends Maria Terheggen in unser Haus wehten und dem umfriedeten Leben meines Freundes Berthold Wanner den tödlichen Genickfang gaben.

Berthold Wanner hatte sich im Alter von etwa vierzig Jahren als praktischer Arzt und Geburtshelfer in Uhldingen am Bodensee niedergelassen. Nachdem er durch Erbschaft von Verwandten aus der Schweiz in den Besitz eines bescheidenen Vermögens gekommen war, kaufte er ein Häuschen, das heiter und sonnbeschienen inmitten eines hübschen Obstgartens zwischen Landstraße und See lag.

Er war Junggeselle und allgemein beliebt trotz seines zurückhaltenden Wesens. In seinem Berufe galt er als geschickt und zuverlässig, so daß seine Praxis mit der Zeit recht ansehnlich wurde und über die Grenzen Uhldingens bald hinausging. Tag für Tag kutschierte er in einer behäbigen Korbchaise zu seinen Patienten über Land und hatte gegen Abend noch Muße genug, sich seinen Saatbeeten und der Veredelung zahlreicher Apfel- und Birnbäume zu widmen.

Während man sonst ohne Ausmaß jedem Unverheirateten im Ort mit Recht oder Unrecht allerlei Liebschaften und Abenteuer mit Frauen nachsagte, wußte der Klatsch von Berthold Wanner nicht das geringste zu melden. Aber er leistete sich, was hier nicht vergessen werden darf, den Luxus einer persönlichen Liebhaberei: er sammelte mit Eifer Briefmarken. Warum er gerade auf Briefmarken verfallen war, habe ich nie erfahren können. Fragte man ihn, so pflegte er lächelnd zu antworten, daß ein Mensch ohne Steckenpferd — er nannte es hobby — nur ein halber Mensch sei. Und er bemitleidete mich im stillen, weil ich ein Leben ohne hobby führte und mich darauf beschränkte, im Kontor der Uhldinger Weberei als erster Buchhalter mein bißchen Pflicht zu tun.

Wir hatten uns vor Jahren kennengelernt, wie es unter Männern üblich ist, nämlich beim Abendschoppen im „Hecht". Waren dann in vorsichtigem Zueinandertasten Freunde geworden, und als ich mich eines Tages in die Notwendigkeit versetzt sah, meine Wohnung wechseln zu müssen, da schlug er mir vor, in seinem Hause die beiden noch leerstehenden Zimmer zu beziehen und den kleinen Haushalt mit ihm zu teilen. Ich sagte damals kurzerhand ja und habe meinen raschen Entschluß auch niemals zu bereuen gehabt. Nur wenn ich an die Geschichte mit Maria Terheggen denke, so wünschte ich, daß ich nicht bei Wanner eingezogen wäre.

Berthold Wanner und ich verstanden uns vortrefflich, weil wir bei aller Nähe und Enge des gemeinsamen Lebens dennoch Distanz hielten und weil keiner den anderen neugierig oder herrschsüchtig in seinen eigensten Bezirken störte. Ein ältliches Mädchen von ausreichender Häßlichkeit sorgte für unser Wohl und die Ordnung des Hauses.

So lebten wir, als über Nacht der Krieg ausbrach. War es, daß Uhldingen zu sehr außerhalb der Welt dahinträumte, oder lag es daran, daß Wanner sich nicht allzu eifrig darum bemühte — genug, sein idyllisches Leben am See blieb unbehelligt, und er hatte mit der ganzen Kriegsmaschinerie nicht viel zu schaffen. Zwar richtete er im Anfang für alle Fälle ein kleines Hilfslazarett ein, in dem zur Not zwölf Mann untergebracht werden konnten, die niemals kamen, vertrat aber im übrigen die sehr vernünftige Ansicht, daß irgend jemand schließlich dafür sorgen müsse, auch den Alten und Gebrechlichen zu einem sanften Tode zu verhelfen.

Wanner kutschierte also nach wie vor mit seinem Schimmel durch die Gemarkung, wiewohl der Schimmel im Verlauf des Krieges immer magerer wurde, und zweimal im Jahre fuhr er, mit Paß und Visum vorsorglich gerüstet, nach Zürich, wo er aus der erwähnten Erbschaft zwei Hypotheken besaß, deren Zinsen er stets persönlich einkassierte. Das war eine Obliegenheit, die er sich trotz aller Unbequemlichkeiten des erschwerten Grenzverkehrs um keinen Preis nehmen

Digitized by Google

ließ, und ich glaube beinahe, daß mein guter Freund Wanner nur deshalb hinüberfuhr, weil er sich naiv wie ein Kind durch den Augenschein vergewissern wollte, daß seine Häuser noch unversehrt dastanden.

Dabei war es in hohem Maße bezeichnend für ihn, daß er nie die geringsten Schwierigkeiten an der Grenze hatte, während alle übrigen Menschen von entsetzlichen Schikanen erzählten und sich vor Zöllnern und Militär den verzwicktesten Prodezuren unterwerfen mußten. Berthold Wanner strahlte ganz unbewußt so viel Ehrlichkeit und Vertrauen aus, daß jeder Grenzsoldat ihn nach einem flüchtigen Blick ohne weiteres passieren ließ. Vielleicht trug sein Paß irgendein geheimes Kennzeichen, das seine Harmlosigkeit den Eingeweihten bestätigte.

Und was nun meine Person angeht während dieser Kriegszeit, so muß ich der Wahrheit die Ehre geben und verraten, daß ich seit früher Jugend ein steifes Bein habe und ein wenig hinke. Jedenfalls so viel, daß keine militärische Kommission an mir Gefallen fand, was aber nichts Neues oder gar Kränkendes für mich bedeutete, denn mit Frauen zum Beispiel ist es mir nie anders ergangen. Doch dies nur nebenbei.

Es geschah an einem der letzten Abende des März im Jahre 1917. Die gelockerte Erde und der klarblaue, überhohe Himmel waren voll herben Frühlings und die Luft über den Wiesen erfüllt mit süßen, streichelnden Winden. Wir saßen bei geöffnetem Fenster am Tisch und besprachen noch dies und jenes, was in Haus und Garten zu tun sei, denn am nächsten Morgen wollte Wanner mit dem Frühdampfer nach Konstanz und von dort mit der Bahn nach Zürich fahren, um seinen Zinstermin wahrzunehmen. Auf dem Tisch lagen Handkoffer, Reiseplaid und Paß schon sorgfältig bereit.

Da kam durch den Garten mit langsamen Schritten ein älterer Mann auf unser Haus zu, den wir zwar flüchtig kannten, weil er nicht weit von uns an der Straße zwischen Uhldingen und Meersburg wohnte, mit dem wir aber, so wahr ich lebe, noch keine fünfzig Worte je gesprochen hatten, weil er als ein etwas undurchsichtiger Mensch galt, über den mancherlei Gerüchte umliefen, die uns mißfielen.

Mir war nicht wohl zumute, als ich ihn so herankommen sah, wie er sich aalglatt durch die Rabatten schlängelte, und heute weiß ich, daß ich mit meinem Unbehagen leider völlig recht hatte, denn an jenem Abend und mit diesem Menschen und seiner merkwürdigen Bitte fing Wanners Unglück an.

Erst viel später erfuhr ich, daß Robert Bruhns in Friedenszeiten mit Sacharinschmuggel, der um den See herum blühte, Geschäfte gemacht und während des Krieges als Agent einer militärischen Nachrichtenstelle mit gutem Erfolg Verwendung gefunden habe. Er war hager und schon leicht ergraut, hatte scharfe, harte Augen und dazu eine merkwürdig weiche Stimme, die jedes Nein schmeichlerisch überwand.

Dieser Mann also trat mit einer höflichen Verbeugung, die wir gemessen erwiderten, bei uns ein und wandte sich ohne Umschweife an Berthold Wanner, von dem er zu seiner Freude gehört habe, daß er ein eifriger Briefmarkensammler sei. Denn er bewahre schon seit langem einige Marken auf, mit denen er nichts Rechtes anzufangen wisse, weil er von der edlen Philatelie keinen Schimmer habe, die aber vielleicht für einen Sammler wie Herrn Wanner noch von Interesse sein könnten. Gleichzeitig entnahm Herr Bruhns seiner Brieftasche ein zusammengefaltetes Papier und schüttete den bunten Inhalt auf unserem Tische aus.

Das war ein kluger und sicherlich wohlberechneter Schachzug von ihm, denn Wanner, der den Eindringling zunächst schweigend und in gleichgültiger Abwehr gemustert hatte, wurde angesichts der Marken plötzlich interessiert und trat an den Tisch, um sich die kleinen Dinger genauer zu betrachten. Wobei er mit Vergnügen feststellte, daß sich recht wertvolle und von Sammlern heißbegehrte Stücke darunter befanden. Ob Herr Bruhns sie etwa verkaufen wolle und zu welchem Preise, fragte Wanner nach kurzer Überlegung und mit einer Stimme, die mir bewies, wie richtig unser Besucher spekuliert hatte. Ach, der gute Landarzt war ein sehr schlechter Schauspieler und konnte sich nicht im geringsten verstellen.

Robert Bruhns aber lächelte wie ein Dreimalweiser, der unmündige Toren belehrt, und schüttelte den Kopf. Nein, mit Verlaub, verkaufen wolle er diese Marken allerdings nicht, doch sei er bereit, sie Herrn Doktor Wanner ohne jedes Entgelt zu überlassen, wenn dieser ihm nur einen kleinen, einen ganz kleinen Gefallen erweisen wolle. Wanner blickte erstaunt von den Marken auf und sah unseren Gast ungewiß fragend an. Ich konnte mich nicht enthalten, aus meiner Ecke ein warnendes Räuspern verlauten zu lassen, denn ich begriff sehr wohl, daß die nun folgenden Worte den Grund seines Erscheinens enthüllen müßten.

„Ich hörte, daß Sie morgen nach Zürich fahren" — fuhr Bruhns mit halblauter, doch sehr eindringlicher Stimme fort — „ich hörte es und bitte Sie um nichts weiter, als daß

Digitized by Google

Sie dort gegen sieben Uhr abends einer jungen Dame, die im Café des Banques links vom Eingang am dritten Tisch beim Fenster sitzt und einen kleinen dunkelblauen Hut trägt, einen Gruß vom Onkel Christian bestellen und sie möge sich vor Melas in acht nehmen."

„Und das ist alles," schloß er freundlich lächelnd, indem er eine winzige Bewegung machte, als wolle er die Briefmarken wieder einpacken. Wir waren beide, Wanner und ich, so verblüfft über diesen seltsamen und unverständlichen Vorschlag, daß wir zunächst eine Weile dastanden und nicht wußten, wo wir mit unseren Fragen beginnen und einhaken sollten. Alles an Bruhns und seinem Gehaben war merkwürdig, aber als das Merkwürdigste ist mir später immer erschienen, daß schon der Klang der Stimme dieses Mannes, dem wir durchaus nicht günstig gesinnt waren, so viel über uns vermochte und uns gar nicht auf den Gedanken kommen ließ, ihm einfach die Tür zu weisen, weil wir weder mit seinen Briefmarken, noch mit seiner Dame im Café des Banques das geringste zu tun zu haben wünschten.

Ich will es kurz machen, denn es verlohnt sich wirklich nicht, bei unserer Verlegenheit länger zu verweilen, die keiner von uns als besonders rühmlich empfand. Herr Bruhns gab mit erstaunlicher Gewandtheit ein paar recht harmlos klingende Erklärungen, warum er selbst nicht reisen oder schreiben könne, weil er auf das Visum unter Umständen wochenlang warten müsse und weil Briefe bei der Zensur ebensolange liegen blieben, und es handle sich alles in allem nur darum, in Bälde eine höchst ehrenwerte junge Dame vor Unbedachtsamkeiten zu bewahren, die ihr argloses Herz nicht zu erkennen vermöge. Herr Doktor Wanner tue gewiß nichts Böses, wenn er seine Bitte erfülle, sondern gewissermaßen ein gutes Werk christlicher Nächstenliebe. Oh, wie schlau der alte Fuchs seine Worte zu wählen verstand, denn gerade dies war ein Argument, vor dem die hilfsbereite Natur meines Freundes nur allzu leicht kapitulierte.

Wanners Augen wanderten von Bruhns zu mir und von mir zu den lockenden Marken und dann sagte er zu, halb aus Gutmütigkeit und halb von der Gier des Sammlers überwältigt. Denn was konnte ihm geschehen, dachte er, wenn er in Zürich einer Dame eine kurze Bestellung ausrichtete und sodann seiner Wege ging.

Alsbald bekam er von Herrn Bruhns, der seine Ruhe keinen Augenblick verloren hatte, die Briefmarken feierlich in die Hand gedrückt, und wenige Minuten später hatte der eigentümliche Besucher uns wiederum eine höfliche Verbeugung gemacht und die Türe hinter sich geschlossen. Ich sah ihm durchs Fenster nach und wünschte ihn zum Teufel, denn mein innerstes Gefühl sagte mir, daß er uns nichts Gutes ins Haus getragen habe.

Doch was ging es, bei Licht besehen, mich an? Nicht ich, sondern Berthold Wanner fuhr in die Schweiz, und er war es, der die wertvollen Briefmarken eingeheimst hatte. Er mußte wissen, was er tat, wenn er sich mit Robert Bruhns in Geschäfte einließ.

Und während wir am Abend in träumender Behaglichkeit beim roten Meersburger saßen, scherzten wir bereits über den geheimnisvoll tuenden Herrn Bruhns und tranken auf das Wohl des schönen Fräuleins aus dem Café des Banques. — „Er hätte mir wohl auch ihren Namen sagen können," knurrte Wanner, sein Glas drehend, vor sich hin. — „Ja, warum hast du ihn nicht gefragt?" gab ich lachend zurück.

Der Mond stand blank und scharf gezirkelt am Himmel, und die Sterne sahen aus unendlicher, eisiger Ferne auf uns herab; der nächste Morgen versprach ein ausnehmend schöner Reisetag zu werden.

*

Berthold Wanner reiste ab und nach drei Tagen kehrte er wieder zurück. Ich war gerade damit beschäftigt, im Garten das Unkraut auszurupfen, das sich zwischen Kies und Rasen eingenistet hatte. Er rief mir schon von weitem über die Hecke einen Gruß zu und schwenkte laut lachend seinen grauen Filzhut, was mich einigermaßen verwunderte, denn für gewöhnlich gehörte Wanner nicht zu den Leuten, die mit heftigem Getöse durch die Welt ziehen.

Und kaum stand er neben mir, da fing er schon an, mir voll Eifers zu erzählen, wie glatt und vorzüglich die Reise vonstatten gegangen sei, was seine Zinszahler vom Kriege dächten und wie man jetzt auch schon in der Schweiz mit Brot- und Fettmarken weidlich geplagt werde. Gut, gut — das alles war sehr interessant, aber nicht eben neu für mich zu hören, denn wir lebten hier in Uhldingen der schweizerischen Grenze so nahe, daß wir ohnedies täglich erfuhren, was dort drüben hinter den Schlagbäumen vor sich ging.

Darum verwunderte ich mich zum anderen Male und blickte meinen Freund nicht ohne ein gewisses Mißtrauen prüfend von der Seite an. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte geschehen sein, denn das war nicht

Digitized by Google

mein alter Berthold Wanner, der mit unruhigen Augen vor mir stand und mit fahrigen Händen in der Luft herumfuchtelte und in einem fort redete, als wolle er mich hindern, ihn zu unterbrechen und unbequeme Fragen zu stellen. Obwohl es bei dieser Reise doch wahrhaftig eine Sache gegeben hatte, die weniger alltäglich war als Schwyzer Brotmarken und die politischen Ansichten der Familie Zuppinger.

Als er mir nach einer halben Stunde gar von der Herrlichkeit eines halbflüssigen Käses in kupferner Kasserolle über einem Spiritusflämmchen erzählen wollte, den man ihm in der Dezaley-Stube vorgesetzt habe, da wurde es mir endlich zu bunt, und ich fiel ihm barsch in die Rede, er möge mir nun gefälligst sagen, wie es mit der Dame im Café des Banques abgelaufen sei, denn alles Übrige stünde, wie er wohl wisse, auch im Thurgauer Anzeiger zu lesen.

Doch kaum hatte ich meinem empörten Herzen Luft gemacht, als ich vor einer absonderlichen Veränderung erschrak, die sein Gesicht urplötzlich wie mit einer Maske überzog. Niemals, glaubt mir, habe ich in eines Menschen Auge ein solches Übermaß von Ratlosigkeit und so viel Trauer des Nichtverstehens gelesen, niemals ist mir so viel Sehnsucht und Kummer und unendliche Hingabe bei einem Manne begegnet!

Was war vorgegangen, was hatte sich in dreimal vierundzwanzig Stunden da abgespielt? Ich verfluchte meine kindische Neugier, aber nun war es zu spät, sich auf den Mund zu schlagen.

Wanner machte nur ein paar ungewisse Bewegungen mit den Händen, ein jenseitiges Lächeln verzerrte seinen Mund und blieb wie eingefroren hängen. Dann sagte er ganz langsam und gab sich Mühe, das Zittern seiner Stimme zu verbergen: „Ja, mein Lieber, das war eine sehr, sehr merkwürdige Geschichte ... aber ich weiß eigentlich nichts ... so gut wie nichts ... nicht einmal ihren Namen ... sie hat ein kleines Zimmer am Limmatkai ... auf dem runden Tisch liegt eine weißgehäkelte Decke ... ich war stundenlang da oben bei ihr ... sie weinte so sehr, und ich sollte bleiben ... ich blieb auch, aber ich verstehe nicht, warum sie mich bat ... solch ein junges, schönes Ding mich alten Knaben ... ja, das kannst du mir glauben, sie ist wahrhaftig die schönste Frau, die ich je sah ... ich verstehe nicht, was das alles bedeutet, und ich verstehe auch nicht, wer Melas ist!"

Seine Augen starrten suchend über Garten und See ins Weite, und hinter seiner Stirn jagten die Gedanken rastlos im gleichen Kreis und fanden nicht, was sie suchten. Er schüttelte traurig den Kopf und ging langsam ins Haus. Ich blickte hinter ihm drein und dachte: wie ein Nachtwandler geht er, wie einer, der nicht weiß, was seine Glieder tun. Ach, was hatten drei kurze Tage aus meinem armen Berthold Wanner gemacht!

Mir war gründlich die Lust vergangen, ihn noch einmal nach der Dame vom Café des Banques zu fragen und mit einem halblauten Fluch auf diesen elenden Saccharinschleicher und Anstifter allen Übels warf ich den Spaten beiseite und hinkte beklommen hinter ihm drein.

In der Folgezeit hütete ich mich, die Rede auf seine Züricher Reise zu bringen, denn ich hatte das deutliche Gefühl, daß es sich bei Wanner nicht um eins jener leichten und wohlfeilen Abenteuer handele, die nur an der Oberfläche des Geschehens haften bleiben und die man am nächsten Morgen mit dem Schlaf zugleich aus den Augen reibt. Das ist ein anderer Schlag Männer, die heute ein Abenteuer haben und morgen schon unbeschwert ihrer Wege gehen. Es stak in seinem Fleisch und in seinen Gedanken wie ein Widerhaken, von dem er nicht leichten Kaufes jemals wieder loskam. Wenn es aber so um ihn stand, dann wollte ich lieber nichts davon wissen und möglichst wenig damit zu schaffen haben. Was soll man sich beschweren mit anderer Leute Liebe und Kummer, wenn man selbst ein armer Teufel ist und ein Hinkebein nach sich zieht!

Aber es ergab sich ganz von selbst, daß ich allmählich im Verlauf der nächsten Monate doch mehr und mehr von jener Begegnung mit der Dame im Café des Banques erfuhr und Steinchen an Steinchen sich mir zusammenfügte wie bei einem Mosaik. Denn immer wieder geschah es, daß Wanner selbst gleichsam von ferne an sein Erlebnis rührte und Worte sprach, die ihn vor mir verrieten. Niemals allerdings redete er geradezu, niemals nannte er sie, wenn er von Frauen sprach. Es war beinahe, als ob in seinen Gedanken die Erinnerung nur in einzelnen Bruchstücken von Bildern und Worten wie ein unbegreiflich verworrenes Trümmerfeld fortbestünde. Aber daß diese Frau ihn unablässig beschäftigte, in seinem Blute lebendig umhertrieb und sogar sein Tun und Lassen mehr als alles Gegenwärtige bestimmte — darauf kann ich einen heiligen Eid leisten!

Wie oft, wenn wir am Abend noch eine Stunde auf der weißen Bank am Ende des Gartens dicht am Ufer saßen und dem Rauch der Zigarre nachschauten, oder auf die klei-

Digitized by Google

nen silbernen Fische warteten, die im Bogen übers Wasser schnellten und mit einem hellen Spritzer wieder verschwanden, wie oft sagte er dann ein Wort aus seinen Gedanken heraus, das sich auf sie bezog oder stellte mit erkünsteltem Gleichmut eine Frage, die nur um ihretwillen gestellt war.

„Daß eine Frau sich verschenkt" — sagte er einmal — „siehst du, das bedeutet anscheinend noch nicht besonders viel, damit hat man eigentlich nur einen ganz winzigen Teil von ihr... es muß auch nicht immer Liebe sein, nicht wahr?... es kann Mitleid oder Güte sein... oder weil sie sich einsam fühlt oder von anderen Dingen loskommen und sich befreien möchte... ja, gerade das ist wohl sehr häufig der Fall..."

Ein anderes Mal fuhren wir zusammen über Land, weil auf einem Gehöft hinter Nußdorf die Bäuerin den Arm gebrochen hatte und Wanner meinte, es könne mir nicht schaden, wenn ich in Kriegszeiten lernte, wie man Verbände anlegt und sich als Heilgehilfe nützlich macht, da ließ er plötzlich die Zügel sinken und den Schimmel trotten, wie er wollte: „Weißt du, was Gitterschrift ist? Und begreifst du, daß Zeitungsinserate wegen Verkauf eines Schmucks von so und so viel Steinen etwas ganz anderes bedeuten können... daß es unter Umständen ein verabredetes Zeichen ist?"

Ich sah ihn groß an und schüttelte den Kopf. Da lachte er kurz auf. „Wie sollten wir auch!... Was wissen wir davon!... Aber vielleicht wäre es doch besser, man wüßte, was das alles zu bedeuten hat..."

Ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam, aber blitzartig sah ich durch einen Schleier hindurch einen Zusammenhang und fragte: „Sie arbeitet wohl mit diesem Bruhns zusammen in derselben Art?"

Wanner blickte starr geradeaus und packte die Zügel fester. „Ich glaube ja... vielleicht ist es so" — murmelte er.

Und wieder ein andermal gingen wir heim, mit Paketen beladen und behangen, denn wir hatten uns im Schuppen hinterm Haus eine Werkstatt eingerichtet und Gerät eingekauft. Da setzte sich Wanner an den Wegrand, wischte sich den Schweiß von der Stirn und legte die Hand auf meinen Arm: „Wenn eine Frau sagt, der und der ist ein Schurke, ein Betrüger, ein elendes Subjekt... und was weiß ich sonst noch" — über seine Züge glitt ein verstörtes, trauriges Lächeln — „so schließt das noch gar nichts aus, mein Lieber... dann ist dennoch alles möglich für sie, auch daß sie ihn liebt... nur unsereins begreift es nicht..."

„Meinst du damit Bruhns?" fragte ich.

„Bruhns? Nein, den Namen kennt sie gar nicht. Aber vielleicht ist Bruhns und Onkel Christian ein und dieselbe Person, doch das ist gleichgültig. Nein, ich meine Melas... ich glaube, Melas ist ein sehr, sehr schlechter Mensch..."

So hörte ich das eine und hörte das andere. Mußte lächeln, als er eines Tages Messer und Gabel niederlegte und sich weit vorbeugte. „War es nicht ein alter Kirchenvater, der allen Ernstes die Frage stellte, ob die Frauen auch eine unsterbliche Seele hätten? Der Mann war gewiß nicht dümmer als du und ich, sag' ich dir!" Und ich konnte nur zustimmend nicken, als er eines Morgens mich auf die Schulter schlug und verzweifelt ausrief: „Wenn man nur in sie hineinsehen könnte! Aber vielleicht sind ihre Gedanken ebenso schwer zu deuten und ebenso trügerisch wie ihr Tun."

Nur ein einziges Mal wurde Berthold Wanner böse, und das geschah, als ich in meiner Dummheit beschlossen hatte, ihm während eines Spazierganges gründlich die Meinung zu sagen und ihm vorzustellen, daß kein weibliches Wesen der ganzen Welt es wert sei, ihretwegen den Verstand zu verlieren und zu einem sinnierenden Zipfel zu werden. Und am allerwenigsten eine, von der man so gut wie nichts wisse und wo das wenige nicht gerade empfehlend zu sein scheine. Denn eine offenbare Spionin war das letzte, was ich für meinen Freund Wanner als weiblichen Anhang wünschte. Da wurde der gute Wanner plötzlich kreidebleich und sah mich von oben bis unten an, wie wenn er den Fleck an mir suchte, wo er zustoßen könnte, und schrie: ich hätte kein Recht, so gemein von einer Frau zu sprechen, die für ihn mehr bedeute als alle anderen Menschen zusammengenommen und die in all ihrem Unglück nur um so liebenswerter sei! Damit rannte er davon und ließ mich auf der Landstraße allein stehen. Nun gut, dachte ich, das war das erste- und letztemal, daß ich mir den Mund verbrannt habe, aber es wurmte mich doch, von ihm zu hören, wie gering er nach seiner Verwandlung meine Freundschaft und unser ganzes gemeinsames Leben einschätzte.

Als ich nach Hause kam, hatte Wanner bereits einen Krug Wein auf den Tisch gestellt und füllte etwas verlegen zwei Gläser, stieß mit mir an und sagte: „Laß gut sein, wir wollen nicht mehr davon reden!" Die Gläser klangen, und ich war unbeschreiblich froh, denn nichts ist mir schrecklicher, als wenn alte Freunde und vernünftige Männer sich wegen eines Weibsbildes verzanken!

★

Digitized by Google

Es ging auf den Herbst zu, und Nebel lagen in der Frühe und abends schwer über dem See und den Wiesen. Die Nebelhörner der Dampfer stießen ihre Rufe warnend und klagend aus undurchsichtigem Grau, und man hörte das Stampfen der Kolben schon eine ganze Weile, bevor der Rumpf der Schiffe sich mählich löste und dem Auge erkennbar wurde. Das Laub der Wälder brannte in leuchtendem Rot, und auf den Höfen klapperten und strudelten die Mostpressen. In kurzen, frischen Stößen sprang der Herbstwind übers Land.

Es wurde schon früh Abend und draußen im Garten ungemütlich. Wir hatten viel zu tun, weil uns die Dienstmagd weggelaufen war, um in der nahen Munitionsfabrik mehr zu verdienen. Nach getaner Arbeit saßen wir in der Stube, bastelten und lasen. Wanner brachte mit Lupe und Pinzette seine Briefmarken in Ordnung, säuberte, klebte und pfiff dabei vor sich hin. Von seiner Züricher Begegnung war nicht mehr zwischen uns die Rede.

So saßen wir auch an einem Oktoberabend; der Regen schlug in Böen gegen die Fenster, und draußen war es ganz finster. In der Dachrinne gluckerte das Wasser, und vom See kam ein eintöniges Rauschen. Ich dachte gerade, daß es für dieses Jahr nun vorbei sei mit den schönen Tagen, als ein Geräusch mich aufhorchen ließ. Es war, als ob jemand vorsichtig ums Haus ginge. Aber dann blieb es still. Der Schuppen wurde jeden Abend sorgfältig verschlossen, und im übrigen hatte die Plage der fechtenden Handwerksburschen seit dem Kriege so gut wie aufgehört.

Da schrillte plötzlich die Glocke durchs Haus. Ich sprang auf, um nachzusehen, wer um diese Zeit noch etwas von uns wolle, denn es kam hin und wieder vor, daß Wanner spät zu einem Patienten gerufen wurde. Wanner hob nur ein wenig den Kopf von seinen Marken und meinte lachend: „Wahrscheinlich ist einer beim Mosten die Treppe hinuntergefallen!“

Aber das Lachen verging uns sehr bald. Ich riegelte die Haustüre auf — Wind und Regen sprühten mir ins Gesicht — und wäre beinahe über ein dunkles, zusammengekauertes Wesen gestolpert, das vor dem Lichtschein jäh in die Höhe fuhr und mich fassungslos anstarrte. Aus zwei großen Augenhöhlen in einem schmalen, blutleeren Gesicht. Sie zitterte, und feuchte Haarsträhne hingen ihr wie Seetang über die Wangen. Man hätte glauben können, sie käme geradenwegs aus dem Wasser.

„Bin ich falsch gegangen?... Verzeihen Sie, wohnt hier nicht Doktor Wanner?“ — brachte sie mühsam hervor. Dabei streckte sie den Arm aus, um am Türpfosten Halt zu finden. Sie war am Ende ihrer Kräfte.

„Sind Sie krank?“ fragte ich und schalt mich gleichzeitig einen Esel, denn das konnte wohl jedes Kind sehen, daß diese Frau da krank oder zum mindesten sehr elend war.

„Bitte, lassen Sie mich zu ihm... ich kann nicht mehr...“

Ihre Stimme war nur ein Hauch. Sie schwankte, zwei, drei Schritte vorwärts in den Flur hinein und schlug dann lautlos auf den Boden.

In diesem Augenblick öffnete sich die Wohnzimmertür, und Wanner stand auf der Schwelle. Mit einem Sprung stürzte er bei ihr nieder und hob ihren Kopf auf seine Knie, flüsterte Worte, die ich nicht verstand, und war so erregt, wie nie zuvor. Wie er sie ansah! Als ob seine Augen ihr Gesicht durchwühlen wollten mit stummen Fragen. Nun erst wurde mir klar, wer die Fremde sein könne; ich berührte leise seine Schulter und zeigte auf die ohnmächtig Daliegende: „Ist es vielleicht...?“

Wanner drehte ein wenig den Kopf, und ich sah, daß seine Augen feucht waren. „Ja, das ist sie... das ist sie...!“

Das sagte er so feierlich und voll Glücks, wie wenn ein Abgesandter des Himmels bei uns Einkehr gehalten hätte. Behutsam faßten wir sie an und trugen sie in das obere Zimmer, das eigentlich eine Art Rumpelkammer war, wo unsere Koffer standen und mein Angelzeug und lange Borte mit Eingemachtem. Allerdings auch ein einfaches Bett für den noch nie dagewesenen Fall eines Besuches. Wenn ich wenigstens Zeit gehabt hätte, zu fegen! Dort legten wir sie nieder, und Wanner schickte mich in die Küche, um schleunigst einen Wärmkrug zu füllen und heißen Tee mit Rum zu bereiten.

Als ich nach Minuten die Kammer wieder betrat, saß Wanner vor dem plumpen Bauernbett und hielt ihre kleine, dünne Hand vorsichtig in der seinen und streichelte sie mit einer scheuen Zärtlichkeit, die ich früher nie an ihm wahrgenommen hatte, wenn das junge Mädchen von Zeit zu Zeit die Augen aufschlug, rundblickte und mit einem Seufzer in die Kissen zurücksank.

Einmal sah sie auch mich an und lächelte ein winziges Bißchen. Ich sah nun wohl, daß sie sehr hübsch sei, aber von einer eigentümlich zerbrechlichen Art Hübschheit. Da sagte ihr Wanner halblaut, wer ich sei und daß sie sich bei uns nicht zu fürchten brauche. „Das weiß ich,“ flüsterte sie, „sonst wäre ich nicht hierhergekommen!“

Digitized by Google

Kurz darauf öffnete sie noch einmal die Augen, nickte uns freundlich zu und sagte, daß sie nun versuchen wolle zu schlafen und wir möchten uns ihretwegen keine Gedanken und Sorgen machen; morgen würde sich alles finden. Ich hatte bis dahin nicht gerade reiche Erfahrung mit Frauen, aber so viel merkte ich doch, daß sie uns zwei Mannsbilder auf gute Manier verabschieden wollte und allein zu sein wünschte. Ich zupfte Wanner am Ärmel und machte ihm verstohlen Zeichen, die er endlich begriff; so sehr war er von ihr hingenommen.

Wir sprachen noch eine gute Stunde miteinander im Wohnzimmer, und wiewohl kein vernünftiger Grund dafür einzusehen war, redeten wir doch mit gedämpften Stimmen. Wanner war auf seltsame Weise erregt: sein ganzes Gesicht und zumal die Augen leuchteten wie von innen heraus, und ich sah zum ersten Male, daß er sehr fein geschnittene und beinah schön zu nennende Züge hatte. Er, der sonst praktischen Fragen des Lebens hilflos und ungeschickt gegenüberstand, war mit einem Male erfinderisch geworden in Listen und Schlichen, wie man die Fremde vor neugierigen Fragen der Uhldinger behüten und unauffällig mit allem versehen könne, was ein junges Frauenzimmer in ihrer Lage wahrscheinlich benötige. Er hatte hundert Pläne und tausend kluge Gedanken, wie er trotz Krieg und mancherlei Beengung das Fräulein vom Café des Banques hier hausen lassen und verbergen könne, und immer wieder packte er mich bei der Schulter und rief glückstrahlend aus: „Jetzt kann noch alles gut werden . . . jetzt weiß ich, wozu Berthold Wanner auf der Welt ist!"

Ob er nun endlich auch wisse, wie unser Gast heiße, fragte ich ihn etwas verdrossen, denn alles, was ihn so herrlich und leicht dünkte, schien mir nicht im geringsten herrlich, sondern vielmehr dazu angetan, uns Schwierigkeiten und Scherereien ohne Zahl auf den Hals zu laden.

„Ja," erwiderte Wanner, „sie heißt Maria Terheggen, das ist der schönste Name, den ich je gehört habe."

Was konnte ich viel darauf antworten? Maria Terheggen war für mich ein Name, nicht schöner und nicht häßlicher als alle anderen, aber ich schwieg, denn mit Narren und Verliebten zu streiten ist gleichermaßen zwecklos. Also nahm ich meine Kerze und sagte ihm gute Nacht. Leise schlich ich mich hinauf und legte mich mit schweren Sorgen nieder. Sie hatte zwar gesagt, morgen würde sich alles finden, aber was konnte man auf die Worte eines Geschöpfes geben, das bei Nacht und Nebel mit Schweizer Fischern oder Schmugglern auf der Höhe von Uttwil über den See geflohen war und vor Schwäche und Elend kaum auf den Beinen zu stehen vermochte! Und warum war sie überhaupt geflohen und vor wem? Alles Fragen, auf die ich keine Antwort wußte.

Es begann eine wunderlich bewegte Zeit für unser kleines Haus. In den ersten Tagen war Maria Terheggen durch nichts zu bewegen, auch nur einen Fuß vor die Haustür zu setzen. Ich möchte sagen, sie war ständig auf der Flucht vor unbekannten und unerwarteten Geräuschen. Wenn der Briefträger sich dem Hause näherte oder die Schritte von Patienten während der Sprechstunde draußen auf dem Kies knirschten, fuhr sie jedesmal zusammen und hetzte halbtot vor Angst die Treppe hinauf. Als ich Wanner einmal fragte, nickte er mit einem Lächeln vor sich hin und meinte, vielleicht habe sie Furcht, Melas könne auf ihre Spur kommen und plötzlich hier auftauchen.

„Ich dachte, sie liebe diesen Melas," stotterte ich verwirrt, denn so hatte ich es mir nach Wanners Worten zurechtgelegt.

„Ja, vielleicht liebt sie Melas und hat doch Furcht vor ihm," erwiderte er. Ich zuckte die Achseln und ging an meine Arbeit; das verstand ich nicht. Aber irgendwie verhielt es sich doch wohl so.

*

Das ging eine Weile wie ein Fieber, das steigt und fällt, und dann wurde sie ruhiger und zutraulicher. Nicht daß Mario Terheggen je viel gesagt oder gar von sich erzählt hätte. Nein, dazu ist es nie gekommen. Aber unmerklich schaffte sie Ordnung in hundert kleinen Obliegenheiten des Tages, so daß alles in unserem Hause ein freundlicheres Ansehen gewann und jedes Möbelstück uns gleichsam neu und verschönt erschien. Sie fragte auch nie, ob sie dies oder jenes ändern und verbessern dürfe; eines Tages war es eben geschehen, und es zeigte sich, daß sie stets das Richtige getroffen hatte. Ihre Hand war fühlbar überall, obwohl es sich nur um Kleinigkeiten handelte, die sie anders machte, als wir bisher gewohnt waren, und mit denen sie die Lieblosigkeit alltäglicher Verrichtung in freundliche Sorgfalt verwandelte. Es kamen Blumen auf unsern Tisch und ans Fenster; und wir Männer gingen mit verlegenem Staunen herum und betrachteten und befühlten das Neue, als ob irgend etwas Wunderbares daran sei, wiewohl man doch weiß, daß Frauen sich immer gern mit solchen Dingen zu schaffen machen, die ein wenig überflüssig, aber hübsch anzusehen sind.

Digitized by Google

Dabei war und blieb Maria Terheggen demütig wie eine Magd — ich weiß kein besseres Wort für ihr gleichmäßig bescheidenes, lautloses Wesen, mit dem sie still durch unsere Tage ging. Daß Berthold Wanner sie liebte auf die sehr zarte und behutsame Weise von Menschen, die allzulange einsam waren, mußte sie fühlen oder sie wäre keine Frau gewesen. Denn sie hörte den Ton seiner Stimme, sah das Licht seiner Augen, und wie er sich verfärbte und ein Zittern durch seine Hände lief, wenn sie ihn von ungefähr mit ihrer Berührung streifte. Anderen Frauen wäre das Bewußtsein ihrer Macht wahrscheinlich zu Kopf gestiegen, und sie hätten sehr bald Launen bekommen, aber bei Maria Terheggen war nichts von alledem zu befürchten. Sie tat, als bemerke sie nicht, wie es um Wanner stand, und schien für sich nichts zu verlangen als Ruhe und den Frieden unserer vier Wände. Daß es einmal eine Stunde in Zürich gegeben hatte, in der sie Wanner näher gestanden als heute, wie ich nach seinen Worten von damals annehmen durfte, das war anscheinend ausgelöscht in ihrem Gedächtnis.

Auch zu mir faßte Maria, wie wir sie nannten, mit der Zeit Vertrauen, und wenn der Doktor über Land fuhr, geschah es bisweilen, daß wir zusammen arbeiteten und miteinander plauderten. So erfuhr ich, daß sie vom Rhein stamme, aber das war ein ganz anderer Rhein, als ich ihn von meinen Reisen nach Waldshut und Basel kannte. Da, wo Maria geboren war, floß der Rhein breit und ruhig dahin und trug Züge von Schleppkähnen und große Dampfer. Mehr erfuhr ich nicht von ihrem Leben. Sie mochte fünfundzwanzig Jahre alt sein und hatte sicherlich eine gute Erziehung genossen, aber alles, was frühe Vergangenheit heißt, schien bei ihr zugedeckt zu sein vom Schatten eines Erlebnisses, das ich nicht kannte. Einmal sagte sie zu mir und ließ die Hände in den Schoß sinken: „Ach, es tut mir alles so wohl bei euch, ich möchte, es könnte dauern, aber eines Tages — wer weiß!“ Daran habe ich später oft denken müssen.

Es wurde Winter, richtiger Winter mit Schnee und klingender Kälte. Ich hatte nichts zu lachen, wenn ich morgens über vereiste Wege in das Kontor der Weberei trabte, wo wir in der Not des Krieges ein Zeug verwebten, daß es einen Hund jammern konnte. Und ich ärgerte mich, ich weiß nicht warum, über Wanners strahlendes Lächeln, mit dem er alle Welt beglückte, nur weil er bis über beide Ohren in Maria verliebt war. Und weil er in der Stille seines Herzens hoffte, daß er sie eines Tages doch noch für sich gewinnen und heiraten könnte. Das sei der ganze Sinn und Zweck seines Daseins, hatte er mir im Vertrauen gestanden und nicht begriffen, warum ich nur ungläubig den Kopf dazu schüttelte.

Ich erinnere mich: Eines Abends — Maria Terheggen war etwa zwei Monate bei uns — kehrten Wanner und ich von der Stadt heim. Es dunkelte stark, und von weitem schon sah ich, daß in unserer Wohnstube Licht brannte. Da war mir, als huschte der Schatten eines Mannes aus unserer Gartentür und verschwände in den Büschen jenseits der Landstraße. Es waren nicht die Bewegungen des jungen Mannes, und unwillkürlich fiel mir der Name Bruhns ein. Aber es ging so schnell und es war bereits so spät am Abend, daß ich meiner Sache nicht völlig sicher war und Wanner nicht beunruhigen wollte. Daher schwieg ich damals.

Als wir die Stube betraten, saß Maria über ihre Handarbeit gebeugt und lächelte uns zum Gruß entgegen. ‚Gott soll mich strafen, wenn ich ihr unrecht tue,‘ dachte ich, ‚aber ihr Lächeln ist falsch und erzwungen, als verberge sie uns einen Schrecken oder sonst irgend etwas.‘ Ich sagte nichts, doch behielt ich sie stets im Auge, und als sie nach einer Weile aufstand, bemerkte ich, daß ihre Schuhe naß waren vom Schnee draußen, wie wenn sie erst kurz vor uns in die Stube gekommen wäre. Da wußte ich, daß etwas im Gange sei.

Wenn Mißtrauen einmal wach geworden ist, findet es Nahrung in jedem Wort und jeder Bewegung des anderen. So ging es mir auch. Es fiel kein Wort von Marias Lippen, das ich nicht hin und her gewendet hätte in meinen Grübeleien, und ich suchte einen versteckten Sinn hinter allem, was sie tat und ließ. Zu jener Zeit wurde mir klar, wieviel Wahres an dem Satze sei, den ich einmal gelesen hatte: daß die Luft um uns voll ist von unseren Gedanken, gut oder böse genannt werden kann und ihre Farbe ändert mit den Ausstrahlungen unserer Gesinnung.

Vielleicht waren alle meine Gedanken nur törichte Hirngespinste, aber eins stand fest und war ein Faktum. Seit jenem Abend geschah es fast in jeder Woche, daß Maria heimlich unser Haus verließ und nach zwei Stunden verstohlen wie ein Dieb wieder hineinschlüpfte. Und sie machte es jedesmal so geschickt und so unauffällig, daß ich nie dahinterkommen konnte, wohin sie ging und was sie in dieser Zeit trieb. Nur das eine weiß ich, daß sie nicht glücklich war bei ihrem Tun und daß ich sie mehrmals weinen hörte in ihrer Kammer, wenn sie von ihren geheimnisvollen Gängen zurückgekehrt war.

Digitized by Google

Und Wanner? Mein Gott, er war wie geblendet von einem großen Licht und irrte mit geschlossenen Augen durch seine eigenen Träume. Er, der so stolz darauf war, den Leuten an der Nase ablesen zu können, wie es da innen um ihre Leber und Nieren stand, er sah keinen Augenblick lang, was mit Maria vor sich ging. Es ist nicht gut, wenn Liebe zu spät auf einen Menschen fällt.

Ich konnte ihm nicht helfen und ich konnte ihr nicht helfen. Aber meine geschärften Sinne machten mich hellsichtig, und ich spürte, wie wenn es mir selbst geschähe, daß all seine sorgende Güte und all sein stummes Werben sie nur quälte, immer grausamer quälte und mit brennender Scham schlug.

Wir saßen bei Tisch, und Wanner redete davon, daß er Marias Zimmer neu tapezieren lassen wollte und daß unter schönen, alten Möbeln, die nächste Woche in Meersburg zur Auktion kämen, ein gepolsterter Sessel stehe, der für sie wie geschaffen sei. Bei diesen Worten fuhr sie wild in die Höhe und schrie uns an: „Ihr sollt nicht gut zu mir sein . . . Warum jagt ihr mich nicht weg? . . . Ich bin nichts anderes wert als weggejagt zu werden!" Ihr Fäuste trommelten im Krampf auf den Tisch und ihr Körper bebte vor Schluchzen. Wanner und ich aber waren so bestürzt, daß wir sie kaum zu beruhigen vermochten.

Zwei Tage später hatte ich im Schuppen zu tun und suchte unter unseren Werkzeugen den Drillbohrer, da stand Maria plötzlich neben mir, blaß und verlegen, und ich sah ihr an, daß sie mit sich kämpfte und die Worte nicht finden konnte. Ich wollte es ihr leicht machen, aber unsereins versteht sich nicht auf die rechte Art mit Frauen, und so sagte ich nur: „Ja ja, Fräulein Maria, wenn erst der Winter vorbei ist, dann wird es hierherum erst richtig schön am See."

Sie lächelte, aber ich glaube, sie hatte meine Worte gar nicht aufgenommen. Und plötzlich redete sie wie gehetzt auf mich ein, ich sei doch Wanners Freund und ich möge ihn deshalb bitten, daß er sich den Gedanken an eine Heirat mit ihr aus dem Kopf schlage und niemals mehr mit ihr davon rede, denn sie könne es nicht. Es sei schlecht von ihr, und so eine wie sie, so arm und so verlassen, müsse wohl eigentlich Gott danken, daß ein Mann wie Wanner überhaupt daran denke, aber — sie weinte und schrie, als würden ihr die Worte aus der Seele gerissen —: „Aber ich kann nicht, ich kann nicht!"

Ich versprach ihr, mit Wanner zu reden, weil ich hoffte, daß sie dann ruhiger werden würde. Und dann fragte ich, und es fuhr mir heraus: „Wer ist Melas?"

Sie nickte mehrmals langsam vor sich hin und sah mich groß an, doch nicht böse wegen meiner Frage. „Alles," antwortete sie nach einer Weile, „er ist alles!" Dann drehte sie sich um und ließ mich dastehen mit meinen Gedanken.

*

Kurz darauf, an einem Donnerstag, fanden wir die Haustüre unverschlossen und in der Stube den Tisch sorgfältig gedeckt, aber nur für zwei Personen. Wir riefen durchs Haus, doch niemand antwortete. Und es klang so leer. Maria war verschwunden, gegangen mit ihren paar Habseligkeiten. Ohne Gruß, ohne auch nur ein Wort der Erklärung auf das kleinste Stückchen Papier zu schreiben.

Wanner rannte halb von Sinnen treppauf, treppab, riß alle Schränke auf und durchsuchte alle Winkel bis unter die Dachsparren und stöhnte bei jeder neuen Enttäuschung nur dumpf: „Fort, fort . . .!" Er stolperte in fliegender Hast durch den Garten und lief am Ufer hin und her wie ein Hund, der verlorene Spur sucht, und blickte lange auf den grauen, dunkelnden See und die schattenhafte Ferne des jenseitigen Ufers. „Fort, fort . . .!"

Ich hatte Mühe, ihn wieder ins Haus zu bringen, und als er in der Stube an den Platz trat, wo Maria sonst gesessen hatte, brach er vollends zusammen. Wortlos und ohne Träne, wie von einem Beil erschlagen.

Von dem Tage an war Berthold Wanner ein Mensch ohne Lachen. Er behandelte seine Kranken und versorgte seine Obstbäume, er las die Zeitung und er fuhr über Land, aber was er tat und sagte, war nur der äußere Schein des Lebens, innerlich war er gestorben und tot.

Im geheimen forschte ich herum, weil es mir keine Ruhe ließ, und erkundigte mich am Bahnhof und bei der Haltestelle der Dampfer, ob jemand an dem Tage Maria gesehen habe und mit wem oder allein. Es war alles vergebens. — Da ging ich eines Abends auch zu Bruhns, obwohl es mir schwer wurde, weil ich einen Haß auf ihn hatte. Sein Haus war verschlossen, und die Nachbarn sagten mir, es ginge das Gerücht, der alte Bruhns sei vor zwei Wochen von einem Schweizer Posten im Walde bei Büßlingen erschossen worden, als er bei Nacht die Grenze überschreiten wollte. Er habe immer schon in dunklen Händeln gesteckt, und nun habe es ihn endlich doch einmal erwischt. Das Gerücht bestätigte sich später, und da Maria erst seit vier Tagen verschwunden war, konnte zwischen ihrer Flucht und Bruhns' Tod kein Zusammenhang sein.

Digitized by Google

Aber er hätte mir wohl manches sagen können.

Monate verstrichen, und der Krieg ging zu Ende. Es kam noch viel Bitteres und Schlimmes hinterdrein. Unser kleines Leben verrann grau und kummervoll, und wenn wir an Maria Terheggen dachten, stießen unsere Gedanken gegen ein großes Dunkel, gegen eine undurchsichtige Wand.

Doch zweimal geschah es noch, daß für einen Augenblick das Dunkel zerriß und wir Marias Weg in der Ferne sahen.

Einmal waren wir nach Konstanz gefahren, ich weiß nicht mehr zu welchem Zweck, und gingen von ungefähr durch die Hussenstraße, als Wanner vor einem Lädchen stehen blieb, in dessen Fenster Bögen mit Postmarken hingen und ganze Briefe mit seltsamen, bunten Marken und fremden Stempeln lagen. Und auf diesen Briefen stand mit schwungvoller Hand geschrieben: „Fräulein Maria Terheggen" und dann noch die Adresse von Robert Bruhns. Es waren fünf Briefumschläge mit den Marken von Paraguay und dem Stempel der Stadt Asuncion.

Wanner erbleichte und ergriff zögernd die Klinke der Ladentür, verlangte drinnen mit tonloser Stimme nach den Briefen und drehte die leeren Umschläge mit zitternden Händen wieder und wieder um. Sie trugen alle auf der Rückseite den Namen des Absenders: Melas. Der letzte mußte drei Tage vor Marias Flucht angekommen sein.

Das kleine Männchen im Laden wußte nur zu sagen, daß es die Stücke schon vor längerer Zeit aus dem Nachlaß eines Herrn Bruhns erworben habe. Als er Wanners Erregung merkte, die er auf seine Weise falsch deutete, forderte er einen unverschämten Preis für die fünf Briefe aus Asuncion. Wanner zahlte, ohne sich einen Augenblick zu bedenken. Dies war das erstemal, daß das Dunkel um Maria Terheggen sich hob.

Und ein Jahr später saßen wir um die Dämmerstunde eines Sommertages im „Hecht": der Amtsrichter war dabei, der dicke Architekt Kölble und der Apotheker, der einen Vetter mitgebracht hatte, von dem viel Wesens gemacht wurde, weil er statt Heinrich sich Enrique nannte und in Südamerika Brücken gebaut haben wollte. Da fiel plötzlich das Wort Asuncion, und es ergab sich, daß der Ingenieur dort zwei Jahre gearbeitet habe. Wanner saß ganz still, und nur sein Atem ging rascher und schwerer. Nach einer Weile richtete er zum ersten Male eine Frage an den Fremden, ob er dort drüben zufällig einem Manne namens Melas begegnet sei.

Der Ingenieur stutzte einen Augenblick, und dann fing er auf eine häßliche und gemeine Art zu lachen an. Jawohl, ja freilich, einen gewissen Melas kenne er allerdings in Asuncion; das sei ein gehenkter Junge, mit dem man Pferde stehlen könne, der heute mal viel Geld und morgen keinen roten Heller habe. Na, und von seinen Geschäften könne man nur sagen, daß sie weder eine Lupe noch allzu grelles Licht vertrügen.

Wanner nickte leise, und sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das mir wehtat. „Lebt Melas allein?" fragte er weiter und nur ich wußte, wie unendlich schwer ihm diese Frage wurde.

„Allein?" Der Ingenieur wollte sich ausschütten vor Lachen. „Nein, mein lieber Herr, das kann man von Melas nicht verlangen. Der ist nie allein. Ich sah ihn oft mit einer jungen Person, die ihm nachgereist sein soll und wie eine Katze an ihm hängt. Eine lächerliche Gans, der eines Tages noch die Augen aufgehen werden. Man sagte, daß sie von Melas mehr Prügel bekäme als sonst was!"

Wanner lächelte immer noch, und mich überkamen Grauen und Angst. Es war das tote Lächeln einer gräßlichen Maske.

„So, so . . . eine lächerliche Gans . . ." — seine Stimme zerbrach fast vor Jammer — „eine lächerliche Gans bekommt Prügel . . ."

Ich verdiene als Buchhalter dreihundert Mark im Monat, wenig oder viel, je nachdem wo einer steht, aber ich würde hundert davon hergeben, wenn mir nur seine Stimme nicht mehr im Ohr klänge.

Als wir bald darauf heimgingen, hing der Mond wie ein schaukelnder Kahn auf silbernen Wellenwölkchen am Himmel und bestreute uns mit Bläße. Kein Wort war zwischen uns gefallen. Da, wo der Weg zu den Mühlenhöfen abbiegt, blieb Wanner stehen und pflanzte seinen Stock in den Staub der Landstraße.

„Verstehst du das? . . . Ich frage dich, verstehst du das? . . . Hatte sie es nicht gut bei uns? . . . Hätte sie nicht wie in Abrahams Schoß sitzen können? . . . Mußte sie deshalb durch die halbe Welt jagen, um in Asuncion verprügelt zu werden? . . . Ist das nicht Wahnsinn?"

Ich hätte dem praktischen Arzt und Geburtshelfer Doktor Wanner antworten können: dieser Wahnsinn heißt Liebe, aber ich tat es nicht um seinetwillen. Und weil er doch eine Antwort von mir erwartete, gab ich mir einen Ruck und sagte forsch: „Hol' sie alle der Teufel!", wobei ich mein steifes Bein energisch schwenkte. Aber es klang wid meinen Willen sehr zärtlich und so war es auch eigentlich gemeint.

Digitized by Google

Politik und Wirtschaft im Saargebiet

Von Kommerzienrat Dr. Hermann Röchling
Mitglied des Landesrates des Saargebietes

Im Saargebiet ist seit seiner Abtrennung vom Reich und seiner Unterstellung unter die Völkerbundsregierung Politik mit Wirtschaft stets verkoppelt gewesen, d. h. die Franzosen haben die Wirtschaft benutzt, um damit Politik zu machen, und bei uns mußte die Wirtschaft zum Teil danach geführt werden, daß sie der Politik nicht im Wege stand, eine recht schwere Aufgabe für uns deutsche Wirtschaftler.

Der Sinn der Abtrennung des Saargebietes sollte nach den Wünschen Clémenceaus der sein, daß, wenn schon eine Annexion des Saargebietes für Frankreich nicht möglich war, so doch die Bevölkerung annexionsreif gemacht werde. Wilsons Wille bei der Schaffung des Saarstatuts war der, durch Unterstellung des Gebietes unter den Völkerbund soviel Kautelen zu schaffen, daß das „Annexionsreifmachen" nicht allzu gewalttätig vor sich gehen konnte.

Die Machtstellung, die Frankreich im Saargebiet einnahm, war eine doppelte: Einmal die im Vertrage von Versailles verankerte unumschränkte Herrschaft über die Gruben mit dem Rechte, die Kohlen zu verkaufen, an wen und zu welchen Preisen man wollte; zum andern der Erwerb der Aktienmehrheiten bei den großen Hüttenwerken Neunkirchen, Dillingen, Burbach und der völlige Erwerb des Walzwerks St. Ingbert, die in den Jahren 1919 und 1920 mit List und Gewalt den eingeschüchterten deutschen Vorbesitzern abgejagt wurden. Damit war praktisch die französische Herrschaft, soweit die Kapitalseite in Betracht kommt, über fast neun Zehntel der gesamten Wirtschaft des Saargebietes hergestellt, insbesondere da auch die Burbacher Hütte, ein zur luxemburgischen Arbed gehörendes Werk, ohne weiteres durch deren Großaktionär Schneider-Creuzot, den französischen Kanonenkönig, in den französischen Interessenkreis gezogen war.

Hatten auf diese Weise die Franzosen die wirtschaftliche Vorherrschaft im Saargebiete fast vollkommen an sich gerissen, so war es ihnen auch gelungen, in der politischen Verwaltung des Saargebietes praktisch alle entscheidenden Posten entweder mit ihren Landsleuten oder mit Ausländern und solchen Deutschen zu besetzen, die in ego[illegible]cher Ausnutzung der neuen Verhältnisse m[illegible] den Franzosen durch dick und dünn zu gehen willens waren. Es schien, als ob die Vorbedingungen außerordentlich günstig seien, um der Saarbevölkerung klarzumachen, daß ihr Schicksal unlöslich mit Frankreich verbunden sei, besonders da das Futter für die Hochöfen des Saargebietes, die Eisenerze von Lothringen, auf die Dauer durch andere Erze nicht ersetzt werden kann. Dazu kam, daß die in das Saargebiet als Wegbereiter ihres Vaterlandes entsandten Franzosen so ausgewählt waren, daß sie nach ihrer Geistesrichtung die Aufgabe, ein Volk seinem Vaterlande abwendig zu machen, für ein hohes und hehres Ziel hielten, zu dessen Erreichung praktisch jedes Mittel recht war. Da anderseits in Innerfrankreich die Fähigkeit, fremde Sprachen, besonders eine so schwierige wie die deutsche zu beherrschen, nicht sehr verbreitet ist, so schien zwar die politische und wirtschaftliche Macht der französischen Grubenverwaltung und der französisch orientierten Eisenindustrie außerordentlich groß zu sein; die Ausnutzung dieser Macht war aber schließlich nur so weit möglich, als sich Elsaß-Lothringer und Deutsche dazu hergaben, von dieser Macht einen dem Deutschtum abträglichen Gebrauch zu machen. In unserer Abwehr kam uns dabei zustatten, daß die französischen Direktionen der Gruben und Hütten durch ihre Verpflichtung, wirtschaftliche Erfolge zu erzielen und nicht riesenhafte finanzielle Verluste mit politischen Gründen rechtfertigen zu müssen, gezwungen waren, ihren eigenen übersteigerten Nationalismus sehr häufig zurückzustecken. Und bei den politischen Beamten, insbesondere bei dem französischen Chef der Hierarchie, dem Staatsrat und Präsidenten der Regierungskommission Victor Rault, war zwar der Wille zur Durchführung des ihnen aufgetragenen imperialistischen Programms vorhanden; aber die geistigen Fähigkeiten waren so mäßig, daß sie vielleicht zur Verwaltung eines Kongonegerstamms ausreichten, aber nicht, um ein hochzivilisiertes Volk wie das Saarvolk für den französischen Kulturkreis zu gewinnen. Verstand Rault doch nicht einmal die Sprache des Volkes, dessen Geist und Herz er sich vermaß, so zu verwirren, daß es weder für Anstand noch für Vernunft Verständnis behal-

Digitized by Google

ten hätte. Und die Elsässer, die schließlich alle in ihren Herzen irgend etwas vom Hans im Schnokeloch tragen, konnten zwar den Dolmetscher zwischen den Franzosen und uns spielen; aber daß sie fähig und gewillt gewesen wären, ihre letzte Kraft an die Aufgabe zu verlieren, ein deutschfühlendes und die Franzosen ablehnendes Volk mit List oder Gewalt für Frankreich zu gewinnen, war nicht zu erwarten.

*

Zu unserer Verteidigung gegen französische Machenschaften hatten wir praktisch nur zwei Mittel: Einmal das unbeugbare Zusammenstehen der gesamten Saarbevölkerung gegen die französischen Eindringlinge und dann die ständige Aufklärung der öffentlichen Meinung der Welt in einem solchen Maße, daß auch im Völkerbundsrat sich Stimmen gegen die allzu groben französischen Rechtswidrigkeiten erhoben. Der politische Zusammenschluß der Saarbevölkerung gegen die Franzosen war natürlich nicht schwierig, denn wer wie diese in den Jahren 1919/20 durch ihre sinnlose Soldateska eine ganze Anzahl unserer Landsleute mit Maschinengewehren und dergleichen ins bessere Jenseits befördert und eine noch viel größere Anzahl heimatliebender Saarbewohner über den Rhein abgeschoben hatte, konnte nicht auf milde Beurteilung rechnen. Die Handhabe, die sich uns bot, bestand vor allen Dingen darin, daß wir alle Bedrückungen und Ungerechtigkeiten und jeden Verstoß der Regierungskommission und des französischen Bergfiskus gegen den Versailler Vertrag beim Völkerbundsrate zur Sprache brachten.

Unsere Bemühungen waren vor allem auf die Zurückziehung des französischen Militärs aus dem Saargebiet gerichtet, und wir hatten dabei schließlich einen ziemlichen Erfolg. Nach dem Versailler Vertrage ist der Schutz des Eigentums und der persönlichen Sicherheit einer örtlichen Gendarmerie vorbehalten, einer Gendarmerie, die erst geschaffen werden mußte. Wer wie die Franzosen eine Gewaltpolitik gegenüber der Bevölkerung führte und weiterhin zu führen beabsichtigte, zog es natürlich vor, sich auf landfremde, dem Einfluß der Bevölkerung entzogene Soldaten zu stützen; eine Gendarmerie aus Saarbewohnern war für ein schlechtes Gewissen gewiß keine Beruhigung. Durch unsere ständigen Vorstellungen haben wir den Abzug der französischen Truppen und gegenüber den Quertreibereien unserer Regierungskommission und ihres französischen Präsidenten Rault die Schaffung einer saarländischen Gendarmerie von etwas über 1000 Mann durchgesetzt. Wir haben an fremdem Militär jetzt lediglich den aus 800 Mann bestehenden sogenannten Bahnschutz da, der im Jahre 1926 aus Franzosen, Engländern und Belgiern auf Beschluß des Völkerbundsrates unter Zustimmung der deutschen Regierung gebildet wurde, um diese Streitfrage zwischen Deutschland, den Saarbewohnern und Frankreich endgültig zu beseitigen. Das englische Kontingent hat am 30. September 1929 mit dem Abzug der englischen Truppen aus dem Rheinland das Saargebiet verlassen.

Ein erbitterter Kampf entspann sich auch um das Recht der freien Meinungsäußerung und damit zugleich um die Frage der Ausweisungen; hinsichtlich der letzteren hatte die Regierungskommission bei Verhängung des Belagerungszustandes gelegentlich des großen Bergarbeiterstreiks im Jahre 1920 dem Befehlshaber der französischen Truppen das Ausweisungsrecht übertragen. Auch in dieser Hinsicht hatten wir den vollen Erfolg zu verzeichnen, daß alle Saarländer, welche die dauernde Aufenthaltserlaubnis besaßen (und das waren mehr als 99 Prozent der Bevölkerung), nicht mehr ausgewiesen werden konnten. Diese Tatsache hat der Bevölkerung in den aufgeregten Zeiten der Jahre 1923 und 1924 einen außerordentlich wertvollen persönlichen Schutz gewährt. Das einzige Recht, das die Saarbevölkerung hinsichtlich der Kontrolle der Verwaltung der Regierungskommission besitzt, das Recht der freien Meinungsäußerung, ist in einem solchen Maße sichergestellt, daß unsere Zeitungen und ihr unerschrockener Kampf gegen jede Bedrückung nicht nur eine ungeheuerliche Bedeutung für unseren eigenen Abwehrkampf, sondern auch für die Stärkung des Abwehrwillens gegen die französische Politik im benachbarten besetzten Gebiete erhielten, einem Gebiete, in dem die Bevölkerung schutzlos der Diktatur des französischen Militärstiefels ausgeliefert war. Insofern war das Saargebiet und sein Abwehrkampf von allergrößter Bedeutung auch für den Kampf der Franzosen um den Rhein. Das Saargebiet ist sozusagen die Schlüsselstellung gewesen, ohne deren Niederzwingung die Franzosen niemals einen endgültigen Erfolg in ihrer Besatzungspolitik erzielen konnten.

Es entsprach unter solchen Umständen den französischen Charaktereigenschaften, zu versuchen, die geistige Führung in unserm Kampfe durch materielle Schädigungen der Führer lahmzulegen, was bei uns im Saargebiet erfolglos war. Beispielsweise erließ die interalliierte Rheinlandkommission im

Digitized by Google

Mai 1923 für vier Saarbewohner, darunter meine Person, ein Durchreiseverbot durch das besetzte Gebiet. Da ich Weihnachten 1919 durch das Kriegsgericht in Amiens zu zehn Jahren Zuchthaus und den üblichen Nebenstrafen verurteilt worden war, so wirkte sich dieses Durchreiseverbot für mich zu einer Einsperrung im Saargebiete aus, das ich nicht verlassen konnte. Der Zweck war der, mich aus der Führung unserer Unternehmungen in dieser kritischen Zeit im Reiche auszuschalten und dadurch meine Familie so zu schädigen, daß wir den Widerstand gegen die französische Politik im Saargebiet aufgeben sollten. Erst nach neun Monaten gelang es uns auf Grund eines Gutachtens von namhaften englischen Rechtsgelehrten, die Regierung des Herrn Poincaré durch den Völkerbund zu zwingen, dieses Durchreiseverbot aufzuheben.

Ein besonders wichtiges Kapitel war der Kampf des Saargebietes gegen die von der französischen Bergwerksdirektion errichteten besonderen Volksschulen und gegen den fakultativen französischen Sprachunterricht in den Volksschulen des Saargebietes, den die Saarregierung eingeführt hatte, um das Saargebiet als ein doppelsprachiges Gebiet mit deutscher und französischer Muttersprache erscheinen zu lassen. Die französischen Domanialschulen fristen heute ein ganz kümmerliches Dasein trotz dem Druck, den die französischen Ingenieure auch noch heute auf die Bergleute unter Androhung und Zufügung von materiellen Schädigungen im Arbeitsverhältnis anwenden. Auch hinsichtlich des fakultativen französischen Sprachunterrichts in unseren Volksschulen, den wir aus allgemeinen Gründen an sich nicht ablehnen würden, den wir aber wegen seiner Tendenz restlos bekämpfen mußten, ist der Erfolg dank der einmütigen Ablehnung der Bevölkerung und der tapferen Haltung unserer Lehrerschaft ein fast vollständiger.

Das Wichtigste in unserm Kampfe war immer, die anfangs sehr ausgehungerte und wirtschaftlich bedrängte Bevölkerung zusammenzuhalten, obwohl die Franzosen jedes, aber auch jedes Mittel anwandten, um unsere Einheitsfront zu durchbrechen. So versuchten sie z. B. in den Hungerzeiten der Jahre 1919 und 1920 durch billige Verteilung von Speck, Mehl usw. und in der Inflation durch Einführung der Entlöhnung in französischen Franken die Berg- und Hüttenleute zu ködern und von ihrer vaterländischen Gesinnung abwendig zu machen. Es gelang ihnen nicht; mit wenigen unrühmlichen Ausnahmen, die sich in dem von den Franzosen zu separatistischen Zwecken gegründeten Saarbund zusammenfanden und nach dessen Zusammenbruch sich jetzt im sogenannten Warndtbund vereinigen, hielt und hält noch die Saarbevölkerung in ihrem Abwehrkampfe treu zusammen.

*

Wesentlich schwieriger war es, aus dem Chaos des Zusammenbruchs und der Inflation die saarländische Wirtschaft wieder aufzubauen und gewinnbringend zu gestalten. Mit Rücksicht auf unseren politischen Freiheitskampf mußten auch die wirtschaftlichen Maßnahmen dem einen Ziele untergeordnet werden, daß die unerläßlichen Maßnahmen der wenigen im Saargebiet verbliebenen deutschen Wirtschaftler stets als Beispiele der mustergültigen Stellungnahme eines Arbeitgebers gegenüber den Massen hingestellt werden konnten. Das setzte natürlich voraus, daß die eigene kapitalistische Wirtschaft so geführt wurde, daß keine ihrer Maßnahmen von seiten der Arbeiterschaft als ein gegen sie gerichteter Schlag empfunden wurde. Diese Aufgabe war nicht einfach zu lösen. Auch im Saargebiet war als Folge des politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs des Deutschen Reiches eine stark spartakistische und kommunistische Richtung in der Arbeiterbevölkerung hochgekommen, die sich zunächst vollkommen gegen die deutsche Volksgemeinschaft stellte und damit den Franzosen bewußt oder unbewußt in die Hände arbeitete. Diesen gegenüber die Führung zu sichern, war für mich in unserer

Digitized by Google

eigenen Völklinger Hütte nach meiner Rückkehr aus der Verbannung die erste Aufgabe. Das führte zu einem Streik im Herbst 1921, bei dem eine Anzahl Drahtzieher auf der kommunistischen Seite an die Luft gesetzt werden mußte und bei dem zum erstenmal, wie später öfter, die Führung des Deutschen Metallarbeiterverbandes vor die Frage gestellt wurde, ob sie die Konkurrenz der Kommunisten in untragbaren wirtschaftlichen Forderungen und im Geschrei über den angeblichen Nationalismus des Bürgertums aufnehmen und sich damit von der übrigen Bevölkerung im Abwehrkampfe gegen die Franzosen trennen oder ob sie die Einheitsfront gegen die Franzosen stärken wollte. Die Sozialdemokratie hat in ihrer politischen Führung eine Reihe ausgezeichneter Männer gehabt, so daß sie trotz der starken kommunistischen Durchsetzung des Metallarbeiterverbandes im großen und ganzen dieser schwierigen Aufgabe gerecht geworden ist. Im Jahre 1924 schied allerdings die Sozialdemokratie aus der Einheitsfront der saarländischen Parteien, die im interparteilichen Ausschuß verkörpert war, aus; sie glaubte die Belastung nicht ertragen zu können, die durch die damalige zwangsläufige Stillegung unseres Völklinger Werks entstand. Ich erkenne an, daß die Stellung der Führer in dieser Lage ungeheuer schwierig war. Aber es ist doch viel politisches Kleinholz geschlagen worden, was in diesen politisch und wirtschaftlich bewegten Zeiten gewiß unnötig war. Man hatte vergessen, daß ich im Jahre 1921 im Interesse der Arbeiterschaft aus dem Arbeitgeberverband ausgeschieden war und daß ich stets eine Lohnpolitik getrieben habe, die die anderen Arbeitgeber, aber auch den französischen Bergfiskus zwang, ihre Löhne ständig zu erhöhen.

*

Vor neue Schwierigkeiten wurde bald darauf die gesamte Saarindustrie gestellt: Durch die gemäß dem Vertrage von Versailles am 10. Januar 1925 eingetretene vollständige Abschnürung vom deutschen Zollgebiete sah sie sich von vollständigem Stillstand wegen Absatzmangels bedroht. Von dem deutschen Markt, auf dem unsere Erzeugnisse eingeführt waren, wurden wir durch neue Zollschranken abgeschnitten, und nach Frankreich waren unsere Selbstkosten zu hoch, um im Wettbewerb mit der Stapelware der lothringer und ostfranzösischen Hütten an diesen vorbei nach den Verbrauchsgebieten Frankreichs verkaufen zu können. Es sah zunächst so aus, als ob die gesamte Saarindustrie schwerstem Siechtum verfallen werde. Aber in einer Besprechung beim damaligen Reichskanzler Dr. Luther wurde der Ausweg gefunden, daß das Reich der gesamten Saarindustrie die Zölle stundete, um — wie Herr Luther sich ausdrückte — sie „nie zurückzufordern". Damit waren wir wieder einmal gerettet. Der deutsche Markt stand uns offen, vor dessen verschlossenen Türen wir im französischen Zollgebiet sonst hätten verhungern können. Man fragt sich, was die Versailler Friedenskünstler sich bei der Eingliederung des Saargebietes in das französische Zollgebiet vorgestellt hatten. Offenbar war die Absicht, uns durch zehn Jahre mittels einer Zollkette an Frankreich so zu fesseln, daß wir nicht wieder davon loskommen könnten. Ob wir dabei unheilbarem Siechtum verfielen oder nicht, das interessierte diese Metzger der Nationen nicht. — Die wirtschaftliche Entwicklung der nächsten Jahre ist dann von der Politik weniger stark beeinflußt worden, vielmehr gewannen wir durch den Aufstieg Deutschlands in den folgenden Jahren zusehends an Ansehen, so daß nicht jeder kleine Kläffer versucht war, sein Mütchen an uns zu kühlen.

*

Nachdem wir nun aber infolge des deutschen Aufstieges vor der Rückgliederung des Saargebietes bzw. vor Verhandlungen über diese Rückgliederung stehen, so tauchen neue Fragen auf. Es besteht wohl kein Zweifel, daß keine französische Regierung hoffen kann, das Saargebiet für Frankreich oder für eine Autonomie zu gewinnen. Eine Volksabstimmung würde zu hundert Prozent gegen die französischen Wünsche ausfallen. Einen solchen Mißerfolg kann sich Frankreich zehn Jahre nach der abstimmungslosen Annexion Elsaß-Lothringens nicht leisten, ohne dort die allerschwersten Gefahren mit Sicherheit heraufzubeschwören. Also politisch ist für Frankreich im Saargebiet nichts zu verdienen; und hinsichtlich der Kohlengruben ist von besonderer Bedeutung, daß die backenden Fettkohlen nur sehr spärlich in der lothringer Fortsetzung des Saarkohlenvorkommens, dagegen sehr stark in dem deutschen Teile desselben vorhanden sind. Auf diese Fettkohlen ist aber sowohl die lothringer als auch die ostfranzösische Eisenindustrie zur Speisung ihrer in neuester Zeit erbauten Kokereien und damit ihrer Hochöfen angewiesen. Ebenso leben davon im wesentlichen die französi-

Digitized by Google

schen Gemeinden des ganzen Ostens von Frankreich bis nach Paris hin für ihre Gaswerke. Also Frankreich benötigt dringend die Kohle des Saargebietes, denn Frankreich ist kohlenarm, besitzt aber den größten Eisenerz-Reichtum Europas. Wir dagegen brauchen die lothringer Erze. Was ist daher natürlicher, als daß diese beiden Stoffe gegeneinander ausgetauscht werden? Wenn man will, ist das eine Kleinigkeit! Zwischen dem Saargebiet und Elsaß-Lothringen ist ebensowenig je eine richtige Zollgrenze gewesen, wie eine solche zwischen dem Saargebiet und Deutschland erst seit 1925 besteht. Die elsaß-lothringische Landwirtschaft ist in schwerer Sorge um den Absatz nach dem Saargebiet. Aber auch die Saarindustrie hat in den letzten zehn Jahren einen nicht unbeträchtlichen Absatz nach Frankreich sich geschaffen. Derselbe ist natürlich mit dem Absatz nach Deutschland nicht vergleichbar, hat aber doch eine gewisse Bedeutung dadurch erlangt, daß wir an der Saar im allgemeinen höher verfeinerte Erzeugnisse herstellen als die lothringer und ostfranzösische Eisenindustrie, die mit ihren Marokkanern, Tonkinesen, Polen, Italienern und Jugoslawen als Arbeitern ganz gewiß nicht die höchstwertigen Eisenerzeugnisse herstellen können. Es hat sich daher eine gewisse Arbeitsteilung herausgebildet, bei der es verständig wäre, wenn sie aufrechterhalten bliebe. Zudem kann natürlich der elsaß-lothringische Absatz nach dem Saargebiet nicht gewahrt werden, wenn wir nicht unsere Ware dafür dorthin liefern. Und im übrigen: Wie soll Deutschland seine Reparationen bezahlen, wenn Frankreich, der größte Reparations-Gläubiger, unsere Ware ablehnt? Es wird also nötig sein, daß wir ziemlich viel nach Frankreich liefern, um mit dem Erlöse Frankreich bezahlen zu können. Wie diese ganzen Fragen zollpolitisch zu lösen sind, kann sich natürlich nur bei Verhandlungen ergeben, — Verhandlungen, von denen ich annehmen möchte, daß auf seiten der französischen Regierung und ihrer Unterhändler selbstverständlich der Wunsch besteht, bei der vorzeitigen Rückgliederung wenigstens auf die Zeitdauer bis 1935, den Termin der im Versailler Vertrage vorgesehenen Volksabstimmung, den Absatz der elsaß-lothringischen Waren sichergestellt zu sehen.

Was nun die politische Rückgliederung anbelangt, so scheint es nach den französischen Presseäußerungen nunmehr so zu sein, daß ernsthafte Einwendungen gegen die gesamte territoriale Rückgliederung unter die uneingeschränkte Hoheit des Deutschen Reiches nicht kommen werden. Der Verzicht auf eine Volksabstimmung von unserer Seite ist für Frankreich allerhand wert. Was die Gruben anbelangt, so fordern wir, daß sie nicht einer internationalen Aktiengesellschaft, sondern den früheren Besitzern zurückgegeben werden. Wir müssen wissen, wer morgen der Besitzer dieses wertvollsten Aktivums des Saargebietes ist. Wir müssen aber auch darauf bestehen, daß hier an der Grenze die Gruben in die Hände einer starken deutschen Staatsmacht gegeben werden, die durch eine kluge und vorausschauende Politik der Bevölkerung des Saargebietes, die den geistigen Grenzwall gegen Frankreich darstellt, aus nationalen Gründen ein auskömmliches Dasein gewährt. Haben doch in der Vergangenheit Preußen und Bayern durch ihre mehr als hundert Jahre lang betriebene vorbildliche Siedlungspolitik die Arbeiterschaft im Saargebiet derartig seßhaft gemacht, daß mehr als die Hälfte der verheirateten Bergleute in eigenen kleinen Häuschen wohnen. Diese Seßhaftmachung, verbunden mit der vorbildlichen Heimatsliebe der Saarländer, hat ganz wesentlich zum Siege unserer guten Sache beigetragen. Derartig langsichtige Politik zu treiben, ist in erster Linie der Staat berufen. Die Privatunternehmer haben sich dem Vorbilde angeschlossen und haben auch ihrerseits zu dem Erfolge beigetragen. Auch gegen die Forderung, daß die Gruben wieder in den Besitz der Vorbesitzer gelangen, werden die Einwände auf französischer Seite schwächer und schwächer, so daß zu hoffen ist, daß auch darüber eine Einigung mit Frankreich unter der Voraussetzung möglich sein wird, daß die französischen Bedürfnisse hinsichtlich der künftigen Kohlenlieferung aus den Saargruben gedeckt werden. — Aber auch dazu bedarf es einer Steigerung der Förderung durch kostspielige Neuanlagen, die nur eine starke Hand herstellen kann.

Würden diese Forderungen nicht durchgesetzt werden können, so dürfte es von der Saarbevölkerung vorgezogen werden, lieber noch fünf Jahre, wenn es sein müßte, die Trennung vom Mutterlande zu ertragen, als daß einer Lösung zugestimmt würde, die eine dauernde Gefahr bildet für die Übergriffe irgendwelcher französischer Machtpolitiker, die immer einmal wieder in Frankreich ans Ruder kommen können.

Schwere und bittere Zeiten sind der Saarbevölkerung seit dem Einmarsch der Franzosen beschieden gewesen. Niemals aber ward ihre Treue zum deutschen Vaterlande schwankend. Das wird der heutigen Generation ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Heimat und des deutschen Volkes sichern!

Digitized by Google

Neue Schmelzarbeiten und ihre Technik

Von Prof. Dr. Gustav Pazaurek

Direktor des Landesgewerbe-Museums zu Stuttgart

Der französische Name Email ist auch bei uns verbreitet, obwohl er die deutsche Wurzel Schmelz enthält, worunter man in alten Zeiten jede Art von Feuermalerei, ebenso auch bei keramischen und Glasobjekten, verstand. Wenn von Email oder Schmelz die Rede ist, denkt man sofort an die alten, kostbaren Gold-Zellenschmelzarbeiten aus Byzanz oder an die rheinischen Grubenschmelze der romanischen Zeit, etwa auch die Renaissance-Maleremails eines Penicaud, Limosin oder Baudin von Limoges oder die noch späteren Goldemails eines Petitot, Huault und Genossen und verbindet damit gleich die Vorstellung von ganz besonderen Kostbarkeiten. Und doch ist Schmelz, ob er nun in aus Stegen gebildete Zellen („Email cloisonné") oder in ausgestochene Gruben („Email champlevé") des Unterlagsmantels gefüllt oder als Farbe frei mit dem Pinsel aufgetragen wird, technisch nichts anderes als leicht flüssiges, farbiges Glas, entweder transluzid, d. h. durchsichtig, oder opak, d. h. deckend. Die Materialkostbarkeit besteht bei zahlreichen Stücken nur in dem Gold des Untergrundes (Recipienten), das aber verhältnismäßig selten ist; der gewöhnlichste Recipient ist Kupfer, in neuerer Zeit auch Silber oder Eisen. Die Werkstoffe können somit verhältnismäßig wohlfeil sein; und doch gelten diese Arbeiten, schon wegen ihrer inneren Verwandtschaft zur Goldschmiedekunst, als sehr vornehm, zumal die Behandlung im Feuer des Muffelofens nicht ganz leicht ist. Die nach dem letzten Brande unverwüstliche Farbe gestattet auch tatsächlich im Zusammenhang mit dem Metallgrund künstlerisch so starke Wirkungen, daß die grundsätzlich gleichartigen Malereien auf Glas, Porzellan oder keramischen Scherben dagegen nicht ganz aufkommen können.

Erst die Gegenwart hat hier alle Wirkungen restlos herauszuholen verstanden. Und trotzdem war man sich des ganzen Umfanges nicht so recht bewußt, weil die Schmelzarbeiten selbst auf großen Ausstellungen immer nur einen verhältnismäßig bescheidenen Anhang zur Goldschmiedekunst bildeten und sich unter den Silberschmiedearbeiten vielfach verloren. Deshalb habe ich im Stuttgarter Landesgewerbe-Museum die erste große Ausstellung moderner Schmelzarbeiten veranstaltet, die mehr oder weniger unabhängig von der Goldschmiedekunst den ganzen Umfang moderner Emailtechnik in ihren verschiedenen Abarten und künstlerischen Spezialitäten vereinigte und auch für den engeren Fachmann, wie allseitig versichert wurde, unterrichtend und anregend wirkte. Das Hauptergebnis dieser Ausstellung ist die Loslösung von der Goldschmiedekunst, sowie die Überzeugung von dem selbständigen Werte und der Entwicklungsmöglichkeit dieser Schmucktechnik.

Daß unsere Zeit der Verbreitung des Emails besonders günstig wäre, kann man allerdings nicht behaupten. Gibt es doch große Kreise, die gegen jede Art von Schmuck einen Krieg bis aufs Messer führen; sie lassen zwar auch Email gelten, aber nur in der nüchternsten, rein praktischen Art, wie wir es von den fabrikmäßig hergestellten Kochtöpfen, Kesseln, Öfen oder Laboratoriumsgegenständen kennen. Selbst der Farbe ist hierbei nur eine sehr bescheidene Betätigungsmöglichkeit eingeräumt. Derartiges mögen die Konstruktivisten strengsten Glaubens auch Nutzkunst nennen. Wer die Geschichte der Schmelzarbeiten kennt, wird ihnen darin nicht folgen, sich vielmehr über solche Arbeiten hinaus nach wirklichen Spitzenleistungen sehnen, die neben der lehr- und lernbaren Technik auch die künstlerische Phantasie zum Ausdruck bringen. Da aber fängt die Schwierigkeit sofort an. Klare Stilornamente hat unsere Zeit noch nicht herausgebildet. Es bleiben uns daher, zumal wir ja natürlich allzu billige Naturalismen, z. B. Blumenwiedergaben, ablehnen müssen, nur Streifenbildungen allerart, die wenigstens fein abgestimmte Farbtöne verwenden; beliebige Farbflecke, wie etwa in der Textilkunst nebeneinanderzusetzen, bleibt höchstens dem Maleremail vorbehalten, da sonst die Trennungsstege scharfe Umrisse vorschreiben. Da kommt aber nun sofort die ganze Hilflosigkeit unserer Tage in allen ornamentalen Dingen recht deutlich zum Ausdruck. Und so bietet uns die modernste Emaillierkunst ähnlich wie die Porzellanmalerei ein mitunter recht problematisches Liniengewirr allerart, das aller Voraussicht nach schon in wenigen Jahren als eine Jugendstilabart abgelehnt werden wird. Aber auch die der modernsten Kunst eigene Vorliebe für Kraftmeierei ist für die Entfaltung der Schmelzarbeiten nicht gerade förderlich; zu dieser Technik paßt jede Art von Primitivität recht schlecht. Wir sehen somit, daß das Horoskop für das Email derzeit nicht gerade günstig steht. Um so überraschender ist es, wenn trotzdem eine große Ausstellung, die in rund 40 Schränken über 1000 zeitgenössische Ar-

Digitized by Google

beiten zeigte, ein zufriedenstellendes Ergebnis bieten konnte, den Sinn für diese schöne Technik neu belebte und vielleicht gerade durch diese Neubelebung einen vorteilhaften Einfluß auf die allgemeinen Stiltendenzen ausüben wird.

Natürlich herrschen die deutschen Schmelzarbeiten in der Stuttgarter Ausstellung, für welche nur an die bereits beglaubigten Kräfte dieser Gruppe Einladungen ergangen waren, weitaus vor. Man wird darin keine Parteinahme erblicken dürfen, die der Museumsdirektion vollständig ferne liegt, vielmehr lediglich die Bestätigung der allgemeinen Tatsache, daß das weitere Ausland, so glänzend es z. B. in Paris oder London auch diese Technik beherrscht, in seinen Arbeiten immer noch vorwiegend der mehr oder weniger genauen Wiederholung historischer Vorbilder nacheifert, heute noch tief in Renaissance-, Rokoko- oder Empire-Stimmung schwelgt, also vorwiegend rückschauend, nicht vorwärtsblickend ist. Deutschland dagegen ist auf der ganzen Linie längst von Nachahmungen befreit und versucht lieber mitunter auch etwas gewagte Experimente, aus denen sich durch natürliche Zuchtwahl die Hoffnungskeime der Zukunft herausbilden werden.

Abb. 1.
Madonnenkopf. Anhänger
Von Prof. E. Riegel, Köln

Es wird uns nicht wundern, daß die beglaubigten Vororte deutscher Edelmetall-Industrie, nämlich Pforzheim, Hanau und Schwäbisch-Gmünd — nicht nur wegen der geographischen Nähe — besonders stattlich auf der Ausstellung vertreten waren. An der Kunstgewerbeschule Pforzheim arbeiten der Goldschmied Wende und der Emailleur Hildenbrand mit dem Fachlehrer Mürle besonders glücklich Hand in Hand, und die kunstgewerbliche Vereinigung „Jungkunst" umfaßt alle Künstler, die durch diese Anstalt gegangen sind. Hier herrscht ein reges Leben und, was uns besonders freut, nichts weniger

Abb. 2. Flügelaltärchen. Von Prof. Ad. Hildenbrand-Pforzheim

Digitized by Google

als Einseitigkeit. Mag in den Stimmungen einzelnes leicht an mittelalterliche Kirchenobjekte, anderes an China anklingen, so zeigen wieder weitere Arbeiten ganz anderen Charakter. Professor Hildenbrand, von dem wir einen kleinen Flügelaltar (Abb. 2) abbilden, ist einer unserer besten Emailleure und Lehrer in dieser Kunst, unter denen beständig fast mühelos eine große Reihe origineller Emails entsteht, namentlich von seinen Schülern und Schülerinnen R. Anke, J. und K. Bacherer, R. Baitsch, F. Becker (Leuchter in Abb. 6), W. Bucher, H. Mürle, T. Nubbing u. a. — Von der Kunstakademie in Hanau war Karl Lang mit einer stattlichen Kollektion gekommen, die namentlich neue Wege des Grubenschmelzes einschlägt; seine Platte (Abb. 3) entspricht in Technik und Farbe mittelalterlichen Vorbildern; und doch ist sie im besten Sinne modern. — Die Fachschule in Gmünd (Fachlehrer W. Lochmüller) pflegt die Schmelztechnik erst kurze Zeit und war doch ebenso wie die dortigen Privatbetriebe (wie F. Möhler oder Schmidt und Fix) stärker vertreten, als die Stuttgarter Kunstgewerbeschule, die diese Technik weniger treibt. — Ausgiebig hatte sich Bayern beteiligt mit weit auseinanderliegenden, vielfach sehr interessanten Stükken, unter denen die von Jul. Schneider und Friedrich Schmid-Geiler — vergleiche das Kruzifix (Abb. 4) — ebenso Hervorhebung verdienen, wie die feinen Arbeiten von J. M. Wilm, ebenfalls in München, der neben seinen ausgezeichneten Granulationsarbeiten auch die Emailtechnik nicht vernachlässigt. Andere Stücke stammten von H. v. Mayrhofer, M. Obletter oder Sofie Speth. Besonders stattlich präsentierte sich Nürnberg, von wo der vielgenannte und unermüdliche Professor Pöhlmann eine Reihe recht großer Arbeiten (Abb. 7) auch von seinen Schülern, besonders F. Kempter, eingesandt hatte.

Abb. 3. Grubenschmelzplatte. Von Karl Lang, Hanau

Abb. 4. Silbernes Altarkreuz
Von Friedrich Schmid-Geiler, München

Aus dem westlichen Deutschland waren zahlreiche Arbeiten von Prof. Ernst Riegel-Köln zu sehen, namentlich Maleremails (Abb. 1), hauptsächlich in Fortwirkung der besten alten Über-

Digitized by Google

lieferungen. Die Kunstgewerbeschule von Elberfeld (Prof. Lauterbach) bringt sich leider dadurch um viele Wirkungen, daß sie den patinierten Kupferton der Metallunterlage stehen läßt, während gerade erst dessen Vergoldung von jeher als Überleitung selbst recht feindlicher Farbentöne mit Recht geschätzt wurde.

Aus der Reichshauptstadt sind die Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin in erster Reihe zu nennen. Unter und mit Fräulein Bastanier arbeiten eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte, vor allem G. Hilbert (Abb. 5), Hartmann, Kirchberger oder Wüsten — die talentierte Irmgard Halmhuber ist leider vorzeitig aus dem Leben geschieden — vielversprechend und hoffnunggebend miteinander um die Wette; namentlich an Farbenstimmungen gab es da erlesene Beispiele. Auch Sofia König und Hedwig Langen gehören zu diesem auserlesenen Kreis. — Andere Wege geht Kurt Hermann Rosenberg von der Reimannschule, der dem Emailgebiet auch die Großplastik erobern will; einzelne größere und kleinere getriebene Kupferköpfe wirken tatsächlich ganz neuartig. Ruth Raemisch in Berlin wetteifert mit expressionistischer Ölmalerei und wird darin von Magdalena Olszewski-Brehme in Halle, die dem

Abb. 5. Kopf-Reliquiar. Von G. Hilbert, Berlin
Vereinigte Staatsschulen, Berlin

Abb. 6. Altarleuchter. Von Friedrich Becker
Kunstgewerbeschule, Pforzheim

Futurismus huldigt, noch überboten, während Dora Wibiral in Weimar, die nach den Entwürfen von Dora Seligmüller arbeitet, Erinnerungen an englischen Präraffaelismus nicht ganz unterdrücken kann. Ausgesprochene Gegensätze sind auch Kurt Levy in Essen, der in seinen kleinen Sächelchen bewußte Kindlichkeit mit lebhafter Farbengebung vereinigt, und Prof. Theodor von Gosen in Breslau, von dem u. a. das monumentalste Stück der Ausstellung, nämlich ein großes Altarkreuz, das mit quadratischen Passionsbildern in Email belegt ist, nebst zugehörigen Altarleuchtern herrührte. Hier ist, wie es für ein kirchliches Objekt so ziemlich selbstverständlich ist, jedes gewagte Experiment vermieden, ja selbst in der Farbengebung ist alles auf einen ruhigen, fast zu schweren Ton abgestimmt.

Die Staatliche Kunstgewerbeschule Hamburg hat nur wenige, aber sehr gediegene Emailarbeiten eingeschickt, während die Städtischen Kunstgewerbeschulen von Halle und Frankfurt in ihren vorzüglichen Emailabteilungen ihren ziemlich weit links befindlichen Standpunkt klar erkennen lassen. — Wenn etwas wie ein Ornament versucht wird, wird man nicht leicht zu folgen vermögen. Aber in den sehr zarten Farbenstimmungen ist in Halle-Giebichenstein unter Leitung von Lili Schultz das Höchste erreicht, wie die schöne, im Aufbau allerdings ein wenig an Holzkonstruktion gemahnende, gold-

Digitized by Google

braune Schale (Abb. 8) bezeugt, ebenſo in Frankfurt in ſchlicht konſtruktiven Schalen, Teebüchſen, Kolliers, Armbändern oder Ohrgehängen von Hans Warnecke, der von Erika Habermann unterſtützt wird; einzelne dieſer feinen Stücke ſind auch bereits in Muſeumsbeſitz übergegangen.

Ein beſonders ſympathiſcher Künſtler iſt der

Abb. 8. Große Schale
Von der Kunſtgewerbeſchule in Halle-Giebichenſtein
(Leiterin der Emailwerkſtatt: Lili Schultz)

Abb. 7. Altar-Engel
Von Prof. Pöhlmann-Nürnberg

Leiter der Kunſtwerkſtätten der Stadt Leipzig, Kurt Haſenohr-Hoelloff, ein Autodidakt, der aber mehr wagt als die meiſten anderen. Seine überaus zarten Schmucke, hauptſächlich Anhänger und Broſchen, zeigen die entzückendſten Transluzid-Stimmungen, ja ſie gehen ſogar ſo weit, daß ſie den Metallrecipienten ganz weglaſſen, was allerdings die Feſtigkeit der Objekte nicht erhöht.

Aus Öſterreich war die Wiener Kunſtgewerbeſchule befremdenderweiſe ferngeblieben, dagegen beteiligte ſich ihr Fachlehrer Eugen Mayer an der Ausſtellung mit einigen wirkſamen Arbeiten. Die Wiener Werkſtätten hatten vorwiegend leichter verkäufliche Stücke geſandt, aber die beiden Damen Marie Schwammberger-Riemer, die eine ganze Serie von farbenprächtigen Kreuzwegſtationen eingeſandt hatten, und namentlich Eleonore Zanaskar zeigten, daß die Wiener Emailleurkunſt ſich auch im modernen Gewande behauptet. Maria Cyrenius in Salzburg machte mit ihren Objekten nichts weniger als einen femininen Eindruck, zeigte vielmehr eine Kraft, mitunter geradezu eine Brutalität, die bisher dem Email gänzlich unbekannt war und an die Edelſteinwände der Prager Wenzelskapelle aus dem 14. Jahrhundert gemahnt. Einen Gegenpol bildeten die Arbeiten der heute in der Tſchecho-Slowakei liegenden Staatlichen Fachſchule von Gablonz, die ſich mehr an jene der Wiener Werkſtätten anſchmiegen. —

Die ſeit Jahrhunderten als Vorort der Emailkunſt bekannte Stadt Genf war ebenſo wie der Betrieb von Emilie H. Tielemans in Brüſſel auf der Ausſtellung auch durch bezeichnende Arbeiten vertreten. So die Ecole des Arts et Métiers, wie Henri Demole, Berta Schmidt-Allard und namentlich Germaine de Siebenthal-Glitſch. Wenn man die Emailarbeiten in Genf ſelbſt z. B. im dortigen Muſeum geſehen hat, ſo freute man ſich, daß nach Stuttgart viel fortſchrittlichere Werke geſandt worden ſind, als dieſe heute noch in dieſer Schweizer Stadt die Regel bilden.

Digitized by Google

Die Fahrt um die Liebe

Novelle von Ernst Wiechert

Merkwürdig,' dachte der Freiherr, als das Mädchen im Vorzimmer des Professors ihm in den Mantel half. ‚Eine belanglose Angelegenheit, seinen Mantel anzuziehen, bis zur Unwirklichkeit belanglos durch tausend Wiederholungen . . . und nun, eben? Wieviel Male noch — so hat es eben gesprochen in mir. Der Keim zu tausend ähnlichen Fragen, sinnlosen, feigen und erbärmlichen Fragen, aber doch Fragen . . .'

Er fühlte ein leises Erschauern vor seinem Spiegelbild, als er, ohne zu eilen, sein Halstuch band, und lauschte, gleichsam verborgen vor sich selbst, nach der Tür des Sprechzimmers, ob sie sich nicht noch einmal öffnen und die erregte Stimme des Professors ihn aufhalten würde, schnell, überstürzt wie einen Fallenden, den man in letzter Sekunde ergreift, bevor das Brausen des Abgrunds ihn verschlingt. ‚Diese Ärzte,' dachte er weiter, ‚sind nicht klug. Vielleicht klug, aber nicht weise.'

Er nahm den Hut, den das Mädchen ihm reichte, sagte „Danke!" mit seiner leisen, ein wenig belegten Stimme und ging mit guter Haltung hinaus.

Die läuferbedeckte Treppe tat ihm wohl, und er stieg sie langsam hinab, an der Lautlosigkeit seines Schreitens sich erfreuend und daß er dem allen nun ein wenig entronnen war, der gefährlichen Luft des Sprechzimmers, dem erbarmungslosen Blitzen der Instrumente, dem grellen Licht der Untersuchungslampe und den etwas traurigen Augen des Professors.

Er nahm eine seiner schweren türkischen Zigaretten, zögerte ein wenig, bevor er das Streichholz anrieb, und zündete es dann lächelnd an. Der leise, fast nur zu ahnende Schmerz in der Kehle kam wieder mit den ersten Zügen, blieb, nahm Besitz und milderte sich zum Unvermeidlichen, kaum Bewußten, wie das Atmen oder der Schlag des Herzens.

„Larynx . . ." sagte der Freiherr leise, „so ist es also . . . wie Kaiser Friedrich . . . ein dunkles Wort, voller Klage und Gefahr . . ."

Er stützte sich ein wenig auf das Geländer und schloß die Augen. Eine Melodie trat aus weiter Ferne in seine Seele, vom Winde geweht, ein noch ungeflochtener Kranz, wie die Melodien immer in seine Seele traten. Und er lauschte ihr wie einem Regen Gottes, lautlos und regungslos. Aber der dunkle Bogen ihrer Wölbung ließ ihn erschauern. ‚Drei Jahre . . . also wird es die Hälfte sein . . . nicht viel, mein Freund, wenn man den Kranz herabreißen wollte vom Stern der Ewigkeit. Aber gleichviel, wir wollen nicht vergessen, was wir uns schuldig sind.'

Und seine Stirn war hell, als er in die Sonne der Straße trat, und nur seine Lippen zuckten ein wenig, als die schwere Tür mit leisem Rauschen zuglitt und ein gedämpfter, metallischer Klang anzeigte, daß sie zugefallen war, daß etwas beendet war und abgeschlossen und versiegelt für alle Ewigkeit.

*

Er ging sehr langsam nach Hause. Die Gärten dufteten, vom Ruf der Amseln trunken erfüllt, und die helle Abendstunde stand friedlich über allen Dächern, als seien Gottes Flügel still zusammengefaltet über dem scheidenden Tage. Der Freiherr trug den Hut in der Hand und sah von der Brücke über den schmalen Strom nach den fernen Hügeln und Wiesen, über denen das Abendrot stand. Und wie oft um diese Stunde des beglänzten Friedens fühlte er seine Seele groß und weit werden gleich feierlichen Sälen in einem stillen Hause, und jene schmerzliche Entrücktheit, in der die Tränen steigen wollten und in der die Melodien kamen, nicht jene vielen und unaufhörlichen, sondern die eine und unerhörte, nach der man ein Leben lang suchte, in der der Fall aller Stunden gesammelt war und die Ernte aller Sommer, das Schweigen aller Wintertage und das Rauschen aller Sommernächte, jenes Ewige, das ein Abglanz des ewigen Lebens war, jenes Echo seiner rufenden Menschenstimme, das so wirklich und unwirklich zu seinem Leben stand wie das Abendrot des Wassers zur Glut des westlichen Himmels.

Unweit seines Hauses blieb er an einer Lebensmittelhandlung stehen und sah mit kalten Augen auf einen großen Wasserbehälter mit gläsernen Wänden, in dem die ersten Krebse der Jahreszeit dunkel und vielglied-

Digitized by Google

rig in einer Ecke sich gespenstisch regten. Er überwand einen fast körperlichen Widerwillen, und es schien ihm, als sei es eine Art von nicht geringem Heldentum, mit dem er auf diese Symbole seines Todes blicke.

„Das ist häßlich," sagte er leise, und eine feine Linie der Qual grub sich ganz langsam um seinen Mund und blieb dort haften als ein matter Widerschein verborgenen Grauens, das wohl Wort und Gebärde noch nicht anrührte, aber doch im empfindlichen Spiegel seines Gesichtes als ein ferner und trauriger Sprung erschien.

Und dieses Wort blieb nun in den Tagen und Nächten, die dieser Stunde folgten, als das einzige, das er zu den harten Augen seines Schicksals sprach. Er war gleich weit entfernt von sinnloser Auflehnung gegen das Notwendige wie von betäubter Fassungslosigkeit oder tränenvollem Jammer. Die Kraft des Blutes, die Vorfahren und Brüder über die Schlachtfelder des Abendlandes in untadliger Haltung hatte schreiten lassen, die Klinge kühl mit dem Tode kreuzend und schweigend empfangend, was ihnen zu empfangen bestimmt gewesen, ob das Herz auch schrie und die Stirn sich furchte, ließ auch ihn aufrecht durch die Stunden gehen, die mit brausender Schnelligkeit nun aus der geneigten Schale zu stürzen schienen, seit er wußte, wie spärlich der Rest war, der nun in seine Hände fiel. Er war kein Bürger gewesen und kein treuer, entsagender Diener des Staates. Er hatte sich, nicht ohne Schmerzen, aus einer Verbundenheit gelöst, in der die Kunst etwas nicht vollkommen Adliges bedeutete, einen leisen Abstieg, eine Berührung mit Menge und Masse, eine Fahrkarte dritter Klasse gleichsam, einen Platz im Parterre, ohne Rang, Absonderung und Distanz. Er war nicht ausgestoßen worden, aber er hatte sich entfremdet. Das Haus war ihm nicht verschlossen, aber er mußte läuten, wenn er eintreten wollte, und er hatte gewissermaßen einen kühlen Raum der Anmeldung und das Vorzimmer zu durchschreiten, ehe er seine Hand in die Hand des Geschlechtes legen durfte.

Auch sein Name ein Klang war, war er „dort" ein besonderer Klang, und sein Großvater, achtzigjährig und von nahezu göttlicher Verehrung umgeben, pflegte bei jeder der seltenen Begrüßungen mit betonter Regelmäßigkeit zu sagen: „Ach, der Freiherr Amadeus!", als sei die Zufügung des Titels eine leise tröstende Bürgschaft für die noch lose bestehende Zugehörigkeit des Trägers zu dem auserwählten Strom eines untadeligen Blutes.

Der „Freiherr Amadeus" hatte über diese Dinge gelächelt, nicht spöttisch, sondern mit Güte, und seine brennende Seele in alles das ausströmen lassen, was nun von ihm bleiben würde, wenn der Mantel fiel. Er hatte nicht nach den großen Schauplätzen des Lebens getrachtet, obwohl er der Gesellschaft nicht fremd geblieben war. Er hatte Reisen gemacht und Freunde besessen, Liebe erlitten und Seligkeit getrunken. Aber auf dem Grunde aller dieser Dinge hatte er im eigentlichen Sinne nie etwas anderes gesucht als die „ewigen Melodien", wie er sie nannte, bei deren Klang die Herzen erbeben mußten wie vor einem blühenden Baum.

Er lächelte auch jetzt zuweilen, über dem Schlußsatz seiner letzten, nun letzten Symphonie, über dem Lied einer Amsel, dem Jubelruf eines spielenden Kindes. Aber es war ein verlorenes Lächeln. Es war kein Lächeln der Gegenwart, sondern der Erinnerung. Und da das Künftige nicht erhellt werden konnte durch den Glanz eines noch ferneren Künftigen und das Seiende zu beben begann, weil die Pfeiler des Hauses brachen, so glitt die Seele des Freiherrn mit Notwendigkeit in das Vergangene, weil nur aus ihm die Kraft zu trinken war für das Kommende. Denn das Leben hatte aufgehört mit jener Stunde zwischen den blitzenden Instrumenten und vor der grellen Untersuchungslampe, und dort hatte nicht eine letzte Frist des Lebens begonnen, sondern der Tod.

*

Und so bestellte der Freiherr Amadeus sein Haus.

Er ließ die Reinschrift seiner Symphonie herstellen und schickte sie an seinen Verlag mit einem Begleitschreiben, daß es sein letztes Werk sei und er wegen seines Nachlasses zu angemessener Zeit Anordnungen treffen werde. Er ordnete seine halbvollendeten Schöpfungen, die ihm eines Überdauerns wert zu sein schienen, und legte sie zu der geringen Bürde seines letzten Weges: Legaten, Verfügungen, einigen Briefen, einem Band voller Skizzen und einer Tagebuchhandschrift.

Und dann saß er viele Nächte vor dem Kamin seines Arbeitszimmers und verbrannte sein Leben. Er hatte die schwere Truhe neben seinen Sessel geschoben, und aus ihrem geöffneten Deckel hob sich, was die frühe Erkenntnis eines einsamen Lebens sparsam und sorgfältig geordnet und bewahrt hatte: Bund auf Bund verschnürter Briefe, von der leidenschaftlichen Freundschaft verschollener Jahre über die blühen-

Digitized by Google

den Kränze gesammelter Ernten bis zum späten Strauß leise duftender Nachsommer. Manche trugen ein Kreuz, manche ein Bild, manche eine Haarlocke oder ein seidenes Band. Aus allen stieg Wehmut, aus wenigen Schmerz, aus keinem Reue.

Der Freiherr öffnete mit behutsamen Händen jedes einzelne der leise vergilbten Blätter und las sie Zeile für Zeile, ja Wort für Wort. Die Geräusche der Straße verstummten vor seinen geöffneten Fenstern, das Rauschen der Bäume erstarb, und die Sterne der hohen Mainächte blickten zu ihm hinein, wenn er die Augen von den Blättern hob und von der Flamme, die sie verschlang, und über die schweren Kronen hinaussah in die verdunkelten Räume. Und während die Flamme im Kamin züngelte und aufstand und erstarb, Nacht für Nacht bis zum ersten Amselruf, lebte der Freiherr Amadeus sein ganzes gesegnetes und schmerzenreiches Leben noch einmal wie nach der Gnade einer Wiedergeburt. Die Menschen standen auf und die Dinge, die Worte und die Gebärden, der Flügelschlag jeder Stunde, der brausende Lauf jedes Jahres. Und im Bewußtsein des nahenden Todes war dieses zweite Leben in seiner nichts vergessenden Gedrängtheit von einer unendlichen Süße, war die unerwartete Gnade eines Geschenkes, das Nachkosten im Gewande eines leidenschaftlichen Träumers, war die Rückkehr in ein Paradies, an dessen Tor der Engel zur Seite trat, damit die Mahnung erlösche und die dunkle Straße ins Kommende.

In diesen Nächten war der Freiherr Amadeus in Wahrheit der Gottgeliebte, und jeden Morgen hob er die Stirn als ein Überwinder in den erwachenden Tag, bevor ihn der Schlaf aus Leben wie aus Erinnerung trug.

Und nach dieser Verbrennung des Lebens, aus der doch wieder ein Neues und Drittes auferstanden war, dem Gewesenen wie dem Seienden übergeordnet, blieben in den Händen des Freiherrn drei Bündel von Briefen liegen, die er dem Tode nicht überantwortet hatte und die wie Inseln in dem dunklen Meere leuchteten, zu dem der Fährmann ihn nun schweigend trieb.

Und dann packte er das wenige, das er brauchte, und begab sich auf die Fahrt um die Liebe, rückwärts in das Leben kehrend, weil ihm nicht Frist gegeben war, weder zu einer bleibenden Statt noch zu einer Suche im Kommenden.

*

Drei Tage später, nach einer gemächlichen, mit leiser Wehmut gekosteten Reise, stand er am blühenden Ufer des Bodensees und sah nach den Bergen hinüber, die gleich der „goldenen Stadt" in die Abendsonne ragten, unerreichbar und dennoch beglückend allein durch ihr Dasein. Er saß im Garten seines Gasthofes, das grüne Wasser zu seinen Füßen, fütterte die Möwen und die Fische, und spielerisch, wie ein Kind, ließ er die Stunden aus seinen Händen fallen, gleich dem weißen Brot, das er verstreute und das den Hungrigen zur Speise diente oder ungenossen in die grüne Tiefe des Wassers versank.

Um die Abendzeit erst wanderte er langsam das Ufer entlang, die beglückten Augen vom Rausch der Gärten zur stilleren Verheißung der Weinberge schweifen lassend, erfragte das Haus, das einem geachteten und geliebten Arzt gehörte, stieg langsam den schmalen Weg zwischen Kletterrosen in die Höhe, ab und zu sich wendend, da Land und Wasser mit jeder Stufe sich weiter und herrlicher vor seine Blicke hoben, und stand dann im duftgefüllten Garten unvermutet der Frau gegenüber, die er gesucht hatte.

Er wußte, daß er in diesem Augenblick nichts sehen durfte, sondern nur mit geschlossenen Augen die Woge fühlen mußte, die ihn zur rettenden Küste hob. Und dennoch sah er, sah mit unheimlicher Schärfe die Brücke über zehn verschollene Jahre sich spannen, eine lockere, schwankende, kaum zu betretende Brücke, sah das Erschrecken in den dunklen Augen, das Zittern der Lippen, die das Wort „Schuld" formen wollten, und wußte, daß hier eine Flamme gelöscht worden war, an der seine kalt werdenden Hände sich hatten wärmen wollen. Daß der Gang der Jahre Tropfen um Tropfen in die Glut geträufelt hatte, Tropfen der Reue und der Angst, der Pflicht und der Religion, der Buße und der Geißelung.

‚Weshalb die Frauen in solchen Augenblicken nur immer die Hand aufs Herz legen müssen?' dachte er spöttisch, aber der Spott schmerzte ihn, und er blickte traurig suchend in die Augen, die sich nun langsam mit Tränen füllten.

Ja, da war ein Stück seines Lebens, und zwar ein unwiederbringliches, die Stunde der ersten Begegnung, die Wochen des zarten und süßen Spieles, die Monate überquellender und beseligender Erfüllung, der Hauch des ersten Welkens, die Bitterkeit ihrer ersten Reue — sie war bereits die Verlobte dieses anderen, als das alles in ihr Leben hineingestürzt war — das Abendrot und die Nacht der Trennung. Und da war, tiefer und bleibender nachleuchtend, das aus dieser Liebe Geborene, die Lieder, die Nachtmusik und die

Digitized by Google

Prometheiden-Symphonie. Und während seine Blicke jeder Linie ihres Gesichtes nachtasteten, dieses herben, schweren und leidenschaftlichen Gesichtes, hoben die Melodien jener Schöpfungen sich aus den Abgründen der Erinnerung, gleich den Gesichtern gestorbener Kinder, blaß und süß, und das geklärte Leid um ihr Gewesensein war so außer allem Menschenleid, daß der Lauschende tiefer als in der Entrückung alles Schaffens den Hauch der Unsterblichkeit ihn durchdringen fühlte.

„Vergib, daß ich gekommen bin," sagte er erschüttert, „aber ich hatte vergessen, daß wir Menschen sind . . ."

„Kamst du, um zu mahnen?" fragte sie.

Er lächelte, und sie fühlte, wie sein Lächeln gleichsam über sie hinwegging. „Nein, Veronika," erwiderte er, „ich wollte nichts als etwas Wärme der Erinnerung."

Sie lauschte mit seitwärts geneigtem Haupt, wie sie ehemals seinen Melodien zu lauschen pflegte, mit der grüblerischen Versunkenheit ihres Wesens, das immer einer Saite glich, die über einem Abgrund bebte.

Nun erst reichte sie ihm die Hand. „Ich erschrak," sagte sie, „weil ich immer noch feige bin. Aber es ist gut, daß du gekommen bist, weil du nun das letzte von mir nehmen wirst. Er weiß alles, schon lange. Und nun wird er dich sehen und mir ganz verzeihen."

Sie zog ihn, der widerstrebte, in das Haus, und als fühlte sie seine Bereitschaft zur Flucht, rief sie laut und fast jubelnd den Namen ihres Gatten, und dem Freiherrn war es in jäher Bestürzung, als halle er von allen Bergen wider, sich vervielfachend im erbarmungslosen Echo, und als habe er vor ein Gericht zu treten statt in die duftende Dämmerung einer Kapelle, auf deren Schwelle in verwischten Zügen das Wort des Heiles eingegraben stehe: in memoriam.

Der Gerufene erschien, ein wenig alternd, ein wenig müde, erfuhr unvermittelt, wer der Gast sei, blickte ihn prüfend an, auf die Erkenntnis dieses Gesichtes mehr bedacht als auf die gesellschaftliche Rettung einer peinlichen Situation, reichte ihm dann die Hand und sagte, ohne nach Worten zu suchen, es sei schön, daß der Freiherr den Mut habe, den die Menschen so selten hätten, und daß er sehen werde, daß auch sie beide, Veronika und er — er sagte „Veronika", nicht „meine Frau" —, das seien, woran der Gast vielleicht ein wenig gezweifelt habe.

Der Freiherr sah, daß keine Falte sich zu diesen Worten in die klare Stirn des Arztes grub, weder des Unmutes noch der Befürchtung, und er wandte sich, seltsam genug, zu Frau Veronika, deren Blicke zwischen den beiden Männern hin und her geglitten waren, küßte ihre Hand und sagte: „Ich danke Ihnen."

Und danach saßen sie zusammen wie drei Menschen, die ein schweres, aber gerechtes und klares Schicksal in seinen Ring geschlossen hatte, so daß jeder vom anderen ohne Bedrückung weiß, was sonst Menschen voreinander verbergen, weil sie eine Schwelle errichten zwischen sich und dem Vergangenen, auf der die Scham trauert oder der Haß.

Die Stunden gingen über den Freiherrn wie ein schwerer Traum. Nichts Grauenvolles erstand unter seinen dunklen Flügeln, nicht einmal Böses. Das Mädchen brachte die Kinder zum Gutenachtsagen auf die Terrasse heraus, zwei Knaben, dunkel und ernst und ihrer Mutter sehr ähnlich, und des Freiherrn Augen gingen von ihrer strengen Stirn zu der sich plötzlich beschattenden der Mutter. Ihre Augen trafen einander, und er wußte in der jähen Hellsichtigkeit des Ausgestoßenen, daß sie beide der Nächte gedachten, in denen ihre Schwüre des Todes gespottet hatten, und daß das Vergangene nun hart und ohne Beschönigung die Waage über ihnen erhob. Aber er wußte auch, daß die Frau ihre Hände hingeben würde, um auszulöschen, was er segnete. Er sah sie sich falten und verstohlen ineinanderpressen, während sie den Kindern ein unbefangenes Wort nachrief, und seine Augen hafteten auf dieser Gebärde, als breche sie den Stab über der Hoffnung eines Toren und dem Glauben an eine Begnadigung.

Dann sprach der Arzt von den Schmerzen, in die sein Beruf ihn hineinsehen lasse, und aus seinen Erzählungen stieg langsam und fast unmerklich die zarte Absicht eines Trostes und die Weisheit eines Wissenden, dessen Hand die Schmerzen tastend fühlt, ohne sie lindern zu können.

Frau Veronika schwieg, die beschatteten Augen in die Nacht gerichtet. Zuzeiten unterbrach die leise Stimme des Freiherrn mit anteilnehmender Frage die Worte des Arztes, und einmal, wie immer häufiger in den letzten Wochen, geschah es, daß die schmerzende Stimme versagte, aussetzte, und ein ohnmächtiges Flüstern das begonnene Wort vollendete.

Der Arzt richtete einen forschenden Blick in das verstörte Gesicht des Gastes. „Sie sollten einen Spezialisten aufsuchen," sagte er freundlich, „mir scheint, da ist etwas nicht ganz in Ordnung . . ."

Der Freiherr sah ihn an, ohne zu antworten, und in diesem schweigenden Blick lag die schmerzenvolle Bedeutung dieses Besuches so hilflos offenbart, daß der Arzt sich

Digitized by Google

verfärbte und seine Hand sich unbewußt auf das weiße Tischtuch legte, als sollte sie tröstend die Hand eines Sterbenden umfassen.

Doch winkte der Freiherr nur unmerklich und mahnend mit den Augen zu Frau Veronika, die nichts vernommen zu haben schien und deren herbes Profil so unbewegt wie vorher gegen die dunkle Wand des Nachthimmels leuchtete, mit einer leisen Gebeugtheit der Nackenlinie, als trage sie schwerer als bisher, aber als sei dieses Schwere eine Last der Buße und der Beichte, an deren Ende schon die Gnade stehe.

Dann bat der Freiherr, ob er etwas spielen dürfe.

Als er vor der Schwärze des geöffneten Flügels saß, wußte er nach den ersten suchenden Klängen nicht mehr, was ihn dazu trieb, Knospe, Blüte und das Sterben dieser Liebe noch einmal darzustellen. Er wußte, daß keine Melodie jener Schöpfungen aus dem Blute dieser Frau sich verloren hatte, die nun in unausdenkbarer Qual dort unter den Bergen saß und die Schauer aller Empfängnis, aller Geburt und alles Sterbens noch einmal erlitt. Er wußte nicht, daß er grausam war über alles Menschenmaß, daß er die letzten Geheimnisse aus der Gnade der bergenden Nächte riß und sie ohne Scham und Erkennen in das Licht des Wissens hob, unter fremde Augen, unter fremde Hände, und daß die Wände stürzten, die um die Nächte ihrer Liebe gestanden hatten, und daß er die Lampe hob über dem heiligsten Geheimnis des Lebens.

Er wußte nichts, als daß er noch einmal lebte. Was den anderen nichts als Erinnerung war, vor geschlossenen Augen leuchtend, war unter seinen Händen Ewigkeit geworden, gestaltete Form und gehärtetes Blut. Er hatte den Fluß der Träume geballt, das Wasser blieb in seiner Hand, und ob er auch starb und sein Wesen und Dasein zerfiel: hier war das Unvergängliche, dem Griff alles Todes entzogen, und die Schauer der Ewigkeit standen um ihn im dunkelnden Raum.

Und als aus den letzten Klängen des Prometheidenlebens seine suchenden Hände nach jener Melodie tasteten, die um das Abendrot zu ihm kommen wollte, wenn er auf den Brücken über den Strömen stand, jener dunklen und klagenden, die immer kampfloser und ergebener aus dem Dunkel tauchte, je mehr die Schnur seiner Tage sich verkürzte, war ihm, als werde ihm beschieden sein, auch dieses letzte seines Lebens zu gestalten, und seine Hände endeten im Frieden, weil seine Seele im Frieden war.

Als er wieder auf die Terrasse hinaustrat, schien es, als habe er die Menschen vergessen, für die er gespielt. Er nahm ohne Freude und Widerrede an, daß man ihn noch den Berg hinunterbegleiten wollte, und so gingen sie schweigend unter den hohen Sternen zu Tal, während die Kerzen des Hauses ihnen nachleuchteten im windlosen Frieden der Nacht.

An einer Bank, bei der ersten Biegung des Weges, nahm der Arzt Abschied von seinem Gast. Er wollte noch ein wenig hier sitzen. Veronika werde den Freiherrn wohl noch ein wenig tiefer ins Tal geleiten wollen und er werde hier auf sie warten und den Melodien lauschen, die er eben vernommen. Es lag vielleicht kein verborgener Sinn in seinen Worten, aber der Freiherr fühlte im Dunklen jenen erschreckten Blick des Wissenden auf sich ruhen und erwiderte nur ohne ein Wort den Druck der festen, kühlen Hand.

Sie sprachen nicht, bis sie am Ufer des Sees standen. Der Freiherr sah den Berg hinauf, von dem das Licht der Kerzen auf der Terrasse gleich einem fernen Stern hinunterschimmerte, und der Anblick dieses Lichtes in der Finsternis ergriff ihn so, daß ein leiser Laut des Schmerzes aus seinen geschlossenen Lippen drang. Und als hätte dieser Laut das Schweigen jäh entsiegelt, griff Frau Veronika mit beiden Händen nach seinem Arm, und während ihr Gesicht sich wie im Schauder der Erkenntnis zurückbeugte, flüsterte sie mit der Inbrunst einer Verstörten: „Geh, Amadeus! Bitte geh und komm nie mehr wieder, hörst du? Nie mehr, auch nach deinem Tode nicht!“

„Ich komme nie mehr wieder,“ sagte er leise. „Nur was ich gespielt habe, das wird ewig um dich sein, und ich habe keine Macht darüber . . . Leb' wohl!“

Und er wandte sich mit einem schmerzlichen Lächeln, das ganz einsam in seinem Gesicht stand, und ging den See entlang nach seinem Gasthof und verbrachte die Nacht mit wachen Augen und erfuhr als ein leise Gewandelter den nächsten Morgen.

Er verbrannte ihre Briefe, legte die zu langem Verbleiben ausgepackten Dinge wieder in seinen Koffer und war um die Mitternacht schon in der mitteldeutschen Residenz, wo er einige Jahre seines Studiums verlebt hatte und wo er zum zweitenmal, wiewohl bescheidener und gleichsam gefaßter, an die Tür der letzten Kammer pochen wollte.

*

Und es schien, als wollte sie sich mit Glanz und Bereitwilligkeit öffnen. Denn Frau Beate, die „Blühende“ aus der Sprache sei-

Digitized by Google

ner Vergangenheit, lag in seinen Armen, sobald er in ihr Zimmer geführt worden war, überschüttete lachend und weinend seine erschütterte Seele mit den unvergessenen Schmeichelworten ihrer vergangenen Liebe, wie sie sein erschüttertes Antlitz mit Küssen bedeckte, und war wie ein Mensch, den ein herbes Schicksal in einen Kerker gesperrt und der sein Leben und Sprechen und Sein an dieselben Fäden knüpft, von denen man ihn erbarmungslos gerissen, um die Türe hinter ihm zu schließen. Ihre blonde, ein wenig zu weiche Schönheit erblühte aus einer blassen Welkheit mit einer Glut, vor der der Freiherr erbebte.

„Beate," sagte er mühsam, „hast du nicht vergessen?"

„Nie!" flüsterte sie leidenschaftlich. „Nie werde ich vergessen. Bei dir war das Paradies, und sie haben mich verstoßen. Aber nie werde ich das Paradies vergessen! Ach, Amadeus, mein Geliebter!"

Der Freiherr saß in dem Sessel, zu dem sie ihn geführt hatte, glitt mit seinen zitternden Händen über ihren Kopf, der auf seinen Knien lag und sah über die Rosen des Gartens auf den großen Strom, der zwischen begrünten Hügeln in den Abend glitt. ‚Hier also wird es sein,' dachte er in müdem Ergriffensein, und er sah sich, einen seltsamen Doppelgänger, auf der Brücke stehen, deren eiserne Bögen in das Gold des Unterganges schnitten, und jener Melodie lauschen, die wie ein letzter Kranz auf seinen Hügel sich senkte. Und er sah das Haupt des Lauschenden sich lautlos neigen, immer gespannter, immer gequälter, aber es zerrann vor seinem Lauschen, und die abendliche Flöte erstarb. „Hier also wird es sein?" wiederholte er, fragend diesmal, und ein leiser Unglaube erfüllte seine Frage. Inmitten des Glanzes und der Bereitwilligkeit stockte sein Fuß, an der Schwelle des Wunders erbebte sein Glaube, und laut und unvermittelt sagte er in das erschöpfte Schweigen: „Die Menschen wissen nichts vom Tode . . ."

Auf ihre erschreckte Frage lächelte er begütigend, fragte dann teilnehmend und schonend nach ihrem Leben, erfuhr, daß sie in unglücklicher Ehe lebe, nicht erfüllt vom Dasein eines Kindes, erriet, daß sie Trost in mancherlei Hingabe an Menschen und Dinge gesucht und ab und zu gefunden habe und daß sie oft bedauert haben mochte, die damalige Ärmlichkeit seines Daseins um äußeren Glanzes willen verlassen zu haben.

Ein wenig später standen sie, auf des Freiherrn Bitte, auf der Brühlschen Terrasse, Arm in Arm, und sahen über den verglühenden Strom.

„Ach, Amadeus," flüsterte sie, „fühlst du, wie herrlich das Leben ist, wenn Gott uns anrührt?"

Er kehrte ganz langsam aus den Klängen des Abends zurück und blickte zu ihren leuchtenden Augen nieder. „Du möchtest nicht sterben?" fragte er ernst.

„Amadeus! Wie kannst du vom Tode sprechen, wo du gekommen bist, damit wir leben?"

„Und doch," sagte er sehr langsam, „rührt Gott uns nur an, damit wir sterben."

Er sah ihre Augen scheu werden wie Augen eines Vogels vor einer Mauer, lächelte wie über seine eigene Torheit und bat, nun wieder zu ihrem Hause zurückkehren zu dürfen.

Das Essen war ein wenig zu feierlich, die Gespräche ein wenig zu ernst, das Schweigen bedeutsamer und gleichsam drohender, als es an Frau Beatens Tisch hätte sein dürfen. Ihre Augen glitten nun mitunter über sein Gesicht, als suchten sie nach Verborgenem und als fürchteten sie doch, es zu finden.

„Du bist so anders, Amadeus," sagte sie einmal, und es war, als wollten Tränen in ihre Augen steigen. Aber er spielte nur lächelnd mit ihrer Hand.

Als sie die Gläser zum letztenmal füllte, sagte er, das seine hebend: „Wir wollen auf das Gewesene anstoßen, Beate, daß es schön war wie du und dein Name, und kein Tod es anrühre bis in alle Ewigkeit . . ."

Sie weinte nun wirklich, und mit tiefer Zärtlichkeit sagte er ihr, daß sie ihre eigenen Tränen trinke.

Darauf setzte er sich an den Flügel, und von allen Klängen jener Zeit spielte er nichts als den „Beate-Walzer". Er spielte ihn zweimal, das zweitemal ihn auf eine fast schauerliche Weise in Moll verwandelnd, immer leiser, bis er wie ein Abschied verklang.

„Du kommst nicht wieder, Amadeus," schluchzte sie mit gerungenen Händen.

„Ich wäre geblieben," erwiderte er, die Hände noch auf den Tasten. „Aber du bist zur Freude geschaffen, Beate, und sieh, mich hat Gott angerührt . . ."

Sie warf sich an seine Brust, und er fühlte, wie ihre Schultern bebten. „Ich bin dein eigen," flüsterte sie außer sich. „Willst du es vergessen?"

„Ich vergesse es nicht, Beate."

Sie versuchte zu lächeln, aber ihr Lächeln war wie eine Gebärde des Grauens im Gesicht einer Maske.

Als der Freiherr in dieser Nacht das zweite Bündel der Briefe verbrannte, zitterten seine Hände ein wenig wie die eines

Digitized by Google

Todspielers, der nun die Würfel zum letzten Male ergreift, und seine Augen ruhten mit einer langen Frage auf den Blättern, die ihm nun verblieben und deren stolze Handschrift über sein Sterben hinwegzugleiten schien wie über den Staub einer Straße.

*

Am Morgen stand er vor dem Fahrkartenschalter, nannte den Namen jener letzten Station auf seiner Kalvarienreise, widerrief ihn wieder in jäher Angst und beschloß endlich, sich eine Frist der Gnade zu vergönnen und für ein paar Wochen ans Meer zu gehen, wo er einen Sommer des erschütterten Lebens mit ihr verlebt hatte, deren Briefe er nun als ein letztes Amulett auf seinem Herzen trug.

Und als er um die Abendzeit des nächsten Tages den Zug verließ und zwischen rötlich beglänzten Feldern die Straße zu der Höhe hinaufschritt, von der man Meer und Haff in den Frieden sich breiten sah, da schien die dunkle Tür dem Freiherrn zum ersten Male wie eine Tür in einen Morgen. ‚Durch soviel Angst und Grauen,' sprachen seine lächelnden Lippen. ‚Durch soviel Angst und Grauen . . . und sollte doch alles so einfach und so schweigend sein wie dieses hier . . .' Und er wußte, daß er recht getan hatte, bei den Werken Gottes einzukehren, bevor er noch einmal zu den Menschen ging.

In diesen Wochen des ruhigen Verweilens zur Seite des steil sich neigenden Weges legte der Freiherr die letzte reife Hand an das Unvollendete seines Lebens wie seiner Werke. Er hatte seinen Flügel kommen lassen. Wenn er den Kopf zur Seite wendete, sah er durch die geöffneten Türen über den Rand des schmalen Balkons die Wipfel der vier Tannen sich erheben, die den Park gleich einer Verkündigung überstiegen, und dahinter einen Streifen des Meeres und die unerhörte Bläue des Himmels. Die Amseln riefen im Park wie damals, als er mit Margarete hier gestanden hatte und die Sommergewitter über die Wipfel niederbrachen, als das Meer die hellen Nächte durchbrauste und die Melodie des Adagios bei ihm einkehrte aus jenem ersten Streichquartett, das er das Syringenquartett genannt hatte. ‚Nicht sie sind unsterblich geworden durch mich,' dachte er, jener Frauen gedenkend, ‚sondern ich werde unsterblich sein durch sie.' Und zu den reifenden Früchten dieser Monate gesellte sich als die reifste ein tiefes Dankbarsein, beglückend im Nachblühen der Erinnerung und in der erlösenden Befreiung an die Selbstsucht der Wünsche und jeder habsüchtigen Bindung an das vergleitende Leben.

Um die Abendstunde schloß er dann den Flügel und ging langsam durch die sich beschattenden Wälder dem Meere zu. Zwischen den Buchenstämmen lag schon das Dunkel, und der Kauz rief aus den Wipfeln, aber zur Linken stand das Abendrot noch tröstend über der vergehenden Welt, und die Brandung erfüllte die lauschenden Räume, als spreche Gottes Stimme mit sich selbst in Ewigkeit. Dann stand er auf dem hohen Ufer, und vor seinen Füßen breitete sich das Unendliche, als brauchte er nur die Arme zu heben und sich hineinzustürzen, wie ein Vogel sich in die Wälder der Heimat stürzt. Dann fiel von seinen Schultern, was nur von den Schultern der Greise zu fallen pflegt: die Schmerzen und Wünsche der Unvollendeten. Hier war es, wo der Freiherr wußte, daß an einem solchen Abende jene Melodie in seine Seele treten würde wie ein letzter Gast in ein dunkelndes Haus. Jene Melodie, die der Zeuge der Vollendung sein würde, weil in ihr sein würden die Klänge des neuen Reiches.

Und der Freiherr ging langsam heim, am Rande des Meeres, legte ein Notenblatt auf seinen Flügel und schrieb mit großen, gleichsam glücklichen Buchstaben „Messe in A-Moll". Und während er auf die langsam trocknende Schrift niederblickte, war es ihm, als erstarre das Flüchtige und noch zu Verwischende nun unaufhaltsam zum Ewigen, den Händen menschlicher Schöpfung schon entgleitend und bereits in Gottes Hände sich legend. ‚Hier dürfen keine Vorzeichen stehen,' dachte er, von allen Zweifeln befreit, ‚denn an diesem Wege stehen keine Zeichen . . .'

*

Als die Schwalben sich sammelten und der dumpfe Schmerz des Leibes sich verstärkte, glaubte der Freiherr, daß es nun an der Zeit sei, wie ein demütiger Wanderer noch einmal bei den Menschen anzuklopfen, damit man wisse, ob man unter den Sternen schlafen werde oder an der Flamme eines Herdes. Aber die Furcht war nun erloschen wie das Begehren. Wohl würde eine kühlere Einsamkeit sein unter den Sternen und nur die Tiere würden gleich ihm dort schlafen, ausgeschlossen von der Wärme eines Herdes, aber in beiden war das Licht, das auf den Morgen wartete, und er wußte, daß das Licht nicht aus der Welt zu löschen war.

Am letzten Abend ging er nach der Schonung, die er bisher wiederzusehen vermieden hatte. Er fand den Horst junger Douglas-

Digitized by Google

tannen und jene Stelle, wo er ihr gesagt hatte, daß er sie verlassen müsse. Er stand dort, den Hut in der Hand, im leise fallenden Regen, und ein schwerer Schmerz stieg unvermutet in alle Kammern seiner Seele. Sie war die einzige gewesen, die er gewaltsam aus seinem Leben gestoßen hatte, weil ihre Liebe ihn so durchglühte, daß er die Blüte seiner Kunst darin verbrennen fühlte. Er hatte das Quartett geschrieben und nicht eine einzige Note darüber, und seine Seele ertrank so tief in dem Blute dieser Frau, daß alle Wände sich verdunkelten, auf die das Bild der Schöpfung hätte geworfen werden müssen. Und in der wilden Angst des Verblutenden hatte er die Hände von ihr gelöst und sie um die verstummten Adern seines eigenen Lebens gepreßt. Sie hatte dagestanden, mit großen, erschreckten Augen in ihrem weißen Gesicht. ‚Du mußt aufsteigen, Amadeus,' hatte sie gesagt, ‚aufsteigen wie ein Adler. Das sollte ich nie vergessen. Sieh ein wenig zur Seite, daß ich schnell gehen kann. Nur das tu mir zuliebe, daß es nicht so furchtbar schwer ist.' Und dann war sie gegangen . . .

Der Regen fiel stärker. Kein Vogel sang mehr. Nur das Meer brauste an den Rand der Wälder. Und der Freiherr wußte nun, daß es gut gewesen war, die Gnade nicht dort gefunden zu haben, wo er beglückt hatte und gleichsam als ein Fordernder kam, sondern daß er sie nur finden konnte, wo er gesündigt hatte und als Büßender kam. Und in seinen dunklen Heimweg fiel das tröstende Licht der Erkenntnis, daß es schön sei, gefehlt zu haben, schöner als ohne Fehl zu sein, daß das Knien besser sei als das Aufgehobenwerden zu Gott, daß die Beichte seliger sei als die Lossprechung, und daß eines Menschen Abend beglückender sei, wenn er eine Last von den Schultern lege, als wenn er nichts weiter zu tun habe als einen Stab an eine Bank zu lehnen und seine reinen Hände zu falten.

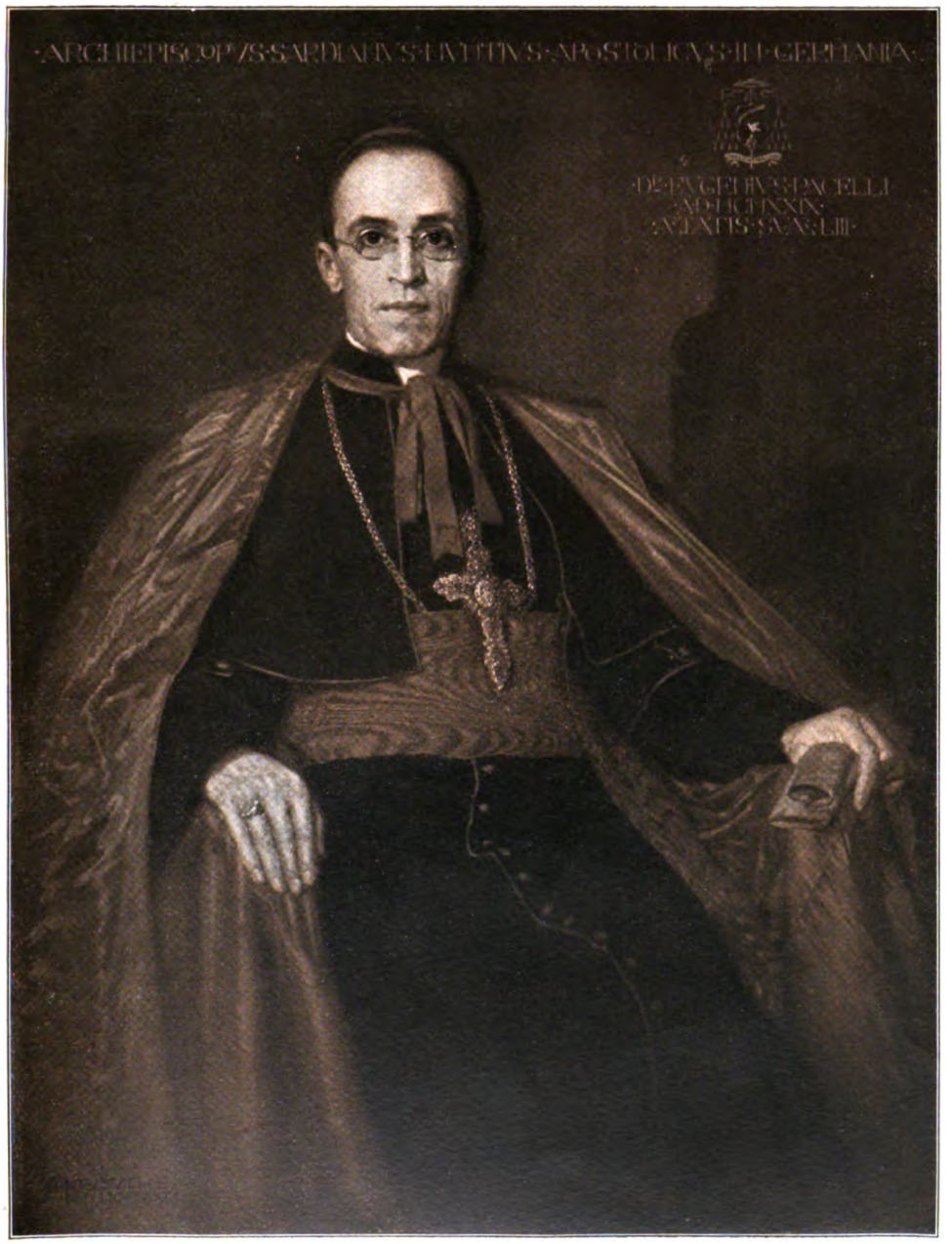
Gegen Abend traf er in der kleinen Provinzstadt ein. Er ließ sein Gepäck auf dem Bahnhof und ging langsam durch die Straßen, in denen das Gras wuchs. Die letzte Sonne lag über den Dächern, die kleinen Gärten brannten mit den Flammenbündeln der Dahlien und des Herbstflieders, die Kinder lärmten gleich den Vögeln in ihrer Abendseligkeit, und dem Freiherrn war es, als sei der morgige Tag ein Sonntag und als müsse es jeden Abend hier so sein. Selbst das ewige Nagen des Schmerzes schien hier leiser geworden, und im immer wachsenden Beglücktsein schritt er tiefer und tiefer in den Frieden hinein, als könne diese Stadt nie aufhören und dieser Abend nicht, hinter dem der Morgen unwirklich war und alle Zukunft ein verschollenes Wort.

Er kam ohne zu fragen nach der Gärtnerei am Ufer des Sees und stand nun doch eine lange Zeit vor dem Tor. Rot und verschwenderisch hing der wilde Wein über die Sprossen des hohen Zauns, und der Freiherr mußte die Ranken leise zur Seite schieben, um die weiße Tafel lesen zu können: „Frau Margarete Rosendahl — Blumen- und Landschaftsgärtnerei". Margarete Rosendahl, es war ihr Mädchenname, und er wußte, daß sie nach der Trennung von ihm ihre Ehe gelöst hatte, als dürfe nun keines Mannes Hand mehr an ihre verstoßene Schönheit rühren. Er hatte es gewußt, und doch war ihm nun, als wachse seine Schuld ins Ungemessene. Er blickte die Straße zurück und dann nach den Wäldern am anderen Ufer hinüber wie ein Verfolgter, dem die Wege versperrt sind, und dann wußte er, daß er hier hineingehen und um sein Leben bitten müsse.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, stand er geblendet, so brannte das Blühen der schweigenden Erde ihm entgegen. Der Gang vor ihm, von weinroten Dahlien gesäumt, schien in die Unendlichkeit zu laufen. Häuser und Schuppen verschwanden im brennenden Laub des Weines, und was der trunkene Blick erfassen konnte, war nicht Form, nicht Linie und Gestalt, sondern die flammende Vergeudung einer Erde, die im Opfer zu verglühen schien, schweigend und fast hilflos das tausendfältige Antlitz nach der letzten Sonne wendend, in der stummen Inbrunst wortloser Sprache, die hinter die endlichen Dinge greift.

Aber über der brennenden Offenbarung stand das Tönen jenes Schweigens, das tiefer ist als Andacht und selbst Schlaf des Menschen, jenes Schweigen, das dem Stein und der Pflanze zugehört, in denen Gottes Atem steigt und fällt, von Wort und Gebärde nicht entstellt, und in dem doch das Ewige tiefer beschlossen ist als in der Glut des Gebetes oder im Lächeln des Kreuzestodes. Und in dem Tönen dieses Schweigens erschien plötzlich wie ein tiefvioletter Bogen die dunkle Abendmelodie, nach der der Freiherr vergeblich die Arme gehoben hatte, erschien in so leuchtender Klarheit, als schriebe eine unsichtbare Hand sie an den verglühenden Himmel, war der Süße, des Ernstes und aller Überwindung so voll, war dem tiefsten Leben und dem lächelndsten Tode so gleichermaßen zugehörig, daß der Freiherr die Hände vor seiner Brust faltete und die Stirne neigte, weil er fühlte, daß

Digitized by Google



Kardinal Eugenius Pacelli. Gemälde von Egon Josef Kossuth-Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottes Finger den Kranz des Sieges um sie flochten.

„Was tust du, Amadeus?“ flüsterte Margarete, als er ihre Knie umfing und sein erschüttertes Antlitz in ihrem Schoße lag. „Was tust du denn? Du darfst das nicht tun.“

„Ich wollte dich fragen,“ erwiderte er, „ob ich bei dir sterben darf, aber ich brauche es nun nicht mehr zu fragen . . . ich weiß nun alles . . . als ich das Tor öffnete, war es geschehen.“

„Mein Kind,“ sagte sie mit unendlicher Zartheit, „mein geliebtes Kind, komm in deinen Frieden.“

Er hob sein Gesicht zu ihr auf, dicht vor die beiden Schmerzenslinien ihres Mundes. Alles Kindliche ihrer Züge schien ihm noch kindlicher geworden, alles Klare und Tapfere noch klarer und tapferer. Aus diesem Gesicht war das Höchste geworden, was ihm zu werden gegeben war. Es mochte schönere geben, aber keine, die vollkommener gewesen wären, wie die Vollkommenheit des Baumes nicht größer ist als die des Mooses an seinem Fuße. „Kleine Amsel,“ sagte er mit seiner gebrochenen Stimme. „Einst verstieß ich dich um des Werdens willen, und nun, als ich in deinen Garten trat, vernahm ich das, was größer sein wird und wonach ich gesucht habe mein Leben lang: Agnus Dei, donna nobis pacem . . . und die Menschen werden weinen über dieser Melodie.“

Es war nichts weiter zu besprechen oder zu verbergen zwischen ihnen. Es war nur, als sei über Nacht eine neue Blume in Margaretens Garten erblüht, und wenn sie um die Morgenstunde in das Gartenhaus trat, in dem der Freiherr lebte, glitten ihre Hände ebenso zart und behutsam um sein Dasein wie um das schweigende Leben ihrer Blumen.

Das Werk des Freiherrn wuchs wie die Früchte des Gartens. Er hörte sie in den stillen Nächten auf den Boden klopfen, wenn er schlaflos lag, wie eine leise Mahnung, daß es Zeit sei. Er bewegte die Lippen, leise, als könnte man es selbst im Dunklen sehen, noch einmal und immer wieder, bis er es fühlte mit schrecklicher Deutlichkeit und Gewißheit: den leisen, nie mehr weichenden Geschmack von etwas Bitterem und Wesenlosem. Und seine Hand tastete nach dem flachen Fläschchen auf seiner Brust.

Am Abend, unter der Lampe, als er einen der Pfirsiche zerschnitt, die Margarete in ihrem Garten gezogen hatte, sah er plötzlich erblassend auf seine Hände nieder.

„Was ist dir, Amadeus?“

Er antwortete nicht, nur seine Lippen zitterten.

Sie kam um den Tisch herum, schnell, mit angstvollen Augen. Sie wußte es sofort. In der Höhlung der einen Hälfte, wo der Kern gelegen hatte, war die quellende Zartheit des Fleisches zerstört von einem bösen und dunklen Rot, und man sah den Körper des Wurmes sich scheu zurückziehen in die dunklen Höhlungen seiner Gänge.

Der Freiherr hatte die Augen geschlossen, und sein Gesicht sah aus wie das eines Sterbenden.

Sie nahm die Frucht leise aus seiner Hand. „Mein Amadeus,“ sagte sie, „weißt du denn noch nicht, daß es heißt: ‚Aber die Liebe ist die größte unter ihnen?‘“ Und ehe er die Hand erheben konnte, hatte sie die kranke Frucht zum Munde geführt und ihr Antlitz war beglänzt wie beim Genuß des Abendmahles.

Von diesem Abend ab waren sie einander zu eigen wie in dem Sommer am Meer.

*

Nach Weihnachten, als der Garten verwunschen im tiefen Schnee lag und alles Leben schon gedämpft in die Ferne zu rücken schien, setzte der Freiherr die Überschrift über das Agnus Dei. Das Eis schrie auf dem See, und wenn er ans Fenster trat, sah er die Sterne über dem jenseitigen Wald, so leuchtend, als ständen sie über der Hütte von Bethlehem. Seine Augen schlossen sich vor den Stürmen der Melodien, die sich über ihn ergossen, und er fühlte fast taumelnd in der Aufgebrochenheit seines Lebens, daß auf dieser bestirnten Erde um diese stille Mitternacht keinem Lebenden ein solches Maß der Gnade zugemessen war wie ihm. „Amsel,“ sagte er wie ein Schlafwandelnder, „siehst du meine Flügel?“

Sie kauerte auf dem tiefen Stuhl neben dem Ofen, die Hände um die hochgezogenen Knie gefaltet und das schmal gewordene Gesicht zu dem Raum seines Lebens wie zu einem Altar gehoben. Es schien nun zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, als verströme sie ihr ganzes Leben unaufhörlich in die schmale Frist des Sterbenden und als flössen in ihrem gleichsam körperlosen Antlitz die beiden großen Gebärden des Frauenschicksals zusammen: der Gesegneten, die ihrem Kinde das Blut ihres Leibes zum Trinken gibt, und der Geschlagenen, die den Leib des Gekreuzigten umfängt und ihre Lippen auf die Wunde drückt, die der Speer der Kriegsknechte ihm geöffnet.

„Ich sehe sie,“ erwiderte sie. „Sie waren dunkel, als du zu mir kamst, und sie sind nun silbern geworden wie zum Flug in die

Digitized by Google

Ewigkeit. Komm zu mir, Amadeus, und knie bei mir nieder. Diesmal mußt du es schon tun... Ich wollte bei dir bleiben, Amadeus, wie ich dir damals geschworen hatte, auch im Tode wollte ich bei dir bleiben und darüber hinaus, verstehst du? Aber nun werde ich es nicht tun, nicht so tun, denn du wirst bei mir bleiben. Ich... ich trage dich unter meinem Herzen, Amadeus, und du darfst nicht fortgehen von dort, hörst du? Denn ich habe dein Blut empfangen und du sollst ewig sein. Und ich will ihn Amadeus nennen, denn das ist der Gottgeliebte."

So gewann der Freiherr das dritte Reich, während die Töne des zweiten sich noch zur Vollendung rundeten.

„Das Größte, was ein Mann kann," sagte er nachher, als er aus seinem Schlafzimmer kam, um das Licht bei ihr zu löschen, „ist zu sein wie Moses auf dem Berge Nebo. Aber eine Frau kann nicht nur dieses, ein Leben lang, sondern sie kann ihn noch bei der Hand nehmen und ihn lächelnd in das Tal führen, wo Gott ihn begraben will."

„Du geliebter Tor," erwiderte Margarete fröhlich. „Du wirst dich immer umsehen, wenn die Sonne dich bescheint, und fragen, für wen sie eigentlich scheine. Schlafe wohl, und Gott behüte dich!"

Am nächsten Tage schrieb der Freiherr den ersten und letzten Brief seit dem Beginn seiner Fahrt um die Liebe. Er trug ihn selbst zur Post, obwohl die kalte Winterluft ihn schmerzte, und sah lange auf die Schriftzüge des Umschlages, bevor er ihn in den blauen Kasten gleiten ließ. Es war der Name eines berühmten Dirigenten, und er hatte oft mit des Freiherrn Namen auf einem Blatt gestanden.

Die Antwort kam, ein Telegramm. Als Margarete erschreckte Augen hatte, lächelte der Freiherr. „Ich werde Abschied nehmen wie ein König," sagte er heiter, „und solange laß es mein Geheimnis sein."

Und fortan gingen sie gemeinsam durch ihre blühende Zeit, die erfüllt war vom Werden seines Werkes, wie vom Wunder ihres Leibes, so daß sie von sich abtaten alles Spiel des Lebens gleich einem Baum, der Früchte trägt, und der Tod, der hinter dem Werke des einen stand, war seltsam feierlich verschlungen in das Leben, das hinter dem Werke des andern stand.

„Wenn ich den Tod besiege," sagte der Freiherr mitunter, „indem ich das Unbesiegliche hinterlasse, dann bin ich nicht geringer als die meines Geschlechtes, die auf dem Schlachtfeld starben, und sie werden ihre Degen vor mir senken, wenn wir uns wiedersehen sollten."

Als der Freiherr die Fermate über den letzten Akkord setzte, sah er noch für eine Weile auf die Feder in seiner nun immer fieberheißen Hand. Dann schrieb er auf den unteren Rand der Partitur, wo das „Donna nobis pacem" der Singstimmen endete, mit großen Buchstaben „DONAVIT", das heißt „Er hat gegeben," und dann ging er zu Margarete, die im Gewächshaus bei den Christrosen stand, und sagte leise: „Ich bin nun bereit..."

Sie erfuhr das Geheimnis des Telegramms erst, als sie nach der ohne Einweihung angetretenen Reise am späten Abend in der Reichshauptstadt eingetroffen waren und der Dirigent mit dem großen Namen bei ihnen im Hotel erschien. Am nächsten Tage, dem Karfreitag, würde die Messe aus dem Manuskript aufgeführt werden.

Sie scherzten über ihre Fassungslosigkeit und sprachen ihr gütig zu, als sie in Tränen ausbrach. Aber sie sah hilflos von einem zum andern, hatte die gefalteten Hände vor die Brust gehoben und sagte plötzlich in die Bedrücktheit des Schweigens: „Und der Vorhang über dem Tempel zerriß in zwei Teile..."

Erst als der Besuch, nun erst im erschütterten Wissen um die Bedeutung seines Werkes am nächsten Tage, gegangen war, fand sie ihre Fassung wieder und entsann sich, daß keiner Minute ihres Lebens das Recht gegeben war, im Eigenen der Freude oder des Schmerzes zu versinken.

Sie traten spät in ihre Loge, und als sie in den erfüllten Saal niederblickten, war es ihnen beiden, als habe nun schon die letzte Wolke sie emporgehoben und sie blickten schweigend auf die Erinnerung des Lebens nieder, die mehr und mehr unter ihnen dahinschwand. Margarete, ein wenig in sich zusammengesunken und die Augen auf Chor und Orchester gerichtet, hielt des Freiherrn heiße Hand zwischen ihren kühlen, tröstenden Fingern. Amadeus, blaß und doch von einem inneren Leuchten strahlend, saß sehr aufrecht und ganz unbeweglich. Er dachte nicht mehr in Worten und Gedanken, Erinnerungen, Hoffnung oder Furcht. Er dachte gleichsam nur in Melodien und Klängen, und aller Glanz der Stunde und des Schicksals sammelte sich dort unten in den tönenden Formen und Farben der Instrumente, in der Sehnsucht der Geigen, der Klage der Celli, dem schreitenden Drohen der Bässe, in der tränengedämpften Seligkeit der Holzbläser und dem unerbittlichen Funkeln der Posaunen. Und ganz flüchtig weitete sich einmal der erleuchtete Raum zu der Vision

Digitized by Google

von etwas Unabsehbarem, was wie ein Schlachtfeld war, und auf dunklen Pferden zogen sie ganz langsam vorüber, die Ernte seines Geschlechtes, die dort gemäht worden war, sehr aufrecht im blutigen Sattel, sehr bleich und sehr ernst. Sie sahen nicht auf zu ihm, sondern sahen geradeaus vor sich hin, aber er fühlte, daß sie um ihn wußten, und es war ihm, als versöhne diese Stunde ihn wortlos mit allem Gewesenen, als stoße sie ihn nicht aus, sondern als nehme sie auf und als stehe der Großvater dort unten auf dem unermessenen Felde und spreche, gleichsam vorstellend, mit einer feierlichen Gebärde seiner kühlen und vornehmen Greisenhand: „Und dies ist Amadeus."

Und dann begann die Messe und schritt von der gebeugten Klage des Kyrie zum strahlenden Glanze des Gloria, sammelte sich in der ehernen Festigkeit des Credo, spannte die tönenden Flügel zur Inbrunst des Sanctus und verließ die Welt des Irdischen im Agnus Dei. Sie war gleich einer klingenden Kelter, die die gereiften Früchte eines Lebens verwandelte, das Grün der Frühlingsmittage und das Gold der Herbstmorgen, die aufgebrochene Glut des Tages wie die schweigende Verhüllung der Nächte, die Ekstase der Liebe wie die Beugung des Beters, das klirrende Entschreiten der Jugend wie das Sinken des Hauptes am Kreuze. In der zerwühlenden Gewalt des „Miserere nobis" schienen sie alle aufzuschreien mit gerungenen Händen, die dort unten im Saal erfüllten, und im „Dona nobis" hob sich das Antlitz der Menschheit, wie das Antlitz des Freiherrn sich vom Orchester hinauf zum erleuchteten Gewölbe emporhob. „Donavit," flüsterte er und legte leise seine Hand auf Margaretens Haupt, deren Stirn auf der Brüstung der Loge lag.

Im dunklen Zimmer ihres Hotels standen sie eng beieinander am geöffneten Fenster und sahen auf den erleuchteten Platz hinunter, den sie den Markusplatz nannten. Die Fenster der Kirche unter ihnen waren erhellt, die Tore geöffnet, und das Dröhnen der Glocken schleuderte die erzenen Wellen in Häuser und Menschen hinein, daß der ganze Raum erfüllt schien von dem Leben der Botschaft, Christ sei gestorben.

Sie sprachen nicht, aber das Wunder des erschütterten Lebens umhüllte sie wortlos gleich zwei Auferstandenen.

Am nächsten Tage war der Freiherr bei einem der großen Spezialisten, deren Namen ihm bekannt waren, kam still und heiter zurück und verbrachte den Tag in beglücktem Umherschlendern mit Margarete. Um die Abendzeit, als die Amseln im Tiergarten sangen, blieben sie auf des Freiherrn Bitte noch eine Weile beim Moltkedenkmal stehen und sahen zu, wie die Sonne den kühlen Marmor entzündete und langsam verließ. „Wenige können so aussehen ..." sagte der Freiherr demütig.

Dann kaufte er einen großen Strauß der Osterlilien, die man überall feilbot, legte ihn Margarete in den Arm und ging langsam mit ihr ins Hotel zurück.

Das Abendessen im Speisesaal war von betonter Feierlichkeit. Der Freiherr erschien im Frack, ließ Kerzen für den Tisch bringen und Rosen, die er bestellt hatte. Das Aufrechte seiner Haltung war noch beherrschter als am Vorabend, und jede Bewegung, die zu Margarete ging, ging wie zu einer Fürstin.

Als sie ihre Zigaretten entzündet hatten, brachte man ihm die Zeitungen, und er bat Margarete, die Besprechungen vorzulesen. Er hörte aufmerksam zu, mit ernsten Augen, während seine Lippen leise lächelten. „Sie haben es alle gut gemeint," sagte er. Und dann begann er von ihrer Liebe zu sprechen, so leise, daß sie sich vorneigen mußte. Es war wie eine beglückte Beichte, ein Nachschaffen beglänzter Erinnerung, das Geringste wie das Größte mit gleicher Inbrunst umfassend, und der Fieberglanz seiner Augen bestrahlte das Leben, das er aus seinen Händen abrollen ließ, daß es wie ein leuchtendes Wunderband zwischen ihnen dahinglitt und im Dunkel des fernen Raumes versank.

„Mein geliebter Amadeus!" flüsterte sie, in den Glanz seines Antlitzes verloren.

Mit dem Nachtzug fuhren sie dann zurück.

Am ersten Osterfeiertag, eine Stunde nach dem Einfall der Dunkelheit, starb der Freiherr Amadeus. Die Kerzen brannten auf seinem Flügel, und er lag, feierlich gekleidet wie am Abend zuvor, auf seinem Ruhebett. Er hatte Margarete um eine auf die Minute bestimmte Zeit zu sich gebeten und bat nun, seine Hände still zu falten. Auf dem Rauchtisch am Kopfende stand das kleine flache Fläschchen, und er deutete mit einer Bewegung seiner Augen darauf hin. „Du mußt es verzeihen, Amsel," flüsterte er, „daß ich es getan habe und nicht die dunkle Gestalt. Drei Monate hat der Professor gesagt, und das Ende würde häßlich sein. Dies wird ganz still sein und ohne Schmerzen. Nun halte meine Hände ... so ... und laß es mich noch einmal sagen: Du Gnadenvolle . . ."

Seine Augen leuchteten noch einmal über ihr Gesicht und verdunkelten sich dann. Von den Rändern schien eine matte Trübe gleichmäßig und unerbittlich über einen beglänz-

Digitized by Google

ten Spiegel zu wachsen wie eine sich verengende Blende über eine lebendige Linse. Gleichzeitig veränderten sich die Linien des Mundes, als falte er sich still zur ewigen Gebärde, in der er zu verharren wünsche, und die Stirn wuchs aus dem Schatten der Schläfen und der Augenbrauen in die feierliche Starre des Unvergänglichen.

Noch immer waren seine Augen groß und stumm in die ihrigen gerichtet, aber ihr Blick ertrank in sich, tiefer und tiefer, und sie sah ihm nach, dicht über sie gebeugt, wie über einen Brunnen, in den ein Stein fiel und fiel, nicht mehr zu halten, nicht mehr zu sehen, nur zu wissen, bis er unten in das Ewige schlug und der Nachhall aus engen Wänden heraufstieg und verklang.

Sie schloß seine Augen, unbewußt, weil ihre Seele noch weit hinter den Ereignissen war und langsam nachfolgen mußte, wie einem Vogel, den die Augen stürzen sehen und dem man mühsam nachgeht, bis die Hände ihn aufheben am Ort seines Todes.

Und dann saß sie bei ihm die lange Osternacht, tränenlos und schweigend, und ihr Gesicht war wie ein Gesicht unter einem Helm. Sie fühlte Schweigen und Regungslosigkeit wie die Wände eines großen Raumes und sich selbst als ein unerhört Lebendiges in dem Gewölbe des Todes. Denn etwas war, das die Gewölbe zerbrach und ein Herr des Todes war, ihr Herzschlag, der das Schweigen zerschlug, und das lautlose Sichregen dessen, das unter ihrem Herzen lag, das hinaufgewandelt schien aus der starren Verweslichkeit des Leibes in das Unverwesliche der Auferstehung, und sie fühlte ihren Körper wie die glänzende Lautlosigkeit eines Tempels, der sich um das Allerheiligste baute: um das Antlitz des Gottgeliebten.

Die Landschaft. Gedichte

Grauer Rhein. Von Leo Sternberg

Was liegst du heute so grau, was wiegst du heute so schwer?
Rollst lauter Tränen du heute zum Meer?
Was hängen die Weiden im Nebel die Haare, was sitzen voll Raben die Bäume am Strand?
Hast du Liebe, lebensmüde, drunten eingebettet im Sand?
Was haben die Stromtöchter, die in den Silberbüschen
Der Inseln baden, wo die Möwen fischen,
In dich hineingeseufzt, was nun die Woge trägt,
Wenn sie nachts an die Planke der ankernden Kähne schlägt?
Ach, schwimmt noch immer in dem Körbchen aus Schilf und Bast
Das Kind, das an keinem Ufer du noch gelandet hast?

Verse vom Baasee. Von Robert Seitz

Braune Stunde der langen Schatten —
Dieser Abend naht wie ein Reh,
Zwischen den blauen, steigenden, glatten
Stämmen der Buchen betet der See.

Schwebt eine Wolke und neigt sich tiefer,
Trägt einen Mond als köstliche Fracht —
Leise rührt sie die einsame Kiefer,
Schweigende Schwester der Nacht.

Die Häuser in Hirschhorn. Von Kilian Kerst

Vom Neckar leicht weinangesäuselt
Hocken sie krumm wie Landsknechtkämpen
Schief aneinander angehäuselt,
Dachhüte mit verbognen Krempen.

Strecken die spitzen Giebelköpfe
Über des Städtchens Mauerbrüstung.
Die Karofenster sind die Knöpfe
Auf ihrer grangekalkten Rüstung.

Zu steif für Spieße, Hellebarden,
Ihr Blut zu kalt, im Kampf zu fauchen,
Sieht man sie auf die Sonne warten
Und warme Schornsteinpfeifchen schmauchen.

Digitized by Google

Die Inseln des Äolus

Von Gustav Renker

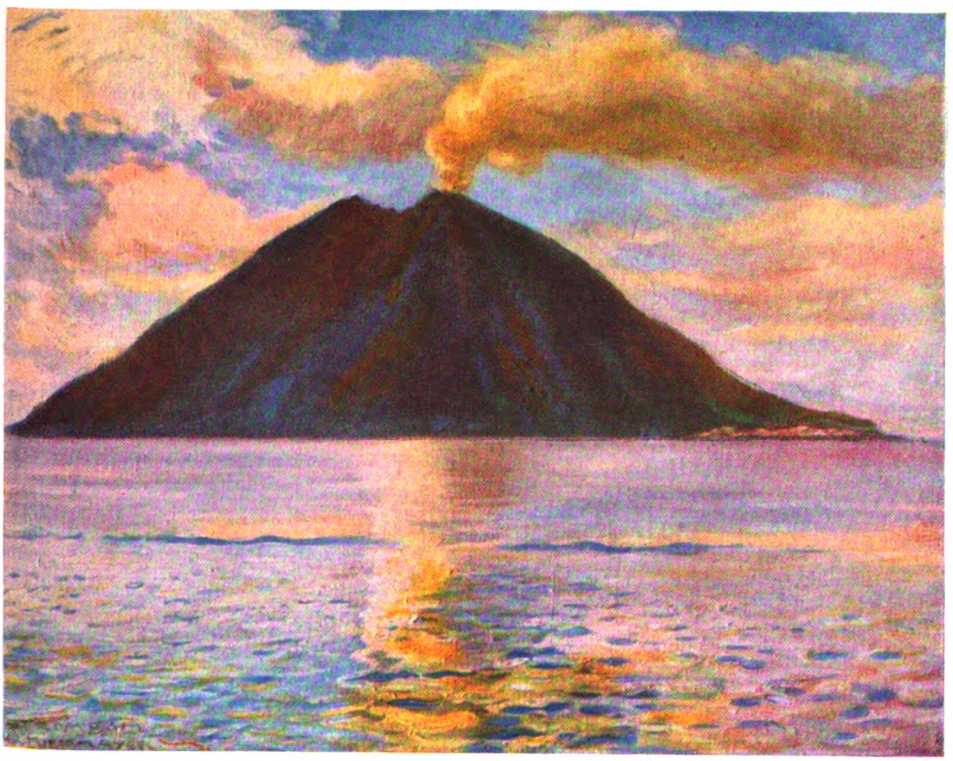
Mit 8 Ölbildern von Professor Franz Kienmayer

Von Milazzo an der sizilianischen Nordküste ist das Dampferlein „Adele“ zur Inselfahrt aufgebrochen. Abseits vom Wege steigen die liparischen Inseln aus den Wellen des Tyrrhenischen Meeres. Sie haben kein Fremdenhotel, kein elektrisches Licht, keine Straße, auf der ein Wagen fahren könnte.

Die liparischen Inseln sind einer der unbekanntesten Flecken Erde innerhalb der Grenzen Europas. Hinter der langen Felsentatze des Kap Milazzo packt der Sturm das Dampfschiff, daß Stier und Ziegen, Mütter und Kinder, Männer und Chiantiflaschen durcheinanderkugeln. Der Capitano der „Adele“ läßt sich dadurch nicht beunruhigen, sondern verspeist, auf einem Warenbündel hockend, gleichmütig seine Bohnen in Öl. Das sei fast immer so, erklärt er. Isole Eole! Die Inseln des Äolus! Uralte Erinnerung wacht auf.

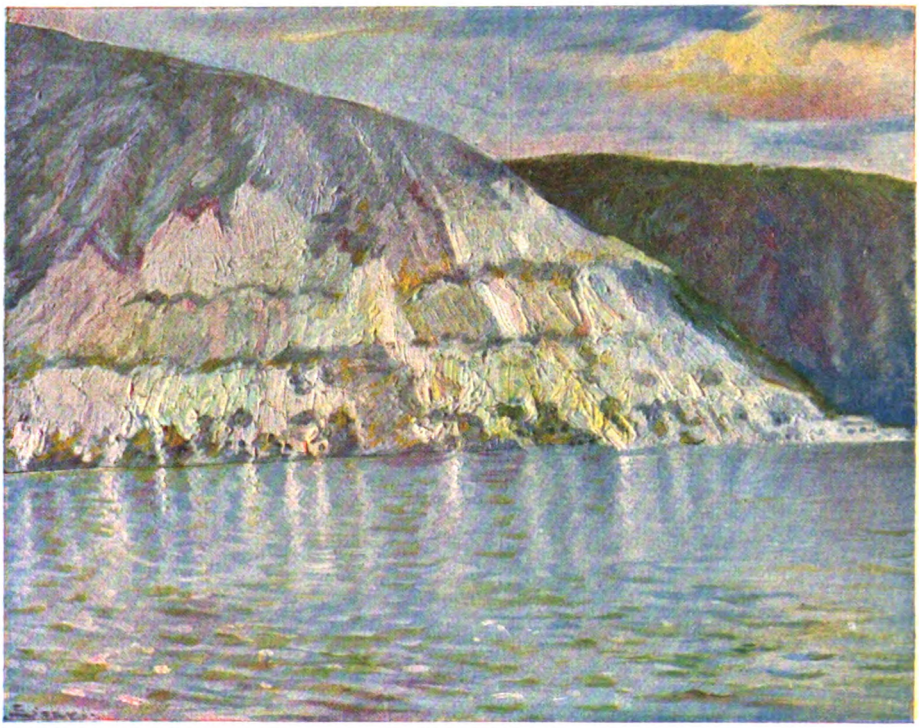
Die Alten haben für dieses ewig bewegte Tyrrhenische Meer eine Sage gehabt. Äolus, der Windgott, wohnte auf den Inseln. Aber Alleinherrscher war er nicht, sondern Hephaistos, der Herr der Unterwelt, machte ihm das Regiment streitig. Und es war eine großartig überlegene Geste, mit welcher der Gott der Schatten den unruhigen Herrn Äolus auf den Bergen der liparischen Inseln hausen und sausen ließ. Es war die Geste, die etwa ein Baumeister hat, auf dessen stolzem Palast sich närrisch lärmendes Spatzenvolk herumtreibt.

In Wahrheit nämlich ist diese Inselgruppe, die mit sieben Häuptern (Lipari, Vulcano, Salina, Filicure Alicure, Panaria und Stromboli) aus dem Meere ragt, ein Werk des Hephaistos. Aus seiner ungeheuren Schmiede im Erdinnern hat er die Inseln als unbrauchbare



Vulkan Stromboli

Digitized by Google



Bimssteinwände bei Lipari

Schlacke emporgestoßen. Eine Zeitlang hat er sie noch als Schlote seiner ewigen Feuer benützt — heute dienen ihm nur Vulcano und Stromboli als Dampfventil. Die Krater der anderen Inseln sind erloschen — ihr Feuer äußert sich nur mehr in einer uns Menschen bedeutend sympathischeren Form: an den sonnenheißen, windgeschützten Reben glühen schwarzblaue Trauben, aus denen der gefährlich süße Malvasierwein gepreßt wird, der in Mitteleuropa fast zu Champagnerpreisen verkauft wird, auf den Inseln aber acht Lire das Liter kostet.

Schlacke aus der Werkstatt des Hephaistos leuchtet weiß über das Meer herüber. So unsinnig es auch klingt: es sieht fast aus, als wenn es hier bei dreißig Grad im Schatten frisch geschneit hätte. Von dem Gipfel des Monte Sant' Angelo auf Lipari tropft es blühweiß ins Meer nieder, schon vom sizilianischen Ufer aus sah man dieses Flimmern und Gleißen über den gezähnten Drachenrücken der Wellen.

„Pomice!" erklärt der Capitano und weist mit den öltriefenden Händen, die er bei seinem Bohnenschmaus als Löffel benützt, auf das weiße Wunder.

Pomice — das ist der Bimsstein. Je näher der Dampfer der Insel kommt, desto stärker macht er sich bemerkbar. Der poröse, luftige Stein ist leichter als Wasser. Zu Tausenden tänzelt und schaukelt er auf den Wellen, die sich nahenden Ufer sind vom angeschwemmten Bimsstein hell umsäumt, in der vermeintlichen Firnwand aber werden jetzt mit dem Feldstecher dunkle Höhlen sichtbar, die Bohrlöcher der großen Bimssteinbrüche. Sie waren vor dem Kriege in Händen deutscher Unternehmer, welche die mustergültigen Anlagen ausbauten. Jetzt sind die Italiener am Werke, die Naturschätze selbst zu heben. Der Bimsstein Liparis versorgt Europa; Amerika bezieht seinen Bedarf aus dem vulkanischen Boden von Teneriffa. Jede Dame also, sei's nun in Berlin, Wien, Paris oder London, trägt in ihrem Puderbüchslein ein winziges, zu Staub zermahlenes Stück liparischen Bodens bei sich in der Handtasche.

Das Meer wird zwischen zwei ungeheure Zangen gefaßt: die Steilküste von Lipari steht in schrägem Winkel zu den Lavawänden von Vulcano. Am Strande hat der Herr dieser Erde, Hephaistos, dem Siedlungsbedürfnis der Menschen gnädig ein wenig Platz gegeben. — Da reckt sich das helle Häusergewimmel der Stadt Lipari über Hügel und Furchen hin. Einen Hafen haben die Insulaner dem Felsgestade aber nicht abringen können.

Es soll angeblich gar nicht so einfach sein, in der Stadt Lipari ein halbwegs gutes Quartier zu bekommen. Ich sah in der Hauptstraße der Stadt ein Albergo Stella d'Italia. Mir blieb es erspart, Studien der liparischen Insektenfauna zu machen. Als ich ankam, war

Digitized by Google

Straßenleben in Lipari

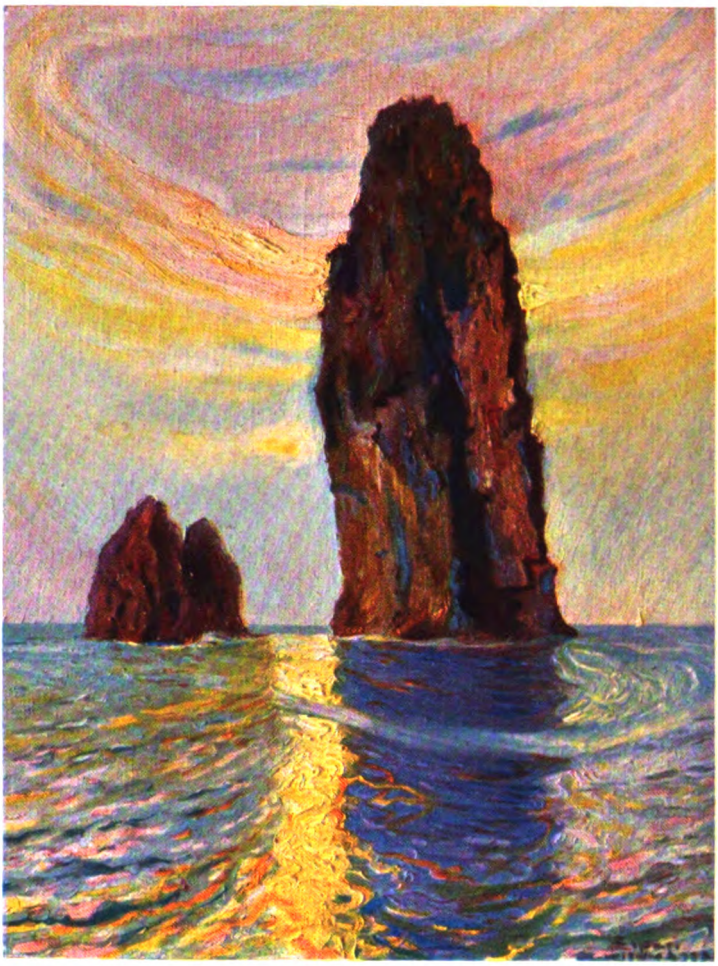
mir schon ein sauberes Zimmer bereit, und eine private Speisewirtschaft versorgte mich mit des Lebens Notdurft. Das alles hatte ich einem Briefe zu danken, den ich vorher an den Sindaco von Lipari gerichtet hatte.

Hier, fernab der großen, internationalen Reisewege, lernte ich echte Gastlichkeit und ungezwungenes Entgegenkommen kennen, hier offenbarte sich mir das italienische Volk in unverdorbenster, freier Liebenswürdigkeit, die den Fremdling mit aller Sorge und Aufmerksamkeit, vielleicht sogar mit einer gewissen Liebe umgab. Und dabei taten die Leute das ohne jeden gewinnsüchtigen Nebenzweck. Hatte schon der Sindaco, der mir Quartier und Kostplatz verschaffte und außerdem seinen Sekretär als ständigen Begleiter beigab, an mir keinen Centesimo zu verdienen, so sind auch Quartiergeber und Wirt an den lächerlich kleinen Beträgen, die ich zu zahlen hatte, gewiß nicht wesentlich reicher geworden.

Man mag sich zu Italien stellen, wie man will, man mag an Südtirol denken und dabei unwillkürlich Fäuste machen — diese Menschen auf den entlegensten Inseln im Süden Europas wissen nichts von einem Unrecht, das ihre Staatsgemeinschaft einem deutschen Bergvolk hoch oben im Norden antut. Man ist glückselig weit aus der Welt dort unten.

Der Boden ist karg und dürr, weil es oft monatelang nicht regnet. Aber dennoch nährt er die kleine Zahl der Menschen, die sich ihm anvertraut haben. Trauben und Feigen reifen in der Sonne — die Erde bietet ihre Schätze dar. In den Bimssteinbrüchen von Lipari hallen die Sprengschüsse; aus dem Krater des

Digitized by Google



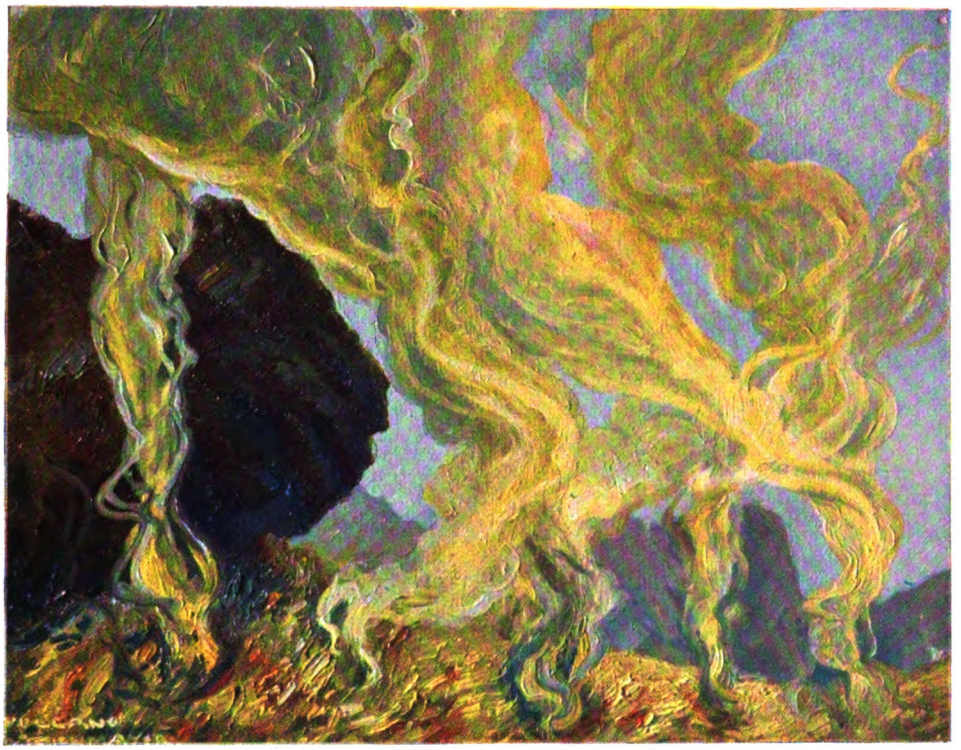
Felſen im Kanal zwiſchen Vulcano und Lipari

Vulcano wird Schwefel gewonnen, unterirdiſche Feuer heizen die Wurzelſtöcke der Malvaſierreben, und das unerſchöpflich wunderbare Meer füllt die Netze.

Das Meer! Aus ſeinen Tiefen ſind einmal, da plutoniſche Kräfte emſiger als heute an der Erdoberfläche arbeiteten, die Inſeln emporgeſtiegen. Eine Reihe lodernder Flammenſäulen, deren Glut auf dem Waſſer rotzitternde Straßen gemalt haben mag. Hephaiſtos wirbelte ſeine Eſſe auf — Äolus ergriff die Feuergarben und ließ ſie als Purpurfahnen über das Waſſer flattern. Das mag lange, Jahrmillionen vor dem Tag geweſen ſein, als Cornelius Scipio mit ſeiner Flotte in die Gefangenſchaft der Karthager fiel. Anno 260 vor Chriſtus geſchah das. Aber die Liparenſer erzählen dem Fremden heute noch, daß zu grauen Vorzeiten vor ihren Inſeln einmal eine große Seeſchlacht geſchlagen wurde. Das haben ſie in der Schule gelernt. Der heiße Atem der Weltgeſchichte hat einmal die weltentlegenen Inſeln geſtreift. Einmal, aber darauf ſind die Leute von Lipari ſtolz, und die Geſchichte von der großen Seeſchlacht wurde mir während meines Aufenthaltes mindeſtens ein halb dutzendmal erzählt. Nur jeweils ſehr verſchieden. Einmal ſollen die Karthager, einmal die Römer, dann wieder die Spanier geſiegt haben; auch die Griechen waren nach der Anſicht der Leute an den puniſchen Kriegen nicht unbeteiligt.

Seit dem Unglückstag des Cornelius Scipio haben die Wogen der Weltgeſchichte nicht mehr an das Geſtade von Lipari gedonnert. Die Inſeln gehörten bald zu Sizilien, bald zu Neapel, um im Jahre 1609 endgültig erſterem zugeſchlagen zu werden. Die Ventile der Erdfeuer waren damals ſchon lange verſchloſſen, Gras wuchs und wächſt heute noch in den weiten Kratern, und die Sonne ſiedet den Malvaſier. Nur der Vulcano — wenn man von dem ununterbrochen tätigen Stromboli abſieht — war

Digitized by Google



Am Schwefel-Krater der Insel Vulcano

ein unruhiger Geselle. Er ist ein unheimlich lauerndes Ungetüm, dessen Mantel graubraune, rissige Lavaschicht ist, aus dessen Falten und Fugen aber schwere Wolken gelben Schwefeldampfes aufschwelen. Ein grauenhaft öder Berg, tückisch und lebenverneinend. Eine Meerenge, aus deren Untiefen groteske Felszähne ragen, trennt die heitere, menschenbelebte Insel Lipari von der Insel Vulcano, auf der sich nur einige erbärmliche Hütten der Arbeiter befinden, welche dort Schwefel gewinnen. In steilen Windungen führt ein Pfad durch bröckelnde Asche und verwitternden Bimsstein zum Kraterrand empor.

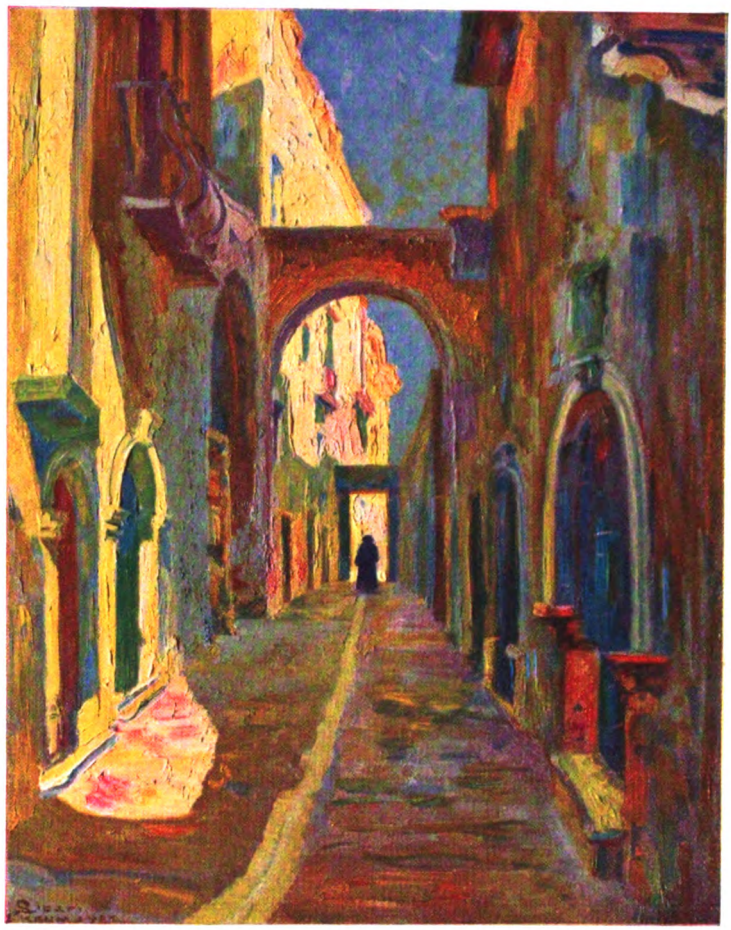
Der Vulcano aber scheint erstorben, nur die gelben Schwefelwolken wälzen sich träge und langsam über den Grat. Daher hat das plötzliche Drohen der in den Tiefen noch wühlenden Erdfeuer etwas Gespenstisches. Auch im Krater des Stromboli wächst kein Hälmchen Gras, keine stacheldürre Opuntie klammert sich an den Fels, der noch vor wenigen Jahren vielleicht brodelnd feuriger Erdkern war. Aber ein Größeres lebt dort oben, wo der gleichmäßig wiederkehrende Donnerschlag der Eruptionen die Luft erschüttert. Man hört den Pulsschlag der Erde, hört die Schläge ihres feurigen Blutes pochen. Die erstaunliche Regelmäßigkeit der Ausbrüche des Stromboli gleicht dem ungeheuren Ticken der Weltenuhr. Geologen aller Länder haben diese Erscheinung studiert und die kühnsten Hypothesen aufgestellt. Aber gelöst hat das Rätsel des Stromboli noch niemand.

Der Vulcano hingegen ist starr im Grauen des Lebenverneinens. Wenn irgendwo, so ist hier der kitschige Kinotitel „Berg des Todes" gerechtfertigt.

Natürliche Blumen, die hier nicht atmen können, hat der Berg durch Farben seiner mineralischen Schätze ersetzt. Grellgelbe Schwefelblumen, Borsäure und Salmiak haben das Lavagestein bemalt. Es ist eine erbarmungslose, lebensleere Malerei — die einfachste Butterblume der fernen deutschen Bergheimat ist schöner als die lodernde Goldpracht des Schwefels. Seevögel gleiten mit schwerem Flug von der fernen sizilianischen Küste herüber. Jetzt nahen sie dem Kraterrand — da geht ein Ruck durch ihren geradlinigen Weg, sie biegen aus, umsegeln das düstere Tor zur Unterwelt in weitem Bogen. Kein Vogel fliegt über den Krater des Vulcano. Nur die Schwefeldampfwolken ziehen wie fahlgelbe Gespenster über die heiße, trockene Insel hin.

Krater ist alles, was hier aus dem Meere steigt. Die ferne Insel Filicuri, an deren Kap Graziano sich aus einer Spalte Schwefelwasserstoffdämpfe winden, die mild übergrünte Insel Salina, die im Altertum Didyme (Zwil-

Digitized by Google



Tote Stadt. Lipari

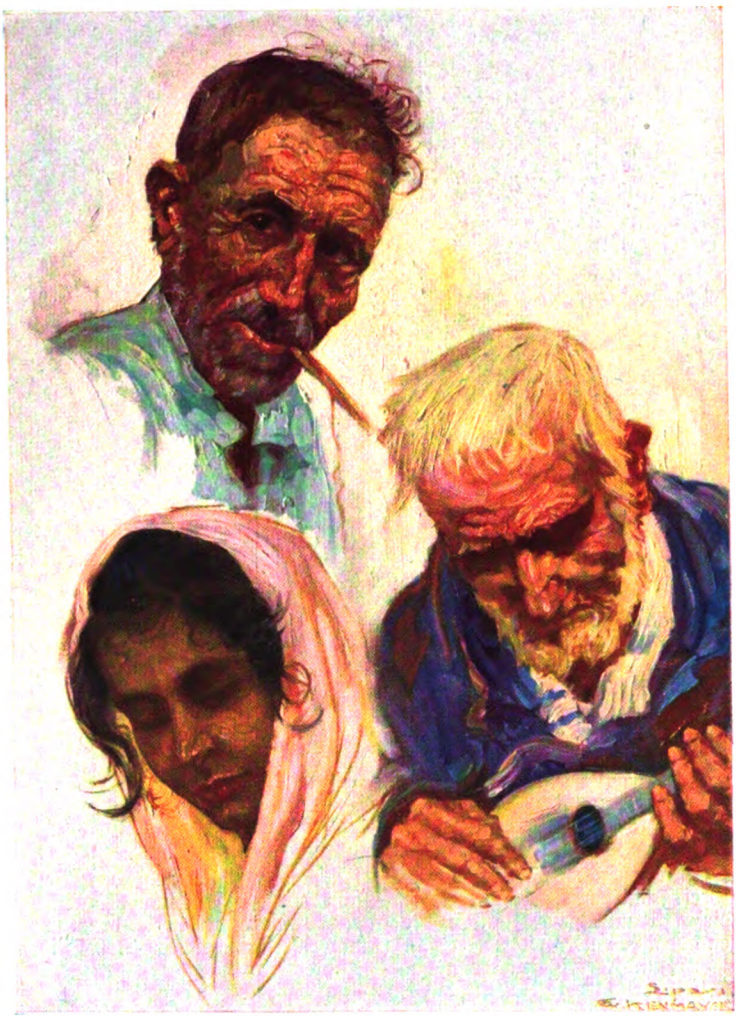
linge) hieß. Ist auch kaum ein Unterschied zwischen ihren beiden Gipfeln, dem Monte Salvatore und Vergine. Aber die Urkraft der Erde, welche diese Insel gleich anderen schuf, hat sich hier in freundliche, reiche Fruchtbarkeit umgesetzt. Zwischen den Zwillingsbergen senkt sich ein Tal nieder, das mich hier, nach all den Bildern ungebändigter Wildheit, wie ein Idyll anmutete..

Krater ist alles auf diesen Inseln, längst erstorbene Lava und Asche ruht einen Meter unter der Humusschicht. Ein Hohlweg lehrte mich das, der von Lipari zu der Einsattlung zwischen dem Monte Sant' Angelo und dem Monte Guardia emporführt. Der Hohlweg hat einen absonderlichen Namen — er heißt Via Muensinger. Niemand konnte ihn mir deuten. Was dieser alemannische Name mit dem Hohlweg ob Lipari zu tun hat, ist mir schleierhaft.

Ich ging in ansehnlicher Gesellschaft die Via Muensinger empor: der oben erwähnte Sekretär namens Paterno, eine Anzahl junger Leute und sogar zwei Carabinieri. Die wollten bei den Bauerngehöften wutverdächtige Hunde erschießen. Und wieder einmal war der Tag heiß, und die Sonne stach. Das veranlaßte die liparische Gastfreundschaft, die Leistungsfähigkeit eines deutsch-schweizerischen Bergsteigers zu unterschätzen. Und so war für den „Scrittore svizzero" ein Eselein zur Stelle geschafft worden. Dem tat es sichtlich wohl, als ich erklärte, zu Fuß gehen zu wollen. Es sah mich dankbar an, wackelte mit den Ohren und naschte von den rotsaftigen indianischen Feigen, die stachelbewehrt an den Kaktusgestrüppen leuchteten. Aber des Eseleins Freude dauerte nicht lange. Einer der liparischen jungen Herren hopste mit kühnem Grätschsprunge dem Grautier auf den Rücken, schlug ihm die Hacken in die Weichen, und da war es aus mit der Näscherei an den Opuntienhecken. Der Esel mußte traben, die steile Via Muensinger hinauf.

Der Scrittore svizzero las unterdessen in dem Historienbuch der Erde, das mit einem Male aufgeblättert vor ihm lag. Hacke und

Digitized by Google



Volkstypen. Lipari

Spaten, welche den Hohlweg in den Leib des Berges gerissen hatten, waren Verräter einer uralten Geschichte.

Es war die Geschichte einer Katastrophe. Vor vielen tausend Jahren, da war der Gipfel des Monte Sant' Angelo ein brodelndes Feuerloch gewesen. Menschliche Kultur mag er wohl nicht zerstört haben wie später so oft der Vesuv. Aber Pflanzen und vorsintflutliche Tiere wird die Lava bedeckt haben, die damals um die Flanken des Monte Sant' Angelo ein rotglühendes Netz wob. Zuerst kam die Lava — sie bildet den festen Untergrund der Via Muensinger. Über der Lava aber liegt eine etwa zwei Meter hohe Schicht festgestampfter Asche. Man kennt dieses Material von den Ausgrabungen in Pompeji. Lava und Asche bildeten den Grund, in welchen die Hohlfurche des Bergpfades eingekerbt ist. Und mit außerordentlicher Deutlichkeit konnte ich hier aus den verschiedenen Schichten lesen, was sich in längst vergangenen Zeiten zugetragen hatte. In die letzte, oberste Aschenschicht aber senken Gräser und Sträucher ihre Wurzeln, der Humus beginnt. Darüber thront der kahle Gipfel des Monte Sant' Angelo, in dessen Kraterbechern Ziegen weiden. Wie ein riesiger Leichnam ragt der beruhigte Berg über die Insel Lipari auf.

Wer aber kann sagen, daß er wirklich und auf ewig beruhigt ist? Die sizilianische Erde ruft ihren Bewohnern immer wieder ein Memento mori zu. Und auch bis zu den liparischen Inseln dringt dieser Ruf. Die Altstadt von Lipari, auf hohem Fels über dem neuen Lipari herrschend, spricht davon. Es ist eine tote Stadt, ihre Gassen sind verwachsen und geröllerfüllt, leere Fensterhöhlen grinsen

Digitized by Google

Dogana auf Lipari

auf Höfe nieder, in denen der Schutt meterhoch liegt. Zwei, drei Familien, Ärmste der Armen, haben in diesen baufälligen Häusern Notquartiere gefunden. Sonst aber stehen ganze Straßenzüge leer, und wenn der Abend naht, schleichen nur halbverhungerte Katzen schattengleich durch diese ausgestorbene Stadt. Unten, wo das neue Lipari in südlicher Gedrängtheit steht, ist es allerdings auch nicht viel lebhafter. Eine Straßenbeleuchtung gibt es nicht, die wenigen Öl- und Petroleumlampen in den Wohnungen verlöschen bald. Um die Zeit, da in den großen italienischen Städten wie Rom, Mailand, Neapel erst das aus den Hitzebanden gelöste Leben beginnt, legt sich Lipari zur Ruhe. Unheimlich finster wird es in den engen Gassen, und ich, der ich mich nachgerade gut genug im Städtchen auskannte, habe mich einmal nach einer etwas länglichen Sitzung mit Signore Paterno heillos verlaufen.

Auch dazumal auf dem Monte Guardia kamen wir in die Nacht und mußten bei schemenhaftem Sternenschein die Via Muensinger hinabstolpern. Aber die Mühe hatte sich bezahlt gemacht, denn ich erlebte vom Hochplateau des Monte Guardia aus das Nahen des Abends. Ich sah, wie die bizarren Felsfiguren in dem Kanal zwischen Lipari und Vulcano sich im Abendschleier seltsam belebten, über den hochgehenden Wellen zu tanzen schienen. Ich sah, wie die gelbe Dampfwolke des Vulcano verblaßte, bis nur mehr ein hin- und herschwebendes Nebelgespenst sich am Kraterrand wiegte. Ferne aber, über dem dunklen Klotz der sizilianischen Küste, glühte noch lange ein letzter Lichtfunken auf dem Dreitausendmeterscheitel des Ätna, und die riesige Rauchfahne des Mongibello, wie die Sizilianer ihren königlichen Berg nennen, wurde transparent, als sei eine rotbraune Seidenschleife in das bleiche Grün des Abendhimmels gewunden. Ostwärts jedoch zuckte der ewige Feuerschein des Stromboli und malte eine rotglühende Straße auf dem achatschwarzen Meer. Dieses weithin sichtbare Fanal hat schon den Schiffern des Altertums den Weg gewiesen. Ein matt verhauchendes Glühen des Feuerberges ist auch dem Reisenden sichtbar, der im Expreßzug Rom—Messina die kalabrische Küste entlang fährt. Aber der Weg ist durch Überlieferung und Nachahmung vorgezeichnet: Taormina—Siracus—Girgenti—Palermo. Das kleine Dampfboot an der Reede von Milazzo nimmt nach wie vor Kisten, Rindvieh, Geißen und daneben Menschen dieses Landes auf und stampft mit seiner bunten Last den fernen Inseln zu, auf denen man so glücklich weit von Europa entfernt sein kann.

Digitized by Google

Ein Eintänzer beichtet

Von Billie Wilder

„Hallo, Billie!" und die Folgen

Es geht mir schlecht. Ich hatte buchstäblich keinen Groschen mehr. Ich stehe auf dem Potsdamer Platz, ohne Mantel, die Knie schlottern mir vor Kälte und Hunger. Und es regnet, sowas von Regen . . .

Da höre ich hinter mir: „Hallo, Billie!"

Dieses „Hallo, Billie!" werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Ich wußte noch gar nicht, wer es gerufen hatte, ein flüchtiger Bekannter oder ein guter Freund, aber in dieser gottverdammten Situation fühlte ich sofort: es ist das Signal zur Abfahrt in ein besseres Leben.

Ich drehe langsam den Kopf. Ein junger Mann steuert auf mich zu, läuft einen Kinderwagen über den Haufen. Dann drückt er mich so fest an seine Brust, daß aus meinem Anzug Wasserströme laufen.

Das ist Roberts. Mein alter, guter Roberts. Das letztemal haben wir uns vor zwei Jahren gesehen. In Wien, Trocadero oder Pavillon. Ja, das waren Zeiten.

„Wie geht's, wie geht's?"

„Prima. Wir tanzen im Eden. Große Gage." Wir, das ist: Roberts und Yvette. Ein Tanzpaar von hervorragendem Namen. „Und dir, mein Junge?"

„Na ja, so so . . ." Ich ziehe die Ärmel meines pitschnassen Rocks hinunter, damit er die zerfetzten Manschetten nicht sieht.

„Wird schon werden!" Roberts klopft mir auf die Schulter, schreit nach einem Taxi. Fünf Minuten später sitzen wir bei Kempinski. Krebssuppe, Filet halb englisch, Pommes frites, Pfirsich Melba, Liebfrauenmilch 1917. Ich muß mich auf dem Stuhl halten, die Augen drohen mir aus dem Gesicht zu fallen, alles dreht sich vor meinen Augen, der Wein und die Pfirsich Melba. Dann bekomme ich wieder Herzklopfen, weil ich mir sage: ‚Und was morgen?'

„Werden dich schon aufpäppeln, mein Junge!"

Am liebsten hätte ich diesen braven Roberts gleich abgeküßt. Vielleicht war es gar nicht Roberts, der mir gegenübersaß, vielleicht war es der liebe Gott höchstselbst, in einer seiner raffinierten Verkleidungen.

„Hör' mal, Billie, ich hab' einen Einfall!" Ich kratze die letzten Reste vom Teller. Nur daß das Ornament noch drauf bleibt. „Du hast doch einen Smoking . . .?"

„Versetzt!"

„Macht nichts. Tanzen kannst du doch . . ."

„Ja, aber . . ."

„Halt's Maul, gute Figur hast du auch . . ."

„Was soll denn . . ."

„Schnauze sollst du halten, verstanden! Weißt du, was ich aus dir machen will: einen Eintänzer!"

„Bist wohl wahnsinnig gewo —"

„Gar nicht wahnsinnig geworden. Bevor du ganz im Dreck steckst, will ich dich lieber zu uns ins Hotel stecken, als Eintänzer!" Dann ruft er nach dem Ober: „Noch so eine Flasche! So was muß begossen werden!"

Ich springe in ein besseres Leben

Roberts hat mir zweihundert Mark gepumpt — „für vorläufige standesgemäße Installierung", hat er gesagt. Ich traute mich wieder zu meiner Wirtin, legte der Klafte 75 Mark hin, war in der Pfandleihe, holte aus der Plätterei gegenüber meinen Koffer voll reiner Wäsche, saß eine Stunde beim Friseur und bürstete und bügelte und band immer wieder meine Krawatte.

Nun sitze ich in einem Klubsessel, in der Hotelhalle, weich und weit zurückgelehnt und rauche die zehnte Zigarette schon, zu 12 Pfennig. Das also ist das Hotel, in dem ich arbeiten soll. Jetzt streift der Persianer einer Dame in schmalen, krokodilledernen Schuhen mein Knie; sie geht zu dem Lift, lächelt den Boy an, verschwindet. Ein dünner Duft von Parfüm hängt noch in der Luft und reizt meine Nerven. Der Barkellner balanciert zwei Manhattan und eine Limonade. Ich sage mir: ‚Ich bin ein Narr. Bedenken, Zweifel? Na wenn schon. Eintänzer! Die Drehtür stieß mich ins Glück, gewiß. Draußen regnet es. Erkältete Freunde vom Romanischen Café disputieren über Pfennige und Mitleid. Ich aber bin ein Tänzer. Ich weiß, wo ich heute nacht schlafen werde. Die große Welt wird um mich sein. Ich werde mit einer Frau von exotischer Schönheit tanzen . . . weiße gepuderte Arme werden eng um meinen Nacken liegen. Narcisse noir wird aus ihrem Haar quellen. Das wird mein Leben sein.'

Roberts kommt. Er stellt mich dem Tanzleiter vor. Es ist ein junger Mann, mit wachsgelbem Gesicht, die Augen rot und tränig. Scheint zu wenig zu schlafen. Verlebt. Er heißt Isin, ist gewissermaßen der Feldwebel unter den Tänzern hier. Hält mir eine butterweiche Hand hin, in der die Knochen fehlen.

Zuerst erledigen wir die Formalitäten. Von wegen der polizeilichen Anmeldung. Und der

Digitized by Google

Steuer. Er notiert alles auf einem alten Autobusfahrschein, den er in der Tasche gefunden hat.

„Was die Gage anbelangt: 5 Mark im Tag. Macht zusammen 150 im Monat. Sie tanzen nachmittags von ½5 bis 7 Uhr und abends ½10 bis 3 Uhr. Nachmittags dunkler Anzug, abends Smoking. Sie essen mit ihren Kollegen wie ein Gast. Vergessen Sie nicht: ein Eintänzer hat immer korrekt zu sein. Er ist für die Damen da. Verstanden? Nicht umgekehrt!"

Ich habe das Gefühl, soeben einen Kontrakt mit der Fremdenlegion unterzeichnet zu haben.

Es geht los

Im Saal. Gesteckt voll. Zigarettendunst. Parfüm und Brillantine. Geputzte Damen von Zwanzig bis Fünfzig. Glatzköpfe. Mamas mit schlecht entwickelten Töchtern. Jünglinge mit grellen Krawatten und hellen Gamaschen. Horden von Familien. Oben liegt die Jazzband über ihren Instrumenten und zuckt im Rhythmus, den sie fabriziert.

Herrn Isins, des Feldwebels Augen, blicken mich an: los, antreten! Ja, ja, ich tanze schon. Dort in der Ecke: die im Persianer und in den Krokodillederschuhen. Herr Isin aber klopft mir auf die Schulter. „Sie tanzen mit Tisch 46. Gleich hier."

Tisch 46: eine ältere Dame in flaschengrünem Kleid, mit langem Hals und eigelben Haaren; eine Kleine mit Stupsnase. Ich stehe vor den beiden, ein zweiter Esel des Buridan, Schweißtropfen auf der Stirne, alle Farben spielend, hilflos und zittrig. Dann schiebe ich mechanisch meinen Oberkörper nach vorn, gegen die mit der Stupsnase, spitze meine Lippen und sage ganz leise: „Darf ich die Dame bitten?" Sie grinst mich an und überlegt. Ich muß sehr dumm aussehen, in dieser komischen Stellung, den Kopf tiefrot zu ihr hinabgebeugt. Die Kleine erhebt sich, legt ihren rundlichen Arm um meine Schultern. Wir tanzen.

Das Blut schlägt gegen meine Schläfen. Meine Beine scheinen von einem Schlag gelähmt, ein endloser Tanz. Herrn Isins Gesicht lächelt gelb und fern.

Ich tanze den ganzen 5 Uhr-Tee lang mit Tisch 46. Die im flaschengrünen Kleid hat mich nach meinem Namen gefragt. Sie will jetzt öfters kommen. ‚Lieber nicht!' denk' ich mir. Um 7 Uhr sitze ich wie ein Boxer nach dem k. o. auf einem Stuhl in der Ecke. Mein Gott, da soll ich mich also jeden Tag zweimal auszählen lassen. Für 150 Mark.

Vier Musketiere — vier Kavaliere

Selbstverständlich bin ich nicht der einzige Eintänzer. Herr Isin stellt mich vor. Er führt mich zu einem Tisch, an dem die andern Gentlemen sitzen, sucht in seinen Taschen nach dem Notizfahrschein, findet ihn nicht. Also nenne ich selbst meinen Namen.

Wir sind vier: einer heißt Willy, ist Wiener. War mal beim Zirkus. Akrobatische Spiele. Aber es ging nicht mehr. Die Zähne sind schlecht geworden. Jetzt ist er in diesem Zirkus. Der zweite: irgendwie auf —ski endend. Berliner. Eigentlich Vertreter einer Papierfabrik. Daß er nur des Geldes halber tanze, sei a) ein Zeichen der miesen Zeiten, b) eine witzige Laune seinerseits. Vormittags führt er die Musterkoffer spazieren, nachmittags tanzt er. Abends hat er Bilanzen zu machen.

Dann: Professeur de danse Miguel Ferrer. Spanier. Gut geschnittenes Gesicht. Spricht kein Wort Deutsch. Nur Französisch, Flämisch, Italienisch, Portugiesisch, Holländisch und Spanisch, natürlich. Mit den andern verständigt er sich in einer Zeichensprache.

Der Ober bedient mich. Ich bekomme zum Tee ein Gedeck wie die Gäste. Das ist sehr schön. Man kann da Schlagsahne nehmen, soviel man will. Und man will immer mehr. Solange hat man so was nicht gekannt. Als ich den Rest meines Kuchens zusammenkratze, sind die andern schon längst wieder bei der Arbeit. Willy klebt an der Dicken, der schöne Spanier hebt gelangweilt seine Beine, ohne Takt, doch seine Partnerin merkt es nicht, dem Tanze hingegeben. Mein Kragen ist weiß wie Pudding und ganz verschwitzt, meine Arme schmerzen. Die beiden Kapellen oben spielen ohne Pause. Auf der Tanzfläche, kaum fünf Meter breit, quetschen sich 30 Paare. Wie Sülze.

10 nach 7 ist alles leer. Herr Isin klopft mir auf die Schulter: „Seien Sie um ½10 wieder hier. Übrigens, haben Sie heute was verdient?"

„Was denn verdient?"

„Na, Trinkgelder meine ich. Ach, Sie werden's schon lernen!"

Willy zieht zwei Zwanzigmarkscheine aus der Tasche, sieht mich verächtlich an: „Anfänger!"

Tretmühle

Also eigentlich lebe ich einen guten Tag.

Bis in den späten Mittag schlafe ich, so bis 3 Uhr. Ich habe mir sofort nach meinem Engagement eine Weckuhr gekauft. Meine Toilette dauert jetzt eine gute Stunde und sie ist von so grotesker Kompliziertheit, daß ich mich langsam vor der Wirtin zu schämen beginne. Was steht da nicht alles im Zimmer herum: Verschönerungsmittel, wie man sie nur aus den Annoncen in den illustrierten Blättern kennt, Parfümflakons, französische Seifen, Teintsalben, weiße Eau de Cologne, violette Eau de Cologne, Hautkreme in allen Farben, Puder in allen Nuancen, Lavendelwasser, Pomaden, Augenbrauenspiegel, Fingernägellack, Haarfixativ, das und jenes. Das Bad ist mit einer Massage verbunden. Meine Beine schwimmen in dem seifigen Wasser. Meine braven Beine, meine Brotgeber.

Viertel nach vier muß ich aus dem Hause, denn die vom Hotel nehmen's mit der Pünktlichkeit sehr genau. Halb fünf ist Antreten. Sonst fühle ich mich hier schon wie daheim bei

Digitized by Google

Muttern. Ich bekomme auch Trinkgelder. Zwei Damen aus dem Grunewald nehmen Unterricht bei mir, sie wollen den Tango perfektionieren. 12 Mark die Stunde. Mit meinen Kollegen spreche ich eigentlich wenig, ich bin einfach da, wie einer im Büro. Nur: guten Tag, adieu. Was verdient? Wer war denn die Fesche, die mit den zwei Herren im Auto? Hast du eine Zigarette übrig? Sauwetter heute. — Und so.

Nachdem ich das erste Stadium meiner Ausbildung hinter mir habe, suche ich mir die Damen, mit denen ich tanze, selbst.

„Merken Sie sich das: Sie sind nicht zu Ihrem Vergnügen hier. Sie haben zu tanzen. Auch mit Damen, die Ihnen nicht gefallen. Ja, je weniger sie Ihnen gefallen, desto ehrlicher und gewissenhafter verdienen Sie Ihr Brot. Jeden Tag mit der Greta Garbo tanzen — und dafür noch 150 Eier im Monat erben —, mein lieber Freund, das ist keine Kunst. Dazu braucht man Sie hier nicht."

Ich verdiene ehrlich mein Brot. Ehrlich und schwer. Ich tanze gewissenhaft, aber wunschlos, lustlos, ohne Gedanken, ohne Meinung, ohne Herz, ohne Hirn. Das heißt: nur von einem Wunsch, von einem Gedanken beseelt — ich will ein Paar große, karierte Pantoffeln, einen breiten Stuhl — und in dem will ich schlafen, in alle Ewigkeit, Amen.

Aber meine Beine gehören dieser Tretmühle. Unermüdlich haben sie im Rhythmus zu stampfen, ewig eins zwei, eins zwei, eins zwei. Ich tanze mit jungen und mit alten Frauen, mit ganz kleinen und mit andern, die zwei Köpfe größer sind als ich; mit hübschen und mit weniger reizvollen; mit ganz schlanken und solchen, die Entfettungstee trinken; mit Damen, die den Kellner nach mir schicken und mit verzückt geschlossenen Augen den Tango auskosten; mit Gattinnen, mit Mondänen, die Monokel tragen und deren Kavaliere, des Tanzens selbst unkundig, mich verpflichten; mit peinlich ungeschickten Zugereisten, denen ein Ausflug nach Berlin ohne Five o'clock-tea sinnlos scheint, mit splendiden Ausländerinnen, mit Damen, die tagtäglich da sind und von denen man nicht weiß, woher und wohin.

Es ist kein leichtes Brot. Auch keines, das sentimentale, weiche Naturen essen können. Die, die es aushalten, können davon leben. Ich werde nicht verhungern. Mein täglicher Einnahmedurchschnitt ist 20 Mark. Die Praxis macht es. Man lernt langsam, Trinkgelder schnappen. Allerdings gehört dazu ein guter Blick. Man muß Psychologe sein. Keine Frau wagt es, einem weniger als 5 Mark anzubieten. Aber es kommen auch Gaben von über 100 Emm vor, hat man mir gesagt. Im vorigen Jahr soll hier ein Eintänzer einen fabelhaften Wagen geerbt haben. Na, guten Appetit, muß die Spenderin mies gewesen sein!

Immer weiter rotiert die Tretmühle. In meinem Notizbuch mehren sich die Vormerkungen für die Tanzstunden. Sonntag vormittag habe ich fünf Stunden. Peinlich ist es nur, daß man nicht mehr richtig ausschlafen kann.

In den ersten zehn Tagen habe ich über 400 Emm verdient. Aber das ging bald drauf: man muß sehr viel für Garderobe und Wäsche ausgeben. Und jetzt habe ich mir für die Stunden einen Kofferapparat und dazu die neuesten Platten anschaffen müssen.

In diesen ersten zehn Tagen habe ich noch etwas erlebt, das will ich Ihnen nicht verschweigen, nämlich:

Die Sache mit Kant

Um drei Uhr nachts bittet mich eine hübsche, schwarze Frau, sie nach Hause zu begleiten. Vorher habe ich mit ihr getanzt, wir haben Sekt getrunken, aber gesprochen haben wir nichts miteinander. Sicher hat sie gedacht, ich bin ein Kretin, mit zwei Tanzbeinen. Einmal nur hat sie gefragt: „Glauben Sie, daß der Walzer wiederkommt?" — „Ja!" hab' ich geantwortet. Und dann war wieder für zwei Stunden Ruhe.

Also um drei Uhr sollte ich sie nach Hause bringen. ‚Meinetwegen,' denke ich. Ich rufe ein Taxi. Sie sagt eine Adresse, in der Kantstraße, ja in der Kantstraße, das war es. Ich bin nervös, blicke durch die Seitenfenster auf die Lichtreklamen, durch die Scheiben auf den nassen Asphalt. Der Wagen hält. Ich helfe der Dame aus dem Auto. Das Taxi fährt davon. Sie öffnet die Haustür. Wird sie mich noch zu sich hinaufbitten?

Jetzt dreht sie sich plötzlich um, sieht mir in die Augen und fragt todernst: „Wissen Sie, wer Kant überhaupt war?"

Wer Kant war? Ach so. Die Gute. Sie will mich rasch noch prüfen, ob ich wirklich so blöde bin. Ich will ihr die Pointe nicht verderben. Schließlich hat sie im Hotel fast hundert Mark bezahlt, für Sekt und so. „Wer Kant war? Ein Schweizer Nationalheld!"

Sie verzieht den Mund ein wenig, hebt ihre Hand und streichelt meine Wange, wie einem armen, irren Kinde. Dann will sie mir Geld geben. Danke. Jetzt nicht. Sie sieht mich verwundert an. Schließt dann das Tor von innen. Ich stelle meinen Mantelkragen hoch und gehe langsam durch den Regen nach Hause.

Was ich noch sagen möchte

Ich bin älter geworden. Mit dem Eintänzer ist es aus. Sie haben mich wegen irgendeiner Frechheit hinausgeschmissen. Auf die Dauer war das nichts. Seither habe ich schon wieder drei neue Berufe gehabt. Manchmal aber nehmen mich Bekannte zur Seite und fragen leise: „Du, Billie, wie war das damals? Muß doch fesch sein, so was?"

Himmel. Ist ja alles schnurz. Ob Tellerwäscher oder Hühneraugen-Operateur. Die Hauptsache ist, daß man was zum Futtern hat. Nur sich nicht schämen. Zum Schluß werden wir vielleicht doch mal Minister.

Aber nein — da möchte ich doch lieber wieder eintanzen. Ahoi!

Digitized by Google

Der Trödlerladen

Kaum nimmt der noch vom Schlafen blasse,
Erwachte Morgen seinen Lauf,
In einer schwarzen, engen Gasse
Ein Laden macht die Augen auf.
Er öffnet seine alten Türen
Für alles mögliche Gesind,
Um lächelnd alle einzuführen,
Die mühselig und beladen sind.

Ein Teppich zog aus Persien aus,
Er kam in ein feudales Haus,
Er diente lang im Teesalon
Für hundert Taler Grafenlohn;
Nun wandert er zum zweitenmal,
Doch altersschwach und farbenfahl,
Nach neuen Lebenszielen aus
Und tritt ins alte Trödlerhaus.

Zwei gelbe Schuhe wackeln schon
Herbei aus einer Vorstadtstraße,
Sie setzen sich mit schrillem Ton
Eng neben eine blaue Vase
Und fangen von den stolzen Beinen
Der Tänzerin zu grollen an,
Die sich von reicher Liebe einen
Viel feinern Lackschuh leisten kann.

Ein Mantel, der den Herrn verließ,
Weil dem der Beutel wollte schwinden,
Schleicht, trotz man ihn willkommen hieß,
Verschämt durch lauter alte Flinten;
Und weil ihn keine will erschießen,
Nimmt er zur Ecke seinen Lauf,
Wirft gram vom Tisch zwei bronzne Schließen
Und hängt sich jäh am Nagel auf.

Ein großer Ritter kommt gegangen
Wie eine alte, graue Mär,
Verrostet an den Eisenspangen,
Pferdlos und ohne Schild und Speer;
Er setzt sich schläfrig in die Ecke
Und wartet traum- und hoffnungsschwer,
Bis ihn ein Uhrenkuckuck wecke
Für den Theaterregisseur.

Zinnteller, altertümlich blank,
Die hochbefahrt ins Rollen kamen,
Weil steinerne im Küchenschrank
Die alten Plätze ihnen nahmen,
Gesellen einer Künstlergeige
Sich als Tschinellen klirrend bei,
Zu spielen trotz des Glückes Neige,
So gallig das Konzert auch sei.

Selbst Chinas köstliche Geschirre,
Auf stolzen Schiffen eingeführt,
Bewundert einst im Festgeschwirre,
Stehn weiß und rot, von Scham berührt.
Sie brachten nichts als öde Leere
Nach kunterbuntem Wanderschritt,
Statt Tee und Mokkas würziger Schwere
Aus schwelgenden Palästen mit.

Ich stand, spricht eine Säulenuhr,
Einst stolz im roten Schwelgersaale,
Ich maß beim Tanze jede Tour,
Ich maß den wirren Rausch beim Mahle;
Ich maß die fette Seligkeit
Verliebter Leute in den Nischen
Und warnte laut: Nun ist es Zeit!
Geht, geht! Und laßt euch nicht erwischen!

Ergraute Heilige, die steif
Sich standen am Altar das Bein,
Pilgern, von bunter Welt gelockt,
Ins irrsalreiche Leben ein
Und wagen sich zur Tänzerin
Aus pudelnacktem Porzellan,
Die lüstern schon bei der Geburt
In Meißen fing zu tanzen an.

Und Joseph, flüchtend nach Ägypten,
Treibt seinen Esel auch hinein
Und hängt ihn lässig dem gerippten,
Verstaubten Tod ans morsche Bein,
Daß die Maria bleich erschrickt
Und auf ihr Kind die Augen senkt,
Weil sie, wenngleich ihm längst entrückt,
Noch immer an Herodes denkt.

Mephisto, sonst der Wahrheit scheel,
Voll Argwohn, Schelmerei und Tücken,
Naht sich dem heiligen Michael,
Versöhnlich ihm die Hand zu drücken.
Hier straft kein Himmel mehr den Zweifel
Und keine heiße Hölle quält,
Hier eint sich vieles, meint der Teufel,
Was je sich fluchte in der Welt.

So kriecht des Nachts die schwarze Zeit
In jedes alte Uhrenspiel,
Sie füllt die Kästen tief und weit,
Sie treibt die Räder ohne Ziel.
Die Zeiger gehn im Dunkel um,
Das Zifferblatt hat kein Gesicht,
Und alle Dinge werden stumm
Vor diesem letzten Weltgericht.

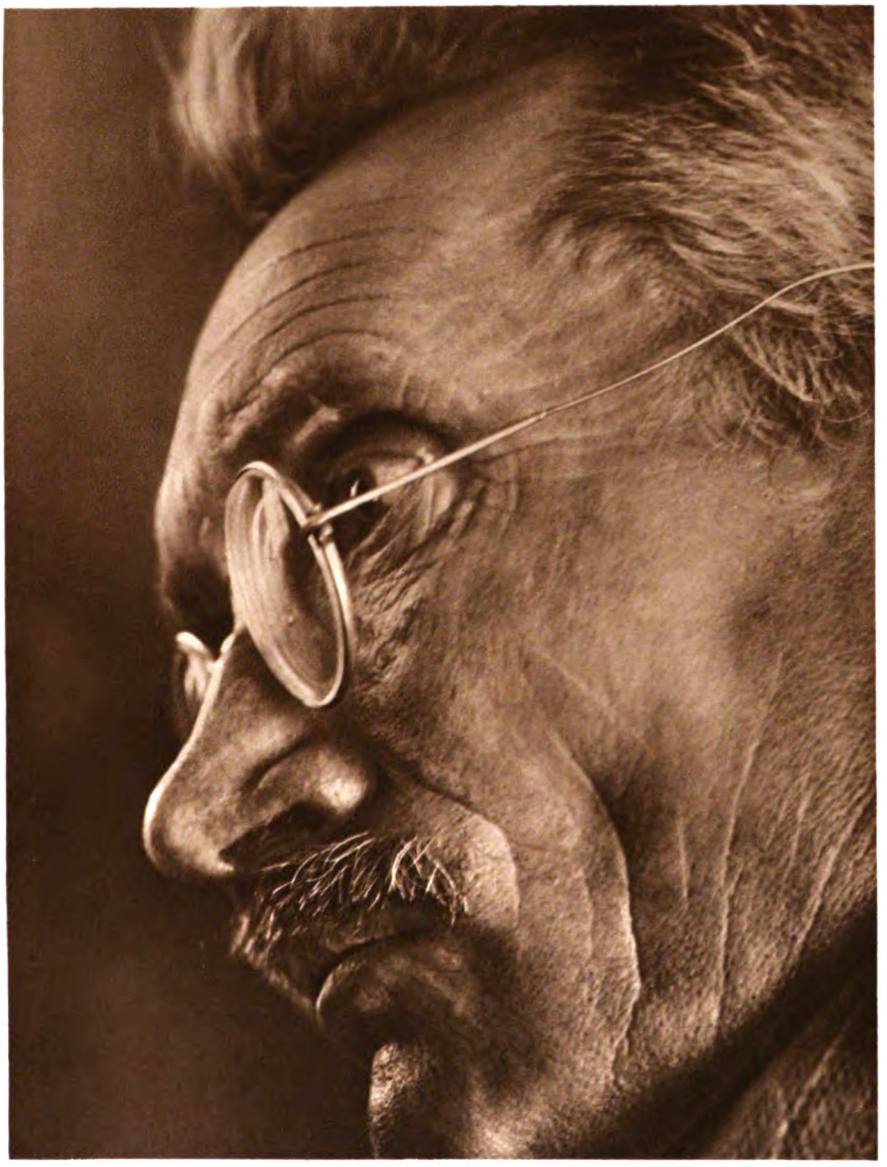
Gottfried Kölwel

Digitized by Google

Die Lichtbilder von Helmar Lerski

Von Dr. Konrad Hahm

Der Film, das bewegte Bild, hat zuerst technisch die Unabhängigkeit der Photographie von den Grundsätzen und Grenzen der Malerei gezeigt und brachte eine größere Aktionsfähigkeit, etwas „bildlich" darzustellen. Dieser Durchbruch führte bald zu einer Umwälzung der photographischen Praxis und ihrer Regeln. Die Freude am „Momentbild", am Festhalten von bildlichen Eindrücken allerart führte zu einer bewußten Vertiefung dieses Momentanen, das die Kamera viel besser gibt als die Mittel der Malerei.



Wäschefahrer

Digitized by Google

Junge Proletarierfrau

Darüber hinaus zeigten sich Versuche, einen Schritt weiterzugehen und über die mechanisch-technische reine „Aufnahme" zu einer bewußten Gestaltung durch Licht und Linse zu gelangen. Im Vordergrund dieser Versuche stehen als die folgerichtigsten die Lichtbilder von Helmar Lerski in Berlin. Es ist bemerkenswert, daß dieser Künstler das Problem des Lichtbildes besonders an einer Aufgabe, die auch immer die vornehmste Darstellungsaufgabe in den Künsten war, nämlich am menschlichen Antlitz, studiert. Während die führenden Salonphotographen heute noch immer ihren Ehrgeiz darein setzen, bemerkenswerte Typen zu finden oder ihre Bilder durch unscharfe Einstellung, literarische Drapierung und technische Tricks „interessant" zu machen, bedeutet für Lerski das Objekt nur eine Folie für das Lichtspiel. Sein Ziel ist die Wahrhaftigkeit des Eindrucks nicht durch Verschleierung, durch Tonigkeit oder Pose zu erzielen, sondern durch die Schärfe der Lichtwirkung am natürlichen Objekt. Wenn er

Digitized by Google

Gelegenheitsarbeiter

aus den hier abgebildeten Köpfen eine so erstaunliche seelische Sprache herausholt, so geschieht es nicht, weil einiges weggelassen, anderes betont oder versteckt ist, sondern weil er aus diesen einfachen Gesichtern (es sind ja Menschen, die wir, wenn wir ihnen begegneten, vermutlich niemals „sehen" würden) das Wunder des Lichtes und das Wunder der Menschlichkeit hervorzaubert. Das ist kein Zufall, sondern der Lichtbildner Lerski verwendet bewußt das Licht, wie er es will, um die ihm vorschwebende Bildniswahrheit herauszuleuchten. Er läßt nichts weg, verhüllt nichts, sondern verstärkt das Vorhandene, genau wie es die Hand des Bildhauers am plastischen Porträt tut. Diese Steigerung eines vorhandenen Ausdrucks über die allgemeine oder zufällige Linie hinaus zu einem Bildnis, hinter dem das Vorbild gleichgültig bleibt, geht offenbar über die Grenzen der bisherigen photographischen Dogmatik hinaus, die noch immer mit dem Odium der momentanen Berichterstattung und der sogenannten Objektivität belastet

Digitized by Google

Obsthändlerin

ist. Das geschieht aber doch, um für die Photographie Neuland zu erobern, das ihrem eigensten Wesen entspricht. Welche künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten bieten sich hier für den Film, der noch heute, trotz aller Aufnahmetechnik und genialer Regie, eine reproduzierte Bühne ist und wenig von den Wundern des Lichtspiels erfaßt hat. Es scheint, wenn man sich in die Köpfe Helmar Lerskis vertieft, in den alten Fahrer eines Wäschewagens aus den Straßen der Millionenstadt oder in die junge Proletarierfrau, als ob da nichts mehr aus zweiter Hand ist, nichts mehr reproduziert, sondern alles produziert ist, unmittelbare Sachlichkeit und doch seelisches Diagramm, das über die Zufälligkeit körperlicher Mechanismen hinaus zu uns spricht. Der Ernst, die Eindringlichkeit dieser Bilder ist nicht in üblicher Weise photographiert, sondern mit schöpferischem Geist im wahren Sinne des Wortes „belichtet" worden. In dieser Lichtkunst hat Lerski einen Weg gewiesen, mit dem sich fortan die optische Bildnerei, das großartige neue Ausdrucksmittel unserer Zeit, wird auseinandersetzen müssen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Neue Romane. Von Hanns Johst

Gerhart Hauptmann
Buch der Leidenschaft (S. Fischer, Berlin).
Karl Federn
Hauptmann Latour (Sponholtz, Hannover).
Kurt Gerlach
Zwischen den Fronten (Hellerhaus-Verlag, Hellerau-Dresden).
Franz Schauwecker
Aufbruch der Nation (Frundsberg-Verlag, Berlin).
Richard Euringer
Fliegerschule 4 (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg).
Theodor Plivier
Des Kaisers Kulis (Malik-Verlag).
Theodor Plivier
12 Mann und ein Kapitän (E. Weller, Leipzig-Wien).
Peter Martin Lampel
Verratene Jungen (Societäts-Druckerei, Frankfurt).
Felix Salten
Fünfzehn Hasen (Zsolnay-Verlag, Wien).

Gerhart Hauptmann läßt ein Buch der Leidenschaft erscheinen. Er schildert den Verfall einer Ehe und den Beginn einer zweiten. Ich habe Hauptmann selten bewundert wie in diesem Werk. Er beginnt scheinbar so ungeschickt wie möglich. Er läßt seinen Helden am 10. Dezember 1894 in sein verschneites Landhaus heimkehren, er läßt seine Familie weihnachtlich auf ihn eindrängen, ihn bedrängen und er läßt ihn so gleichzeitig äußerlich Familienvater und innerlich Liebhaber sein, — denn der Mann, der die Arme um seine Frau legt und seine Hand in die Hände seiner Kinder, der gleiche Mann trägt in seinem Herzen das Bild einer Begegnung mit einem jungen Mädchen. Ein Mann in solcher Zwitterstellung, in der Halbheit seiner schwankenden Haltung, ein Mann, der selber nicht weiß, wo er hingehört, ist kein sehr sympathischer Held. Er ist bestenfalls ein halber Held.

Und dieses Thema ist zudem nicht ungewöhnlich, im Gegenteil leider ziemlich alltäglich, diese Mischung von Konvention, Lüge, Verlangen, Unsicherheit, Sehnsucht und Reue. Dieses Thema ist auch in der Literatur nachgerade erschöpfend behandelt, ja Hauptmann selbst hat es dramatisch in den „Einsamen Menschen" verarbeitet.

Diese Befürchtungen vorausgesetzt, ist es nun um so erstaunlicher, feststellen zu müssen, daß dieses Buch der Leidenschaft leidenschaftlich erregt, leidenschaftlich unmittelbar jeden in seine saugende Unruhe zwingt und den Verfall einer Ehe ebenso grausam wie minutiös schildert, das Verhaftetsein in einer neuen Liebe ebenso stürmisch wie zärtlich auszuschmücken vermag.

Dieses Buch kennt keine Fabel, keine Handlung, es ist ein Tagebuch. Alles löst sich in eine Art Reflexion auf, die ergreift, weil sie notwendig ist und tief. Wir nehmen teil, wir wenden die Tagebuchblätter, in die hinein diese Notizen, diese verfieberten Niederschriften eingetragen werden. Wir erleben jede Regung eines Herzens, das, zwischen zwei Herzen getrieben, den eigenen Antrieb zu verlieren scheint und doch, von den magischen Kräften der Liebe gespeist, über die eigene Verwirrung hinaus in ein neues Dasein gesteigert wird.

Das Buch endet nach zehn Jahren Flucht und Kampf, nach tausendfacher Niederlage und nach unzähligem Erliegen mit der juristischen Scheidung der Ehe und mit der standesamtlichen Sanktionierung der freien Liebe, die sich allerdings mit diesem Schritt in ihrem Element aufhebt und dort beginnt, wo vor zehn Jahren die erste Ehe zu zerbröckeln begann: in und an der Verpflichtung!

Dieses Buch ist das allgemein-menschliche Ehedokument um die Jahrhundertwende im bürgerlichen Lager, genaueste Darstellung aller Nöte und Nötigungen. Das Leben ist als Produkt von Umwelt und leidenschaftlichen Gegebenheiten erotischer und psychischer Art gesehen. Dieses Werk ist vielleicht die letzte und klassischste Rechtfertigung des Naturalismus und seiner Zustände: die Leidenschaft noch wird gebucht, sie wird Buch! Die Buchführung und die Lebensführung gehen ineinander auf, es bleibt kein metaphysischer Rest. Alles ist Natur. Das Ethos der Ehe liegt in der Vergangenheit als Wert, und dort, wo die Pflicht und das Versagen zu beginnen hätten, also der eigentliche tragische Kampf, bekommt ein bedingter Freiheitsbegriff das weltanschauliche, neue Wort.

Aber kein Pharisäertum soll sich bei dieser Feststellung etwa einschmuggeln dürfen. Wir Jüngeren lieben nur dergleichen Miseren als Schilderung nicht mehr, weil wir größere Nöte als dergleichen private Erörterungen erleben mußten. Persönliches Unglück, das zudem schließlich eine Lösung findet, die wenig originell ist, dünkt uns als Vorwurf und Stoff fragwürdig. Stammte dieses Buch nicht von Gerhart Hauptmann, es würde weniger fesseln als so, da es dokumentarisch interessiert.

Und hier liegt die größte Gefahr dieses Romans. Die Tagespresse nimmt das Werk als eine Art bekennerisches Dokument, als eine Art mehr oder weniger versteckte Auto-

Digitized by Google

biographie — obgleich Hauptmann diese Deutung durch ein Vorwort entrechtet. Es besteht die grausame Möglichkeit, daß diese Dichtung als Wahrheit von Gerhart Hauptmanns wirklichem Leben entziffert wird.

Als Du-Bruder von Carl Hauptmann und engster Freund von dessen Gattin, der Schwester jener Ehefrau Melitta des Romans, fühle ich mich gezwungen festzustellen, daß es sich nur um Dichtung handelt, daß sowohl Melitta wie Julius wie Lore rein erfundene Personen, daß ferner auch die anderen Gestalten alle ohne tieferen Wirklichkeitsgehalt, phantastische Geschöpfe von Gerhart Hauptmanns Gnaden sind.

Ich habe in den unveröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen Carl Hauptmanns nachgelesen (sie werden erst nach dem Tode Gerharts erscheinen) und die exakte Bestätigung meiner Annahme gefunden, darüber hinaus hätte mir meine Menschenkenntnis genügt, um die phantastischen Verzeichnungen dieser Arbeit ohne weiteres zu erkennen.

Ich warne also nachdrücklich alle Literarhistoriker, die dieses Buch der Leidenschaft als Materialquelle verwerten möchten. Es stimmt nichts. Nur ein paar sehr oberflächliche, äußerliche Parallelen sind gegeben. Im großen und ganzen handelt es sich um eine freie Dichtung, ohne autobiographische Grundlage.

Wer trotzdem — und jede Dichtung bleibt natürlich irgendwie ein Selbstbildnis ihres Dichters — dieses Werk auf Gerhart Hauptmanns Werdegang und Charakter hin lesen will, muß jedenfalls wissen, daß alle Kulissen willkürlich verzeichnet sind, alle Requisiten phantastisch verzaubert wurden und alle Gegenspieler genau so gesehen und benutzt sind, wie es den Autor gut dünkte zu seiner persönlichen Rechtfertigung. Der Leser darf sich also keiner Beichte gegenübersehen, sondern einem Plädoyer von sehr geschickter Eindringlichkeit, die alle Elemente in das Unrecht drückt, die sich der eigenen Auffassung und der persönlichen Leidenschaft entgegenstellen mußten, aus den Gesetzen ihres Lebens heraus, das ihnen schließlich genau so viel wert ist, als dem Gerhart Hauptmann das seine...

Ein einziges Recht hat der Held dieses Buches für sich und seine Auffassung: Das Recht des Überlebenden ...

Aber lassen wir die Befürchtung, diese Handschrift möchte über den Tag hinaus als Biographie gewertet werden, freuen wir uns an der Gestaltungskraft des großen Lynkäus, an der genialen Niederschrift einer Leidenschaft, die liebt und wirbt und leidet, um die geworben und gelitten wird und die um ihrer selbst willen wert ist, Gestalt zu sein und Buch zu werden.

★

Das Dokumentarische spukt heute in vielen Veröffentlichungen privaten Charakters, die sich zu schlechter Letzt als Roman in den Buchhandel drängen.

Die große Mode in der Kriegsliteratur mag mit an diesem Fehler Schuld haben.

Kriegsteilnehmer, die ihre Erinnerungen herausgeben, glauben damit ohne weiteres künstlerische Geltung beanspruchen zu dürfen und ein kleines Anrecht auf eine Remarquesche Million zu haben. Sie lassen fast alle die Gestaltung ihres Erlebens vermissen, die Erzeugung jener dichterischen Atmosphäre, die das persönliche, zufällige, schließlich Unwichtige und Unwesentliche in das Allgemeingültige erhebt.

Unter den Büchern, die um diese Notwendigkeit wissen und daher das allzu Private meiden oder im Persönlichen zumindest Persönlichkeitswerte, einen gewissen literarischen Reiz, zeigen, nenne ich: Hauptmann Latour von Karl Federn.

In diesem Hauptmann Latour ist der Versuch gemacht, eine Art feldgrauen Till Eulenspiegel zu prägen. Ein Adelsmensch, dessen Beruf der Soldatenstand ist, der den Krieg heiter nimmt, bis der Krieg ihn ernst nimmt und schließlich ernst, still, stiller und stumm macht.

Das Buch wächst aus Anekdotischem, holt aus kleinen Begebenheiten, aus Soldatenwitz, aus Situationen ständig mehr und mehr Charakter, Gesinnung, sogar Schicksal. Es sind ein paar Szenen darin, die die Handschrift eines Dichters verraten, die bereits so objektiviert sind, daß ich vermuten möchte, Karl Federn hat den Krieg selbst nie gesehen.

★

Zwei reine Kriegstagebücher zweier Infanteristen: Kurt Gerlach, Zwischen den Fronten und Franz Schauwecker, Aufbruch der Nation. Kurt Gerlach heißt das Ich, das er durch die Katastrophen des Weltkriegs hetzt, ein wenig manieriert: Mann.

Die Werte dieses Buches ruhen in der Unmittelbarkeit seines Bekenntnisses, in der tapferen Haltung seines Herzens.

Das Sächsische gibt hie und da spezifische Färbung in Rede und Witz. In der dichterischen Gestaltung geglückt: der Gegenangriff am 21. März vor Cambrai. Hier ist alles Persönliche, alles Mechanische nur Mittel zum Zweck. Alle Schilderung verdichtet sich in einem grandiosen Rhythmus von Bewegung, Energie und vergeistigter Kraft. Nichts an diesen wenigen Seiten Prosa ist unnötig oder Sentenz, Reflexion, Auseinandersetzung. Alles ist Schilderung, Vorgang.

Der Schluß dieses Buches erreicht noch einmal diese große, sachliche, epische Bedeutung: Das Leben von Mann endet als Buch in dem Augenblick, da dieser rechtschaffene Soldat von seiner Kompagnie 1918 seinen Paß erhält, in dem, wie mathematische Zeichen, die Daten der Schlachten eingetragen stehen und der ärztliche Befund. Nichts hat

Digitized by Google

nach allem dieser Mann in der Hand als diesen Paß! Dieses Ende ist eine Ballade!

Ganz autobiographisch mutet Franz Schauweckers Buch: Aufbruch der Nation an. Es ist neben Renn vielleicht das charakteristischste Buch vom Kriege. Von einem soldatischen Geistigen, besser von einem geistigen Soldaten geschrieben, teilt es die Taten und Tatsachen mit, ohne Pathos, ohne Überhebung, mit einem Atem, der sich beherrscht. Die große Sehnsucht dieses Epos ist: aus allen Lagen und Niederlagen einen seelischen Raum zu gewinnen für den metaphysischen Glauben an die deutsche Nation, die das Leid dieses verlorenen Krieges erleben mußte, um ihrer Wiedergeburt willen.

Dieses Werk wächst aus Persönlichem, aus einer Persönlichkeit, deren Gesinnung rein, tapfer und groß besteht. Geschildert ist das Zugrundegehen des einzelnen, das Erliegen der einzelnen, der Kampf und die äußere Niederlage. Das Positive, das Weltanschauliche, das Metaphysische ist leider nicht dichterische Vollendung geworden.

Das Buch endet zu jäh, endet unvermittelt, wie dieser Krieg für die Frontsoldaten endete. Für den Soldaten Schauwecker ein Ehrenzeichen . . . für den Dichter, für den Roman „Aufbruch der Nation" ein Zeichen von Mangel an gestaltetem Raum! Streicht man die letzten fünfzig Seiten dieses Buches, so ist es der erste Band eines Romans, der, um einen zweiten Band bereichert, die Welt, die Zeit, die Charaktere und das Schicksal der Nation unserer Epoche eindringlich einzuordnen berufen wäre.

★

Ganz zum Ichstil bekennt sich Richard Euringer, der im Buch der Mannschaft in seiner Fliegerschule 4 die Umwelt der Fliegerei, das Experiment neuer Motoren und den Übungsplatz der Anfänger beschreibt. Das Buch bleibt temperamentvolle Berichterstattung ohne eigenen, literarischen Stil. Es zeigt einen Soldaten, der seine Pflicht tut. Es interessiert durch sein Milieu.

★

Endlich nenne ich das Kriegsbuch von Theodor Plivier: Des Kaisers Kulis, das Buch eines Revolutionärs, das Manifest eines Hasses gegen den Stab, ein Buch der Kritik an der Führung.

Ich verstehe von der Marine so wenig wie eine Fliege von der Eiszeit. Es steht mir also gewiß nicht an, auch nur mit einem einzigen Wort Stellung zu dem Erlebnischarakter dieses Buches zu nehmen. Eines ist gewiß: Plivier erreicht selbst im nationalen Menschen — als den ich mich anspreche — Bedrängnis, Sorge und Bedrückung. Die wilden Seeleute, die hier als Maschinisten und Heizer, als Matrosen Dienst tun, zwingen allmählich den Leser in ihre Reihen. Man mag wollen oder nicht, man wird Matrose!

Die Abneigung, die wir Landratten gegen das Gesindel des Novembers 1918 in uns haben, jenes Matrosenpack, in dem wir sinnlose Meuterer sahen, wandelt sich, und wir sehen Menschen in ihnen, die sich kollektiv einsetzen für eine Ordnung, in der sie mehr sind als schmutzige Kulis an faulen Turbinen und eingeschlafenen Geschützen. Plivier vermag es, das Politische vergessen zu machen, er besitzt die gestaltende Kraft, politische Abneigung in künstlerische Anziehung zu verwandeln. Die Welt der Matrosen, ihre rauhen Töne und die besondere Art ihres Lebens ist gemeistert.

Das, was der Film Potemkin nicht konnte, ist hier Ereignis geworden. Derb, brutal und roh ist die Sprache, derb, brutal und roh ist die Handlung dieses Buches. Alles explodiert zerreißend und vernichtend aus einem Herzen, dem man zu viel Drill und Last zumutete, dem man zu wenig Achtung, Einsicht und Liebe entgegenstellte. Plivier läßt gleichzeitig Novellen erscheinen, und dort dokumentiert er sein Dichtertum. Verbleibt sein Roman noch zu sehr im Eigensinn einer kämpferischen Rechthaberei, in der Klage und Anklage (und seine Anklage behält sittlichen Wert, weil sie aus dem Leid der Klage notwendig herausquillt!) über die Willküren dieses Krieges, so sind seine Novellen reine Gesänge einer schauenden Natur. Das Exotische des Seemannslebens überwuchert nie den Gehalt des Menschlichen, die Handlung der Novellen verbleibt immer lebendig und plastisch.

Ich erwähne die zwei kürzesten Erzählungen als markante Beispiele seiner Art:

Im Bruch. Ein alter Seefahrer rollt die Antofagastabahn hinunter in den Salpeterhafen. Verbummelt und verhungert begegnet er einem Gefährten. Beide suchen Heuer. Beide wollen ein Schiff meiden, das Guano ladet. Das Trimmen der Ladung von diesem Vogeldreck ist das Ungesundeste, was sich denken läßt. Schließlich aber, im Suff der Matrosenschenke, verrät der Held der Erzählung seinen Kameraden an eben dieses Schiff und in seiner Not und seinem Ekel liefert er sich selbst einem Manne aus, den er haßt. Wie hinter diesem, zwischen Sonne und Alkohol zerrenden Geschehen das allgemein Menschliche aufschießt, der Instinkt wuchert und das Animalische, das ist ganz ungewöhnlich.

Für die Prinzessin wird auf einem Segler ein Hoch ausgebracht, während sie auf ihrer königlichen Jacht vorüberrauscht. Sie ist vorüber, und die Mannschaft fängt Haie, schlägt mit Beilen und Messern auf den Fang ein, plantscht im Blut, säuft ein Faß Rum und schaut aus, umnebelt von Blut und Rausch, nach der schönen Vision der Frau . . . der Prinzessin . . .

★

Das Dokumentarische gefährdet die künstlerische Arbeit am Werk. Das Dokumentarische fordert Tempo, denn es fürchtet, mor-

Digitized by Google

gen veraltet zu sein, eine Furcht, die künstlerische Arbeit nicht kennt. Die Wahrheit in der Kunst, die künstlerische Wahrheit, altert nicht.

Von dieser Sehnsucht zum Erhalt seiner Äußerung dürfte Peter Martin Lampel gänzlich unbelastet sein. Seine Verratenen Jungen sind nicht nur verraten von seiten der Führung her, sondern sie verkaufen sich schließlich selbst. Schuld hin, Schuld her, der Mensch ist nun einmal nicht nur das Produkt seiner Eltern, sonst wären die meisten Jungen ja schön im Elternhaus geblieben und hätten brav auf Vater und Mutter gehört . . . auch nicht nur das Produkt seiner weiteren Kommandogewalten (die nicht immer Monokel und Schleppsäbel zu tragen brauchen, um ziemlich unangenehm und gefährlich zu befehlen!). Nein, dieses verhetzte Buch ist der Versuch einer Sensation, ein schlecht geschriebenes Pamphlet, vielleicht die einseitige Beichte eines armen Menschen, der von tausend Reuegefühlen gezwickt wird. Es wendet sich an die Instinkte jener Leute, die überall Fememorde wittern. Wer die Luft jener gewiß fragwürdigen Übergangszeit noch ein wenig in der Nase hat, weiß, es gab damals mehr katastrophale Auswüchse als heute „mang den Nerzgefallenen", aber er weiß im gleichen Augenblick auch, daß diese Dinge doch ganz anders waren, als sie hier einseitig und unfähig hingestellt werden.

Doch das möchte alles hingehen. Ein Dichter hat das Recht, die Welt und ihre Erscheinung so zu schildern, wie er sie sieht. Die Kritik hat nur zu prüfen, ob es sich um einen Dichter handelt. Der primitivste Maßstab des Dichterischen ist das Wort, der komplizierteste: der Stil, der endgültigste: die Atmosphäre, die Wort und Stil als Ganzes, als Einheit ergeben.

Das Wort Lampels ist arm, ohne jede persönliche Note.

Der Stil ist unter jeder, auch nur provinziellen Reportage. Als Beispiel wähle ich gleich den Anfang:

> Die aufgerissene Tür kracht gegen das Bett.
>
> „Hilfe!"
>
> Ein heller Körper kommt hereingerannt. Er wischt durch die Dunkelheit, die aus den Ecken der Kasernenstuben kriecht. In dem Winkel neben dem Fenster, vor dem ein Schreibtisch und Regale aufgebaut sind, liegt die Finsternis schwer und dicht. Nur einen kreisrunden Fleck Licht speit die Petroleumlampe auf den Tisch. Grob zusammengeschlagen, abgestoßen, zerkratzt und noch feucht vom Abschruppen steht der Tisch neben dem Bett . . .

Die Gegenstände werden sinnlos summiert. Wer in seiner Vorstellung sie einordnen will in die Angabe des Raumes, stößt auf Widerspruch. Alles ist ohne Bezug auf eine wirkliche Schau, alles bleibt plumper Stoff, tote Dinglichkeit, Material.

Herr Lampel will etwas Originelles?

Es kommt ihm nur auf die Vorgänge an . . .? Gut! Dann soll er auf die Requisiten verzichten, dann soll er reinen Dialog schreiben!

Nein, es handelt sich schon um offenbare Unfähigkeit, den Stoff zu meistern . . .

*

Da wir gerade von „Verratenen" reden . . . verraten und verkauft sind auch die Fünfzehn Hasen, deren Schicksale in Wald und Feld Felix Salten mit unnachahmlicher Liebe aufschrieb.

Endlich wieder einmal ein Buch, das den Mut hat, nicht der Sensation und der Aktualität nachzulaufen, sondern ein Stück alltäglicher, unsterblicher Natur sensationell und aktuell zu machen! Den Hasen literarisch auf den Leib zu rücken, ist nach dem klassischen Hasenroman von Jammes nicht leicht, die Umwelt dieser feinnervigen Kreaturen zu geben nach Bonsels' Naturschilderungen nicht leicht originell. Nun, Felix Salten schlägt keine unnötigen Haken, er läßt seinem Entwurf seinen Lauf, quinkeliert, wie es ihm ums Herz ist, fürchtet keine Vorbilder und kommt so recht gelungen zu seinem Ziel.

Da ist Hops und da ist Plana, zwei Junghasen, die am Waldrand herumhoppeln, die bald die Ohren hängen lassen und sie bald spitzen. Und wie diese zwei Häschen lernen durch die Jahreszeiten und durch das, was sich so Leben heißt, das ist schon eine Geschichte, die wert ist, geschrieben zu werden.

Da ist auch Fosko, der Hasenvater, der allerhand von den Dingen weiß, und die Mutter, mit dem großen Gemüt . . .

Das Beste am Buch: daß die menschlichen Bezüge der Tiere nicht übertrieben wurden, daß nichts lehrhaft wird, sondern alles in der übersonnten Heiterkeit seiner echten Natur verbleibt. Die Tiere reden, aber es sind Fasane und Rehe, Hirsche und Mäuse, die sich verständigen, und ihre Gespräche werden dirigiert vom Morgen, vom Wind, von der Sonne und der Erde.

Die Handlung des Buches ist ganz einfach und einfältig. Nur ein paar Junghasen werden älter. Sie überstehen die süßen Freuden des Sommers und die bitteren Gefahren des Winters. Zum Teil fallen sie den Füchsen zum Opfer, den Krähen oder auch dem Donner der Treibjagd . . . Die Helden des Buches aber überdauern dieses grausame Jahr, heißen es am Ende dankbar schön und gut und beginnen ein neues, das lauter Herrlichkeiten verspricht, denn der Winter taut weg, und es will Frühling werden und die köstlichen Gräser wachsen nur so. Da bekommt man Lust, mit hineinzuhoppeln in den mailichten Tag, und — so weit man Vegetarier ist — Appetit auf lauter Salate . . .

Digitized by Google

Die Jungfrau. Aufnahme von Dr.-Ing. E. Foerster aus 3400 m Flughöhe von dem „Ad Astra"-Eindecker „D. 1581" mit Pilot Mittelholzer

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die schönste Frau der Welt —

daß man sie suchen zu müssen und finden zu können glaubt, ist ein Zeichen jenes Rekordwahns, den vor dem schnellsten Auto, dem höchsten Wolkenkratzer, dem teuersten Gemälde der Welt Schauer der Achtung überrieseln. Wir genieren uns heute ein bißchen, daß auch wir unter der Führung Zylinder schwenkender Stadtväter hinter diesem Unfug hergerannt sind. Wenn jetzt in Berlin eine Sommerkönigin erkoren wird, so ist das keine öffentliche Angelegenheit mehr, sondern ein Konfektionsreklamemittel von zweifelhaftem Wert. In Neuyork nimmt man die Spielerei auch heute noch ernster.

Lisl Goldarbeiter, die als Miß Universum zur schönsten Frau der Welt erklärt wurde
Aufnahme d'Ora-Benda

Digitized by Google

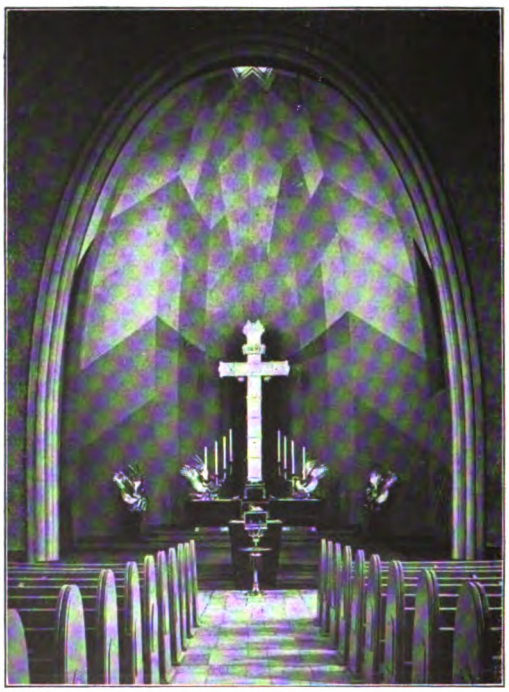
Anrichte. Aus der Ausstellung der Deutschen Werkstätten A.-G., Berlin

stücke nicht verzichten darf. Die Deutschen Werkstätten kämpfen seit über 25 Jahren für die neue Kultur des Hauses, der Wohnung. Wie sie seinerzeit mitgeholfen haben, daß dem bürgerlichen Prachtstil aus der Tapeziererzeit der Garaus gemacht wurde, so stehen sie heute auf dem Posten gegen die dürftige Phantasielosigkeit, welche sich Sachlichkeit nennt. Mit Recht schreibt Thomas Mann im „Jahrbuch der Deutschen Werkstätten" (1929, Hellerau bei Dresden), indem er vor der „Dürre eines Gestänges" warnt: „Sachlichkeit in bezug auf die Einrichtung menschlicher Wohnung bedeutet doch wohl sachdienliche Bequemlichkeit, und diese wird dem natürlichen Schön-

Wer zur schönsten Frau der Welt erklärt wird, bekommt 2000 Dollar mitsamt dem schönen Namen Miß Universum. Von den abgegebenen sieben Stimmen haben sich das letztemal sechs auf der jungen Wienerin Lisl Goldarbeiter vereinigt, und natürlich ist man in der Heimatstadt der schönsten Frau sehr stolz auf diese Anerkennung. Denn diese Wienerin verkörpert wirklich den feinsten Reiz von Wien. Sie hat sich trotz dem Bubikopf in ihre Züge etwas von der Schwärmerei Lenaus, der Schwermut Raimunds, der Heiterkeit Waldmüllers gerettet, und diese altmodischen Eigenschaften werden die amerikanischen Richter zu ihrem huldigenden Spruch bestimmt haben. Denn auch die Schönheit braucht eine Tradition, und selbst im Dollarland hat es sich herumgesprochen, daß der nichts als süße Puppenkopf gewöhnlich hohl ist.

Sachlichkeit und Bequemlichkeit —

sind die zwei Dinge, auf welche man bei der Einrichtung seiner Wohnräume wie bei der Wahl einzelner Möbel-



Altarraum mit Altarkanzel in der neuen evangelischen Kirche zu Berlin-Schmargendorf. Aufnahme Georg Fritz

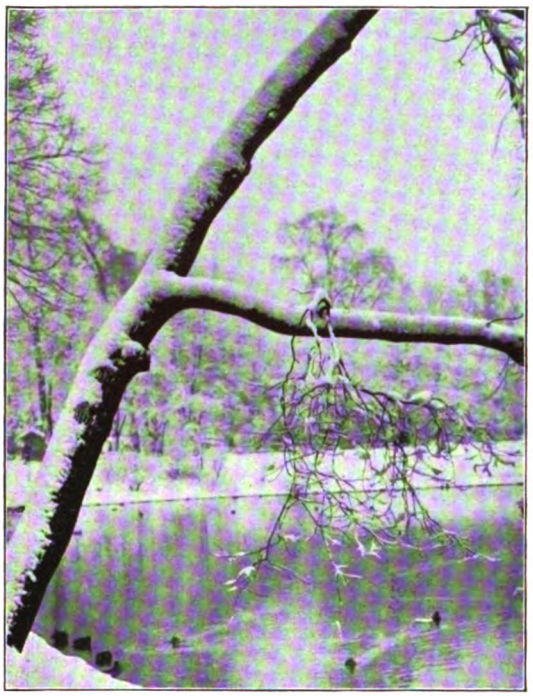
Digitized by Google

Symbol des Matthäus vom Altar der evangelischen Kirche zu Berlin-Schmargendorf
Bronzebildwerk von Prof. Max Esser
Bronzeguß von Hermann Noack, Friedenau. Photographie G. Fritz

heitssinn Genüge tun dürfen, ohne daß darum der Vorwurf der ‚Bürgerlichkeit' sie treffen könnte. Es kommt nur auf den Bewohner an, daß ihm Behagen nicht zum Selbstzweck werde. Der Wunsch des Tätigen aber nach behaglich-würdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen wird keiner Gesellschafts- und Wirtschaftsform fremd sein."

Wie die Deutschen Werkstätten diesen Wunsch erfüllen, davon vermag sogar ein vereinzeltes Beispiel wie das unsere Zeugnis abzulegen. Die Form des Möbels ist klar und einfach. Man sieht, es stammt aus unserer Zeit, aber es würde sich auch leicht mit andern guten Stücken vertragen. Das Rokokoporzellan hinter den Scheiben paßt in diese

Digitized by Google



Winterbild
Aufnahme von Hehmke-Winterer

Der gleiche Naturausschnitt im Sommer
Aufnahme von Hehmke-Winterer

Anrichte wie zu der modernen Schale, dem neuen Leuchter auf der Platte. Für diesen Geschmack ist es kein Verbrechen, wenn ein Bild an der Wand hängt, vielleicht nicht ganz sachlich, aber behaglich.

Max Essers Kirchenkunst

hat sich in Berlins jüngstem Gotteshaus am Hohenzollerndamm wundervoll offenbart. Er hat für die von Ernst und Günther Paulus in neuem Geist errichtete Kirche den Altar geschaffen. Eine Parabel trennt die Gemeinde von der in violetten Tönen nach oben aufgehellten Apsis. Auf dem Altartisch steht ein weißes Riesenkreuz aus Meißner Porzellan, das erste dieser Art. Zu Füßen des Altars, hinter der Taufschale, ist die Kanzel angeordnet, auf der der Pfarrer für jedermann in der Kirche sichtbar ist, aber doch, getreu der evangelischen Auffassung seines Amtes, mitten in der Gemeinde bleibt. Den Hochaltar umgeben die vier riesigen Bronzen der Evangelistensymbole, zwei davon in den Dienst als Leuchter gestellt. Diese Gestalten konnten selbstverständlich nicht naturalistisch sein. Aber sie sind auch nicht bloß kunstgewerblich stilisiert. Sondern in ihnen lebt das Urtümliche magischer Phantasie, das diese sonderbaren Vorstellungen gebildet und durch Jahrtausende lebenskräftig erhalten hat. Seit dem Ende des 4. Jahrhunderts umgeben Engel und Löwe, Stier und Adler das Brustbild Christi oder sein Symbol, aber schon 200 Jahre früher werden diese Symbole auf die Evangelisten gedeutet, im Zusammenhang mit Stellen aus Hesekiel und der Offenbarung. Hier wird von geheimnisvollen Cherubimen mit vier Gesichtern gesprochen, aus denen vier getrennte Wesen werden: „Und das erste lebende Wesen glich einem Löwen, das zweite einem Stier, das dritte hatte ein Angesicht wie ein Mensch, und das vierte lebende Wesen glich einem Adler.“ Die Zuteilung der Symbole an die einzelnen Evangelisten ist nicht ganz einhellig. Gewöhnlich erfolgt sie so, wie sie auch Esser vorgenommen hat: Matthäus = Engel, Markus = Löwe, Lukas = Rind, Johannes = Adler. Ursprünglich waren es nicht Symbole der Evangelisten, sondern Christi selber, der Mensch, Löwe, Opfertier und Adler gewesen ist. Der Niederdeutsche Max Esser hat diese auch technisch vollendeten Figuren

Digitized by Google

Diana. Bildwerk von Reinhold Kübart

mit einem fast unheimlichen Leben erfüllt. Diese Gestalten, die dem Herrn dienen oder ihn bedeuten, sind mehr als Sinnbilder theologischer Spitzfindigkeit. In ihnen steckt eine dumpfe und schwere Naturgewalt, die um den Zauberschlüssel des göttlichen Wortes ringt und in seinem Zeichen die Lösung des Lebensrätsels findet.

Der Zauber der Akazie

spricht im Winter wie im Sommer zu empfänglichen Herzen, und sicherlich hat der Sport, der die Menschen auch in Schnee und Eis hinausführte, viel dazu beigetragen, ihnen die Augen für des Winters Herrlichkeiten zu öffnen. Das haben wir freilich immer gesehen, wie schön es ist, wenn der Schnee die Landschaft in seine weiße Watte packt und alle ihre Dinge aufs genaueste nachzeichnet. Aber wir würdigen heut mit zärtlicher Liebe auch den unbelaubten Baum, der ohne Schneemantel seinen Aufbau, sein Gefüge zeigt, und die Photographie hilft uns, sein Wesentliches zu erkennen, das sich in allen Einzelheiten, von der Wurzel bis zur feinsten Verästelung wiederholt und in Knospe und Blüte, Frucht und Blatt seine Erfüllung findet.

Die Diana von Reinhold Kübart

ist ein Bildwerk von erfrischender Lebendigkeit und wohltuender Harmonie. Kübart, geboren 1879, ist Ostpreuße, war Schüler der Berliner Akademie und wohnt in Berlin, wo er seit 1907 regelmäßig und erfolgreich ausstellt. Er hat außer Porträtbüsten auch

Digitized by Google

Gallorömische Gürtelschnalle aus dem 3. Jahrhundert n. Chr.
Neuerwerbung des Alten Museums zu Berlin

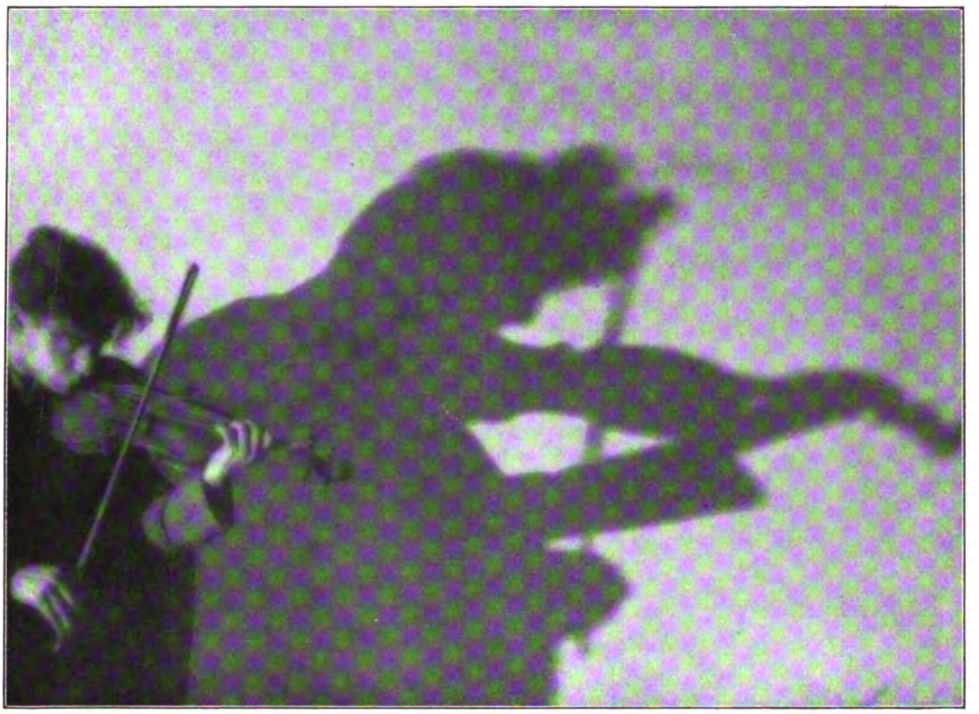
so monumentale Werke wie 1914 einen gepanzerten Reiter („Für Kaiser und Reich") geschaffen. Mit besonderer Liebe hat er das Tier beobachtet; die Gruppe eines Windhundes, der einen Hasen greift, läßt sich, was den Reiz der Bewegung angeht, mit dieser stürmenden Diana vergleichen.

Die gallorömische Gürtelschnalle

aus der Sammlung des Baurats Schiller gehört dem dritten nachchristlichen Jahrhundert an, Beweis, wie stark das Gefühl für Form auch in diesen späten Zeiten noch gewirkt hat. Ihre Maße sind 77 : 61 Millimeter. Sie besteht aus einem Bügel, auf dem der doppelte Dorn aufliegt, und aus einer großen rechteckigen Riemenplatte. Der Bügel ist hohl gegossen; die Einzelformen sind nachziseliert. Zwei Entenköpfe halten gemeinsam in den Schnäbeln einen von Blättern umhüllten Apfel. Die Hälse biegen ziemlich jäh in gerade, mit dem geliebten Akanthus verkleidete Leisten um. Die Riemenplatte besteht aus starkem Goldblech und ist mit starkem Perldraht

Gruppe aus der Lorcher Kreuztragung. Mittelrheinisches Terrakotta-Bildwerk um 1404
Wien, Sammlung Figdor

Digitized by Google



Schatten. Photographische Aufnahme von Siegmund Szporek

eingefaßt. Das Rautenfeld enthält in einem Rund den Kopf Alexanders des Großen, dessen göttliche Verehrung sich damals neu belebte. Das Widderhorn verrät den Sohn des Ammon.

Die Lorcher Kreuztragung

aus der Wiener Sammlung Figdor, ein Hauptwerk der deutschen Plastik des 15. Jahrhunderts, wird in diesen Wochen versteigert. Wie uns Dr. Hubert Wilm schreibt, stammt diese herrliche Terrakottagruppe vom Mittelrhein und aus der Zeit um 1405. Ursprünglich stand sie im Kreuzaltar der Lorcher Kirche, einer Stiftung des Lorcher Bürgers Johannes Kutzenkint und einer Anzahl anderer frommer Männer aus dem Jahre 1404. Dargestellt ist der kreuztragende Heiland, umgeben von trauernden Frauen, von Henkern und Kriegsknechten. Mit großer Meisterschaft ist der seelisch tief erfaßte und vollendet gestaltete Vorgang in fortschreitende waagerechte Bewegung gebracht, so daß man das Gesamtbild wie auf einer Leinwand abgerollt erblickt. Hoffentlich gelingt es, das ergreifende Werk für Deutschland, am besten für das Deutsche Museum in Berlin zu retten.

Meisterwerke der Lichtbildkunst

bringen die Hefte seit einiger Zeit in größerer Anzahl. Wir verfolgten in umfangreichen Aufsätzen die neuen Wege, die die Photographie eingeschlagen hat und die nicht immer den uneingeschränkten Beifall, wohl aber die lebhafte Aufmerksamkeit der Leser verdienen und ernten. Neben dem Beitrag von Lerski-Hahm zeigen wir als Einschaltbild eine Aufnahme von Käthe Hecht (zw. S. 16/17), einer Künstlerin, die sich bereits einen Namen als Tierphotograph gemacht hatte, als man noch nicht so tierfreundlich und tiernärrisch war wie heute. Im Sinne alter Regeln ist diese Gruppe völlig falsch, nämlich schräg von unten aufgenommen. Gerade das Ungewohnte hat seinen Reiz. Das trifft auch auf die Photographie des Geigers von Siegmund Szporek zu. Wer wird einen Schatten aufnehmen? Aber wie lustig, wie bedeutend ist dieser Schatten! Ist es nicht, als wenn man bei seinem Anblick die Musik hörte, die uns der Geiger allein nicht vernehmen läßt? Szporek ist ein Warschauer Photograph; Polen steht in der Entwicklung der modernen Lichtbildkunst auf einem wichtigen Platz. Eine Landschaftsaufnahme von hohem Reiz verdanken wir dem Dr.-Ing. E. Foerster, dem Bruder des Bornimer Blumenzüchters. Es ist ihm gelungen, die Jungfrau aus 3400 Meter Flughöhe zu photographieren, und wir freuen uns, das ebenso seltene wie schöne Blatt als erste Zeitschrift abzubilden (zw. S. 76/77).

Digitized by Google

Als Verlobte empfehlen sich. Gemälde von Yvonne Desportes

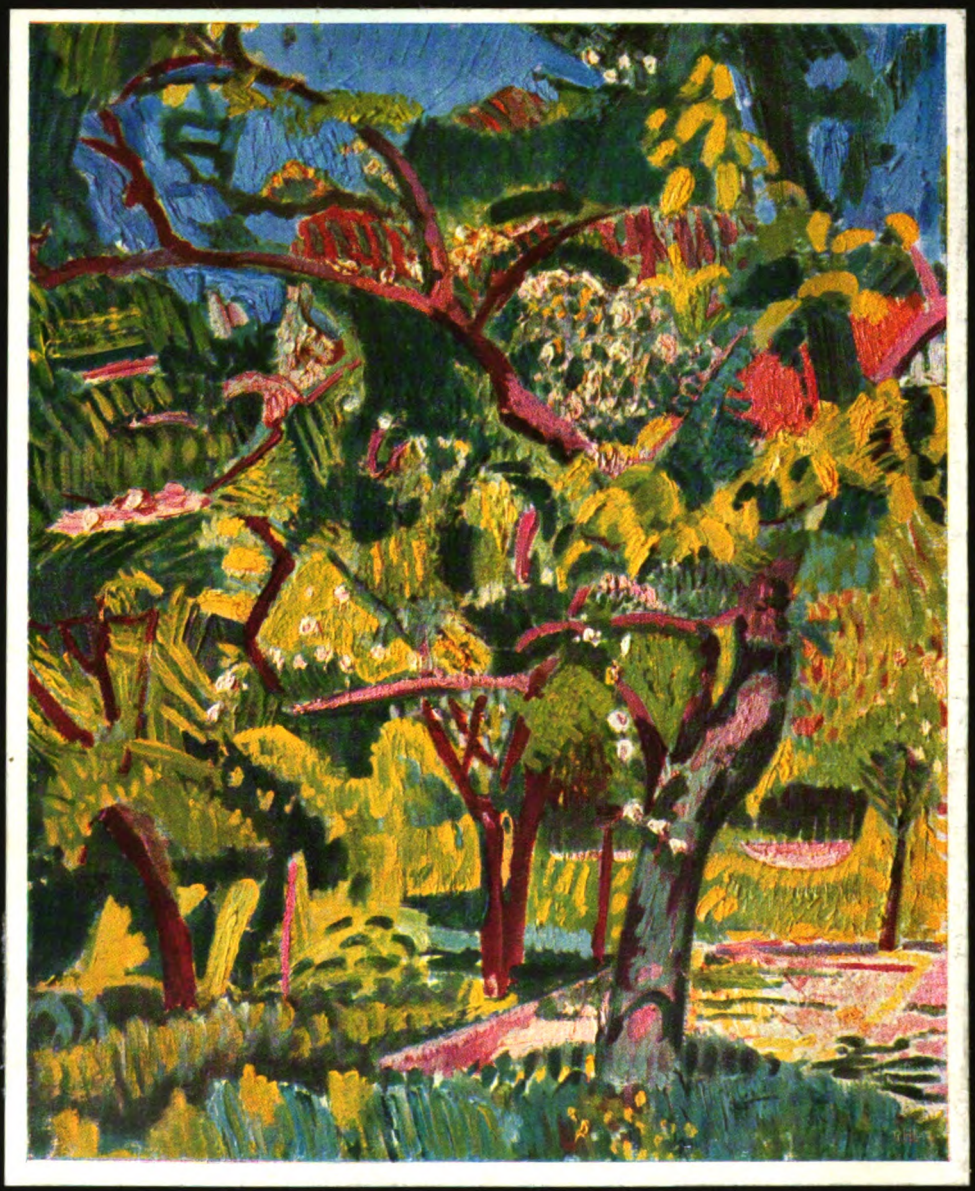
Zu unseren Bildern

Zu Beginn und Ende des Heftes klingt noch einmal der Fasching an, in dem wirkungsvollen farbigen Doppelbildnis Joseph Oppenheimers, des Berliner Malers (Titelbild), und in dem lustigen Rundschaubild „Als Verlobte empfehlen sich", einem Einfall, der in der launigen Gestaltung von Yvonne Desportes im Pariser Salon der Unabhängigen Aufsehen erregt hat. — Des 1885 in Memmingen geborenen Max Unold „Knaben am Meer" sind von jener trockenen Heiterkeit, die für viele seiner Landsleute bezeichnend ist (zw. S. 8/9). — Faistauers Damenbildnis (zw. S. 36 u. 37) bewahrt den Sinn für Schönheit, der auch unseren jungen Malern nicht abhanden gekommen ist, sondern sich erneut machtvoll durchsetzt. — Der 1889 in München geborene Franz Marx stammt aus der Zügel-Schule und liebt auch in seiner Flamingofamilie (zw. S. 44/45) duftige Ferne, heiße Sonne, Spiel des Lichts. — Der elsässische Dialektdichter Gustav Stoskopf (geb. 1869) hat als Maler in Paris, aber auch in München bei Paul Höcker studiert, einem der begabtesten Lehrmeister neuerer Zeit. Und uns will scheinen, als sähe man diese tüchtige Münchner Schulung dem elsässischen Bauern an (zw. S. 60/61). Er stellt viel in Paris aus, steht aber in engster Beziehung zur Heimat. Er ist der Gründer des Elsässischen Museums und des Elsässischen Theaters und hat auch für die Erhaltung des alten Straßburg verdienstlich mitgewirkt. Er war und ist kein Deutschenfreund, aber ein Vorkämpfer des Elsässertums mit seiner Liebenswürdigkeit und seinem Eigensinn. — Unter großen Ehrungen hat sich Kardinal Paccelli als Nuntius in Berlin verabschiedet. Das elegant gemalte und auch innerlich wertvolle Bildnis Kossuths (zw. S. 104 u. 105) zeigt den bedeutenden Diplomaten bekleidet mit jener Würde, die die Kirche ihren Fürsten zu verleihen pflegt. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google



Frühlingslandschaft. Gemälde von Cuno Amiet

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / April 1930 / 8. Heft

Tragisches Reiseerlebnis

Novelle von Thomas Mann

Die Erinnerung an Torre di Venere ist atmosphärisch unangenehm. Ärger, Gereiztheit, Überspannung lagen von Anfang an in der Luft, und zum Schluß kam dann der Chock mit diesem schrecklichen Cipolla, in dessen Person sich das eigentümlich Bösartige der Stimmung auf verhängnishafte und übrigens menschlich sehr eindrucksvolle Weise zu verkörpern und bedrohlich zusammenzudrängen schien. Daß bei dem Ende mit Schrecken (einem, wie uns nachträglich schien, vorgezeichneten und im Wesen der Dinge liegenden Ende) auch noch die Kinder anwesend sein mußten, war eine traurige und auf Mißverständnis beruhende Ungehörigkeit für sich, verschuldet durch die falschen Vorspiegelungen des merkwürdigen Mannes. Gottlob haben sie nicht verstanden, wo das Spektakel aufhörte und die Katastrophe begann, und man hat sie in dem glücklichen Wahn gelassen, daß alles Theater gewesen sei.

Torre liegt etwa fünfzehn Kilometer von Portoclemente, einer der beliebtesten Sommerfrischen am Tyrrhenischen Meer, städtisch-elegant und monatelang überfüllt, mit bunter Hotel- und Basarstraße am Meere hin, breitem, von Capannen, bewimpelten Burgen und brauner Menschheit bedecktem Strande und einem geräuschvollen Unterhaltungsbetrieb. Da der Strand, begleitet von Piniengehölz, auf das aus geringer Entfernung die Berge herniederblicken, diese ganze Küste entlang seine wohnlich-feinsandige Geräumigkeit behält, ist es kein Wunder, daß etwas weiterhin stillere Konkurrenz sich schon zeitig aufgetan hat: Torre di Venere, wo man sich übrigens nach dem Turm, dem es seinen Namen verdankt, längst vergebens umsieht, ist als Fremdenort ein Ableger des benachbarten Großbades und war während einiger Jahre ein Idyll für wenige, Zuflucht für Freunde des unverweltlichten Elementes. Wie es aber mit solchen Plätzen zu gehen pflegt, so hat sich der Friede längst eine Strecke weiter begeben müssen, der Küste entlang, nach Marina Petriera und Gott weiß, wohin; die Welt, man kennt das, sucht ihn und vertreibt ihn, indem sie sich in lächerlicher Sehnsucht auf ihn stürzt, wähnend, sie könne sich mit ihm vermählen und wo sie ist, da könne er sein; ja, wenn sie an seiner Stelle schon ihren Jahrmarkt aufgeschlagen hat, ist sie imstande zu glauben, er sei noch da. So ist Torre, wenn auch immer noch beschaulicher und bescheidener als Portoclemente, bei Italienern und Fremden stark in Aufnahme gekommen. Man geht nicht mehr in das Weltbad, wenn auch nur in dem Maße nicht mehr, daß dieses trotzdem ein lärmend ausverkauftes Weltbad bleibt; man geht nebenan, nach Torre, es ist sogar feiner, es ist außerdem billiger, und die Anziehungskraft dieser Eigenschaften fährt fort, sich zu bewähren, während die Eigenschaften selbst schon nicht mehr bestehen. Torre hat ein Grand Hotel bekommen; zahlreiche Pensionen, anspruchsvolle und schlichtere, sind erstanden; die Besitzer und Mieter der Sommerhäuser und Pineta-Gärten oberhalb des Meeres sind am Strande keineswegs mehr ungestört; im Juli, August unterscheidet das Bild sich dort in nichts mehr

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

von dem in Portoclemente: es wimmelt von zeterndem, zankendem, jauchzendem Badevolk, dem eine wie toll herabbrennende Sonne die Haut von den Nacken schält; flachbodige, grellbemalte Boote, von Kindern bemannt, deren tönende Vornamen, ausgestoßen von Ausschau haltenden Müttern, in heiserer Besorgnis die Lüfte erfüllen, schaukeln auf der blitzenden Bläue, und über die Gliedmaßen der Lagernden tretend bieten die Verkäufer von Austern, Getränken, Blumen, Korallenschmuck und Cornetti al burro, auch sie mit der belegten und offenen Stimme des Südens, ihre Ware an.

So sah es am Strande von Torre aus, als wir kamen, — hübsch genug, aber wir fanden dennoch, wir seien zu früh gekommen. Es war Mitte August, die italienische Saison stand noch in vollem Flor; das ist für Fremde der rechte Augenblick nicht, die Reize des Ortes schätzen zu lernen. Welch ein Gedränge nachmittags in den Garten-Cafés der Strandpromenade, zum Beispiel im „Esquisito", wo wir zuweilen saßen, und wo Mario uns bediente, derselbe Mario, von dem ich dann gleich erzählen werde! Man findet kaum einen Tisch, und die Musikkapellen, ohne daß eine von der anderen wissen wollte, fallen einander wirr ins Wort. Gerade nachmittags gibt es übrigens täglich Zuzug aus Portoclemente; denn natürlich ist Torre ein beliebtes Ausflugsziel für die unruhige Gästeschaft jenes Luftplatzes, und dank den hin und her sausenden Fiat-Wagen ist das Lorbeer- und Oleandergebüsch am Saum der verbindenden Landstraße von weißem Staube zolldick verschneit, — ein merkwürdiger, aber abstoßender Anblick.

Ernstlich, man soll im September nach Torre di Venere gehen, wenn das Bad sich vom großen Publikum entleert hat, oder im Mai, bevor die Wärme des Meeres den Grad erreicht hat, der den Südländer dafür gewinnt, hineinzutauchen. Auch in der Vor- und Nachsaison ist es nicht leer dort, aber gedämpfter geht es dann zu und weniger national. Das Englische, Deutsche, Französische herrscht vor unter den Schattentüchern der Capannen und in den Speisesälen der Pensionen, während der Fremde noch im August wenigstens das Grand Hotel, wo wir mangels persönlicherer Adressen Zimmer belegt hatten, so sehr in den Händen der florentinischen und römischen Gesellschaft findet, daß er sich isoliert und augenblicksweise wie ein Gast zweiten Ranges vorkommen mag.

Diese Erfahrung machten wir mit etwas Verdruß am Abend unserer Ankunft, als wir uns zum Diner im Speisesaal einfanden und uns von dem zuständigen Kellner einen Tisch anweisen ließen. Es war gegen diesen Tisch nichts einzuwenden, aber uns fesselte das Bild der anstoßenden, auf das Meer gehenden Glasveranda, die so stark wie der Saal, aber nicht restlos besetzt war, und auf deren Tischchen rotbeschirmte Lampen glühten. Die Kleinen zeigten sich entzückt von dieser Festlichkeit, und wir bekundeten einfach den Entschluß, unsere Mahlzeiten lieber in der Veranda einzunehmen, — eine Äußerung der Unwissenheit, wie sich zeigte, denn wir wurden mit etwas verlegener Höflichkeit bedeutet, daß jener anheimelnde Aufenthalt „unserer Kundschaft", „ai nostri clienti" vorbehalten sei. Unseren Klienten? Aber das waren wir. Wir waren keine Passanten und Eintagsfliegen, sondern für drei oder vier Wochen Hauszugehörige, Pensionäre. Wir unterließen es übrigens, auf der Klarstellung des Unterschiedes zwischen unseresgleichen und jener Klientele, die bei rot glühenden Lämpchen speisen durfte, zu bestehen, und nahmen den Pranzo an unserm allgemein und sachlich beleuchteten Saaltische, — eine recht mittelmäßige Mahlzeit, charakterloses und wenig schmackhaftes Hotelschema; wir haben die Küche dann in der Pensione Eleonora, zehn Schritte landeinwärts, viel besser gefunden.

Dorthin nämlich siedelten wir schon über, bevor wir im Grand Hotel nur erst warm geworden, nach drei oder vier Tagen, — nicht der Veranda und ihrer Lämpchen wegen; die Kinder, sofort befreundet mit Kellnern und Pagen, von Meeresluft ergriffen, hatten sich jene farbige Lockung sehr bald aus dem Sinn geschlagen. Aber mit gewissen Veranda-Klienten, oder richtiger wohl nur mit der Hotelleitung, die vor ihnen liebedienerte, ergab sich sogleich einer dieser Konflikte, die einem Aufenthalt von Anfang an den Stempel des Unbehaglichen aufdrücken können. Römischer Hochadel befand sich darunter, ein Principe X mit Familie, und da die Zimmer dieser Herrschaften in Nachbarschaft der unsrigen lagen, war die Fürstin, große Dame und leidenschaftliche Mutter zugleich, in Schrecken versetzt worden durch die Restspuren eines Keuchhustens, den unsere Kleinen kurz zuvor gemeinsam überstanden hatten, und von dem schwache Nachklänge zuweilen noch nachts den sonst unerschütterlichen Schlaf des Jüngsten unterbrachen. Das Wesen dieser Krankheit ist wenig geklärt, dem Aberglauben hier mancher Spielraum gelassen, und so haben wir es unserer eleganten Nachbarin nie verargt, daß sie der weit verbreiteten Meinung anhing, der Keuchhusten sei akustisch ansteckend und einfach für ihre Kleinen das schlechte Beispiel fürchtete. In weiblichem Vollgefühl ihres Ansehens wurde sie vorstellig bei der Direktion, und diese, in der Person des bekannten Gehrock-Managers, beeilte sich, uns mit vielem Bedauern zu bedeuten, unter diesen Verhältnissen sei unsere Umquartierung in den

Digitized by Google

Nebenbau des Hotels eine unumgängliche Notwendigkeit. Wir hatten gut beteuern, die Kinderkrankheit befinde sich im Stadium letzten Abklingens, sie habe als überwunden zu gelten und stelle keinerlei Gefahr für die Umgebung mehr dar. Alles, was uns zugestanden wurde, war, daß der Fall vor das medizinische Forum gebracht und der Arzt des Hauses — nur dieser, nicht etwa ein von uns bestellter — zur Entscheidung berufen werden möge. Wir willigten in dieses Abkommen, überzeugt, so sei zugleich die Fürstin zu beruhigen und für uns die Unbequemlichkeit eines Umzuges zu vermeiden. Der Doktor kommt und erweist sich als ein loyaler und aufrechter Diener der Wissenschaft. Er untersucht den Kleinen, erklärt das Übel für abgelaufen und verneint jede Bedenklichkeit. Schon glauben wir uns berechtigt, den Zwischenfall für beigelegt zu halten, da erklärt der Manager: daß wir die Zimmer räumten und in der Dependance Wohnung nähmen, bleibe auch nach den Feststellungen des Arztes geboten.

Dieser Byzantinismus empörte uns. Es ist unwahrscheinlich, daß die wortbrüchige Hartnäckigkeit, auf die wir stießen, diejenige der Fürstin war. Der servile Gastwirt hatte wohl nicht einmal gewagt, ihr von dem Votum des Doktors Mitteilung zu machen. Jedenfalls verständigten wir ihn dahin, wir zögen es vor, das Hotel überhaupt und sofort zu verlassen — und packten. Wir konnten es leichten Herzens tun, denn schon mittlerweile hatten wir zur Pension Eleonora, deren freundlich privates Äußere uns gleich in die Augen gestochen hatte, im Vorübergehen Beziehungen angeknüpft und in der Person ihrer Besitzerin, Signora Angiolieri, eine sehr sympathische Bekanntschaft gemacht. Frau Angiolieri, eine zierliche, schwarzäugige Dame, toskanischen Typs, wohl anfangs der Dreißiger, mit dem matten Elfenbeinteint der Südländerinnen, und ihr Gatte, ein sorgfältig gekleideter, stiller und kahler Mann, besaßen in Florenz ein größeres Fremdenheim und standen nur im Sommer und frühen Herbst der Filiale in Torre di Venere vor. Früher aber, vor ihrer Verheiratung, war unsere neue Wirtin Gesellschafterin, Reisebegleiterin, Garderobiere, ja Freundin der Duse gewesen, eine Epoche, die sie offenbar als die große, die glückliche ihres Lebens betrachtete, und von der sie bei unserem ersten Besuch sogleich mit Lebhaftigkeit zu erzählen begann. Zahlreiche Photographien der großen Schauspielerin, mit herzlichen Widmungen versehen, auch weitere Andenken an das Zusammenleben von einst schmückten die Tischchen und Etageren von Frau Angiolieris Salon, und obgleich auf der Hand lag, daß der Kult ihrer interessanten Vergangenheit ein wenig auch die Anziehungskraft ihres gegenwärtigen Unternehmens erhöhen wollte, hörten wir doch, während wir durchs Haus geführt wurden, mit Vergnügen und Anteil ihren in stakkiertem und klingendem Toskanisch vorgetragenen Erzählungen von der leidenden Güte, dem Herzensgenie und dem tiefen Zartsinn ihrer verewigten Herrin zu.

Dorthin also ließen wir unsere Sachen bringen, zum Leidwesen des nach gut italienischer Art sehr kinderlieben Personals vom Grand Hotel; die uns eingeräumte Wohnung war geschlossen und angenehm, der Kontakt mit dem Meere bequem, vermittelt durch eine Allee junger Platanen, die auf die Strandpromenade stieß, der Speisesaal, wo Mme. Angiolieri jeden Mittag eigenhändig die Suppe auffüllte, kühl und reinlich, die Bedienung aufmerksam und gefällig, die Beköstigung vortrefflich, sogar Wiener Bekannte fanden sich vor, mit denen man nach dem Diner vorm Hause plauderte, und die weitere Bekanntschaften vermittelten, und so hätte alles gut sein können — wir waren unseres Tausches vollkommen froh, und nichts fehlte eigentlich zu einem zufriedenstellenden Aufenthalt.

Dennoch wollte kein rechtes Behagen aufkommen. Vielleicht ging der törichte Anlaß unseres Quartierwechsels uns gleichwohl nach, — ich persönlich gestehe, daß ich schwer über solche Zusammenstöße mit dem landläufig Menschlichen, dem naiven Mißbrauch der Macht, der Ungerechtigkeit, der kriecherischen Korruption hinwegkomme. Sie beschäftigten mich zu lange, stürzten mich in ein irritiertes Nachdenken, das seine Fruchtlosigkeit der übergroßen Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit dieser Erscheinungen verdankt. Dabei fühlten wir uns mit dem Grand Hotel nicht einmal überworfen. Die Kinder unterhielten ihre Freundschaften dort nach wie vor, der Hausdiener besserte ihnen ihr Spielzeug aus, und dann und wann tranken wir unseren Tee in dem Garten des Etablissements, nicht ohne der Fürstin ansichtig zu werden, welche, die Lippen korallenrot aufgehöht, mit zierlich festen Tritten erschien, um sich nach ihren von einer Engländerin betreuten Lieblingen umzusehen, und sich dabei unserer bedenklichen Nähe nicht vermutend war, denn streng wurde unserem Kleinen, sobald sie sich zeigte, untersagt, sich auch nur zu räuspern.

Die Hitze war unmäßig, soll ich das anführen? Sie war afrikanisch; die Schreckensherrschaft der Sonne, sobald man sich vom Saum der indigoblauen Frische löste, von einer Unerbittlichkeit, die die wenigen Schritte vom Strande zum Mittagstisch, selbst im bloßen Pyjama zu einem im voraus beseufzten Unternehmen machte. Mögen Sie das? Mögen Sie es wochenlang? Gewiß, es ist der Süden, es

Digitized by Google

ist klassisches Wetter, das Klima erblühender Menschheitskultur, die Sonne Homers und so weiter. Aber nach einer Weile, ich kann mir nicht helfen, werde ich leicht dahin gebracht, es stumpfsinnig zu finden. Die glühende Leere des Himmels Tag für Tag fällt mir bald zur Last, die Grellheit der Farben, die ungeheure Naivität und Ungebrochenheit des Lichts erregt wohl festliche Gefühle, sie gewährt Sorglosigkeit und sichere Unabhängigkeit von Wetterlaunen und -Rückschlägen; aber, ohne daß man sich anfangs Rechenschaft davon gäbe, läßt sie tiefere, uneinfachere Bedürfnisse der nordischen Seele auf verödende Weise unbefriedigt und flößt auf die Dauer etwas wie Verachtung ein. Sie haben recht, ohne das dumme Geschichtchen mit dem Keuchhusten hätte ich es wohl nicht so empfunden; ich war gereizt, ich wollte es vielleicht empfinden und griff halb unbewußt ein bereitliegendes geistiges Motiv auf, um die Empfindung damit, wenn nicht zu erzeugen, so doch zu legitimieren und zu verstärken. Aber rechnen Sie hier mit unserem bösen Willen, — was das Meer betrifft, den Vormittag im feinen Sande verbracht vor seiner ewigen Herrlichkeit, so kann unmöglich dergleichen in Frage kommen, und doch war es so, daß wir uns, gegen alle Erfahrung, auch am Strande nicht wohl, nicht glücklich fühlten.

Zu früh, zu früh, er war, wie gesagt, noch in den Händen der inländischen Mittelklasse, — eines augenfällig erfreulichen Menschenschlages, auch da haben Sie recht, man sah unter der Jugend viel Wohlschaffenheit und gesunde Anmut, war aber unvermeidlich doch auch umringt von menschlicher Mediokrität und bürgerlichem Kroppzeug, das, geben Sie es zu, von dieser Zone geprägt nicht reizender ist, als unter unserem Himmel. Stimmen haben diese Frauen —! Es wird zuweilen recht unwahrscheinlich, daß man sich in der Heimat der abendländischen Gesangskunst befindet. „Fuggièro!“ Ich habe den Ruf noch heute im Ohr, da ich ihn zwanzig Vormittage lang hundertmal dicht neben mir erschallen hörte, in heiserer Ungedecktheit, gräßlich akzentuiert, mit grell offenem è, hervorgestoßen von einer Art mechanisch gewordener Verzweiflung. „Fuggièro! Rispondi al mèno!“ Wobei das sp populärerweise nach deutscher Art wie schp gesprochen wurde — ein Ärgernis für sich, wenn sowieso üble Laune herrscht. Der Schrei galt einem abscheulichen Jungen mit Ekel erregender Sonnenbrandwunde zwischen den Schultern, der an Widerspenstigkeit, Unart und Bosheit das Äußerste zum Besten gab, was mir vorgekommen, und außerdem ein großer Feigling war, imstande, durch seine empörende Wehleidigkeit den ganzen Strand in Aufruhr zu bringen. Eines Tages nämlich hatte ihn im Wasser ein Taschenkrebs in die Zehe gezwickt und das antikische Helden-Jammergeschrei, das er ob dieser winzigen Unannehmlichkeit erhob, war markerschütternd und rief den Eindruck eines schrecklichen Unglücksfalls hervor. Offenbar glaubte er sich aufs giftigste verletzt. Ans Land gekrochen, wälzte er sich in scheinbar unerträglichen Qualen umher, brüllte Ohi! und Oimè! und wehrte, mit Armen und Beinen um sich stoßend, die tragischen Beschwörungen seiner Mutter, den Zuspruch Fernerstehender ab. Die Szene hatte Zulauf von allen Seiten. Ein Arzt wurde herbeigeholt, es war derselbe, der unseren Keuchhusten so nüchtern beurteilt hatte, und wieder bewährte sich sein wissenschaftlicher Geradsinn. Gutmütig tröstend erklärte er den Fall für null und nichtig und empfahl einfach des Patienten Rückkehr ins Bad, zur Kühlung der kleinen Kniffwunde. Statt dessen aber wurde Fuggièro, wie ein Abgestürzter oder Ertrunkener, auf einer improvisierten Bahre mit großem Gefolge vom Strande getragen, — um schon am nächsten Morgen wieder, unter dem Scheine der Unabsichtlichkeit, anderen Kindern die Sandbauten zu zerstören. Mit einem Worte, ein Greuel.

Dabei gehörte dieser Zwölfjährige zu den Hauptträgern einer öffentlichen Stimmung, die, schwer greifbar in der Luft liegend, uns einen so lieben Aufenthalt als nicht geheuer verleiden wollte. Auf irgendeine Weise fehlte es der Atmosphäre an Unschuld, an Zwanglosigkeit; dies Publikum „hielt auf sich“ — man wußte zunächst nicht recht, in welchem Sinn und Geist, es prästierte Würde, stellte voreinander und vor dem Fremden Ernst und Haltung, wach aufgerichtete Ehrliebe zur Schau — wieso? Man verstand bald, daß Politisches umging, die Idee der Nation im Spiele war. Tatsächlich wimmelte es am Strande von patriotischen Kindern, — eine unnatürliche und niederschlagende Erscheinung. Kinder bilden ja eine Menschenspezies und Gesellschaft für sich, sozusagen eine eigene Nation; leicht und notwendig finden sie sich, auch wenn ihr kleiner Wortschatz verschiedenen Sprachen angehört, auf Grund gemeinsamer Lebensform in der Welt zusammen. Auch die unsrigen spielten bald mit einheimischen sowohl wie solchen wieder anderer Herkunft. Offenbar aber erlitten sie rätselhafte Enttäuschungen. Es gab Empfindlichkeiten, Äußerungen eines Selbstgefühls, das zu heikel und lehrhaft schien, um seinen Namen ganz zu verdienen, einen Flaggenzwist, Streitfragen des Ansehens und Vorranges; Erwachsene mischten sich weniger schlichtend als entscheidend und Grundsätze wahrend ein, Redensarten von der Größe und Würde Italiens fielen, unheiter-

Digitized by Google

spielverderberische Redensarten; wir sahen unsere beiden betroffen und ratlos sich zurückziehen und hatten Mühe, ihnen die Sachlage einigermaßen verständlich zu machen: Diese Leute, erklärten wir ihnen, machten soeben etwas durch, so einen Zustand, etwas wie eine Krankheit.

Es war unsere Schuld, wir hatten es unserer Lässigkeit zuzuschreiben, daß es zu einem Konflikt mit diesem von uns doch erkannten und gewürdigten Zustande kam — noch einem Konflikt; es schien, daß die vorausgegangenen nicht ganz ungemischte Zufallserzeugnisse gewesen waren. Mit einem Worte, wir verletzten die öffentliche Moral. Unser Töchterchen, achtjährig, aber nach ihrer körperlichen Entwicklung ein gutes Jahr jünger zu schätzen und mager wie ein Spatz, die nach längerem Bad, wie es die Wärme erlaubte, ihr Spiel an Land im nassen Kostüm wieder aufgenommen hatte, erhielt Erlaubnis, den von anklebendem Sande starrenden Anzug noch einmal im Meere zu spülen, um ihn dann wieder anzulegen und vor neuer Verunreinigung zu schützen. Nackt läuft sie zum wenige Meter entfernten Wasser, schwenkt ihr Trikot und kehrt zurück. Hätten wir die Welle von Hohn, Anstoß, Widerspruch voraussehen müssen, die ihr Benehmen, unser Benehmen also, erregte? Ich halte Ihnen keinen Vortrag, aber in der ganzen Welt hat das Verhalten zum Körper und zu seiner Nacktheit sich während der letzten Jahrzehnte grundsätzlich und das Gefühl bestimmend gewandelt. Es gibt Dinge, bei denen man sich „nichts mehr denkt", und zu ihnen gehörte die Freiheit, die wir diesem so gar nicht herausfordernden Kinderleibe gewährt hatten. Sie wurde jedoch hierorts als Herausforderung empfunden. Die patriotischen Kinder johlten. Fuggièro pfiff auf den Fingern. Erregtes Gespräch unter Erwachsenen in unserer Nähe wurde laut und verhieß nichts Gutes. Ein Herr in städtischem Schniepel, den wenig strandgerechten Melonenhut im Nacken, versichert seinen entrüsteten Damen, er sei zu korrigierenden Schritten entschlossen; er tritt vor uns hin, und eine Philippika geht auf uns nieder, in der alles Pathos des sinnenfreudigen Südens sich in den Dienst spröder Zucht und Sitte gestellt findet. Die Schamwidrigkeit, die wir uns hätten zuschulden kommen lassen, hieß es, sei um so verurteilenswerter, als sie einem dankvergessenen und beleidigenden Mißbrauch der Gastfreundschaft Italiens gleichkomme. Nicht allein Buchstabe und Geist der öffentlichen Badevorschriften, sondern zugleich auch die Ehre seines Landes seien freventlich verletzt, und in Wahrung dieser Ehre werde er, der Herr im Schniepel, Sorge tragen, daß unser Verstoß gegen die nationale Würde nicht ungeahndet bleibe.

Wir taten unser Bestes, diese Suade mit nachdenklichem Kopfnicken anzuhören. Dem erhitzten Menschen widersprechen hätte zweifellos geheißen von einem Fehler in den anderen fallen. Wir hatten dies und das auf der Zunge, zum Beispiel, daß nicht alle Umstände zusammenträfen, um das Wort Gastfreundschaft nach seiner reinsten Bedeutung ganz am Platze erscheinen zu lassen, und daß wir, ohne Euphemismus gesprochen, nicht sowohl die Gäste Italiens, sondern der Signora Angiolieri seien, welche eben seit einigen Jahren den Beruf einer Vertrauten der Duse gegen den der Gastlichkeit eingetauscht habe. Auch hatten wir Lust, zu antworten, wie wir nicht wüßten, daß die moralische Verwahrlosung in diesem schönen Lande je einen Grad erreicht gehabt habe, daß ein solcher Rückschlag von Prüderie und Überempfindlichkeit begreiflich und notwendig erscheinen könne. Aber wir beschränkten uns darauf, zu versichern, daß jede Provokation und Respektlosigkeit uns fern gelegen habe, und entschuldigend auf das zarte Alter, die leibliche Unbeträchtlichkeit der kleinen Delinquentin hinzuweisen. Umsonst. Unsere Beteuerungen wurden als unglaubhaft, unsere Verteidigung als hinfällig zurückgewiesen und die Errichtung eines Exempels als notwendig behauptet. Telefonisch, wie ich glaube, wurde die Behörde benachrichtigt, ihr Vertreter erschien am Strande, er nannte den Fall sehr ernst, molto grave, und wir hatten ihm hinauf zum „Platze", ins Municipio zu folgen, wo ein höherer Beamter das vorläufige Urteil „molto grave" bestätigte, sich in genau denselben, offenbar landläufigen didaktischen Redewendungen über unsere Tat erging, wie der Herr im steifen Hut, und uns ein Sühne- und Lösegeld von fünfzig Lire auferlegte. Wir fanden, diesen Beitrag zum italienischen Staatshaushalt müsse das Abenteuer uns wert sein, zahlten und gingen. Hätten wir nicht abreisen sollen?

Hätten wir es nur getan! Wir hätten dann diesen fatalen Cipolla vermieden; allein mehreres kam zusammen, den Entschluß zu einem Ortswechsel hintanzuhalten. Ein Dichter hat gesagt, es sei Trägheit, was uns in peinlichen Zuständen festhalte — man könnte das Aperçu zur Erklärung unserer Beharrlichkeit heranziehen. Auch räumt man nach solchem Vorkommnis nicht gern unmittelbar das Feld; man zögert, zuzugeben, daß man sich unmöglich gemacht habe, besonders wenn Sympathiekundgebungen von außen den Trotz ermutigen. In der Villa Eleonora gab es nur eine Stimme über die Ungerechtigkeit unseres Schicksals. Italienische Nach-Tisch-Bekannte wollten finden, es sei dem Rufe des Landes keineswegs zuträglich, und äußerten den Vorsatz, den Herrn

Digitized by Google

im Schniepel landsmannschaftlich zur Rede zu stellen. Aber dieser selbst war vom Strande verschwunden, nebst seiner Gruppe, schon am nächsten Tag — nicht unseretwegen natürlich, aber es mag sein, daß das Bewußtsein seiner dicht bevorstehenden Abreise seiner Tatkraft zuträglich gewesen war, und jedenfalls erleichterte uns seine Entfernung. Um alles zu sagen: Wir blieben auch deshalb, weil der Aufenthalt uns merkwürdig geworden war, und weil Merkwürdigkeit ja in sich selbst einen Wert bedeutet, unabhängig von Behagen und Unbehagen. Soll man die Segel streichen und dem Erlebnis ausweichen, sobald es nicht vollkommen danach angetan ist, Heiterkeit und Vertrauen zu erzeugen? Soll man „abreisen", wenn das Leben sich ein bißchen unheimlich, nicht ganz geheuer oder etwas peinlich und kränkend anläßt? Nein doch, man soll bleiben, soll sich das ansehen und sich dem aussetzen, gerade dabei gibt es vielleicht etwas zu lernen. Wir blieben also und erlebten als schrecklichen Lohn unserer Standhaftigkeit die eindrucksvollunselige Erscheinung Cipollas.

Daß fast in dem Augenblick unserer staatlichen Maßregelung die Nachsaison einsetzte, habe ich nicht erwähnt. Jener Gestrenge im steifen Hut, unser Angeber, war nicht der einzige Gast, der das Bad jetzt verließ; es gab große Abreise, man sah viele Handkarren mit Gepäck sich zur Station bewegen. Der Strand entnationalisierte sich, das Leben in Torre, in den Cafés, auf den Wegen der Pineta wurde sowohl intimer, wie europäischer; wahrscheinlich hätten wir jetzt sogar in der Glasveranda des Grand-Hotel speisen können, aber wir nahmen Abstand davon, wir befanden uns am Tische der Signora Angiolieri vollkommen wohl, — das Wort Wohlbefinden in der Abschattung zu verstehen, die der Ortsdämon ihm zuteil werden ließ. Gleichzeitig aber mit dieser als wohltätig empfundenen Veränderung schlug auch das Wetter um, es zeigte sich fast auf die Stunde im Einvernehmen mit dem Ferienkalender des großen Publikums, der Himmel bedeckte sich, nicht daß es frischer geworden wäre, aber die offene Glut, die achtzehn Tage seit unserer Ankunft (und vorher wohl lange schon) geherrscht hatte, wich einer stickigen Scirocco-Schwüle, und ein schwächlicher Regen netzte von Zeit zu Zeit den samtenen Schauplatz unserer Vormittage. Auch das; zwei Drittel unserer für Torre vorgesehenen Zeit waren ohnehin abgelebt; das schlaffe, entfärbte Meer, in dessen Flachheit träge Quallen trieben, war immerhin eine Neuigkeit; es wäre albern gewesen, nach einer Sonne zurückzuverlangen, der, als sie übermütig waltete, so mancher Seufzer gegolten hatte.

Zu diesem Zeitpunkt also zeigte Cipolla sich an. Cavaliere Cipolla, wie er auf den Plakaten genannt war, die eines Tages überall, auch im Speisesaal der Pensione Eleonora, sich angeschlagen fanden, — ein fahrender Virtuose, ein Unterhaltungskünstler, Forzatore, Illusionista und Prestidigitatore (so bezeichnete er sich), welcher dem hochansehnlichen Publikum von Torre di Venere mit einigen außerordentlichen Phänomenen geheimnisvoller und verblüffender Art aufzuwarten beabsichtigte. Ein Zauberkünstler! Die Ankündigung genügte, unseren Kleinen den Kopf zu verdrehen. Sie hatten noch nie einer solchen Darbietung beigewohnt, diese Ferienreise sollte ihnen die unbekannte Aufregung bescheren. Von Stund an lagen sie uns in den Ohren, für den Abend des Taschenspielers Eintrittskarten zu nehmen, und obgleich uns die späte Anfangsstunde der Veranstaltung, 9 Uhr, von vornherein Bedenken machte, gaben wir in der Erwägung nach, daß wir ja nach einiger Kenntnisnahme von Cipollas wahrscheinlich bescheidenen Künsten nach Hause gehen, daß auch die Kinder am folgenden Morgen ausschlafen könnten, und erstanden von Signora Angiolieri selbst, die eine Anzahl von Vorzugsplätzen für ihre Gäste in Kommission hatte, unsere vier Karten. Sie konnte für solide Leistungen des Mannes nicht gutsagen und wir versahen uns solcher kaum; aber ein gewisses Zerstreuungsbedürfnis empfanden wir selbst, und die dringende Neugier der Kinder bewährte eine Art von Ansteckungskraft.

Das Lokal, in dem der Cavaliere sich vorstellen sollte, war ein Saalbau, der während der Hochsaison zu wöchentlich wechselnden Cinema-Vorführungen gedient hatte. Wir waren nie dort gewesen. Man gelangte dahin, indem man, vorbei am „Palazzo", einem übrigens verkäuflichen, kastellartigen Gemäuer aus herrschaftlichen Zeiten, die Hauptstraße des Ortes verfolgte, an der auch die Apotheke, der Coiffeur, die gebräuchlichsten Einkaufsläden zu finden waren, und die gleichsam vom Feudalen über das Bürgerliche ins Volkstümliche führte; denn sie lief zwischen ärmlichen Fischerwohnungen aus, vor deren Türen alte Weiber Netze flickten, und hier, schon im Populären, lag die „Sala", nichts Besseres eigentlich als eine allerdings geräumige Bretterbude, deren torähnlicher Eingang zu beiden Seiten mit buntfarbigen und übereinandergeklebten Plakaten geschmückt war. Einige Zeit nach dem Diner also, am angesetzten Tage, pilgerten wir im Dunklen dorthin, die Kinder in festlichem Kleidchen und Anzug, beglückt von soviel Ausnahme. Es war schwül, wie seit Tagen, es wetterleuchtete manchmal und regnete etwas. Wir gingen unter Schirmen. Es war eine Viertelstunde Weges.

Digitized by Google

Im Durchgange kontrolliert, hatten wir unsere Plätze selbst aufzusuchen. Sie fanden sich in der dritten Bank links, und indem wir uns niederließen, mußten wir bemerken, daß man die ohnedies bedenkliche Anfangsstunde auch noch lax behandelte: nur sehr allmählich begann ein Publikum, das es darauf ankommen zu lassen schien, zu spät zu kommen, das Parterre zu besetzen, auf welches, da keine Logen vorhanden waren, der Zuschauerraum sich beschränkte. Diese Säumigkeit machte uns etwas besorgt. Den Kindern färbte schon jetzt eine mit Erwartung hektisch gemischte Müdigkeit die Wangen. Einzig die Stehplätze in den Seitengängen und im Hintergrunde waren bei unserer Ankunft schon komplett. Es stand da, halbnackte Arme auf gestreifter Trikotbrust verschränkt, allerlei autochthone Männlichkeit von Torre di Venere, Fischervolk, unternehmend blickende junge Burschen; und wenn wir mit der Anwesenheit dieser eingesessenen Volkstümlichkeit, die solchen Veranstaltungen erst Farbe und Humor verleiht, sehr einverstanden waren, so zeigten die Kinder sich entzückt davon. Denn sie hatten Freunde unter diesen Leuten, Bekanntschaften, die sie auf nachmittäglichen Spaziergängen am entfernteren Strande gemacht. Oft, um die Stunde, wenn die Sonne, müde ihrer gewaltigen Arbeit, ins Meer sank und den vordringenden Schaum der Brandung rötlich vergoldete, waren wir heimkehrend auf bloßbeinige Fischergruppen gestoßen, die in Reihen stemmend und ziehend, unter gedehnten Rufen ihre Netze eingeholt, ihren meist dürftigen Fang an Frutti di mare in triefende Körbe geklaubt hatten; und die Kleinen hatten ihnen zugesehen, ihre italienischen Brocken an den Mann gebracht, beim Strickziehen geholfen, Kameradschaft geschlossen. Jetzt tauschten sie Grüße mit der Sphäre der Stehplätze, da war Guiscardo, da war Antonio, sie kannten die Namen, riefen sie winkend mit halber Stimme hinüber und bekamen ein Kopfnicken, ein Lachen sehr gesunder Zähne zur Antwort. Sieh doch, da ist sogar Mario vom „Esquisito", Mario, der uns die Schokolade bringt! Auch er will den Zauberer sehen, und er muß früh gekommen sein, er steht fast vorn, aber er bemerkt uns nicht, er gibt nicht acht, das ist so seine Art, obgleich er ein Kellnerbursche ist. Dafür winken wir dem Manne zu, der am Strande die Paddelboote vermietet, und der auch da steht, ganz hinten.

Es wurde 9¼, es wurde beinahe ½10 Uhr. Sie begreifen unsere Nervosität. Wann würden die Kinder ins Bett kommen? Es war ein Fehler gewesen sie herzuführen, denn ihnen zuzumuten, den Genuß abzubrechen, kaum daß er recht begonnen, würde sehr hart sein. Mit der Zeit hatte das Parkett sich gut gefüllt; ganz Torre war da, so konnte man sagen, die Gäste des Grand Hotel, die Gäste der Villa Eleonora und anderer Pensionen, bekannte Gesichter vom Strande. Man hörte Englisch und Deutsch. Man hörte das Französisch, das etwa Rumänen mit Italienern sprechen. Mme. Angiolieri selbst saß zwei Reihen hinter uns an der Seite ihres stillen und glatzköpfigen Gatten, der mit zwei mittleren Fingern seiner Rechten seinen Schnurrbart strich. Alle waren spät gekommen, aber niemand zu spät; Cipolla ließ auf sich warten.

Er ließ auf sich warten, das ist wohl der richtige Ausdruck. Er erhöhte die Spannung durch die Verzögerung seines Auftretens. Auch hatte man Sinn für diese Manier, aber nicht ohne Grenzen. Gegen halb zehn Uhr begann das Publikum zu applaudieren, — eine liebenswürdige Form, rechtmäßige Ungeduld zu äußern, da sie zugleich Beifallslust zum Ausdruck bringt. Für die Kleinen gehörte es schon zum Vergnügen, sich daran zu beteiligen. Alle Kinder lieben es, Beifall zu klatschen. Aus der populären Sphäre rief es energisch: „Pronti!" und „Cominciamo!" Und siehe, wie es zu gehen pflegt: Auf einmal war der Beginn, welche Hindernisse ihm nun solange entgegengestanden haben mochten, leicht zu ermöglichen. Ein Gongschlag ertönte, der von den Stehplätzen mit mehrstimmigem Ah! beantwortet wurde, und die Gardine ging auseinander. Sie enthüllte ein Podium, das nach seiner Ausstattung eher einer Schulstube als dem Wirkungsfeld eines Taschenspielers glich, und zwar namentlich dank der schwarzen Wandtafel, die auf einer Staffelei links im Vordergrunde stand. Sonst waren noch ein gewöhnlicher gelber Kleiderständer, ein paar landesübliche Strohstühle und, weiter im Hintergrunde, ein Rundtischchen zu sehen, auf dem eine Wasserflasche mit Glas und, auf besonderem Tablett, ein Flakon voll hellgelber Flüssigkeit nebst Likörgläschen standen. Man hatte noch zwei Sekunden Zeit, diese Utensilien ins Auge zu fassen. Dann, ohne daß das Haus sich verdunkelt hätte, hielt Cavaliere Cipolla seinen Auftritt.

Er kam in jenem Geschwindschritt herein, in dem Erbötigkeit gegen das Publikum sich ausdrückt und der die Täuschung erweckt, als habe der Ankommende in diesem Tempo schon eine weite Strecke zurückgelegt, um vor das Angesicht der Menge zu gelangen, während er doch eben noch in der Kulisse stand. Der Anzug Cipollas unterstützte die Fiktion des von außenher Eintreffens. Ein Mann schwer bestimmbaren Alters, aber keineswegs mehr jung, mit scharfem, zerrüttetem Gesicht, stechenden Augen, faltig verschlossenem Munde, kleinem, schwarz gewichstem Schnurrbärtchen und einer soge-

Digitized by Google

nannten Fliege in der Vertiefung zwischen Unterlippe und Kinn, war er in eine Art von komplizierter Abendstraßen-Eleganz gekleidet. Er trug einen weiten schwarzen und ärmellosen Radmantel mit Samtkragen und atlasgefütterter Pelerine, den er mit den weiß behandschuhten Händen bei behinderter Lage der Arme vorn zusammenhielt, einen weißen Schal um den Hals und einen geschweiften, schief in die Stirne gerückten Zylinderhut. Vielleicht mehr als irgendwo ist in Italien das 18. Jahrhundert noch lebendig und mit ihm der Typus des Scharlatans, des marktschreierischen Possenreißers, der für diese Epoche so charakteristisch war, und dem man nur in Italien noch in ziemlich wohl erhaltenen Beispielen begegnen kann. Cipolla hatte in seinem Gesamthabitus viel von diesem historischen Schlage, und der Eindruck reklamehafter und phantastischer Narretei, die zum Bilde gehört, wurde schon dadurch erweckt, daß die anspruchsvolle Kleidung ihm sonderbar, hier falsch gestrafft und dort in falschen Falten am Leibe saß oder gleichsam daran aufgehängt war: Irgend etwas war mit seiner Figur nicht in Ordnung, vorn nicht und hinten nicht, — später wurde das deutlicher. Aber ich muß betonen, daß von persönlicher Scherzhaftigkeit oder gar Clownerie in seiner Haltung, seinen Mienen, seinem Benehmen nicht im geringsten die Rede sein konnte; vielmehr sprachen strenge Ernsthaftigkeit, Ablehnung alles Humoristischen, ein gelegentlich übellauniger Stolz, auch jene gewisse Würde und Selbstgefälligkeit des Krüppels daraus, — was freilich nicht hinderte, daß sein Verhalten anfangs an mehreren Stellen des Saales Lachen hervorrief.

Dies Verhalten hatte nichts Dienstfertiges mehr; die Raschheit seiner Auftrittsschritte stellte sich als reine Energie-Äußerung heraus, an der Unterwürfigkeit keinen Teil gehabt hatte. An der Rampe stehend und sich mit lässigem Zupfen seiner Handschuhe entledigend, wobei er lange und gelbliche Hände entblößte, deren eine ein Siegelring mit hochragendem Lasurstein schmückte, ließ er seine kleinen, strengen Augen, mit schlaffen Säcken darunter, musternd durch den Saal schweifen, nicht rasch, sondern indem er hie und da auf einem Gesicht in überlegener Prüfung verweilte — verkniffenen Mundes, ohne ein Wort zu sprechen. Die zusammengerollten Handschuhe warf er mit ebenso erstaunlicher wie beiläufiger Geschicklichkeit über eine bedeutende Entfernung hin genau in das Wasserglas auf dem Rundtischchen und holte dann, immer stumm umherblickend, aus irgendwelcher inneren Tasche ein Päckchen Zigaretten hervor, die billigste Sorte der Regie, wie man am Karton erkannte, zog mit spitzen Fingern eine aus dem Bündel und entzündete sie, ohne hinzusehen, mit einem prompt funktionierenden Benzinfeuerzeug. Den tief eingeatmeten Rauch stieß er, arrogant grimassierend, beide Lippen zurückgezogen, dabei mit einem Fuße leise aufklopfend, als grauen Sprudel zwischen seinen schadhaft abgenutzten Zähnen hervor.

Das Publikum beobachtete ihn so scharf, wie es sich von ihm durchmustert sah. Bei den jungen Leuten auf den Stehplätzen sah man zusammengezogene Brauen und bohrende, nach einer Blöße spähende Blicke, die dieser allzu Sichere sich geben würde. Er gab sich keine. Das Hervorholen und Wiederverwahren des Zigarettenpäckchens und des Feuerzeuges war umständlich dank seiner Kleidung; er raffte dabei den Abendmantel zurück, und man sah, daß ihm über dem linken Unterarm an einer Lederschlinge unpassenderweise eine Reitpeitsche mit klauenartiger silberner Krücke hing. Man bemerkte ferner, daß er keinen Frack, sondern einen Gehrock trug, und da er auch diesen aufhob, erblickte man eine mehrfarbige, halb von der Weste verdeckte Schärpe, die Cipolla um den Leib trug, und die hinter uns sitzende Zuschauer in halblautem Austausch für das Abzeichen des Cavaliere hielten. Ich lasse das dahingestellt, denn ich habe nie gehört, daß mit dem Cavaliere-Titel ein derartiges Abzeichen verbunden ist. Vielleicht war die Schärpe reiner Humbug, so gut wie das wortlose Dastehen des Gauklers, der immer noch nichts tat, als dem Publikum lässig und wichtig seine Zigarette vorzurauchen.

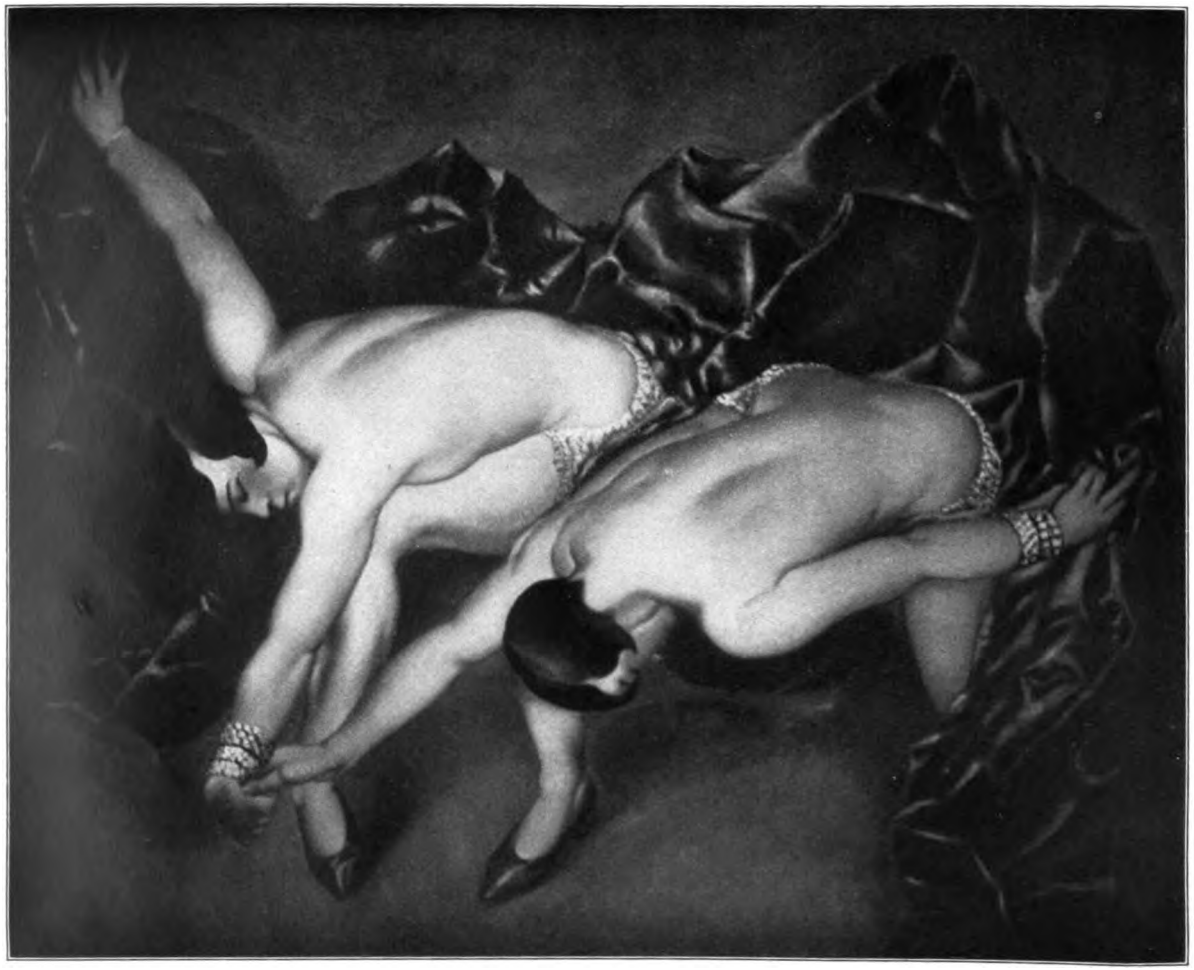
Man lachte, wie gesagt, und die Heiterkeit wurde fast allgemein, als eine Stimme im Stehparterre laut und trocken „Buona sera!“ sagte.

Cipolla horchte hoch auf. „Wer war das?“ fragte er gleichsam zugreifend. „Wer hat soeben gesprochen? Nun? Zuerst so keck und nun bange? Paura, eh?“ Er sprach mit ziemlich hoher, etwas asthmatischer, aber metallischer Stimme. Er wartete.

„Ich war's,“ sagte in die Stille hinein der junge Mann, der sich so herausgefordert und bei der Ehre genommen sah, — ein schöner Bursche gleich neben uns, im Baumwollhemd, die Jacke über eine Schulter gehängt. Er trug sein schwarzes, starres Kraushaar hoch und wild, die Mode-Frisur des erweckten Vaterlandes, die ihn etwas entstellte und afrikanisch anmutete. „Bè . . . Das war ich. Es wäre Ihre Sache gewesen, aber ich zeigte Entgegenkommen.“

Die Heiterkeit erneuerte sich. Der Junge war nicht auf den Mund gefallen. „Ha sciolto lo scilinguagnolo,“ äußerte man neben uns. Die populäre Lektion war schließlich am Platze gewesen.

Digitized by Google



Tänzerinnen. Gemälde von Lucien Maillol

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ah bravo!“ antwortete Cipolla. „Du gefällst mir, Giovanotto. Willst du glauben, daß ich dich längst gesehen habe? Solche Leute, wie du, haben meine besondere Sympathie, ich kann sie brauchen. Offenbar bist du ein ganzer Kerl. Du tust, was du willst. Oder hast du schon einmal nicht getan, was du wolltest? Oder gar getan, was du nicht wolltest? Was nicht du wolltest? Höre, mein Freund, es müßte bequem und lustig sein, nicht immer so den ganzen Kerl spielen und für beides aufkommen zu müssen, das Wollen und das Tun. Arbeitsteilung müßte da einmal eintreten — sistema americana, sa'. Willst du zum Beispiel jetzt dieser gewählten und verehrungswürdigen Gesellschaft hier die Zunge zeigen, und zwar die ganze Zunge bis zur Wurzel?“

„Nein,“ sagte der Bursche feindselig. „Das will ich nicht. Es würde von wenig Erziehung zeugen.“

„Es würde von gar nichts zeugen,“ erwiderte Cipolla, „denn du tätest es ja nur. Deine Erziehung in Ehren, aber meiner Meinung nach wirst du jetzt, ehe ich bis drei zähle, eine Rechtswendung ausführen und der Gesellschaft die Zunge herausstrecken, länger, als du gewußt hattest, daß du sie herausstrecken könntest.“

Er sah ihn an, wobei seine stechenden Augen tiefer in die Höhlen zu sinken schienen. „Uno,“ sagte er und ließ seine Reitpeitsche, deren Schlinge er vom Arme hatte gleiten lassen, einmal kurz durch die Luft pfeifen. Der Bursche machte Front gegen das Publikum und streckte die Zunge so angestrengt-überlang heraus, daß man sah, es war das Äußerste, was er an Zungenlänge nur irgend zu bieten hatte. Dann nahm er mit nichtssagendem Gesicht wieder seine frühere Stellung ein.

„Ich war's,“ parodierte Cipolla, indem er zwinkernd mit dem Kopf auf den Jungen deutete. „Bè . . . das war ich.“ Damit wandte er sich, das Publikum seinen Eindrücken überlassend, zum Rundtischchen, goß sich aus dem Flakon, das offenbar Kognak enthielt, ein Gläschen ein und kippte es geübt.

Die Kinder lachten von Herzen. Von den gewechselten Worten hatten sie fast nichts verstanden; daß aber zwischen dem kuriosen Mann dort oben und jemandem aus dem Publikum gleich etwas so Drolliges vor sich gegangen war, amüsierte sie höchlichst, und da sie von den Darbietungen eines Abends, wie er verheißen war, keine bestimmte Vorstellung hatten, waren sie bereit, diesen Anfang köstlich zu finden. Was uns betraf, so tauschten wir einen Blick, und ich erinnere mich, daß ich unwillkürlich mit den Lippen leise das Geräusch nachahmte, mit dem Cipolla seine Reitpeitsche hatte durch die Luft fahren lassen. Übrigens war klar, daß die Leute nicht wußten, was sie aus einer so ungereimten Eröffnung einer Taschenspieler-Soiree machen sollten, und nicht recht begriffen, was den Giovanotto, der doch sozusagen ihre Sache geführt hatte, plötzlich hatte bestimmen können, seine Keckheit gegen sie, das Publikum, zu wenden. Man fand sein Benehmen läppisch, kümmerte sich nicht weiter um ihn und wandte seine Aufmerksamkeit dem Künstler zu, der, vom Stärkungstischchen zurückkehrend, folgendermaßen zu sprechen fortfuhr: „Meine Damen und Herren,“ sagte er mit seiner asthmatisch-metallischen Stimme, „Sie sahen mich soeben etwas empfindlich gegen die Belehrung, die dieser hoffnungsvolle junge Linguist („questo linguista di belle speranze,“ — man lachte über das Wortspiel) mir erteilen zu sollen glaubte. Ich bin ein Mann von einiger Eigenliebe, nehmen Sie das in Kauf! Ich finde keinen Geschmack daran, mir anders als ernsthaften und höflichen Sinnes guten Abend wünschen zu lassen, — es in entgegengesetztem Sinne zu tun, besteht wenig Anlaß. Indem man mir einen guten Abend wünscht, wünscht man sich selber einen, denn das Publikum wird nur in dem Falle einen guten Abend haben, daß ich einen habe, und darum tat dieser Liebling der Mädchen von Torre di Venere“ (er hörte nicht auf gegen den Burschen zu sticheln) „sehr wohl daran, sogleich einen Beweis dafür zu geben, daß ich heute einen habe und also auf seine Wünsche verzichten kann. Ich darf mich rühmen, fast lauter gute Abende zu haben. Ein schlechterer läuft wohl einmal mit unter, doch ist das selten. Mein Beruf ist schwer und meine Gesundheit nicht die robusteste; ich habe einen kleinen Leibesschaden zu beklagen, der mich außerstand gesetzt hat, am Kriege für die Größe des Vaterlandes teilzunehmen. Allein mit den Kräften meiner Seele und meines Geistes meistere ich das Leben, was ja immer nur heißt: sich selbst bemeistern, und schmeichle mir, mit meiner Arbeit die achtungsvolle Anteilnahme der gebildeten Öffentlichkeit erregt zu haben. Die führende Presse hat diese Arbeit zu schätzen gewußt, der Corriere della Sera erwies mir soviel Gerechtigkeit, mich ein Phänomen zu nennen, und in Rom hatte ich die Ehre, den Bruder des Duce unter den Besuchern eines der Abende zu sehen, die ich dort veranstaltete. Kleiner Gewohnheiten, die man mir an so glänzender und erhabener Stelle nachzusehen die Gewohnheit hatte, glaubte ich mich an einem vergleichsweise immerhin weniger bedeutenden Platz, wie Torre di Venere“ (man lachte auf Kosten des armen kleinen Torre), „nicht eigens entschlagen und nicht dulden zu sollen, daß Personen, die durch die Gunst des weiblichen Geschlechtes etwas verwöhnt scheinen, sie mir ver-

Digitized by Google

weisen." Jetzt hatte wieder der Bursche die Zeche zu zahlen, den Cipolla nicht müde wurde in der Rolle des donnaiuolo und ländlichen Hahnes im Korbe vorzuführen, — wobei die zähe Empfindlichkeit und Animosität, mit der er auf ihn zurückkam, in auffälligem Mißverhältnis zu den Äußerungen seines Selbstgefühles und zu den mondänen Erfolgen stand, deren er sich rühmte. Gewiß mußte der Jüngling einfach als Belustigungsthema herhalten, wie Cipolla sich jeden Abend eines herauszugreifen und aufs Korn zu nehmen gewohnt sein mochte. Aber es sprach aus seinen Spitzen doch auch echte Gehässigkeit, über deren menschlichen Sinn ein Blick auf die Körperlichkeit beider belehrt haben würde, auch wenn der Verwachsene nicht beständig auf das ohne weiteres vorausgesetzte Glück des hübschen Jungen bei den Frauen angespielt hätte.

„Damit wir also unsere Unterhaltung beginnen," setzte er hinzu, „erlauben Sie, daß ich es mir bequemer mache!"

Und er ging zum Kleiderständer, um abzulegen.

„Parla benissimo," stellte man in unserer Nähe fest. Der Mann hatte noch nichts geleistet, aber sein Sprechen allein ward als Leistung gewürdigt, er hatte damit zu imponieren gewußt. Unter Südländern ist die Sprache ein Ingredienz der Lebensfreude, dem man weit lebhaftere gesellschaftliche Schätzung entgegenbringt, als der Norden sie kennt. Es sind vorbildliche Ehren, in denen das nationale Bindemittel der Muttersprache bei diesen Völkern steht, und etwas heiter Vorbildliches hat die genußreiche Ehrfurcht, mit der man ihre Formen und Lautgesetze betreut. Man spricht mit Vergnügen, man hört mit Vergnügen — und man hört mit Urteil. Denn es gilt als Maßstab für den persönlichen Rang, wie einer spricht; Nachlässigkeit, Stümperei erregen Verachtung, Eleganz und Meisterschaft verschaffen menschliches Ansehen, weshalb auch der kleine Mann, sobald es ihm um seine Wirkung zu tun ist, sich in gewählten Wendungen versucht und sie mit Sorgfalt gestaltet. In dieser Hinsicht also wenigstens hatte Cipolla sichtlich für sich eingenommen, obgleich er keineswegs dem Menschenschlag angehörte, den der Italiener, in eigentümlicher Mischung moralischen und ästhetischen Urteils als „Simpatico" anspricht.

Nachdem er seinen Seidenhut, seinen Schal und Mantel abgetan, kam er, im Rock sich zurechtrückend, die mit großen Knöpfen verschlossenen Manschetten hervorziehend und an seiner Humbugschärpe ordnend, wieder nach vorn. Er hatte sehr häßliches Haar, das heißt: sein oberer Schädel war fast kahl, und nur eine schmale, schwarz gewichste Scheitelfrisur lief, wie angeklebt, vom Wirbel nach vorn, während das Schläfenhaar, ebenfalls geschwärzt, seitlich zu den Augenwinkeln hingestrichen war, — die Haartracht etwa eines altmodischen Zirkusdirektors, lächerlich, aber durchaus zum ausgefallenen Persönlichkeitsstil passend und mit soviel Selbstsicherheit getragen, daß die öffentliche Empfindlichkeit gegen ihre Komik verhalten und stumm blieb. Der „kleine Leibeschaden", von dem er vorbeugend gesprochen hatte, war jetzt nur allzu deutlich sichtbar, wenn auch immer noch nicht ganz klar nach seiner Beschaffenheit: die Brust war zu hoch, wie gewohnt in solchen Fällen, aber der Verdruß im Rücken schien nicht an der gewohnten Stelle, zwischen den Schultern zu sitzen, sondern tiefer, als eine Art Hüft- und Gesäßbuckel, der den Gang zwar nicht behinderte, aber ihn grotesk und bei jedem Schritt sonderbar ausladend gestaltete. Übrigens war der Unzuträglichkeit durch ihre Erwähnung gleichsam die Spitze abgebrochen worden, und zivilisiertes Feingefühl beherrschte angesichts ihrer spürbar den Saal.

„Zu Ihren Diensten!" sagte Cipolla. „Ihr Einverständnis vorausgesetzt, werden wir unser Programm mit einigen arithmetischen Übungen beginnen."

Arithmetik? Das sah nicht nach Zauberkunststücken aus. Die Vermutung regte sich schon, daß der Mann unter falscher Flagge segelte; nur welches seine richtige war, blieb undeutlich. Die Kinder begannen mir leid zu tun; aber für den Augenblick waren sie einfach glücklich, dabei zu sein.

Das Zahlenspiel, das Cipolla nun anstellte, war ebenso einfach, wie durch seine Pointe verblüffend. Er fing damit an, ein Blatt Papier mit einem Reißstift an der oberen rechten Ecke der Tafel zu befestigen und, indem er es hoch hob, mit Kreide etwas aufs Holz zu schreiben. Er redete unausgesetzt dabei, besorgt, seine Darbietungen durch immerwährende sprachliche Begleitung und Unterstützung vor Trockenheit zu bewahren, wobei er sich selbst ein zungengewandter und keinen Augenblick um einen plauderhaften Einfall verlegener Conférencier war. Daß er sogleich damit fortfuhr, die Kluft zwischen Podium und Zuschauerraum aufzuheben, die schon durch das sonderbare Geplänkel mit dem Fischerburschen überbrückt worden war; daß er also Vertreter des Publikums auf die Bühne nötigte und seinerseits über die hölzernen Stufen, die dort hinaufführten, herunterkam, um persönliche Berührung mit seinen Gästen zu suchen, gehörte zu seinem Arbeitsstil und gefiel den Kindern sehr. Ich weiß nicht, wie weit die Tatsache, daß er dabei sofort wieder in Häkeleien mit Einzelpersonen geriet, in seinen Absichten und seinem System lag, obgleich er sehr

Digitized by Google

ernst und verdrießlich dabei blieb, — das Publikum, wenigstens in seinen volkstümlichen Elementen, schien jedenfalls der Meinung zu sein, daß dergleichen zur Sache gehöre.

Nachdem er nämlich ausgeschrieben und das Geschriebene unter dem Blatt Papier verheimlicht hatte, drückte er den Wunsch aus, zwei Personen möchten aufs Podium kommen, um beim Ausführen der bevorstehenden Rechnung behilflich zu sein. Das biete keine Schwierigkeiten, auch rechnerisch weniger Begabte seien ohne weiteres geeignet dazu. Wie gewöhnlich meldete sich niemand, und Cipolla hütete sich, den vornehmen Teil seines Publikums zu belästigen. Er hielt sich ans Volk und wandte sich an zwei lümmelstarke Burschen auf Stehplätzen im Hintergrunde des Saales, forderte sie heraus, sprach ihnen Mut zu, fand es tadelnswert, daß sie nur müßig gaffen und der Gesellschaft sich nicht gefällig erweisen wollten, und setzte sie wirklich in Bewegung. Mit plumpen Tritten kamen sie durch den Mittelgang nach vorn, erstiegen die Stufen und stellten sich, linkisch grinsend unter den Bravi-Rufen ihrer Kameradschaft, vor der Tafel auf. Cipolla scherzte noch ein paar Augenblicke mit ihnen, lobte die heroische Festigkeit ihrer Gliedmaßen, die Größe ihrer Hände, die ganz geschaffen seien, der Versammlung den erbetenen Dienst zu leisten, und gab dann dem einen den Kreidegriffel in die Hand mit der Weisung, einfach die Zahlen nachzuschreiben, die ihm würden zugerufen werden. Aber der Mensch erklärte, nicht schreiben zu können. „Non so scrivere", sagte er mit grober Stimme, und sein Genosse fügte hinzu: „Ich auch nicht."

Gott weiß, ob sie die Wahrheit sprachen oder sich nur über Cipolla lustig machen wollten. Jedenfalls war dieser weit entfernt, die Heiterkeit zu teilen, die ihr Geständnis erregte. Er war beleidigt und angewidert. Er saß in diesem Augenblick mit übergeschlagenem Bein auf einem Strohstuhl in der Mitte der Bühne und rauchte wieder eine Zigarette aus dem billigen Bündel, die ihm sichtlich desto besser mundete, als er, während die Trottel zum Podium stapften, einen zweiten Kognak zu sich genommen hatte. Wieder ließ er den tief eingezogenen Rauch zwischen den entblößten Zähnen ausströmen und blickte dabei, mit dem Fuße wippend, in strenger Ablehnung, wie ein Mann, der sich vor einer durchaus verächtlichen Erscheinung auf sich selbst und seine Würde zurückzieht, an den beiden fröhlichen Ehrlosen vorbei und auch über das Publikum hinweg ins Leere.

„Skandalös," sagte er kalt und verbissen. „Geht an euere Plätze! Jedermann kann schreiben in Italien, dessen Größe der Unwissenheit und Finsternis keinen Raum bietet. Es ist ein schlechter Scherz, vor den Ohren dieser internationalen Gesellschaft eine Bezichtigung laut werden zu lassen, mit der ihr nicht nur euch selbst erniedrigt, sondern auch die Regierung und das Land dem Gerede aussetzt. Wenn wirklich Torre di Venere der letzte Winkel des Vaterlandes sein sollte, in den die Unkenntnis der Elementarwissenschaften sich geflüchtet hat, so müßte ich bedauern, einen Ort aufgesucht zu haben, von dem mir allerdings bekannt sein mußte, daß er an Bedeutung hinter Rom in dieser und jener Beziehung zurücksteht..."

Hier wurde er von dem Burschen mit der nubischen Haartracht und der Jacke über der Schulter unterbrochen, dessen Angriffslust, wie man nun sah, nur vorübergehend abgedankt hatte, und der sich erhobenen Hauptes zum Ritter seines Heimatstädtchens aufwarf.

„Genug!" sagte er laut. „Genug der Witze über Torre. Wir alle sind von hier und werden nicht dulden, daß man die Stadt vor den Fremden verhöhnt. Auch diese beiden Leute sind unsere Freunde. Wenn sie keine Gelehrten sind, so sind sie dafür rechtschaffenere Jungen, als vielleicht mancher andere im Saal, der mit Rom prahlt, obgleich er es auch nicht gegründet hat."

Das war ja ausgezeichnet. Der junge Mensch hatte wahrhaftig Haare auf den Zähnen. Man unterhielt sich bei dieser Art von Dramatik, obgleich sie den Eintritt ins eigentliche Programm mehr und mehr verzögerte. Einem Wortwechsel zuzuhören ist immer fesselnd. Gewisse Menschen belustigt das einfach, und sie genießen aus einer Art von Schadenfreude ihr Nichtbeteiligtsein; andere empfinden Beklommenheit und Erregung, und ich verstehe sie sehr gut, wenn ich auch damals den Eindruck hatte, daß alles gewissermaßen auf Übereinkunft beruhte, und daß sowohl die beiden analphabetischen Dickhäuter, wie auch der Giovanotto in der Jacke dem Künstler halb und halb zur Hand gingen, um Theater zu produzieren. Die Kinder lauschten mit vollem Genuß. Sie verstanden nichts, aber die Akzente hielten sie in Atem. Das war also ein Zauber-Abend, zum mindesten ein italienischer. Sie fanden es ausdrücklich sehr schön.

Cipolla war aufgestanden und mit zwei aus der Hüfte ladenden Schritten an die Rampe gekommen.

„Aber sieh ein bißchen!" sagte er mit grimmiger Herzlichkeit. „Ein alter Bekannter! Ein Jüngling, der das Herz auf der Zunge hat!" (Er sagte „sulla linguaccia", was belegte Zunge heißt und große Heiterkeit hervorrief.) „Geht, meine Freunde!" wandte er sich an die beiden Tölpel. „Genug von euch, ich habe es

Digitized by Google

jetzt mit diesem Ehrenmann zu tun, con questo torregiano di Venere, diesem Türmer der Venus, der sich zweifellos süßer Danksagungen versieht für seine Wachsamkeit ..."

„Ah, non scherzamo! Reden wir ernst!" rief der Bursche. Seine Augen blitzten, und er machte wahrhaftig eine Bewegung, als wollte er die Jacke abwerfen und zur direktesten Auseinandersetzung übergehen.

Cipolla nahm das nicht tragisch. Anders als wir, die einander bedenklich ansahen, hatte der Cavaliere es mit einem Landsmann zu tun, hatte den Boden der Heimat unter den Füßen. Er blieb kalt, zeigte vollkommene Überlegenheit. Eine lächelnde Kopfbewegung seitlich gegen den Kampfhahn, den Blick ins Publikum gerichtet, rief dieses zum mitlächelnden Zeugen einer Raufluft auf, durch die der Gegner nur die Schlichtheit seiner Lebensform enthüllte. Und dann geschah abermals etwas Merkwürdiges, was jene Überlegenheit in ein unheimliches Licht setzte und die kriegerische Reizung, die von der Szene ausging, auf beschämende und unerklärliche Art ins Lächerliche zog.

Cipolla näherte sich dem Burschen noch mehr, wobei er ihm eigentümlich in die Augen sah. Er kam sogar die Stufen, die dort, links von uns, ins Auditorium führten, halbwegs herab, so daß er, etwas erhöht, dicht vor dem Streitbaren stand. Die Reitpeitsche hing an seinem Arm.

„Du bist nicht zu Scherzen aufgelegt, mein Sohn," sagte er. „Das ist nur zu begreiflich, denn jedermann sieht, daß du nicht wohl bist. Schon deine Zunge, deren Reinheit zu wünschen übrig ließ, deutete auf akute Unordnung des gastrischen Systems. Man sollte keine Abendunterhaltung besuchen, wenn man sich fühlt, wie du, und du selbst, ich weiß es, hast geschwankt, ob du nicht besser tätest, ins Bett zu gehen und dir einen Leibwickel zu machen. Es war leichtsinnig, heute nachmittag so viel von diesem weißen Wein zu trinken, der schrecklich sauer war. Jetzt hast du die Kolik, daß du dich krümmen möchtest vor Schmerzen. Tu's nur ungescheut! Es ist eine gewisse Linderung verbunden mit dieser Nachgiebigkeit des Körpers gegen den Krampf der Eingeweide."

Indem er dies Wort für Wort mit ruhiger Eindringlichkeit und einer Art strenger Teilnahme sprach, schienen seine Augen, in die des jungen Menschen getaucht, über ihren Tränensäcken zugleich welk und brennend zu werden, — es waren sehr sonderbare Augen, und man verstand, daß sein Partner nicht nur aus Mannesstolz die seinen nicht von ihnen lösen mochte. Auch war von solchem Hochmut alsbald in seinem bronzierten Gesicht nichts mehr zu bemerken. Er sah den Cavaliere mit offenem Munde an und dieser Mund lächelte in seiner Offenheit verstört und kläglich.

„Krümme dich!" wiederholte Cipolla. „Was bleibt dir anderes übrig? Bei solcher Kolik muß man sich krümmen. Du wirst dich doch gegen die natürliche Reflexbewegung nicht sträuben, nur, weil man sie dir empfiehlt."

Der junge Mann hob langsam die Unterarme, und während er sie anpressend über dem Leibe kreuzte, verbog sich sein Körper, wandte sich seitlich vornüber, tiefer und tiefer, ging bei verstellten Füßen und gegeneinandergekehrten Knien in die Beuge, so daß er endlich, ein Bild verrenkter Pein, beinahe am Boden hockte. So ließ Cipolla ihn einige Sekunden stehen, tat dann mit der Reitpeitsche einen kurzen Hieb durch die Luft und kehrte ausladend zum Rundtischchen zurück, wo er einen Kognak kippte.

„Il boit beaucoup," stellte hinter uns eine Dame fest. War das alles, was ihr auffiel? Es wollte uns nicht deutlich werden, wie weit das Publikum schon im Bilde war. Der Bursche stand wieder aufrecht, etwas verlegen lächelnd, als wüßte er nicht so recht, wie ihm geschehen. Man hatte die Szene mit Spannung verfolgt und applaudierte ihr, als sie beendet war, indem man sowohl „Bravo, Cipolla!" wie „Bravo, Giovanotto!" rief. Offenbar faßte man den Ausgang des Streites nicht als persönliche Niederlage des jungen Menschen auf, sondern ermunterte ihn wie einen Schauspieler, der eine klägliche Rolle lobenswert durchgeführt hat. Wirklich war seine Art, sich vor Leibschmerzen zu krümmen, höchst ausdrucksvoll, in ihrer Anschaulichkeit gleichsam für die Galerie berechnet und sozusagen eine schauspielerische Leistung gewesen. Aber ich bin nicht sicher, wie weit das Verhalten des Saales nur dem menschlichen Taktgefühl zuzuschreiben war, in dem der Süden uns überlegen ist, und wie weit es auf eigentlicher Einsicht in das Wesen der Dinge beruhte.

Der Cavaliere, gestärkt, hatte sich eine frische Zigarette angezündet. Der arithmetische Versuch konnte wieder in Angriff genommen werden. Ohne Schwierigkeit fand sich ein junger Mann aus den hinteren Sitzreihen, der bereit war, diktierte Ziffern auf die Tafel zu schreiben. Wir kannten ihn auch; die ganze Unterhaltung gewann etwas Familiäres dadurch, daß man so viele Gesichter kannte. Er war der Angestellte des Kolonialwaren- und Obstladens in der Hauptstraße und hatte uns mehrmals in guter Form bedient. Er handhabte die Kreide mit kaufmännischer Gewandtheit, während Cipolla, zu unserer Ebene herabgestiegen, sich in seiner verwachsenen Gangart durch das Publikum

Digitized by Google

bewegte und Zahlen einsammelte, zwei-, drei- und vierstellige nach freier Wahl, die er den Befragten von den Lippen nahm, um sie seinerseits dem jungen Krämer zuzurufen, der sie untereinander reihte. Dabei war alles, im wechselseitigen Einverständnis, auf Unterhaltung, Jux, rednerische Abschweifung berechnet. Es konnte nicht fehlen, daß der Künstler auf Fremde stieß, die mit der inländischen Zahlensprache nicht fertig wurden, und mit denen er sich lange auf hervorgekehrt ritterliche Art bemühte, unter der höflichen Heiterkeit der Landeskinder, die er dann wohl in Verlegenheit brachte, indem er sie nötigte, englisch und französisch vorgebrachte Ziffern zu verdolmetschen. Einige nannten Zahlen, die große Jahre aus der italienischen Geschichte bezeichneten. Cipolla erfaßte sie sofort und knüpfte im Weitergehen patriotische Betrachtungen daran. Jemand sagte „Zero!", und der Cavaliere, streng beleidigt wie bei jedem Versuch, ihn zum Narren zu halten, erwiderte über die Schulter, das sei eine weniger als zweistellige Zahl, worauf ein anderer Spaßvogel „Null, null" rief und den Heiterkeitserfolg damit hatte, dessen die Anspielung auf natürliche Dinge unter Südländern gewiß sein kann. Der Cavaliere allein hielt sich würdig ablehnend, obgleich er die Anzüglichkeit geradezu herausgefordert hatte; doch gab er achselzuckend auch diesen Rechnungsposten dem Schreiber zu Protokoll.

Als etwa fünfzehn Zahlen in verschieden langen Gliedern auf der Tafel standen, verlangte Cipolla die gemeinsame Addition. Geübte Rechner möchten sie vor der Schrift im Kopfe vornehmen, aber es stand frei, Crayon und Taschenbuch zu Rate zu ziehen. Cipolla saß, während man arbeitete, auf seinem Stuhl neben der Tafel und rauchte grimassierend, mit dem selbstgefällig anspruchsvollen Gehaben des Krüppels. Die fünfstellige Summe war rasch bereit. Jemand teilte sie mit, ein anderer bestätigte sie, das Ergebnis eines Dritten wich etwas ab, das des Vierten stimmte wieder überein. Cipolla stand auf, klopfte sich etwas Asche vom Rock, lüftete das Blatt Papier an der oberen rechten Ecke der Tafel und ließ das dort von ihm Geschriebene sehen. Die richtige Summe, einer Million sich nähernd, stand schon da. Er hatte sie im voraus aufgezeichnet.

Staunen und großer Beifall. Die Kinder waren überwältigt. Wie er das gemacht habe, wollten sie wissen. Wir bedeuteten sie, das sei ein Trick, nicht ohne weiteres zu verstehen, der Mann sei eben ein Zauberkünstler. Nun wußten sie, was das war, die Soiree eines Taschenspielers. Wie erst der Fischer Leibschmerzen bekam und nun das fertige Resultat auf der Tafel stand — es war herrlich, und wir sahen mit Besorgnis, daß es trotz ihrer heißen Augen und trotzdem die Uhr schon jetzt fast halb elf war, sehr schwer sein würde, sie wegzubringen. Es würde Tränen geben. Und doch war klar, daß dieser Bucklige nicht zauberte, wenigstens nicht im Sinne der Geschicklichkeit, und daß dies gar nichts für Kinder war. Wiederum weiß ich nicht, was eigentlich das Publikum sich dachte; aber um die „freie Wahl" bei Bestimmung der Summanden war es offenbar recht zweifelhaft bestellt gewesen; dieser und jener der Befragten mochte wohl aus sich selbst geantwortet haben, im ganzen aber war deutlich, daß Cipolla sich seine Leute ausgesucht, und daß der Prozeß, abzielend auf das vorgezeichnete Ergebnis, unter seinem Willen gestanden hatte, — wobei immer noch sein rechnerischer Scharfsinn zu bewundern blieb, wenn das andere sich der Bewunderung seltsam entzog. Dazu der Patriotismus und die reizbare Würde: die Landsleute des Cavaliere mochten sich bei alldem harmlos in ihrem Elemente fühlen und zu Späßen aufgelegt bleiben; den von außen Kommenden mutete die Mischung beklemmend an.

Übrigens sorgte Cipolla selbst dafür, daß der Charakter seiner Künste jedem irgendwie Wissenden unzweifelhaft wurde, freilich ohne daß ein Name, ein Terminus fiel. Er sprach wohl davon, denn er sprach immerwährend, aber nur in unbestimmten, anmaßenden und reklamehaften Ausdrücken. Er ging noch eine Weile auf dem eingeschlagenen experimentellen Wege fort, machte die Rechnungen erst verwickelter, indem er zur Zusammenzählung Übungen aus den anderen Spezies fügte, und vereinfachte sie dann aufs äußerste, um zu zeigen, wie es zuging. Er ließ einfach Zahlen „raten", die er vorher unter das Blatt Papier geschrieben hatte. Es gelang fast immer. Jemand gestand, daß er eigentlich einen anderen Betrag habe nennen wollen; da aber im selben Augenblick die Reitpeitsche des Cavaliere vor ihm durch die Luft gepfiffen sei, habe er sich die Zahl entschlüpfen lassen, die sich dann auf der Tafel vorgefunden. Cipolla lachte mit den Schultern. Er heuchelte Bewunderung für das Ingenium der Befragten; aber diese Komplimente hatten etwas Höhnisches und Entwürdigendes, ich glaube nicht, daß sie von den Versuchspersonen angenehm empfunden wurden, obgleich sie dazu lächelten und den Beifall teilweise zu ihren Gunsten buchen mochten. Auch hatte ich nicht den Eindruck, daß der Künstler bei seinem Publikum beliebt war. Eine gewisse Abneigung und Auflässigkeit war durchzufühlen; aber von der Höflichkeit zu schweigen, die solche Regungen im Zaum hielt, verfehlten Cipollas Können, seine

Digitized by Google

strenge Sicherheit nicht, Eindruck zu machen, und selbst die Reitpeitsche trug, meine ich, etwas dazu bei, daß die Revolte im Unterirdischen blieb.

Vom bloßen Zahlenversuch kam er zu dem mit Karten. Es waren zwei Spiele, die er aus der Tasche zog, und soviel weiß ich noch, daß das Grund- und Musterbeispiel der Experimente, die er damit anstellte, dies war, daß er aus dem einen, ungesehen, drei Karten wählte, die in der Innentasche seines Gehrocks verbarg, und daß dann die Versuchsperson aus dem vorgehaltenen zweiten Spiel eben diese drei Karten zog — nicht immer vollkommen die richtigen; es kam vor, daß nur zweie stimmten, aber in der Mehrzahl der Fälle triumphierte Cipolla, wenn er seine drei Blätter veröffentlichte, und dankte leicht für den Beifall, mit dem man wohl oder übel die Kräfte anerkannte, die er bewährte. Ein junger Herr in vorderster Reihe, rechts von uns, mit stolz geschnittenem Gesicht, Italiener, meldete sich und erklärte, er sei entschlossen, nach klarem Eigenwillen zu wählen und sich jeder wie immer gearteten Beeinflussung bewußt entgegenzustemmen. Wie Cipolla sich unter diesen Umständen den Ausgang denke. — „Sie werden mir," antwortete der Cavaliere, „damit meine Aufgabe etwas erschweren. An dem Ergebnis wird Ihr Widerstand nichts ändern. Die Freiheit existiert, und auch der Wille existiert; aber die Willensfreiheit existiert nicht, denn ein Wille, der sich auf seine Freiheit richtet, stößt ins Leere. Sie sind frei, zu ziehen oder nicht zu ziehen. Ziehen Sie aber, so werden Sie richtig ziehen, — desto sicherer, je eigensinniger Sie zu handeln versuchen."

Man mußte zugeben, daß er seine Worte nicht besser hätte wählen können, um die Wasser zu trüben und seelische Verwirrung anzurichten. Der Widerspenstige zögerte nervös, bevor er zugriff. Er zog eine Karte und verlangte sofort zu sehen, ob sie unter den verborgenen sei. „Aber wie?" verwunderte sich Cipolla. „Warum halbe Arbeit tun?" Da jedoch der Trotzige auf dieser Vorprobe bestand: — „È servito," sagte der Gaukler mit ungewohnt lakaienhafter Gebärde und zeigte, ohne selbst hinzusehen, sein Dreiblatt fächerförmig vor. Die links steckende Karte war die gezogene.

Der Freiheitskämpfer setzte sich zornig, unter dem Beifall des Saales. Wieweit Cipolla die mit ihm geborenen Gaben auch noch durch mechanische Tricks und Behendigkeitsmittelchen unterstützte, mochte der Teufel wissen. Eine solche Verquickung angenommen, vereinigte die ungebundene Neugier aller sich jedenfalls im Genuß einer phänomenalen Unterhaltung und in der Anerkennung einer Berufstüchtigkeit, die niemand leugnete. „Lavora bene!" Wir hörten die Feststellung da und dort in unserer Nähe, und sie bedeutete den Sieg sachlicher Gerechtigkeit über Antipathie und stille Empörung.

Vor allem, nach seinem letzten, fragmentarischen, doch eben dadurch nur desto eindrucksvolleren Erfolge, hatte Cipolla sich wieder mit einem Kognak gestärkt. In der Tat, er „trank viel", und das war etwas schlimm zu sehen. Aber er brauchte Likör und Zigarette offenbar zur Erhaltung und Erneuerung seiner Spannkraft, an die, er hatte es selbst angedeutet, in mehrfacher Beziehung starke Ansprüche gestellt wurden. Wirklich sah er schlecht aus zwischenein, hohläugig und verfallen. Das Gläschen brachte das jeweils ins Gleiche, und seine Rede lief danach, während der eingeatmete Rauch ihm grau aus der Lunge sprudelte, belebt und anmaßend. Ich weiß bestimmt, daß er von den Kartenkunststücken zu jener Art von Gesellschaftsspielen überging, die auf über- oder untervernünftigen Fähigkeiten der menschlichen Natur, auf Intuition und „magnetischer" Übertragung, kurzum auf einer niedrigen Form der Offenbarung beruhen. Nur die intimere Reihenfolge seiner Leistungen weiß ich nicht mehr. Auch langweile ich Sie nicht mit der Schilderung dieser Versuche; jeder kennt sie, jeder hat einmal daran teilgenommen, an diesem Auffinden versteckter Gegenstände, an diesem blinden Ausführen zusammengesetzter Handlungen, zu dem die Anweisung auf unerforschtem Wege, von Organismus zu Organismus ergeht. Jeder hat auch dabei seine kleinen, neugierig-verächtlichen und kopfschüttelnden Einblicke in den zweideutig-unsauberen und unentwirrbaren Charakter des Okkulten getan, das in der Menschlichkeit seiner Träger immer dazu neigt, sich mit Humbug und nachhelfender Mogelei vexatorisch zu vermischen, ohne daß dieser Einschlag etwas gegen die Echtheit anderer Bestandteile des bedenklichen Amalgams bewiese. Ich sage nur, daß alle Verhältnisse natürlich sich verstärken, der Eindruck nach jeder Seite an Tiefe gewinnt, wenn ein Cipolla Leiter und Hauptakteur des dunklen Spieles ist. Er saß, den Rücken gegen das Publikum gekehrt, im Hintergrunde des Podiums und rauchte, während irgendwo im Saale unter der Hand die Vereinbarungen getroffen wurden, denen er gehorchen, der Gegenstand von Hand zu Hand ging, den er aus seinem Versteck ziehen und mit dem er Vorbestimmtes ausführen sollte. Es war das typische, bald getrieben zustoßende, bald lauschend stockende Vorwärtstasten, Fehltappen und sich mit jäh eingegebener Wendung Verbessern, das er zu beobachten gab, wenn er an

Digitized by Google

der Hand eines wissenden Führers, der angewiesen war, sich körperlich rein folgsam zu verhalten, aber seine Gedanken auf das Verabredete zu richten, sich zurückgelegten Hauptes und mit vorgestreckter Hand im Zickzack durch den Saal bewegte. Die Rollen schienen vertauscht, der Strom ging in umgekehrter Richtung, und der Künstler wies in immer fließender Rede ausdrücklich darauf hin. Der leidende, empfangende, der ausführende Teil, dessen Wille ausgeschaltet war, und der einen stummen, in der Luft liegenden Gemeinschaftswillen vollführte, war nun er, der solange gewollt und befohlen hatte; aber er betonte, daß es auf eins hinauslaufe. Die Fähigkeit, sagte er, sich seiner selbst zu entäußern, zum Werkzeug zu werden, im unbedingtesten und vollkommensten Sinne zu gehorchen, sei nur die Kehrseite jener anderen, zu wollen und zu befehlen; es sei ein und dieselbe Fähigkeit; Befehlen und Gehorchen, sie bildeten zusammen nur ein Prinzip, eine unauflösliche Einheit; wer zu gehotchen wisse, der wisse auch zu befehlen und ebenso umgekehrt; der eine Gedanke sei in dem anderen inbegriffen, wie Volk und Führer ineinander einbegriffen seien, aber die Leistung, die äußerst strenge und aufreibende Leistung, sei jedenfalls seine, des Führers und Veranstalters, in welchem der Wille Gehorsam, der Gehorsam Wille werde, dessen Person die Geburtsstätte beider sei, und der es also sehr schwer habe. Er betonte dies stark und oft, daß er es außerordentlich schwer habe, wahrscheinlich um seine Stärkungsbedürftigkeit und das häufige Greifen zum Gläschen zu erklären.

Er tappte seherisch umher, geleitet und getragen vom öffentlichen, geheimen Willen. Er zog eine steinbesetzte Nadel aus dem Schuh einer Engländerin, wo man sie verborgen hatte, trug sie stockend und getrieben zu einer anderen Dame — es war Signora Angiolieri — und überreichte sie ihr kniefällig mit vorbestimmten und, wenn auch naheliegenden, so doch nicht leicht zu treffenden Worten; denn sie waren auf Französisch verabredet worden. „Ich mache Ihnen ein Geschenk zum Zeichen meiner Verehrung!", hatte er zu sagen, und uns schien, als läge Bosheit in der Härte dieser Bedingung; ein Zwiespalt drückte sich darin aus zwischen dem Interesse am Gelingen des Wunderbaren und dem Wunsch, der anspruchsvolle Mann möchte eine Niederlage erleiden. Aber sehr merkwürdig war es, wie Cipolla, auf den Knien vor Mme. Angiolieri, unter versuchenden Reden um die Erkenntnis des ihm Aufgegebenen rang. „Ich muß etwas sagen," äußerte er, „und ich fühle deutlich, was es zu sagen gilt. Dennoch fühle ich zugleich, daß es falsch würde, wenn ich es über die Lippen ließe. Hüten Sie sich, mir mit irgendeinem unwillkürlichen Zeichen zu Hilfe zu kommen!" rief er aus, obgleich oder weil zweifellos gerade dies es war, worauf er hoffte . . . „Pensez très fort!" rief er auf einmal in schlechtem Französisch und sprudelte dann den befohlenen Satz zwar auf Italienisch hervor, aber so, daß er das Schluß- und Hauptwort plötzlich in die ihm wahrscheinlich ganz ungeläufige Schwesterspracbe fallen ließ und statt „venerazione" „vénération" mit einem unmöglichen Nasal am Ende sagte — ein Teilerfolg, der nach den schon vollendeten Leistungen, dem Auffinden der Nadel, dem Gang zur Empfängerin und dem Kniefall, fast eindrucksvoller wirkte, als der restlose Sieg es getan hätte, und bewunderungsvollen Beifall hervorrief.

Cipolla trocknete sich, jäh aufstehend, den Schweiß von der Stirn. Sie verstehen, daß ich nur ein Beispiel seiner Arbeit gab, indem ich von der Nadel erzählte, — es ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Aber er wandelte die Grundform mehrfach ab und durchflocht diese Versuche, so daß viel Zeit darüber verging, mit Improvisationen verwandter Art, zu denen die Berührung mit dem Publikum ihm auf Schritt und Tritt verhalf. Namentlich von der Person unserer Wirtin schien Eingebung auf ihn auszugehen; sie entlockte ihm verblüffende Wahrsagungen. „Es entgeht mir nicht, Signora," sagte er zu ihr, „daß es mit Ihnen eine besondere und ehrenvolle Bewandtnis hat. Wer zu sehen weiß, der erblickt um Ihre reizende Stirn einen Schein, der, wenn mich nicht alles täuscht, einst stärker war, als heute, einen langsam verbleichenden Schein . . . Kein Wort! Helfen Sie mir nicht! An Ihrer Seite sitzt Ihr Gatte — nicht wahr," wandte er sich an den stillen Herrn Angiolieri, „Sie sind der Gatte dieser Dame, und Ihr Glück ist vollkommen. Aber in dieses Glück hinein ragen Erinnerungen . . . fürstliche Erinnerungen . . . Das Vergangene, Signora, spielt in Ihrem gegenwärtigen Leben, wie mir scheint, eine bedeutende Rolle. Sie kannten einen König . . . hat nicht ein König in vergangenen Tagen Ihren Lebensweg gekreuzt?"

„Doch nicht," hauchte die Spenderin unserer Mittagsuppe, und ihre braungoldenen Augen schimmerten in der Edelblässe ihres Gesichtes.

„Doch nicht? Nein, kein König, ich sprach gleichsam nur im Rohen und Unreinen. Kein König, kein Fürst, — aber dennoch ein Fürst, ein König höherer Reiche. Ein großer Künstler war es, an dessen Seite Sie einst . . Sie wollen mir widersprechen, und doch können Sie es nicht mit voller Entschiedenheit, können es nur zur Hälfte tun. Nun denn! Es war

Digitized by Google

eine große, eine weltberühmte Künstlerin, deren Freundschaft Sie in zarter Jugend genossen, und deren heiliges Gedächtnis Ihr ganzes Leben überschattet und verklärt ... Den Namen? Ist es nötig, Ihnen den Namen zu nennen, dessen Ruhm sich längst mit dem des Vaterlandes verbunden hat und mit ihm unsterblich ist? Eleonora Duse," schloß er leise und feierlich.

Die kleine Frau nickte überwältigt in sich hinein. Der Applaus glich einer nationalen Kundgebung. Fast jedermann im Saale wußte von Frau Angiolieris bedeutender Vergangenheit und vermochte also die Intuition des Cavaliere zu würdigen, voran die anwesenden Gäste der Casa Eleonora. Es fragte sich nur, wieviel er selbst davon gewußt, beim ersten berufsmäßigen Umsprechen nach seiner Ankunft in Torre davon in Erfahrung gebracht haben mochte... Aber ich habe gar keinen Grund, Fähigkeiten, die ihm vor unseren Augen zum Verhängnis wurden, rationalistisch zu verdächtigen...

Vor allem gab es nun eine Pause, und unser Gebieter zog sich zurück. Ich gestehe, daß ich mich vor diesem Punkte meines Berichtes gefürchtet habe, fast seit ich zu erzählen begann. Die Gedanken der Menschen zu lesen, ist meistens nicht schwer, und hier ist es sehr leicht. Unfehlbar werden Sie mich fragen, warum wir nicht endlich weggegangen seien — und ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Ich verstehe es nicht und weiß mich tatsächlich nicht zu verantworten. Es muß damals bestimmt schon mehr als elf Uhr gewesen sein, wahrscheinlich noch später. Die Kinder schliefen. Die letzte Versuchsserie war für sie recht langweilig gewesen, und so hatte die Natur es leicht, ihr Recht zu erkämpfen. Sie schliefen auf unseren Knien, die Kleine auf den meinen, der Junge auf denen der Mutter. Das war einerseits tröstlich, dann aber doch auch wieder ein Grund zum Erbarmen und eine Mahnung, sie in ihre Betten zu bringen. Ich versichere, daß wir ihr gehorchen wollten, dieser rührenden Mahnung, es ernstlich wollten. Wir weckten die armen Dinger mit der Versicherung, nun sei es entschieden die höchste Zeit zur Heimkehr. Aber ihr flehentlicher Widerstand begann mit dem Augenblick ihrer Selbstbesinnung, und Sie wissen, daß der Abscheu von Kindern gegen das vorzeitige Verlassen einer Unterhaltung nur zu brechen, nicht zu überwinden ist. Es sei herrlich beim Zauberer, klagten sie, wir wüßten nicht, was noch kommen solle, man müsse wenigstens abwarten, womit er nach der Pause beginnen werde, sie schliefen gern zwischendurch ein bißchen, aber nur nicht nach Hause, nur nicht ins Bett, während der schöne Abend hier weitergehe!

Wir gaben nach, wenn auch, soviel wir wußten, nur für den Augenblick, für eine Weile noch, vorläufig. Zu entschuldigen ist es nicht, daß wir blieben, und es zu erklären fast ebenso schwer. Glaubten wir B sagen zu müssen, nachdem wir A gesagt und irrtümlicherweise die Kinder überhaupt hierher gebracht hatten? Ich finde das ungenügend. Unterhielten wir selbst uns denn? Ja und nein, unsere Gefühle für Cavaliere Cipolla waren höchst gemischter Natur, aber das waren, wenn ich nicht irre, die Gefühle des ganzes Saales, und dennoch ging niemand weg. Unterlagen wir einer Faszination, die von diesem auf so sonderbare Weise sein Brot verdienenden Manne auch neben dem Programm, auch zwischen den Kunststücken ausging und unsere Entschlüsse lähmte? Ebenso gut mag die bloße Neugier in Rechnung zu stellen sein. Man möchte wissen, wie ein Abend sich fortsetzen wird, der so begonnen hat, und übrigens hatte Cipolla seinen Abgang mit Ankündigungen begleitet, die darauf schließen ließen, daß er seinen Sack keineswegs geleert habe und eine Steigerung der Effekte zu erwarten sei.

Aber das alles ist es nicht, oder es ist nicht alles. Das Richtigste wäre, die Frage, warum wir jetzt nicht gingen, mit der anderen zu beantworten, warum wir vorher Torre nicht verlassen hatten. Das ist meiner Meinung nach ein und dieselbe Frage, und um mich herauszuwinden, könnte ich einfach sagen, ich hätte sie schon beantwortet. Es ging hier geradeso merkwürdig und spannend, geradeso unbehaglich, kränkend und bedrückend zu, wie in Torre überhaupt, ja, mehr als geradeso: dieser Saal bildete den Sammelpunkt aller Merkwürdigkeit, Nichtgeheuerlichkeit und Gespanntheit, womit uns die Atmosphäre dieses Aufenthaltes geladen schien; dieser Mann, dessen Rückkehr wir erwarteten, dünkte uns die Personifikation von alldem; und da wir im großen nicht „abgereist" waren, wäre es unlogisch gewesen, es, sozusagen, im kleinen zu tun. Nehmen Sie das als Erklärung unserer Seßhaftigkeit an, oder nicht! Etwas Besseres weiß ich einfach nicht vorzubringen. —

Es gab also eine Pause von zehn Minuten, aus denen annähernd zwanzig wurden. Die Kinder, wach geblieben und entzückt von unserer Nachgiebigkeit, wußten sie vergnüglich auszufüllen. Sie nahmen ihre Beziehungen zur volkstümlichen Sphäre wieder auf, zu Antonio, zu Guiscardo, zu dem Manne der Paddelboote. Sie riefen den Fischern durch die hohlen Hände Wünsche zu, deren Wortlaut sie von uns eingeholt hatten: „Morgen viele Fischchen!" „Ganz voll die Netze!" Sie riefen zu Mario, dem Kellnerburschen vom „Esquisito" hinüber: „Mario, una cioccolata e biscotti!"

Digitized by Google

Venedig. Gemälde von Prof. Konstantin Gorbatoff

Digitized by Google

Digitized by Google

Und er gab acht diesmal und antwortete lächelnd: „Subito!" Wir bekamen Gründe, dies freundliche und etwas zerstreut-melancholische Lächeln im Gedächtnis zu bewahren.

So ging die Pause herum, der Gongschlag ertönte, das in Plauderei gelöste Publikum sammelte sich, die Kinder rückten sich begierig auf ihren Stühlen zurecht, die Hände im Schoß. Die Bühne war offen geblieben. Cipolla betrat sie ausladenden Schrittes und begann sofort, die zweite Folge seiner Darbietungen conferencemäßig einzuleiten.

Lassen Sie mich zusammenfassen: Dieser selbstbewußte Verwachsene war der stärkste Hypnotiseur, der mir in meinem Leben vorgekommen. Wenn er der Öffentlichkeit über die Natur seiner Vorführungen Sand in die Augen gestreut und sich als Geschicklichkeitskünstler angekündigt hatte, so hatten damit offenbar nur polizeiliche Bestimmungen umgangen werden sollen, die eine gewerbsmäßige Ausübung dieser Kräfte grundsätzlich verpönten. Vielleicht ist die formale Verschleierung in solchen Fällen landesüblich und amtlich geduldet oder halb geduldet. Jedenfalls hatte der Gaukler praktisch aus dem wahren Charakter seiner Wirkungen von Anfang an wenig Hehl gemacht, und die zweite Hälfte seines Programms nun war ganz offen und ausschließlich auf den Spezialversuch, die Demonstration der Willensentziehung und -aufnötigung gestellt, wenn auch rein rednerisch immer noch die Umschreibung herrschte. In einer langwierigen Serie komischer, aufregender, erstaunlicher Versuche, die um Mitternacht noch in vollem Gange waren, bekam man vom Unscheinbaren bis zum Ungeheuerlichen alles zu sehen, was dies natürlich-unheimliche Feld an Wundern zu bieten hat, und den grotesken Einzelheiten folgte ein lachendes, kopfschüttelndes, sich aufs Knie schlagendes, applaudierendes Publikum, das deutlich im Bann einer Persönlichkeit von strenger Selbstsicherheit stand, obgleich es, wie mir wenigstens schien, nicht ohne widerspenstiges Gefühl für das eigentümlich Entehrende war, das für den einzelnen und für alle in Cipollas Triumphen lag.

Zwei Dinge spielten die Hauptrolle bei diesen Triumphen: das Stärkungsgläschen und die Reitpeitsche mit dem Klauengriff. Das eine mußte immer wieder dazu dienen, seiner Dämonie einzuheizen, da sonst, wie es schien, Erschöpfung gedroht hätte; und das hätte menschlich besorgt stimmen können um den Mann, wenn nicht das andere, dies beleidigende Symbol seiner Herrschaft gewesen wäre, diese pfeifende Fuchtel, unter die seine Anmaßung uns alle stellte, und deren Mitwirkung weichere Empfindungen, als die einer verwunderten und vertrotzten Unterwerfung, nicht aufkommen ließ. Vermißte er sie? Beanspruchte er auch noch unser Mitgefühl? Wollte er alles haben? Eine Äußerung von ihm prägte sich mir ein, die auf solche Eifersucht schließen ließ. Er tat sie, als er, auf dem Höhepunkt seiner Experimente, einen jungen Menschen, der sich ihm zur Verfügung gestellt und sich längst als besonders empfängliches Objekt dieser Einflüsse erwiesen, durch Striche und Anhauch vollkommen kataleptisch gemacht hatte, dergestalt, daß er den in Tiefschlaf Gebannten nicht nur mit Nacken und Füßen auf die Lehnen zweier Stühle legen, sondern sich ihm auch auf den Leib setzen konnte, ohne daß der brettstarre Körper nachgab. Der Anblick des Unholds im Salonrock, hockend auf der verholzten Gestalt, war unglaubwürdig und scheußlich, und das Publikum, in der Vorstellung, daß das Opfer dieser wissenschaftlichen Kurzweil leiden müsse, äußerte Erbarmen. „Poveretto!" „Armer Kerl!" riefen gutmütige Stimmen. „Poveretto!" höhnte Cipolla erbittert. „Das ist falsch adressiert, meine Herrschaften! Sono io, il Poveretto! Ich bin es, der das alles duldet." Man steckte die Lehre ein. Gut, er selbst mochte es sein, der die Kosten der Unterhaltung trug und der vorstellungsweise auch die Leibschmerzen auf sich genommen haben mochte, von denen der Giovanotto die erbärmliche Grimasse lieferte. Aber der Augenschein sprach dagegen, und man ist nicht aufgelegt, Poveretto zu jemandem zu sagen, der für die Entwürdigung der anderen leidet.

Ich habe vorgegriffen und die Reihenfolge ganz beiseite geworfen. Mein Kopf ist noch heute voll von Erinnerungen an des Cavaliere Dulderdaten, nur weiß ich nicht mehr Ordnung darin zu halten, und es kommt auf sie auch nicht an. Soviel aber weiß ich, daß die großen und umständlichen, die am meisten Beifall fanden, mir weniger Eindruck machten, als gewisse kleine und rasch vorübergehende. Das Phänomen des Jungen als Sitzbank kam mir soeben nur der daran geknüpften Zurechtweisung wegen gleich in den Sinn ... Daß aber eine ältere Dame, auf einem Strohstuhl schlafend, von Cipolla in die Illusion gewiegt wurde, sie mache eine Reise nach Indien, und aus dem Trance sehr beweglich von ihren Abenteuern zu Wasser und zu Lande kündete, beschäftigte mich viel weniger, und ich fand es weniger toll, als daß, gleich nach der Pause, ein hoch und breit gebauter Herr militärischen Ansehens den Arm nicht mehr heben konnte, nur weil der Bucklige ihm ankündigte, er werde es nicht mehr tun können und einmal seine Reitpeitsche dazu durch die Luft pfeifen ließ. Ich sehe noch immer

Digitized by Google

das Gesicht dieses schnurrbärtig stattlichen Colonnello vor mir, dies lächelnde Zähne-Zusammenbeißen im Ringen nach einer eingebüßten Verfügungsfreiheit. Was für ein konfuser Vorgang! Er schien zu wollen und nicht zu können; aber er konnte wohl nur nicht wollen, und es waltete da jene die Freiheit lähmende Verstrickung des Willens in sich selbst, die unser Bändiger vorhin schon dem römischen Herrn höhnisch vorausgesagt hatte.

Noch weniger vergesse ich in ihrer rührenden und geisterhaften Komik die Szene mit Frau Angiolieri, deren ätherische Widerstandslosigkeit gegen seine Macht der Cavaliere gewiß schon bei seiner ersten dreisten Umschau im Saale erspäht hatte. Er zog sie durch pure Behexung buchstäblich von ihrem Stuhl empor, aus ihrer Reihe heraus mit sich fort, und dabei hatte er, um sein Licht besser leuchten zu lassen, Herrn Angiolieri aufgegeben, seine Frau mit Vornamen zu rufen, gleichsam um das Gewicht seines Daseins und seiner Rechte in die Waagschale zu werfen und mit der Stimme des Gatten alles in der Seele der Gefährtin wachzurufen, was ihre Tugend gegen bösen Zauber zu schützen vermochte. Doch wie vergeblich geschah es! Cipolla, in einiger Entfernung von dem Ehepaar, ließ einmal seine Peitsche pfeifen, mit der Wirkung, daß unsere Wirtin heftig zusammenzuckte und ihm ihr Gesicht zuwandte. „Sofronia!" rief Herr Angiolieri schon hier (wir hatten gar nicht gewußt, daß Frau Angiolieri Sofronia mit Vornamen hieß), und mit Recht begann er zu rufen, denn jedermann sah, daß Gefahr im Verzuge war: seiner Gattin Antlitz blieb unverwandt gegen den verfluchten Cavaliere gerichtet. Dieser nun, die Peitsche ans Handgelenk gehängt, begann mit allen seinen zehn langen und gelben Fingern winkende und ziehende Bewegungen gegen sein Opfer zu vollführen und schrittweise rückwärts zu gehen. Da stieg Frau Angiolieri in schimmernder Blässe von ihrem Sitze auf, wandte sich ganz nach der Seite des Beschwörers und fing an, ihm nachzuschweben. Geisterhafter und fataler Anblick! Mondsüchtigen Ausdrucks, die Arme steif, die schönen Hände etwas aus dem Gelenk erhoben und wie mit geschlossenen Füßen schien sie langsam aus ihrer Bank herauszugleiten, dem ziehenden Verführer nach ... „Rufen Sie, mein Herr, rufen Sie doch!" mahnte der Schreckliche. Und Herr Angiolieri rief mit schwacher Stimme: „Sofronia!" Ach, mehrmals rief er es noch, hob sogar, da sein Weib sich mehr und mehr von ihm entfernte, eine hohle Hand zum Munde und winkte mit der andern beim Rufen. Aber ohnmächtig verhallte die arme Stimme der Liebe und Pflicht im Rücken einer Verlorenen, und in mondsüchtigem Gleiten, berückt und taub, schwebte Frau Angiolieri dahin, in den Mittelgang, ihn entlang, gegen den fingernden Buckligen, auf die Ausgangstür zu. Der Eindruck war zwingend und vollkommen, daß sie ihrem Meister, wenn dieser gewollt hätte, so bis ans Ende der Welt gefolgt wäre.

„Accidente!" rief Herr Angiolieri in wirklichem Schrecken und sprang auf, als die Saaltür erreicht war. Aber im selben Augenblick ließ der Cavaliere den Siegeskranz gleichsam fallen und brach ab. „Genug, Signora, ich danke Ihnen," sagte er und bot der aus den Wolken zu sich Kommenden mit komödiantischer Ritterlichkeit den Arm, um sie Herrn Angiolieri wieder zuzuführen. „Mein Herr," begrüßte er diesen, „hier ist Ihre Gemahlin! Unversehrt, nebst meinen Komplimenten, liefere ich sie in Ihre Hände zurück. Hüten Sie mit allen Kräften Ihrer Männlichkeit einen Schatz, der so ganz der Ihre ist, und befeuern Sie Ihre Wachsamkeit durch die Einsicht, daß es Mächte gibt, die stärker als Vernunft und Tugend, und nur ausnahmsweise mit der Hochherzigkeit der Entsagung gepaart sind!"

Der arme Herr Angiolieri, still und kahl! Er sah nicht aus, als ob er sein Glück auch nur gegen minder dämonische Mächte zu schützen gewußt hätte, als diejenigen waren, die hier zum Schrecken auch noch den Hohn fügten. Gravitätisch und gebläht kehrte der Cavaliere aufs Podium zurück unter einem Beifall, dem seine Beredsamkeit doppelte Fülle verliehen hatte. Namentlich durch diesen Sieg, wenn ich mich nicht irre, war seine Autorität auf einen Grad gestiegen, daß er sein Publikum tanzen lassen konnte, — ja, tanzen. Das ist ganz wörtlich zu verstehen, und es brachte eine gewisse Ausartung, ein gewisses spät-nächtliches Drunter und Drüber der Gemüter, eine trunkene Auflösung der kritischen Widerstände mit sich, die solange dem Wirken des unangenehmen Mannes entgegengestanden waren. Freilich hatte er um die Vollendung seiner Herrschaft hart zu kämpfen, und zwar gegen die Aufsässigkeit des jungen römischen Herrn, dessen moralische Versteifung ein dieser Herrschaft gefährliches öffentliches Beispiel abzugeben drohte. Gerade auf die Wichtigkeit des Beispiels aber verstand sich der Cavaliere, und klug genug, den Ort des geringsten Widerstandes zum Angriffspunkt zu wählen, ließ er die Tanz-Orgie durch jenen schwächlichen und zur Entgeisterung geneigten Jüngling einleiten, den er vorhin schon stocksteif gemacht hatte. Dieser hatte eine Art, sobald ihn der Meister nur mit dem Blicke anfuhr, wie vom Blitz getroffen, den Oberkörper zurückzuwerfen und, Hände an der Hosennaht, in einen Zustand von militärischem Somnambulismus zu ver-

Digitized by Google

fallen, daß seine Erbötigkeit zu jedem Unsinn, den man ihm auferlegen würde, von vornherein in die Augen sprang. Auch schien er in der Hörigkeit sich ganz zu behagen und seine armselige Selbstbestimmung gern los zu sein; denn immer wieder bot er sich als Versuchsobjekt an und setzte sichtlich seine Ehre darein, ein Musterbeispiel prompter Entseelung und Willenlosigkeit zu bieten. Auch jetzt stieg er aufs Podium, und nur eines Luftstreiches der Peitsche bedurfte es, um ihn nach der Weisung des Cavaliere dort oben „Stepp" tanzen zu lassen, das heißt in einer Art von wohlgefälliger Ekstase, mit geschlossenen Augen und wiegendem Kopf seine dürftigen Glieder nach allen Seiten zu schleudern.

Offenbar war das vergnüglich, und es dauerte nicht lange, bis er Zuzug fand und zwei weitere Personen, ein schlicht und ein guf gekleideter Jüngling, zu seinen beiden Seiten den „Stepp" vollführten. Hier nun war es, daß der Herr aus Rom sich meldete, und trotzig anfragte, ob der Cavaliere sich anheischig mache, ihn tanzen zu lehren, auch wenn er nicht wolle.

„Auch wenn Sie nicht wollen!" antwortete Cipolla in einem Ton, der mir unvergeßlich ist. Ich habe dies fürchterliche „Anche se non vuole!" noch immer im Ohr. Und dann also begann der Kampf. Cipolla, nachdem er ein Gläschen genommen und sich eine frische Zigarette angezündet hatte, stellte den Römer irgendwo im Mittelgang auf, das Gesicht der Ausgangstür zugewandt, nahm selbst in einiger Entfernung hinter ihm Aufstellung und ließ seine Peitsche pfeifen, indem er befahl: „Balla!" Sein Gegner rührte sich nicht. „Balla!" wiederholte der Cavaliere mit Bestimmtheit und schnippte. Man sah, wie der junge Mann den Hals im Kragen rückte, und wie gleichzeitig eine seiner Hände sich aus dem Gelenke hob, eine seiner Fersen sich auswärts kehrte. Bei solchen Anzeichen einer zuckenden Versuchung aber, Anzeichen, die jetzt sich verstärkten, jetzt wieder zur Ruhe gebracht wurden, blieb es lange Zeit. Niemand verkannte, daß hier ein vorgefaßter Entschluß zum entschiedenen Widerstande, eine heroische Hartnäckigkeit zu besiegen waren; dieser Brave wollte die Ehre des Menschengeschlechtes heraushauen, er zuckte, aber er tanzte nicht, und der Versuch zog sich so sehr in die Länge, daß der Cavaliere genötigt war, seine Aufmerksamkeit zu teilen; hie und da wandte er sich nach der Bühne und den dort Zappelnden um und ließ seine Peitsche gegen sie pfeifen, um sie in Zucht zu halten, nicht ohne, seitwärts sprechend, das Publikum darüber zu belehren, daß jene Ausgelassenen nachher keinerlei Ermüdung empfinden würden, solange sie auch tanzten, denn nicht sie seien es eigentlich, die es täten, sondern er. Dann bohrte er wieder den Blick in den Nacken des Römers, die Willensfeste zu berennen, die sich seiner Herrschaft entgegenstellte.

Man sah sie, unter seinen immer wiederholten Hieben und unentwegten Anrufen, wanken, diese Feste, — sah es mit einer sachlichen Anteilnahme, die von affekthaften Einschlägen, von Bedauern und grausamer Genugtuung nicht frei war. Verstand ich den Vorgang recht, so unterlag dieser Herr der Negativität seiner Kampfposition. Wahrscheinlich kann man vom Nicht-Wollen seelisch nicht leben; eine Sache nicht tun wollen, das ist auf die Dauer kein Lebensinhalt, etwas nicht wollen und überhaupt nicht mehr wollen, also das Geforderte dennoch tun, das liegt vielleicht zu benachbart, als daß nicht die Freiheitsidee dazwischen ins Gedränge geraten müßte, und in dieser Richtung bewegten sich denn auch die Zureden, die der Cavaliere zwischen Peitschenhiebe und Befehle einflocht, indem er Einwirkungen, die sein Geheimnis waren, mit verwirrend psychologischen mischte. „Balla!" sagte er. „Wer wird sich so quälen? Nennst du es Freiheit — diese Vergewaltigung deiner selbst? Una ballatina! Es reißt dir ja in allen Gliedern. Wie gut wird es sein, ihnen endlich den Willen zu lassen! Da, du tanzest ja schon! Das ist kein Kampf mehr, das ist bereits das Vergnügen!" — So war es, das Zucken und Zerren im Körper des Widerspenstigen nahm überhand, er hob die Arme, die Knie, auf einmal lösten sich alle seine Gelenke, er warf die Glieder, er tanzte, und so führte der Cavaliere ihn, während die Leute klatschten, aufs Podium, um ihn den anderen Hampelmännern anzureihen. Man sah nun das Gesicht des Unterworfenen, es war dort oben veröffentlicht. Er lächelte breit, mit halb geschlossenen Augen, während er sich „vergnügte". Es war eine Art von Trost, zu sehen, daß ihm offenbar wohler war jetzt als zur Zeit seines Stolzes...

Man kann sagen, daß sein „Fall" Epoche machte. Mit ihm war das Eis gebrochen, Cipollas Triumph auf seiner Höhe, der Stab der Kirke, diese pfeifende Ledergerte mit Klauengriff, herrschte unumschränkt. Zu dem Zeitpunkte, den ich im Sinne habe, und der ziemlich weit nach Mitternacht gelegen gewesen sein muß, tanzten auf der kleinen Bühne acht oder zehn Personen, aber auch im Saale selbst gab es allerlei Beweglichkeit, und eine Angelsächsin mit Zwicker und langen Zähnen war, ohne daß der Meister sich auch nur um sie gekümmert hätte, aus ihrer Reihe hervorgekommen, um im Mittelgang eine Tarantella aufzuführen. Cipolla unterdessen saß in lässiger

Digitized by Google

Haltung auf einem Strohstuhl links auf dem Podium, verschlang den Rauch einer Zigarette und ließ ihn durch seine häßlichen Zähne arrogant wieder ausströmen. Fußwippend und zuweilen mit den Schultern zuckend blickte er in die Gelöstheit des Saales und ließ von Zeit zu Zeit, halb rückwärts, die Peitsche gegen einen Zappler pfeifen, der im Vergnügen nachlassen wollte. Die Kinder waren wach um diese Zeit. Ich erwähne sie mit Beschämung. Hier war nicht gut sein, für sie am wenigsten, und daß wir sie immer noch nicht fortgeschafft hatten, kann ich mir nur mit einer gewissen Ansteckung durch die allgemeine Fahrlässigkeit erklären, von der zu dieser Nachtstunde auch wir ergriffen waren. Es war nun schon alles einerlei. Übrigens und gottlob fehlte ihnen der Sinn für das Anrüchige dieser Abendunterhaltung. Ihre Unschuld entzückte sich immer aufs neue an der außerordentlichen Erlaubnis, einem solchen Spektakel, der Soiree des Zauberkünstlers beizuwohnen. Immer wieder hatten sie viertelstundenweise auf unseren Knien geschlafen und lachten nun mit roten Backen und trunkenen Augen von Herzen über die Sprünge, die der Herr des Abends die Leute machen ließ. Sie hatten es sich so lustig nicht gedacht, sie beteiligten sich mit ungeschickten Händchen freudig an jedem Applaus. Aber vor Lust hüpften sie nach ihrer Art von den Stühlen empor, als Cipolla ihrem Freunde Mario, Mario vom „Esquisito" winkte — ihm winkte, recht wie es im Buche steht, indem er die Hand vor die Nase hielt und abwechselnd den Zeigefinger lang aufrichtete und zum Haken krümmte.

Maria gehorchte. Ich sehe ihn noch die Stufen hinauf zum Cavaliere steigen, der dabei immer fortfuhr, in jener grotesk-musterhaften Art mit dem Zeigefinger zu winken. Einen Augenblick hatte der junge Mensch gezögert, auch daran erinnere ich mich genau. Er hatte während des Abends mit verschränkten Armen oder die Hände in den Taschen seiner Jacke im Seitengange an einem Holzpfeiler gelehnt, links von uns, dort, wo auch der Giovanotto mit der kriegerischen Haartracht stand, und war den Darbietungen, soviel wir gesehen hatten, aufmerksam, aber ohne viel Heiterkeit und Gott weiß, mit wieviel Verständnis gefolgt. Zu guter Letzt noch zur Mittätigkeit angehalten zu werden war ihm sichtlich nicht angenehm. Dennoch war es nur zu begreiflich, daß er dem Winken folgte. Das lag schon in seinem Beruf; und außerdem war es wohl eine seelische Unmöglichkeit, daß ein schlichter Bursche, wie er, dem Zeichen eines so im Erfolg thronenden Mannes, wie Cipolla es zu dieser Stunde war, hätte den Gehorsam verweigern sollen. Gern oder ungern, er löste sich also von seinem Pfeiler, dankte denen, die, vor ihm stehend und sich umschauend, ihm den Weg zum Podium freigaben, und stieg hinauf, ein zweifelndes Lächeln um seine aufgeworfenen Lippen.

Stellen Sie ihn sich vor als einen untersetzt gebauten Jungen von zwanzig Jahren mit kurz geschorenem Haar, niedriger Stirn und zu schweren Lidern über Augen, deren Farbe ein unbestimmtes Grau mit grünen und gelben Einschlägen war. Das weiß ich genau, denn wir hatten oft mit ihm gesprochen. Das Obergesicht mit der eingedrückten Nase, die einen Sattel von Sommersprossen trug, trat zurück gegen das untere, von den dicken Lippen beherrschte, zwischen denen beim Sprechen die feuchten Zähne sichtbar wurden, und diese Wulstlippen verliehen zusammen mit der Verhülltheit der Augen seiner Physiognomie eine primitive Schwermut, die gerade der Grund gewesen war, weshalb wir von jeher etwas übrig gehabt hatten für Mario. Von Brutalität des Ausdrucks konnte keine Rede sein; dem hätte schon die ungewöhnliche Schmalheit und Feinheit seiner Hände widersprochen, die selbst unter Südländern als nobel auffielen, und von denen man sich gern bedienen ließ.

Wir kannten ihn menschlich, ohne ihn persönlich zu kennen, wenn Sie mir die Unterscheidung erlauben wollen. Wir sahen ihn fast täglich und hatten eine gewisse Teilnahme gefaßt für seine träumerische, leicht in Geistesabwesenheit sich verlierende Art, die er in hastigem Übergang durch eine besondere Dienstfertigkeit korrigierte; sie war ernst, höchstens durch die Kinder zum Lächeln zu bringen, nicht mürrisch, aber umschmeichlerisch, ohne gewollte Liebenswürdigkeit, oder vielmehr: sie verzichtete auf alle Liebenswürdigkeit, sie machte sich offenbar keine Hoffnung zu gefallen. Seine Figur wäre uns auf jeden Fall im Gedächtnis geblieben, eine der unscheinbaren Reiseerinnerungen, die man besser behält, als manche erheblichere. Von seinen Umständen aber wußten wir nichts weiter, als daß sein Vater ein kleiner Schreiber im Municipio und seine Mutter Wäscherin war.

Die weiße Jacke, in der er servierte, kleidete ihn besser, als der verschossene Complet aus dünnem, gestreiftem Stoff, in dem er jetzt da hinaufstieg, keinen Kragen um den Hals, sondern ein geflammtes Seidentuch, über dessen Enden die Jacke geschlossen war. Er trat an den Cavaliere heran, aber dieser hörte nicht auf, seinen Fingerhaken vor der Nase zu bewegen, so daß Mario noch näher treten mußte, neben die Beine des Gewaltigen, unmittelbar an den Stuhlsitz heran, worauf Cipolla ihn mit gespreizten Ellbogen anfaßte, und ihm eine

Digitized by Google

mers zu überzeugen. Dieses Mädchen, das du kennst und das auch andere kennen, diese — wie heißt sie gleich? Warte! Ich lese den Namen in deinen Augen, er schwebt mir auf der Zunge, und auch du bist, sehe ich, im Begriffe, ihn auszusprechen ..."

„Silvestra!" rief der Giovanotto von unten.

Der Cavaliere verzog keine Miene.

„Gibt es nicht vorlaute Leute?" fragte er, ohne hinunterzublicken, vielmehr wie in ungestörter Zwiesprache mit Mario. „Gibt es nicht überaus vorlaute Hähne, die zur Zeit und Unzeit krähen? Da nimmt er uns den Namen von den Lippen, dir und mir, und glaubt wohl noch, der Eitle, ein besonderes Anrecht auf ihn zu besitzen. Lassen wir ihn! Die Silvestra aber, deine Silvestra, ja, sage einmal, das ist ein Mädchen, was?! Ein wahrer Schatz! Das Herz steht einem still, wenn man sie gehen, atmen, lachen sieht, so reizend ist sie. Und ihre runden Arme, wenn sie wäscht und dabei den Kopf in den Nacken wirft und das Haar aus der Stirn schüttelt! Ein Engel des Paradieses!"

Mario starrte ihn mit vorgeschobenem Kopfe an. Er schien seine Lage und das Publikum vergessen zu haben. Die roten Flecken um seine Augen hatten sich vergrößert und wirkten wie aufgemalt. Ich habe das selten gesehen. Seine dicken Lippen standen getrennt.

„Und er macht dir Kummer, dieser Engel," fuhr Cipolla fort, „oder vielmehr, du machst dir Kummer um ihn ... Das ist ein Unterschied, mein Lieber, ein schwerwiegender Unterschied, glaube mir! In der Liebe gibt es Mißverständnisse, — man kann sagen, daß das Mißverständnis nirgends so sehr zu Hause ist, wie hier. Du wirst meinen, was versteht der Cipolla von der Liebe, er, mit seinem kleinen Leibesschaden? Irrtum, er versteht gar viel davon, er versteht sich auf eine umfassende und eindringliche Weise auf sie, es empfiehlt sich, ihm in ihren Angelegenheiten Gehör zu schenken! Aber lassen wir den Cipolla, lassen wir ihn ganz aus dem Spiel und denken wir nur an Silvestra, deine reizende Silvestra! Wie? Sie sollte irgendeinem krähenden Hahn vor dir den Vorzug geben, so daß er lachen kann und du weinen mußt? Den Vorzug vor dir, einem so gefühlvollen und sympathischen Burschen? Das ist wenig wahrscheinlich, das ist unmöglich, wir wissen es besser, der Cipolla und sie. Wenn ich mich an ihre Stelle versetze, siehst du, und die Wahl habe zwischen so einem geteerten Lümmel, so einem Salzfisch und Meeresobst — und einem Mario, einem Ritter der Serviette, der sich unter den Herrschaften bewegt, der den Fremden gewandt Erfrischungen reicht und mich liebt mit wahrem, heißem Gefühl, — meiner Treu, so ist die Entscheidung meinem Herzen nicht schwer gemacht, so weiß ich wohl, wem ich es schenken soll, wem ganz allein ich es längst schon errötend geschenkt habe. Es ist Zeit, daß er's sieht und begreift, mein Erwählter! Es ist Zeit, daß du mich siehst und erkennst, Mario, mein Liebster ... Sage, wer bin ich?"

Es war greulich, wie der Betrüger sich lieblich machte, die schiefen Schultern kokett verdrehte, die Beutelaugen schmachten ließ und in süßlichem Lächeln seine splittrigen Zähne zeigte. Ach, aber was war während seiner verblendenden Worte aus unserem Mario geworden? Es wird mir schwer, es zu sagen, wie es mir schwer wurde, es zu sehen, denn das war eine Preisgabe des Innigsten, die öffentliche Ausstellung verzagter und wahnhaft beseligter Leidenschaft. Er hielt die Hände vorm Munde gefaltet, seine Schultern hoben und senkten sich in gewaltsamen Atemzügen. Gewiß traute er vor Glück seinen Augen und Ohren nicht und vergaß eben nur das eine dabei, daß er ihnen wirklich nicht trauen durfte. „Silvestra!" hauchte er überwältigt, aus tiefster Brust.

„Küsse mich!" sagte der Bucklige. „Glaube, daß du es darfst! Ich liebe dich. Küsse mich hierher," und er wies mit der Spitze des Zeigefingers, Hand, Arm und kleinen Finger wegspreizend, an seine Wange, nahe dem Mund. Und Mario neigte sich und küßte ihn.

Es war recht still im Saale geworden. Der Augenblick war grotesk, ungeheuerlich und spannend, — der Augenblick von Marios Seligkeit. Was hörbar wurde in dieser argen Zeitspanne, in der alle Beziehungen von Glück und Illusion sich dem Gefühle aufdrängten, war, nicht gleich am Anfang, aber sogleich nach der traurigen und skurrilen Vereinigung von Marios Lippen mit dem abscheulichen Fleisch, das sich seiner Zärtlichkeit unterschob, das Lachen des Giovanotto zu unserer Linken, das sich einzeln aus der Erwartung löste, brutal, schadenfroh und dennoch, ich hätte mich sehr täuschen müssen, nicht ohne einen Unterton und Einschlag von Erbarmen mit soviel verträumtem Nachteil, nicht ganz ohne das Mitklingen jenes Rufes „Poveretto!", den der Zauberer vorhin für falsch gerichtet erklärt und für sich selbst in Anspruch genommen hatte.

Zugleich aber auch schon, während noch dies Lachen erklang, ließ der oben Geliebkoste unten, neben dem Stuhlbein, die Reitpeitsche pfeifen, und Mario, geweckt, fuhr auf und zurück. Er stand und starrte, hintübergebogenen Leibes, drückte die Hände an seine mißbrauchten Lippen, eine über der anderen, schlug sich dann mit den Knöcheln beider mehrmals gegen die Schläfen, machte kehrt und stürzte, während der

Digitized by Google

Saal applaudierte und Cipolla, die Hände im Schoß gefaltet, mit den Schultern lachte, die Stufen hinunter. Unten, in voller Fahrt, warf er sich mit auseinandergerissenen Beinen herum, schleuderte den Arm empor, und zwei flach schmetternde Detonationen durchschlugen Beifall und Gelächter.

Alsbald trat Lautlosigkeit ein. Selbst die Zappler kamen zur Ruhe und glotzten verblüfft. Cipolla war mit einem Satz vom Stuhle aufgesprungen. Er stand da mit abwehrend seitwärts gestreckten Armen, als wollte er rufen: „Halt! Still! Alles weg von mir! Was ist das?!“, sackte im nächsten Augenblick mit auf die Brust kugelndem Kopf auf den Sitz zurück und fiel im übernächsten seitlich davon herunter, zu Boden, wo er liegen blieb, reglos, ein durcheinandergeworfenes Bündel Kleider und schiefer Knochen.

Der Tumult war grenzenlos. Damen verbargen in Zuckungen das Gesicht an der Brust ihrer Begleiter. Man rief nach einem Arzt, nach der Polizei. Man stürmte das Podium. Man warf sich im Gedränge auf Mario, um ihn zu entwaffnen, ihm die kleine, stumpfmetallne, kaum pistolenförmige Maschinerie zu entwinden, die ihm in der Hand hing, und deren fast nicht vorhandenen Lauf das Schicksal in so fremde Richtung gelenkt hatte.

Wir nahmen — nun also doch — die Kinder und zogen sie an dem einschreitenden Carabiniere-Paar vorüber gegen den Ausgang. „War das auch das Ende?“ wollten sie wissen, um sicher zu gehen... „Ja, das war das Ende,“ bestätigten wir ihnen. Ein Ende mit Schrecken, ein höchst fatales Ende. Und ein befreiendes Ende dennoch — ich konnte und kann nicht umhin, es so zu empfinden!

Die tröstliche Begegnung

...Da war er plötzlich mir zur Seite. Stumm
Schlug er mir seines Mantels Fittich um
Und führte mich, wohin ich gar nicht wollte.
Jedoch begriff ich, so an ihn gelehnt,
Daß ihm bewußt, wonach ich mich gesehnt, —
Die Straße, die sich nun vor uns entrollte.

Sternsichtig war die hohe Nacht, und grau
Wuchteten Dom und Schloß, und Bau an Bau
Von Fürstenhäusern und von Musenhallen.
Denkbilder standen groß in der Allee,
Auf alles aber war der reine Schnee
Aus einer erdenfernen Schicht gefallen.

Hier war das Atmen leichter, denn hier ward
Es räumig um den Geist. Die Gegenwart
Schmolz hin, und nichts war, als die ew'gen Formen.
Behauner Quadern strenge Schichtung, — weit
Der Plätze klares Ausmaß. Zeit um Zeit
Geronnen zu Gestalt nach gleichen Normen.

Da ich so gleitend auf der straffen Spur
Des Sterngesetzes der Architektur
In seinem Arme war dahingeschritten, —
Sprach ich zu ihm: Und dennoch läßt's nicht nach!
Es bremst und klopft und tropft, — ist immer wach, —
Die alte Stelle in der Brust inmitten. —

Er sprach zu mir: Aus dem gestirnten All
Bring' ich dir einst den reinen Mondkristall,
Ihn in die Wunde deiner Brust zu senken.
Und bläulich spiegelnd wird er sich dort drehn,
Und schwebend leicht wirst du in ihm dann sehn,
Was dir die Tage nehmen oder schenken...

Oh, Zwiegespräch in arktisch harter Nacht, —
Oh, Schmerz, an Maß und Form zur Ruh gebracht!
Oh, Trank aus gottgereichter Trostesschale!
Gekühltes Herz, — geschliffen, — eisklar, — glatt,
Von Licht und Regenbogenfarben satt,
Du reißt mir, daß ich einmal von dir strahle. —

Ina Seidel

Digitized by Google

Rueland Frueauf d. J., Bürger und Maler zu Passau

Der Romantiker unter den deutschen Malern der Gotik

Von Dr. Rudolf Guby

Bayrisch Volk ist ein gar eigenwillig Volk, zieht nicht gern in fremde Länder, acht nit der Kaufmannschaft und nit des Neuen, das man ins Land bringt, bleibt gerne daheim und hängt zäh am Alten." So und ähnlich schildern die Chronisten seit Johannes Aventinus' Zeiten den Bayern. Unter den großen deutschen Künstlern der Gotik ist nun der Maler Rueland Frueauf der Ältere, Vater jenes Künstlers, den diese Studie einem weiten Kreis des deutschen Volkes neu erschließen soll, in der Sprache seiner Kunst ein Herold des bayrischen Volkes gewesen. Im Inn-Salzachland, in dessen Boden der „Meier Helmprecht", der erste deutsche Bauernroman, wurzelte, war der Vater um 1430 geboren; in Salzburg, der ältesten bayrischen Kirchenmetropole, fand er seine echt bayrische Formensprache; von Salzburg holten ihn die Passauer 1481 in die andere stammbayrische Metropole, damit er fortan dort seine Kunst übe. Passaus Rathaus erhielt damals durch ihn neuen Freskenschmuck, an der Wand des Scheiblingturms, des Wehrturms des Passauer Innhafens, einer Pulsader im süddeutschen Handelsverkehr des Mittelalters, kündeten die Reisepatrone St. Christoph und St. Nikolaus, von seines Pinsels Kraft geschaffen, in der markigen Sprache bayrischer Kunstart, den Schiffleuten Segen und gute Fahrt. In Regensburgs berühmtem Dom erwuchs aus seiner Kunst der neue Choraltar. Frueauf der Ältere stand auf der Höhe seines Ruhms, als „jung Rueland", der Sohn, als Lehrling in der väterlichen Werkstätte arbeitete. Des Alten Kunst hieß feierliche Einfachheit.

Als der junge Frueauf erstmals an seine künftigen Wanderfahrten gedacht haben mochte, trat ins Leben des Vaters ein wichtiges Ereignis. Bürgermeister und Rat der Stadt Salzburg hatten sich entschlossen, in der Pfarrkirche der Stadt, der heutigen Franziskanerkirche, einen neuen Hochaltar aufrichten zu lassen. Bei dem künstlerischen Rang des Vaters Frueauf und bei seinen alten Beziehungen zu Salzburg war es fast eine Selbstverständlichkeit, daß man sich am 18. Mai 1484 mit einem Sendschreiben an den „erbern weisen Rueland Frueauf, Maler burger zu Passaw", wandte und ihn bat, innerhalb acht Tagen auf Kosten des

Das Herzogenburger Stifterbild. Rückseitenbild vom Großgmainer Altar
Ausschnitt mit der Stadtansicht und der Feste Oberhaus. 1497

Digitized by Google

Rats nach Salzburg zu kommen, damit man alles Weitere über den geplanten Altar mit ihm verhandeln könne. Da geschah das bedeutsame Ereignis, mit dem eine neue Zeit an die Tore des dem Neuen argwöhnisch verschlossenen altbayrischen Landes pochte. Zwei angesehene Salzburger Ratsbürger, Virgil Hover und Hans Elsenheimer, Kaufleute, also Mittler des außerhalb des Landes modisch werdenden Neuen, sprachen sich gegen Frueaufs konservative, bodenständige Kunst aus. Sie waren weit gereist und hatten gesehen, wie außerhalb des Salzburger Landes allenthalben eine neue Kunst heranwuchs. Aus den Niederlanden kam die eine Welle der neuen Kunstströmung, und oben im Frankenland, in den Nürnberger Werkstätten der Pleydenwurff und Wolgemut, dann im Osten in den Ateliers der Kaiserstadt Wien vollzog sich unter ihrer formbildenden Gewalt eine weitgehende Umgestaltung in der Kunstsprache der Maler; vom Süden aber flutete die andere Welle eines neuen Kunstgeistes gen Norden; hier war es der Südtiroler Michael Pacher, der aus den Werkstätten Andrea Mantegnas die neue Sprache der Kunst über die Alpen trug. Aus wirklichkeitsfremder Stille und Feierlichkeit führten die Maler der neuen Kunstrichtung ihre Heiligen auf eine Bühne, auf der sie alles an neuer Darstellungskunst aufwendeten, um den Hergang der heiligen Szenen so anschaulich und lebendig, so naturwahr und packend als möglich zu schildern. Die Kunst Michael Pachers war vielleicht den beiden kunstverständigen Salzburger Stadträten unter den neuen Kunstströmungen das unmittelbare Erlebnis, denn diese mochten sie von dem nahen St. Wolfgang her kennen, und Virgil Hover stellte den Antrag, von dem in seiner Kunst ihm unmodern scheinenden Frueauf abzusehen und Michael Pacher den Auftrag zur Herstellung des Flügelaltars in der Pfarrkirche zu erteilen. Gewiß, es dürften im Salzburger Stadtrat viele Bürger gesessen sein, denen die neue Kunst fratzenhaft und höchst unheilig erschien, aber Virgil Hover versprach zu dem Altarwerk 1000 Gulden aus eigener Tasche zu bezahlen, wenn das Werk seinem Günstling übertragen werde. Damit war in den Spättagen des August 1484 Rueland Frueaufs d. Ä. Niederlage entschieden.

Vater Frueauf wurde durch diese Niederlage zweifellos veranlaßt, sich mit dem Neuen auseinanderzusetzen, und als er sich über die künstlerische Fortbildung seines Sohnes zu entscheiden hatte, schien es ihm geraten, die Folgerungen aus dem Salzburger Altarwettstreit zu ziehen und „jung Rueland" nach Nürnberg, dem für Süddeutschland wichtigsten Quellgebiet des neuen Kunststroms, als Wandergesellen zu entsenden.

Aber abgesehen von den Schlüssen aus dem Salzburger Kampf mit Michael Pacher zeigte nicht jung Ruelands Eigenart schon früh genug, daß ihm der rauhere Wind, der vom Weilhartforst über den Helmprechtshof durch die Inn-Salzachgaue wehte, in dessen Frische der Vater einst künstlerisch erwachsen war, nicht behagte? Jung Rueland war Passauer, d. h. nicht Bayer aus dem rauheren, erdschwereren Stammland, sondern Donaubayer. Und Donaubayern von Regensburg bis Wien sind ein eigen veranlagt Volk. Spielmannsart erbte sich in ihrem Blute fort. So hatte Rueland die Wunder erlauscht, die im Donautal an der Nibelungenstraße schliefen. Er hat vielleicht als einer der ersten unter den Berufenen im Reiche deutscher Kunst die deutsche Landschaft und all ihren tiefen Zauber mit Aug' und Herz erfühlt, wenn sonnenumglüht die Passauer Bischofsburg am Jürgenberg durch die Nordfenster der väterlichen Werkstatt in der Großen Messergasse am Hang des Passauer Altstadthügels leuchtete. Er hat sie erfühlt, wenn auf den Hügeln der Dreiflüsse-Stadt seine Maler- und Dichterseele das wundervollste aller deutschen Städtebilder umkoste. Dem Ostmarkbayern lag aber auch in der Sprache der Kunst das Singen und Sagen, der Hang zum Plaudern und Fabulieren, lag das seelische Erleben, das Inhaltliche näher als alle kluge Formzergliederung. So mag es der Eigenart des Knaben und Gesellen entsprochen haben, wenn ihn der Vater nach Nürnberg, nach einem Quell der neuen Erzählerkunst, sandte. Ganz Süddeutschland stand ja damals im Bann des Kunstschaffens der Wolgemut-Werkstätte, der ersten und vornehmsten Pflegstätte Nürnberger Kunst. Ja, sogar die Erzfabulierer im Reiche deutscher Kunst, die östlichsten Ostmarkbayern, die Wiener, waren nach Nürnberg geeilt, um bei Michael Wolgemut das neue Evangelium der Kunst zu hören. Der sogenannte „Wiener Schottenmeister" und ein von der Kunstwissenschaft nicht allzu glücklich als „Martyrienmeister" getaufter zweiter bedeutender Wiener Maler schöpften aus seiner Kunst.

Etwa um das Jahr 1485 mag der Passauer Geselle Rueland Frueauf in jener Nürnberger Werkstätte des Wolgemut-Kreises in Arbeit getreten sein, die damals gerade mit dem größten Kunstauftrag Nürnbergs beschäftigt war, dem neuen Hochaltar für die Augustinerkirche, den man bisher irrig als den Peringsdörferschen Altar bezeichnet hat. Dieses Altarwerk stellte mit den ungewöhnlich reichen bildlichen Vorstellungen aus der Veitslegende, aus der Geschichte der Heiligen Lukas, Sebastian, Bernhard und Christoph einen Idealauftrag für die neue Erzählerkunst dar. Unser Passauer Geselle scheint sich in seinem Element gefühlt zu haben. Er durfte 1487 das Bild der Götzenverachtung des hl. Veit mit seinem Signum R. F. versehen. Wohl hatte der Passauer Geselle den neuen Erzählungsstil seines Nürnberger Meisters, dessen Kolorit und dessen Eigenart in sich aufgenommen, aber die Selbständigkeit des Gesellen, die Erinnerung an den Typenvorrat des Vaters, den er in seinem Skizzenbuch barg, kommt sowohl in diesem Bild als in der Tafel der versuchten Verführung des hl. Veit deutlich

Digitized by Google

St. Veit weigert sich, den Götzen anzubeten. Nürnberg, St. Lorenz

genug zur Geltung. Der Umstand, daß im gleichen Jahre 1487 der fünfzehneinhalbjährige Albrecht Dürer zu Michael Wolgemut in die Lehre kam, gibt dem Passauer Rueland Frueauf d. J. seine besondere Stellung in der Geschichte deutscher Kunst, denn es ist kein Zweifel, daß er auf Dürers Jugend Einfluß gewann.

Längere Zeit mag Rueland Frueauf d. J. in der Nürnberger Werkstätte gearbeitet haben, vielleicht auch in die Niederlande gewandert sein, bis ihn um das Jahr 1490 Vater Frueauf wieder heimforderte. In der Passauer Werkstätte war ein neues, großes Altarwerk für das Salzburger Land im Entstehen, der jetzt in Wien befindliche große

Digitized by Google

Predigt Johannes des Täufers in der Wüste
Aus dem Johanneszyklus. Um 1497. Klosterneuburg, Stifts-Museum

Seine heiligen Szenen sind mit Wirklichkeit erfüllt, anekdotische Züge geben Blutwärme, ja selbst der würdevoll feierliche Vater konnte sich auf seinem berühmten Wiener Ölbergbild, nämlich in der Schilderung der Hintergrundsszene, nicht ganz der Erzählerkunst des Sohnes entziehen. Aber noch lange nicht war Ruel and Frueaufs d. J. Sehnsucht zu wandern und zu lernen gestillt. Fahrten nach den Niederlanden spiegeln aus den Farben späterer Bilder. Im Wiener Verkündigungsbild erkennen wir Motive aus Rogiers van der Weyden Columbaaltar, Studien an Michael Pachers Werken lassen sich aus den Perspektivkunststücken des Passauers herausrechnen, der Einfluß des Pacherschülers Marx Reichlich, des ersten Koloristen und Lichtmalers in Österreich um 1550, läßt sich aus seinen Landschaftsbildern deutlich ersehen, Wiener Luft, die ganze Eigenart des Wienertums spricht aus des Passauers Art zu fabulieren und zu erzählen und läßt uns den Passauer Gesellen mit Sicherheit auf Wanderfahrten

Passionsaltar. Die Passionsbilder des Vaters auf den Altarvorderseiten, Darstellungen voll feierlicher Monumentalität, hatte der aus der Fremde heimgekehrte Sohn auf der Rückseite mit Darstellungen aus dem Leben Marias zu bemalen. In diesen Rückseitenbildern spricht der Passauer, wenn auch in der Vollkommenheit erster Versuche im Gegensatz zum Werk des Vaters, vernehmbar die neue Sprache der Kunst.

donauabwärts im Kreise der Wiener Künstler, die sich um den Martyrienmeister scharten, vermuten.

Weniger eine Kunst- als eine Lebensfrage war es, die um das Jahr 1496 Ruel and Frueauf d. J. dauernd nach seiner Vaterstadt Passau heimführte. Er heiratete in diesem Jahre eine Passauer Bürgerswitwe, Dorothea Stahl. Nach dem im Mittelalter häufig zu beobachtenden Gebrauch

Digitized by Google

hatte er damit das Paſſauer Bürgerrecht erworben und dadurch, mit dem Nachweis ordnungsmäßig verbrachter Lehr- und Wanderjahre, alle Befugniſſe der Zunftgeſetze erfüllt, um ſelbſt Meiſter zu ſein. In die Jahre ſeiner neubegründeten wirtſchaftlichen Selbſtändigkeit fällt auch die Entſtehung jener Werke, mit denen er als Künſtler durchaus eigener Note auftritt. Bezeichnend ſteht an erſter Stelle ein Paſſauer Stadtbild, nämlich das im Jahre 1497 vollendete Herzogenburger Stifterbild. Im Gegenſatz zu älteren Meiſtern erhebt ſich Frueauf über die Natur. Für ihn iſt das Stadtbild nicht mehr wie für die Meiſter des zeichneriſchen Stils eine Summe von einzelnen ſelbſtändigen Teilen, ſondern die Landſchaft bietet ihm ein einheitliches Motiv. Heute noch läßt ſich genau der Platz beſtimmen, an dem der Maler mit ſeiner Staffel ſaß. Das Bild entſtand im Herbſt an einem Frühmorgen; die Sonne ging über den Innviertler Höhen im Oſten der Stadt auf, durchleuchtete die oberen Ränder der goldgelb gefärbten Baumkronen, die Biſchofsburg am Jürgenberg glühte in goldigem Lichte auf, während die Altſtadt noch im ſchattigen Dunkel lag. Mehr als ein Jahrzehnt vor Albrecht Altdorfer hatte der Paſſauer Rueland Frueauf d. J. die deutſche Landſchaft künſtleriſch entdeckt.

Die Enthauptung des Johannes
Aus dem Johanneszyklus. Um 1497. Kloſterneuburg, Stifts-Muſeum

Gleichzeitig mit ſeinem Paſſauer Stadtbild ſtehen die Werke ſeines neuen Erzählungsſtils vollendet vor uns; es ſind zwei um das Jahr 1497 entſtandene Bilderreihen mit Darſtellungen aus dem Leben des Täufers und aus der Paſſion des Herrn im Chorherrnſtift Kloſterneuburg nächſt Wien. Noch zeigen ſich Zuſammenhänge mit der Art des Vaters Frueauf. Noch ſind die Geſtalten verhältnismäßig groß und ſchwer und überwiegen, den Vordergrund beherrſchend, an Bedeutung die Landſchaft. Aber ſchon werden Landſchaft und Architektur die wir-

Digitized by Google

kungssteigernde Kulisse alles Geschehens und wandeln es in dichterisch empfundene Stimmung. Ähnlich der Farbe, edelsteinartig aufleuchtend, verleiht sie der Landschaft eine schwebende Ornamentik. Noch sind die Elemente, aus denen Frueaufs Stil erwuchs, im einzelnen erkennbar, wie z. B. die weite, kahle Halle, in welcher die Enthauptung des Täufers und das Festmahl des Herodes spielt, mit ihren Raumverschiebungen und Raumeinblicken an die Nürnberger Werkstätten erinnert. Aber ein Bild wie jenes der Wüstenpredigt des Täufers zeigt deutlich genug, daß hier ein deutscher Künstler Neues zu sagen wußte. Wie hier der Heilige am Rande einer ganz heimatlich empfundenen Bergwiese, im Tale eines echt deutschen Bergstromes steht, wie er Punkt für Punkt seinen aus der Stadt herzugeeilten Zuhörern die Worte seiner Bußpredigt verdeutlicht, wie die Städter seiner Predigt folgen, die einen mit ihren Blicken förmlich an seinen Lippen hängend, ein anderer mit geschlossenen Augen der Worte Inhalt in sich sammelnd, wie der stolze Patrizier voll Selbstbefriedigung, dem Pharisäer gleichend, sich denken mag: ‚O Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene!' — das hat vor dem Passauer kein deutscher Maler so wie er zu erzählen gewußt. Mit geradezu hinreißender Schlagkraft aber spricht Rueland Frueaufs d. J. neuer Erzählungsstil aus den Bildern vom Leiden des Herrn. Stärker als im Johanneszyklus steigert sich die Landschaft zu dramatischer Wucht. Im Ölbergbild ballen sich drohend die Wolken, aus schwarzem Gewölk leuchtet ein blutiaroter, unheilverkündender Himmel, in drückender Enge schieben sich die Felswände aneinander und sperren den befreienden Blick ins Weite. An einer schattenumhüllten Stadt, dem nächtlichen Jerusalem, rauscht, friedlos dräuend, der Kerostrom vorbei; es ist eine Bühne der Angst. Das Drama steigert sich in dem folgenden Bild der Gefangennahme Christi. Schwer, in blaubleierner Farbe ballen sich sturmerfüllt Wolkenberge. Nur schmal, felsengeeint, aber doch näher als im Ölbergbild, öffnet sich der Blick auf die friedvoll stille Fläche des unendlichen Meers. In einer Halle, in ihrer kahlen Leere doppelt ernst wirkend und mit dem Blick in die leeren Nebenräume den Eindruck hilfloser Einsamkeit verstärkend, findet das Leidensdrama seine erschütternde Fortsetzung. Nichts lenkt in dem kahlen Raume den Blick ab von dem leidenden Heiland, dem die Büttel die Dornenkrone auf das blutende Haupt pressen; der Raum steigert die Erzählung vom Leiden Christi. Das Erlösungsdrama findet dann seinen Abschluß in dem prachtvollen Golgathabild. Allumfassend breitet, der weiten Krone einer Trauerweide vergleichbar, der gekreuzigte Friedensfürst die ans Kreuzholz gehefteten Arme über alle Kreatur. Um die Kreatur ist ein Märchenbild des Friedens. Die Gewänder Mariens und Johannis sind nicht wie bei den Kreuzigungsbildern zerknittert, sondern lange, ruhige, geglättete Faltenzüge umhüllen die Gestalten, die nicht Leidenschaft verzehrt, sondern stille, trauervolle Melancholie umfangen hält. Zu diesem Geschehen stimmt der Künstler den Hintergrund. Eine schattenumdunkelte Stadt, ein märchenhaft stilles Jerusalem im Kleid der deutschen Heimat, liegt an einem See. Hinter bleigrauem Gewölk verglüht in blutigem Rot ein Sonnenuntergang, der wie eine Vorahnung von Altdorfers Gemälden anmutet, im Rücken der Stadt öffnet sich aber nun frei, im Gegensatz zu den Ölbergbildern, der Blick auf die endlose, stille Meeresfläche.

Das ist jener Erzählungsstil, der in seiner schlichten, verinnerlichten Art, nachdem zuerst die Donauschulmeister, die beiden Lukas Cranach d. Ä. und Jörg Breu d. Ä., dann Albrecht Altdorfer, Wolf Huber reichlich an diesem jugendfrischen Quell der neuen Kunst Frueaufs geschöpft hatten, eigentlich erst wieder drei Jahrhunderte später einen verwandten Geist findet.

Rueland Frueauf ist der Romantiker unter den deutschen Malern der Gotik. Freilich haben wir von seinen Werken bisher kaum ein Fünfzigstel wiedergefunden.

In jene Zeit der Klosterneuburger Bilder aus dem Leben des Täufers und der Passion Christi fällt als wichtigstes Ereignis die Entstehung der Rückseitenbilder des berühmten Großgmainer Altars aus dem Jahre 1499. Rueland Frueauf d. J. teilte zu Beginn der Selbständigkeit die Werkstatt mit dem alten Vater. Dieser war um 1498 wieder einmal in seine alte Salzburger Heimat berufen worden und hatte den Auftrag zur Schaffung des großen Flügelaltars für die neugebaute Liebfrauenkirche von Großgmain nach Hause gebracht. Der alte Frueauf malte die Vorderseitenbilder des Altars, der Sohn aber übernahm wieder, wie einst beim Wiener Passionsaltar, die Bemalung der Rückseiten. Leider sind diese heute fast völlig zerstört. Es waren Darstellungen der Begegnung Mariens mit Elisabeth, der Geburt Christi, der Anbetung der Könige und der Beschneidung des Herrn, durchwegs im reichen Erzählungsstil. Auf dem einzigen halbwegs gut erhaltenen Rückseitenbild ist die Begegnung Mariens mit Elisabeth dargestellt; auf einer Waldwiese treffen sich die Frauen, Baumriesen ragen gegen den Himmel und weiten sich in dunklen großen Silhouetten vor dem abendlichen Firmament; zwischen der Lichtung der Bäume thront auf hohem Hügel gralsburgartig ein mächtiges Schloß, dessen Mauern und Türme in hauchfeinen Tönen in der sichtigen abendlichen Atmosphäre verschwimmen. Wieder ist's wie bei dem Herzogenburger Stadtbild ein groß gesehener Landschaftseindruck, unerhört für die Jahre seines Entstehens, nur vergleichbar Altdorfers Blick aus dem Tannenwald, der ein Menschenalter später gemalt ist. Wieder ist ein Bild heimatlicher Landschaft die Wurzel für alles künstlerische Werden. Die Burg ist nämlich das getreue Abbild der in kühnster Perspektivdarstellung wiederge-

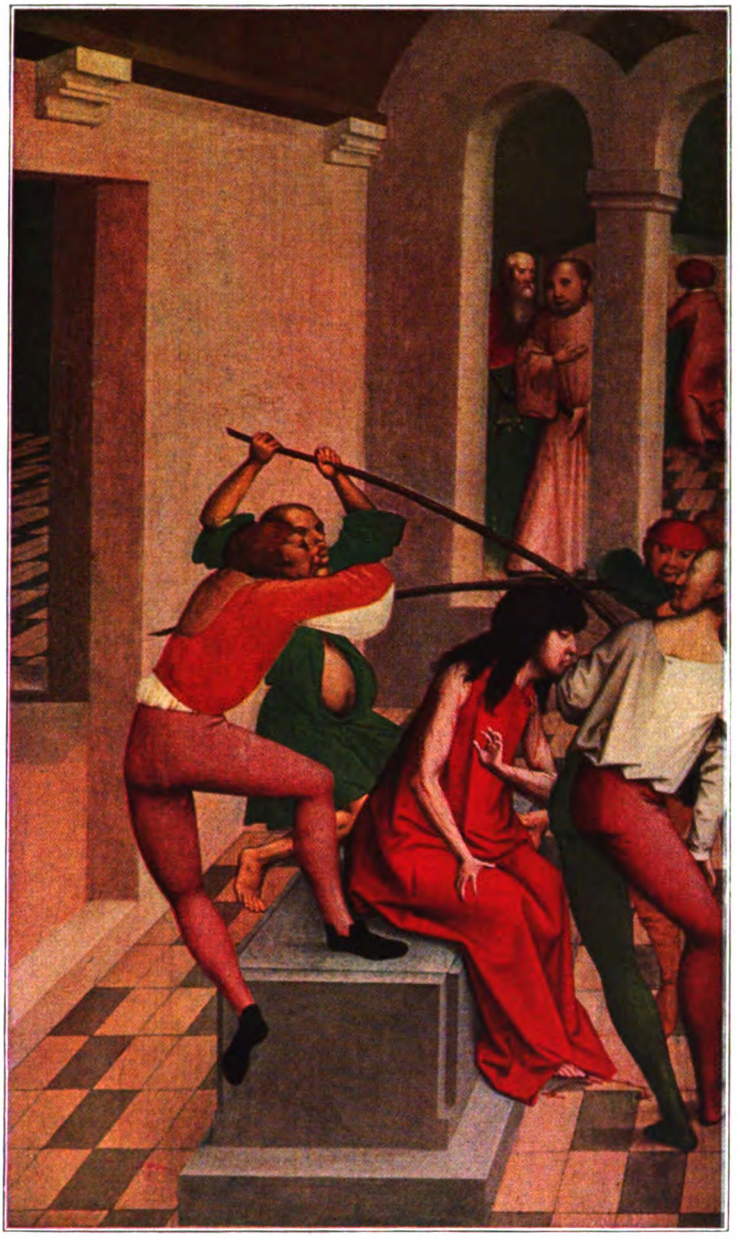
Digitized by Google

gebenen Passauer Bischofsburg am Jürgenberg, wir können sogar das Fenster des damals im Entstehen befindlichen, über den Burgberg vorspringenden Saales feststellen, von dem aus Rueland Frueauf d. J. den Blick festhielt. Der Passauer Fürstbischof Christoph von Schachner baute nämlich damals seine neuen Prunksäle auf seiner Burg, die wohl den Salzburger Bischof veranlaßten, zwei Jahre später in eifersüchtigem Wettstreit die berühmten Fürstenzimmer auf seiner Hohensalzburg einzurichten. Der Werkstatt der beiden Frueauf war gewiß der 1499 vollendete malerische Schmuck des Schachnerschen Saalbaus anvertraut und bei dem unvergleichlich herrlichen Blick aus dem Burgfenster auf die stolze Burg und die darunter liegende Stadt, auf die Baumgärten und Wiesenflecken am Fuße des Hügels mag jene Landschaftsvision Gestalt gewonnen haben, die der Passauer auf der Rückseite des damals im Atelier befindlichen Großgmainer Altars malte.

Die Gefangennahme Christi
Aus dem Passionszyklus. Um 1497. Klosterneuburg, Stifts-Museum

Weit drang der Ruf des Passauer Meisters in deutsches Land. Der Franke Lukas Cranach d. Ä. und der Lechschwabe Jörg Breu d. Ä., mit Frueauf d. J. die ersten Vertreter des Donaustils, kamen wahrscheinlich nach Passau, um Rueland Frueaufs d. J. Kunst an Ort und Stelle zu studieren, sein Name war im ganzen Donautal bekannt. 1507 bestellte eine vornehme, neugeadelte Schiffmeisterin, also eine Großkapitalistin damaliger Zeit, jenen Leopoldsaltar für das Stift Klosterneuburg bei ihm, dessen Täfelchen nach unserer Kenntnis das Meisterwerk seines Lebens bilden sollten. Was in den ein Jahrzehnt vorher entstandenen Klosterneuburger Bilderfolgen des Johanneslebens und der Leidensgeschichte Christi deutlich genug angedeutet war, ist in den Bildern der Leopoldslegende meisterhaft, in einer für ihre Zeit unerhörten Modernität vollendet. Was immer man als die Merkmale

Digitized by Google



Die Dornenkrönung
Aus dem Passionszyklus. Um 1497. Klosterneuburg, Stifts-Museum

der reifen Kunst der späteren Donaustilmaler nennt und bewundert: den Hang zur Phantastik, die Burgenschwärmerei, die Lust an gesteigerten Lichteffekten, die dichterische Erfindungskraft in der Behandlung des Themas, alles ist in diesen Bildern vorhanden. Da reitet Markgraf Leopold der Heilige mit seiner Gemahlin Markgräfin Agnes begleitet von Hund und Troß zur Jagd. Auf jähem Fels von märchenhafter Form thront die Babenberger Burg am Leopoldsberge, eine lichtleuchtete Märchenburg, ähnlich wie schon ungefähr ein Jahrzehnt vorher der Maler mit seinem Dichterauge die Bischofsburg seiner Heimatstadt als Gralsburg des Lichts gesehen hatte. Und im Hintergrund rundet sich, in seinen Formen dichterisch gewandelt, doch deutlich genug erkennbar, der Buchberg im Klosterneuburger Gefild, wo jeder Stein und Strauch noch heute dem bodenständigen Volke erzählt von dem Wirken des heiligen Markgrafen und der Mönche seines Klosters. Froh tollt die Hatz über Hügel und Feld, schlanke Windhunde und stämmige Wolfshunde jagen den gewaltigen Eber aus dem schützenden Dickicht, in der Niederung von Hofstall, am Hang des Buchberges stellen die Hunde das gehetzte Wild, die Knappen des Markgrafen geben dem Eber den Fangstoß. Im Eifer der Jagd hatte die Markgräfin ihren Schleier verloren, ein Windstoß hatte ihn verweht. Auf einer stillen Waldwiese steht zwischen moosbewachsenen Felsblöcken, hellblühend in lichtem Frühlingsgrün, ein Holunderstrauch. Die Jagd nähert sich der Stelle, scheu flieht ein Reh davon, da erblickt der Markgraf, verstrickt in die Blütentrauben des Strauchs, den Schleier seiner Gattin. Es ereignet sich nun das Wunder, wie es deutscher kein Poet schildern konnte. Wie der frische Morgensonnenstrahl das lichte Grün der hellen Frühlingslandschaft durchglüht, so öffnet sich der lenzblaue Himmel und in einer Himmelslücke voll gol-

Digitized by Google

digen Lichts schwebt die Gottesmutter mit dem göttlichen Kind, in weißes Linnen gekleidet, voll Anmut, voll züchtiger Unschuld und stillem Gefühl, und kündet dem knienden Markgrafen den Befehl, ihr an dieser Stelle ein Kloster zu erbauen. Schon hebt sich über der geheiligten Stelle der Altar, das Baugerüst und der Mauern Wall wächst, geschäftig schaffen Steinmetze und Knechte. Da erscheinen Markgraf Leopold und seine Gemahlin mit ihrem Gefolge, begrüßt vom Baumeister, und besichtigen den Bau; im Gefolge des Markgrafen steht, vom rechten Bildrand überschnitten, im grünen Kleid, mit goldener Haube die adelige Schiffmeisterin, die Stifterin.

Juwelengleich funkeln die Bildchen in ihrer wunderbaren Farbigkeit. Rueland Frueauf d. J. ist Poet der Farbe, wie es, ihm nachfolgend, dann der spätere Donauschulmeister Albrecht Altdorfer wird; Frueaufs Farben leuchten, glühen und mit diesen Farben vermag er das Licht zu malen, die Luft, die ganze Atmosphäre. Auch die Natur wird Dichterin. Linien und Konturen sind von elastischer Spannung erfüllt; flache Kurven gehen durch die Landschaft, wo das Epos durch die Täler zieht; Kurven schwingen auf und schlagen wie Flammen hoch, wo dramatisches Geschehen wuchtet. Die Natur wandelt ihre Formen, und aus ihren Gebilden werden sagenhafte Gestalten, die sich zu Mitspielern der Handlung verdichten. Felsen, glatt geschliffen

Die Auffindung des Schleiers
Aus der Gründungslegende. 1507. Klosterneuburg, Stifts-Museum

Digitized by Google

wie Juwelen, hell, lichtumflossen, werden zu Märchenbauten einer mit dem Dichterauge gesehenen Landschaft. Jeder Baum, jedes Gräslein, der nackte Baumstrunk, der aus dem Wildbach ragt, erhält in spitzpinselig feiner Zeichnung sein märchenumrauschtes Einzelleben. Rueland Frueauf d. J. hat in seinen Tafeln zum Klosterneuburger Leopoldsaltar das große Geheimnis seiner Kunst gefunden: eine neue Raumkunst, einen neuen Stil der Naturwiedergabe, ein neues Farbenwunder, eine neue Erzählungsart, geschöpft aus deutschem Empfinden und deutscher Seele, wie vordem kein deutscher Maler.

Mit dem Jahre 1508, in welchem die Stifterin des Leopoldsaltärchens bei Rueland Frueauf d. J. ein heute in der Wiener Gemäldegalerie befindliches Votivbild bestellte, legt sich ein fast undurchdringliches Dunkel über das weitere Schaffen des Meisters, trotzdem wir wissen, daß er hochbetagt und in Ehren noch 1545 in Passau lebte. Fast neigte sich die Kunstforschung der Meinung zu, daß der Künstler sich unmöglich auf seiner Höhe habe halten können und in der allgemeinen Kunstbewegung untergegangen sei. Die allerneueste Zeit konnte nun Werke aus dem Atelier und dem Kunstkreis des Meisters von 1515, 1520, 1526 und 1540 ans Tageslicht bringen. Für ein fast vierzigjähriges Schaffen eine lächerlich geringe Anzahl! Die neuentdeckten Werke reichen auch nur aus, um stichprobenartig zu prüfen, ob Rueland Frueauf d. J. den 1497 begonnenen Weg einzuhalten vermochte. Wieder sind es Bilder, deren Themen der Meister aus dem Gebiete heimatlicher Legende und Sage entnahm, so das Bild mit der Legende der „Vier Gekrönten", das sind jene vier Steinmetzen, die in der diokletianischen Christenverfolgung den Martertod erlitten und von den Bauhütten des ostbayrischen Donaulands, so von der Wiener und insbesondere Passauer Dombauhütte, als Patrone verehrt wurden. Bei einem anderen um 1520 entstandenen Täfelchen, das sich heute im Germanischen Museum in Nürnberg befindet, erzählte der Passauer Malerpoet wieder voll schlichter Innigkeit, mit deutscher Herzenswärme ein Stück engster Heimatgeschichte, nämlich die Legende vom hl. Bischof Wolfgang, die im Donauland von Regensburg bis in die oberennsischen Gaue und bis tief hinein ins Salzburger Alpenland in Bürgerhaus und Fischerhütte gleich wohl bekannt war. Eng schließt sich das Nürnberger Täfelchen in seinem Stil an die Klosterneuburger Leopoldsbilder. Wie später J. V. von Scheffel in Erinnerung an die Legende des hl. Wolfgang im Angesicht des Falkensteins seine Bergpsalmen dichtete, so wurde auch vor dem Dichterauge des „Romantikers unter den deutschen Malern der Gotik" in der „Alpeneinsamkeit" der Falkensteinwiese das sagenumwobene Wirken des Gottesmannes lebendig. Von neuem wie bei dem Jaadritt des hl. Leopold werden Fels und Baum phantastisch gespreiztes Astwerk und bocksbartiges, graues Flechtenmoos, wird der ganze Zauber der Alpennatur lebendig, um in dem Bilde die Geschichte des „frommen deutschen Manns, der jetzo vor neunhundert Jahr zu Regensburg ein Bischof war", in echtem Zauber deutscher Sagenwelt zu schildern. Im Drange seiner Erzählerfreude greift der Passauer Malerdichter wieder, ähnlich wie dreihundert Jahre später Moritz von Schwind, die Gewohnheit der früheren gotischen Maler auf und vereint in geschlossener epischer Erzählung auf ein und derselben Tafel verschiedene Darstellungen der Legende.

„Lupambulus" = Wanderwolf nannte sich der hl. Wolfgang selbst und darum malt Frueauf in die obere linke Ecke des Bildes einen Wolf mit der Wandertasche, den ein Ungeheuer verfolgt und in die „Alpeneinsamkeit" der Falkensteinwand jagt, eine Anspielung auf die Flucht des hl. Wolfgang vor seinen „Widersachern" während des Bürgerkriegs des Jahres 976. In der Einsamkeit der Waldwiese schlägt St. Wolfgang, wie wir im Bildhintergrunde sehen, mit einem Stab die Quelle aus dem Felsen, die heute noch sprudelt. Auf dem steilen Felsen im Rücken der Quellszene steht wieder St. Wolfgang, das Beil schleudernd, damit ihm ein Zeichen geschehe, an welcher Stelle er seine Kirche erbauen soll. Obwohl er vom Falkensteinfelsen gegen die Falkensteinwiese zu die Axt schleudert, nimmt sie in ihrem Flug die verkehrte Richtung und fällt am Ufer des Abersees zu Boden. In der Einsamkeit des Gebirges leidet St. Wolfgang als Einsiedler durch ein Jahr Hunger und Durst, Frost und Hitze, dann baut er eigenhändig sein Kirchlein am See, wo er weitere fünf Jahre verbleibt. Sein verborgener Aufenthalt wird endlich durch einen Jäger entdeckt, welcher die Kunde hiervon nach Regensburg bringt. Nun ereignet sich die Szene unseres Bildes, nämlich eine Regensburger Gesandtschaft, geführt von dem erwähnten Jäger, erscheint vor dem heiligen Bischof, der allerdings auf dem Bilde, im Widerspruch zur Sage, im Falkensteinkirchlein und nicht in seiner Kirche am See weilt, und bittet ihn inständig und kniefällig, nach seinem Bischofssitz zurückzukehren. St. Wolfgang willfahrt der Bitte, kehrt mit der Gesandtschaft nach Regensburg zurück und verheißt bei seiner Abreise dem von ihm erbauten Kirchlein seine besondere Gnade und Fürbitte.

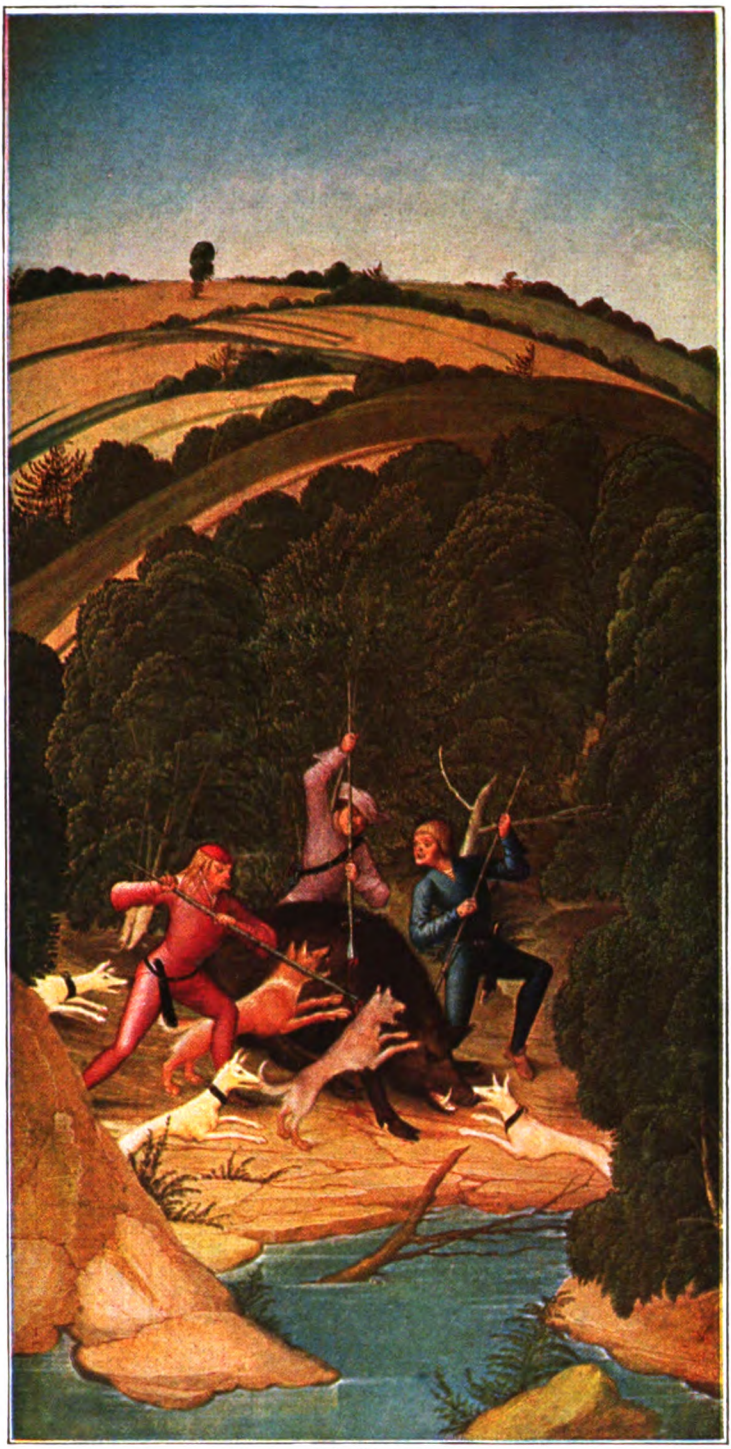
Auch in den Tafeln seiner Spätzeit erweist sich der Passauer Maler als der meisterliche Kolorist, als den ihn die Klosterneuburger Tafeln zeigten. Diese Kunst der Farbe fast noch zu übertreffen, scheint ihm in dem einzigartigen Altärchen, das er 1526 für die Benediktiner in Melk schuf und das heute in der Privatkapelle des Abtes steht, gelungen zu sein. Hier steht der damals etwa sechzigjährige Meister auf alter Höhe seiner Dichtkunst der Farbe und des erzählenden Pinsels.

Als wir 1545 ein letztes Mal von Rueland Frueauf hören, der einst der „jüngere"

Digitized by Google

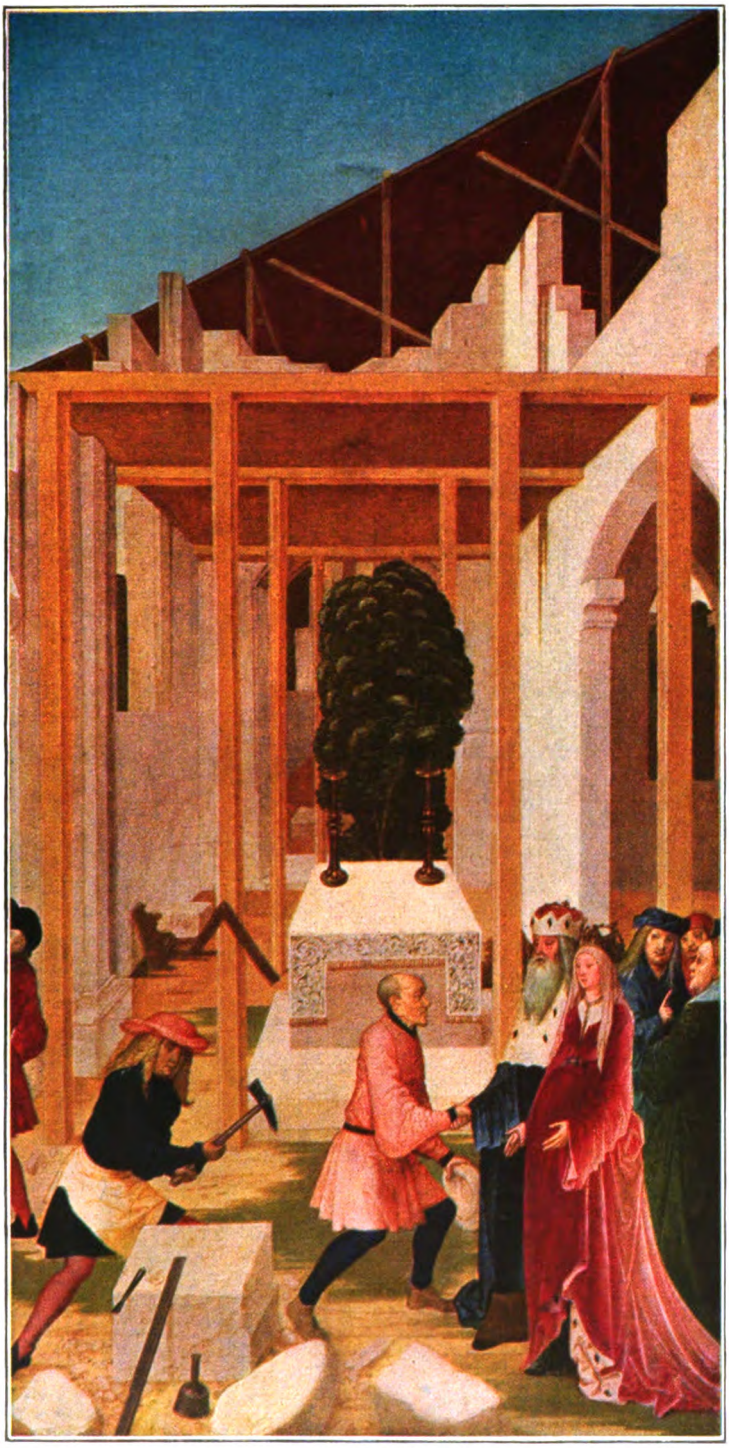
genannt wurde, war er wohl ein Greis nahe den achtzig, der kaum mehr künstlerisch selbständig hervorgetreten sein dürfte. Seine Richtung aber, seine Erzählerkunst, mit der er aus dem Sagen- und Legendenkreis seiner sing- und liederfrohen ostbayrischen Heimat schöpfte, jener Erzählerstil, den er als Jüngling schon auf seiner ersten Wanderfahrt sich als Aufgabe seiner Kunst erwählt hatte, lebte gewiß in seiner Werkstätte fort. Eine Tafel im Passauer Diözesanmuseum mit der Legende des hl. Eligius, des Patrons der reichen, in Passau wie an anderen Orten hochangesehenen Goldschmiedezunft, weist auf seine Werkstätte. Auch das Benediktinerkloster Metten, unweit Passau, birgt eine Tafel gleicher Richtung und Art.

Der Passauer Maler führte als redendes Bild in seinem Wappenschild den Vogel, der „früh auf" ist, die Eule. Dieses Wappen ist gleichsam auch das Symbol seiner Stellung in der Geschichte deutscher Malerei. Er war ein „Frueauf" in der Bereitung neuer Wege der Kunstentwicklung seiner ostbayrischen Heimat. In seinen kraftsprühenden Jugendjahren rankte er als die stärkste „Wurzel des Donaustils" im Boden der Heimat; als ergrauter Barde seiner Malerpoesie aber war er, ähnlich dem Genossen seiner Jugend, dem älteren Lukas Cranach, im Begriff, mit den hinreißenden Zaubermitteln seiner Palette und seines zeichnenden Pinsels einen im allgemeinen Volks-



Die Eberjagd
Aus der Gründungslegende. Klosterneuburg, Stifts-Museum

Digitized by Google

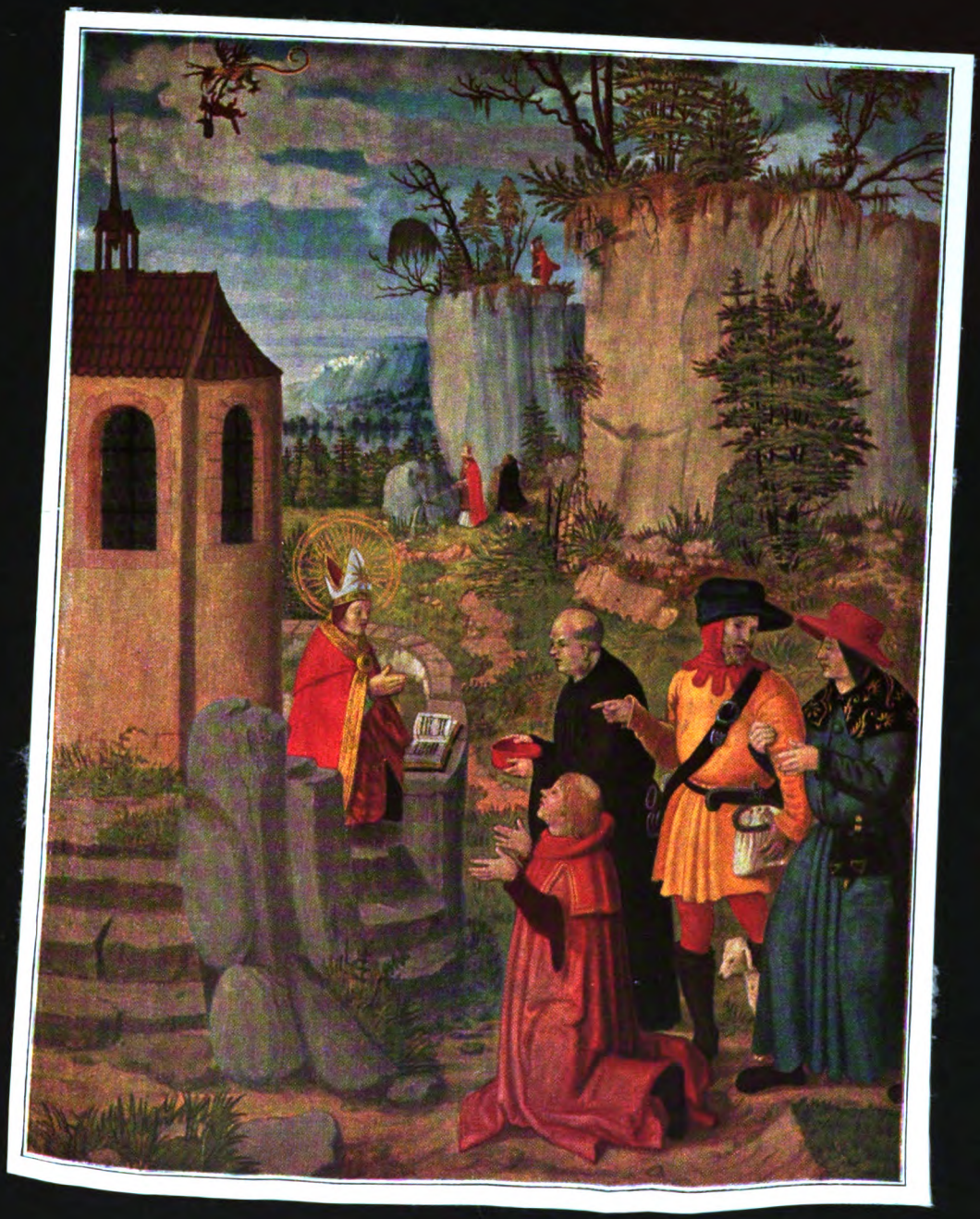


Der Kapellenbau
Aus der Gründungslegende. Klosterneuburg, Stifts-Museum

empfinden, den in dem Singen und Sagen seiner Heimat wurzelnden, erzählenden Illustrationsstil zu begründen. Man hat sich gewöhnt, den Spätstil des alten Cranach als einen „Bilderbogenstil" abzutun. Das gleiche Urteil hätte vielleicht längst das Spätwerk Frueaufs getroffen, wäre es in so reicher Mannigfaltigkeit auf uns gekommen, wie das Werk des Franken. Eine die großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge erfassende Kunstgeschichtsforschung wird in dem Spätwerk beider Meister den Anfang einer Entwicklung erkennen, die, wäre ihnen eine würdige, jugendlich kraftvolle Nachfolge beschieden gewesen, auch dem deutschen Volke einen Peter Brueghel hätte bescheren müssen. Zermürbende Religionskämpfe und soziale Nöte unterbanden aber den Wurzeln einer volkstümlich deutschen Kunst die Kräfte der Entwicklung.

An einem entscheidenden Wendepunkt deutscher Kunst, da der Manierismus bereits an volksfremder Quelle eine vermeintliche Labung suchte, stand der greise Passauer Maler nochmal, umgeben von einem Kreis von Schülern, denen wir letzten Endes auch die mit ihm aussterbenden Donauschulmeister zurechnen dürfen, auf der Tribüne deutscher Meistersänger in der Sprache deutscher Malerei und wollte, gleichend seinem Zeitgenossen Hans Sachs, freilich gleich ihm mit seinen Worten ins Leere verhallend, seiner Zeit einen neuen Weg weisen zu volksechter Kunst.

Digitized by Google



Heimholung St. Wolfgangs vom Aberſee
durch Regensburger Bürger. Um 1520. Gemälde von Frueauf d. J.
Nürnberg, Germaniſches Muſeum

Digitized by Google

Der Fehmantel

Novelle von Franz Xaver Kappus

Das Vorspiel der Operette war zu Ende. Während matter Beifall scholl, erhob sich Lydia von ihrem Orchesterfauteuil. Langsam schritt sie zwischen den Parkettreihen dem Ausgang zu, unschlüssig stand sie draußen vor einem der großen Spiegel ihrem Ebenbild gegenüber.

Schade, daß man sich so hübsch herausgemacht hatte, überlegte sie, immer länger vor dem blanken Glas verweilend. Hell leuchtete ihre schlanke Gestalt vom dunkelroten Grund der Wand gegenüber, wie echt schimmerte die doppelte Perlenschnur auf der bloßen Haut, sorgsam und breitgewellt umrahmte blondes Gelock die Stirn und die Wangen.

„Ach was," sprach Lydia halblaut und wandte sich den Garderoben zu. Es hatte wirklich keinen Sinn, die abgespielte Operette ein zweites Mal bis zum Schluß anzuhören, dazu noch in der schwachen Besetzung von heute. Viel vernünftiger wäre es gewesen, das Billett, das man im Büro geschenkt bekommen hatte, irgend jemandem weiterzugeben, statt nun enttäuscht und ernüchtert wieder heimzufahren. Aber freilich, so war es ja immer: Ganz anders sahen die Dinge aus, wenn man sie im Hochbetrieb der Tagesarbeit flüchtig betrachtete; jede Gelegenheit schien da willkommen, der drohenden Abendeinsamkeit in der dürftigen Enge seines Zimmerchens zu entrinnen.

Seufzend holte Lydia ihre Garderobenmarke hervor. Da klang eine Stimme hinter ihr: „Auch schon genug von dem Zauber, gnädiges Fräulein?"

Auf den ersten Blick erkannte Lydia in dem selbstsicheren, eleganten Herrn ihren Sitznachbar von vorhin. „Was soll man tun?" Sie lächelte unbefangen zurück. Schon vor Beginn der Vorstellung war ein kurzes Gespräch in Gang gekommen, gewandt hatte der Fremde an den schwachen Besuch des Hauses angeknüpft.

Doch erst jetzt nannte Doktor Seyffarth seinen Namen. Im selben Atemzug setzte er fort: „Ein schmählicher Reinfall — aber was liegt schon daran? Da heißt es eben: Lokalwechsel! Um diese Stunde ist man in Berlin ja nicht verloren." Mit lebhaften Augen forschte er in den Mienen des Mädchens. „Also — was unternehmen wir?"

„Wir?" fragte Lydia belustigt. „Großartig, wie selbstverständlich Sie das sagen!"

„Natürlich — geteiltes Leid ist halbes Leid. Oder erlauben Sie, daß ich etwas vorschlage? Nun, da wäre Hellbinger zum Beispiel, die neue Tanzbar in der Hardenbergstraße, sehr nett, sehr gemütlich. Ebenso käme ‚Don Juan' oder ‚Elite' in Frage — auch da gibt es vorzügliches Essen, trinkbaren Sekt und den üblichen Rummel später."

Schrille Klingelzeichen schwirrten durch das Foyer, eilig verschwanden zwei Herren in der nächsten Tür, gähnend rieb sich der betreßte Billetteur die Stirne.

„Nun?" drängte Doktor Seyffarth. „Sie tun ja rein, als ob Sie in diesen Dingen nicht gleich gut Bescheid wüßten. Eine mondäne Dame wie Sie — und ich erkläre Ihnen da, was man mit dem angebrochenen Nachmittag beginnt! Ist das nicht komisch? Dabei tanzen Sie gewiß jeden Abend irgendwo." Mit dem kleinen Finger zielte er auf Lydias Nasenspitze. „Habe ich nicht recht?"

Sie lachte nur.

„Also dann los! Zum Glück habe ich mein Auto nicht weggeschickt — gerade als ob ich geahnt hätte, was mir da bevorsteht. Darf ich um Ihre Garderobenmarke bitten?"

„Hier."

Mit ihren Perlen spielend, beobachtete Lydia, wie die verschlafene Frau hinter dem Pult zwischen den Oberkleidern wühlte und dann einen hellgrauen Pelzmantel herüberreichte.

Zärtlich streichelte Doktor Seyffarth das kostbare Fell, ehe er das silberschimmernde Brokatfutter der schlanken Mädchengestalt zukehrte. ‚Richtig vermutet!' stellte er dabei heimlich fest. Wer solche Stücke trug, der lebte bestimmt auch in der Welt, in der man sich nicht langweilte. Und noch um einen Tonfall leichter scherzte er: „Hübsches Karnickel, das Sie da haben! Nun — wollen wir nicht hineinschlüpfen?"

Lydia rührte sich nicht. ‚Nein!' rief es in ihr, ‚nein! Der fremde Mantel — das wäre ja Diebstahl!' Aber gleichzeitig lockte auch eine Stimme: ‚Nimm ihn doch, nimm ihn! Ein einziges Mal nur große Dame spielen, ein einziges Mal dieses Gefühl auskosten —' in einen Pelz um Tausende geschmiegt, ein Vermögen auf den schmalen Schultern: herr-

Digitized by Google

lich, berauschend mußte das sein! Wie hatte man solche Frauen immer beneidet, wie brannte die Sehnsucht danach durch Tag und Traum! Und nun stand man da, nun brauchte man die Arme nur auszustrecken und war fast in Wirklichkeit, was der Mann hier vermutete — ganz Dame von Welt, verwöhntes Luxusgeschöpf!

„Sie sehen, ich warte immerzu," sagte Doktor Seyffarth trocken. „Bevor ich zur Salzsäule erstarre, melde ich mich bei Ihnen jedenfalls."

An ihrem Kleid nestelnd, zögerte Lydia noch eine Sekunde.

‚Warum eigentlich nicht?' fragte sie sich, plötzlich Kühle im Blut. Ehe die Garderobenfrau den Irrtum bemerkte, konnte man ja wieder zur Stelle sein. Bis ein Viertel vor elf dauerte die Vorstellung, fast zwei Stunden waren es bis dahin. Man erschien einfach früher, gab den Fehpelz mit gleichgültiger Miene zurück und nahm sein rotes Samtmäntelchen dafür in Empfang. Gar nichts riskierte man damit, absolut nichts. Sogar dankbar würde die verschlafene Alte sein, daß man sie vor Unheil bewahrte. Man mußte ja auch gar nicht gewußt haben, welche Kostbarkeit man spazieren getragen hatte — und überhaupt: ein Irrtum entschuldigte den anderen.

Blitzschnell blickte Lydia auf ihre Armbanduhr. „Sehr viel Zeit habe ich nicht — bis zwanzig nach zehn höchstens."

„Schon gut," sagte Doktor Seyfarth lachend, „auf die Minute soll es uns nicht ankommen." Und mit einem Stoßseufzer der Erleichterung half er dem Mädchen in den Fehmantel.

Geräuschlos surrte draußen eine schwere Limousine heran. Während der Wagen durch bewegte, lichterfüllte Straßen fuhr, redete Doktor Seyffarth ohne Unterlaß. Wie aus unendlicher Ferne wehten Worte und Sätze an Lydia vorüber. Regungslos saß sie in der federnden Polsterung, halbgeschlossen waren ihre Lider. Dann und wann spürte sie, wie weiche Härchen des üppigen Fellkragens Kinn und Wangen berührten, immer durstiger trank sie das fremde, aufreizende Parfüm, das aus dem hellgrauen Pelzwerk stieg. Kunterbunt flirrten Bilder durch ihr Bewußtsein, turbulent formte sich das Leben der Unbekannten, deren kostbarer Mantel ihren Körper umhüllte. Feenhafte Räume taten sich auf, sorglose Menschen lachten, Luxuszüge brausten, ferne Länder wuchsen aus dem Nichts, achtlos rollte das Geld, jeder Laune wurde Befriedigung — immer greifbarer erstand die tausendmal erträumte Welt.

Mit sanftem Ruck hielt das Auto.

„So — da sind wir schon." Der Wagenschlag flog auf, beflissen eilten in der Garderobe Pagen und Mädchen herbei.

„Ich will mich erst drinnen umsehen," sprach Lydia zu Doktor Seyffarth, fast ohne die Lippen zu bewegen.

„Ganz richtig, man kann ja nicht wissen —"

Wilde Synkopen einer Jazzband schlugen den zweien in dem hochgewölbten, weiß- und goldgetönten Raum entgegen. Schmuckblitzende Damen und schwarzgekleidete Herren saßen in den Logen und rund um das Tanzparkett, geschmeidig glitten Kellner mit silbernen Platten und eisklirrenden Kübeln vorüber, wie aus allen Fugen gelöst stampften zwei elegante Paare in der Mitte den Black Bottom.

Ganz langsam ging Lydia durch die Tischreihen, den Fehmantel eng an den Körper gezogen, den Kopf leicht im Nacken. Hochmütig geschlossen waren ihre Mienen, aber unausgesetzt liefen Schauer über ihre Haut. Rechts und links und überall fing sie Blicke auf — das tastete sich verstohlen heran, das rief und lockte ohne Scheu, das spähte verstohlen aus untermalten Frauenaugen oder starrte mit kreisrunden, schwimmenden Pupillen. Nie noch hatte sie solchen Aufruhr um sich erlebt, nie noch etwas von der Vielfältigkeit geahnt, mit der Gesichter begehren, bewundern oder beneiden konnten.

Einladend wies der Doktor auf ein freies Logentischchen.

„Hm," machte Doktor Seyffarth zuwartend. „Das ginge ja. Keine Nachbarschaft, die Musik nicht zu nahe, gute Sicht — nun, sollen wir bleiben?"

„Lieber nicht."

„Wie Sie wünschen selbstverständlich."

Als man wieder im Auto saß, lächelte Lydia zum Fenster hinaus. „Weiß Gott, im ‚Elite' kann ich mich nicht wohlfühlen." Beiläufig erwähnte sie einen Abend, den sie dort in großer Gesellschaft erst kürzlich verbracht hätte. „Vielleicht ist die lärmende Aufmachung schuld -- oder liegt es an mir — man hat schon so seltsame Aversionen manchmal." Ganz von selbst kamen die Worte, blindlings formten sich mondäne Gesten dazu, eine andere plauderte lässig in dem vornehmen Wagen.

„Zu Hellbinger also," befahl Doktor Seyffarth durch die Sprechmuschel.

Aber auch mit dem neuen Lokal schien Lydia nicht zufrieden. Wieder stand sie unschlüssig zwischen den Tischen, das Kinn hochgereckt, aus schmalen Augen über die Gäste streichend. ‚Menschen, Menschen!' pochte ihr

Digitized by Google

Herz, während ihre Finger den Pelzmantel immer fester um Rücken und Hüften zogen. Warum gab es nicht Tausende hier, warum war nicht alle Welt bewundernd und staunend um sie versammelt? Und schon trieb es sie dem Ausgang zu.

Doktor Seyffarth lachte, unerschütterlich guter Laune. „Wenn wir so weitermachen, wird Ihre Zeit bald um sein! Versuchen wir es in Gottes Namen also auch bei Steinmetz. Aber damit ist meine Weisheit bald zu Ende."

Kurz darauf saß man in einer Loge des kleinen Raumes. Sehr sachverständig schlug Doktor Seyffarth die Speisenfolge vor — Steinbutte vom Rost, getrüffelte Poularde, Artischockenböden und Spargelspitzen, Ananasparfait. „Einverstanden?" Er lächelte zur Seite. „Und für die Kehle? Vielleicht den zwanziger Bordeaux zuerst, dann ein Gläschen Mumm oder Pommery. Welchen haben Sie lieber?"

„Mumm," entschied Lydia sofort.

Merkwürdig verändert fühlte sie sich ohne den Pelz, den sie in der Garderobe abgegeben hatte, klein und armselig auf einmal. Sekundenlang lag dann ihr Blick auf dem Zifferblatt der Armbanduhr.

Dreißig Minuten fehlten auf zehn.

‚Kaum eine Stunde noch,' überlegte sie, den Kopf wieder hebend. Vor ihren Augen schwankten die Dinge einen Moment, gleich darauf war alles wieder wie früher. Gedämpftes Licht fiel auf die dichtbesetzten Tische, weich und lockend spielte das Orchester einen argentinischen Tango, immer neue Paare traten auf dem grell erleuchteten Oval in der Mitte zum Tanz an; da und dort schmiegte sich Gesicht an Gesicht, weiße und violette Feuer züngelten aus Straß und Pailletten, wie die schlanken Frauengestalten sich bogen und drehten.

Während der Kellner vorlegte, ging und wiederkam, erzählte Doktor Seyffarth von seinen Erlebnissen als Sportsmann. Der deutschen Automobilindustrie seit Jahren beruflich verbunden, hatte er erst letzthin an der Sternfahrt nach Monte Carlo teilgenommen. „Eine ganz hervorragende Leistung war das! Denken Sie nur — zwei Tage und drei Nächte nicht aus den Kleidern, von Berlin bis ans Ziel fast ununterbrochen am Steuer, um die mehr als zweitausend Kilometer vorschriftgemäß zurückzulegen — wahrhaftig, redlich habe ich mir den Preis verdient."

Lydia ergriff ihr Glas. „Darauf stoßen wir an!" In einem Zuge trank sie aus, eifrig nickte sie zu jedem Wort, als Doktor Seyffarth weitersprach.

„Ja, und der grandiose Empfang in Monte! Ein herrlicher, sonnenheller Tag, tausende elegante Menschen auf den Beinen, Fahnen und Flaggen um den Palmenhain vor dem Kasino, rauschende Musik dazu, immer neue Beifallsstürme — unvergeßlich bleibt mir der Eindruck."

Abermals klangen die Sektkelche aneinander.

Allmählich spürte Lydia, wie der lähmende Druck von ihr wich. In wehenden Nebeln versanken die Bilder, die sie vordem bedrängt hatten — das schmale Zimmerchen daheim, die Büroräume in der Schützenstraße, die Gesichter der Kolleginnen — wie weggewischt war alles. Wieder saß die andere da, wieder redete und lächelte sie leichthin, dazwischen ab und zu nach der Uhr blickend.

Fünf Minuten nach zehn wiesen die Zeiger.

Ein zweites Mal ließ sich Doktor Seyffarth von den Spargelspitzen reichen. „Überhaupt die Riviera," fuhr er begeistert fort. „Jammerschade, daß man nicht den ganzen Winter dort verbringen kann!" Und in bewegten Farben schilderte er das Treiben auf Rennbahnen und Sportplätzen, anschaulich wurde der Karneval von Nizza lebendig, lachend erwähnte er die vierstellige Summe, die er letzthin im Rouletteſpiel verloren hatte. „Das alles gehört zusammen, in dieser eigenartigen Mischung liegt der Zauber, der mich immer wieder dorthin zieht."

„Ja," stimmte Lydia zu, „ja."

Plötzlich sprang sie auf. „Wollen wir nicht tanzen?"

„Aber natürlich!"

Eben hatte die Jazzband mit einem neuen Charleston eingesetzt, gurrend und ziehend rief das Saxophon, wie besessen arbeitete das Schlagwerk. Sicher führte Doktor Seyffarth das Mädchen. Erst war es Lydia, als hinge Blei an ihren Gliedern. Aber schon im nächsten Augenblick rührten die scharfen Rhythmen ihr Blut auf, daß beschwingte Seligkeit den Körper durchzuckte. Eng an ihren Partner geschmiegt, warf sie die schlanken Beine, auf und ab hüpften die Schultern mit der fliegenden Perlenkette, über die Stirne und tief in den Nacken flatterten die blonden Locken. Alles schoß da hervor, was Jahre der Entbehrung zurückgestaut hatten, unbekümmert riß sich die Lebenslust einer Jugend Bahn. Minute um Minute währte der Taumel.

Dissonierend brach die Musik ab, lautes Händeklatschen knatterte im selben Moment zum Orchester hinüber.

„Weiter —" sprach Lydia atemlos. Aber-

Digitized by Google

mals lechte Doktor Seyffarth den Arm um ihre Hüfte, wieder wogte und kreiste der Raum um sie. Auch der letzte mahnende Gedanke war erloschen, bis an die Fingerspitzen jubelte das Herz. Und immer heißer, immer zügelloser überließ sie sich den aufpeitschenden Klängen, selbst mit jeder Fiber nun zu den Sorglosen gehörig, die als verschwimmende Farbenflecke um sie wirbelten.

„Allerhand," sagte Doktor Seyffarth, als man wieder in der Loge saß. „Man merkt es Ihnen an, daß Sie auf dem Tanzparkett zu Hause sind."

Herausfordernd trank Lydia ihm zu. „Das will ich meinen! Hoffentlich haben Sie nichts anderes erwartet."

„Bewahre! Aber vielleicht erklären Sie mir jetzt auch, von wannen und wieso. Nicht ein Sterbenswörtchen haben Sie mir noch über sich erzählt."

„Nun — raten Sie mal!"

„Hm — Theater, Film, Kabarett?"

„Vielleicht eins von den dreien," lachte Lydia, nach einem Pfirsich greifend.

Langsam zählte Doktor Seyffarth seine Vermutungen an den Fingern auf, doch jedesmal schüttelte sie den Kopf. „Da wüßte ich wirklich nicht —"

Ein kreischender Blackbottom rief wieder zum Tanz.

„Kommen Sie!"

Aber schon nach den ersten Takten stand Lydia still.

„Was gibt's denn?"

„Ich muß ja fort!"

„Ach was." Auf dem Wege in die Loge zurück zog Doktor Seyffarth seine Uhr. „Ihr Rendezvous haben Sie jetzt ohnedies versäumt." Vielsagend zwinkerte er mit den Augen. „Es war doch ein Rendezvous? Und selbstverständlich mit einem ‚Er'. Wie sieht er denn aus? Sehr elegant wahrscheinlich, ein Kollege vielleicht oder —"

Klar wach war Lydia plötzlich. Einen Moment saß sie wie erstarrt, den Blick auf der Armbanduhr. Jäh fuhr sie dann hoch. Zwei Minuten fehlten auf elf — da war die Vorstellung ja schon zu Ende, seit einer Viertelstunde zu Ende! Möglicherweise hatte das Theater auch schon geschlossen, bis man hinkam — und das bedeutete — —

‚Diebin!' gellte es ihr in den Ohren.

„So tragisch brauchen Sie das nicht zu nehmen!" tröstete Seyffarth und lachte. „Vielleicht ist der Mann telefonisch zu erreichen — selbst werden Sie das ja am besten wissen."

„Ja, telefonieren." Eilig ergriff Lydia ihr Täschchen, wie auf schwankendem Grund glitt sie an den Tischen vorbei, quiekend und blökend höhnte die Jazzband hinter ihrem Rücken.

Die Garderobe war voll Menschen.

Weitausholend wollte Lydia ihre Marke über das Pult reichen, als ihr eine Dame in größerer Gesellschaft auffiel, die eben eingetreten war. Ganz klein wurde sie in der nächsten Sekunde, Schritt für Schritt wich sie bis an die Seitenwand zurück.

War das nicht ihr Mantel? Der rote Samt, das helle Hasenfell des Kragens und der Manschetten, die verblaßten Veilchen an der Schulter — nein, eine Täuschung war ausgeschlossen! Nur die Unbekannte konnte das sein, deren Fehpelz man sich angeeignet hatte, zweifellos war sie mit ihren Begleitern soeben aus dem Operettentheater gekommen.

Rasch drehte sich Lydia dem hohen Wandspiegel zu. Aufmerksam verfolgte sie durch das Glas, wie die Dame den Mantel ablegte und achtlos neben die Stücke tat, die in dichter Reihe auf dem Pult lagen. Während ein Herr der Gesellschaft auf die Erledigung wartete, verschwand die Gestalt in dem silberblitzenden Abendkleid mit den anderen durch den Saaleingang.

Einen Augenblick verharrte Lydia regungslos, beide Hände an das Herz gepreßt.

Wie von Ungefähr schob sie sich dann an den roten Samt heran. Eifrig arbeiteten die Garderobenmädchen am jenseitigen Ende, mit abgewandtem Gesicht zündete der hellblonde Herr eine Zigarette an. Da tastete sie schon das wohlbekannte Satinfutter — noch ein kurzer, kreisender Blick, ein tiefes Atemholen — und das Mäntelchen hing über ihrem Unterarm.

Niemand beachtete Lydia, als sie abseits in ihr Eigentum schlüpfte und ohne Hast durch die Drehtür trat.

Fünf Minuten später stand sie eingekeilt auf der Plattform eines Straßenbahnwagens — wieder das kleine Bürofräulein, das pünktlich um neun Uhr morgens an seiner Schreibmaschine sitzen mußte.

Digitized by Google

F·e·r·n·g·a·s

Von Dr. phil. O. Lange

Rund 70 Prozent aller Wohnungen und 85 Prozent aller Straßen Berlins, 75 Prozent aller städtischen Straßen Deutschlands werden mit Steinkohlengas beleuchtet; 85 Prozent der Berliner und 50 Prozent aller deutschen Haushaltungen kochen und heizen mit Gas. Dabei beträgt der jährliche Gasverbrauch in Deutschland nur 51, in Australien 117 und in England 178 Kubikmeter auf den Kopf der Bevölkerung. Welcher Steigerung der Gasverbrauch aber auch bei uns fähig ist, geht daraus hervor, daß die an ein Zechengasnetz angeschlossenen Städte Solingen, Remscheid, Barmen 252, 246, 214, die Städte Duisburg, Köln, Düsseldorf, 1928 noch sämtlich mit Stadtgas-Eigenversorgung, hingegen nur 83, 103, 130 Kubikmeter Gas auf den Einwohner verbrauchten. Die Unterschiede zwischen den Begriffen Zechen- und Stadtgas bedingen offenbar dieses zahlenmäßig genannte Mißverhältnis. Welcher Art sind sie? Wir müssen zunächst den Begriff Gas erfassen, um diese Frage beantworten zu können.

Im glücklichen Amerika entströmt ein solches brennbares Gas, dasselbe, das Brennstoff der ewigen heiligen Feuer von Baku war, der Erde. Wir erfahren (von unseren unbedeutenden Erdgasquellen, so z. B. bei Neuengamme abgesehen) von der Existenz dieses Gases, wenn es in den Kohlengruben die Schlagwetterexplosionen hervorruft; wir erzeugen es aber auch künstlich durch besonders geleitete Fäulnis der Abwasserschlämme unserer Siedelungen. Neuzeitlich leitet man dieses eigenartig entstandene Industriegas als „Faulgas" zur willkommenen Ergänzung unserer Kohlengaserzeugung den oft viele Kilometer entfernten Behältern der städtischen Gaswerke zu. Drüben aber bestanden bereits 1908 35 000 Meilen lange Erdgasleitungen, auf deren Errichtung eine Milliarde Dollar Kapital verwandt wurde. Dort ist die Heimat des Ferngases. Wir können uns die im Pittsburger Distrikt seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen zunutze machen, aber das Gas müssen wir vorher beschaffen.

Man erzeugt die brennbaren Industriegase künstlich in mannigfaltiger Weise: Azetylen aus Karbid, Wasserstoff aus Wasser; meist aber werden Kohlen, vornehmlich Stein-, neuzeitlich immer mehr zunehmend auch Braunkohlen in feuerfesten Retorten oder Kammern von außen mittels anderer, womöglich minderwertiger Brennstoffe auf helle Weißglut erhitzt. Das brennbare Kohlengas entweicht, und in dem feuerfesten Behälter verbleibt als Rückstand fester, poriger Koks, der als reines hochheizwertiges Veredelungs-, und zwar Entgasungsprodukt des rohen Brennstoffes, als Heizmittel für Zentralheizungen, in der Industrie, insbesondere zur Eisenerzeugung und zur Gewinnung anderer technischer Gase dient. Er liefert sie, wenn man ihn vergast, d. h. ihm durch Verbrennen unter bestimmten Bedingungen seinen ganzen Kohlenstoffgehalt entzieht. Bei dieser Art der Kohleveredelung ist demnach die Gewinnung von Gas untrennbar mit jener des Kokses verknüpft. Welches ist nun das Haupt-Erzeugnis?

Leucht- oder Stadtgas wird um seiner selbst willen in jeder mittleren und großen Stadt des Reiches in der betreffenden kommunalen Gasfabrik erzeugt und als Hauptprodukt an die Verbraucher abgegeben. Wir haben in Deutschland mehr als 1000 solcher kleiner und großer Betriebe, deren verstreute Lage aus der Städtekarte des Reiches unmittelbar zu ersehen ist. Anderseits können wir uns auf der Landkarte den kleinen Rheinabschnitt Düsseldorf-Wesel vergegenwärtigen, in dessen von der Ruhr und Lippe durchflossenem Bereich die Industriestädte Gelsenkirchen, Dortmund, Elberfeld-Barmen, Essen und andere das wertvollste deutsche Steinkohlengebiet bedecken. Hier herrscht das Eisen, dessen Gewinnung aus dem Erz so wie seine und anderer Metalle Verarbeitung alljährlich die Bereitstellung von rund 20 Millionen Tonnen Koks erfordern, der demnach hier das Haupt-Erzeugnis darstellt. Der deutschen Gesamtkokserzeugung von 26 Millionen Tonnen entspricht jedoch ein Anfall von 10 Milliarden Kubikmeter Zechengas, auch Kokereigas genannt, und das bedeutet, daß dort auf engstem Raume die dreifache Menge des von sämtlichen deutschen Stadtgasfabriken hergestellten Leuchtgases als Nebenprodukt entsteht. So wie in den städtischen Betrieben mit einer ganz bestimmten Menge Koks muß demnach in

Digitized by Google

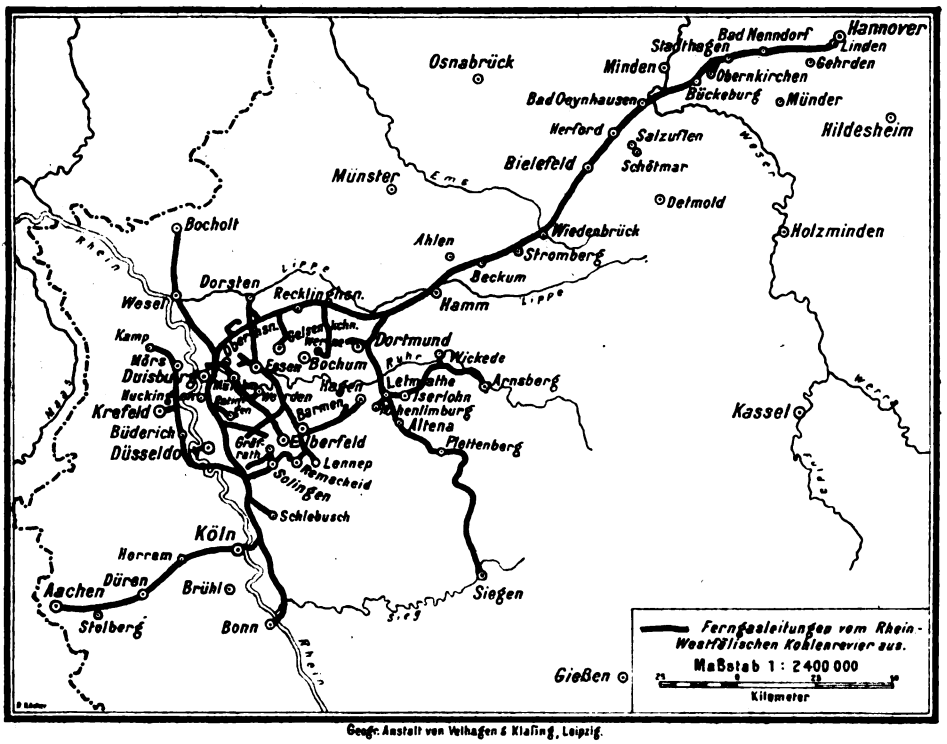
jenen der Kokereien mit der genannten Gasmenge, in beiden Fällen also mit hochwertigen Nebenprodukten gerechnet werden, deren Mengen sich keinesfalls herabmindern lassen, wenn nicht gleichzeitig jene der Hauptprodukte reduziert werden soll. Beide Nebenerzeugnisse müssen verwertet werden, dort der Koks, hier das Gas. Den festen Brennstoff kann man lagern oder, wie oben gesagt wurde, auf ein anderes Industriegas verarbeiten, die Speicherung von Gas in solchen Mengen ist jedoch wirtschaftlich unmöglich. Dazu kommt noch, daß der Bedarf an Gas sehr viel schneller steigt als jener an Koks; würden die städtischen Fabriken jenen decken wollen, so müßten sie mit einem bedeutenden Plus an Koks rechnen, das natürlich in dem Maße schwerer verkäuflich wird, als Haushaltungen, Zentralheizungen und Industrien den festen durch den gasförmigen Brennstoff zu ersetzen geneigt sind. Jenes dem Stadtgas ebenbürtige, in der chemischen Zusammensetzung nur wenig andere Kokereigas steht dagegen in weit überschüssigen Mengen zur Verfügung — und was geschieht bisher mit ihm? Nur ein Viertel des gesamten Ruhrgases konnte bis vor kurzem an benachbarte Industrien und Städte abgestoßen werden, mehr als die Hälfte wird noch im eigenen Betriebe zur Heizung jener feuerfesten Kammern verbrannt, aus denen es im Erzeugungsvorgang entwichen war. Und doch könnte man, wenn rationelle Verwertung des wertvollen Kokereigases möglich wäre, zum Heizen dieser Erzeugungskammern billigere Brennstoffe verwenden, gewisse Kohlesorten, die mitgefördert werden müssen, obwohl sie schlechten Absatz finden, gewisse Industriegase, z. B. die ebenfalls in Massen zur Verfügung stehenden Gichtgase der benachbarten Hochöfen, die heute auch nur z. T. ausgenutzt und sonst verbrannt werden, zu nichts anderem gut, als um in Form flackernder Fakkeln den nächtlichen Himmel Rheinland-Westfalens zu erhellen.

Wir erkennen, in welch hohem Maße die reine Ferngasfrage das ganze Reich der Kohle berührt und damit uns alle. Denn wen gibt es, der nicht irgendwie mit der Kohle zu tun hätte, sei es auch nur, daß er sich auf dem Gasherd seinen Frühstückskaffee kocht! Wir alle leben von der Kohle. Sie erzeugt Elektrizität, sie baut Maschinen, sie schafft Chemikalien, Farb-, Arznei-, Riechstoffe, die wir ausführen, um andere Rohstoffe und Fabrikate kaufen zu können, wir alle müssen daher wissen, was mit diesem so gut wie einzigen Rohstoff geschieht, der uns geblieben ist, und müssen uns sagen: Wenn der Bergmann gute Kohle und gutes Gas für gutes Geld verkaufen und weniger verwendbare Kohlesorten nebst ihren Gegenstücken im Nachbarreich der Gase nutzbringend verheizen kann, wenn nicht wie bisher die Förderkosten der minderen Sorten jene der besten meist verlangten Stück- und Nußkohle belasten, so daß zu Zeiten englische Kohle billiger ist als unsere und darum auch gekauft wird, dann werden für jedermann die guten Kohlen billiger und das gute deutsche Geld wird besser, da im Wettbewerb mit dem Auslande nur derjenige vorankommt, der Energie am besten zu verwerten vermag. Beste Energieverwertung der Kohle aber ist ihre Veredelung, im vorliegenden Falle durch Entgasung zur Gewinnung von Koks und Gas. Den Koks verzehrt das Eisen, wenn auch nicht ganz, so doch in solchen Mengen, daß Gas im unverwendbaren Überschuß zur Verfügung bleibt und über Land als Ferngas abgegeben werden kann.

So ist es dort im Lande der Zechen und Hütten. Aber wie steht es im Innern des Reiches? Auch in den Großstädten wird Gas erzeugt, allein Berlin fabriziert nach der eben erfolgten Inbetriebnahme des Tegel-Großwerkes zusammen mit der Gasbetriebs-A. G. jährlich 750 Millionen Kubikmeter! — Können die städtischen Gaswerke es ruhig hinnehmen, daß das Reich von einem Stahlrohrnetz durchzogen wird, durch das unerschöpfliche Mengen billiges Abfallgas auf den Markt geworfen werden? — Großes Kapital ist in den Stadtwerken angelegt, 75 Millionen Mark Auslandkredite lasten auf ihnen und nicht minder die Verantwortung für ein Heer von Arbeitern und Angestellten, das sein Auskommen in diesen Betrieben findet, fortschreitend aber und schließlich ganz überflüssig würde, wenn es so kommen sollte, daß von einem Randlande aus das ganze Reich mit Gas versorgt wird. Und, argumentieren die Stadtwerke weiter, wird es möglich sein, den obersten Grundsatz jeder Versorgung von Zentralen aus zu erfüllen: Safety first? Wie wird es, wenn dort oben ein Streik ausbricht, oder wenn an den so leicht zugängigen Leitungen weit draußen im Lande Sabotage einsetzt und ganze Provinzen, sei es auch nur vorübergehend, ohne Licht- und Wärmeträger bleiben? Und wie ist es mit den Kohlentransporten, die dann in der Rechnung der Reichsbahn in Wegfall kommen und mit den zahlreichen Industrien und ihren Arbeitern, die vom Bestehen der Stadtgaswerke leben?

Nun, wenn es auch in Wirklichkeit niemals

Digitized by Google



Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

so schlimm war, da ja keine Kommune gezwungen werden konnte, sich an die Ferngasversorgung anschließen zu lassen, tobte der Kampf der Meinungen doch bis vor kurzem mit großer Heftigkeit, und erst heute nach mehr als zwei Jahren beginnt Klärung einzutreten und man vermag zu erkennen, daß die Entwicklung einem gemeinsamen Ziele zustrebt, an dem angelangt sich Kommunen und Zechen ob des gegenseitig Erreichten freuen werden. Betrachten wir die Lage. Vor dem Kriege gab es in Deutschland 1385, heute gibt es noch 1188 selbständige Gasbetriebe. Von diesen erreichen nur 46 mehr als 10 Millionen Kubikmeter jährliche Produktion und 800 Werke erzeugen nur bis zu 1,5 Millionen Kubikmeter jährlich. Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie intensiv neuzeitliche Stadtgaswerke arbeiten, wie Kohlebeschaffung, Instandhaltung der Öfen, Gasreinigung, Gewinnung und Aufarbeitung der Nebenprodukte, Speicherung und Fortleitung des Gases ineinandergreifen müssen, welche Fülle wissenschaftlicher Forschung und Verbesserung des Bestehenden nötig ist, um den Betrieb auf der Höhe zu halten, damit er den Städten die Überschüsse bringe, derer sie zur Deckung anderer Lasten bedürfen. Diese Leistungen kann kaum ein mittleres Werk, von den kleinen nicht zu reden, jemals vollbringen, sondern nur der große nach dem Schema der Zechengasereien eingestellte Betrieb, und er arbeitet dann gegebenenfalls, trotzdem er nicht auf der Kohle sitzt, sondern sie herbeischaffen muß, nicht schlechter als die Kokerei, das soll heißen: eine moderne Stadtgasfabrik verwertet die Energie besser als eine alte Zechengaserei. Beweis dessen, daß solche neuzeitliche Kommunalwerke selbst zu Gaslieferanten für ihre nähere und weitere Umgebung, daß sie zu Ferngaszentralen werden können.

Damit tritt örtlich Zentralisierung der Technik und Dezentralisierung der Wirtschaft ein, d. h. im gleichen Maße der Vergrößerung des Arbeitsbereiches der Stadtwerke werden dieselben der rein kommunalen Verwaltung bis zu einem gewissen Grade entrückt, da in dem so entstehenden System der Gruppengasversorgung unbeschadet der engen Gemeinschaft des Wirkens auch andere Einflüsse und anderes als das rein städtische Kapital sich geltend machen. So kristallisierten um den Keim einer Erzeugungsstätte mit strahlenförmigen Ausläufern nach allen Seiten im Laufe der letzten Jahre als Folge der gemeinsamen Arbeit von Städten und privaten Gesellschaften z. B. die Teltower Kreiswerke G. m. b. H. vor den Toren Berlins, andere Gruppen im Mansfelder Land, in Niederschlesien

Digitized by Google

(Ferngas Niederschlesien A.-G.), Hagen, Mittelsachsen; gemischtwirtschaftlich, von der Stadt Magdeburg und der Deutschen Kontinentalgasgesellschaft betrieben, ist auch die zur Zeit im Bau begriffene größte Gruppengroßgaserei Mitteldeutschlands eingestellt, die ihr Gas von der östlichsten Ruhrzeche (Westfalen bei Ahlen) bezieht, so wie sich die Gasversorgung Lehrte G. m. b. H. auf das Gaswerk Linden vor Hannover (der Deutschen Kontinentalgasgesellschaft) stützt. Und damit haben wir den Anschluß an die eigentliche Ferngaszentrale Deutschlands erreicht, an die Ruhr mit ihren Zechen und deren gewaltigen Kokereigasüberschüssen.

Von dort hat die aus der 1926 gegründeten A. G. für Kohleverwertung hervorgegangene Ruhrgas-A. G., Essen, ihre Stränge (wie aus der beigegebenen Skizze zu ersehen ist) im Westen nach Aachen, im Süden bis Bonn und Siegen, nördlich über Wesel hinaus und nordöstlich bis Hannover vorgetrieben, rund 700-Kilometer-Leitung für die Beförderung von einer Milliarde Kubikmeter Gas. Die Stadt Hamm hat sich angeschlossen, mit Köln ist in Verbindung mit Thyssen gemeinsame Arbeit vereinbart, Düsseldorf, Ruhrgas A. G. und, kennzeichnenderweise, die Rhein.-Westf. Elektrizitätswerke stehen vor dem Abschluß zu einem gemeinsamen Wirken, die Ruhrgas-Versorgung Westfalens ist gesichert, schneller als die Rohrleitungen folgen können, eilen die Pläne von Siegen hinunter nach Hessen mit den Städten Darmstadt, Gießen, Offenbach, Worms, und auch die Verwirklichung noch weitergehender Absichten kann nur eine Frage der Zeit sein. Denn jetzt schon ziehen oben im Industriegebiet Glas-, Kupfer- und Zinkhütten, Eisen- und Röhrenwerke, Teerverwertungsfabriken, die gewaltigen Anlagen der J. G. Farbenindustrie A. G. zu Leverkusen Energie aus den Rohrsträngen, und bis weit hinein in das Land treibt das Gas Motoren, heizt Wohnungen und kocht am Küchenherd die Speisen gar.

Damit ist aber auch das eigentliche Wesen des Ferngasbetriebes gekennzeichnet und zugleich zum Ausdruck gebracht, warum kleine und mittlere Gaswerke nicht folgen können. Kurz gesagt: ihr Betrieb ist unelastisch. Sie decken einen bestimmten Bedarf, wirtschaftlich oder unwirtschaftlich, wie die Marktlage der Kohlen und Gaserzeugungs-Nebenprodukte, die Höhe der Löhne und dergleichen es mit sich bringen. Aber den kleinsten sowie den größten Verbraucher gleichmäßig zu versorgen, neue u. U. sehr große Belastungen aufzunehmen, niederen Verbrauch zu ertragen, je nach Bedarf, man könnte sagen, tief oder kaum merklich zu atmen, das können sie nicht. Denn wie ist es um die Bereitstellung und den Verbrauch des Gases? Es wird erzeugt. In einem tiefen Atemzuge nehmen die Gasometer und Stränge den eingepreßten luftförmigen Brennstoff auf und speichern ihn. Abends, wenn die Straßen, Geschäfte und Wohnungen beleuchtet werden, senken sich die Glocken der Gasbehälter, wie der Brustkorb sich zusammenzieht, und stoßen das Gas aus. Dann, ab Mitternacht, hier früher, dort später, werden die Hähne geschlossen und das Erneuern und Auffüllen, das nicht aufgehört hat, wird am Steigen der Glocken wieder sichtbar; es ist ein stetes Ein- und Ausatmen, ein Auf und Ab in feststehendem Rhythmus. Denn im Sommer liegt die Linie des Verbrauches flach, im Winter steigt sie hoch auf und in dem Maße, als diese Extreme bei dem zu erwartenden steigenden Bedarf immer mehr in Erscheinung treten, wird es nötig, hier einen Strang höher zu beanspruchen, dort einen anderen abzudrosseln, neue Leitungen zu legen und Verbindungen zu schaffen, kurz, das ganze System der Ferngasversorgung, heute noch ein Nebeneinander von Gruppen- und Zechenzentralen, wird eines Tages ein einheitlich Ding des Ineinandergreifens und Sichergänzens im Dienste der Allgemeinheit sein, denn schließlich ruht alles auf der Kohle, unser aller Gemeingut.

Sternenschrift. Von Frida Schanz

Es liegt in jedes Menschen Wesen,
Daß er die Welt auf sich bezieht.
Wer hat aus einem Vogellied
Noch nicht sein Hoffnungslied gelesen?
In unsres Lebens großen Tagen
Scheint uns des Firmamentes Sternenschrift
Ein Buch, für uns nur aufgeschlagen,
Ein Brief des Weltalls, der nur uns betrifft.

Digitized by Google

Die fliegende Frau

Von Prof. Dr. Fritz Giese

Mensch und Raum stehen von je in einem geheimen Zusammenhang. Noch sehen wir die Anfänge einer neuen Betrachtung des Raumgeheimnisses: ob wir an die Technik, die Atomlehre der Physik, ob wir an die Architektur oder an den Tanz denken mögen. Die natürliche Gebundenheit des menschlichen Wesens an diese Erde, an den Boden: sie läßt sich überwinden durch die Kunst der technischen Konstruktion des Flugzeugs, des Radios und der Welttelegrafie. Und der Mensch seinerseits kann im Kosmos Daseinsräume schaffen, angepaßt seiner Eigenart, seinen Idealen oder seinem kultischen Bedarf. Aber darüber hinaus bleibt etwas wie ein urtümliches Streben übrig: jenseits von aller Künstelei des Konstruktiven, jenseits von Maschine und Gerät, den Raum zu überwinden! Frei zu werden von der ewigen Erdenschwere, die aller Kreatur menschlichen Geblüts naturgegeben ist. Aus diesem Urstreben her ist wohl entstanden, was insbesondere in der Akrobatik aller Zeiten als bewundernswerte „Leistung" artistischer Schulung Eindruck machte. Die Beherrschung des Seils, der Sprung vom Federbrett, das Saltomortale der Gruppe. Aber auch alles dies hat noch die Künstelei des Trainings an sich und gilt dem Sonderfall beruflicher Fachleistung. Der andere Mensch — fern von Rampenlicht, Bühnenluft und Arbeit für Zuschauer — möchte inniger dem Raumstreben nahe kommen! Vielleicht nur für sich ganz allein und oft ohne irgendein Suchen nach Darstellung. Und dieses Ziel hat in gewissem Sinne die neuzeitige Körperschulung verwirklicht. Insbesondere Gymnastik und Tanz entdeckten

Abb. 1. Seraphine Kinne. Aufnahme G. Riebicke

Digitized by Google

Abb. 2. Groteskſprung (Schule Berthold Schmidt-Berlin). Photo Schirner

wiederum den Raum, und neben ſeine zweidimenſionale Durchdringung in Tiefe und Breite ſchufen Labanſche Sprünge und Wigmannſche Maſſendiſziplin das bewußte Streben in die Höhe. Dazu geſellten ſich die edleren Überlieferungen des ruſſiſchen Balletts. Vielleicht iſt am eheſten an der Tänzerin Pallucca — welche die entſchiedene Abkehr vom ſchwermütig-philoſophiſchen Tanz der Tage nach der Revolution brachte — dieſer optimiſtiſche Aufſchwung in den Raum hinein zu beobachten geweſen. —

Aus ſolcher Geſtaltungsgebung neuer Körperſchulung — welche gymnaſtiſche Rhythmik verbindet mit techniſchem Können — entſtehen Beiſpiele, wie die hier gebotenen Bilder der „Fliegenden Frau". Was beim Mann immer noch rein muskulär imponiert, was bei ihm Sprung in den Raum aus überlegenerer Energiequelle ſeines Körpers werden mag, iſt bei der Frau Grazie, Leichtigkeit, betonter Bejahungsimpuls der Perſon. Bei ihr ſchwingen Gefühlstöne mit, die wir angeſichts der beachtlichen Männerſprungsleiſtung weniger in den Vordergrund rücken; denn dort denken wir an Leiſtung als ſolche, an Hochſprung in Zentimetergraden, denken wir an Rekord und willensentſprechenden

Digitized by Google

Abb. 3. Seraphine Kinne. Photo Riebicke

Abb. 4. Gymnastischer Sprung. Photo Riebicke

Digitized by Google

Abb. 5. Aufnahme aus der Bodeschule. Photo Riebicke

Trainingserfolg. Anders bei der Frau! Das Flüchtige der Beziehung Mensch: Raum, die Labilität der Bewegung an sich, die Ausdrucksfreudigkeit des Körpers und die Durchseelung der Gebärde kennzeichnen die „fliegende Frau". Das erkennen wir schon in den einfachen Fällen, in denen diese Frau nichts weiter darstellt als die großschreitend-springende Gestalt (Abb. 4). Sprung und Gesang einen sich leicht, und wir finden angemessenen Übergang zu jenen Sprungformen, die ein wirkliches „Fliegen" werden mögen und Vermählung von Naturraum und Naturkörper versuchen. — Anders wirkt das Bild, wenn wir Sprünge vor uns haben, deren Darstellung bereits hohes gymnastisches Können voraussetzt: Drehungen des Körpers in der Wendung, Streckbewegungen der Glieder voll Gelassenheit und doch in zweckvoller Zeitkürze. Wir achten in solchen Fällen jene Proben höher, die (Abb. 1) durch Ruhe der Gesichtszüge eine Selbstverständlichkeit der Leistung atmen. Wir bewundern auch jene Raumstrebung der Einzelglieder des Körpers, die die photographische Momentaufnahme vielleicht schärfer noch festhalten kann, als das zusehende Auge (Abb. 3, das rechte Bein). Meistert die fliegende Frau Sprungformen, die besonders hohes gymnastisches Können voraussetzen, und gelingt es ihr (Abb. 2), Ausdrucksform des lächelnden Gesichts — als Sinnbild jener optimistischen Lebensfreude des „Fliegenkönnens" — und Gebarung der Fingergeste — als Spiegel einer Beherrschung des Körperganzen und der technischen Voraussetzungen des Sprunges — zu verbinden, so kommen wir zu Beispielen, die den eingangs erwähnten Zusammenhang zwischen Mensch und Raum mittelbar dartun. Von hier aus entwickelt sich folgerichtig auch das, was — gleichsam wieder ins Intellektuelle umgebogen — als Groteskbewegung erklärt wird. Gerade, weil der Mensch nicht fliegen kann und weil es ihm doch beinahe gelingt, gerade weil er die Technik des Sprunges zu beherrschen beginnt und so über die erste Wunschgrenze des Nurfliegenwollen hinausgedieh, kann er dann diese Tat intellektuell umstellen. Und so gelingen ihm auch Gruppenflüge, die bereits das Komische bewußt streifen können (Abb. 5) — gelingen ihm jene paradoxen Froschhupfer in die Höhe, die heute bereits der Anfänger in Gymnastik und Tanz zu versuchen sich müht. —

Wer aber auf das Urphänomen Mensch: Raum zurückkommen will, der wird zum Ende bemerken können, daß die fliegende Frau vom ästhetischen wie biologischen Standpunkt dort am schönsten sich verkörpert, wo nicht Übungssaal und Atelier die Umwelt sind, sondern wo jenes Urgefühl sich wirklich an die Natur wendet. Wo Mensch und Natur schlechthin in Beziehung treten. Daher sind das Feld und die Wiese, der schneebedeckte Abhang oder das Meer rechter Umraum für diesen „Flug in den Raum" — und unsere Bilder zeigen deutlicher als Worte, wie in der Körperbewegung Mensch und Raum, Kunst und Natur zu einem organischen Ganzen zusammenfließen.

Digitized by Google

Die Welt meiner Träume

Von Oskar Baum

Wie gern wüßte ich doch, ob im Traum die Tauben hören, die Blinden sehen, die Dummen gescheit sind!" rief einmal ein Professor der Psychologie im Hörsaal verzweifelt aus. „Aber diese Menschen vergessen ja alles, ehe sie erwachen oder sie scheuen sich, die Wahrheit zu sagen, weil sie fürchten, daß der Traum ihr Innerstes ausplaudert." —

Von alters her erregte der Traum die Wissenschaft, die Dichter, aber auch das einfache Volk in einem Maße wie kaum etwas anderes. Und es ist nur zu begreiflich. Gibt es etwas Rätselhafteres und Wunderbareres im menschlichen Erfahrungskreis? Alle Forschungsmethoden und Erklärungsversuche der wachsenden Kultur in den Jahrtausenden vermochten ihm nicht näherzukommen. Man hat Apparate zum Messen der Traumerregung am Tempo des Pulsschlags erfunden. Eine stattliche Bibliothek umfaßt die gesammelten Erfahrungen und Theorien. Justinus Kerner hat mit den Beobachtungen an einer einzigen Nachtwandlerin mehrere dicke Bände gefüllt. Und der Erfolg dieses Fleißes? Welche Anschauungen haben sich herausgebildet?

Der Traum steht entweder mit den Quellen des Geschehens in unterirdischer Verbindung und sagt das Kommende voraus — die älteste Ansicht —, oder es staut sich in ihm das Vergangene in letzter Abwehr gegen Versinken und Vergehen — die aufgeklärte jüngste Meinung —, oder er ist überhaupt kein Spiegel des Tages, keine Verbindung mit dem Ursprung und keine Rumpelkammer, sondern ein völlig anderes zweites Leben, das getrennt nebenherläuft. Die Weissagung, die einst den ägyptischen Sträfling Joseph zum Regierungschef eines hochentwickelten Staatswesens machte, die verworrene Tageswiedergabe, die Professor Sigmund Freud zum genialen neuen Heilverfahren für erkrankte Seelen anregte, und die Offenbarungen des vom Tageszweck erlösten Menschen: „In der geistigen Welt bei den Engeln zu sein und zugleich in der natürlichen Welt bei den Menschen", wie es Swedenborg ausdrückt: alle diese drei Auffassungen sind heute noch wirksam und leidenschaftlich umstritten.

Wenn nicht zur Lösung, so doch zur Vertiefung dieser Rätselfragen können die Erlebnisse des Blinden wesentlich beitragen.

Man darf freilich nicht von den alten Vorstellungen befangen sein, daß Schmerz um den verlorenen Sinn den ersten Raum in seiner Seele einnimmt. Der in seiner Welt aufgewachsene und erzogene Blinde, inmitten eines regen Berufslebens um immer höhere Erfolge ringend, hat den Verlust verwunden, ja — wie man in den meisten Fällen wohl sagen kann — vergessen. Es gibt Chauvinisten des Mitleids, die es nicht vertragen, dem Bedauerten überflüssig zu sein. Sie sind daran schuld, daß alle von der Natur Verkürzten so leicht an krampfhafter Verleugnung oder Verschleierung ihres Gebrechens kranken.

„Sollte das Sehen nur eine schlechte Gewohnheit sein?" fragte ein neuangekommener Gesandter nach seinem Antrittsbesuch bei dem letzten König von Hannover, Georg V., den ihn begleitenden Hofmann. Die Antwort ist nicht bekannt geworden. Sie dürfte aber sehr entsetzt gewesen sein, da es offiziell nicht bekanntgegeben, ja nicht bemerkt werden durfte, daß der König blind war.

Diese schamhafte Verdrängung des unabwendbaren, natürlichen Zustands gibt viel Rohstoff für Träume ab.

*

Der Blinde ist bei Tage ständig von Fremdheit umgeben, die er nie überwinden wird.

Sein Tagleben hat nicht selten durch das Gespenstische unverständlicher Vorschriften und Gewohnheiten ringsum, denen er sich unterordnen muß, etwas von der Logik des Traums an sich. Er wird von Sehenden für das Leben unter Sehenden erzogen. Je besser er sich anpaßt, desto größer wird das Vertrauen der Umwelt in seine Leistung. Erwerb und gesellschaftliche Stellung hängen also von der Unterdrückung seines Unwillkürlichen, seines Urtümlichen ab.

Er ist nicht nur ein Gefangener des Dunkels, er ist weit mehr ein Gefangener des unbekannten Elements, des Lichts. Er geht durch unerkennbare Räume, zwischen unerkennbaren Menschen, von hundert Augen verfolgt, die ihn mit ungreifbaren Fäden fangen und führen.

So kann ihm der Traum oft weit natürlicher, sicherer und unkomplizierter erscheinen als das Wachen, und dadurch entstand wohl die wissenschaftliche Annahme von der Nüchternheit seiner Träume.

Die Traumpsychologen sind mit anscheinend zwingenden logischen Schlüssen zur Überzeugung gelangt, daß er wie ja auch im Wachen die meisten Dinge nur als Surrogatvorstellung erlebe, daß er im Traum Feuersbrunst nicht fühle, Maschinen nicht betaste, Bäume nicht rieche, daß sich die Vorgänge nicht plastisch vor seinen Sinnen entwickeln, sondern nur so, als ob er davon

Digitized by Google

sprechen höre, man es ihm nacherzähle oder vorlese.

Selbst Blinde lassen sich in ihrem Drang nach Objektivität von der Meinung der wissenschaftlichen Autoritäten beeinflussen. Aber sogar die „eigentümlichen, abstrakten Vorstellungen", von denen der blinde Schriftsteller Friedrich Hitschmann den Blindentraum erfüllt findet, sind, wie er zugeben muß, „in ihrer Art nicht minder wirksam".

So litt er selbst, wie er erzählt, an Schwindelanfällen, die meist im Schlaf begannen. Er träumte aber nicht, zu Boden zu stürzen oder sich im Tanze zu drehen, sondern vage undefinierbare Schrecknisse verwandelten sich in abstrakte Begriffe: Er sollte addieren und hatte multipliziert. Die so entstandene ungeheure Zahl erfüllte ihn mit unaussprechlichem Entsetzen. „Ich erwachte in Angstschweiß und rief der Mutter zu: ‚Ach Gott, es wächst der Länge und der Breite nach!'" wobei ihm wohl unklar der Begriff des Quadrierens vorgeschwebt haben mag. Von vielen Dichtern (von Goethe, Novalis, Hölderlin u. a.) wissen wir, daß sie Verse träumten, unklare meist, die besondere Klangschönheit auszeichnete. Das geschah vielfach auch Blinden, die ein ungemein reges Formgefühl haben, auch wenn ihre literarische Begabung sonst nicht eben bedeutend ist. In der Regel bleiben nur chaotische Silbenwirren und der Klang des Tonfalls in der Erinnerung zurück, aber manchmal behält ein treues Gedächtnis markante stilistische Wendungen. So träumte Hitschmann: „Es trippelt Freund Hein in der Nacht, in der Nacht, ganz sacht." — „Zwölf Worte, zwölf Tote, es stimmt," murmelte er beim Erwachen, offenbar auf das Traumbild bezogen, das sich ihm so mit abstrakten Vorstellungen vermengte.

Aber charakteristisch sind für diese wie für andere Träume Blinder in Wahrheit nicht diese abstrakten Besonderheiten, sondern eine eigenartige Frische der spezifischen Sinneseindrücke.

★

Die Träume der Menschen stammen, meinen die Gelehrten, aus jener Urzeit, da unsere Vorfahren noch in Baumwipfeln schliefen und bis in den Schlaf hinein von der Furcht vor einer feindlichen Annäherung verfolgt waren. Ein Teil des Bewußtseins mußte immer Wache stehen. Nur wer das Nahen der Raubtiere im Schlaf fühlte, konnte sich retten und seine Anlagen, das Nebeneinander von Schlaf und gespannter Unruhe, in allen Nerven und Sinnen vererben. So erklärt es sich, daß ein Geruch, ein Geschmack, selbst nur eine unbequeme Lage des Körpers in die Träume hineinspielt.

Freilich werden die Sinnesreize von der Phantasie nur gewissermaßen maskiert ins Traumtheater eingelassen. Glockenklang einer nahen Kirche am Morgen verkleidet sich als Dampfschiffsignal, das zum Aufbruch (Erwachen) drängt. An den Fenstern vorbeiziehende Militärtrompeten erzeugen die Aufregung einer Feuersbrunst. Der beginnende Straßenlärm des Tagbetriebs täuscht eine Maschine vor, deren Geräusche den Träumenden im „Studium" (Schlaf) stören. (Ich zitiere hier ausschließlich Beispiele, die Hitschmann in anderem Zusammenhang selbst anführt, und man sieht hier schon die lebhaften sinnlichen Bilder, die im Widerspruch zu der Behauptung von den schemenhaften abstrakten Traumvorgängen stehen.)

Alle Sinne sind auch im Schlaf der Außenwelt geöffnet, nur die Augen sind geschlossen. Der Sehende ist also hier dem Blinden gleich; freilich nur nach außen hin. Die durch die gleichen Sinnesreize hervorgerufenen inneren Vorstellungen sind sehr verschieden.

Die farbige Wirklichkeit, mit der die Tageserinnerungen des Sehenden die Kulissen des Traumes beleben, bringt das Gedächtnis des Blinden, zumal des Blindgeborenen, nicht auf. Das Raumhafte, Greifbare herrscht hier vor und vertritt den bunten Anblick. Farbige, vielwechselnde Ferne wird zu körperhaftem Umriß eng umdrängender Nähe.

Aber wie reich können diese viersinnigen Traumerlebnisse sein, wie vielgestaltig und greifbar wirklich! Besonders bei jungen Menschen von lebhaftem Temperament und aufnahmshungriger Beobachtungsgabe bei Tage sind sie von lebenstrotzender Fülle erregender Bewegtheit. Nicht nur, daß ausbrechendes Feuer prasselt, knistert, knackt und immer stärker seine Hitze fühlen läßt; man hört in der sehenden Freundesrunde auch das leise Kochen der Gasflamme über den Köpfen, die nur für die andern Sinn hat. Das Geräusch des Regens bringt in täuschender Natürlichkeit auch das Stechen des windgetriebenen Tropfenwirbels ins Gesicht, das Gefühl der schlaffen, nassen, am Körper klebenden Kleider. Man unterscheidet den Geruch der Wohnungen und Menschen. Mancher dieser Gerüche flößt Furcht, mancher Vertrauen ein. Musik klingt auf, zieht voraus als Führung auf schwierigen Wegen. Am Klang der Schritte und Stimmen, an der Form der Hand und der wechselnden Art des Handreichens werden die Menschen erkannt. Tasteindrücke lösen Gehörs- und Geruchserinnerungen aus und umgekehrt.

★

Ein junger blinder Musiker träumte einmal von einer endlosen Reihe von Händen, die nacheinander langsam und stumm durch seine Hand glitten. Mit ungeheurer Spannung wußte er, daß er aus jeder Hand den dazu gehörigen Stimmklang, die Gangart, den Charakter erraten mußte. Nur diejenigen, die er, sobald sie mit einem Gruß zur Tür hereintreten würden, wiedererkannte und

Digitized by Google

richtig zu behandeln wußte, würden seine Schüler werden. Und er hatte Schüler dringend nötig!

Ein blinder Masseur verirrte sich im Verlauf eines Traumes in einem fremden Hause auf einem langen Gang mit unzähligen Türen. Aus jeder rief eine Stimme ungeduldig nach ihm, und aus dem Klang hörte er genau, wie jeder der Körper bis in alle Einzelheiten beschaffen war. Bei Tage hatte er an die Möglichkeit solcher Zusammenhänge nie gedacht.

*

Wenn ein Kind beim ersten Erwachen des Spieltriebs nur die Tast- und Gehörvorstellung, vielleicht noch ein wenig Geruch und Geschmack zur Betätigung vorfindet, ist seine Spürkraft für die besonderen eigenen Möglichkeiten von Natur aus sehr groß und das Vertrauen zu ihnen selbstverständlich. Durch das Leben unter den Anders-Empfindenden wird das immer mehr zurückgedrängt, aber tief im Innern bleibt es lebendig. Bei der ersten Gelegenheit, die die Hemmung lockert oder gar wegfallen läßt — und welch eine Gelegenheit ist der Traum! — bricht der eigene Weg zum Erlebnis wie ein Wunder mit Elementarkraft hervor.

In höchster Steigerung äußerte sich das bei einem zarten, kränklichen Mädchen in der Anstalt, das den ganzen Tag über von den Vorgängen des letzten Traumes beherrscht war, einmal sehr glücklich, das andere Mal wehmütig oder unglücklich. Sie freute sich auf die nächste Nacht oder fürchtete sich vor ihr. Die Pflichten und Begebenheiten des Tages wurden ihr immer mehr nur eine lästige Unterbrechung.

In schwächerem Ausmaß äußert sich ja Ähnliches auch beim normalen Menschen, wenn es heißt: er sei mit dem linken Fuß aufgestanden oder: heute sei schön Wetter in ihm, wie die Salzburger sagen.

Lange scheute sich jenes Mädchen, von ihren Träumen zu erzählen; als sie aber begann, ja in der Begeisterung redselig wurde, wurde niemand aus den Berichten klug. Verwunderlicher aber noch als das Unverständliche schien es, daß das, was man herausschälte, vollkommen banal und belanglos war, in lächerlichem Widerspruch zu ihrer Andacht und Ergriffenheit stand. Sie vermochte wohl aus jener zweiten Welt nichts in der Sprache des Täglichen wiederzugeben.

*

Der seltsamste Fall aber, der das hier Gemeinte bestätigt, war eine Korrespondenz zwischen den Träumen zweier Menschen, die ich in meiner Jugend gewissermaßen miterlebte.

Ein Kamerad in der Blindenanstalt, mein Bettnachbar, damals vielleicht achtzehn Jahre alt oder etwas darüber, träumte einst mit überwältigender Bestimmtheit, daß er nach dem Abendessen im Garten auf ein Mädchen (Klara C.) warten sollte. Ihre seidige, zarte Stimme, der milde Tonfall in ihrer ein wenig ausländischen Aussprache mit einem reizenden, unscharfen R, das eher ein U schien, war seit langem sein Entzücken gewesen. Die Stelle der Begegnung war das Birkenwäldchen. So nannte man eine kleine Baumgruppe, die an dem vom Hause am weitesten entfernten Gartenende ein Bankrondell umstand. Vom Hauptweg zweigte ein schmaler Fußpfad hierher ab, der für Ungeschickte oder Zerstreute unter uns nicht leicht gangbar war, da er keine steingefaßten Ränder hatte.

Mein Freund fand sich schwer dahin, aber er ließ es sich nicht verdrießen und stand und wartete auch noch, als es auf der Anstaltsuhr acht schlug, ohne daß sich, wie im Traum, mit den lang nachzitternden Schlägen der Klang ihrer Schritte mischte. Einige Minuten nachher näherte sich jemand auf dem Hauptweg der Abzweigung. Der Schritt zögerte, wollte anhalten — ihm schien es so —, aber durfte er sie einfach anrufen? Erst jetzt fiel ihm das Unwahrscheinliche seines Traumes auf: Nach dem Abendessen kamen Mädchen in der Regel nicht mehr in den Garten und schon gar nicht allein, was sie selbst bei Tage nur ausnahmsweise taten.

Deutlich aber hörte er, wie der Schritt den Eingang in die Abzweigung suchte, zaghaft herankam und nun stehenblieb. Schweigen. Dann riefen sie plötzlich beide, fast zugleich, einander leise an. Sie blieben so in einigem Abstand voneinander stehen und unterhielten sich; von ganz unwichtigen Dingen. Den Traum, der sie hergeführt hatte, berührten sie mit keinem Wort. Sie hatten Mühe, das Gespräch aufrechtzuerhalten. Wovon sollten sie denn miteinander sprechen? Und sie waren sehr erregt. Sie verabredeten auch keine nächste Zusammenkunft, als sie schieden. Sie verließen sich auf den Traum, und er kam auch wieder. Sie trafen sich nicht immer an demselben Ort; fast jedesmal an einem andern.

Er gestand mir später, daß er auch vorher schon in Träumen Verabredungen getroffen hatte. Einmal als Kind mit einer kleinen Kusine, die ihm Zuckerzeug bringen sollte. Aber diese Verabredungen waren nie eingehalten worden. Er war der Meinung, jene anderen Partnerinnen hätten ihrem Traum nicht geglaubt. Daß sie den Gegentraum gar nicht geträumt haben könnten — der Gedanke kam ihm überhaupt nicht. Auch nicht, daß vielleicht die Traumvereinbarung von dem Mädchen ausging. Er versandte die Einladung. Davon war er überzeugt.

Einmal träumte er, sie warte auf ihn droben im Vorraum des Betsaals, der uns von Kind auf sehr unheimlich war. Zwei Stunden wartete er vergebens in dem eiskalten Raum an einem stürmischen Novemberabend. Als er herunterkam, mußte er sich mit einer schweren Erkältung fiebernd zu Bett legen. Nachts erschrak ich nicht

Digitized by Google

wenig, als er über mein Bett zum Fenster steigen wollte, um es zu öffnen. Ich hatte vorher nur unbedeutende Ansätze zu Nachtwandlersucht an ihm bemerkt. Mit Mühe gelang es mir, ihn zu wecken und schlaftrunken taumelnd ins Bett zurückzubringen. Kaum aber war ich eingeschlafen, stand er schon wieder auf dem Fensterbrett zu meinen Häupten und hantierte an dem festgefrorenen Fenstergriff. Da rief ich den Lehrer zur Hilfe.

Das Mädchen war am Tag vorher, ohne daß wir es erfahren hatten, wegen einer ansteckenden Erkrankung in ein Spital geschafft worden. Sie kam nicht mehr in die Anstalt zurück. Man sagte uns, daß sie aus dem Krankenhaus zur Erholung heimgebracht worden sei. Ob das wahr war oder man uns nur nicht sagen wollte, daß sie gestorben sei, weiß ich nicht.

Das Leben meines Freundes bekam nun einen Einschlag von überwirklichem Wachsein, das zugleich eine Art Schlafwandeln bei Tage schien. Er suchte eine Verbindung mit dem Mädchen. Er war überzeugt, daß er sie finden mußte, und wußte doch nicht wie. Das Merkwürdige war, daß er nicht daran dachte, sich die Adresse ihrer Familie zu verschaffen, um an sie zu schreiben. Das war es vielleicht — wie mir jetzt klar wird —, was mich damals auf den Gedanken brachte, daß sie gestorben sei.

In dieser Zeit war es, wo ihn der Mitteilungsdrang überfiel und ich alles vorher Vorgefallene erfuhr. Was mir heute das Bedeutsame daran scheint, das, weshalb ich den Fall anführe, hielt ich damals für das Unwichtigste. Er hörte in jenen Träumen nicht etwa ihre Stimme klar zu ihm sprechen. Sie flüsterte nur und so, daß er sie oft gar nicht verstand. Nur der Tonfall, der Ton sprach deutlich, voll Liebe und Glück oder eigentlich nicht einmal der Ton, wie er sagte, sondern ihr ganzes Wesen war es, das ihm die Mitteilungen machte. Er stand in einer kleinen Entfernung von ihr und, obwohl seine Hände still an seinem Leibe hingen, war es, als taste er ihr Gesicht und ihre Gestalt ab, sehr schnell, fast auf einmal und so, daß sie es gar nicht spürte. Und er wurde nicht müde, sie mir zu beschreiben, ihre Züge, die zarten, runden Linien ihrer Glieder, den Ausdruck ihrer Haltung. Es läßt sich wohl behaupten, daß er die ihm unbekannte Fähigkeit des Sehens im Traum erlebte. Er war blindgeboren und es war also entweder ein Erinnerungsrest des Blutes aus den Erlebnissen der Ahnen oder eine Phantasie, aus Berichten und Wünschen im Unbewußten gewachsen. Leider verstand ich die Wichtigkeit dieser Dinge nicht genug und suchte nicht festzustellen, ob seine Beschreibung mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Aber auch wenn, wie anzunehmen, dies nicht der Fall war, ist die Bedeutung des Vorgangs darum nicht geringer.

Man unterschätzt die lebendige Wirksamkeit ererbter Fähigkeiten offenbar noch sehr. Ich kenne den Sohn eines Blinden, der eine auffallende Sicherheit und Bewegungsfreiheit im Dunklen besitzt. Ich stellte ihn auf die Probe, und es erwies sich, daß er Entfernungen im Freien wie im geschlossenen Raum ohne Licht unwillkürlich ziemlich richtig abschätzt, schneller als Sehende sonst bei Nacht geht, Gegenstände im Wege vorausfühlt und ohne zu tappen in richtiger Höhe nach einem Schrankschloß, der Türklinke, dem elektrischen Ausschalter greift.

Was liegt näher, als daß solches Erbe dunkler Möglichkeiten im Traum die Oberhand gewinnt?

*

Meine eigenen Träume können hier vielleicht, soweit ich ihnen selbst auf den Grund zu gehen vermag, eine gewisse Ergänzung bilden.

Die Schwierigkeit in der Mitteilung von Wahrträumen liegt vor allem darin, daß für den Träumer überwältigende Erlebnisse dem Zuhörer belanglos scheinen können, während die im Erlebnis wie in der Erinnerung eindrucksärmeren, ja schattenhaften, dem Unbeteiligten sich vielleicht gerade als die bedeutsamsten und interessantesten offenbaren. Man ist selbst der einzige, der die Auswahl treffen kann und ist der Ungeeignetste dazu, weil sich das Traum-Milieu, das Gefühls-Milieu eines Traumes, das zwischen den Worten Schwebende des Tonfalls, das zwischen den Geschehnissen Schwebende der Geste nicht mitteilen läßt.

Am erwähnenswertesten scheinen mir unter meinen Träumen die, die sich wiederholen oder in verschiedenen, manchmal sehr weiten Zeitabständen fortsetzen. Am häufigsten kehrt eine allmähliche oder auch plötzliche Verwandlung von Menschen und Dingen wieder. Ein teurer Toter kommt zu mir; große Freude. Aber in immer qualvolleren, immer deutlicheren Veränderungen zeigt es sich bald, daß ein Schwindler die teure Gestalt angenommen hat, um mich zu täuschen, und er wird in meinen zugreifenden Händen verschwommen — zergeht. Die geliebten Züge werden zur Fratze. Dieses Zerfließen der Erscheinungen ist das Aufregendste für mich, diese Deutlichkeit des Verschwimmens. Es bleibt im Erwachen als der erschreckendste Eindruck zurück, und ein schales, gedrücktes Gefühl verläßt mich den ganzen Tag nicht mehr.

Es ist vielleicht eine verewigende Wiederkehr meiner Gefühle in der Zeit während und unmittelbar nach der Erblindung, in einer Art konzentrierter, neuer Form gestaltet, ähnlich wie der Künstler seine Eindrücke verarbeitet. Noch in einer anderen Form kehrt dieser stärkste Eindruck meiner Vergangenheit wieder. Was mir bei Tage schon selbstverständlich geworden ist, ertrage ich im Traum nicht: die Mienen der Menschen, mit denen ich spreche, nicht beobachten

Digitized by Google

zu können. Sie sind abgewandt oder verdeckt oder rätselhaft maskiert.

Überhaupt sehe ich im Traum immer noch, obgleich ich im zwölften Jahr, also vor mehr als dreißig Jahren, das Augenlicht verlor. Die Wichtigkeit der Tasteindrücke ist nur gewissermaßen zu der der optischen hinzugetreten. Es wird im Traum Natürliches von heute in die Welt von einst abenteuerlich versprengt. So erschienen mir kürzlich die Aufschriften einer Bahnstation in der erhabenen Blindenpunktschrift, ähnlich vergrößert wie die Maueraufschriften der üblichen Schwarzdruckbuchstaben.

Dieses Sichtbarwerden des Nie-Gesehenen im Traum hat immer etwas sehr Anziehendes, Fesselndes, beinahe die pikante Sensation eines verbotenen Genusses. Die Dinge und Menschen, die ich erst als Blinder kennenlernte, bekommen etwas Künstliches, Stilisiertes, ohne darum weniger überzeugende, lebendige Wirklichkeit zu sein. Wenn ich wieder sehend würde, könnte ich sie ohne Mühe mit allen Einzelheiten zeichnen.

Es ist wohl eine Übersetzung des Gesamteindrucks, den diese Personen und Gegenstände auf die mir verbliebenen Sinne bei Tage machten. Menschen durch Stimmfarbe, Tonfall, Schritt, Bewegungen, die Handform, die Körpergröße, Gegenstände durch ihre Umrisse, Härte, Schwere, Glätte.

Bei Tage nimmt sich meine Phantasie nicht die Mühe, bei jeder auftauchenden Erscheinung aus den auf mich eindringenden Wahrnehmungen ein konzentriertes Sinnbild zu schaffen. Von den Menschen habe ich bestenfalls den Eindruck der Gestalt, aber Gesichtszüge stelle ich mir im allgemeinen nicht vor. Ja, ich entdecke zuweilen, daß ich auch von Menschen, mit denen ich lange und innig verkehre, keine visuelle Vorstellung in mir trage.

Der Traum ist also in diesem Punkt — und vielleicht nicht nur in diesem — unternehmender, zielsicherer und fruchtbarer als das Denken und Fühlen bei Tage. Er steht dem Mittelpunkt meines Ich näher und ist mit dessen Bedürfnissen vertrauter. Er „äußert" das Innere.

Man sagt, die Träume der Frauen sind darum lebhafter, farbiger, weil ihr Leben stiller ist. Mag sein, daß diese Behauptung aus einer verschwundenen Entwicklungsära der Frau stammt.

Man weiß von den Insassen aller Gefängnisse, daß sie ohne die Freiheit in den entfesselten Nachtphantasien vielleicht ihre Folter nicht ertragen würden. Es ist bei denen, die ihr Gefängnis des Dunkels mit sich herumtragen, wohl nicht viel anders.

Aber sie befreien sich nicht einfach durch die Überwindung der Hemmnisse und Schwierigkeiten des Tages. Sie gestalten die Mysterien der ihnen unbekannten Lebenskräfte und die Fähigkeiten, Wünsche, Ziele, die aus ihrer Besonderheit wuchsen und von der fremden Umgebung ins Unterbewußte vertrieben wurden. Sie steigern, verdichten, heben in eine Sphäre über das gemeine Leben empor, ohne ganz den Zusammenhang mit diesem Tagesleben aufzugeben. Dieser Vorgang hat eine enge Verwandtschaft mit dem Schaffensprozeß in der Künstlerseele.

Auch Kunst ist nicht nur Überwindung des Erlebnisses, als welche sie Goethe erkennt. Sie ermöglicht vielfach erst, das Erlebnis im Kern zu erkennen und voll auszuschöpfen.

Zur Zeit der Diskussion über den Nietzscheschen Übermenschen in den geistreichen Salons rief ein begeisterter Anhänger einmal als leidenschaftlichen Abschluß: „Der Mensch ist zu einem höheren Wesen vorbestimmt, so wahr es eine Kunst gibt!"

In diesem Sinne können wir wohl auch sagen: Das Leben hat eine höhere Bestimmung, so wahr es einen Traum gibt.

Sand. Von Ludwig Fulda

Sand, Sand,
Feiner, weicher Wüstensand,
Wirbelnd wie Schnee, wie Regen träufend,
Langsam sich häufend
Bis zur Höhe der Tempelwand,
Überzog die heiligen Stätten,
Göttern geweiht,
Füllte die Hallen und Priestergemächer,
Flutete hin über Giebel und Dächer,
Um sie zu glätten,
Um sie zu betten
In den Sarg der Vergessenheit.

Nur wer mühsam bohrt in die Tiefen,
Findet die Plätze
Steinerner Bilder und goldener Schätze,
Wo jahrtausendelang sie schliefen.

So begräbt
Sandkorn um Sandkorn der sickernden Zeit,
Ewig aneinandergereiht,
All die hehren, die heiligen Stunden,
Die wir durchlebt,
All das Höchste, das wir empfunden,
Unsre Trophäen und unsere Taten,
Und auch wir, vom Sande besiegt,
Können bloß mit schaufelndem Spaten
Auf den untersten Grund geraten,
Wo die verschüttete Jugend liegt.

Digitized by Google

Die Strandräuber

Novelle von Gottfried Kapp

Was mich am meisten auf der Insel interessierte, war die alte, verwitterte, von wilden Rosen- und Brombeersträuchern umwucherte Kirche, ein Bau von einem unbestimmbaren Stil. Die nicht ganz durchgebrannten Ziegeln bröckelten überall von den Mauern; in den Steinwunden wurzelten die Sträucher mit ihren harten und krummen Ästchen und lebten grün und üppig von Verfall und Verderben. Aber im Innern der Kirche, in das kaum ein Fenster Licht hineinließ, wirkten die Kreuzgewölbe mit ihrem grauen, verschimmelten Kalkputz tief und sonderbar. Jens hatte dafür keinen Blick; er blieb gleichgültig oben in der leeren Kirche stehen und behielt die Hand in der Tasche. Wie sollte er auch? Raum zu erfühlen vermögen nur die weiten und offenen Seelen — erinnert euch eurer vor Wonne aufrauschenden Herzen, wenn ihr, wandernd in der Ebene, vor ein geräumiges Landhaus kommt, dessen Konturen sich mit Wegen und Flüssen, mit Bergen und Bäumen überallhin verlieren. Das Kind hatte einen nach rückwärts gewandten, brodelnden Blick; es wirbelte noch vieles durcheinander in seinem Kopf, und darum — ihr versteht das jetzt wohl? — mußte es sich mehr mit verwegenen, nicht an so feine Saiten rührenden Dingen, mit Abenteuern und Geschichten befreunden.

Links vom Altar hing ein Bild an der Wand; dahin führte mich Jens. Es war ein dreiteiliges Tafelbild auf Holz, die beiden Flügel waren verdunkelt und verwaschen, aus dem mittleren Teil wuchsen bei dem undeutlichen Licht nur langsam die Farben und die Gestalten.

„Einmal, vor vielen Jahren," erzählte Jens, „ging bei einer Sturmflut im Westen eine Insel unter. Alles versank und verschwand, Dörfer und Städte, Tiere und alle Menschen. Nur das Bild, das in der Inselkirche hing, wurde wenige Tage nach dem Untergang auf unseren Strand geworfen."

Es mochte sein; den Zustand des Bildes konnte die Salzlauge des Meeres verursacht haben. Es stellte dar, wie Christus dem kleingläubigen, versinkenden Petrus über den Wassern entgegenging und ihm hilfreich die Hände entgegenstreckte. Was aber war dies? Hatte die rohe heidnische Phantasie des nordischen Malers, wohl eines Fischers, dem in der tatenlosen Öde grauer Wintertage jedes Handwerk, auch die unbeholfenste Malerei, ein erwünschter Zeitvertreib war, dem Heiland blasphemisch einen Streich gespielt? Oder trug die zerstörende Wirkung der Zeit und des Meeres die Schuld daran? Die sonst so milden und verklärten Züge des Erlösers schienen verzerrt, grausam, ja, von teuflischer Bosheit erfüllt über die Lage des schiffbrüchigen Apostels. Sie widersprachen, da sie gierig auf das Versinken des Unglücklichen zu lauern schienen, auf eine grauenhafte Weise den hilfbereiten Händen.

Auf der rechten Seite des Bildes ragte ein wenig Strand in das Meer hinein: darüber liefen aufgeregte Menschen, wie zerlumpte Wikinger gekleidet; sie schwangen Lanzen und Keulen — oder waren es Riemen? — drohend in den Händen. Auch ihre roten Gesichter mit den aufgestülpten Lippen und den vorquellenden Augen zeigten diese mordlustige Gier; doch da sie nur klein und sehr zerstört waren, erregten sie nicht das Grauen wie das schrecklich entstellte Antlitz des Nazareners. Wo nur hatte ich es schon einmal gesehen? Wo diesen gierigen Mund? Diese kaltglühenden, mörderischen Augen? „Wo, wo, wo?" fragte ich noch beim Hinaustreten und auf dem Heimweg.

Schon lange hatte es mich verfolgt und war um mich gewesen, auf allen Wegen, hinter allen Häuserecken, hinter allen Dünen war es aufgetaucht, und manchmal hatte ich es gesehen, wie es grell und scharf vor der hohen schwarzen Wüste des Meeres stand und hungrig in die Ferne stierte.

„Wo nur? wo?" schrie jetzt laut meine Unruhe. Der Junge sah mich an, schüttelte den Kopf und ging schweigend weiter.

★

Jeden Morgen um fünf Uhr stand Jens an der Hausschwelle und erwartete mich. Er war mit dem Kauen der trockenen Kruste Brot noch nicht zu Ende, steckte sie mürrisch in die Tasche, strich die Krümeln von der Joppe und wischte die auf den Boden gefallenen mit dem bloßen Fuß beiseite. Die alte Frau schlief noch; sie gab ihm wenig zu essen, und darum benutzte er die frühe Stunde, um unbemerkt einen Kanten aus dem Brot zu schneiden, der für ein Pferd genügt hätte.

Die Sonne war noch hinter den Dünen verborgen, Tau näßte die Heide, der Meerwind trieb uns tiefe, feuchte Wolken entgegen. Der

Digitized by Google

Junge, nur mit Jacke und Hose bekleidet, trabte hinter mir.

„Friert dich?“ fragte ich ihn.

Mit viel Verachtung blickte er auf meine Schuhe.

„Nein,“ sagte er und ging ungeduldig weiter.

„Wir haben Zeit,“ beschwichtigte ich, „die anderen Jungen schlafen noch.“ Jens drehte sich um und sah ins Dorf zurück.

„Sie laufen,“ sagte er, „du läufst nicht.“

Er hatte Angst um seine Kaninchenfallen; die Jungen, Jens auch, stahlen wie die Raben.

Wir gingen schneller. „Wird dich die Großmutter heut abend wieder schlagen?“ Ich dachte an das Brot.

„Ja, das wird sie.“

„Du bist jetzt zwölf Jahre alt und ein kräftiger Kerl. Das Kaninchenfangen ist eine faule Sache; es gibt ihrer so wenig, bald werden sie, da ihr ihnen gar keine Ruhe laßt, ganz von der Insel verschwunden sein. Der September ist nun vorbei, es ist schon kalt in den Nächten. Die Muscheln sind jetzt zu essen; du könntest ihr jeden Tag einen Eimer voll holen, zum Austausch für das Brot.“

Die Muscheln rochen ihm zu sehr nach Armut; die Kaninchen, das war ganz etwas anderes! Er sagte: „Jeden Tag bringe ich ihr das Holz, das die Flut anschwemmt. Es waren Planken dabei, für die sie fünf Mark gekriegt hat.“

„Und wenn dich der Strandwärter eines Tages erwischt?“

„Das wird er nicht,“ Jens lächelte altklug und verderbt, „alle Leute wissen, daß er die Regierung bestiehlt.“

Das war nicht zu leugnen; der Beamte trieb im geheimen einen regen Holzhandel.

Zu den Fallen führten schon frische Spuren von nackten Füßen durch den Dünensand: die Jungen waren uns zuvorgekommen. Jens knirschte mit den Zähnen, sein brauner Hals schwoll rot voll Blut. Dicht am Strand, an einer jungen Düne, war noch eine, die er gut verborgen hatte. Auch diese letzte war leer.

„Schadet nichts! Ich werde dir ein paar Enten schießen.“

Jens hörte nicht auf mich. Ich sah, wie Groll, Wut und Scham über sein Mißgeschick in seiner Brust tobten und sein Zorn sich in Tränen entladen wollte. Ich sollte die Tränen nicht sehen; darum drehte er sich jäh um, rannte davon und verschwand in den vom Wind zerfegten Dünen.

Stundenlang sah ich nichts von ihm, bis ihn der Knall des Gewehrs von irgendwoher auf den Strand zog. Er trug die erlegten Tiere nach Hause. Meist machte er sich gleich auf den Weg, zuweilen blieb er neben mir liegen, bäuchlings, die Ellenbogen im Sand, seine Augen suchten rastlos den Horizont und das Meer ab.

„Seit wann bist du ohne Vater und Mutter?“ fragte ich ihn.

„Seit vier Jahren.“

„Sind sie gestorben?“

„In Amerika sind sie.“

Darum lebte er bei der Großmutter, dieser alten Hexe. Sie speiste ihn mit Geschichten und Lehren, die ein Katechismus für Piraten und Strandräuber waren.

Oben auf der Geest lag der Friedhof für die namenlosen Opfer der Stürme und der Meere. Oft fand man die Leichen entblößt im Sand, oder, wenn sie noch die Kleidung trugen, so waren ihre Taschen doch leer.

Der Strandwärter strich des Abends um das Haus der Alten und sah in den Stall hinein oder durch die toten Fenster. Dunkel und totenstill blieb das Haus, grün und schimmelig funkelte es aus den Ecken, Katzen schlichen unhörbar über die Dielen.

Der Mann zog seinen Mantel fester um die Schultern und ging davon.

Einmal traf ich ihn, da grüßte er mich mißtrauisch und verlegen.

„Sie haben ein Zimmer gemietet bei der Alten?“ sagte er.

‚Ja,‘ dachte ich, ‚was kümmert es dich?‘

„Das Haus ist das nächste am Strand,“ sagte ich.

„Das ist wahr,“ sagte er, dann stand er unschlüssig und wußte nicht, sollte er weiter sprechen oder grüßen und gehen.

„Sie vergessen ja nicht, Ihren Jagdschein für den nächsten Monat erneuern zu lassen,“ sagte er dann und ging weiter.

Jens stand dabei; er hörte nicht zu, sondern sah nach den Kiebitzen, die lärmend und ausgelassen ihre Sturzflüge über dem Acker vollführten.

*

An einem Abend krochen von allen Horizonten schwarze Wolkenungetüme in den Zenit. Gerade über den Sandbänken zerknäulten sie sich, bespien sich mit Blitzen, wichen fauchend, um donnernd wieder ineinander zu fahren. Dann stieß eine riesige Wolkensäule bis an den Himmel und raste wie ein schwarzes Gespenst triefend über die Wogen.

Bis zum Morgengrauen währte der Sturm und das furchtbare Rauschen des Meeres. Schlaf fand niemand in dieser Nacht; durch die dicken Ried- und Strohdächer floß der Regen ununterbrochen in die Häuser. Erst kurz nach vier Uhr ließ er nach. Da hörte ich die Alte im Nebenraum sagen: „Steh auf! Sieh zu, was da angeschwemmt ist!“

Digitized by Google

Jens erhob sich sogleich; da ich noch in den Kleidern war, faßte ich ihn an der Tür.

Nur die Dünen sahen bleich aus dem Dunkel. Als wir zum Strand kamen, schwamm, außer dem Schaum der Wellenkämme, über dem Meer ein frühes Licht. Ich hielt mir die Ohren zu: so unerträglich brüllten und tobten vernichtende Stimmen aus dem Schlund der Wogen. Der Sturm trieb sie noch immer über die Dünen; sie fraßen Buchten und Fjorde in den Sand. Er war übersät mit Planken, Bambusstangen und grünen, abgerissenen Glaskugeln von Netzen.

„Da!" sagte Jens; sein rechter Arm stieß heftig in die Richtung des Meeres.

Eine halbe Meile vom Ufer kämpfte ein kleines Boot wider die Gewalten, tanzte und wirbelte, tauchte auf und verschwand wieder hinter den haushohen Wasserbergen.

Die Augen des Jungen brannten. Durch das Toben lusterte er hinter sich, ob nicht Stimmen vom Land zu hören wären. Die Jungen schliefen noch, das ganze Dorf lag noch im Dunkel der Angst und der Nacht. Nichts! Nichts! Außer dem grausigen Sturm war Schweigen.

Im milchigen Licht des Meeres erkannten wir jetzt einen Mann, der stählern die Riemen ins Wasser schlug. Am Heck hockte eine zweite Gestalt.

„Er wird hereinkommen!" schrie Jens; dann brüllte er über das Meer hin und schwenkte richtunggebend die Arme.

Plötzlich riß er an meinem Rock, sah mir fieberhaft in die Augen, sah auf meine Flinte, und, während eine wilde, fürchterliche Gier und Mordlust seine kindlichen Züge entstellte, rang es sich würgend aus seiner Kehle: „Wirst du, wirst du sie leben lassen?"

Ich verstand erst nicht; dann lief es mir kalt über den Rücken. Seine Väter erschlugen die Schiffbrüchigen um der geringen, geretteten Habe willen. Ihr Blut war in Jens. Ich sah ihn an: jetzt, während er weiter schrie und dem Schiffer Zeichen machte, erkannte ich, wem das Gesicht gehörte, das mich verfolgt hatte und das dem des verzerrten Heilandes auf der Tafel glich. „Wirst du, wirst du sie leben lassen?"

Und weiter schwenkte Jens, wegweisend, seine Arme.

Das Boot fuhr auf. Ich watete ihm entgegen und trug das am Heck kauernde Weib auf den Strand. Der Mann folgte mir, erschöpft und in das flache Wasser am Ufer taumelnd. Es war ein Engländer, dessen Kutter heut nacht auf den Sand gerannt war. Fern ragte jetzt, wo es Tag war, der zerbrochene Mast des Schiffes auf den Sandbänken.

Jens lief, bleckend wie ein junger Hund und mich anstierend von Zeit zu Zeit aus seinen blutunterlaufenen Augen, am Ufer hin und wider.

Ich jagte ihn ins Dorf, damit er den Strandwächter hole.

Er streifte mich noch einmal voller Verachtung; dann ging er geduckt davon und kam nicht wieder.

Auch des Morgens, wenn ich zur Jagd ging, wartete er nicht mehr auf mich.

Der Hirt und die Weide. Von Ruth Schaumann

Du schneidest in die Weide,
Das tut der Weide weh.
Leide, Weide, leide
Im bienenmüden Klee.
Es ist kein Specht und klopft doch stark,
Aus grünem Zweige fällt das Mark.

Zwei Löchlein, Hirt! und wieder
Ein andres in das Rohr —
Der Wachtel Erdgefieder
Bricht aus der Saat hervor.
Sie sucht die Brut im roten Mohn.
Da singt der erste Flötenton.

Weide, liebe Weide,
Was ist es, das so klingt?
Ein betendes Geschmeide
Durch alle Täler schwingt.
Der Abend hebt's dem Himmel hin.
Hirt, sieh, daß ich die Weide bin —
Leide, Weide, leide.

Digitized by Google

Edelsteine und ihr künstlicher Ersatz

Von Univ.-Prof. Dr. Arrien Johnsen

Mit Aquarellen von Paul Flanderky-Berlin

Der leblose Teil unserer Erde ist bekanntlich aus Mineralien aufgebaut, wie ja auch jedes Gestein aus Mineralien zusammengesetzt ist; das gilt in gleicher Weise von allen uns bekannten Weltkörpern, und ihre Bruchstücke, soweit sie uns als Meteorite (Meteorsteine und Meteoreisen) in die Hände kommen, sind ebenfalls Gesteine, und zwar Gemenge von Mineralarten, die meistenteils unseren irdischen völlig gleichen; einige davon haben wir allerdings in unserer Erde bisher noch nicht aufgefunden. Man kann bei Mineralien ähnlich wie bei Pflanzen und Tieren innerhalb der Gattungen noch Arten und innerhalb der Arten noch Spielarten oder Varietäten — bei Menschen und Haustieren spricht man von Rassen — unterscheiden. Die Varietäten einer Mineralart gehen mehr oder weniger stetig ineinander über, die Arten einer Gattung aber nicht; beispielsweise sind Amethyst, Rauchtopas und Rosenquarz Varietäten der Mineralart Quarz: das Violett der Amethyste, das Graubraun der Rauchtopase, das Rosa der Rosenquarze ist bei manchen dieser Kristalle so blaß, daß wir allen denkbaren Übergängen zum farblosen reinen Quarz, dem Bergkristall, begegnen.

Manche Mineralien erscheinen dem Menschen so schön, daß er sie für Schmuckzwecke benutzt, was schon im Altertum und bei den amerikanischen Kulturvölkern (Smaragde der Inkas in Peru und der Azteken in Mexiko), ja, bereits, mit dem Bernstein, in Deutschlands prähistorischer Zeit, in der jüngeren Steinzeit geschah. Diese Schönheit liegt stets in den optischen Eigenschaften, nicht etwa in der regelmäßigen Form. Daß jedenfalls heutzutage nicht die Form das Reizvolle darstellt, ersieht man schon daraus, daß kein einziges Mineral in natürlicher Form zum Schmuck getragen zu werden pflegt; vielmehr wird jedem durch Schleifen eine ästhetisch wirksame künstlerische Form verliehen, die im allgemeinen von der natürlichen Gestalt völlig abweicht und als künstlerisch empfunden werden kann. — Zuweilen allerdings, und zwar gerade bei Mineralkennern und Liebhabern, findet man wohl einmal als Schmuck ein Mineral in natürlicher Form, etwa eine Turmalinsäule oder ein Goldklümpchen (nugget) auf einer Krawattennadel montiert; das geschieht, weil die ursprüngliche Gestalt für die betr. Mineralart charakteristisch und daher — ebenso wie die ganze Kristallmorphologie — für den Mineralogen

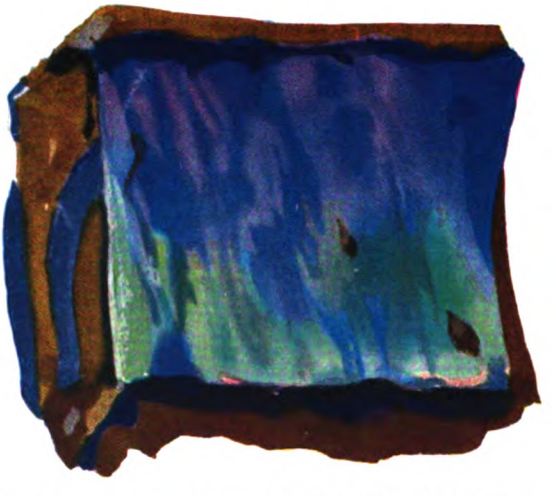


Abb. 1. Edelopal von Queensland, Australien. Originalgröße

Digitized by Google

Abb. 2. Feueropal auf Gestein von Zimapan. Mexiko. $^1/_6$ der Originalgröße

von großer Bedeutung ist; rein ästhetisch empfinden wir diese Formen bei weitem nicht so angenehm wie die künstlichen und fühlen obendrein eine gewisse Disharmonie zwischen solcher wenig symmetrischen Naturgestalt des Minerals und der künstlerischen Symmetrie, Rhythmik und Ornamentik der Fassung. Auch ist die natürliche Oberfläche meist nicht so glatt und glänzend wie die künstliche mit ihrer hohen Politur. Auch die Durchsichtigkeit wird dann größer, womit Farbe und Farbenspiel gehoben werden. Das ist leicht einzusehen: eine rauh geschliffene Glasscheibe (oder das Mattglas elektrischer Glühbirnen) glänzt nicht so sehr wie eine glatt polierte, und nimmt man statt farblosen Glases etwa rotes oder sonstwie farbiges Glas, so zeigt sich, daß auch die Farbe durch den weißlichen Schimmer einer mattierten, also rauhen Oberfläche stark verdeckt wird. Auch kann man fehlerhafte Stellen des rohen Steines durch Schleifen entfernen.

Hiermit komme ich auf eine weitere Eigenschaft der Edelsteine zu sprechen, die mit Schliff und Politur eng zusammenhängt, und das ist die Härte. Auch Laien wissen, daß ein Schmuckstein hart sein soll, aber der Grund ist nicht so allgemein bekannt; die Härte trägt ja nicht unmittelbar zur ästhetischen Wirkung bei, man kann die Härte überhaupt nicht so ohne weiteres sehen, aber indirekt erhöht sie doch die oben aufgezählten optischen Wirkungen, und zwar dadurch, daß sie Schliff und Politur und auch die Form des Schmucksteines beeinflußt. Ein weicher Stein, d. h. ein solcher, der sich leicht ritzen, kratzen oder abwetzen läßt, wird beim Tragen — besonders in Fingerringen, weniger in Anhängern und Ohrgehängen — schnell seine Politur und dann auch die Schärfe seiner Kanten und Ecken einbüßen. Dadurch werden Glanz und Durchsichtigkeit und mit dieser auch das Hervortreten von Farbe und Farbenspiel verringert. Natürlich kann man durch erneutes Schleifen und Polieren die frühere Schönheit des Schmucksteins wieder herstellen; es ist aber selbstverständlich nicht erwünscht, einen Stein alle paar Monate oder gar schon nach Wochen aus der Fassung nehmen und nachschleifen und nachpolieren

Digitized by Google

Abb. 3. Bergkristalle aus dem Dauphiné. Frankreich. $^3/_4$ der Originalgröße

lassen zu müssen; außerdem wird der Stein bei solchen Behandlungen kleiner und kleiner. Daher ist manches an und für sich schöne Mineral wegen seiner Weichheit für Schmuckstücke ungeeignet.

Die erwähnten optischen Eigenschaften können in Farbe oder Farbenspiel oder Glanz bestehen. So zeigen Rubine ein an Taubenblut erinnerndes trüb-bläuliches Rot, Saphire ein Kornblumenblau, Smaragde ein Grasgrün, Edeltopase ein Weingelb bis Honiggelb, Amethyste die Farbe der Veilchen, Aquamarine das helle Blau manchen Meerwassers. Dagegen zeichnen sich farblose Diamanten lediglich durch Glanz und Farbenspiel (Feuer, Leben) aus, und die ästhetische Wirkung des Edelopals beruht ausschließlich auf seinem Farbenspiel, dem Irisieren in allen Farben des Regenbogens. Das Schleifen der Diamanten hat übrigens noch einen besonderen Zweck. Durch eine ganz bestimmte künstliche Facettierung, die sich theoretisch berechnen läßt, wird das natürliche Farbenspiel nebst dem Glanz erheblich verstärkt; diese günstigste Schlifform der Diamanten heißt Brillantform, und ein auf diese Weise geschliffener Diamant wird als Brillant bezeichnet; die Zahl seiner Facetten beträgt meistens 57. Der irisierende Edelopal dagegen wird kugelig oder ellipsoidisch geschliffen, was der Juwelier mit „mugelig" oder „en cabochon" bezeichnet; durch diese Gestaltung wird der Reflex, d. h. der weiße Glanz der Oberfläche, der das Farbenspiel mehr oder weniger verdecken würde, auf das weitestgehende eingeschränkt, so daß dieses Farbenspiel, das beim Opal ganz andere Ursachen hat als beim Diamanten, am besten hervortritt; beim Diamanten würde die Kugelform, beim

Digitized by Google

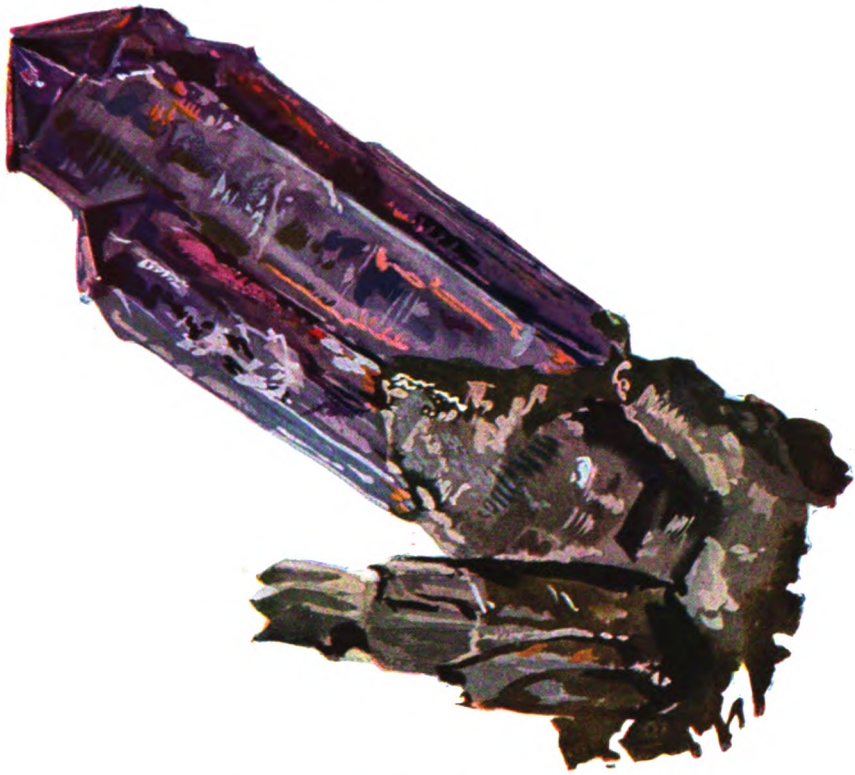


Abb. 4. Amethyst von Schwarzenstein. Tirol. Originalgröße

Opal der Facettenschliff das Farbenspiel stark beeinträchtigen.

Nach dem Gesagten war es offenbar ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete der Schmuckerzeugung, als man das härteste aller Mineralien, den Diamanten, mit seinem eigenen Pulver zu schleifen und zu polieren lernte; es heißt, daß der Niederländer Ludwig von Berquem im Jahre 1475 diese wichtige Erfindung gemacht habe. Heute stellt die Edelsteinschleiferei ein ganzes Gewerbe dar, das z. B. in Deutschland schon seit dem 15. Jahrhundert besonders in Idar an der Nahe in dem süddeutschen Landesteil Birkenfeld des heutigen Freistaates Oldenburg, jetzt aber auch in Hanau und anderorts zu Hause ist; die größten Diamantschleifereien kann man in Amsterdam und Antwerpen besichtigen, doch auch in Idar und Hanau werden neben anderen Edelsteinen zahlreiche Diamanten verarbeitet.

*

Ich will hier nun einiges über bestimmte Schmucksteine berichten und besonders über diejenigen, die diesem Artikel als farbige Illustrationen beigegeben sind, vortreffliche Aquarelle, die Meister P. Flanderky, Berlin, nach meinen Wünschen angefertigt hat; die von ihm in natürlicher Größe und Gestalt gemalten Schmucksteine befinden sich sämtlich in den Sammlungen des Mineralogisch-Petrographischen Instituts und Museums der Berliner Universität. Die Art der Darstellung, die Herr Flanderky unter meinem Beifall gewählt hat, ist mehr oder weniger impressionistisch und steht dadurch im Gegensatz zu den lehrhaften Bildern der üblichen Schulwandtafeln, wo nicht das sinnlich besonders Wirksame, sondern das didaktisch Wichtige hervorgehoben ist; solche didaktische Modifizierung hat etwas Stilisierendes und z. T. auch Expressionistisches an sich, denn hierbei werden im Beschauer mehr Vorstellungen als Empfindungen wachgerufen.

Die Opalvarietäten gehören zu denjenigen Mineralien, die nicht kristallisiert, sondern amorph sind. Meistens finden sie sich in Klüften und andern Hohlräumen vulkanischer Gesteine, wo sich eine gelatinöse Kieselsäure aus wässerigen Lösungen abschied; diese Lösungen können einen Teil der

Digitized by Google

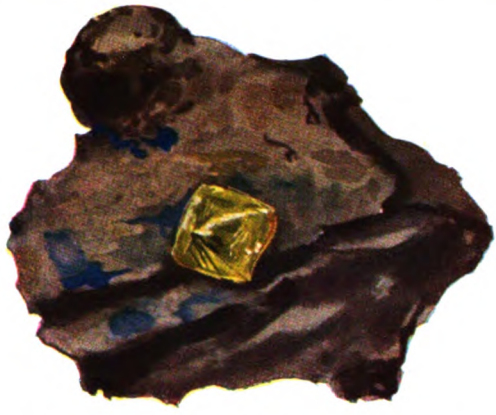


Abb. 5. Diamant im blue ground von Kimberley. Südafrika. Originalgröße

vulkanischen Lava bilden, können aber auch erst lange nach Erstarrung der Lava durch Einwirkung von kohlensäurehaltigem Wasser auf kieselsaure Salze des Gesteins entstanden sein, und zwar dadurch, daß die Kohlensäure zur Bildung kohlensaurer Salze und freier Kieselsäure führt. Durch Austrocknung der zunächst sehr wasserreichen Kieselsäure-Gelatine entsteht der amorphe Opal, der stets noch etwas Wasser enthält; bei der Austrocknung kommt es zu Spannungen und zu „Trocknungsrissen". Diese zahlreichen feinen Risse verursachen den beliebten Farbenschiller, das sogenannte Irisieren. Am schön-

Abb. 6. Aquamarin von Spitzkopje. Deutsch-Südwestafrika. Originalgröße

Digitized by Google

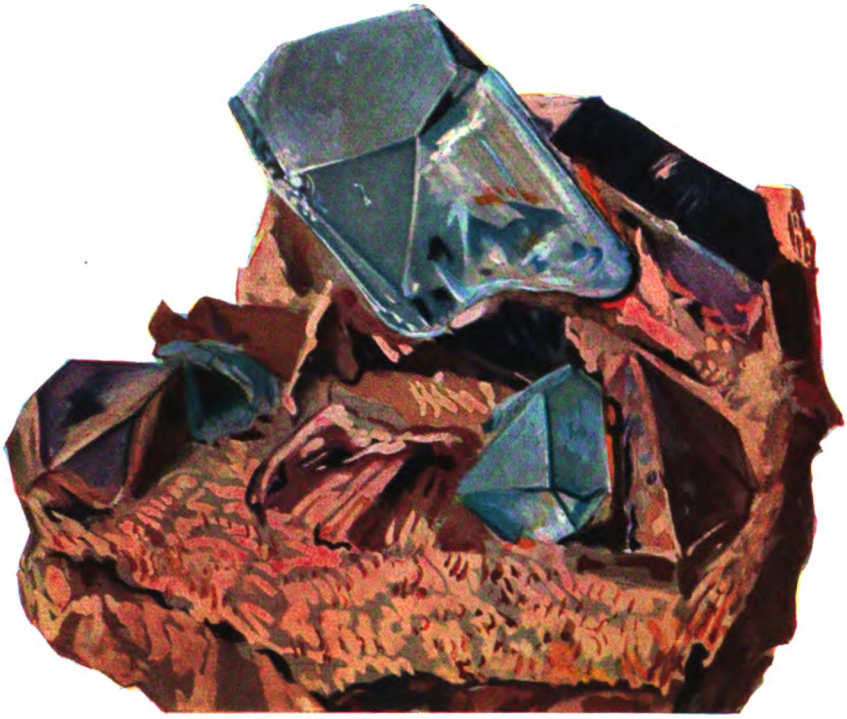


Abb. 7. Blauer Edeltopas von Murſinsk im Ural. 4/5 der Originalgröße

ſten zeigt ſich dieſes an Edelopalen (Abb. 1) und am Feueropal (Abb. 2).

Die Opale ſind nicht ſehr beſtändig und gehen in der Natur im Laufe von Jahrmillionen oft unter völligem Verluſt ihres geringen Waſſergehaltes in Kriſtalle über, nämlich in farbloſen Bergkriſtall oder in violetten Amethyſt (Abb. 3 u. 4).

Die Edeltopaſe finden ſich meiſtens in granitartigen Geſteinen oder deren Nachbarſchaft, z. B. gelblich bis bräunlich in der braſilianiſchen Provinz Minas Geraes (Abb. 8) oder ſeltener hellblau bei Murſinsk im Ural (Abb. 7). Vom Edeltopas ſind die ſogenannten „ſpaniſchen Topaſe“ oder „Madeira-Topaſe“ zu unterſcheiden, das ſind gelbe bis bräunliche Quarze, die auch „Zitrin“ heißen und viel weniger koſtbar ſind.

Ein ähnliches helles Blau wie der uraliſche Topas zeigt auch der nach dem Blau vom Meerwaſſer ſo benannte Aquamarin (Abb. 6), der ebenfalls in granitartigen Geſteinen vorkommt, z. B. in Braſilien, auf Madagaskar und im früheren Deutſch-Südweſtafrika. Der Aquamarin iſt eine Spielart des Minerales Beryll, das häufiger gelbe oder grünlichgelbe Kriſtalle bildet und dann Goldberyll oder Heliodor heißt. Zu den Beryllen gehört auch der grasgrüne („ſmaragdgrüne“) Smaragd, einer der geſchätzteſten und koſtbarſten Edelſteine, der ſeine Farbe wahrſcheinlich einem kleinen Gehalt an Chrom verdankt. Auch er tritt meiſtens in granitiſchen Geſteinen oder im Glimmerſchiefer in ſechsſeitigen Säulen auf (Abb. 9) wie ſeine Verwandten Aquamarin und Goldberyll. Die Hauptfundorte ſind der Ural, Braſilien und die ſüdamerikaniſche Republik Columbia, wo ſich die Smaragde in einem Kalkſtein finden. Die vielen großen und ſchönen Smaragde, die einſt von Fernando Cortez und anderen ſpaniſchen Eroberern bei den mexikaniſchen Azteken und den peruaniſchen Inkas in Gräbern und in Tempeln gefunden und in großer Menge nach Spanien gebracht wurden, ſcheinen aus Columbia zu ſtammen, wo die ergiebigſten Gruben beim Dorfe Muzo liegen, während man in Mexiko und in Peru kein ſmaragdhaltiges Geſtein findet. Viele Smaragde ſind durch feine Riſſe und Flüſſigkeitseinſchlüſſe etwas trübe; um ſo höher iſt der Preis für ganz klare Exemplare. Man gibt dem Smaragd beim Schleifen meiſt einen treppenartigen Facettenſchliff („Treppenſchnitt“ oder „Smaragdſchliff“). Die ſogenannten Tekla-Smaragde ſind Imitatio-

Digitized by Google

nen oder Dubletten, wo zwischen zwei kleine Bergkristalle eine grüne Glasplatte eingeschmolzen ist; ihre Unechtheit wird durch den Namenszusatz der Pariser Firma Tekla hinreichend deutlich gemacht.

Unsere Abb. 5 zeigt einen Diamanten. Er ist gelblich und oktaederförmig und steckt im sogenannten „blue-ground", d. h. in einem blaugrünen vulkanischen Tuff, der vielfach in Südafrika auftritt, wo er röhrenartige Vulkankanäle ausfüllt; diese haben Querdurchmesser von etwa 30—100 Meter und sind heute z. T. bis über 1000 Meter tief erschlossen. Dieses reiche Fundgebiet der südafrikanischen Union wurde i. J. 1867 am Oranjefluß an der Grenze zwischen Griqualand West und der Kapkolonie bekannt; bald darauf wurden die noch viel reicheren Funde am Vaalflusse in Griqualand West gemacht, sowie besonders südlich davon im Gebiete der heutigen Stadt Kimberley, wo die sogenannte Premiergrube

Abb. 8
Edeltopas aus Minas Geraes in Brasilien
4/5 der Originalgröße

äußerst ergiebig ist. Bald folgten dann die Gräbereien bei Koffyfontein und Jagersfontein im damaligen Oranjefreistaat.

Dagegen findet man die deutsch-südwest-afrikanischen Diamanten im Sande des Küstengebietes der Namib-Wüste bei der Lüderitzbucht, wo sie i. J. 1908 entdeckt wurden. Auch in Rhodesien und im Kongostaat ist die Ausbeute an Diamanten nicht gering, und ganz neuerdings, seit Januar und Februar 1927, wurden beträchtliche Diamantfunde in Namaqualand, nahe der Mündung des Oranjeflusses, gemacht.

Vor den afrikanischen Funden kamen die meisten Diamanten aus Brasilien, wo man sie seit dem Jahre 1725 auf den Goldwäschereien der Provinz Minas Geraes, hauptsächlich in dem später so benannten Distrikt Diamantina entdeckte.

In noch älterer Zeit versorgten fast ausschließlich die vorderindischen Diamantgru-

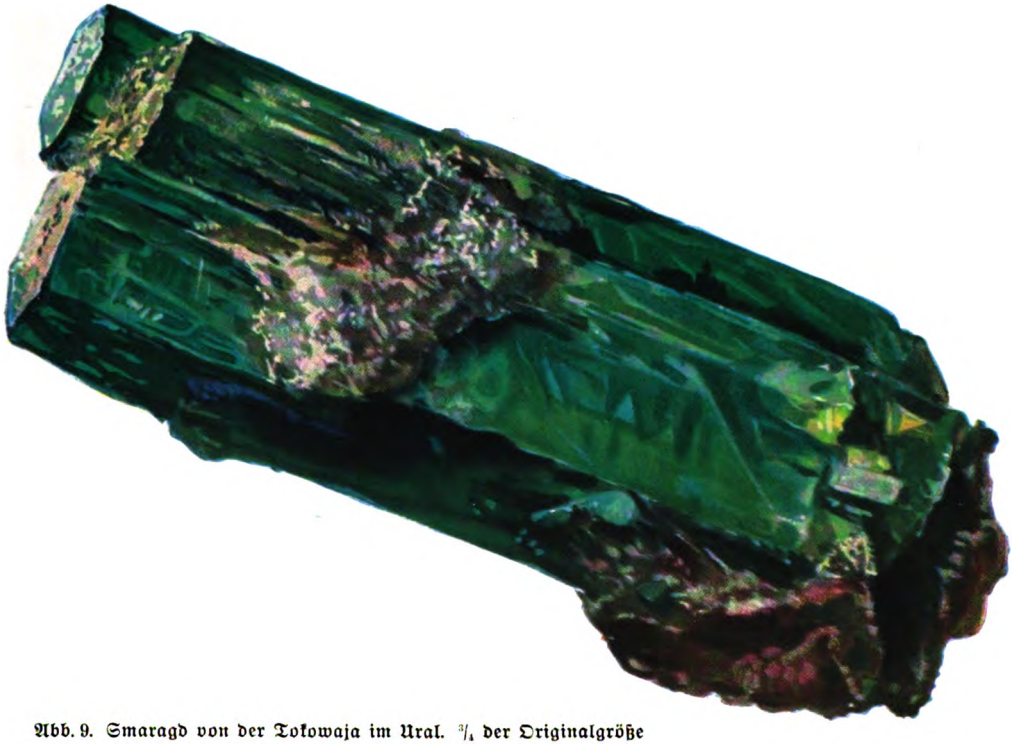


Abb. 9. Smaragd von der Tokowaja im Ural. 3/4 der Originalgröße

Digitized by Google

ben des östlichen Hochlandes von Dekkan die ganze Welt mit Diamanten.

Was die Farbe der Diamanten betrifft, so gibt es außer den farblosen besonders braune, gelbe, grüne, rötliche und blaue; während von den braunen höchstens die kognakfarbigen für Schmuckzwecke verwendet werden, die andern graubraunen dagegen als Schleif- und Poliermittel sowie für Diamantbohrer, Diamantsägen, Glasschneider usw. dienen, sind blaue, grüne und rosafarbene sowie hellgelbe höher geschätzt, am höchsten aber werden ganz farblose bezahlt, die man im Gegensatz zu den ins Gelbliche gehenden Diamanten als blauweiß bezeichnet. Dabei ist natürlich möglichste Lupenreinheit erwünscht; einen mit weißlichen oder schwärzlichen Einflüssen behafteten Diamanten bezeichnet der Fachmann als „piqué". — Das auf der Dispersion beruhende Farbenspiel oder Feuer tritt nur bei geschliffenen Steinen hervor, am stärksten bei der heutigen Brillantform, die in der Hauptsache auf den Venezianer Vincenzo Peruzzi (Ausgang des 17. Jahrhunderts) zurückzuführen sein dürfte; viel seltener und nur auf dünne Diamanten wendet man den Rosettenschliff an, weil diese Form das Feuer weniger hervortreten läßt und nur den Vorzug einer besseren Ausnutzung der natürlichen Größe des Steines besitzt. Die künstliche Darstellung richtiger Diamanten ist zwar schon vor Jahrzehnten gelungen, doch sind diese Erzeugnisse so winzig, daß sie praktisch bisher keinerlei Bedeutung haben.

Bei den Saphiren und Rubinen liegt das anders. Schon um die letzte Jahrhundertwende hat der Franzose A. Verneuil unter Benutzung reiner Schmelzflüsse von über 2000 Grad Celsius rote Rubine und Saphire künstlich aus den Stoffen Tonerde und Chromoxyd

Abb. 10
Synthetischer Saphir
Birnenförmiger Kristall
Originalgröße

Abb. 11
Synthetischer Rubin
Birnenförmiger Kristall
Originalgröße

Abb. 12
Saphir von Ratnapura
auf Ceylon. Originalgröße

Abb. 13
Rubin von Ratnapura auf
Ceylon. Originalgröße

bzw. Tonerde, Titanoxyd und Eisenoxyd hergestellt, und heutzutage wird die Synthese dieser beiden Edelsteine in großem Maßstab vom Elektronwerk (J. G. Farben) in Bitterfeld betrieben. Die Darstellung erfolgt aus Schmelzfluß, wobei sich große birnenförmige Kristalle (Abb. 10 u. 11) bilden; auch sie sind ähnlich den natürlichen Kristallen aus parallelen Schichten aufgebaut, die oft abwechselnd heller und dunkler gefärbt sind. Aber diese Schichten sind nicht ebenflächig, sondern der birnenförmigen Kristalloberfläche parallel und daher ebenso gekrümmt oder gebogen wie diese; hieran und an den häufig eingeschlossenen Luftblasen können wir die synthetischen Rubine und Saphire von den echten, natürlichen unterscheiden. Die Bitterfelder Rubine und Saphire werden von der „Deutschen Edelsteingesellschaft" in Idar an der Nahe geschliffen und in den Handel gebracht. Auch in der Schweiz sind Fabriken für synthetische Rubine und Saphire, die besonders als Lager in Uhren, Elektrizitätszählern usw., viel weniger für Schmuckzwecke Verwendung finden.

Die schönsten kornblumenblauen Saphire kommen aus Kaschmir, im nördlichen Vorderindien, andere von Ceylon (Abb. 12), Birma und Australien. Die besten taubenblutfarbigen Rubine findet man in Birma (Hinterindien), andere auf Ceylon (Abb. 13); sie treten überall, ebenso wie die Saphire, auf Seifen, d. h. in Flußsanden, auf.

Schöne Rubine sind merklich seltener und teurer als Saphire. Man gibt diesen Edelsteinen meistens den Brillantschnitt, nicht selten aber auch rundliche, sogenannte mugelige Form.

Es ist recht bedauerlich, daß das Interesse an Schmucksteinen, besonders an echten Rubinen, Saphiren und Smaragden, in Deutschland im Gegensatz zum Ausland so gering ist.

Digitized by Google

Mario und Gisela

Roman von Waldemar Bonsels

(Fortsetzung)

Der Wilddieb

Als Mario in die Försterei ritt, dachte er daran, daß er den alten Förster lange Zeit nicht gesehen hatte, seine Gewohnheit, ihn regelmäßig aufzusuchen, war unterbrochen worden wie vieles. Nun war Botschaft aus Degernbach gekommen, er möge sich sehen lassen, es sei eine Sache zu besprechen und zu ordnen.

Er ritt langsam und sah auf Orbs Mähne nieder. Der Zügel hing unberührt herab. Das Pferd ging im Schritt und suchte sich seinen Weg, wo es wollte. Marios Seele, schmerzlich zwischen Vorwurf, Trauer und Hoffnung beunruhigt, weilte bei Gisela, aber nicht hingegeben, nicht ungeteilt, sondern mit Bangen. Er dachte jetzt daran, daß der Alte ihn einst, als er ein Knabe in Dommelfeis Waldhütte gewesen war, im Dickicht erwischt und in seinem Schuppen gefangen gehalten hatte. Mit großer Deutlichkeit stiegen die trübe Regennacht und der Kerker vor ihm auf, der Hund vor der Gittertür, der ihn bewachen sollte, seine Todesangst um die verlorene Freiheit und seine Furcht. Er war nachts über den See geschwommen . . .

Wieviel kühner, wie voll todesbereiter Entschlossenheit war einst das Kind gewesen, und wie sicher schieden sich damals in seiner Vorstellung Freiheit und Tod. Er war in Nacht begraben gewesen, und drüben leuchtete die Freiheit wie die Sonne. Und dabei war nichts seinen Kräften zu danken gewesen, sondern alles der Mutter und ihrer Stärke in ihm.

Er sann darüber nach, wie seltsam die Kräfte oft walteten, die etwas gutmachten oder zum Gelingen führten. Sie waren nicht allein in ihm, sondern um und über ihm, Entschluß, Antrieb und Erfolg, geführt von dem kaum erkannten, tiefen Glauben ohne Verdienst. Eine vordrängende, lebensbereite Einheit wollte sich selbst und damit auch ihn. So schlug der Bussard die Taube, so sank der Tropfen ins Erdreich, an die Wurzeln der Pflanzen. Wie schön war dies helle, leichte Gelingen, dies Glück ohne Verdienst gewesen. Alles ging gut, weil es gut gehen sollte und mußte. Es befiel ihn plötzlich ein Verlangen, laut aufzuschluchzen, und die Gier nach einer Tat, die alles vergessen machte und alles erneuerte.

Der Gedanke an Dommelfei, die Alte, die Mutter, tröstete ihn nicht mehr wie einst, und zum erstenmal begriff Mario im Bewußtsein, daß er niemals einen Vater gehabt hatte und daß er sich nach seinem Vater sehnte. Nun, da ihm in aller Bedrängnis der Seele zumute war, als könnte nur eine Tat ihn erlösen, dachte er an seinen Vater, und das Bild des Vaters wuchs in dieser Zeit seines Lebens und Erleidens zu einem fernen Geistesbild seiner Hoffnung empor. Es war ein Bildnis ohne Gestalt, aber wie die Gestalt der Kraft und Ruhe, einer Ruhe, die nicht mehr bestürmt werden konnte und die über der Welt stand.

Im Forsthaus empfing ihn der Alte mit Pfeife und Teckel. Sein schwarzer Bart war grau geworden, sein rauher Ausdruck freundlicher und seine Bewegungen weniger entschlossen als einst, als er, ein Feind und Richter, in Marios Leben gekommen war. Er führte den Gast durch den kleinen, allzu gepflegten Garten in seine Stube.

Es war ein schöner Anblick, dort im Waldschatten, in den paar spärlichen Strahlen der Morgensonne, die durch die Kiefernkronen in den Wohnraum mit seinen Holzbänken fielen, wie am Tisch der Knabe mit dem schweren Manne saß, der ihn an Breite und Gewichtigkeit der Erscheinung überragte und ihm doch Raum und Recht überließ, nicht in dienstbeflissener Ergebenheit, sondern tief erfreuten Sinns. Ja, Mario wirkte wie ein Knabe neben ihm, jedoch Entscheidung und Gebot auf seiner Seite so freiwillig von dem andern zugestanden, als gäbe es keine Anmaßung und keinen Mißbrauch in der Welt.

Dem Alten war, während er einleitend von diesem und jenem plauderte, sehr darum zu tun, ein Lächeln auf Marios Gesicht hervorzubringen, aber Mario lächelte nicht. Aufmerksam und offen ruhte der ernste Blick, ohne Prüfung, doch auch ganz ohne Erbötigkeit im Gesicht seines Gegenübers. Das machte alles zugleich schwer und gut. Es zitterte vor Freude in der Brust, Mario war der ihre. Ihnen allen hier in Wald- und Flureinsamkeit, fernab den bevölkerten, lauten Städten gehörte Mario, die Wildnis hatte ihn geboren, die schwarze Tannentiefe, das Geheimnis der Baumstille, die Quellenkühle. Er war ihr Gott und Kind, der kleine Heiland ihrer grünen Welt, ihr lieber Herr.

Digitized by Google

„War es nur dies?“ fragte Mario. Nun lächelte er, als sei jedes Gefühl des Alten in Worten ausgesprochen worden und als beschäme es ein wenig. Es lag auch jegliche Empfindung nur allzu deutlich in den groben, verwitterten Manneszügen.

„Ich habe dich lange nicht mehr gesehen, mein Junge. Es sind schöne Mädchen auf dem Schloß angekommen?“

„Es ist etwas Besonderes, das dich veranlaßt hat, mich rufen zu lassen. Willst du es mir sagen?“

„Man hat mir erzählt, die eine sei dunkel von Haar und die andere blond, beide jung wie der Frühling selbst und wunderschön.“

„Wird wieder gewildert?“ Der Ton wechselte. Jetzt hätte der Förster nicht mehr „mein Junge“ zu sagen gewagt.

Er nickte gewichtig und so oft und langsam, als notwendig war, um seine eigenen Gedanken und das Gefühl von Marios Zurückhaltung davonschwingen zu lassen. Nun war es klar im Raum und recht für seine Sorgen bereitet. Er begann langsam. Mario erfuhr, daß gewildert wurde und mit wachsendem Schaden. Es läge wohl ein Verdacht vor, aber die Burschen stellten ihre Wachen mit Geschicklichkeit, und Nacht für Nacht sei dem Förster die Streife nicht mehr möglich, da viel Arbeit am Tage vorläge.

Mario verstand.

„Wenn du mich einmal begleiten willst, Mario?“

„Nein,“ antwortete Mario, erwacht und wunderbar fröhlich, „ich gehe allein. Laß du nun eine Weile die Hand aus dieser Sache.“

„Gut,“ sagte der Alte ohne Sorge. „Es sind die Waldwiesen bei der Attaler Schlucht, im Winkel des Staatswaldes. Da gehen unsere Waldungen wie ein Keil in die Nachbarforsten, meist Tannen, dicht und schwarz wie die Hölle. Aber die Räuber wechseln das Gebiet und sind schlau wie die Teufel.“

„Misch' dich nicht mehr hinein,“ wiederholte Mario, „mach' sie mir nicht scheu.“

„Wenn die Herrin auf diesem Gebiete mehr Freiheit gewährte, wäre es leichter für mich,“ sagte der Förster, „aber du weißt, sie will nicht, daß jemand zu Schaden komme, möge er sich auch an ihrem Gut mästen. So habe acht, daß nicht du zu Schaden kommst.“

„Hoho,“ rief Mario und lachte.

Der Förster wunderte sich über die plötzlich ausbrechende Fröhlichkeit Marios. Er war zu Anfang so ernst und versunken gewesen, wie von bösen Gedanken geplagt. Als er ihn jetzt noch durch seinen Garten führte und ihm dies und jenes zur Betrachtung vorzeigte, die Obstkultur und den neuen Zaun, dachte er daran, wie er einst den Knaben zum erstenmal mit in den nächtlichen Wald genommen hatte, als er ein paar verwegenen Burschen aus Degernstett das freie Handwerk legte. Der Knabe war bleich und voll stummen Bangens, immer weit ab von ihm, den nächtlichen Weg geschlichen; kaum ein Wort war zwischen ihnen gefallen, und als sie den Täter gestellt und festgenommen hatten, war Mario zitternd ins Dickicht entwichen und wochenlang nicht mehr nach Degernbach in die Försterei gekommen. —

Am Wegrand graste Orb. Dem Alten glühte das Herz auf, als Mario sich schlank und leicht auf das Pferd schwang, Hand und Kopf zum Gruß hob und neigte und an den rostroten und braunen Stämmen der Föhren davonritt. Am Eingang zu seinem Dachsbau blieb der Alte stehen, hob die Hand wie Mario und neigte, ihr entgegen, ein wenig den Kopf. So war der Gruß gewesen, kaum sichtbar, kein Winken und kein Wort, aber viel mehr. Nein, da ließ sich nicht reden. Langsam wurde man alt. Gott segne Mario. —

In der kommenden Zeit brach Mario mit dem sinkenden Mond auf. Die Nächte waren klar und hell. Er teilte niemandem im Schloß etwas von seinen weiten Streifen in die nächtlichen Wälder mit. Lederhose, Hemd und Patronengürtel waren außer dem zweiläufigen Stutzen alles, was er mit sich führte, nur sein Messer noch, dasselbe, das ihm Dommelfei geschenkt hatte, als er ein Knabe war, und das mit ihm und seiner Gewandung verwachsen schien wie ein Dorn am Zweig.

Mario vertauschte dieses Messer niemals mit einem anderen, wenn es um wichtige Dinge ging, weil es ihm auch als Wurfwaffe diente und weil er sich an kein zweites zu gewöhnen vermochte. Das Messer kannte ihn in seiner Vorstellung, war ihm zugetan und fügte sich seiner Hand und dem Schwung seines Armes, als sei es ein Glied seines geübten Körpers. Es wirbelte, beim Wurf an der Spitze gehalten, im Flug in jedes Ziel und landete genau waagerecht, schnitt tief ein und tötete sicher wie ein Pfeil. Es hieß Raun.

Einmal nahm Mario Meker mit, weil er einen Feld- und Wiesenpfad, der von Degernstett in die Försterei führte und auf dem er Spuren gefunden hatte, bewachen lassen mußte, aber Meker ermüdete, und Mario fühlte sich behindert, weil er die Verantwortung für den Knaben trug. Meker war übrigens auch in den schwierigsten und gefahrvollsten Lagen ein brauchbarer

Digitized by Google

Gefährte geworden, verschwiegen, tollkühn und schlau. Er hatte gelernt, im Dunkel das Ohr anstatt des Auges zu gebrauchen, sein Tritt war lautlos geworden wie Marios, und ihm war Sinn für Ort und Richtung zu eigen. Doch es fehlte ihm jene ehrgeizlose Liebe zu allem, die Mario auszeichnete und die ihn leitete. Er lernte rasch, was man ihn lehrte, zeigte sich gehorsam und beharrlich, aber im Grunde sah und liebte er nur Mario. In der Natur und allem, was ihn mit ihr umgab, überragte seine Beziehung niemals den Hang und Trieb der Bauern oder Feldarbeiter, die für gewöhnlich in ihrem Lebensgebiet nur Wege und Mittel sehen, um Vorteile zu erlangen, die nach ihrer Meinung die Gaben der Natur übertreffen.

Mario fand ihn im Busch auf seinem Posten eingeschlafen, als er in der Morgendämmerung an den Standort zurückkehrte, und ließ ihn liegen. Er nahm ihn nicht wieder mit und verbot ihm jede heimliche Gefolgschaft.

Vor Anbruch des Tages und im fallenden Tau, in der Monddämmerung unter dem Laubdach der Bäume, auf die die Sterne schienen, und in der grünsilbernen Nacht des Buschwerks führten nun Marios heimliche Wege. Hier erschloß sich sein Lebensreich für die kommende Zeit, als gäbe es kein zweites. Wach- und achtsam, immer mit Frische und Kraft durch den Schlaf am Tage bereitet, vertauschte er Licht und Nacht, und die kurze Nacht übergab und ließ ihm ihre stillen Regionen, ihre Kühle und Schwermut, nahm ihn darin auf und machte ihn wieder zu einem der ihren wie einst, wie oft. Ihre Stimmen und Laute traten allmählich aus ihrem Geheimnis. Der schlürfende Schritt des Dachses im Bodenlaub und der Schwingenhall der Nachtvögel am Buschrand. Zuweilen polterte ein Hase in den Bruch oder ein Tagvogel strich dicht über ihm ab und fiel hörbar und planlos im fernen Dunkel im Busch ein. Jedoch zumeist war der Wald vor Anbruch der Morgenröte totenstill.

Dicht am Forsthaus fand Mario in der zehnten Nacht im Buschwerk am Bachufer, an einer Stelle, wo der Förster vorbeimußte, wenn er das gefährdete Revier aufsuchte, einen Burschen, der dort als Wache aufgestellt war. Er erkannte ihn, als er nahe genug herangeschlichen war und ließ ihn unbehelligt.

Eine Stunde darauf war er an der Grenze des Staatswaldes, am Hang der Schluchten, die ihm der Förster genannt hatte. Er hörte die Gegenwart des Jägers, ehe er ihn sah. Der Bursche baute sich flüchtig und sorglos am Randgebüsch ein wenig mit Baumzweigen ein. Es wurde langsam so hell, daß man die Umrisse der Busch- und Baumkuppeln und die blaugraue Halle des Wiesentals unterscheiden konnte.

Mario sah das austretende Waldtier nicht. Wahrscheinlich ein Rehbock oder eine Ricke. Der Schuß zerriß die Frühmorgenstille auf unheilige, wilde Art. Er hörte deutlich den Sprung und Fall des Wildes, seine letzten Regungen und dann den schweren, gelassenen Schritt des Räubers auf dem Grund.

Mario wartete noch, da er wissen wollte, ob der Mann allein war. Der Austritt des Tieres erschien ihm in dieser Frühe ungewöhnlich, und er erwog, ob es durch einen Gefährten des Jägers aufgestört sein mochte. Erst nach einer Weile näherte er sich am Waldrand, ohne den Schutz der Stämme sonderlich zu suchen, auf lautlose Weise und ohne Eile. Angespannt und vorsichtig, aber ohne Erregung oder Zorn, kam er bis dicht an die Stätte heran. Der Mann war nicht zu erkennen. Er wirkte, halb abgewandt am Boden, dunkel und mächtig, einfältig bewegt, fast komisch in der hastigen Hantierung, deren Sinn man wissen mußte, um sie zu verstehen.

Als Mario das Gewehr ergriff, das er, ausspähend, an den letzten Baum gelehnt hatte, der ihn deckte, fühlte er, daß seine Kraft von ihm wich. Er legte den Stutzen ins Moos und trat ohne Waffe hinter dem letzten schützenden Busch hervor, kaum fünf Schritte vor dem Jäger, der noch über seiner Beute kniete. Das hereinbrechende Morgenrot lichtete das Waldrevier jetzt auf, Marios Erscheinung tauchte in der großen dämmrigen Stille auf, die unheimlich und feierlich den Wechsel von Tag und Nacht kundtat.

Kein Laut erklang. Mario stand und wartete ohne Bewegung und Anruf darauf, daß der Blick des anderen sich zu ihm höbe. Nun wirkte seine Gegenwart in dem unaussprechbaren Her und Hin, das zwei lebendige Seelen in der Einsamkeit der Natur miteinander verbindet und das über den erkennbaren Einwirkungen der Sinne steht. In die grell aufgerissenen Augen des Knieenden tobte aus der Stille der Erscheinung ein Sturm von aufschreckender Erfahrung: der Wald!

„Herr . . .“ sagte der Mann am Boden. Er war totenblaß, sein Wort wirkte wie ein hervorgestoßener Traumseufzer in furchtbarem Alpdruck. Noch glaubte er nicht, daß es Wirklichkeit war, was die erstarrten Augen aufnehmen mußten. Jetzt wurde das

Digitized by Google

Hereingebrochene wahrhaftiges Leben für ihn, denn Mario trat auf ihn zu. Die Glieder des Überraschten lösten sich aus dem Krampf von Gespensterschreck und Vision. Er erhob sich langsam und sah Mario an, noch immer prüfend und fast blöde mit allen Sinnen tastend, aber doch schon unbewußt zu tierischer Abwehr gespannt und Kräfte sammelnd.

In Marios Gesicht lag ein ruhiger Zug von Besorgnis und Bedauern, kein Schatten von voreiliger Zuversicht, von Bewußtsein seiner Wirkung oder gar von Triumph. Er sah das getötete Tier an und sagte: „Ein guter Schuß."

Dies Wort und der Ausdruck in seinem Gesicht taten mächtige Wirkung. Sie walteten im Chaos von Zorn und Angst, das die Seele des Betroffenen durchwühlte, wie die erste Kühlung auf einer Brandwunde wirkt. Eine furchtbare Wut schlug in ihm empor und erlosch, ein teuflischer Wille zu brutaler Gewalt flammte auf und sank ab. Hohn über den Knaben, der wehrlos vor ihm stand, schüttelte ihn bis zu einem Gelächter, das in einem fast schüchternen Lächeln verging. Wie die Wärme des Tierkörpers unter ihm, der schon sein Eigentum gewesen war, die Gier wieder entfachte zu schützen und zu bergen, was er geraubt hatte. Geraubt? War Tierjagd Raub? Das war ein uraltes, eingeborenes Recht, ein unverbürgt eingewurzeltes Lebensteil des Zugehörigen, des eingeborenen Menschen und Mannes dieses Landes, dieser Wälder . . . ein guter Schuß?

„Ja, Herr . . . man trifft . . ."

Jetzt stand im fahlen Gesicht ein Zug von Stolz und Beschämung. Der Bursche hatte sich ganz erhoben und sah Mario gefaßter an, das Gewehr in der herabhängenden blutigen Hand und den starken Körper mächtig aufgestrafft. Das war ganz unwillkürlich, um eine Drohung ging es ihm nicht, aber seine Kräfte taten, was sie waren. Die Farbe trat in sein Gesicht zurück.

Von der antwortenden Stimme ging ein Geheiß aus:

„Behalt' die Beute. Gib mir das Gewehr."

Mario wußte, daß dies der gefährlichste Augenblick der Begegnung war. Ihn trug und festigte keinesfalls ein Bewußtsein von Recht oder der Glaube an eine gute Tat. Nein, der Glaube, der ihm allein Stärke verlieh, fehlte. Es rüstete sich in ihm zum Kampf, trüb und böse, aber er war eisern entschlossen, in dieser Dämmerung der Seele zu handeln und zu bestehen. Es sammelte sich alle Willensenergie in ihm, er war in hoher Anspannung aller Sinne auf der Hut, ihn fror vor verhaltener Kraft. Er fühlte sich so leicht, als schwebte er. Ein fast schläfriger Zug lag um die Augen. Sein Gesicht wirkte müde.

„Herr," hörte er, „lassen Sie mir mein Gewehr. Es soll das letztemal gewesen sein."

Der Tonfall dieser Antwort gab Mario das Bodengefühl zurück, seine Schwere, den gewohnten Atem. So wandte sich das vage Recht der Stunde zu seinen Gunsten? Er antwortete nach einem kurzen Schweigen und hatte auch nicht einen Augenblick die Sorge, seine Nachsicht möchte ihm als Furcht ausgelegt werden:

„Ja. Behalte das Gewehr. Achte auf das, was ich sage: treff' ich dich ein zweites Mal beim Wildern, so schieß' ich dich nieder. Ohne Anruf."

„Es war das letztemal, Herr." Und nach einer Weile: „Hab' Dank, Mario."

Mario sagte, und der Bursche glaubte ein Lächeln zu sehen: „Der Alte hätte dir die Waffe nicht gelassen." Mario lächelte nicht.

„Er hätte mich auch nicht erwischt."

„Freilich," antwortete Mario, „wenn du Wachen auf seinen Weg stellst."

„Du weißt . . ."

Mario antwortete nicht. Er wandte sich und ging. Das war ihm das Schwerste, es kam ihm gewollt und hochmütig vor, so ohne Gruß und Wort zu scheiden, aber es mußte so sein. —

Als er in der vollen Morgensonne den Schloßhof betrat, es war gegen sechs Uhr, traf er Frau Ingrid, die sich für ihren Ausritt rüstete. Sie sah ihn an und lächelte erheitert, es war geradezu ein Lachen.

„Ist es in Ordnung?"

„Du weißt, wo ich war?"

„Ja, Mario. Ist etwas Arges geschehen?"

„Nein," antwortete Mario. „Es ist in Ordnung. Er wird nicht mehr wildern."

„Reite mit mir, Mario. Bist du müde?"

„Nein," sagte er und lachte. „Ich bin ganz gut durch diese Sache gekommen."

Der Knecht lief um das Pferd, aber Frau Ingrid wollte, daß Mario zuerst etwas zu sich nähme. Er trank Milch und teilte das Brot mit Orb. Doseland nahm die Waffe und den Gürtel mit Patronen.

Sie ritten durch das Sommerland wie einst, wie oft. Die Welt lag zwischen Verblühen und zögernd-glücklichem Verweilen. Die Sonne schien, und die Hufe klopften den Feldweg zwischen Heide und Acker. Am Rain beklagte sich eine Grille. Der gute Dunst von Pferdekörpern und Lederzeug, freundlich aus der Bewegung der großen

Digitized by Google

Tiere emporſteigend, begleitete ſie. Nach einer Weile ſagte Frau Ingrid: „Ich wäre niemals um dich in Sorge geweſen, mein Mario, wenn ich gewußt hätte, daß du in dieſen Nächten für etwas eingeſtanden wäreſt, das wahrhaftigen Wert und inneren Beſitz bedeutet. Wenn wir dagegen um irdiſchen, vergänglichen Beſitz ſtreiten, ſo ſetzen wir immer den Fuß in finſteres Land."

Mario ſah auf und mit einem kurzen Blick voll in ihre Augen. Es lag eine ſolche Helligkeit in ſeinem Geſicht, als gäben dieſe Worte ihm die Zuverſicht, daß kein Weg finſter bleiben könnte, auf den das Licht ſolcher Seele ſank.

Der Stein

Als Mario und Giſela an einem ſpäten Nachmittag, nachdem ſie den Fluß überquert hatten, den Parkweg hinauf zum Schloß ſchritten, kam Ellinor ihnen entgegen. Sie blieben eine Weile nebeneinander ſtehen, denn Giſela mußte ihre reiche Beute an Pilzen vorzeigen, Mario half, wenn es ſich um die Namen handelte.

Es raſchelte im Gebüſch, als fiele ein Aſt. Gleich darauf rauſchte es heftig auf, und Giſela griff ſich mit einem lauten Aufſchrei an die Stirn, ſie taumelte, und Ellinor hielt ſie, vor Schreck faſſungslos. Mario war mit einem Satz im Gebüſch.

Alles vollzog ſich ſo raſch und völlig unerwartet, daß den Schweſtern erſt viel ſpäter ein klares Bild deſſen entſtand, was ſich zugetragen hatte. Ellinor verſuchte ratlos und ohne Hilfsmittel das Blut zu ſtillen, das Giſela in Strömen über das Geſicht lief. Ellinors Kleid und Hand färbten ſich rot, ſie weinte laut und ſuchte völlig faſſungslos Hilfe, das Blut zu ſtillen.

In der herzbeklemmenden Not dieſer Augenblicke ſahen die Mädchen wie in einem wüſten, ſchrecklichen Traum, wie Mario Meker aus den Büſchen zerrte, ein Bündel. Er hatte ihn am Genick gepackt und zog ihn wie einen jungen Hund auf den Weg. Jetzt ſah er Giſelas blutüberſtrömtes Geſicht, warf Meker zu Boden, daß er regungslos liegen blieb, und nahm ſich Giſelas an. Am Haaranſatz klaffte eine breite Wunde. Mario taſtete ſie ab und fühlte, daß die Schädeldecke nicht durchſchlagen war.

„Es ſchadet nichts," ſagte er zu Ellinor.

Er zerriß Giſelas Kleid und legte eine Binde um die Stirn, die dicht über dem Haaranſatz von einem Stein aufgeſchlagen war, dann überließ er ſie Ellinor und, weiß vor Erregung, ganz entſtellt vor Zorn, riß er Meker empor und ſchlug auf ihn ein, ſo daß Giſela laut aufſchrie. Sie fiel ihm in den Arm, ſie umklammerte ihn mit beiden Armen und ſchrie: „Mario, beſinn dich, du ſchlägſt ihn tot, Mario, um Gottes willen, halt ein!"

Meker ſank blutend und zerſchlagen auf den Weg.

Mario ſagte mit blaſſen Lippen, wie erwachend: „Geh mit Giſela zu Frau Ingrid, Ellinor, ſie wird die Wunde auswaſchen. Seid ruhig jetzt."

„Meker," rief Ellinor, „um Himmels willen, Meker! Was haſt du getan, Mario!"

Mario antwortete nicht. „Geht," ſagte er endlich.

Er ließ Meker liegen und folgte den Schweſtern in einiger Entfernung. Am Schloßbrunnen ſah er das Blut an ſeinen Händen an, wuſch ſich und ſetzte ſich nachdenklich auf den Steinrand. Nach einer guten Weile ſchlich Meker hinkend heran, aus Mund und Naſe blutend und mit ſtolperndem Schritt, als würde er über Dornen geſtoßen. Er fiel nieder, als er Mario erreicht hatte, und legte den ſtruppigen Kopf angſtvoll an ſein Knie, am ganzen Körper zitternd.

Mario richtete ihn auf, fuhr ihm mit einer Hand kalten Waſſers über das Geſicht, und als Mund und Naſe wieder deutlicher ſichtbar wurden, ſagte er lachend: „Sei ruhig, Meker, gräm' dich nicht. Du wirſt nicht mehr werfen." —

Beim ſpäten Nachtmahl fehlte Giſela. Frau Ingrids Geſicht war ohne Sorge oder Vorwurf. Ellinor beherrſchte ſich mühſam und brannte darauf, mit Mario zu ſprechen. Was ſie bei der Tante vorgebracht hatte, war wie ins Leere geredet. Sie ließ nicht Mario herbeirufen, wie zu erwarten ſtand; nein, ſie ſchien ganz ruhig, teilnahmlos. Obgleich ſie nichts an dem böſen Ereignis abzuſchwächen ſuchte, nahm ſie es ſcheinbar auch nicht ſehr wichtig. Es war deutlich, ſie wartete auf Mario.

Ellinor war tief empört. Sie fühlte ſich wie um ihre Selbſtändigkeit betrogen und haderte bitter mit der Tante. Wie konnte Mario hier den Ausſchlag geben, der an allem ſchuld war? Nicht einen Tag würde ſie mehr auf Degernholm bleiben, wenn dieſer Meker, dieſer ſchreckliche Junge, nicht ſofort aus dem Schloßbereich geſchafft würde.

Aus ſolcher Erfahrung und Stimmung heraus kam in Frau Ingrids Gegenwart bei Tiſch das Geſpräch über den Vorfall nicht auf. Mario war heiter und gelaſſen wie immer. Was er ſprach, berührte das Geſchehnis mit keinem Wort. Als er einen Blick Ellinors auffing, einen drohend-kalten,

Digitized by Google

traurigen Blick, zeigte sein Gesicht offenkundig Besorgnis. Er fragte nach Gisela, aber nur aus Freundlichkeit gegen Ellinor, denn er hatte von Frau Ingrid inzwischen alles genau erfahren, was er über ihren Zustand wissen wollte. Frau Ingrid wiederholte das Bekannte, weil sie Ellinors Schweigen decken wollte. ‚Möchtet ihr doch glauben, ihr Kinder,' dachte sie, ‚daß Mario es recht macht.' Sie war an Mekers Bett gewesen, und das wilde, böse, hilflose Kind hatte zum erstenmal seinen Trotz und Kummer an ihrem Hals ausgeweint. Sie war glücklich und fühlte sich bereichert, frei und gestärkt wie die Natur nach dem Niedergang eines Gewitters, das lange verhalten gedroht hat.

Sie empfand dagegen die bittere Spannung in Ellinors Seele, die sie sehr liebte, und ließ die beiden nach dem Essen allein, dessen gewiß, daß Mario dem jungen Mädchen nicht ausweichen würde und daß sich zum Guten wenden möchte, was das schwesterliche Herz kränkte. Er blieb auch, wie sie es angenommen und gewünscht hatte, und trat zögernd auf die Veranda hinaus, als Frau Ingrid das Zimmer verlassen hatte.

Es war heute spät geworden. Die Parkbäume lagen schon in Dämmerung, und das letzte Himmelsrot des schönen Tages schimmerte aus unsichtbarer Ferne des Horizonts durch das totenstille Baumgezweig. Auf den Parkwegen zogen Glühwürmchen ihre ungewissen Lichtbahnen. Sie trugen ihre unwirkliche, zarte Helligkeit in die tiefen Dämmergründe unter den Baumästen und belebten die Rasenflächen. Sie verwandelten den gewohnten Raum sonderbar und still, als höben sie mit ihrem leichten Flug auch die Schwere des dunklen Bodens auf und die Dichtigkeit des Laubwerks. Ellinor trat an Marios Seite, und der Anblick des friedlichen Gartens besänftigte sie etwas. Aber dann kamen doch wieder die Tränen der Empörung, als sie an die verwundete Schwester dachte, die oben blaß und still in ihren Kissen lag.

„Mario," sagte sie, heftig einsetzend, „du tust uns allen unrecht, wenn du Meker auf dem Schloß läßt."

„Sei beruhigt," sagte Mario, „Meker wird nicht mehr werfen."

„Wie willst du das wissen? Morgen denkt er sich eine neue Bosheit aus. Fehlt dir wirklich der Sinn dafür, daß unser Leben sich hier in rechter Gemeinschaft vollziehen müßte und ohne böse, willkürliche Störungen, die alles häßlich und sorgenvoll machen? Willst du Gisela und mich von Degernholm vertreiben? Ich werde niemals dulden, daß meine Schwester, für die ich die Verantwortung habe, solchen Roheiten, die ihr Leben gefährden, solch feiger Hinterlist noch einmal ausgesetzt wird. Tante Ingrid . . ." Sie stockte, weil Mario den Kopf wandte.

Er hatte bisher bewegungslos zugehört, angestrengt bemüht, alles recht zu fassen, was da gesagt wurde, allem gerecht zu werden und zu verstehen, was Ellinor vorbrachte. Er ertrug den Ton, in den das Mädchen in ihrer Erregung verfiel, nur als in diesem Aufwand der Abwehr Frau Ingrids Name vorkam, sah er auf.

Ellinor fühlte den Widerspruch, der in seiner Bewegung lag und worauf er sich richtete, aber sie vermochte der heimlichen, fast schüchternen Warnung nicht zu folgen. Es war ihr auch nicht begreiflich, daß Marios Haltung und Ruhe wirklich aus einem guten Gewissen stammten. Sie war davon überzeugt, daß er unrecht hatte und es empfand. Sie haßte in diesem Augenblick seine Gelassenheit, die ihr aus Trotz, Selbstsucht und Härte zu kommen schien. Nun versuchte er gar, sie abzulenken, als habe sie etwas gegen die Tante aussagen wollen. Entschlossen wiederholte sie: „Ja, Tante Ingrid! Ich wollte sagen, daß ich nichts über sie vermag, solange ich dich nicht überzeugt habe. Du mißbrauchst ihre Langmut. Glaubst du, sie litte nicht auch unter dieser flegelhaften Unart wie überhaupt unter Meker?"

Jetzt wirkte sein Schweigen nicht mehr so aufreizend auf sie. Sie glaubte ihn getroffen zu haben, das stimmte sie nachsichtiger. Er stand so still mit leicht gesenktem Kopf im Halbdunkel. Sie umforschte die Linien der Gestalt, deren kraftvolle Anmut sie für einen Augenblick verwirrte und ablenkte. Oder war es die ungesagte Antwort, ein Gefühl für seine Gedanken, seine Gründe oder seinen Zustand? So deutlich waren Haltung und Gesicht, viel deutlicher in dieser Dämmerung als am lichten Tage, aber sie verstand sich nicht darauf, sie zu deuten. Plötzlich sagte er: „Den Rock, den er anhat, den hab' ich vor Jahren getragen. Glaubst du, Ellinor, daß ich immer ein braver Junge gewesen bin? Ich habe den Förster in die Hand gebissen."

Was sollte nun dies, das mit dem Rock vor allem? Ellinor antwortete rasch und unsicher, aber freundlicher: „Das ist etwas ganz anderes gewesen, Mario, ich kenne die Geschichte aus deiner Kindheit von Tante Ingrid. Niemand war grob gegen Meker, wie man damals grob gegen dich war."

„O doch," sagte Mario, „Gisela und ich. Viel gröber als der Förster."

Es wurde still auf der Veranda, so still, daß man aus den Flußsümpfen das hohle

Digitized by Google

Flöten der Unken hörte. Im Haus ging eine Tür. Es war Ellinor, als habe Mario vor ihr mit einer weiten Gebärde von Hand und Arm wie eine Landschaft die Leidenswelt des Kindes ausgebreitet. Für einen Augenblick stellten sich ihr die wirkenden Leidenschaften und die Anlässe des ganzen Vorfalls im Licht des milden und gerechteren Einblicks dar, den die Barmherzigkeit zu eröffnen vermag. Jedoch ihre Hingabe wurde vereitelt, jetzt nicht mehr durch die Teilnahme am Leid der Schwester, sondern durch einen neuen, bohrenden und quälenden Schmerz, der sie lichtlos und drohend aus den Gründen der eigenen Seele anging: stand es so um Gisela und Mario?

Es mußte rasch etwas gesagt werden, das das Neue verdeckte und das Alte weiterführte. „Ich verstehe dich ja, Mario, aber du mußt an die andern denken. Was hast du nur an Meker? Er hat nur schlechte Eigenschaften, er ist wie ein böses Tier. — Höre," fuhr sie plötzlich, fast gierig getrieben fort, „sag' es mir, was hat er denn außer seinen schlechten Eigenschaften?"

Mario antwortete, das Bangen um seine Kühnheit im fast traurigen Blick, aber mit Entschlossenheit: „Was du nicht hast." —

Ihr war später in ihrer Erinnerung stets so, als habe das Gespräch mit diesen Worten Marios geendet. In einer unverständlichen Zweiheit blieb ihr sein Bild zurück. Sie sah ihn einfältig und schüchtern neben sich stehen, ohne Falsch und ohne Verstellung bemüht, ihr gerecht zu werden, vorsichtig und von dem beraten, was sie als gute Gesinnung kannte und glaubte. Aber tiefer in alles verwoben, was geschah, um und über diesem Mario, den sie erblickte, wie sie ihn erhoffte, wirkte sein anderes Wesen. Ihr war, als durchschaute und bedrängte sie eine unerforschbare Kraft, die von ihm ausging wie ein höheres Recht, unbeugsam gewillt, sich nicht zu teilen, in einen freien Gehorsam verwirkt, einsam und hart.

Nun war es aus, aus für immer und alle Zeit. Mit diesem Wort hatte Mario sich von ihr geschieden und hatte allem ein Ende gesetzt, allem, was das Leben erst zum Leben machte und Gemeinsamkeit zu Freude und Dank. Spöttisch warf sie die schönen, jungen Frauenlippen bei solchen Gedanken auf: Was hatte sie denn an Mario gebunden und was gab es zu beenden? Nichts. So war es jetzt gut.

‚Und doch,' dachte sie in einer anderen Welt ihrer Seele, in der Schicksalswelt, wie Gisela diese heimlichen Auflichtungen einer fern dämmernden Einsicht von furchtbarer Klarheit nannte, ‚und doch: ich wäre den weiten Weg von meiner Heimat bis Degernholm zu Fuß gelaufen, wenn Mario mich nur ein einziges Mal wirklich gebraucht hätte.'

Ja, so war es, wenn auch nur für eine schreckliche Weile, im Andersweltigen, in jenen Gebieten, in denen die Seele weder alt noch jung war, in denen sie sich zuweilen erhob, den Körper wie eine Hülle sinken ließ und feierlich sprach: Dies bin ich! Dies werde ich tun. Dahin gehe ich. Dies will ich einst erleiden.

Für eine Lebensweile, die ihr Frühling wieder übergrünte, erkannte Ellinor auch, daß Mario mit seinen Worten diesen Weg eröffnet hatte, als habe er ihn erschaffen, diesen Weg, den sie mit wunden Füßen gehen sollte, den sie auch ging, wie sie ihn ahnte, viel später, aber nicht zu ihm.

Die Waldhütte

Als nach Regentagen und schweren Gewittern wieder die hellen Sonneninseln über Heideland und Kornfelder flogen und das dampfende Waldrevier auflichteten, ritten Ellinor und Gisela mit Mario schon in aller Frühe waldeinwärts nach Nordwest, dem Gebiet der Staatsforsten zu, um der alten Dommelfei in ihrer Waldhütte den seit langem geplanten Besuch abzustatten.

Gisela, stolz auf diese frühe Stunde, feierlich eingestellt durch das Gewicht ihrer Tat, schon in solcher Frühe am Werk zu sein, begünstigte alles und alle in der Herablassung der schlechthin durch Entschluß und Kühnheit Überlegenen. Sie mußte es von hinten her in die Wege leiten, da sie immer ein wenig zurückblieb.

Ellinor, ernst, verschlossen und kühler Erwartung voll, ritt auf Frau Ingrids schönstem Pferd, dessen zarter Nervenschlag und Lebenstakt sie mehr und mehr ganz in sein fröhliches Fieber zog, und sie erfuhr, wie schon oft zu ihrer Beglückung, die wunderbar ablenkende und stärkende Kraft, die vom Reiten ausgeht. Das machte sie langsam mutiger und besser gelaunt, als sie zu Anfang gewesen war, und half ihr zu der Bescheidung, die die schöne Gemeinschaft herbeiführte, welche alle drei an diesem Morgen anfänglich verband.

In einer breiten Schneise im Tannengebiet, deren Boden weich und eben war wie ein brauner Teppich, lud sie Mario zu einem Galopp ein, um die Schnelligkeit der Pferde zu erproben, gab aber in ihrem Damensattel nach kurzer Zeit auf, weil sie merkte, daß Mario mit Orb nicht ernst machte, sondern sich nur an ihrer Seite hielt.

Gisela trabte gemächlich heran und lobte

Digitized by Google

ihren braunen Bauernjungen, der ihr langsam lieb geworden war; er zeigte sich wohl träge und langsam, aber dafür war er ungemein zuverlässig und sehr gutmütig. Sie ritt nicht wie Ellinor um der Leistung willen, sondern um von der Stelle zu kommen und um im Freien zu sein. Den empfindsamen Reittieren Frau Ingrids mißtraute sie, weil man sich auf ihnen nicht gehen lassen konnte. „Sie mißverstehen mich," sagte sie zu Mario, „und wollen immer, daß man ihre Rasse anerkennt." Auch liebte sie weder das hohe Reitkleid, noch die halbe Herrentracht, sondern saß im kurzen Rock im Herrensattel. Im Grunde war sie ehrgeiziger als Ellinor, aber Mario hatte ihr in diesem Falle die Lust am Rangstreit genommen.

Jedoch darüber blieb sie guter Laune, bessergesinnt als je, auch gegen Ellinor, bei der sie dunkel eine schmerzliche Wandlung ahnte. Die Schwester war seit jenem Tage, an dem Meker mit dem Stein geworfen hatte, niemals mehr zur Nacht auf ihr Zimmer gekommen, und der Weg ihrer Gespräche bog an heimlichen Schranken ab, die sie weder erforschen noch überschreiten wollte. Degernholm hatte Ellinors Herz verwundet, und so achtlos Giselas leichter Fuß über Wege oder Beete der Lebensanlagen ihrer Mitmenschen schritt, vor Wunden wurde ihr Tritt achtsam und ihre Rede karg. Auch wollte sie selbst nicht mehr über Mario sprechen.

Ein Zug wehmütig verharrender Besinnung, der nun oft in ihrem Gesicht aufkam, verlieh ihr einen neuen Reiz, den Reiz und stummen Ruf einer jungen und starken Seele, deren Macht man gekannt und geliebt hat und deren erste Ahnung von Hilflosigkeit so tief erschüttert, als müßte man alle Kraft und Güte der Welt vor ihr heraufbeschwören.

Das Dickicht wurde bald zur Rechten und Linken des schmalen Waldpfades immer dunkler und undurchdringlicher. Der Boden war feucht, und es wehte kühl aus den Gründen des Unterholzes, das hier aus Tännchen, Erlen und viel Birkengehölz bestand. Nach kurzer Zeit mußten sie die Pferde zurücklassen, Mario pflockte sie in einer Lichtung an langer Leine an. Sie waren nun längst aus dem Schloßgebiet heraus, und es galt, die letzte Strecke bis zur Waldhütte Dommelfeis zu Fuß zurückzulegen.

Mario mußte vorangehen. Der Weg verlor sich mehr und mehr. Sie wateten bis an die Knie durch Farnwälder. Es duftete streng und modrig, die Leichenkammern vieler toter Sommervölker hauchten sie an. Die Verwesung schwelte. Raunen und Weben von Verfall und Erstehen standen geheimnisvoll und wohltuend auf. Immer wieder sahen sie Mario vor sich, wie er das Unterholz mit Armen und Rücken, ihnen zugewandt, zur Seite drückte, um einen Weg zu bahnen. Gisela gewahrte zu ihrem Erstaunen, daß sein Ausdruck unsicher und befangen war. Er schien zu zögern und zu schwanken. Einmal sah er sie ängstlich prüfend an und dann Ellinor. Was war nur?

Die Berberitzen setzten schon kleine grüne Beeren an. Sie fanden an einer lichteren Stelle den Türkenbund in der Pracht seines gedämpften Rots, in der seine fremdartige, stolze Blume in der Einsamkeit dieser nie beschrittenen Orte prangte. Gisela zögerte unwillkürlich, als sie die hochgewachsenen Blüten pflücken wollte, und sah Mario an. Er erwiderte ihren Blick, aber er schaute sie nicht lebendig an wie sonst, seine Gedanken weilten anderswo. „Ja," sagte er, „ja . . ." Jedoch er sagte es erst nach einer Weile, als sie schon weiter waren.

So verstummten die Laute der Lippen, und der Wald wurde immer mächtiger in ihnen. Am Übergang eines sumpfigen Bachs, dessen Bett wenig Wasser führte, in der Niederung, in der sich Schilf und Ried wie zartes Gitterwerk zwischen Erlen und Wasserholler erhoben, fand Gisela die Abdrücke nackter Füße im halbtrockenen Boden und nahm erschrocken Marios Arm: „Sieh doch! Menschen!"

Mario lächelte spärlich, glich ihre leise Scheu fast dankbar aus und sagte: „Das sind Spuren von mir, vom letzten Jahr. Im Herbst bin ich hier gewesen."

Gisela war, als ob dieser kleine Vorgang, dieses verbliebene Zeichen am Erdboden, ihr Marios Welt in ihrer Einsamkeit zum erstenmal erschloß. Sie nahm seine Hand und sah ihn stumm mit großen Augen an.

„Lieber Mario . . ."

Er nahm Wort und Hand bereitwilliger als jemals an und zeigte sich für einen Augenblick zuversichtlicher, aber je näher sie nun der Waldhütte kamen, um so mehr verschwand dieser Zustand wieder, und Mario schien von Angst und Sorge gequält.

Gisela beachtete es nicht ernstlich über ihrer frohen Erwartung, und Ellinor, kühl und mehr denn je auf sich gestellt, wünschte kaum, daß Dinge und Menschen sich anders darbieten möchten, als sie eben waren. Gleichmütig und aufmerksam ließ sie herankommen, was geschehen sollte, fast ein wenig auf heimlicher Lauer, es möchte Enttäuschungen geben statt Bestätigungen einer Welt, die sie hoffte ablehnen zu können, da sie in ihr litt.

Digitized by Google

Der Wanderer. Aufnahme von August Rumbucher jr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Trotzdem umwanderten ihre Gedanken die Erzählung Frau Ingrids von Marios Kindheit bei der alten Waldfrau, die sie besuchen wollten. Wie er als Waise das Elternhaus verlassen und viele Jahre in der Wildnis bei ihr gelebt hatte, nur mit ihr und keinem anderen Menschen. Die Waldtiere waren seine Gefährten gewesen, Tag und Nacht sein Zeitmaß, Mond und Sterne seine Begleiter und das Walddunkel seine Zuflucht. Hier war seine Seele erwacht, fern der Unrast, den Farben und dem Hall der lauten Welt, so unberührt von ihr und so geborgen wie der Vogel im Dickicht und die Welle im Bach, diese Seele, die untrennbar mit der Unschuld und Rauheit, der Geduld und Fühllosigkeit der Natur verbunden schien, als wüchse sie im Erdgrund und als blühte sie in Wind, Licht und Wärme und keiner anderen Wohltat. „Ich möchte sein wie du," kam es ihr leise über die Lippen. Sie erschrak und lächelte spöttisch über sich selbst. Zuweilen wünschte sie sich jetzt weit fort von Degernholm.

Nun blieb Mario stehen und atmete tief, am liebsten wäre er ins Moos gesunken und hätte geschlafen. Es schimmerte jetzt heller umher. Der Wald lichtete sich auf. Vor ihnen erhob sich eine Gruppe mächtiger Tannen, schwarz wie Teer. Zwischen ihren Stämmen stand eine braune, niedrige Hütte. O Gott, wie glücklich machte Mario für einen kurzen Augenblick ihre Farbe, die alten morschen Bretter und das eine Fenster darin. Das Dach lag hinter Fichtenzweigen, man sah es kaum, und niemand war zu entdecken. Die Tür war geschlossen. Schwelle und Stufen, aus rauhen Stämmen gefügt, ausgetreten und uralt. Zur Rechten erhob sich ein überwucherter Brunnenrand in einer Wildnis von Buschwerk und zwischen kümmerlichen Erdanlagen; offenbar sollte das ein Garten sein.

Mario, der vorangeschritten war und den Mädchen den Rücken zukehrte, breitete nach hinten zu die Arme aus, die Handflächen ihnen zugewandt, als wollte er sie hindern, weiterzugehen. Er schien nicht zu wissen, daß er es tat, denn er sagte: „Kommt!" Gisela sah, daß er zitterte, und begriff dunkel, was in ihm vorgehen mochte, was dieser Weg ihm bedeutete und was er vor ihnen preisgab, ohne zu glauben, daß sie es zu würdigen vermöchten.

Sie fanden die alte Frau in der Küche, und Mario gewahrte, daß sie sehr alt und hinfällig geworden war. Sie staunten über die schwere, brüchige Gestalt, den großen Kopf mit den eisgrauen Haarsträhnen und die durch die riesenhafte, dunkel gerahmte Brille verhüllten Augen. Kaum, daß sie recht begriffen, was an mürrisch geknurrten Worten den Weg zu ihrem Verstehen suchte. Sie sahen ihren niedrigen, dämmrigen Wohnraum im braunen Gebälk und die Bettlade, in der Mario als Kind geschlafen hatte. Wie klein und arm war alles plötzlich in Marios Augen geworden.

Das Gezwitscher der Vögel aus den engen Holzkäfigen, die überall an den Wänden hingen, hallte ihnen entgegen und mischte sich laut und lebhaft in die spärlichen Worte, die fielen. Ja, karg und gering war dies alles, und die Alte unwirsch und wunderlich. Mario stand mit herabhängenden Armen am Eingang in starrem Schweigen. Er wagte Ellinor nicht anzuschauen und zitterte vor Wut. Und nun plötzlich begriff Gisela vollends, sie verstand Marios Trauer und Zorn, da er Dommelfeis Wert nicht zu erweisen vermochte, nicht das Glück seiner Knabentage, die er hier verbracht hatte, nicht seine Liebe. Da verschütteten sie nun mit Geschwätz und flüchtigem Geschau sein Kinderland.

Sie versuchte auszugleichen und zu vermitteln und fühlte sofort, daß sie damit einen großen Fehler beging. Mario schaute so abweisend, so verächtlich in das Geplapper hinein, wirklich in das Geplapper schaute er, nicht auf sie, so verächtlich, als könnte er ihr Gehabe ausspeien und täte es.

Als Ellinor sich eine Weile im Wohnraum vor den Käfigen der Waldvögel aufhielt, sehr erpicht darauf, hier endlich mit Aufwand und Wohlwollen Sonderbares anerkennen und betonen zu können, sagte Gisela nach jähem, kurzem Entschluß: „Mario, wir wollen gehen, komm." Sie wollte hinzufügen: ‚Wir sind nicht die Rechten, wir zwei, für diese gute, alte Frau', aber sie ließ es, denn sie fühlte, daß sie auch Marios Liebe zu ihr nicht antasten dürfe. Ja, sein Herz war schwer wie ein Stein. Wer hatte das doch gesagt? Sie selbst?

Marios Traurigkeit wuchs langsam in einen immer mehr steigenden Zorn hinein. Er war totenblaß. Es schien nirgends mehr Raum für ihn in der Welt zu sein. Gisela befiel große Angst. Sie hastete in hilflosen Gedanken nach einem Ausweg, nach dem einen Weg, der das Arge und die finstere Gewalt in Marios Seele zum Guten zurückführen möchte. Jedes Opfer wäre ihr gering erschienen, jedes, wenn es Hilfe gebracht hätte. Da verwarf sie jählings und von Schmerz und Wut über sich selbst getrieben alle Gedanken, trat auf ihn zu und stieß heiß und wild Worte hervor, die sie erst wußte, als sie erklangen: „Mario! Schlag mich!

Digitized by Google

Ich bin schuldig, nur ich. Schlag mich, wie du Meker geschlagen hast."

Er sah auf und groß in ihre Augen. Oh, sei gelobt, Gott im Himmel, er schaute gefaßt und ohne Zorn auf und voll in ihre Augen, nicht mehr verächtlich an ihr vorbei. Sie dachte: ‚Ach, nicht viel ist ein Mädchen . . .'

Mario sagte rauh mit blassen Lippen und als sei es für immer: „Man kann nur sehen, was man liebt."

„Ich will dich ansehen, Mario."

„Ja," antwortete er und atmete tief, „ja . . ." Er hörte aus ihren Worten nur Liebesbereitschaft für das, was seine Herzensgüter anging und nicht für sich selbst.

Sonderbar, da erhob sich Dommelfei, die Alte, aus der Dämmerung ihres Versinkens, schwankend und freundlich, und trat schwerfällig dicht an die beiden heran. „Ein blondes Mägdlein bringt mir da mein Mario in den Wald," sagte sie, als sähe sie Gisela erst jetzt, und ihr welker Mund lächelte. War es die Haltung Giselas, die sie heranlockte, diese Neigung der Hingabe, so anmutig und so verloren, wie in betörender Gleichzeitigkeit nur eine tiefinnerliche Bewegung den Körper eines Menschen beugen kann, oder war es Marios heimliche Not? Sie streichelte Giselas Hand, die heftig bebte, und die halbblinden Augen hinter der großen Brille forschten inständig. Gisela sah Mario mit einem brennenden Flehen in den Augen und überglücklich an: Jetzt war es gut.

Sie beugte sich nieder und küßte Dommelfeis Hand, stürmisch und selbstvergessen. Die Alte schien es nicht zu merken. Sie ließ ihre Hand auf Giselas Arm und nahm sie mit in den Wohnraum hinüber, zu ihren Vögeln.

„Da sollst du dann nun sehen, was ein Waldvögelein vermag, mein Mägdlein."

Sie öffnete einen der kleinen Holzkäfige, nahe der Tür, und hob die alte, schwere Hand vor das Pförtchen. Der Vogel sprang auf ihren Finger, und sie trug ihn ans Licht der offenen Haustür. Dort hob sie ihn bis an die Höhe des großen, faltig gebetteten Mundes, dicht vor ihr Gesicht. „Dies ist ein Ortolan," flüsterte sie geheimnisvoll zu Gisela hinüber, „ein Liebling. Sein Brüderchen ist längst verschieden, aber auch dieser hat erlernt, was fröhlich macht." Sie wandte sich wieder dem Vogel zu und sagte: „Sing, mein Schatz, sing!"

Da hob der Vogel auf ihrer Hand den Kopf gegen das Licht empor und schmetterte laut und jubelnd sein kurzes Lied in den Morgen hinein.

Mario wandte sich ab, als er Giselas Gesicht sah. Wie herrlich war der Tag!

Später tranken sie Ziegenmilch auf der Bank vor dem Hause und aßen Brot, grobe, braune Stücke, die man aufweichen mußte, bevor man sie zum Munde führte. Mario wollte noch hier und da im kleinen Anwesen nach dem Rechten sehen, Dommelfeis Bienen seien ganz verwildert, und am Hühnerstall müsse allerhand ausgebessert werden. Gisela fühlte, daß er es nicht über sich brachte, Dommelfei jetzt in ihrer Gesellschaft zu verlassen, und schlug vor, er möge sie durch den Wald bis zum Standort der Pferde führen und dann umkehren. Es war ihr schwer, sich jetzt von Mario zu trennen, aber sie sagte es mutig. Wenn sie selbst den Rest des Weges nicht fänden, die Pferde fänden ihn bestimmt.

Mario sah sie dankbar an, ja, so sollte es gemacht werden. Dommelfei knurrte: „Da will er wieder Wohnung bei mir nehmen, der Kleinste im Wald."

Um den welken Mund zuckte es listig, als sie Gisela ansah. Giselas Herz tanzte eine Weile mit in diesem sonderbar belebten, geheimnisvoll undeutlichen Gezitter, und ihr war, als verhüllte die plumpe Gestalt dieses alten Weibes ein großes, fernes, ewiges Licht.

Hier war Marios Heimat und Mutter, hier war sein starkes Herz geboren, in diesem Geheimnis ruhte seine Kraft, die Urwelt seiner stolzen Bescheidung, die ihn so mächtig machte und seine Heiterkeit, das größte irdische Gut.

Rasch und heimlich nahm sie ein Stück des Brots vom Tisch und suchte es in ihrem Kleid zu verbergen. Da sie keine Unterkunft für ihren Raub fand, steckte sie es in den Strumpf. —

Auf dem Heimweg war Ellinor streng und schweigsam. Sie tat Gisela leid, aber sie brachte nicht recht heraus, weshalb, weil ihr im Grunde der Hochmut fern lag, die Schwester für ärmer zu halten, als sie selbst war. Ja, sie sah mit einer gewissen Scheu und Achtung, die fremd machten, auf die schöne, klare Gestalt der Schwester, die so gut und sicher zu Pferd saß, ihr immer ein wenig voraus, und so unnahbar und gemessen, wie sie selbst, Gisela, es sich oft zu sein wünschte.

Aber sonderbar, so sehr ihr im Sinn lag, ein fröhliches Gleichmaß zwischen ihnen walten zu lassen, so deutlich empfand sie, daß es in ihnen beiden zu Entscheidungen drängte, zu einer Auseinandersetzung, die nicht mehr vermeidbar war. Im Leben gab es keine Rückwege. Sie nahm sich den besten Weg vor, den es gibt, sie nahm sich vor, liebevoll zu sein.

Nach einer Weile wandte sich Ellinor halb im Sattel, hielt das Pferd ein wenig zurück

Digitized by Google

und sagte nach hinten: „Das war wirklich sehr nett und rührend, ich verstehe vieles jetzt besser. Aber von der Weisheit dieser Alten, von der so oft geredet worden ist, habe ich nicht viel verspürt."

„O Ellinor," antwortete die Schwester, „ich glaube, du stellst dir die Weisheit ähnlich wie eine Kartoffelernte vor. Ach, weit von Gott — ja das ist es — sind wir alle."

Mekers letzte Fahrt

Mario kam rasch über den Schloßhof, sprang über die Mauer und lief die Flußwiese zum Ufer nieder, wo Frau Ingrid und die Mädchen sich im Schatten der Weiden in halber Mittagssonne vom Bad ausruhten.

Gisela ließ den Stein sinken, den sie am Strand aufgelesen hatte. Sie wollte ihn damit empfangen, wie schon oft zuvor. Man durfte jeden Stein auf Mario werfen, so fest man wollte, immer fing er ihn auf. Er lachte dann und sagte: „Ein Mädchen kann keinen Stein werfen." Aber jetzt erblickte sie sein Gesicht und hielt inne.

„Habt ihr Meker gesehn?" fragte Mario.

Frau Ingrid erhob sich, schlug den Bademantel über die Schultern und ging mit ihm über die Wiese. Sie folgte ihm, er war es, der seitab trat. „Was ist geschehen, Mario?"

„Ich weiß nicht . . ."

„Vermißt du Meker? Den Morgen über war er nicht im Schloß. Ich glaubte, er hätte dich begleitet."

„Heute nicht."

Frau Ingrid wußte, daß sie Mario mit unnützen Erwägungen nur verwirrte und daß Meker immer auf ihn wartete und der erste war, der ihn bei seiner Heimkehr empfing. Sie zögerte und sah ihn an. Mario sagte: „Meker ist weit . . ."

„Mario, mein Junge . . ." sie faltete die Hände und preßte sie ans Kinn.

„Wo ist das Boot?"

Frau Ingrid wandte sich rasch um. „Lauf, Gisela, frag' Doseland, ob jemand das Boot genommen hat und wer."

Gisela lief über die Wiese, sie vergaß ihren Bademantel. Ihr blauer Anzug leuchtete im Grün. Ellinor, wie gebannt im Gras, starrte Mario an. Dann erhob sie sich schweigend und langsam und näherte sich den beiden.

Mario hatte die Augen geschlossen. Er atmete wie im Schlaf. Sein Gesicht sah leblos aus, und er stützte sich leicht an Frau Ingrid. Ellinor begann zu zittern. Sie hatte Mario noch niemals hilflos gesehen. Sie suchte Halt in Frau Ingrids Zügen, die undurchsichtig und ruhig waren.

Jetzt raffte er sich auf und lief über die Wiese in sein Zimmer. Es fehlte unter seinen Geräten eine Schleppangel für Hechtfang. Als er zurückkam, jetzt ohne Hast, sprach er nichts mehr. Zu Giselas Nachricht, niemand habe das Boot gebraucht, alle außer Meker seien im Schloß, nickte er nur.

„Willst du Meker suchen?" fragte Gisela. „Nimm doch Dorn."

„Was Dorn findet, findet Mario auch," sagte Frau Ingrid. Ihr Lächeln, das ausgleichen und ermutigen sollte, war unaussprechlich schmerzlich. Sie sah Mario unausgesetzt an.

Er trat an den Fluß und zog sich das Hemd über den Kopf, so daß er nur mit seiner kurzen Lederhose bekleidet war, deren Gurt er fester zog. So ließ er sich in den Fluß gleiten, der ihn rasch forttrug.

Keine der drei Zurückgebliebenen hatte ihn zu hindern gesucht, keine sprach. Sie verfolgten Marios Haarschopf bis zur Biegung des Flusses, der stark strömte und hoch ging, da Gewitterregen gefallen waren. Jetzt sprang Gisela zu ihrem Mantel. „Ich lauf' mit, Tante, laß mich!"

„Du bleibst hier."

„Aber muß denn etwas passiert sein?" stieß Ellinor schwer atmend hervor. „Das wäre ja schrecklich. Meker ist vielleicht zum Fischen gefahren. Mein Gott, was soll ihm denn zugestoßen sein?"

Frau Ingrid fuhr herum: „Glaubst du, daß Mario, der Meker halb tot geschlagen hat, plötzlich die Anwandlungen einer zimperlichen Gouvernante bekommt? Rasch, Gisela, ich will das Pferd."

Gisela lief um so lieber, als sie genau wußte, wieviel Pferde gesattelt werden mußten.

Frau Ingrid schien später im Hof nicht mehr darauf zu achten. Sie half am Geschirr und war ganz ruhig. Als sie aber den Knechten den Befehl gab, mit dem Leiterwagen zu folgen, brach Gisela in Tränen aus. Ellinor blieb zurück.

Derweil trieb Mario schwimmend den Fluß hinab. Zuerst ging es durch Wiesengrund, da war das Ufer leicht zu übersehen, es gab wenig Schilf. Nun zog der große Weidenbaum näher, als schwömme er, einen sanften Halbkreis schlagend, heran. In seinen Wipfeln versammelten sich im Herbst die Stare. An seinem mächtigen Wurzelwerk hatte sich eine Sandbank gebildet, und hinter ihrem leicht rauschenden Gefälle kamen tiefe, breite Strudel. Mario umschwamm die Sandbank und ließ sich in den Kessel treiben, Augen und alle Sinne auf die Umwelt des Wassers und auf die Uferbänke

Digitized by Google

gerichtet. Er faßte Fuß und trat ans Land, um den Fluß entlang nach dem Boot Ausschau zu halten. Es war nirgends zu sehen.

Die Wasserstraße glitzerte blendend in der Mittagssonne und zog sich in naher Ferne vielfach gewunden in die grün-schwärzliche Wand des Buchenwaldes, es war still, kein Vogelschlag erscholl in der Mittagsstunde, die Grillen schwiegen. Weithin lagen die sumpfigen Wiesen, spärlich weiß und gelb beblüht, hier und da von kleinen Erlengruppen bestanden. Die Kuppel des blauen Himmels leuchtete milde über der Landschaft, groß und einsam.

Mario ließ sich wieder ins Wasser gleiten, jetzt sacht gegen die Strömung schwimmend, damit das Wasser ihn nicht zu rasch an den Schilfwänden des Ufers vorüberzog. Unberührt und in ihrer natürlichen Wachstumsform standen überall die alten und jungen Triebe. Ein Geschlinge von Wasserrosen an einer tiefen, stillen Stelle des Flusses, am Eingang zum Altwasser, streifte seine Glieder, er hielt sich einen Augenblick fest und versuchte, das Wasser mit den Augen zu durchdringen, es war nicht mehr trüb vom Regen; aber auch nicht ganz klar, die Gründe schimmerten durch ein dunkelgrünes Ampellicht geheimnisvoll herauf. Eine Schar Karpfen zog zum Wiesensumpf hinüber, ziemlich tief, eisenfarben, fast schwarz.

Er ließ sich beinahe ohne Bewegungen der Glieder weitertreiben. Ein Zug Enten ruderte ins Schilf, ohne aufzufliegen. Bei einer Schilflichtung, dicht am Ufer, sah er ein Reiherpaar auf der überrieselten Wiese stehen, unbekümmert und ganz reglos wie zarte Statuen. Die Schilfwände waren ohne Riß oder Bruch, hier war nichts geschehen, was den gewohnten Tagesgang von Pflanze, Tier, Licht und Flut unterbrochen hätte.

Mario stellte diese Einzelheiten kaum mit Wissen und Erwägung fest, sondern er gab sich im tiefsten Traumwillen seiner Zugehörigkeit dem Walten der Natur hin, von nichts erfüllt, als von dem Wunsch, den Knaben aufzuspüren und sein Atmen, seinen Hilferuf oder seine Stille dem eigenen Bewußtseinsbereich hinzuzufügen.

Er wußte die Hindernisse und den einzigen Weg, wie sie das Wasser wußte, das sie umfloß, und fand, wie die Pflanzen das Licht wußten und der Nebel den Abend.

Jetzt beriet ihn nur noch sein Hilfsverlangen, seine Liebe zu Meker. Er gab den Gefährten innerlich verloren und dahin und stöhnte tief auf, so daß er erwachte. —

Dicht vor dem Eintritt des Flusses zum Wald sah Mario das zerwühlte Schilfbett. Mit zwei Stößen war er am Ufer. Er trat so weit an das verwilderte und niedergerissene Schilf des Wassers heran, als die Böschung erlaubte. Der Fluß ging hier tief und langsam. Binsen und Grundgewächse mit rotbraunem Blätterwerk und schlangenglatten Stielen schwankten unter der Oberfläche in der ziehenden Flut, als mühten sie sich schwermütig gegen den Strom. Schilf und Binsenhalme waren ins Wasser niedergeknickt und teilweise untereinander verwirkt, als seien sie unter der Flut gebündelt und herabgezogen worden.

Hier war die Stätte, die er suchte. Er zweifelte keinen Augenblick. Hier hatte sich vollzogen, was ihn den Morgen hindurch beunruhigt und gequält hatte, was er erst begreifen konnte, als Meker im Schloß fehlte. Hier war er gerufen worden, hier hatten schreckliche Not und rasche Wandlung sich vollzogen, hier war der Knabe vom Leben abgeschieden. Meker war hier und schon viele Stunden tot.

Es legte sich kalt um Marios Herz, so kalt, daß er erbebte, aber er mußte nun handeln. Es war ein ganz anderer Mario, der hier gefordert wurde, als jener, der litt. Mario sah sich selber zu. Die Gegenwart des Todes teilte ihn. Er redete sich selber laut und langsam an, sonderbar ruhig.

Sein starres, trauriges Knabenlächeln spiegelte sich in der Flut, als er nun hart ans Ufer trat und den Schauplatz mit den Augen abging, genau und aufmerksam. Ein Gefühl von unerhörter Einsamkeit beschlich ihn wie ein Licht von fernen Sterngestaden, aber es leuchtete der Seele zu einer wehen Großartigkeit und zu kühlem Entschluß. Sonderbar war die weite Erde umher, die alte Heimat, o lieber Gott, wie hatte er sie überschätzt! War das Furcht vor dem Tode? „Nein," sagte Mario zu Mario, „ich habe keine Furcht." — „Es ist wahr," antwortete Mario, „du hast den Tod oft auf den Feldern und im Wald herbeigeführt." — „Das war ein anderer Tod," antwortete Mario, „ein Tod, der nicht teilte und trennte."

Er erschrak furchtbar, als er sah, daß ein zerknittertes Schilfbündel im Wasser sich mit einem jähen Ruck regte, gezerrt und geschüttelt in der Flut verschwand und sich träge wieder emporhob. Sein erster Antrieb war, sich jählings in den Fluß zu stürzen, um gleich und mit all seiner hilfsbereiten Tatkraft an der Stelle zu sein, an der sich schaurig verhüllt und unheimlich lautlos noch Leben zeigte. Aber er besann sich und mit bebenden Gliedern überlegte er atemlos und angestrengt. Jetzt sah er in der unterirdisch gerüttelten Schilfinsel ein Stückchen von der Leine seiner Hechtangel, und sofort

Digitized by Google

wurde ihm deutlich, was sich hier vollzogen hatte und was allein die Bewegung hervorgerufen haben konnte.

Er sprang ein paar Schritte das Ufer entlang und versuchte weiter unten das Wasser mit den Blicken zu durchdringen, aber es war zu bewegt und blendete. So entschloß er sich, die Stätte schwimmend zu erforschen, und ließ sich vorsichtig ins Wasser gleiten, schwer durch Schilf und Sumpf des Ufers behindert, aber ohne Grauen. Eine erneute Bewegung im Schilf führte seinen Blick, und nun sah er in der Strömung, am Rande der Schilfmauer, etwa zwei Fuß tief unter der Oberfläche, einen großen Hecht stehen, der an der Leine hing, welche ins Schilf führte, wo sie sich verwickelt hatte. Und im zerwühlten Schilf, näher dem Ufer, unter dem fließenden grünen Glas des Wassers und in Halmen und Sonnenspeeren unwirklich schwebend gebettet, sah er, wie in einem trüben Spiegel, die Umrisse eines blassen hellbraunen Etwas, schwarz gerahmt. Das war Mekers Gesicht.

Mario schwamm mit einem eisernen Aufwand von Kraft, der schmerzte, so weit heran, daß er die Leine ergreifen konnte. Er mußte tauchen und dabei die Strömung berechnen. Er hütete sich, die Glieder in Schilf oder Gerät zu verwickeln. Der große Hecht, Mekers unschuldiger Mörder, war im Wasser auch für einen guten Schwimmer ein gefährlicher Feind. Einmal ruckte das Tier noch wild an, riß in die Tiefe und stieß sich dann weit in den Schilfwald. Mario hatte damit gerechnet. Er ließ die Leine soweit nach, als sie frei war, kam aber für einen Augenblick unter Wasser, und dem Schilf, das am Schwimmen hinderte, gefährlich nah. Aber dann schwamm er mit mächtigen Stößen, die Leine weit vom Körper gehalten, im freien Wasser um den Schlupfwinkel des Hechtes herum, stromaufwärts, und erreichte das Weidengestrüpp an der Böschung.

Der Fluß war hier hart am hohen Ufer so tief, daß Mario nicht Fuß fassen konnte. Auch war die Böschung unterspült, so daß er genötigt war, die Leine erst in den Weiden zu verknoten, bevor er wagte, ans Ufer zu klettern. Ein jäher Ruck mitten in halbsicherer Haltung hätte ihn unfehlbar ins Schilf gerissen. Ein Hecht von der Größe des gefangenen war fähig, ein Boot gegen die Strömung zu ziehen.

Jetzt war er am Ufer. Er mußte sich erst des Tieres entledigen, bevor er Meker bergen konnte. Sein Versuch mißlang, denn der große Räuber, der sich aufs neue bedrängt fühlte, barg und verwickelte sich immer tiefer und fester ins Schilfgewirr. So durchschnitt Mario die Leine, denn er fürchtete, die Bewegung möchte den Körper des Knaben lösen, so daß er abtrieb. —

Als Frau Ingrids dunkler Herrenhut und Giselas rote Kappe über den Weiden auftauchten, lag Mekers magerer Körper auf der Wiese. Mario hatte ihn gerade und gut gebettet, das nasse Haar an den Kopf gelegt und die Augen, deren dunkles Strahlen erloschen war, geschlossen. Das bleiche Gesicht zeigte einen abweisenden Ausdruck von besänftigter Verdrossenheit, als habe er trotzig durchgesetzt, nun wieder bei Mario zu sein.

Er mußte dem Hecht nachgestiegen sein, der sich ins Schilf geflüchtet hatte, als er an der Angel saß und sich in der Schnur verwickelt haben. Es war aber auch möglich, daß das Tier ihn vom Bootsrand gerissen, oder daß er beim Bergen der Beute im Boot oder am Ufer das Gleichgewicht verloren hatte. Die Leine umschnürte wie geknotet sein Fußgelenk, und das Schilf hatte seine Hand zerschnitten.

„Ach, Meker," schluchzte Gisela, „ach, Meker!"

Sie kniete vor ihm nieder, neben Mario, der bei ihm stand und das blasse, abgemühte Gesicht über den Knaben beugte. Sie nahm Marios Hand und küßte sie immer wieder, ganz fassungslos. So kam es, daß Mario sich zu ihr niederließ, und als beide vor dem toten Knaben knieten, preßte Mario ihr Gesicht fest an seine Brust, hart und mit einer wilden Entschlossenheit dem warmen, blühenden Leben zugetan, das sich so heiß und selbstverloren an ihn drängte. Gisela nahm Marios Kopf in beide Hände und küßte ihn mit der törichten, blinden Inbrunst ihres Schmerzes. Sie fühlte, daß sie ihm jetzt nichts, nichts zu sagen und zu geben hatte, nur sich. Der Tod entwich vom Schauplatz seiner Taten.

Im Sonnenschein, über die Wiesen daher, kam der Leiterwagen angefahren. Mario schickte einen der Knechte nach dem Boot an den See und den Wagen zurück. Er trug Meker auf seinen Armen ins Schloß. —

Als der Knabe auf dem Friedhof der kleinen Dorfkirche begraben wurde, hatten sich außer manchen Einwohnern der Ortschaft und der Umgebung alle Bewohner des Schlosses versammelt, nur Mario war nicht erschienen, was viele in Erstaunen setzte.

Der Sarg war unter Blumen in der Mitte der Kirche aufgestellt worden, und alle wohnten der Feier bei, Ellinor und Gisela wie auch Frau Ingrid in ihren Sommerkleidern, so daß die Lichter der Blumen in die hellen Farben übergingen, die von

Digitized by Google

den Mädchenkleidern ausstrahlten, denn die Sonne schien in die weißgetünchte, einfache Halle des Kirchenschiffs. Der Pfarrer segnete den Sarg ein, der schon geschlossen worden war, und sprach von der Schönheit des Todes, wenn er sich der Jugend annähme und ihr damit die Leiden des Daseins ersparte. Der Himmel würde sich des Kindes annehmen . . . nun ja.

Gisela sah todtraurig vor sich hin. Seit sie Abschied von der kleinen Leiche genommen hatte, fand sie nirgends mehr Halt und Trost, auch Frau Ingrids gefaßtes Angesicht bot ihr keine Zuflucht wie oft zuvor. Die junge Frau sah traurig auf den Sarg, als suche sie in tiefem Erbarmen eine Entschuldigung, eine große, einmalige und ewige Entschuldigung. Gab es sie nicht in der Welt?

O Mario, komm und mach' es gut! Gisela sehnte sich nach Mario. Sie dachte an die harte, wortlose Heiterkeit, in der er am Morgen nach Mekers Tod seinen Tag aufnahm, als sei die Trauer ein Makel. Die Melodie seines Schritts, ihr lieb wie kühler Wind an heißen Tagen, ließ in jähem Erschrecken ihre Tränen stocken, als sie ihn morgens über den Schloßhof gehen hörte. Mit dem Klang seines Schrittes sah sie ihn ganz vor sich, denn in seinem Schreiten war sein Wesen wie das Herz in einem Lachen und der Schein in einem Blick. Er war wie der Tag. Hörte man den Morgenwind im ersten Licht, so wußte man das Geflüster des Wassers am Wiesenrain und sah die Blätter der Baumzweige, die Kuppeln der Bäume, ihr Gold und Grün. Man wußte, daß die Blumen auf den Feldern sich auftaten und daß die Bienen die farbigen Glocken besuchten. Es duftete nach Heu und feuchtem Grund. Die Stare, immer in kleinen Schwärmen, schossen über die Stoppeln und segelten über die Scheunendächer . . . alles lag im ersten Klang des Morgenwinds.

Was gab Mario jene heitere Zuversicht, die er so wenig zur Schau trug, wie seinen Schmerz? Ihr war, als sei Meker bei ihm wie immer. Ja, er lag nicht dort in dem Bretterschrein unter den Blumengaben der fremden, trauernden Menschen. Er war, wo Mario war, der ihn liebte und seine Liebe nicht wußte, der um ihn litt und seinen Schmerz nicht kannte.

Der Pfarrer sprach immer noch. Es schwindelte sie leicht.

Sie fühlte sich sanft umfaßt und in das Gestühl einer Kirchenbank geführt. Nur Frau Ingrid konnte auf solche Art berühren, es war wie ein freundliches Wort.

Als sie nebeneinander saßen, schob ihr Frau Ingrid ein kleines Buch auf die Knie, das aufgeschlagen war, und Gisela las:

Und die Kraft, die ihn gebar,
Nahm ihn wieder, wie er war.
Und mit Freuden trug sie ihn
Möglichst, wo die Sonne schien.

Schlaf, mein Knäblein, wie du mußt,
Ruhig an der Mutter Brust.
Ewig klingt ihr helles Lied,
Weil des Vaters Tat geschieht.

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und zum erstenmal war ihr Leid um das gestorbene Kind von einer gläubigen Seligkeit erhellt.

Marlehn

Die Sonne brannte im Schilf. Es war um die Hundstage und so heiß, daß nichts und niemand sich rühren mochte. Man überließ dem Himmelslicht seine furchtbare Herrschaft, in deren goldenem Zorn nur die Insekten Wohltat spürten. Ihre schillernden Leiber flimmerten über den wilden Malven im Uferschutt und um die gelben Kelche der Ranunkeln in den Sumpflachen, oder am grünen Gestänge des Rieds.

Mario lag am Flußufer im Halbschatten der Schilfspeere, braun, schlank und nackt, die Hände hinter dem Kopf, den Blick, durch die Lider abgeblendet, in den offenen Himmel gerichtet. Es zog ein kaum spürbarer Windhauch, bewegte die Halme an ihren zarten Wipfeln und sirrte in den dürren, losen Schilfhülsen. Er trug den betäubend herben und belebenden Gluthauch der Pfefferminze heran, deren Stauden die Uferhänge besiedelten und deren wandernden Seelchen sich zuweilen der Wohlgeruch des Thymians als feiner Duft zugesellte. Die kleinen Blumenvölker, dicht am Boden, hell- und dunkelviolett, empfingen die Bläulinge. Zart und lautlos gaukelten die Falter, winzige Himmelsfünklein, träge und fröhlich, immer denselben Ort umflatternd, unbereit zu weiten Fahrten, sonnenselig und gerne unter sich.

Im Südwesten zog ein Gewitter herauf. Eine breite schwarze Wand schob sich mächtig und drohend empor. Die Sumpfwiesen darunter, jenseits des Flusses, fernhin im buscharmen Sumpfgelände, loderten in einem überhellen Grün, in einer giftigen, angsterregenden Sonnenherrlichkeit, die trügerisch tröstete.

Zuweilen hörte man den Fluß. Es gluckste in den Strudeln oder ein Fisch sprang. Mario dachte an Gisela, die heitere,

Digitized by Google

gesunde und doch so dunkle Seele, in die er tausend forschende Blicke seiner Sehnsucht warf und die für ihn niemals eine geschlossene und einheitliche Gestalt wurde. Sie hatte viele Herzen. Ihre Knie hatten ein Herz, ihre Hände, ihr Haar und die Stimme, aber das Herz ihres Herzens lag verborgen und zeigte sich selten. Immer war sie im Gegenwärtigen ganz vorhanden und arglos hingegeben, als sei nichts leichter und nichts ihr lieber, als ihren ganzen Wert darzubieten. Sie stellte dar, was dem Durstigen eine Schale oder dem Müden ein kühles Lager verspricht. Aber der Trank fehlte der Schale und dem Bett der Schlaf.

So waren Süßigkeit, Kummer und Feindschaft in ihr, und manchmal schien es, als haßte sie den Ernst, es sei denn, daß er von ihr kam, in seltenen Augenblicken, und nur, wenn sie das Leid ahnte, das sie heraufbeschwor, und Kraft aufwandte, um über das hinwegzutrösten, was sie nicht gab.

„Willst du mich verwunden, Gisela?" fragte er in die Sommerschwüle des kühlen Tages hinein. „Wie muß ich sein, damit du einfach und gut bist? Muß ich meine Kraft aufgeben, um dich gut zu machen? Du bist nicht gut. Warum machst du mich böse? Ist es dann besser, Gisela? Weshalb willst du, daß ich mich verlieren soll, damit du meine Liebe siehst? Wieviel ist sie noch wert, wenn ich mich verloren habe?"

Ja, Giselas Seele war in das wechselnde Bild ihrer Erscheinung verwoben. Es machte schmerzlich unruhig, sich wieder und wieder nur an dieses Bild halten zu müssen, und doch taten die Augen es über alles gern und voll Glauben, die leiblichen Augen und die tief-innerlichen, die alles schauten. Nicht nur das blonde Haar, sondern auch den Sinn der Regung, mit dem sie es aufwarf oder fallen ließ. Nicht nur die Lippen, wie sie sich bewegten oder ruhten, sondern auch, was der Mund verschwieg, sein Lächeln oder seinen Unwillen. Ihr Gang war nicht nur Regung und Lust, sondern eine Aufforderung, wie sie im Farbenlicht der Blumen und in ihrem Duft walteten oder im Neigen des Korns. Was wußten wohl seine leiblichen Augen an ihrer Hand zu erschauen? Ein zartes Lebensgebilde, sinnvoll begabt, aber darüber hinaus atmeten ihre Hände die Wohltat einer ewigen Führung. Sie hielten und waren die Gnadenschale zwischen Beginn und Ende, zwischen Vater und Kind.

Mario hörte Schritte im Schilfgrund, und sein Herz verstummte. Jetzt klang eine dunkle, leise singende Mädchenstimme auf. Er kannte Lied und Melodie aus dem Dorf. Die Füße kamen näher. Er vernahm, daß es nackte Füße waren. Sie suchten im rauhen Ufergelände zwischen Steinen und Schilfstoppeln tastend und unregelmäßig nach weichen Stellen am Boden und zertraten nichts; ein Fuß im Schuh tappte dagegen roh und ohne Gedanken.

Mario blieb reglos und ohne Anspannung liegen wie ein schlafendes Tier, ganz ohne Sorge und dessen gewiß, daß jeder, der ihn nicht suchte oder nichts von seiner Gegenwart wußte, ihm auch in unmittelbarer Nähe vorbeigehen würde, solange er sich nicht rührte. Der Schatten der Schilfhalme verwischte die Umrisse seines Körpers, dessen Ton den Farben des Bodens glich. Auch seine Kleidung, die neben ihm lag, paßte sich der Umgebung an, als gehörte sie zu ihr.

Jetzt teilte sich die Schilfwand. Er hörte den knisternden Vorhang hinter sich, denn es waren viele welke Halme vom vergangenen Jahr zwischen den grünen, neuen Schossen, und der Schritt verstummte. Mario fühlte die fremden Blicke auf sich ruhen.

„Oh . . . Mario! Ich bin es, Marlehn, störe ich dich, Mario?"

„Wenn du wieder gehst, nicht," antwortete Mario.

„Ich will nicht weitergehen, Mario."

Mario wandte sich um und sah aufmerksam in Marlehns braunes Gesicht, das aus dem Schatten der schwarzen Haare mit großen glanzvollen Augen, dunkel wie die Nacht, auf ihn hinstarrte. Die Stimme hatte angstvoll und trotzig an sein Herz geschlagen. Das klang aus ihr wie eben noch aus ihm.

„Marlehn?" Sie sah ihn nur an und schwieg. „Setz' dich — es gibt ein Gewitter."

„Darf ich hier niedersitzen?"

„Ja doch. Weshalb nicht. Gib mir das Hemd."

Sie reichte es ihm, gern, gehorsam. Ihr gebändigter Blick, gierig und scheu, vermied es, unter dem Licht seiner Augen seinen nackten Körper zu umforschen. Er warf das Hemd über, nicht anders, als striche er sich über das Haar. Er sah, daß sie zitterte.

„Was schreckt dich? Fürchtest du dich vor dem Gewitter, Marlehn? Es ist noch weit."

„Ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter."

Sie reichte es ihm, gern gehorsam. Ihr war, als habe er zu viel gewährt, als sei seine flüchtige Gunst eine allzu schwere Last, und doch war es ihr zu wenig. Ihr farbloser Kittel aus ungebleichtem Leinen verhüllte ihren Körper nicht anders als ein loses, kurzes Hemd. Er war alles, was sie trug. Sie zog die Beine an den Körper, als

Digitized by Google

sie sich niederließ, als sei es nicht schicklich, sie lang und nackt darzubieten. So hockte sie nun unsicher und unbequem schräg vor ihm in dem durch den spärlichen Schatten des Schilfes abgedämpften Sonnenschein, die Blicke auf den Knien und die suchenden Hände bald hier, bald dort, als seien sie ohne Erlaubnis da und überflüssig, da sie nichts zu schaffen hatten.

Mario schwieg nach seiner Gewohnheit und nach seinem Willen. Er legte keinen Wert auf das Aussagbare und war den Zwang leid, unter dem er nun schon seit vielen Wochen im Schloß lebte. Er dachte an Frau Ingrid, grade jetzt, wie immer, wenn ihm darum zu tun war, durch sein Schweigen nicht zu verletzen. Das ging nur leicht und gut vonstatten, wenn er es in ihrer Gegenwart konnte. Gisela reizte er oft durch seine scheinbare Verschlossenheit, denn sie verstand wohl die ungesagten Regungen der Seele aufzunehmen, jedoch sie legte sie zumeist auf ihre Art und nach ihrem Gefallen aus. Traf dies Gefallen seinen Sinn, so war es beglückend. Aber wie sollte man ihr Gefallen erraten, das wechselte wie das Licht aus rieselndem Wasser?

Marlehn war froh, daß Mario sie nicht ansah, obgleich sie wünschte, er möchte es tun. Schon nach ganz kurzer Zeit empfand sie die Beruhigung, die von ihm ausging, eine Kraft und Stille, die sie wieder verließ, sobald sie sich von ihm getrennt hatte, die sich in heiße Unstete und zehrendes Verlangen verwandelte, wenn er fern war.

Zögernd begann sie, besorgt an seinen Kummer zu rühren: „Meker ist gestorben ..."

„Ja, Marlehn, er ist begraben."

„Nun bist du allein."

„Ja, Marlehn, so nennen es die Menschen."

„Bist du traurig?"

„Nicht immer. Seine Nähe ist überall zu fühlen, und ich spreche mit ihm."

„Ja, ja, auch ich spreche auf der Weide mit . . . oder ich singe, das ist dasselbe. Er war immer bei dir. Ich durfte mit in die Kirche. Mich mochte er nicht leiden. Wenn er mich sah, warf er mit Steinen — große nahm er, so . . ." Sie zeigte es mit den braunen Fingern.

Mario lachte vor sich hin. „Ja, er warf mit Steinen." Er versank in Sinnen und hörte Marlehns Stimme nicht mehr anders als Wind oder Wasser. Sie verstummte langsam.

Endlich sagte Mario, als spräche er über Ufer und Wiesen hin zu niemand und allen: „Würdest du betrübt sein, zornig oder voller Angst, wenn ich dich schlüge?"

„Willst du mich schlagen?"

„Nein, Marlehn. Wohin denkst du?"

„Ich würde nicht betrübt sein."

„Sicherlich nicht?"

„Wenn du es tust, so ist es recht."

„Ich habe ihn nie gescholten." Marlehn forschte in seinem Gesicht, während er sprach. Sie suchte zu ergründen und recht zu verstehen, was er meinte. „Er weiß kein böses Wort von mir. Schläge sind besser als böse Worte."

Marlehn nickte zustimmend. „Schläge vergißt man," sagte sie. „Böse Worte brennen lange."

„Und gute Worte?"

„Gute Worte vergißt niemand."

Marlehn fühlte, daß Mario ihr jetzt von Herzen wohlgesinnt war. Sie war so glücklich, daß er mit ihr sprach.

Mario sagte: „Ja, er nahm Steine. Er war so einsam, wie sie. Niemand liebte ihn genug, nur das macht traurig."

„Er hat dich so sehr geliebt," antwortete Marlehn, „wie man Gott liebt, ach, immer und überall, das sah jeder." Mario schwieg. Marlehn fuhr leise fort: „Das ist besser . . ." Dann wurde es still. Eine Libelle sirrte heran, man hörte den Flügelschlag, sie ließ sich auf einem Halm nieder und blieb bei den beiden. —

‚Ich will immer bei dir sein, Mario,' dachte Marlehn, ‚Tag und Nacht. Wenn du dich freust oder klagst, so möchte ich es ganz zu mir aufnehmen, nur für mich, und wenn du schläfst, würde ich die Erde sein, auf der du liegst.'

Marlehn mochte sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein. Mario kannte sie seit lange, er war ihr schon begegnet, als sie noch bei der Feldarbeit half, und zuweilen im Wald beim Pilz- oder Beerensuchen. Sie hütete das Vieh im Herbst und brachte Honig, Eier und Geflügel aufs Schloß.

Gesund und braun wie Erde atmeten die jungen Glieder unter dem rauhen Kittel. Sie trug keine Zierde als ihr Haar, keinen Schmuck als ihre Jugend. Land, Sonne und Nacht waren ihre Eltern und Geschwister, sie gehörte niemand und allen und war die Ärmste der Armen. Man sah sie überall gern, aber sie sah nur Mario.

„Wolltest du baden?" fragte Mario.

„Wenn du willst, bade ich."

Ein Gluthauch, der nicht von der Sonne kam, flog über Marios Körper, ein tiefer Schatten nahm seiner Seele das Licht ihrer Freiheit, und ein fremdartiger Zorn erhob sich. Der rauhe, demütige Ton der Mädchenstimme sog lau und schaurig in unbekannte, lichtlose Tiefen voller Qual und Entzücken. So war es nie gewesen.

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Karl Blocherer

Digitized by Google

Digitized by Google

Marlehn senkte den Kopf, er fiel ihr auf die Schulter. „Lieber Herr . . .“ sagte sie so leise, daß es wie ein Seufzer klang, aber lieblich wie ein heiliger Gruß.

Mario richtete sich empor, schlug die Augen voll auf und sah auf sie hin. Ein unbändiger Stolz und ein Jubel von solcher Kraft und Klarheit brach aus seinen Zügen, daß sie leuchteten. Es war, als spürte das Mädchen seinen Zustand, als strahlte er vom Erdboden wieder, auf den ihr Blick und Angesicht gebeugt waren.

„Ja, Marlehn,“ sagte er liebevoll und hart. Er nahm ihren Kopf hoch, jedoch er fiel zurückgelehnt an seine Schulter, und sie sah ihn an, obgleich das helle blaue Licht unter seiner Stirn sie bedrängte, als müßte sie darin vergehen. Ihr war, als würde sie Zeit ihres Lebens die Stelle spüren, an der sein Arm ihre Schläfe berührte.

Nun fühlte sie, daß Marios Augen tief in den ihren etwas suchten, und sie hielt tapfer stand, ungewiß des Glaubens, als sei sein Forschen ein Wunsch und als müßte sie ihn erfüllen. Die Hoffnung, etwas für ihn tun zu können, war so beglückend, daß sie alle eigenen Wünsche in ihr verwandelten. Das klare schwarze Tiergefunkel ihrer Augen empfing Marios Blicke, wie die irdische Nacht die Sterne, unschuldig und gierig, ein unergründbares Tal der Welt.

Die spiegelnden Kreise ihrer Augen sogen Marios Blick in ihr Bereich. Sie nahmen sein Fragen und Forschen an und konnten ihm nicht antworten, denn sein Verlangen ging über ihre Kraft hinaus. Sie spiegelten ein trauriges Gesicht und wurden fester und immer stiller, denn Mario litt sicherlich große Schmerzen, viel größere als der kleine, unheilige Gram gewesen war, der sie ans Schilfufer zu ihm getrieben hatte.

Da lachte Marlehn ein ratloses, schüchternes Kinderlachen in sein Gesicht empor, senkte den Kopf an seine Brust, und er fühlte, wie sie bebte. Nach einer Weile tropfte es aus ihren Augen auf seine Knie nieder. Er ließ die Tropfen fallen, als seien es große Gaben, und war erstaunt über den Reichtum Marlehns.

(Schluß des Romans im nächsten Heft)

Welt von oben. Von Karl Maria Holzapfel

Fünfhundert Meter unter mir
Leuchten die Felder,
Grüßen die Wälder,
Schimmern die Seen
Wie bunte Feen!
Erde! Du Würfelspiel!
Eckige Felder und auch kreisrunde
Sind mit im Bunde.
Doch mir gefällt's nicht.

In mir die Stimme spricht:
Auf jene Berge pflanzte ich Fahnen!
Jenen Fluß lenkt' ich in andere Bahnen.
Dieses eckige Feld machte ich kreisrund,
Jenes farblose bunt.
Statt jener Felder
Pflanzte ich Wälder
Und jenes störende Haus
Müßte raus!!

Während dieser Gedanken
Sah ich die Höhennadel schwanken – –
Wir stiegen! Auf tausend! Wir kamen durch Böen . . .

Wie anders von hier die Landschaft zu sehn . . .
Seltsam, seltsam, je höher wir klommen,
Bin ich zu neuer Erkenntnis gekommen:

Die Tönung muß bleiben! Der See! Und der Wald!
Von jenem Feld gerade die Gestalt!
Von den hellen und auch den dunklen Flecken
Möchte ich keinen verwischen, verdecken.
So, wie es dem Auge entgegenquillt
Ein formvollendetes Landschaftsbild!

Sagt – – –, habe ich aus jenen Höhn
Auf eigenes Schicksal hinuntergesehn? – – –

So, wie die Grenzen mir gesteckt,
Mein Wald sich in die Winde reckt,
Möcht' ich nicht Hell und Dunkel tauschen,
Niemals der bunten Ströme Rauschen
In andre Meere münden sehn!
Gesegnet sei, was mir geschehn!!

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Schloß Elmau. Von Johannes Müller

In einem paradiesischen Hochgebirgstale vor der Grenzscheide der Wettersteinwand erhebt sich auf einem Höhenrücken, der das ringsum von bewaldeten Bergen und Matten eingeschlossene Wiesental in zwei Hälften teilt, in völliger Weltabgeschiedenheit und Stille Schloß Elmau. Wer es nach fünfviertelstündiger Wanderung von der Station Klais auf dem schmalen Weg, der sich erst bergauf und dann bergab durch freundliche Täler schlängelt, aus dem Walde heraustretend plötzlich erblickt, ist zunächst ergriffen von dieser seltsamen Landschaft, die ihn schweigend umfängt, von dem geschlossenen Zug majestätischer Berge, die bis zur Zugspitze hin mit ihren Vorposten wie Hüter des Tals über bewaldete Bergrücken in den lachenden Wiesengrund blicken. Und dann ist man verblüfft über das mächtige Bauwerk, das auf diesem unerhörten Hintergrunde rätselhaft in feierlicher Einsamkeit und vornehmer Verschlossenheit daliegt.

*

Schloß Elmau ist das Ergebnis und die Kristallisation meines Lebenswerks, das schon vor 38 Jahren an die Öffentlichkeit trat. Es erstreckt sich auf den Menschen als solchen und sucht das Problem, das er selbst darstellt, zu lösen. Der Eindruck, daß wir noch nicht das sind, was wir sein sollen und könnten, und noch nicht wissen, was das Leben eigentlich ist (W. v. Humboldt), trieb mich dazu, mein Leben daranzusetzen, das Rätsel Mensch zu lösen und sein wahres Leben zu entdecken. Aber sehr bald merkte ich, daß das keine Aufgabe der Erkenntnis und des Denkens, keine Sache der Anschauung und der Einsicht ist, die man mitteilen kann, sondern des Verhaltens und Tuns, ja ein Weg des Lebens, den man suchen und gehen muß. Und meine Vorträge und die „Grünen Blätter", die ich nach fünfjähriger Tätigkeit begründete (jetzt im 32. Jahrgang), brachten mir die Erfahrung, daß hier auch Aufklärung und Wegweisung nicht genügt, sondern wie die Entdeckung des Menschen und seines ihm eigentümlichen Lebens eine durchaus praktische Angelegenheit des empirischen Versuchs ist, man auch dem Menschen nicht theoretisch, sondern nur praktisch auf den Weg dazu verhelfen kann.

Aber auch die praktischen Anweisungen dazu, die rein konkrete Behandlung der geeigneten Lebenshaltung, wie sie bei jeder Lebensfrage und Aufgabe eingenommen werden müßte, verhalfen nicht einmal zu lebendigem Verstehen, geschweige zu gelingendem Tun. Sie bringen und ersetzen uns nicht die Erlebnisse und Erfahrungen mit ihren unmittelbar wirkenden plastischen Kräften und erzieherischen Einflüssen. Und die rechte Haltung gewinnt man nur durch eigne Versuche, durch Übung und Gelingen, zu dem das Mißlingen führt, wenn es immer neue Versuche hervorruft. Genau wie man Skilaufen nicht durch Lesen und Hören, sondern nur auf dem Skihügel durch Anschauen und Üben lernt.

Damit steht die Tatsache im Einklang, daß nur das im Werden und Leben von Wert ist, was von selbst wird. Alles andere ist gemacht, künstlich, unwirksam und nicht lebensfähig. Denn der Mensch ist ein lebendiges Wesen, das von selbst seine Entfaltung und Bildung, einfach indem es lebt, gewinnen muß. Und das ihm eigentümliche Leben ist schöpferisches Geschehen, das von selbst aus dem lebendigen Kontakt mit seinen Schicksalen und Abenteuern, Nöten und Aufgaben hervorgeht. Deshalb ist alles, was wir von uns aus tun können, nur dies, daß wir nach einer empfänglichen Haltung für alle Lebensanstöße trachten und alle Hindernisse für das Vonselbstgeschehen aus dem Wege räumen.

Infolgedessen verlangte es mich immer stärker danach, mit Menschen zusammen zu leben, um dies alles zu prüfen und zu probieren.

Alles das war mir noch nicht klar, sondern ich war ihm erst auf der Spur, aber der dunkle Drang, der von der Witterung dieses Sachverhalts ausging, trieb mich 1902 dazu, in dem mittelalterlichen Schloß Mainberg (bei Schweinfurt) in Form einer Sommerpension eine „Freistatt persönlichen Lebens" zu begründen, in die ich meine Hörer und Leser einlud. Ich war damals vor allem gespannt, wie sich das gemeinschaftliche Leben und die „Ferien vom Ich" für die einzelnen auswirken würden. Aber damit das echt und lebensfähig herauskäme, ließ ich das Leben sich da ganz frei entfalten, niemand wurde behandelt oder absichtlich beeinflußt. Ich machte es wie ein Gärtner, säte Anregungen aus, beseitigte Hindernisse und wartete, was wird. Das Ergebnis war für mich eine Fülle von Erfahrungen, Entdeckungen und praktischem Wissen vom Leben, und für die Gäste Verwandlungen und Entwicklungen in sich selbst und eine neue Art, auf das Leben einzugehen.

Als nun Schloß Mainberg die Gäste nicht mehr fassen konnte, wurde das Ganze wäh-

Digitized by Google

rend des Weltkrieges in die Elmau verlegt, da ich die heroische Natur und Abgeschiedenheit des Hochgebirges für eine bessere Grundlage dieses Menschenheims hielt als die Romantik der alten Burg.

*

Das Haus selbst ist ihrer würdig und ebenso für den Sinn des Ganzen prädestiniert wie die Landschaft. Es hat ganz von selbst aus der Landschaft und dem Gelände seine Gestalt gewonnen und ist aus seiner Bestimmung und den Erfahrungen von Mainberg erwachsen bis in alle Einzelheiten seines räumlichen Organismus, so daß es wirklich der lebendige Leib des Elmauer Lebens geworden ist. Und ebenso wurde dieses selbst unabsichtlich anders als in Mainberg, weil die Lebensbedingungen des Ortes und der Zeit andere waren. Aber auch sonst gibt es darin nichts Gewolltes, Beabsichtigtes, Gemachtes und deshalb nichts Geschmackloses. Wie in Mainberg gegen Ende des zweiten Sommers der Tanz beinah gegen unsern Willen aufkam, Wurzel schlug und sich wundersam entfaltete, so trat hier nach einigen Jahren souverän die Musik in den herrlichen Saal und offenbarte sich als unvergleichliche Lebensmacht. Aber auch sonst hat sich alles Neue von selbst eingestellt, gebildet und entwickelt.

Nun soll man aber ja nicht meinen, daß sich hier eine immer wechselnde Gemeinde solcher zusammenfindet, die mit mir in dem, worum es mir geht, verbunden sind. Die meisten ahnen davon nur dunkel etwas, doch viele suchen nur das Erholungsheim mit geistiger Anregung, wobei man oft nicht weiß, ob sie wegen dieser oder trotz ihrer kommen. Aber das tut nichts. Es soll ja hier weder etwas gemacht noch gezüchtet werden. Ja, es ist sogar sehr günstig, da nur das Wert hat, was von selbst wird, wenn die meisten gar nicht wissen und verstehen, worauf alles hinaus will. Und die vorläufig Unzugänglichen sind der passive Widerstand, die Erdenschwere, die für das Gedeihen von etwas Gesundem ebenso nötig ist wie die positive Anregung, anderseits aber auch der jungfräuliche Boden, der bisher brach gelegen hat.

Aber trotzdem hat das Leben in der Elmau eine ganz markante Eigenart. Vor allem ist es der vertraute familiäre Charakter des gemeinschaftlichen Lebens, der ja dadurch schon mitgegeben ist, daß die immer wechselnde Tischordnung alle Gäste miteinander bekannt macht, und die dienenden Kräfte größtenteils Helferinnen sind oder waren, die in geselliger Fühlung mit den Gästen leben. Dann der Geist des Hauses, der das freie Leben in der Natur und im Haus in seiner Art unmerklich beeinflußt und doch so stark wirkt, daß er von den neu Ankommenden meist sofort empfunden wird, obgleich man sich gar nicht weiter um sie kümmert, sondern die Fühlung mit den andern, das Einleben in diese neue Welt auch hier von selbst werden läßt. Ich selbst stehe dabei ganz im Hintergrund, kann nur sehr wenig im Schloß verkehren und beschränke mich darauf, jede Woche eine freie Ansprache, wie sie sich aus den Anregungen des Lebens hier ergibt, und nach Bedarf Fragenbeantwortungen zu halten, aber bin für alle zu haben, die mich persönlich brauchen.

Es kommen nämlich viele, die nicht mit dem Leben zurechtkommen, die infolge von Schicksalsschlägen, Nöten, Schwierigkeiten und Leiden Hilfe brauchen. Denn ich bin im Laufe der Zeit als ein praktischer Ratgeber in allen Lebenslagen bekannt geworden. Aber auch für solche hat sich als erste und wirksamste Hilfe der Aufenthalt als solcher erwiesen. Die Naturverbundenheit, das gemeinschaftliche Leben, meine Ansprachen, die Musik, der Tanz, das Bergsteigen, das Familienbad am Ferchensee, das Skilaufen haben eine unmittelbare wiederherstellende, stärkende, entfaltende und klärende Wirkung. Deshalb sage ich z. B. immer solchen, die mich sofort sprechen wollen, sie sollten erst ein oder zwei Wochen hier zubringen. Dann stellt sich meist heraus, daß ihnen schon ganz von selbst klar wurde, was sie brauchen, was natürlich viel wertvoller und lebendiger ist, als wenn ich es ihnen hätte sagen müssen.

Nur ist eben alles hier ganz anders. Es ist nirgends „Betrieb“ und kein Massentum, obwohl in der Hochsaison über zweihundert Gäste da sind. Es ist alles frei, unkonventionell, natürlich. Man weiß nichts von Titel und Beruf, Herkunft und sozialer Lage, Konfession, Weltanschauung und politischer Stellung der andern. Berühmte Menschen genießen hier einmal das seltene Glück, unbeachtet leben zu können. Die Beziehungen spinnen sich unbefangen und unwillkürlich an. Man findet sich zufällig. Fast alle werden hier bald ganz anders, in einer besonderen Weise lebendig, glühend, beglückt. Die leuchtenden Augen und strahlenden Gesichter zeugen davon. Das einfache, kindliche, zutrauliche Wesen wacht selbst in den würdesteifen, in sich verkrochenen, blasierten Menschen wieder auf. Man denkt nicht mehr daran, eine Rolle zu spielen, sondern genießt es, Mensch unter Menschen zu sein, und im harmlosen Verkehr löst sich die verkrampfte oder affektierte Haltung von selbst.

*

Man lebt tagsüber möglichst vom Schloß weg nach außen, wie man gerade Lust hat, und jeder kann dabei, soviel er will, für sich bleiben. Weder zu Tisch noch zu den Vorträgen und Konzerten braucht er zu kommen. Und der Tanz ist wie schon in Mainberg mehr ländliches Spiel als salonmäßige gesellschaftliche Unterhaltung. Wir sind deshalb auch den alten Tänzen treu geblieben, weil die exotischen Tänze in Pariser Auf-

Digitized by Google

machung äußerlich und innerlich hier wesensfremd und stillos wären. Unser Tanz ist eine enthusiastische Lebensfeier geworden, wo man schweigend sich ganz selbstvergessen der hohen Kunst weiht. Deshalb hat er sich uns auch in seinem geheimnisvollen Wesen und wunderbaren Wirkungen für den ganzen geistleiblichen Menschen offenbart. Aber ebenso wird der Musik hier von Künstlern wie Hörern in einer Weise gehuldigt (z. B. im verdunkelten Saal und ohne Applaus, wozu es auch erst ganz allmählich und von selbst kam), daß das Geben und Empfangen der Meisterwerke sich in einer ganz andern Sphäre vollzieht als in den großstädtischen Konzerten, eben im Heiligtum der Kunst.

Das Schloß trägt also unsichtbar die Inschrift: „Hier bist du Mensch, hier darfst du's sein." Aber gleich darunter steht: „Nichts Menschliches ist uns fremd" und „Werde, was du bist!" Wir nehmen jeden, wie er ist, herzlich auf und erwarten nur, daß er die Gastfreundschaft nicht mißbraucht. Wir wollen ihn nicht anders haben, sondern lassen ihn sein, wie er ist, und hoffen nur für ihn, daß er ohne unser Zutun wird, was er eigentlich ist. Aber am häufigsten spreche ich den Satz aus: „Wer überzeugt ist von sich selbst, mit dem kann auch Gott nichts anfangen." Das unüberwindliche Hindernis, um von Elmau etwas zu haben, ist das lächerliche Selbstgefühl: Ich bin doch wer und kann doch was! oder wie sonst sein Bewußtseinsgehalt aussehen mag. Wer sich selbst behaupten und zur Geltung bringen will, sein Ansehen höher schätzt als seine Seele, bleibt draußen, auch wenn er wochenlang an allem teilnimmt. Eitle Menschen kommen ja nicht einmal hinter das Geheimnis des Tanzens. Wer anspruchsvoll ist, bleibt Fremder unter Fremden, aber der Anspruchslose findet viele Freunde, und wer sich fahren läßt und vergißt, schlägt in einem Lebensboden Wurzel, aus dem er verwandelt und verjüngt hervorgeht. Die mißtrauischen und kritischen Gemüter sind unempfänglich, aber die aufgeschlossenen, freien, bereiten und unbekümmerten empfangen mehr, als sie fassen können. Es wird erst ihr eigen und kommt ganz heraus, wenn sie, wieder daheim, es in den alten Verhältnissen, in ihren besonderen Aufgaben, Nöten und Schwierigkeiten ausleben.

Infolgedessen hängt alles davon ab, wie man hier heraufkommt, in den Kreis der Gäste und dienenden Mitarbeiter eintritt und sich zu dem stellt, was man sieht und hört. Man tut am besten, sich, so wie man geworden ist, seine Persönlichkeit samt ihrem süchtigen, in sich beschränkten und verkrampften Ich, seine geistige, berufliche, gesellschaftliche Welt nach Inhalt und Form, den ganzen Fitz von Nöten, Schwierigkeiten, Leidenschaften und Bestrebungen hinter sich zu lassen, auch das Gewand seiner Weltanschauung und Lebensauffassung, das gewohnte Gehabe der Lebensmanier abzulegen und förmlich neugeboren die Elmau als ein Neuland menschlichen Seins zu betreten, um ganz darauf einzugehen und darin Wurzel zu schlagen. Alle Quellen des Lebens springen nur der selbstvergessenen Hingabe auf. Die Natur z. B. nimmt uns nur, wenn wir ganz in ihr aufgehen und entspannt in ihr versinken, in ihren mütterlichen Arm und Schoß. So kommen wir aber auch nur zum Erlebnis des anderen, der Kunst, des Tanzes, des Wortes der Wahrheit und jeder Lebenswirklichkeit, wenn wir nichts als empfängliche Organe dafür sind. Genau wie wir uns geben, so empfangen wir.

Aber diese Empfänglichkeit einer Liebe auf den ersten Blick hat selten jemand von vornherein. Ich bin froh, wenn man ohne Vorurteile und Vorstellungen kommt, die man sich „gemacht hat", und weder Phantast noch Gönner noch Skeptiker ist. Denn wer nur einigermaßen unbefangen und offen sich den Eindrücken hingibt, wird von der Wirklichkeit so überrumpelt, daß er besinnungslos darauf eingeht, zunächst seinen Rucksack voll Sorgen, Kummer und andern Lasten abwirft, um dann an dem Leben in der Elmau teilzunehmen und ein Stück nach dem andern von sich selbst bis zur letzten Kulturhaut abzulegen. Wer nun aber meint, daß sich hier „Naturmenschen" formlos herumtreiben, der ist auf ganz falscher Fährte. Ebenso wer glaubt, die Freiheit des persönlichen Verkehrs von Männern und Frauen habe bei uns etwas mit der Emanzipation der modernen Menschen von Moral und Sitte auf geschlechtlichem Gebiet zu tun. Der moderne Mensch gilt hier als etwas, was überwunden werden muß, damit der zukünftige Mensch werde.

Aber wie verschieden es den einzelnen gehen mag: der Aufenthalt hier ist für fast alle ein Jungbrunnen der Menschlichkeit, ein tiefes Aufatmen der Seele, eine große innere Befreiung und Entlastung. Sie sehen die Dinge anders, nehmen nichts mehr tragisch und sich selbst nicht so wichtig, werden positiv in ihrer Lebenshaltung und trauen sich mehr und mehr, unbedingt auf das Leben einzugehen, sich zu ihrem Schicksal zu bekennen und aus der Vorsehung zu leben. So geht ihnen alles mögliche von den Elementen der neuen Lebensweise auf, die sie für schöpferische Lebensäußerungen bereit und reif macht.

Das ist Schloß Elmau. Ein Ausländer nannte es einmal „das köstlichste Kleinod deutscher Kultur". Gewiß ist es eine Blüte deutschen Wesens. Es gibt wohl sonst nicht dergleichen. Aber es ist weniger Kultur als Natur. Deshalb überschrieb ein bekannter Journalist seine Darstellung der Elmau: „Eine Menschenlandschaft". Ich selbst möchte lieber sagen: Es ist ein Quellort schöpferischen Lebens. Denn das Konstituierende ist das, was dahinter west und in Landschaft, Haus und Menschen Organe seiner Wirkenskraft gefunden hat.

Digitized by Google

Bismarck und Katharina Orlow

Von Privatdozent Dr. Egmont Zechlin

Es ist ein eigentümlicher Zug in Bismarcks Weltanschauung — und zugleich Erklärung seiner Erfolge —, daß er, um mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur vorgehen zu können, der Sicherheit schicksalhaften Zusammenklingens von individuellen und allgemeinen Voraussetzungen bedurfte, von persönlichem und allgemeinem Weltwillen, von Disposition und Konstellation. Solange er nicht diesen Gleichtakt zu spüren meinte, lavierte er, nach Konjunkturen ausspähend und die verschiedenen Möglichkeiten abtastend, gewiß in unerschütterlichem Glauben an sich und seine Idee, aber in ehrfürchtiger Scheu vor der Allgewalt der Umstände und vor den sinnvollen Zusammenhängen im Weltgeschehen.

Daher hat er sich denn auch nach mehrfachen fehlgeschlagenen Ministerkandidaturen damit zu trösten gesucht, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei und er nur nicht erkennen könne, warum die göttliche Vorsehung es so gewollt.. Freilich zehrten die Trennung von dem Amt, für das er sich geboren glaubte, und die steigenden Sorgen über das Schicksal Preußens an seinen Kräften. Er habe die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren, klagte er aus Petersburg Anfang 1862 seiner Schwester. „Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor, wie ein kranker Kunstreiter, der seine Sprünge machen soll." Schon rechnete er sich aus, daß Kniephof und Schönhausen in einigen Jahren pachtfrei sein würden. „Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor einem kalten Bade." Es war die psychische Krankheit, die auf den Körper wirkte: „Ich selbst bin nur gesund auf der Jagd; sowie ich hier in die Bälle und Theater gerate, erkälte ich mich, schlafe und esse nicht."

Er fühlte sich auch krank, als man im Frühjahr 1862 nach ihm rief. In den „Gedanken und Erinnerungen" schildert er, wie er verbittert, nervös, skeptisch den Schlagbaum der heimatlichen Grenze bei Eydtkuhnen passierte. Erst eine Nachtigall, die ihn bei Küstrin auf Augenblicke weckte, und vollbelaubte, schattige Eichen, blühende Kastanien und Flieder, unter denen er, aus dem Petersburger Winter kommend, „mit einigem Staunen" in Fürstenwalde erwachte, gaben ihm etwas Lebensmut. Aber in Berlin brauchte man ihn nicht mehr; er wurde nach Paris versetzt. Nur das Wort des Königs, daß er auf dem „qui vive" sein solle, ließ ihm Hoffnung; Frau und Kinder blieben deshalb auch in Pommern.

In Paris steigert sich seine Nervosität von Tag zu Tag. Unruhig irrt er in dem großen Gesandtschaftshotel am Quai d'Orsay umher, wie eine Ratte in einer leeren Scheune. Kein Möbelstück, kein Winkel, die ihm eine friedliche Stunde vergönnt hätten. Aus dem Schlafzimmer zieht er aus, weil er die grüne Tapete nicht leiden kann. Im Boudoir lockt das riesige Himmelbett; aber da erweist es sich als zu umständlich, eine dunkle Treppe auf und ab zu steigen, die für seine Schulterbreite zu eng ist. Auch in einem dritten Schlafzimmer kann er keine Ruhe finden. Aus den Arbeitsräumen vertreibt ihn der Schwammgeruch; das ganze Haus erscheint ihm feucht, finster, kalt. Er versucht es mit einem „Hundebummelleben" in den Kaffees. Aber da gibt es niemand, mit dem er zusammen sitzen möchte — daß der „kleine Ranke" einmal bei ihm zu Mittag ißt, bleibt die einzige Abwechslung. „Ich bin nicht sehr gesund, und diese provisorische Existenz mit Spannung auf Ob und Wie ohne eigentliche Geschäfte beruhigt die Nerven nicht." Er sei nicht mehr Fähnrich genug, diese Ungewißheit, dieses „Nichtwohnen" auf die Länge auszuhalten. —

Schließlich nimmt er Urlaub. Zunächst, in Trouville, ist er freilich noch so „gelangweilt", daß er sich — wie er schreibt — nicht einmal in eine „sehr hübsche" Gräfin zu verlieben vermag. Dann reist er nach dem Süden, nach Blois, Bordeaux und Bayonne. Man muß es in den Briefen an seine Frau nachlesen, was alles seine Augen einfingen: dunkle Wälder, Heidelandschaften, Kastanienfelder, „Schlösser und Schlößchen mit vielen Türmen, Schornsteinen und Erkern, alle weiß mit hohen, spitzen Schieferdächern", still und verlassen in der Sonne liegende Schloßhöfe, die seine Phantasie und Geschichtskenntnis im Nu mit Königen, Maitressen und Jagdgesellschaften belebt. Im Medoc versäumt er nicht, sämtliche Weine in der „Ursprache" zu trinken. Als er die blauen Umrisse der Pyrenäen auf sich zukommen sieht, gesteht er bereits, daß es mit der Langeweile nunmehr vorbei sei; und es stört ihn nur der Gedanke, daß er plötzlich durch

Digitized by Google

ein Telegramm nach Berlin gerufen werden könne. In San Sebastian bewegt die bunte Abenteuerlichkeit Spaniens sein Blut: „schwarze Augen und Mantillen", die hinter den Vorhängen der Balkons hervorlugen, Frauen und Mädchen, die auf dem Marktplatz den Fandango tanzen, während die Männer „rauchend und drapiert" zusehen, grüne Täler und waldige Hänge, darüber phantastische Felsenzacken, „Reihe hinter Reihe". Auf der Zitadelle sitzend, hoch über dem Meer, hört er die singende Schildwache der Festungsbatterie — man denkt an Balzacs „El Verdugo". Dann fährt er nach Biarritz, „eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen", die von seinem Italienisch wenigstens soviel verstanden hätten, daß er ihnen seine Zufriedenheit mit ihrer Außenseite habe klarmachen können.

*

Hier schenkt ihm ein gütiges Geschick zu allem, was Landschaft, Sonne, Luft und Seewasser an ihm taten, die Schwingungen eines Erlebnisses, das Kraftbewußtsein und Herrengefühl aufs höchste zu steigern vermag.

Am Tage bevor er abreisen will — am 7. August — kommt Fürst Nikolai Orlow, russischer Gesandter in Brüssel, mit seiner Frau, einer geborenen Fürstin Trubetzkoi, Bismarck flüchtig von Petersburg her bekannt. „Lustig, frisch und natürlich," „originell für sich, lustig, klug und liebenswürdig," so schildert er sie seiner Frau. Hof- und Salonleben sei sie abgeneigt, ganz wie Johanna: „wie ein pommersches Fräulein, mit gerade genug Anflug der großen Welt", ja — und das sagt allerdings viel — „ein Stückchen Marie von Thadden." Aufgewachsen in Fontainebleau, vereint sie die Eigenschaften der russisch-slawischen Natur mit dem Charme französischer Erziehung.

Bismarck war stets empfänglich für weibliche Schönheit gewesen: nachdem er zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt sei, würde er doch nicht zuletzt mit beiden Händen nach einer Butterblume gegriffen haben, beruhigte er einmal die Braut. Dabei blieb ihm seine Frau eine so unentbehrliche Friedenszuflucht, daß durch eine andere Neigung die Festigkeit dieser Lebensgemeinschaft nicht erschüttert werden konnte. „Du weißt, wie mir das gelegentlich zustößt, ohne daß es Johanna Schaden tut," schreibt er auch jetzt — vielleicht auch zur eigenen Beruhigung an die Schwester.

Und man kann sich denken, wie auch dieser Hüne, den Fünfzigern nahe, vom Seewasser schlanker geworden, von der südlichen Sonne gebräunt, mit den unbeschreiblich blauklaren Augen, der einschmeichelnden Stimme auf sie gewirkt hat.

Zunächst bleibt er in Biarritz mit ihnen zusammen. Mittags ißt er bei ihnen, und sie spielt ihm am Fenster über dem Meer vor: Beethoven, Schubert, Chopin. Er revanchiert sich durch Picknicks in abgelegenen Schluchten und Höhlen. Wenn er etwa seinem Chef nach Berlin schreibt, man möge doch ja nicht das Abgeordnetenhaus auflösen, diese Schwätzer, die „bei mäßigem Feuer langsam gesotten" ein vortreffliches Ingredienz für die konstitutionelle Küche liefern könnten, dann sitzt er unter Tamarindenbüschen bei „warmer, stiller Luft" im Grase, vor sich das Meer, „grün und weiß in Schaum und Sonne", neben sich, wie er seiner Frau vorschwärmt, „die reizendste aller Frauen" — ein andermal höflicher: „liebenswürdigste der Frauen — bis auf eine"; davor liegt Orlow, rauchend und lesend. Selbst das Papier zu dem Briefe hat er sich, wie er entschuldigt, von einem „russischen Freunde" geborgt; nur tragen die Oktavbogen, die man in den Akten findet, das Monogramm „C. O." — so daß der Freund Katharina Orlow heißt. Er nennt sie auch ganz unbefangen „Kathi", „Katsch", „meine Kathy". Abends reiten sie à trois den Strand entlang, sehen die Sonne im Meere untergehen und den Mond hinter den Pyrenäen aufsteigen. Dann liegen sie im Heidekraut auf der Spitze der Leuchtturmklippe, über sich die Sterne, um sich im Schaum und Seeleuchten aufblitzende Wellen, von gackernden und kreischenden Möwen umflattert, die das Leuchten der Zigarren erschreckt. Der Frau des Leuchtturmwächters aber bieten sie sich für das von ihr erwartete Kind gemeinsam als Paten an — da es ein Knabe wurde, ist es auf den Vornamen „Othon" getauft worden; beide haben den Jungen noch jahrelang mit Geschenken betreut. Nicht nur, worin der durch schwere, Völker und Länder umspannende Gedankenarbeit hindurchgegangene Staatsmann und dieses schalkhaft natürliche Menschenkind sich ergänzten, bringt sie immer wieder zusammen: es verbindet sie auch etwas Kongeniales. Seiner Frau verschweigt er es; aber der Schwester erzählt er davon in seinen Briefen: Katharina sei „etwas exzentrisch, wie ihre Landsmänninnen zu sein pflegen". Als in der Versailler Tafelrunde einmal die Rede auf gefährliche Wagstücke kam, hat er erzählt, wie Katharina ihm auf einem ihrer Ausflüge einmal den Vorschlag gemacht habe, auf einer mehrere Etagen sich über das Tal erhebenden römischen Wasserleitung

Digitized by Google

Fürst und Fürstin Orlow

entlang zu gehen. Eine Strecke gingen sie auf der schmalen Kante, dann fehlten die Platten, es kam unsicherer Boden. Da war er rasch auf sie zugeschritten, hatte sie gefaßt und war, Retter und Bezwinger zugleich, mit ihr in eine vier bis fünf Fuß tiefe Rinne hinabgesprungen!

Von Tag zu Tag verschiebt er die Abreise. Zunächst verspricht er seiner Frau noch, dieser „Robinsonade" in einigen Tagen ein Ende zu machen und zu ihr nach Reinfeld zu kommen — dahinter steht die Möglichkeit, Berlin zu berühren. Dann versteckt er sich hinter den Arzt, der eine nachhaltige Wirkung der Seebäder erst nach längerem Aufenthalt erwarte; nach dem Baden aber ist ihm jetzt immer, als ob ihm „nur die Flügel fehlten, um fliegen zu können". Johanna möge ihn nicht schelten, schreibt er am folgenden Tage, wenn er vor 8 Tagen noch keine Anstalten zum Aufbruch mache. Ja, er bittet sie sogar, Kathi auf einen beigelegten Brief recht freundlich zu antworten. Den Hochzeitstag hat er diesmal vergessen, was ihm bei Katharina ein „monstre sans entrailles" einträgt.

*

Als die Orlows am 1. September aufbrechen, reist Bismarck mit ihnen, um nun, unerreichbar für Post und Zeitungen, in den Pyrenäen zu reiten und zu klettern „in glücklichem Vergessen der Welt". In Berlin wissen sie indessen nicht, wie sie die aufsässigen Volksvertreter bändigen sollen; täglich kann, wie er wohl weiß, ein Telegramm nach Paris gehen, das ihn zum König ruft. An dem Tage, an dem sein Urlaub zu Ende ist, dem 5. September, sind die drei zwischen Nebeln, Schnee und Gletschern in einer Blockhütte auf dem Pic du Midi, „sonst ganz lustig, lesen Byron, das einzige Buch, was mit ist, und machen Unsinn, soweit Rauch und Hitze es erlauben". So überschreitet der preußische Gesandte am Pariser Hof seinen Urlaub, wie damals, als er als vormärzlicher Referendar Isabella Lorraine in die Schweiz nachreiste, monatelang, Schulden auf Schulden häufend.

Endlich, am 11. September, fährt er mit ihnen nach Toulouse, etwas bedrückt, seit sechs Wochen zum erstenmal wieder in eine große Stadt zu kommen. Hier wird ihm am nächsten Morgen ein Brief Roons gebracht, der nur wieder berichtet, daß noch nichts über seine künftige Verwendung entschieden ist. Der Brief ist fast zwei Wochen alt. Doch auch die von Roon angekündigten neuen Vorstellungen beim König müssen resultatlos verlaufen sein, weil sonst über Reinfeld ein Telegramm gekommen wäre. Soll er sich nun wirklich, wie es verabredet ist, am nächsten Tage von den Freunden trennen, die über die Schweiz nach Italien wollen; soll „dieses Stückchen Romantik in Berg,

Digitized by Google

Wald, Wellen und Musik" damit enden, daß er nun in das öde Gesandtschaftsgebäude zurückkehrt, um wieder von einem Zimmer ins andere zu ziehen? Er überlegt sich, daß König Wilhelm in Karlsruhe sein muß, und denkt einen Augenblick daran, hinzufahren. Aber der Verstand sagt ihm, daß der ihm diesen Streich doch nicht so hingehen lassen wird, und daß er ohne Bernstorff und Roon auch nichts ausrichten kann; überdies scheint es auch zu spät zu sein. Oder soll er mit den Orlows nach Genf fahren und von dort nach Reinfeld zu seiner Familie? Als er sich gleich nach Postempfang in einem Briefe an Johanna klar zu schreiben versucht, kommt er noch nicht zum Entschluß und will erst einmal spazieren gehen. „Dabei wird mir wohl einfallen, wie ich es machen muß."

An diesem Morgen in Toulouse ergreift er die Initiative: die Entscheidung soll erzwungen werden oder er nimmt „Knall und Fall" seinen Abschied. Er fordert Roon auf, den König zu stellen, fährt unmittelbar darauf mit den Orlows nach Montpellier und schickt am Abend von dort auch an Bernstorff ein Ultimatum. Er macht sogar Avancen: er sei immer bereit gewesen, auch ohne Portefeuille in das Ministerium einzutreten (also ohne daß Bernstorff als auswärtiger Minister abgehen müßte). So bittet er den Chef, ad audiendum verbum regis nach Berlin kommen zu dürfen, um dann, je nach Ausfall der Allerhöchsten Entscheidung, seine Familienkarawane in Bewegung setzen zu können, nach Paris oder nach Berlin. Man solle ihm telegrafisch Nachricht nach Paris schicken; dorthin werde er am nächsten Tag (13. September) fahren. „Schaffen Sie mir diese oder jene Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie," drängt er den Freund.

In diesem Augenblick, als der Gestalter der deutschen Zukunft sich der seit langen Jahren ersehnten Wendung seiner und der deutschen Geschichte nähert, zwingt er dem Leben doch noch ein paar Tage ab, die nicht seiner historischen Aufgabe gelten, der Auseinandersetzung mit den großen Kräften der Weltgeschichte, sondern der Auswirkung und Aufnahme der Persönlichkeit im Persönlichen. Vielleicht hat er sich gesagt, daß doch zwei oder drei Tage vergehen würden, bis seine Briefe befördert und die Entscheidung des Königs eingeholt war; jedenfalls ist er nicht, wie angekündigt, am 13. nach Paris gefahren und auch nicht am 14., wo er von Avignon aus schreibt. Es ist auch die Route der Orlows. —

Man weiß von dem Olivenzweig, den er nachher den Abgeordneten zeigte als Beweis, daß er aus dem französischen Süden mit Versöhnungsabsichten gekommen sei; er soll ihn nach einem späteren Bericht von einer jungen Frankfurterin erhalten haben, die ihn auf ihrer Hochzeitsreise an der Table d'hote in Avignon kennenlernte. Die unvollkommene Überlieferung läßt jedoch die Möglichkeit offen, daß diese Geschichte erst von einem späteren Berichterstatter oder von der Frau Lünig selbst mit der Erinnerung an die Bekanntschaft verknüpft ist. Wer weiß, ob die Olivenblätter nicht ein Erinnerungszeichen an Katharina gewesen sind? Hat Bismarck sie doch besonders sorgfältig aufgehoben — noch heute sind sie in Friedrichsruh in der Zigarrentasche zu sehen, in der er sie mitgebracht hatte.

Erst am 16. September ist Bismarck in Paris eingetroffen. Am Morgen dieses Tages wurde vom preußischen Abgeordnetenhaus die Verpflichtung zur Bewilligung der Heeresvermehrung abgelehnt; es war — nach dem Urteil des Historikers der Fortschrittspartei — der Geburtstag des Verfassungstages in Preußen, weil dadurch die dauernde Anerkennung des Budgetrechtes erzwungen wurde. Am Nachmittag hat der mit dem Zwei-Uhr-Zug von Babelsberg eingetroffene König die tieferschütterten Minister empfangen. Und hier hielt ihm nun auch Bernstorff über Bismarcks Schreiben aus Toulouse Vortrag. Um 6 Uhr 50 nachmittags ging ein Telegramm nach Paris — es zerstört die Legende der „Gedanken und Erinnerungen" und Geschichtsbücher, nach der ein Telegramm Roons Bismarcks Kommen veranlaßt und seine Ankunft den König überrascht habe.

★

Als Bismarck in der Frühe des 20. Septembers bei den völlig ratlosen Ministern in der Wilhelmstraße erschien, und als er dann in Babelsberg vor seinem König stand, der ihm die Niederschrift seiner Abdankungsurkunde vorlegte, war alles klar in ihm. Es war die Stunde, die abzuwarten er sich instinktiv aus seinen weltanschaulichen Überzeugungen heraus gezwungen fühlte, um sie mit der den Menschen belassenen Handlungsfreiheit um so energischer in der Richtung seines Wollens zu benutzen. Und wie er nach seiner Verlobung mit Johanna im Hinblick auf die unerträglichen Jahre zuvor mit ihren vergeblichen Anläufen eingesehen hatte, daß im ganzen der Weg, den Gott ihn geführt habe, doch wohl der beste für ihn gewesen sei, so wird er sich auch der wunderbaren Sinnzusammenhänge der letzten Wochen bewußt geworden sein.

Digitized by Google

Tennisplatz in Cannes. Gemälde von Sir John Lavery

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Herren von Rußland

Von Univ.-Prof. Dr. Otto Hoetzsch

In den russischen Zeitungen stand im November vorigen Jahres die folgende Bekanntmachung: „Eröffnung der 2. Session des Zentral-Exekutivkomitees der Sowjet-Union am 29. November im Kreml im Andreassaal des großen Kremlpalastes." Die Tagesordnung enthielt unter anderem: die Kontrollziffern der Volkswirtschaft und das Reichsbudget für 1929/30, Bericht über die außenpolitische Lage, Plan der Entwicklung des Maschinen- und Traktorenbaues, die Schaffung eines Reichsministeriums für die Landwirtschaft in der Sowjet-Union usw. Unterschrieben vom Sekretär des Komitees, führte die Einladung als Redner die Namen der Männer auf, die hier zum Teil den Lesern im Bild gezeigt werden.

Was bedeutete diese Einladung? Man blickt mit ihr gleich in den Mechanismus des Staatsapparates in der Sowjet-Union hinein. An ihrer Spitze steht der Räte-Kongreß der Sowjet-Union, der, alle zwei Jahre zusammentretend, im großen Theater in Moskau in zwei Kammern tagend, das Reichsparlament ist. Aus seiner Mitte heraus ist jenes Zentral-Exekutivkomitee gebildet, ein dauernder Parlamentsausschuß, der aber auch mehrere Hunderte von Mitgliedern aus dem ganzen Reiche zählt. Er hat ein Büro mit einem Sekretär, mit Namen Enukidse. An seiner Spitze steht, ebenso wie an der Spitze des großen Rätekongresses, wenn dieser zusammentritt, Kalinin, der Reichspräsident Sowjet-Rußlands. Daneben steht das Ministerkabinett, genannt: der Rat der Volkskommissare, mit Namen, die zum Teil in der Welt bekannt sind, an der Spitze der Ministerpräsident des Sowjet-Reiches: Rykow. Der Sekretär des Kabinetts, also unserem Staatssekretär der Reichskanzlei vergleichbar, ist ein früherer Gelehrter, für wissenschaftliche Zwecke in der Zusammenarbeit mit Deutschland besonders interessiert, Gorbunow.

Sowjet-Rußland ist ein Bundesstaat wie Deutschland. Die Stelle Preußens in ihm nimmt die R. S. F. S. R., die „Russische sozialistische föderative Sowjet-Republik" ein. Das ist Groß-Rußland und Sibirien dazu, von 21 Millionen Quadratkilometer des ganzen Reiches über 19 Millionen Quadratkilometer, von 150 Millionen Einwohnern 101 Million. Eine Reihe von Ministerien sind für beide Teile gemeinsam; bis in die letzte Zeit war auch der Ministerpräsident derselbe, eben Rykow. Erst vor kurzem sind die beiden Stellen personell getrennt worden; Ministerpräsident und Vorsitzender des Rates der Volkskommissare für Groß-Rußland wurde ein anderer: Syrzow.

Mit diesem Schema ist freilich noch nicht die Zahl der großen Staatsorgane erschöpft. Da gibt es den Obersten Volkswirtschaftsrat, den Rat für Arbeit und Verteidigung, die Arbeiter- und Bauerninspektion und manches andere noch. Überhaupt ist die Zahl der Behörden in der Zentrale und draußen ungeheuer groß, die Maschinerie schwerfällig und unübersichtlich. In Moskau trägt beinahe jedermann auf der Straße eine Mappe unter dem Arm, zum Zeichen, daß er irgendwie zu dem ungeheueren Mechanismus gehört. Weit über 2 Millionen Sowjet-Beamte gibt es heute (wobei wir die Armee noch gar nicht mitrechnen), die in ihren Büros sitzen, arbeiten, Akten schreiben, rauchen wie in der Zarenzeit.

Neben diesem Apparat, besser über ihm und ihn beherrschend, steht die kommunistische Partei. Der genaue Titel ist: Russische Kommunistische Partei (Bolschewiki). Die Partei hat ein Zentralkomitee, d. h. ein Präsidium, und die gefürchtete Zentral-Kontroll-Kommission, die die Betätigung der Mitglieder überwacht und gegen sie vorgeht, wenn ihr Verhalten, sei es im Leben oder in der Lehre, Grund zum Anstoß gibt. Draußen in der Provinz hat die Partei, wie der Staatsapparat, gleichfalls ihre Unterglieder, Büros, Sekretäre. Die große Schar der Parteisekretäre in Kreis, Gouvernement, Bundesstaat beherrscht der Generalsekretär der kommunistischen Partei. Das ist der Diktator und Herr von Rußland: Stalin.

J. W. Stalin
(Generalsekretär der kommun. Partei)

Leben und Arbeit der Partei spielt sich von außen gesehen ab wie draußen in Europa. Seit dem Umsturz sind Parteiwesen und Parteiorgani-

Digitized by Google

sation ja auch in Deutschland immer wichtiger und bekannter geworden. Die meisten Deutschen wissen etwas von Parteistatut, Parteibüro, Parteivorsitz und alledem, auch wenn es nur bei den Wahlen an den und jenen herankommt, seine Stimme verlangt oder den Geldbeitrag. Freilich ein großer Unterschied: in Rußland gibt es nur eine Partei. Wer nicht in der bolschewistischen Partei ist, kann nur parteilos sein. Andere Parteien sind ebensowenig erlaubt, wie die Bildung von Gruppen in der kommunistischen Partei oder die freie Meinungsäußerung und Versammlungsfreiheit, die die Voraussetzung des Parteilebens ist. Staat und kommunistische Partei sollen identisch sein.

In die Partei hinein kommt auch nicht jeder, der sich anmeldet, sondern der Eintretende wird genau geprüft. Deshalb nennt man die kommunistische Partei Rußlands besser einen Orden. Man macht sich eine zutreffende Vorstellung von ihrer Bedeutung, wenn man sie mit dem Jesuitenorden vergleicht zu Zeiten, da dieser Orden auf der Höhe seiner Macht stand. So ist Stalin dem gewaltigsten und einflußreichsten Jesuitengeneral zu vergleichen, und er ist mehr als das, weil er zugleich durch die Partei auch die Armee und vor allem die Geheimpolizei, die gefürchtete G. P. U. (Staatlich-Politische Verwaltung), die frühere Tscheka, in seiner Hand hat.

Um ihn herum arbeitet das sogenannte Polit-Büro der Partei. Dieses Dutzend Männer sind die eigentlichen Regenten Rußlands. In diesen Kreis einzutreten oder aus ihm entfernt zu werden, ist höchster politischer Aufstieg oder Sturz. Es sind die alten Revolutionäre, in der Zarenzeit mit Gefängnis, Sibirien, Exil vertraut, aufeinander eingearbeitet, und alle heute beherrscht eben von Stalin. Aber eins gilt auch hier: das Gesetz von Werden und Vergehen. Die Alten sterben ab, und was nachrückt, kann ja gar nicht dasselbe sein, was die alte Garde, die Lenin, Trotzki usw. waren.

*

Wo und wie arbeitet nun der staatliche Apparat? Das Zentrum ist in Moskau der alte, von der Geschichte und ihren Erinnerungen umwitterte Kreml. Im Andreassaal, der der Thronsaal der Zaren war und in dem die Zaren gekrönt wurden, finden die Sitzungen des Zentralexekutiv-Komitees statt, ebenso wie die der kommunistischen Internationale (Komintern). Wenig oder nichts ist verändert in Stil und Pracht dieses großen Kremlpalastes, der freilich nicht so alt ist, wie man annehmen möchte. So wie er heute dasteht, ist er ja erst unter Nikolai I. erbaut worden. Das ist das große Palais, dessen große Hauptfassade nach dem Moskwa-Flusse zu steht. Auch wer nie in Moskau war, kennt das Bild des Kreml mit dieser Fassade des großen Palais, flankiert und ergänzt durch die goldenen Kuppeln der vielen Kirchen im Kreml, vor allem des Turms Iwan Weliky.

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man auf dem Kreml zwischen den Kirchen und anderen Erinnerungen der russischen Geschichte, etwa an der Roten Treppe vorbeigeht, den Blick über den Fluß und die Stadt richtet, den schon Moltke in seinen russischen Briefen so schön beschrieben hat. Voll der Eindrücke der Landschaft und der Erinnerungen der russischen Geschichte, wendet man sich dann um. Eine Schar von Kreml-Kursanten, Fähnrichen, die hier die Kriegsschule der Roten Armee besuchen, zieht an einem vorbei. Sowjetbeamte und Regierungsautos fahren hin und her.

Der Kreml ist fast ganz für die Bedürfnisse der Sowjet-Regierung in Anspruch genommen. Der Eintritt ist nur möglich mit Erlaubnis. Doch finden Führungen an bestimmten Tagen statt. Hier, nachdem man vor der Kremlmauer das Lenin-Mausoleum gesehen hat und die sogenannten Brudergräber der in der Oktober-Revolution gefallenen Sowjetmänner, ist man nun im Mittelpunkte der Sowjet-Regierung überhaupt. Diese, die Reichsverwaltung, ist gegenüber dem Arsenal in dem Gebäude untergebracht, in dem seit den sechziger Jahren die höchsten Justizbehörden untergebracht waren. Hier sind die Verwaltungsräume des Zentral-Exekutiv-Komitees der Union. Hier befinden sich der Rat der Volkskommissare und der Rat für Arbeit und Verteidigung. Hier kann man nur mit besonderer Erlaubnis eintreten. Es ist ein äußerlich düsteres Gebäude, doch gut eingerichtet, mit großer Ordnung überall im Innern. Geräuschlos spielen sich Anmeldung und Kontrolle ab. Man sitzt in den alten, wohl eingerichteten Bürozimmern, nicht in üppigen Einrichtungen, aber mit einer Ordnung und Sauberkeit überall, die in Rußland durchaus nicht häufig ist.

Das Gebäude ist von einer Kuppel gekrönt. Auf ihr weht eine rote Fahne, die abends von unten beleuchtet ist. Das macht besonders nachts Eindruck, wenn die beleuchtete rote Fahne über der dunklen Kremlmauer ihren Schein auf den althistorischen Roten Platz vor dem Kreml wirft. Das soll das Symbol der Sowjetherrschaft über das frühere russische Kaiserreich sein. Unter ihm, in diesem Gebäude, rollt die Arbeit der Zentrale ab. In ihm wohnte seit 1918 Lenin. Die höchsten Beamten des Reichs wohnen gleichfalls da und sammeln sich in der Einrichtung, die man in Rußland Obschtscheschitie nennt, einem Klub zu gemeinsamem Mittagstisch, immer in Fühlung miteinander und auch oft, wie bei den letzten Parteikämpfen, in scharfem Gegensatz zueinander.

Es ist nicht alles von den Zentralen im Kreml untergebracht. Die Ministerien selbst sind in der Stadt verstreut, in früheren Geschäftsgebäuden, die man beschlagnahmt hat.

Digitized by Google

Kliment Efremowitsch
Woroschilow
(Kriegsminister)

Michail Iwanowitsch
Kalinin
(Reichspräsident)

Alexei Iwanowitsch
Rykow
(Ministerpräsident)

So sitzt das Außenministerium, der „Narkomindel" (an die bei uns im Krieg auch geläufige Abkürzungsmanie, die alles nur mit Anfangsbuchstaben oder Wortteilen bezeichnet, gewöhnt sich der Fremde nur sehr allmählich) an der Ecke der Lubjanka und der Schmiedebrücke, einer der belebtesten und früher elegantesten Straßen der Stadt, im Gebäude einer enteigneten Lebensversicherungsgesellschaft. Das Finanzministerium hat das Gebäude des früheren Geschäftshauses Otto Wogau inne, das eins der größten vor dem Kriege war, in der Hand einer deutschen Familie, die wohl den meisten Moskaubesuchern vor dem Kriege mindestens dem Namen nach bekannt war. Andere Ministerien sitzen in den Bankgebäuden, die kurz vor dem Kriege entstanden sind, in den drei belebten Geschäftsstraßen, die den Roten Platz mit der Stadtmauer verbinden, und auch in den Verbindungsgassen wimmelt es von Behörden des Reichs allerart.

★

Wir sprechen nur von den lebenden Staatsmännern Rußlands. Sonst wäre natürlich mit Wladimir Iljitsch Uljanow (1870—1924) zu beginnen, der der Welt unter dem Namen Lenin bekannt ist. Überall in Rußland stößt man auf sein Bild, seine Büste, die Erinnerung an ihn. In jeder Kasernenstube und in jedem Zimmer eines Büros gibt es eine „Lenin-Ecke". In seinem Mausoleum pilgern Zehntausende ununterbrochen vor dem einbalsamierten Leichnam des Führers vorüber, der heute geradezu als Gott verehrt wird.

Seine Nachfolge als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare hat Alexei Iwanowitsch Rykow übernommen. Er ist als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der Sowjet-Union der Ministerpräsident des Reiches.

Er wurde 1880 im Gouvernement Wjatka als Sohn eines Bauern geboren. Nach Beendigung des Gymnasiums bezog er die Universität Kasan. Hier kommt er mit revolutionären Kreisen in Verbindung, wird zum ersten Male verhaftet. Seitdem arbeitete er illegal in den revolutionären und Gewerkschaftsorganisationen vieler Städte Rußlands bis zum Jahre 1917. Mehr als 7½ Jahre verbrachte er in Gefängnissen und in den Verbannungsorten des Gouvernements Archangelsk und Sibiriens. Bei dem dritten Kongresse der sozialdemokratischen (bolschewistischen) Partei in London 1905 wurde er zum Mitglied des Zentralkomitees gewählt. Das ist er noch heute. Er ist eines der wenigen Mitglieder des Zentralkomitees, die bis zum Ausbruch der Revolution nur in Rußland selbst und nicht in der Emigration gelebt haben. An der Revolution des Jahres 1905 nahm er als Mitglied des 1. Petersburger Sowjet teil. Bei Ausbruch der Oktober-Revolution wurde er Volkskommissar für innere Angelegenheiten, danach Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrates. 1921 wird er auf Vorschlag Lenins sein Stellvertreter im Rat der Volkskommissare und im Rat für Arbeit und Verteidigung. Nach dem Tode Lenins ist Rykow das einzige und älteste Mitglied des alten Zentralkomitees der sozialdemokratischen Partei, das auch heute noch dem Zentralkomitee der russischen kommunistischen Partei angehört, und zwar der sogenannten „Rechtsabweichung", der Opposition in der Partei. Er ist dafür kürzlich vom Zentralkomitee der Partei gemaßregelt worden. Vielleicht ist darum seine Zeit an dieser wichtigen Stelle heute schon gemessen.

Dem Ministerpräsidenten steht gegenüber der Präsident des Zentral-Exekutiv-Komitees der Sowjet-Union und des allrussischen Zen-

Digitized by Google

tral-Exekutiv-Komitees der R. S. F. S. R., Michail Iwanowitsch Kalinin. Das ist der Reichspräsident des Russischen Reichs. Aus dem Bauernstande hervorgegangener Arbeiter (Dreher) und in der Partei aufgestiegen, ist er 1875 im Gouvernement Twer geboren. Seit Mitte der 90er Jahre nahm er an der revolutionären Arbeit teil. 1898 ist er in die sozialdemokratische Partei eingetreten. Dann ist er Arbeiter in Tiflis und Reval, sitzt in der Peter Pauls-Festung, wird ins Gouvernement Olonez verbannt. 1906 tritt er in die Partei der Bolschewiki ein, arbeitet im Heimatdorf und in Moskau und Petersburg, ist Mitarbeiter der „Prawda". Von 1916 bis zum Ausbruch der Februar-Revolution hat er im Gefängnis gesessen. 1919 wird er Vorsitzender des Allrussischen Zentral-Exekutiv-Komitees, 1923 Vorsitzender des Zentral-Exekutiv-Komitees der Sowjet-Union. Er ist Mitglied des Polit-Büros und des Zentral-Komitees der russischen kommunistischen Partei. An den Daten sieht man schon: das ist ein echter Bolschewik. Er ist einer der einflußreichsten Männer der Sowjet-Union, freilich auch er der Parteiorthodoxie verdächtig.

*

Nun der Minister, mit dem das Ausland amtlich in erster Linie zu tun hat, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Zuerst sei der Mann genannt, dessen Name in Deutschland weithin bekannt ist und der mit Rathenau den Rapallo-Vertrag geschlossen hat, Georgij Wasiljewitsch Tschitscherin.

Geboren 1872, entstammt er einer aristokratischen und Diplomatenfamilie Rußlands. Seine Mutter, Georgine Tschitscherin, trug einen deutschen Namen und stammte aus einer deutsch-baltischen Baronsfamilie. Sie war eine Baronesse Meyendorff, Nichte des langjährigen russischen Botschafters in Berlin, Barons Peter von Meyendorff, dessen politischen und privaten Briefwechsel von 1826 bis 1863 ich in drei Bänden herausgegeben habe, und Vetter des Barons Alexander Meyendorff, der Vizepräsident der 3. Duma und Mitglied der Oktobristen-Fraktion war.

Aristokrat und als solcher gebildet, spricht Tschitscherin Deutsch, Französisch und Englisch ebensogut und glatt wie Russisch. Die diplomatische Schulung hat er selber im russischen Außenministerium erhalten. Er ging 1905 in die kommunistische Partei über, der er ohne Wanken gedient hat, bis schwere Krankheit ihn zwang, seine amtliche Tätigkeit aufzugeben. 1908 wurde er aus Preußen ausgewiesen. Dann wohnte er längere Zeit in England, nahm regen Anteil an der Arbeiterbewegung. Auch dort wurde er verhaftet und auch aus England ausgewiesen. Ende 1917 kehrte er nach Rußland zurück, im März 1918 wurde er Volkskommissar der auswärtigen Angelegenheiten.

So hat er zehn Jahre das schwere Amt geführt, während er im letzten Jahre schon arbeitsunfähig war. Seiner Geschicklichkeit und unermüdlichen Arbeit gelang es, die Fäden zwischen der Sowjet-Union und dem Auslande anzuknüpfen. Ihm war der verstorbene deutsche Botschafter, Graf Brockdorff-Rantzau, in persönlicher Freundschaft eng verbunden. Die beiden waren einander auch in der Lebensweise gleich, arbeiteten sie doch mit Vorliebe die ganze Nacht. Gar manchmal passierte einem, wie auch mir, der um den Empfang bei Tschitscherin nachgesucht hatte, daß der Herr Außenminister einen nachts um ½2 Uhr zum Empfang bestellte. Dann konnte man aber auch in der Ruhe der Nacht lange und gründlich mit dem hochgebildeten und scharfsinnigen Manne sprechen, der bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit der Staats- und Wirtschaftsauffassung den Wert und die Bedeutung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland sehr wohl erkannt hatte und an ihnen konsequent festhielt. Immer schied man von solcher Unterredung belehrt und hatte man seinerseits auch politisch geben können, da er sehr aufmerksam zuzuhören verstand. Dabei machten die urbane Form, die hohe Bildung und für mich im besonderen das Verständnis für die Geschichte die Unterhaltung noch dazu angenehm.

Tschitscherins Nachfolger ist noch nicht bestimmt. Seit langem führt als Stellvertreter die Geschäfte, in Deutschland daher allen politisch mit Rußland Arbeitenden wohlbekannt, Maksim Maksimowitsch Litwinow. Er ist 1876 in Bjalystok geboren, bürgerlicher Herkunft. Er besuchte die Realschule und trat mit 17 Jahren als Einjähriger in den Militärdienst. Hier wurde er mit der Geschichte des Sozialismus und mit dem Marxismus bekannt. Gleich nach Beendigung des Militärdienstes begann er mit der Propaganda unter den Arbeitern im Gouvernement Tschernigow. 1900 Mitglied des Kiewer Komitees der russischen sozialdemokratischen Partei und Agent der Zeitung Iskra, 1901 nach Sibirien für 5 Jahre verbannt, flieht er nach 1½ Jahren in die Schweiz. Auf dem zweiten Londoner Kongreß schloß er sich den Bolschewiki an. 1906 floh er wieder ins Ausland. Mit einer Unterbrechung 1907 hat er in der Emigration fast 10 Jahre zugebracht, in London. Nach der Oktober-Revolution wurde er Mitglied des Außenkommissariats und stellvertretender Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten.

Er vertrat Rußland bei seiner ersten Berührung mit dem Völkerbunde in der Abrüstungs-Kommission und ist umgeben von einer Reihe auch in Deutschland wohlbekannter Mitarbeiter, so Stomonjakow, der lange Jahre Chef der russischen Handelsvertretung in Berlin war, Rothstein, der die Welt gleichfalls genau kennt, und jüngeren Herren wie Boris Stein, Raiwid usw., die

Digitized by Google

zum Teil auch der Berliner russischen Botschaft angehörten. Jedenfalls sprechen sie alle fließend Deutsch, kennen die Welt und in erster Linie Deutschland auf das genaueste. Der Verkehr mit ihnen spielt sich völlig in den gesellschaftlichen Formen des Westens ab, so hart auch gelegentlich die Meinungen aufeinander platzen müssen. Das sind auch die Männer, mit denen die deutsche Vertretung in Moskau am allermeisten zu tun hat.

*

Ein ganz anderer Typ als dieser international geschulte europäische Typ des hohen Sowjet-Beamten wird dargestellt vom Kriegs- und vom Kultusminister.

Der Kriegsminister Kliment Efremowitsch Woroschilow wurde am 23. Januar 1881 im Gouvernement Jekaterinoslaw als Sohn eines Arbeiters geboren. Schon als siebenjähriger Junge trat er als Arbeiter in eine Fabrik ein. Seine Bildung erhielt er in einer Semstwo-Schule. Seit 1899 arbeitete er als Schlosser in Fabriken des Don-Gebietes und später in Leningrad. Ende 1903 trat er in die Partei ein. Von den nächsten Jahren verbrachte er drei im Gefängnis, fünf in der Verbannung. Illegale Parteiarbeit führte ihn nach Baku, wo er mit Stalin zusammenarbeitete, und nach Petersburg. In die konstituierende Versammlung wurde er als Vertreter des Gouvernements Jekaterinoslaw gewählt. In dieser Eigenschaft kam er 1917 nach Petersburg. Vom dortigen Sowjet wurde er zum Stadtkommissar ernannt und nahm in dieser Eigenschaft zusammen mit Dserschinski an der Organisation der Tscheka teil. Im Bürgerkrieg führte er im Süden Rußlands und in der Ukraine zunächst ein Freikorps, dann eine Armee in ständiger Verbindung mit dem bekannten Budjenny. In der ersten kommunistischen Regierung der Ukraine (November 1918) bekleidete er zunächst den Posten eines Kommissars für innere Angelegenheiten, danach wieder militärische Posten zur Unterdrückung der Gegenrevolution. Vorübergehend war er Mitglied des Politischen Büros des Zentral-Komitees der Partei der Ukraine. Seit dem 6. November 1925 ist Woroschilow Volkskommissar für Heer und Flotte der Sowjet-Union.

Das ist nun ein ausgesprochener Russe, auf Rußland allein gerichtet, auf die Idee, für Rußland die von Trotzki geschaffene Armee geschult und kampfbereit zu erhalten, aber natürlich ganz auch als Werkzeug des Kommunismus und seiner Partei.

Es ist bezeichnend, daß der neue Kultusminister, der Volkskommissar für Volksaufklärung, vorher der Leiter der Politischen Verwaltung der Roten Armee war, d. h. der Chef der Agitation und Schulung des Heeres und seiner Offiziere im marxistischen Sinne. Die Politik braucht nicht in das Heer hereingetragen zu werden, das Heer ist ja ein Instrument der kommunistischen Politik und zugleich soll sie ein Träger der kommunistischen Agitation in das Land hinaus sein. Doch ist festzustellen, daß die Armee dem Kampf der Partei ferngehalten wird und sich fernhält.

Dieser neue Kultusminister, der an Stelle des auch in Deutschland bekannten Lunatscharski trat, ist der in Deutschland ganz unbekannte, ebenfalls erzrussische Andrej Sergejewitsch Bubnow.

Geboren 1883 in Iwanowo-Wosnesensk als Sohn eines Kaufmanns, besuchte er die Realschule in Iwanowo-Wosnesensk. Dann trat er in das Moskauer Landwirtschaftliche Institut (Timirjazew-Akademie) ein. 1903 ist er in die sozialdemokratische Partei eingetreten. Dreizehnmal war er verhaftet, im ganzen hat er vier Jahre in Gefängnissen gesessen. 1919 wurde er Mitglied des Revolutio-

Georgij Wasiljewitsch Tschitscherin (Minister des Auswärtigen)

Maksim Maksimowitsch Litwinow (Stellv. Min. des Auswärtigen)

Nikolaj Alexandrowitsch Semaschko. (Gesundheitsminister)

Digitized by Google

nären Kriegsrats der 14. Armee, 1920 Mitglied des Revolutionären Kriegsrats, des Nordkaukasischen Militär-Bezirkes und Mitglied des Moskauer Partei-Komitees. 1924 wurde er Leiter der PUR der RKKA (der Politischen Verwaltung der Roten Arbeiter- und Bauernarmee).

★

Wieder ein europäischer Typ und in Deutschland, namentlich in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannt: er stand an der Spitze der russischen Naturforscher-Woche, die 1928 von der Gesellschaft zum Studium Osteuropas in Berlin veranstaltet wurde. Das ist der Volkskommissar für das Gesundheitswesen, ein Ministerium nur für RSFSR, Nikolaj Alexandrowitsch Semaschko.

Geboren 1869, war er Gutsbesitzer im Gouvernement Tambow, Neffe Plechanows, und ist Arzt. Bereits auf der Schulbank war er an der revolutionären Bewegung beteiligt. Mehrmals in die Provinz verbannt, lebte er 1907 bis Herbst 1917 im Ausland. Er arbeitete in Genf und Paris in den bolschewistischen Organisationen und der Parteipresse unter Lenins Leitung. Seit der Oktober-Revolution war er Volkskommissar für das Gesundheitswesen der RSFSR, Professor der Ersten und Zweiten Moskauer Staats-Universität, Mitglied des Rates der Volkskommissare der RSFSR. Anfang 1930 schied er aus dem Amte.

Er war damals der älteste Minister in Rußland überhaupt, der strengen Parteilehre nicht unverdächtig, aber der Partei unentbehrlich als ein wissenschaftlich hochgebildeter, praktisch höchst erfolgreicher Gesundheitsminister in diesem von Hungersnot und Seuchen heimgesuchten Lande und wohl auch manchem der Sowjet-Gewaltigen persönlich ein wertvoller und oft befragter Arzt. Reißt doch die Überarbeitung große Lücken in die Partei! Ist doch eigentlich jeder der an der Spitze Stehenden überanstrengt oder krank, und muß die Partei doch öfter eine sogenannte „Remonte" der Partei halten, eine ärztliche Generalmusterung, nach deren Ergebnis die Untersuchten in verschiedene Gesundheitsklassen eingeteilt, entsprechend zur Erholung oder zur Kur verschickt werden.

Semaschkos Verdienste sind sehr groß, sind ja auch ganz unabhängig vom Kommunismus. Seine verständnisvolle Zusammenarbeit loben zahlreiche hervorragende deutsche Gelehrte, die mit Rußland in medizinischen Fragen zusammenarbeiten.

Drei weitere Minister vertreten wichtige Spezialressorts: J. A. Mikojan ist Volkskommissar für Außen- und Innenhandel, geboren 1895, in der Partei seit 1915. J. E. Rudzutak ist Volkskommissar für Verkehrswesen und Vizepräsident des Rates der Volkskommissare, also stellvertretender Ministerpräsident, und J. W. Kuybischew ist der Vorsitzende des Obersten Volkswirtschaftsrates.

Alle sind Parteimänner. Bei einem ganzen Teil ist die Parteilaufbahn mit ihrem Wechselleben und Schicksal die einzige Schule gewesen, Karl Marx das Lehrbuch, die Revolution das Ziel, die Partei Betätigungsfeld und Aufstiegsmöglichkeit.

★

Der eigentliche Diktator Rußlands ist heute Stalin. Sein Familienname ist: Dshugaschwili. Er trägt heute den russischen Namen Stalin, aber er ist kein Russe, sondern, wie die meisten seiner nächsten Umgebung in der Partei, Kaukasier, im besonderen Georgier. Er ist 1879 geboren, Parteimitglied seit 1898 und stammt aus dem Gouvernement Tiflis. Infolge seiner Teilnahme an revolutionären Organisationen im Kaukasus und in Petersburg war er häufig ver-

J. A. Mikojan
(Handelsminister)

A. W. Lunatscharski
(Früher Kultusminister)

Andrej Sergejewitsch Bubnow
(Kultusminister)

Digitized by Google

haftet und nicht weniger als sechsmal verbannt. Auch bei Ausbruch der Februar-Revolution befand er sich in der Verbannung. Von dort kehrte er nach Petersburg zurück und nahm als nächster Mitarbeiter Lenins an der Vorbereitung der Oktober-Revolution besonderen Anteil. Im Jahre 1917 redigierte er die Parteizeitung. Nach der Oktober-Revolution war er zunächst Volkskommissar für die nationalen Minderheiten, 1921—1923 Volkskommissar der Arbeiter- und Bauerninspektion. Heute ist er Generalsekretär der Partei.

So bekleidet er heute keinen amtlichen Posten. Er ist Parteibeamter. Darum sieht ihn auch offiziell und spricht ihn offiziell kein einziger Diplomat. Da er zudem ganz zurückgezogen lebt, nur auf Rußland gerichtet und eingestellt, sieht er auch fast niemals einen Ausländer.

Sein Bild zeigt sein Wesen, dessen Hauptzug ein starker, ja brutaler, über alle Hindernisse hinweggehender Wille, verbunden mit großer Vorsicht und Verschlagenheit, ist. Er ist nur Parteimann. So sehr und so eng, daß selbst der mit ihm nahe verbundene Lenin ein geringschätziges Urteil über seine Geeignetheit fällte. Ohne Egoismus und ohne Bedürfnisse für sich selbst, ohne jeden geistigen oder gar religiösen Zug, nicht originell, weder Theoretiker noch Literat, ist er die Verkörperung, ja die Versteinerung des Marxismus von heute. Von der Welt kennt er nichts und will er nichts wissen. Was er will, ist, den Kommunismus endgültig durchzusetzen auf der geraden, nicht nach links oder rechts abweichenden sogenannten „Generallinie", in der er heute das Programm der Partei zusammenfaßt. Rücksichtslos und mit größter Härte hält er die Partei zusammen, deren Apparat er beherrscht. Er beseitigt in der Partei, was ihm entgegen ist, Trotzki, den er ins Ausland jagte, und seinen Kreis, Bucharin, den Haupt-Theoretiker der Partei. Auch an höchste Beamte der Union, wie Rykow, von dem wir sprachen und den er verwarnen ließ, geht er heran.

Als Parteidiktator sucht er mit dem Fünfjahrplan den Sozialismus unerschütterlich zu sichern, zwingt er das Volk, die Anhänger, Not und Leiden der Gegenwart zu tragen, damit ein glänzendes Zukunftsziel erreicht werde. Ein Ziel, zu dessen Erreichung von diesem zentralen Willen alle Kräfte angespannt werden und gegen das, auch nur in der Frage der Mittel, zu opponieren, unweigerlich die Parteistrafe, den Terror, ja die Tscheka nach sich zieht.

Vor dem düsteren Manne zittern Millionen. Ob ihn viele lieben? Ob er wirklich ein Staatsmann ist? Darüber wird erst die Geschichte sprechen, wenn sie entscheidet, ob das Riesenexperiment des Bolschewismus gelingt.

★

Es ist eine seltsame Welt des Staatsapparates und seiner Führung, in die wir blickten. Seltsam vor allem im Widerspruch zwischen dem Sozialismus und dem russischen Wesen und Lande. Seltsam in dem Verhältnis der beiden zueinander. Seltsam, wie gegen die menschliche Natur und gegen die Gesetze der Wirtschaft ein System behauptet werden soll, dessen Führer und Träger, vielleicht ohne sich selbst darüber ganz klar zu werden, aus internationalen Sozialisten immer mehr zu Russen werden, zu Trägern eines russischen Regierungssystems und Regierungsprogramms. Geht der Historiker heute am Denkmal Peters des Großen an der Newa vorbei oder sieht er in der schönen Tretjakow-Galerie in Moskau Bilder der bekannten Moskauer Großfürsten, Iwans des Schrecklichen etwa, so enthüllt sich ihm Art und Gestalt Stalins.

J. E. Rudzutak
(Verkehrsminister)

E. M. Budjenny
(General)

J. W. Kuibischew
(Volkswirtschaftsrat)

Digitized by Google

Nachtgespräch. Von Ernst Mattern

Und als ich in meinen Keller stieg,
Da saßen sie bei den Flaschen
Um eine Karte vom großen Krieg
In Küraß und Wams und Gamaschen.

Sie sahen mich nicht, sie hörten mich nicht;
Sie ließen, gebückt im Haufen,
Bei einem vergessenen Stumpen Licht
Den roten Tiroler laufen.

Der erste sprach und schenkte sich ein:
„Ein Krieg für Maulwürf' und Säue!
Ich ritt von Wien bis Peterwardein
Mit Prinz Eugen von Savoye.

Den Schuß hab' ich mir bei Mohacz geholt
Auf Posten in der Frühe;
Ich ritt für den Kaiser Leopold
Und für die Jungfrau Marie."

Der zweite nickte und hob die Brust:
„Ich stand bei den Zerbst-Grenadieren;
Wir haben es sieben Jahre gemußt
In östreichisch Blei marschieren.

Bei Kunersdorf war ich, bei Leuthen und Brieg
Und fiel auf Fourage vor Zossen;
Ich focht für Schlesien und für den Sieg
Und Fridericus den Großen."

Der dritte füllte die Gläser neu:
„Das Schanzen und Karrenschieben!
Ich war bei Vionville dabei,
Wo zwei von dreien blieben.

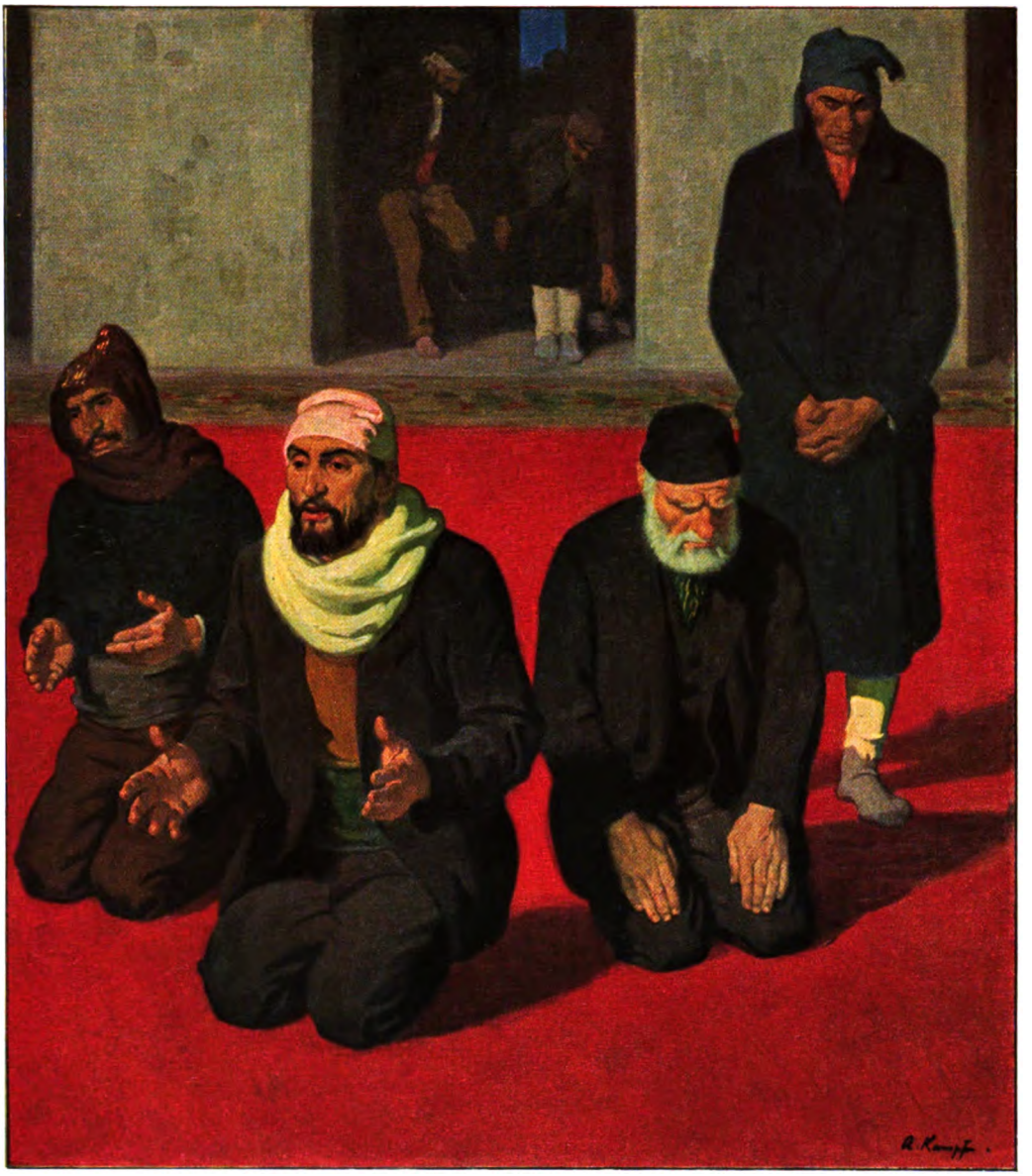
Brigade Bredow. Sie schossen uns weg,
Doch war die Attacke geraten.
Heut steckt die Kavallerie im Dreck
Und reitet auf dem Spaten."

Der vierte, von Kopf zu Füßen grau,
Fast mit dem Wuchs eines Knaben,
Der dachte an einen Drahtverhau
Zwölf Meter vor einem Graben.

Und sprach: „Ihr redet, wie ihr's wißt.
Ich fiel für Deutschland in Flandern.
Anno vierzehn. Um Ypern. Regiment List."
Da salutierten die andern.

Dann hoben sie das Connectium auf
Und rasselten aus der Türe.
Da nahm ich die letzte Flasche herauf
Und trank sie auf alle viere.

Digitized by Google



Beter in der Moſchee. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

Digitized by Google

Neu eröffnet

Ernstes von einem vergnügten Gewerbe

Von Dr. E. Katinszky

Wenn in einem kleinen Marktflecken der Fleischermeister auf eigenem Grund und Boden neben seinem Laden noch eine Schank- und Speisewirtschaft eröffnet, so wird das zwar in der näheren Umgebung als Sensation wirken, aber Probleme werden dadurch gewiß nicht aufgeworfen: Geld zur Einrichtung des Lokals und zur Anschaffung von Ware hatte er, und die Schankkonzession bekam er, da die „Bedürfnisfrage" ohne weiteres bejaht wurde.

Wie aber, wenn wir lesen, daß soeben der Lady-Tanzpalast oder die Silen-Bar mit einem Aufwand fünf- und sechsstelliger Reichsmarkbeträge eröffnet wurden? Donnerwetter, wo haben die Leute das Geld her!

Aber wir wollen nicht zu früh neidisch sein und lieber einmal hinter die Kulissen sehen. Nicht aus Neugierde, sondern um festzustellen, ob es den anderen wirklich so viel besser geht als uns selbst. Und außerdem, um zu wissen, an wen wir Gäste uns halten können, wenn uns unser Pelz im Lokal abhanden kommt oder wir endlich einmal die berühmte Perle in der Auster gefunden haben und zum tausendsten Male der Streit entbrennt, ob sie uns gehört oder Herrn . . ., na, dem Wirt, Herrn . . ., ja, wer ist denn eigentlich der Wirt?

Sehn wir mal im Adreßbuch nach. Das ergibt allerdings, daß Eigentümerin des Grundstücks eine Bau-Aktiengesellschaft ist. Die wird ja wohl nicht den Tanzpalast betreiben. Sie hat also die Räume vermietet oder verpachtet. Richtig, da steht im Adreßbuch, daß die Parterre- und Hochparterreräume, in denen der Betrieb eröffnet worden ist, von der Restaurantbetriebs-G. m. b. H. Savarina als Mieterin innegehabt werden. Wollen wir aber nun der „Savarina" unsere Aufwartung machen, sehen wir zu unserem Erstaunen, daß als Inhaber des Lady-Tanzpalastes sich Herr Max Konopacki auf den Wein- und Speisekarten ausweist. Nun hätten wir ja einem so mächtigen Unternehmen, als welches wir eine G. m. b. H. meist anzusehen gewöhnt sind, gerne die Finanzierung des prunkvollen Tanzpalastes zugetraut, aber Herrn Max Konopacki haben wir doch noch als Kellner eines kleinen Bierausschanks und später als Geschäftsführer eines Ostseevergnügungslokals in Erinnerung. Sollte die Lady aus Tariflohn und Trinkgeldern aufgebaut worden sein?

Max Konopacki, noch weltmännischer und verbindlicher geworden, als er schon immer war, begrüßt uns freudestrahlend als alte Bekannte und lüftet auch ein wenig den Schleier seines rätselhaften Aufstiegs.

„Bezahlt? Ich keinen Pfennig. Woher denn? Für die paar Mark, die ich mir gespart habe, habe ich mir ein kleines Wochenendhaus in Grünau gebaut, das heißt meine Frau, wissen Se, wenn's mal schief geht. Dann haben wir wenigstens ein eigenes Dach überm Kopf. Das ist mir dann lieber als der Palast hier. Davon gehört mir kein Stückchen. Vorläufig. Wenn ich Glück habe, kann mir in drei Jahren alles gehören und das Haus dazu. Aber vorläufig . . .

Die Sache ist doch so: wenn Sie heute zu 'nem Geldmann gehen und sagen, Sie wollen eine Bäckerei aufmachen oder 'ne Lotterie veranstalten, also todsichere Sachen, und Sie wollen fünftausend Mark dafür gepumpt haben, dann kriegen Sie keinen Pfennig. Aber wenn Sie bloß so beiläufig erzählen, Sie wollten gerne einen Luxusbetrieb aufmachen, dann wird Ihnen das Geld beinahe aufgedrängt, und Kredit gibt es überall, so viel Sie wollen. Die Menschen denken immer, wo's voll ist, da gibt es auch was zu verdienen, und ein neueröffnetes Lokal ist ja meistens voll. Das macht die Neugierde, und schließlich sitzt man auch lieber in einem so sauberen Raum wie hier als in einem verräucherten Lokal, wo die Tische wackeln, die Portieren verschossen und die Läufer voll Flecken sind. Und außerdem nimmt das Publikum mit Recht als selbstverständlich an, daß ein neuer Wirt sich in der ersten Zeit ganz besondere Mühe geben wird. Das ist wie mit den neuen Zigarettenmarken. Ich rauche auch immer ein halbes Jahr lang die neu herauskommenden Sorten."

„Da haben Sie sich also an eine Bank gewandt, und die hat Ihnen ein paar hunderttausend Mark so ohne weiteres gepumpt?"

„Gott bewahre! 'ne Bank wird sich nie auf so was einlassen. Die kommt höchstens, wenn die Pleite da ist. Aber es sind ja so viele andere Interessenten da, die sich freuen,

Digitized by Google

wenn mal wieder 'ne neue Sache aufgezogen wird. Da ist erst mal der Grundstückseigentümer, der sein Terrain verwerten will. Er selbst hat kein Geld zum Bauen. Die Beschaffung und das damit verbundene Risiko überläßt er anderen. Hier hat ihm die Savarina die Sorge abgenommen. Die zahlt ihm 'ne schöne runde Summe jährlich als Pacht und hat nun den Palast hierhergesetzt. Viel Geld hat ja die Baufirma noch nicht von ihr gesehen, aber Wechsel sind heute auch ein beliebtes Zahlungsmittel. Und mit der Ausstattung, mit dem ‚großen' und ‚kleinen Inventar', also mit Einrichtung, Besteck usw. ist es auch nicht viel anders. Das wird alles auf Kredit geliefert, teils mit, teils ohne Baranzahlung und mit vielen, vielen Wechseln. Oder aber eine interessierte Lieferfirma erledigt die Sache und bekommt für ihre dadurch entstandene Forderung das ganze Zeug oder einen Teil zur Sicherung übereignet, auf deutsch gesagt: verpfändet.

Die Lieferanten sind überhaupt so recht eigentlich unsere Privatbankiers. Da sind die Sekt- und Weinfirmen, die Likörfabrikanten, Brauereien, die Lieferanten der alkoholfreien Getränke, die Zigarren- und Zigarettenfirmen, die Bierimporteure und Kaffeelieferanten. Die stellen auch mal ein bißchen Kapital zur Verfügung, wenn wir uns verpflichten, ausschließlich ihre Waren zu verwenden.

Manchmal sind aber die Bedingungen nicht sehr schön, die sie daran knüpfen. Von den ‚Knebelverträgen', die hier und da mal 'ne Brauerei abschließt, werden Sie schon gehört haben. Einem Kollegen von mir, mit dem ich früher als Kellner gearbeitet habe, hat eine Brauerei dreihundert Mark gepumpt, als er sein bescheidenes Geschäft eröffnete, eine kleine Budike im Norden. Und dafür sollte er nun fünf Jahre lang verpflichtet sein, monatlich eine bestimmte Anzahl Hektoliter echtes Bier von der Brauerei zu beziehen und sonst nur noch ein hiesiges helles Bier. Aber das Tollste war, daß er für die dreihundert Mark auch noch 'nen Wechsel geben mußte und Bürgschaft seiner Frau und sich verpflichten mußte, die Diskontspesen für den Wechsel gleich zu zahlen. Also hat die Brauerei doch gar nichts aus ihrer Tasche gezahlt, denn den Wechsel hat sie doch gleich lombardiert. Und das Klavier hat die Brauerei sich auch noch zur Sicherheit geben lassen. Mein Kollege hat nun neulich, nachdem er die dreihundert Mark längst zurückgezahlt hatte, sein Lokal verkaufen müssen. Und da hat die Brauerei von ihm verlangt, daß er das Bier noch weiter abnimmt oder aber eine Konventionalstrafe zahle, weil sein Geschäftsnachfolger das Bier nicht abnehmen will. Da habe ich aber meinem Kollegen gesagt: ‚Mensch, das brauchste dir nicht gefallen zu lassen, der Vertrag ist gegen die guten Sitten, das kannste ruhig auf 'nen Prozeß ankommen lassen.' Na, und die Brauerei hat ihn jetzt richtig verklagt.

So dick liegt es ja nun, Gott sei Dank, nicht immer. Und wir können unseren Lieferanten nur dankbar sein, wenn sie uns die Eröffnung so eines Lokals wie hier überhaupt ermöglichen. Das Risiko tragen sie ja zum größten Teil selbst. Vor allem diejenigen, die überhaupt keine Sicherheiten haben, weil sie sie auch gar nicht verlangen können, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen: die Lebensmittellieferanten und die, die am meisten zu bedauern sind, wenn es mal schief geht: die Handwerker.

Nur einer, der darauf lauert, recht viel an uns zu verdienen, ist nicht dazu zu bewegen, uns durch Kredite erst mal in den Sattel zu helfen: der Herr vom Finanzamt. Das fängt an mit den hohen Miet- und Pachtstempeln, mit der in die Tausende gehenden Konzessionssteuer und hört nicht auf mit den etwa fünfzehn verschiedenen Steuerarten, die wir Gastwirte ständig zu zahlen haben, besonders Einkommen-, Gewerbe-, Lohn-, Vergnügungs-, Umsatzsteuer und wie sie alle heißen.

Von dem Personal, das seinen Mindesttariflohn zu bekommen hat, mag das Geschäft auch noch so schlecht gehen, wird natürlich niemand einen Kredit erwarten, wenn man nicht die Kaution als solchen ansieht, die manche Angestellte leisten müssen. Leider gibt es Kollegen, die solche Kautionen nicht an sicherer Stelle hinterlegen, sondern sie als Betriebskapital mitverwenden."

Ein Kellner muß den Chef einen Augenblick sprechen, und wir sitzen währenddessen mit gemischten Gefühlen da. Das sieht ja nicht so rosig aus, wie es beim Anblick dieses Vergnügungspalastes zunächst den Anschein hatte. Die Vorstellung des Außenstehenden steht zur Wirklichkeit hier in ähnlichem Verhältnis wie die des Laien von Film- und Theaterwelt zu den tatsächlichen, oft recht kümmerlichen Zuständen. Der äußere Glanz der Unternehmen verführt zu der Annahme, es müsse auch den unmittelbar Beteiligten entsprechend gut gehen. Hier also zittert nicht nur der Inhaber um seine Existenz, sondern mit ihm sehen Hunderte von Lieferanten, Handwerkern und Angestellten der Entwicklung voll Spannung entgegen.

Der Optimismus der Handwerker und des Personals hinsichtlich eines neueröffneten Unternehmens ist schließlich begreiflich:

Digitized by Google

sie leisten ihre Arbeit, für die sie Bezahlung zu beanspruchen haben und bei einigermaßen gutem Geschäftsgang auch erwarten können. Nicht verständlich bleibt uns aber der Optimismus der übrigen „Privatbankiers", insbesondere der Lieferanten. Denn das Publikum bleibt doch schließlich rein zahlenmäßig das gleiche, ob es sich nun in der „Lady" oder in einem anderen Lokal vergnügt. Was in der „Lady" mehr verzehrt wird, werden sie doch in Zukunft an andere Betriebe weniger zu liefern haben.

Freund Max kommt wieder an unseren Tisch. „Da ist schon wieder ein kleiner Kummer: der Kellner ist von einem Gast zur Kapelle geschickt worden, sie solle ein bestimmtes Stück spielen. Der Kapellmeister läßt mich aber darauf aufmerksam machen, daß er das Stück zwar gern spielen will, aber daß wir nicht die Erlaubnis dazu haben."

„Nanu, wenn er die Noten hat . . ."

„Ja, leider genügt das nicht. Die Musik-Autoren können für jede öffentliche Darbietung ihrer Werke ihre Tantieme verlangen. Das überlassen sie allerdings meistens ihrem Verband, mit dem man dann einen Pauschalvertrag abschließt. Aber leider gibt es neuerdings sich befehdende Organisationen, die scharf darauf aufpassen, daß ja kein Stück irgendwo gespielt wird, wo ein Pauschalvertrag noch nicht abgeschlossen worden ist. Und ich habe mit der einen Organisation noch nichts abgemacht. Das ist gerade die, welche über das vom Gast gewünschte Stück zu verfügen hat. Aber ich lasse es trotzdem spielen, um den Gast nicht zu verstimmen. Wenn aber jetzt ein Spitzel von dem zuständigen Autorenverband unter den Gästen sitzt, bekomme ich morgen eine Schadenersatzrechnung präsentiert."

„Wir sehen schon, lieber Konopacki, daß Sie ein vielgeplagter Mann sind, aber dafür geht es Ihnen doch nun auch blendend. Sicher haben Sie Ihren Mercedes vor der Tür stehen und sehen uns nächstens überhaupt nicht mehr an . . ."

„Wenn ich die Sache so anfinge, wie viele meiner Kollegen es leider tun, würden Sie recht haben. Aber ich kann Ihnen versichern, daß ich auf keinen grünen Zweig käme, wenn ich in den ersten Jahren auch nur einen Pfennig mehr Aufwand triebe als der Kellner, der Sie bedient. Es ist in unserem Gewerbe leider gewöhnlich so, daß der erste und zweite Inhaber eines Lokals nicht zu Rande kommt, weil die Anfangsausgaben zu groß sind. Erst wenn durch Vergleiche und sonstige ‚Arrangements' die Belastungen herabgesetzt worden sind, läßt sich aus so einem Betrieb etwas herausholen. Aber ich will einmal versuchen, ob es mir durch äußerste Sparsamkeit nicht doch gelingt, für die nächsten Jahre die Anbringung des Schildes ‚Neu eröffnet' durch einen Nachfolger zu verhindern."

Billardspiel

Kurt Max Grimm

Und wieder rollt ein Wille über grüne Erde
Und rüttelt wach und stößt ans Ziel.
Mit einer liebevollen Wunschgebärde
Steht er dann still und ist nur Spiel –
Und wieder rollt ein Wille über grüne Erde.

Und viele gehen fehl und rühren nicht die andern.
Und ihre junge Kraft zerbricht am Rand.
Ihr Leben ist ein wechselvolles Wandern,
Ist wie das Suchen einer fremden Hand –
Und viele gehen fehl und rühren nicht die andern.

Das rollt und läuft und stößt sich müd zu Ende
An einem undankbaren, toten Ziel.
Und schließlich greifen ein paar weiche Hände
Von oben her in dieses Lebens wunderliches Spiel,
Das rollt und läuft und stößt sich müd zu Ende.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Walter Grieg
Sechs um Arila (Weimar, Alexander Duncker).
Hans Franck
Die einsame Kerze (Berlin, Bühnenvolksbundverlag).
Heinrich Mann
Sie sind jung! (Berlin, Paul Zsolnay).
Heinrich Hauser
Donner überm Meer (Berlin, S. Fischer).
Rudolf Presber
Die Witwe von Ephesus (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).
Benno Rüttenauer
Frau Saga (München, Georg Müller).
Robert Hohlbaum
Sänger und Könige (Leipzig, L. Staackmann).
Hugo v. Hofmannsthal
Buch der Freunde (Leipzig, Insel-Verlag).
Klabund
Celestina (Crossen a. d. O., Rich. Zeidler).
Karl Strecker
Rufe aus dem Dunkel (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger).

Zu Beginn sei dem Leser ein neuer Erzähler vorgestellt, von dem mir bis dato noch keine Zeile vor Augen gekommen war: Walter Grieg. Ein Deutsch-Schwede, der in deutscher Sprache schreibt — man darf schon sagen: dichtet, ohne damit dem heutigen Brauch (lies: Mißbrauch) zu folgen und ein neues Talent, an dem man Freude hat, sogleich mit Vergleichen aus der Literaturgeschichte hochzuschrauben.

In seinem Erstling Sechs um Arila fehlt es Grieg noch ein wenig an Orientierungssinn bei der seelischen Linienführung, er macht noch mit burschikoser Unbekümmertheit aus einem Teufel ein Wesen mit langen weißen Flügeln, so etwa in der Erzählung: „Der Weg des Ole Haij". Er ist schon ein rechter Deiwel, dieser bärenstarke, klobige Landfremde, der nur deshalb zum Gottesdienst über den See segelt, weil Elvin, die er liebt, mit ihrem Auserwählten, dem sanften Uno, denselben Wasserweg hat. Ole Haij plant nichts Geringeres, als den Nebenbuhler umzubringen. Er macht, während die beiden in der Kirche sind, Unos Boot leck, und als er damit seinen Zweck nicht erreicht, folgt er dem Verhaßten auf seinem nächtlichen Heimweg aufwärts übers Gebirge. Es gibt da eine Stelle, wo der Pfad hart am Abgrund vorüberführt. Uno weiß, daß der ihm auf den Fersen Folgende ihn dort hinabstürzen will. Aber er geht ruhig weiter in einem stillen Vertrauen auf die Hilfe Gottes. Als Ole Haij den — ziemlich unvermittelt — schmäht, dreht Uno sich um und springt ihm an die Kehle. Beide stürzen. Ole Haij liegt unten. Hilflos, halb über dem Abgrund.

Uno schenkt ihm das Leben. Ole Haij versteht das nicht. Bis hierher ist alles richtig und glaubhaft. Aber die Wandlung, die sich nun in dem abgebrühten Schurken vollzieht, überzeugt in der erzählten Weise mehr von dem Idealismus des Verfassers als von dem Realismus der Vorgänge.

Aber das gerade ist bei einem Anfänger erfreulicher, als wär's umgekehrt. Vorausgesetzt natürlich, daß es ihm an dem inneren Rüstzeug für veritable Erzählungskunst ansonsten nicht fehlt, was hiermit festgestellt sei. Über den sechs Geschichten und der Rahmenerzählung, die das Buch nach dem formalen Vorbild von Gottfried Kellers Sinngedicht enthält, blaut die helle Luft des Nordlands, Schnee- und Birkenlicht. Tannen in weißen Pelzen stehen Schildwach.

Unweit der norwegischen Grenze nämlich, über dem Kallsjön, steht die Hütte, in der diese sechs Geschichten erzählt werden. Eine schöne Frau, Arila, hat das windschiefe Blockhaus gebaut und bewohnt es mit sechs Verehrern, die sich gegenseitig argwöhnisch bewachen. Jeder von ihnen erzählt in dunkler Winternacht eine Geschichte: der Dichter, der Redakteur, der Russe, der Ingenieur, der Kunstmaler und was sie sonst sind — lauter unruhige Nomaden des Lebens, schweifende Seelen, die hier bedeutsame Wendepunkte oder Stunden der Daseinserhöhung aus ihrem Leben erzählen. Alle Geschichten tragen die nordische Note, ein wenig an Hamsun erinnernd. Reizvoll besonders: „Der Fischer im Netz" und „Sommerfeuer". Wer je in den Schären an sonnigen Tagen umhergesegelt ist, in nachtlosen Nächten sich zwischen granitenen Rundhöckern gebettet hat, den überrumpeln im „Sommerfeuer" Erinnerung, Sehnsucht und andere ungehörige Empfindungen.

Die Form der wirklichen Erzählung von Mund zu Ohr bringt es mit sich, daß die meisten Geschichten nicht einen Schluß haben, wie er Brauch ist im Novellenfach, einen Schluß gleich der Tür, die den Rahmen füllt und mit richtigem Dreh einen bestimmten Raum absperrt.

So ist das Leben nicht. Nicht nur in Bühnenstücken sind die letzten Akte, zum mindesten die letzten Szenen, meist vom Übel. Reizvoller noch als beim Torso ist beim leicht verschleierten Horizont in einer Dichtung die Anregung der Einbildungs-

Digitized by Google

kraft. Jean Paul hat mit gutem Grunde seine „Flegeljahre“ unvollendet gelassen, Grillparzer seine „Esther“, weil beide Werke so vollendet waren.

*

Ein Büchlein für stille Stunden bietet Hans Franck in seinem Novellenband Die einsame Kerze. Aber nicht die Titelerzählung, sondern „Ernemanns Opfer“ ist die bedeutendste Novelle der Sammlung. Wie hier in das scheinbar eindeutige Seelenleben eines Bauern und seines Kindes hinabgeleuchtet wird, ist einzig und konnte nur einem Dichter gelingen, der weit von hohlem Snobismus und Literaturbetrieb entfernt, nach wirklichen Werten im Leben ausschaut.

Der Bauer liegt im Sterben, obwohl er erst Mitte der Vierzig ist. In seiner starren Dickköpfigkeit hat er das Kranksein immer für eine Dummheit erklärt und nichts von einem Arzt wissen wollen. Wenn er aber wirklich einmal krank werden sollte — dann gleich ums letzte: drei Tage und drei Nächte, nicht eine Minute drüber!

Jetzt hat's ihn auf einmal gepackt, und gleich so schlimm, daß er wirklich meint, die drei letzten Tage werden kommen. Hart wird es ihm werden, von seinem Jungen, dem Ernemann, zu scheiden und der, ein kleiner Egoist, wie der Vater, handelt mit seinem Herrgott um das Leben des geliebten Kranken. Der Pfarrer hat ihn gelehrt, daß Gott den erhört, der mit ganzer Seele betet und ein Opfer bringt. Klein Ernemann bietet Gott nacheinander alles was ihm wert ist, nur mit dem Liebsten auf Erden, (nächst dem Vater), mit seinen schönen Tümmlern, hält er bis zum letzten Augenblick zurück. Nebenher geht in wunderlicher Parallele das Ringen des Vaters mit dem Tode. Nach wie vor will er vom Arzt nichts wissen, aber als die Lungenentzündung bei hohem Fieber ihren Gipfel erreicht, fügt er sich still, als ob es ihn nichts anginge. So werden hier aus demselben Anlaß die Seelenkämpfe von Vater und Sohn in schwerer Not auf ganz verschiedenen Wegen gezeigt. Und kaum merkbar enthüllt sich die Ähnlichkeit der beiden im Fühlen und Denken, ihre Starrheit, die nicht unerweichbar ist, und ihr zäher Eigennutz im Kampf mit der Liebe, die schließlich siegt und den schon Aufgegebenen rettet.

Auch in der letzten Erzählung, deren Thema an Gerhart Hauptmanns Hannele erinnert, taucht der Dichter in die Geheimnisse der Kinderseele hinab, die ihm vertraut ist. Unnötig zu sagen, daß bei Hans Franck die Form von reifster Erzählungskunst zeugt.

*

Sie sind jung! ruft uns Heinrich Mann in plakatartiger Schrift vom Titelblatt seines neusten Novellenbandes entgegen. Wohltuend berührt von dieser Versicherung eines als Menschenkenner nicht unbewährten Autors nimmt man das Buch zur Hand. Beim Lesen kommt man bald zu der Einsicht, daß jenes „Sie“ keine Anrede bedeutet, sondern sich auf die Menschen dieser Erzählungen bezieht — nicht etwa auf die Erzählungen selbst, von denen einige schon ein ansehnliches Alter aufweisen, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht.

Jedenfalls liegen die Kindheitserinnerungen des bald sechzigjährigen Autors, die den letzten Teil füllen, schon ein wenig zurück; besser wäre es gewesen, Mann hätte sie ganz zurückgelegt und liegen lassen, bis auf die letzte: „Der Freund“. Hier sind die Eigenarten der Knabenseele mit ihren ewigen Geheimnissen gut beobachtet, während die übrigen Erinnerungen recht leer und bedeutungslos anmuten. Immerhin wirken sie angenehmer als die ersten Geschichten, in denen das Wort „Sie sind jung“ nur so gemeint zu sein scheint, daß die heutige Jugend, roh und zynisch, sich von sinnlich ausschweifenden oder verbrecherischen Instinkten leiten läßt.

Zugegeben, daß ein solcher Zustand dankbare Stoffe für den Schriftsteller, namentlich für den Erzähler von Kurzgeschichten und für den Filmautor hergibt, — stimmt es glücklicherweise doch nicht. Auf eine so einfache Formel läßt sich die Wesensart der heutigen Jugend (deren Verschiedenheit von der früheren ich eher beweisen als bestreiten möchte) keineswegs bringen. Das wird, das muß Heinrich Mann selber wissen; wer eine „Mutter Maria“ in ihrem tiefsten Empfinden dichterisch gestalten konnte, der versteht mehr von dem Innenleben seiner Mitmenschen, einschließlich der Jugend, als dies flache Buch, zusammengestoppelt aus mäßigen Gelegenheitsarbeiten, Skizzen, Bühnenszenen, kurzum aus Hobelspänen, die vom Werktisch gefallen sind, vortäuscht. Es hieße Heinrich Mann unrecht tun, wenn man ihn nach diesem Büchlein beurteilen wollte.

*

Sie sind jung, Heinrich Hauser, stehen noch nicht einmal in Kürschners Literaturkalender von 1930, aber Sie haben schon in Ihrem Roman Brackwasser, der hier von mir gewürdigt wurde, gezeigt, daß Sie zu den wenigen gehören, die man unbedingt im Auge behalten muß. Schon in jener Erzählung war alles aus erster Hand, kein Papiergeraschel, kein muffiger Literaturgeruch —: wie eine salzige Brise erquickte das Buch; von frischem Seemannssinn und tatkräftigem Willen sprach jedes Wort. Das große Versprechen jenes Romans ist wenigstens zum Teil eingelöst durch den jetzt vorliegenden: Donner überm Meer.

In der Sprache schon spürt man eine neue Dynamik der Erzählungskunst. Sie erinnert

Digitized by Google

an Döblin, ist aber nicht so sichtlich auf Verblüffung des Lesers zugeseilt, nicht so mit fremden Bestandteilen, mit hergeholten Unsachlichkeiten durchsetzt, wie der große und bedeutende Roman Berlin—Alexanderplatz. Hauser schreibt nur, was er gesehen hat, vielmehr was er sieht. Es ist naturalistisch, zu schreiben, was man gesehen, beobachtet hat; es ist natürlich und gleichzeitig künstlerisch: zu schreiben, was man beim Konzipieren sieht, als Destillat, als Ballung, schließlich als Synthese des Geschauten.

Dabei weht doch der Hauch des Erlebens durch die Zeilen. Gleich zu Anfang, wenn wir den Erzähler an der irischen Küste begleiten und plötzlich vor dem Meer stehen; wenn wir mit dem Piloten der Skandinavien—Deutschland-Linie nach dem Flugplatz gehen und aufsteigen. „Das Meer liegt unter dem Apparat weißstreifig wie ein Tigerfell. Die Zeit scheint mitzufliegen." Und wirklich: Nicht lange darauf sind wir bei der schwerkranken Lala im Sanatorium und damit auf dem Höhepunkt des Romans. Denn dies Kapitel und die folgenden, in denen Lala auftritt, gehören zu dem Besten, was die deutsche Erzählungskunst letzthin hervorgebracht hat. Das Frösteln dieser langsam sterbenden Blume, ihre hilflose Resignation, das wehmütige Lied vom Vergehen, die Leiden einer zitternden Seele, hundertspältige Empfindungen sind mit der Sorgfalt eines Seismographen aufgezeichnet.

Und in künstlerischem Gegensatz dazu: der Donner überm Meer, das Dröhnen der Flugzeugmotoren, das Stürmen des Atlantik, die weiße Sense der Scheinwerfer in wehender Nacht.

Die Verquickung von Sport und Erotik ist ja heute billigste Mode in der Zeitliteratur, aber bei Hauser spürt man: hier liegt der Fall anders, nicht er hat dies Thema gewählt, sondern ihn hat es gepackt, das Donnern überm Meer, das große Erleben in der Höhe, zwischen Himmel und Erde. Kräftig ist der Nachhall von diesem Hochgefühl des Tatmenschen in dem Buch, er schwillt am stärksten zum Schluß, wo der Dichter-Flieger zu einem Rekordflug über den Ozean startet.

★

Die Witwe von Ephesus — meint man nicht muffigen Altertumsruch hinter diesem Titel zu spüren? Man erinnert sich der Erzählung des Petronius von der Witwe, die fünf Nächte Totenwacht hielt bei dem geliebten Mann — bis dann der römische Kriegsknecht kam . . .

Aber aller Muffgeruch und alles Gruseln vergeht, wenn man den Namen Rudolf Presber als Verfasser eines so benamsten Romans liest. Da stellt sich schon eher eine behagliche Stimmung ein, man sucht sich eine mollige Ecke aus und läßt sich von dem humorigen Erzähler, der niemals griesgrämig oder bissig wird, in seine Welt führen, diesmal wieder die Welt seiner rheinischen Heimat. Es ist durchaus keine Witwe von Ephesus, sondern eine sehr schöne, moderne Frau, die nach dem plötzlichen Tode ihres erheblich älteren Gatten sich nun mit dem Leben auseinandersetzen muß. In allerhand schwierigen Lagen weiß sie sich tapfer und klug zu behaupten. Umkämpft und umgirrt, selbst von dem jungen „Helden" des Romans ernstlich verehrt — zieht sie sich mit weiblichem Herzenstakt aus der Affäre und weiß sogar noch die Zwiste der alten Patrizierfamilie ihres Mannes beizulegen, so daß am Schluß das seltsam lebendige Porträt des Seligen im Licht der rotbeschirmten Lampe zu lächeln scheint, „wie gute Bildnisse tüchtiger Menschen, die das Beste gewollt und in Ehren vollendet haben, aus der stillen Burg ihres goldenen Rahmens zu lächeln pflegen".

Dies heimliche Lächeln teilt sich dem Leser mit, auch wenn er, mehr als sonst bei Presber, einen sinnenden Ernst hinter den heiteren Vorgängen spürt und mitunter das Vorüberhuschen eines Modells oder einer wahren Begebenheit zu erkennen glaubt. Es gibt ausgeglichene Naturen, denen kein Lebensernst ihren Glauben an die Heiligkeit des Lachens rauben kann; mit ihnen ist gut eine Luft atmen.

★

Unvermindert scheint noch immer die Zahl jener Erzähler, die, als wollten sie sich über graue Gegenwart hinwegtrösten, in längst vergangenen Zeiten stöbern und merkwürdige Geschehnisse zu neuen Mären formen. Da legen zwei solche Geschichten-Erzähler sehr verschiedenen Alters ihre Novellenbücher vor, Benno Rüttenauer, der unlängst schon seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiern konnte, eine Frau Saga und der mehr als dreißig Jahre jüngere Robert Hohlbaum: Sänger und Könige. Rüttenauer, auch als gescheiter Essayist bekannt, hat ehemals angehenden Schriftstellern selbstlos die Wege bereitet, z. B. in Michael Georg Conrads „Gesellschaft", von der heute nur noch die Literaturgeschichten erzählen. Sein neues Buch erklärt den Inhalt im Titel: Frau Saga ist „jene mythenbildende Kraft der Volksphantasie, aus der auch alle Kunst und Dichtung aufsprießt, deren tiefstes Wesen es ist, nicht eigentlich zu verschönern im schwächlichen Sinne des Wortes, sondern zu vergrößern, zu bereichern, zu steigern, emporzutreiben aus dem Gemeinen ins Ungemeine, aus dem Gewöhnlichen ins Außergewöhnliche, aus dem Vernunftbaren ins Wunderbare, aus dem Natürlichen ins Übernatürliche, aus dem Menschlichen ins Göttliche oder Teuflische, mit einem Wort über den Menschen hinaus". Das ist tatsächlich in den meisten dieser Erzählungen nicht nur erstrebt, sondern auch erreicht. Rüttenauer, dieser Einsame aus dem Fran-

Digitized by Google

kenland, ist kein Meister der Form, aber seine Freude an dunklen Spannungen, an mystischen Problemen wirkt ansteckend und mitunter erinnert er, wie schon Wilhelm Schäfer einmal sagte, an den Altmeister Boccaccio, so etwa in der grotesk-humorigen Erzählung von Meister Ambrogios Himmelfahrt.

Eine von Grund aus andere Natur ist Robert Hohlbaum. Weich, verträumt, eine feine Musikantenseele mit einer heute kaum glaublichen Ehrfurcht vor allem was schön und groß und — deutsch ist. Nenne mir die Titel deiner Bücher und ich will dir sagen wer du bist! Hohlbaum schrieb: „Die deutsche Passion", „Der ewige Lenzkampf", mehrere Bände Künstlernovellen; „Deutschland", eine Sonettenfolge, die „Pfingsten von Weimar" und desgleichen. Sein vorliegender Band, „Sänger und Könige", reiht sich dem Novellenkranz ein, in dem er die Schicksale hervorragender Menschen in charakteristischen Erlebnissen darstellt. Er tut es als ein Erzähler von Format, sein Stil ist eine feine Filigranarbeit, und immer weiß er Vorgänge zu finden, die den Leser fesseln, ihn nachdenklich oder heiter stimmen, mag im Mittelpunkt der Handlung nun Goethe oder Friedrich der Große, Wagner, Bruckner, Weber oder — Rothschild stehen. Ein schmuckes, handliches Büchlein, das auch in einer kleinen Reisetasche Platz hat.

*

Zwei kürzlich verstorbene Dichter, Hofmannsthal und Klabund, lassen noch einmal von sich hören. Der Wiener Dichter hat ein Buch der Freunde hinterlassen, eine Art Tagebuch, in dem er seine Erlebnisse aufzeichnet, wohlgemerkt: nicht das, was die Welt Erlebnisse nennt, sondern die des Dichters, d. h. die Einfälle, Gedanken und Bilder, die er in sich selber erlebt, aber auch die, die er beim Lesen guter Bücher findet. Damit ist schon verraten, daß wir uns mit diesem Buch in einer hohen und reinen Sphäre befinden, aus der wir nicht ohne reichen geistigen Gewinn zurückkehren. Schon vor acht Jahren hatte Hofmannsthal die ursprüngliche Fassung dieses Buchs veröffentlicht, inzwischen ist mancherlei hinzugekommen, was gerade die Freunde des Dichters besonders anziehen wird. Sehr fein analysiert der Herausgeber, Rudolf Alexander Schröder, in einem Geleitwort die besondere Note Hofmannsthals, seine ehrfürchtige Zurückhaltung und den Zartsinn, Eigenschaften, die „Scheu trugen, einem gedachten oder angeschauten Gegenstande mehr abzulisten, als er etwa freiwillig gesonnen wäre herzugeben", so daß das Unausgesprochene manchmal wichtiger ist, als das Ausgesprochene — ein Gedanke, den wir ja schon bei Betrachtung Griegs erörterten. Das Buch der Freunde ist ein Gedenkbuch im schönsten Sinne des Wortes.

Nicht so schwer an geistigem Gehalt wiegt Klabunds Celestina. Es ist das verschollene und vergessene Erstlingswerk des in Crossen a. d. O. 1891 geborenen Dichters Alfred Henschke — so hieß er damals noch. Eine Sammlung Erzählungen aus seiner engeren Heimat, eine kleine Crossener Chronik, die mit einer köstlichen, bei einem so jungen Autor überraschend funkelnden „Widmung" an einen vor zweihundert Jahren gestorbenen Crossener Archidiakonus eingeleitet ist. Auch unter den Erzählungen findet sich manches Stück, das den Neudruck rechtfertigt und Frau Carola Neher, Klabunds Gattin, wohl veranlaßt hat, die Herausgabe zu fördern. Dahin gehören Der Grünberger Feldzug, Celestina, Die Odernize, Das Gleichnis und Geiger Heinrich. Man glaubt es kaum, daß in Crossen a. d. O. soviel passiert ist.

Zum Schluß, ohne Gegacker, die Mitteilung von einem selbstgelegten Ei. Mein Roman Rufe aus dem Dunkel behandelt die Geheimnisse der Schicksalsverbundenheit durch gemeinsames Wachsen unter dem Mutterherzen: die Lebenswege sogenannter „identischer Zwillinge". Sie gehen anfangs weit auseinander, führen aber dann so unweigerlich zusammen, daß der eine der beiden Männer gezwungen ist, das Leben des anderen, der plötzlich stirbt, unter dessen Maske und Namen weiterzuleben. Beiläufig ein Versuch, die Spannungen gewisser Romane, mit denen wir namentlich aus Amerika beglückt werden, mit deutschen Mitteln und psychologischer Begründung zu erreichen.

* *
*

Schauspieler und Poet dazu...

Friedrich Kayßler ist einer der bedeutendsten Schauspieler, aber er hat sich nie zu denen gerechnet, welche prominent genannt werden wollen. Er hat jahrelang die Berliner Volksbühne geleitet und war mit seiner Gattin, Helene Fehdmer, ihre Hauptkraft. Man hat seinem Eigenwillen das Leben schwergemacht, und er ist gegangen, aber selbst seine Gegner werden nicht behaupten wollen, daß die Volksbühne ohne ihn an Charakter und Ansehen gewonnen habe. Es gab Jahre, wo wir Kayßler auf keiner Bühne Berlins gesehen haben. Vortragsreisen führten ihn durch viele Städte Deutschlands. Eine Fahrt an die ligurische Küste entzückte ihn, und erst im verflossenen

Digitized by Google

Winter wieder beglückte er seine alten, überraschte er seine neuen Freunde: er spielte eine führende Rolle in dem von den Monatsheften bereits gewürdigten englischen Schauspiel „Die andere Seite."

Hat so der Schauspieler Kayßler zu seinem Kummer nicht den Platz gefunden, der ihm ruhige Arbeit und dauerhafte Wirkung verbürgte, so sind die Zeiten oft unwillkommener Muße dem Dichter Kayßler zugute gekommen. Wer ihn einmal auf der Bühne oder am Vortragstisch genossen hat, der weiß: dieser leidenschaftliche Mensch und Künstler ist eine grüblerische Natur, und wenn er die Tür zur Bühne hinter sich schließt, fühlt er sich zu Hause nicht minder wohl in der Gesellschaft seiner Bücher und seiner Gedanken. Wie scharfsinnig er seine Kunst, sein Handwerk betrachtet, haben die Leser dieser Zeitschrift erst vor kurzem bewundern dürfen (Schauspieler-Notizen; Heft 1). Jetzt nehmen diese Notizen einen Teil des Bandes ein, der unter dem Titel „Hintergrund" den philosophischen Menschen und Künstler Kayßler enthüllt.

Wer Kayßler liebt, kennt manches aus diesem Buch, so namentlich die „Besinnungen", in denen so viel köstliches Gedankengut spruch- und gleichnishaft aufgehäuft ist, unter dem tiefen Buddha-Wort: „Versammle dich zu dir." Man fürchte nicht, daß hier ein Weiser seine Erkenntnisse zu Markte trägt. Mehr als dreißig Jahre hat Kayßler in seiner Kunst, im Leben gestanden, doch hat er sich die Gabe bewahrt, Gott und die Welt jeden Morgen mit frischen Augen anzuschauen. Er hat das Fragen und das Sichwundern nicht verlernt, und was er Luther und seinem Katechismus nachrühmt: die Kraft, das Unsichtbare sichtbar zu machen, das vermag er auch. Er glaubt, daß Gott nur schafft, um sich selbst zu erkennen. Freude in einem großen Sinn ist ihm der Zweck des Seins, und darum ist er sehr wenig von verneinender Kritik eingenommen, sondern meint: jede Schöpfung brauche ihr Ja. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird jeder lesen, was Kayßler über das deutsche Theater sagt. Ein ausgezeichneter Vortrag über das Schaffen des Schauspielers ist hier nach siebzehn Jahren wieder abgedruckt, ohne an Wert und Gewicht zu verlieren. Kleine Bemerkungen, z. B. über die Notwendigkeit des Souffleurs und über Lebensformen am Theater, sind nicht bloß für den Fachmann anziehend zu lesen. Der Schauspieler dankt Ibsen und Tolstoi, Strindberg und Hauptmann. Er hat früh geahnt, daß der Naturalismus zu Ende gehe. Aber er bläst ebenso früh zur Natur zurück, als sich die Kunst in verblasenen Tüfteleien zu verlieren droht. Er haßt die Phrase, nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Politik. Er rühmt die redliche Arbeit, die weder nach rechts noch nach links sieht. Er wendet sich ab vom Großbetrieb, wie er Mode geworden ist, und fleht ein gütiges Geschick immer wieder um eines an: um Ruhe, um Zeit zum Schaffen.

Aber Friedrich Kayßler ist nicht nur ein Schauspieler, der über sich und seine Kunst nachdenkt. Er ist auch ein Dichter, und der Horen-Verlag in Berlin widmet ihm zwei weitere Bände, die ihn auf diesem Gebiet bestätigen. Auch hiervon ist manches lange bekannt, so die „Sagen aus Mjnheim" mit der ergreifenden Geschichte von dem Narren, der dem König seine Tränen gegeben hat und nun nicht mehr weinen kann. Anderes und besonders Liebenswertes ist neu, so die „Märchen von gestern, immer und übermorgen" mit dem für Kayßler bezeichnenden Titelhelden Telge, der ein Mineral gefunden hat, um die Reklame zu töten, und der in Andersens ironisierendem Ton gehaltenen Erzählung von Tintenfaß und Füllfederhalter. Was wir an dem Schauspieler Kayßler lieben: Tiefe eines mannhaften Herzens — sie zeichnet diese Märchen aus, und wenn er sich zu einem Löwenzahn niederbeugt, läßt er die Kinder, die ihm lauschen, die Unendlichkeit Gottes ahnen. Im dritten Bande sind Gedichte gesammelt („Kreise im Kreis"). Schon auf der ersten Seite steht in einer Kindheitserinnerung: „Von dieser Stunde hub das Grübeln an." Es hat den Dichter nicht wieder verlassen. Doch sage man nicht, daß er nur Schweres und Dunkles geformt habe. Dieser deutsche Künstler hat Tiefsinn, doch er hat, was vielleicht dasselbe bedeutet, auch Humor. Er wohnt an des Wolkenreiches Schwelle, aber er ist auch kindersprachenkund und ruft einem verlorenen Marienkäferchen ein Sprüchlein nach. Mit tiefster Rührung lesen wir die Verse, die Kayßler dem toten Kainz nachrief. Nur ein Schauspieler höchster Stufe und ein wortgewaltiger Poet konnte sie prägen:

„Goldene Fackeln schwang er in Händen,
Worte der Dichter: ein königlich Spiel."

Wer noch überzeugt ist vom Sinn der deutschen Kunst, des deutschen Theaters, der lese diese drei Bände eines Mannes, der niemals Komödiant gewesen ist und doch in der Bühne die Erfüllung seines Lebens und Dichtens erblickt. — gl —

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

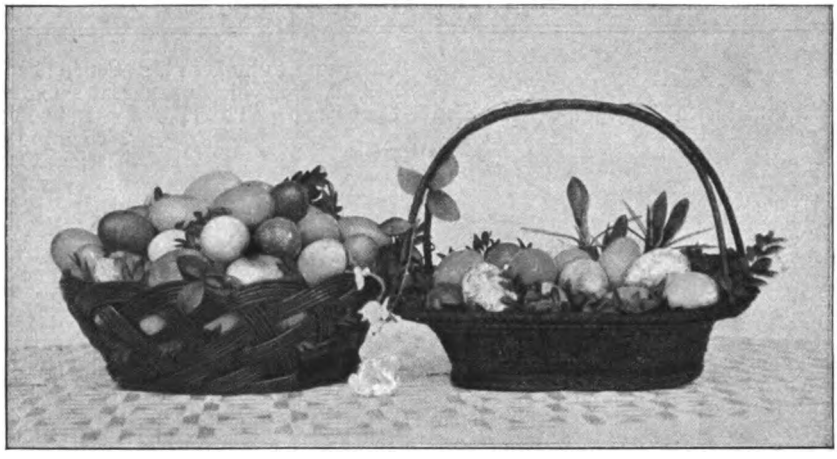
Die Leuchte der Welt

Zu Beginn dieses Jahrgangs, im Septemberheft hat Dr. E. Trinkler von den Ergebnissen seiner Forschungsreise nach Chinesisch-Turkestan geplaudert. Die Leser erinnern sich gewiß an den fesselnden Beitrag mit den seltenen farbigen Aufnahmen. Unterwegs ist Trinkler über Indien gekommen, und so heftig ihn der Forschertrieb nach Norden in unbekannte, kaum betretene Gegenden zog: er hat den Märchenzauber Indiens tief auf sich wirken lassen, und wie einen Talisman der Sehnsucht hat er die Miniatur mit heimgebracht, die wir hier zeigen. Das schöne Bildnis ist auf Elfenbein gemalt und stellt die „Leuchte der Welt" dar, das ist die bezaubernde Gattin des Großmoguls Dschihangir, der von 1605 bis 1627 herrschte. Das Bildnis stammt aus dieser Zeit, die eine Blütezeit Indiens war. Dschihangir ist der Nachfolger Akbars des Großen, der als Schatten Gottes auf Erden regierte, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die je gelebt haben. War unter ihm Indien zu höchster politischer Macht und wirtschaftlicher Blüte gediehen, so sorgte Dschihangir für die schönen Künste. Unter ihm sind die Moschee in Agra und die Marmorpaläste in Delhi entstanden. Als Abglanz dieser Herrlichkeiten erscheint uns diese Miniatur von rokokohafter Anmut.

Die „Leuchte der Welt", die Gemahlin des Großmoguls Dschihangir (Anfang des 17. Jahrh. n. Chr.)
Indische Miniatur auf Elfenbein

Sommer. Porzellanbildwerk von Prof. Josef Wackerle. Porzellan-Manufaktur Nymphenburg

Digitized by Google



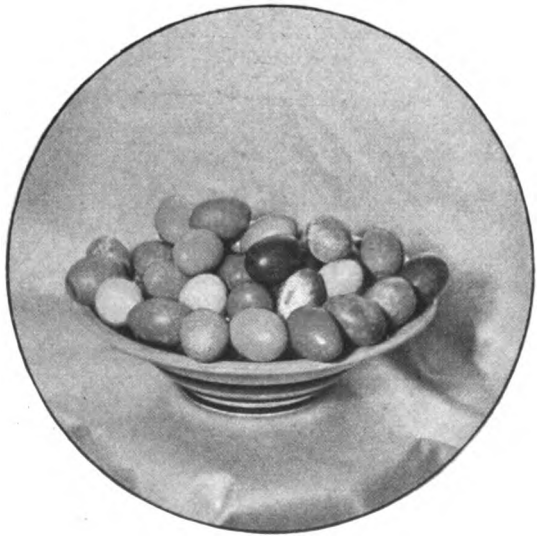
Ostereier. Farbige Aufnahme nach der Natur

Von Indien nach Nymphenburg

Es konnte sich kaum etwas Geeigneteres finden lassen: die Nymphenburger Porzellangruppe paßt wunderbar zu der indischen Miniatur. Auch sie huldigt der „Leuchte der Welt", und die Sprache dieser Huldigung ist jedem verständlich. Professor Josef Wackerle ist allen Lesern bekannt. Wir wissen, er stammt wie der seiner Kunst verwandte unvergeßliche Ignatius Taschner aus dem Boden süddeutschen Volkstums. Er kann derb und lustig sein und beherrscht als Bildhauer und als Maler jegliche Technik aus dem Grunde. Sein Talent ist dekorativ; gelegentlich spielt er gern wie die meisten echten Künstler. In seiner figürlichen Keramik zeigt er sich von der liebenswürdigsten und elegantesten Seite. Diese moderne Aphrodite liegt in wundervoller Anmut hingegossen, und der Kleine, der ihr den Korb mit Rosen reicht, steht zierlich da wie ein Tänzer, der jeden Muskel in der Gewalt hat und auf Wirkung berechnet.

Drei Körbe Ostereier

Wenn dieses Aprilheft in die Hände der Leser kommt, ist es eine ganze Weile bis Ostern. Aber in den Läden werden wir bereits heute auf das Fest hin angesprochen, manchmal auch angeschrien. Man möchte uns am liebsten verführen, zu Ostern den Weihnachtsgabentisch noch einmal aufzubauen. Wohl dem, der es sich leisten kann! Kaufe er, wozu er Lust hat und womit er Freude zu machen hoffen darf, Konfekt und Parfüm, Handtaschen und Puderdöschen, Kristall und seidene Strümpfe, kurz alles, was man früher unter dem schönen Namen Galanteriewaren zusammenfaßte. Aber man vergesse zweierlei nicht: ein gutes Buch — es gibt nichts, was den Beschenkten wie den Geber höher ehren könnte — und dann, etwas sehr Einfaches, Häusliches: man verlasse sich nicht bloß auf den Osterhasen des Konditors, sondern färbe Hühnereier in allen nur erdenklichen Farben. Acht Tage lang so lustige und geschmackvolle Körbe wie diese auf dem Tisch, bedeuten acht Tage lang gute Laune!



Ostereier. Farbige Aufnahme nach der Natur

Der neue Hut!

Frühjahr — das heißt nicht bloß Krokus und Ostereier, das heißt auch: neue Hüte für unsere Damen. Georg Netzband, ein junger Berliner Künstler, hat das bewegte Treiben in einem Hutsalon gemalt.

Digitized by Google

Hutverkauf. Gemälde von Georg Netzband. Berlin, Akademie-Ausstellung

Er macht sich etwas lustig über den Eifer der Verkäuferinnen und die Wichtigkeit der Kundinnen. Netzband liebt leuchtende, bestimmte Farben, die ziemlich aufeinanderknallen und so das Gefühl hastender Unruhe beim Betrachter erzielen. Er karikiert die Menschen, die Dame vorm Spiegel mit der bewundernden Verkäuferin ist sehr lustig gesehen. Doch fehlt ihm nicht der Sinn für Eleganz, z. B. in der sitzenden Dame im Pelz, und er versteht, die Buntheit des Ganzen malerisch zusammenzuhalten.

Berlin Alexanderplatz

Berlin muß und will sparen. Man hat ihm im verflossenen Winter den unsoliden „Großmachtkitzel" gründlich ausgetrieben. Und das ist gut. Aber immer wieder muß bekannt werden: in dieser Stadt, deren Antlitz sich ständig wandelt und die darum zu ihrem Unglück ohne Überlieferung bleibt, herrscht nicht bloß das Tempogeschrei auf der Straße, sondern es wird angestrengt gearbeitet, gerade von „Kleinverdienern". Darum ist nichts dringlicher, als dem Bürger, dem Arbeiter den Weg zur täglichen Arbeitsstätte zu erleichtern, und wenn es jetzt der Stadt nur unter großen Schwierigkeiten möglich ist, ihr Schnellbahnnetz unter der Erde auszubauen: man wird es ihr noch in später Zukunft danken. Der Bau der Untergrundbahn, der auf dem Alexanderplatz einen großen Umsteigeverkehr vorsieht, ist der Anlaß zum Umbau des Platzes geworden. Man hat, um des Verkehrs auch auf der Straße Herr zu werden, ganze

Digitized by Google

Entwurf für eine Neugestaltung des Alexanderplatzes zu Berlin
Von Architekt Joh. Emil Schaudt-Berlin

Häuserreihen niedergerissen. Für die Neugestaltung wurde ein Preisausschreiben veranstaltet, aus dem wir den Entwurf von Joh. Emil Schaudt abbilden. Er ist ganz amerikanisch geraten, und es wird das Geld fehlen, so einheitlich zu bauen. Doch wenn schon Altes fällt — und dieses Mal war wenig oder nichts Gutes dabei —, warum soll man nicht in dem Geschmack der neuen Zeit gestalten? Und diese neue Zeit geht auf praktische Einfachheit und Geradlinigkeit. So klar, wie der Verkehr geregelt wird, so klar gliedern sich die Fassaden mit ihren die Straßen überbrückenden Reklamebändern. Wenn der neue Alexanderplatz in Berlin fertig sein wird, in dieser oder, was wahrscheinlich ist, in anderer Gestalt, wird er ein Denkmal der Arbeit sein.

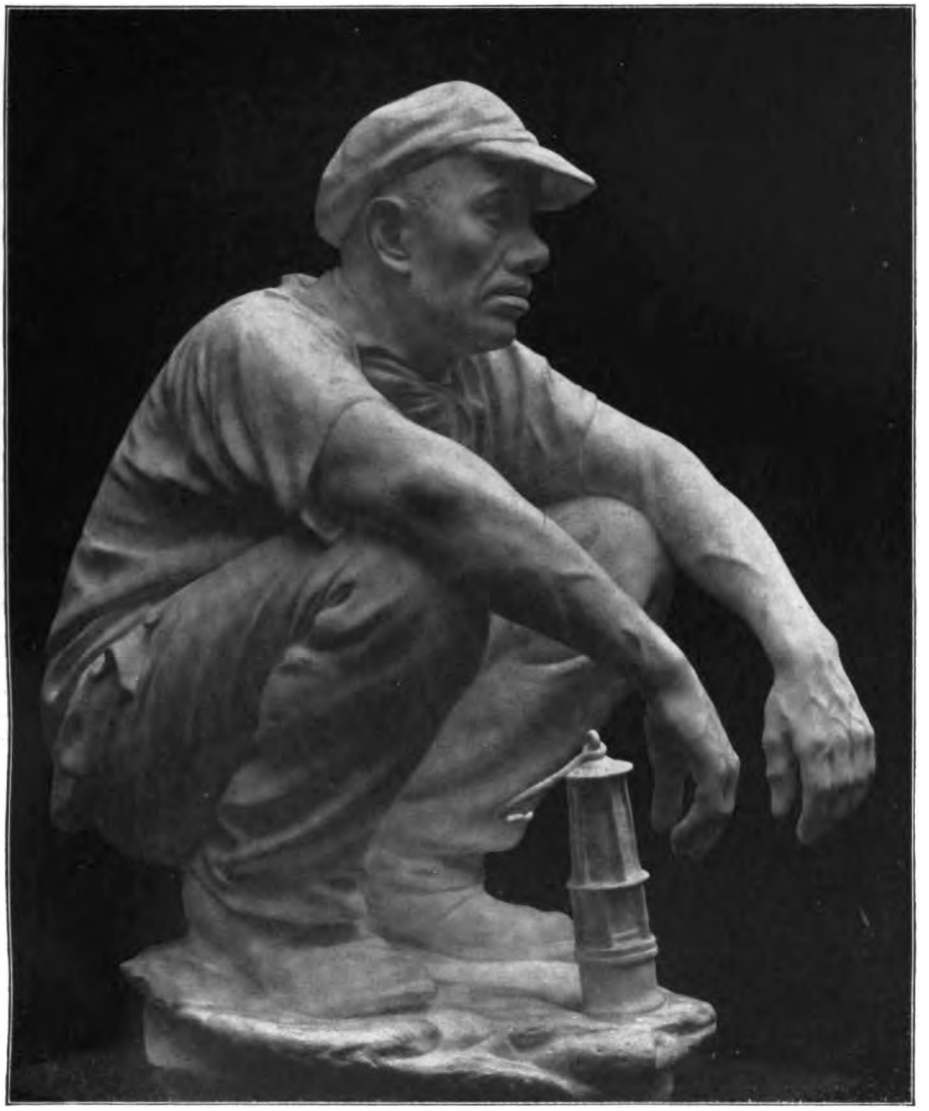
Ein Denkmal der Arbeit

Das ist auch der „Bergarbeiter" Fritz Koelles, eine Statue von naturhafter Eindringlichkeit. Koelle stammt aus Augsburg (geb. 1895) und hat seine wesentliche akademische Ausbildung in München empfangen. Reisen führten ihn nach Italien und nach Paris. Aber am wichtigsten wurden doch für ihn die Eindrücke, die er in deutschen Industriegebieten, namentlich an der Saar empfangen hat. Auch seine Frau, die Malerin Elisabeth Koelle-Karmann, stammt daher. Wie sie Zeichnungen von Arbeitern geschaffen hat (seit 1924 im Besitz der Saarregierung), so fand Fritz Koelle sich selber, als er Plastiken aus dem Arbeiterleben bildete, 1925 „Arbeiterkind", 1926 „Eisenwalzarbeiter" und in neuester Zeit den hier wiedergegebenen „Bergarbeiter". Aus diesen Werken spricht ein tiefes Verständnis für den hart arbeitenden Volksgenossen, spricht heiße Liebe zu Menschenbrüdern, von deren Sorgen und Nöten nur wenige etwas wissen wollen.

Zwei Gedenktage

Das soziale Gewissen, das wir in uns nicht oft genug schärfen können, auch durch Betrachtung eines Kunstwerks wie den Koelleschen „Bergarbeiter", verkörpert in vorbildlicher Weise seit vielen Jahrzehnten Hedwig Heyl. Sie feiert am 5. Mai ihren 80. Geburtstag, und namentlich die deutsche Frauenwelt feiert mit, in Verehrung, in Dankbarkeit, in Liebe. Hedwig Heyl hat für die Anerkennung der Frauenarbeit im Beruf gekämpft. Das war und bleibt verdienstlich und war vor vierzig Jahren sogar kühn. Aber noch wichtiger erscheint uns heute: Hedwig Heyl hat als erste darauf hingewiesen, was die Frau in der Hauswirtschaft bedeutet. Nicht bloß im einzelnen Fall, wo es auch früher der Ehemann merkte, sofern er vernünftig war. Sondern für die Wirtschaft des ganzen Vol-

Digitized by Google



Bergarbeiter. Bildwerk von Fritz Koelle-Berlin

kes. Freilich sah Hedwig Heyl damit die Verantwortung jeder einzelnen Hausfrau gewaltig wachsen. Es war Sünde gegen die Familie, aber auch gegen die Allgemeinheit, schlecht zu wirtschaften. Und es wurden in Haus und Küche viele Dummheiten aus alter, schlechter Gewohnheit gemacht. Hier setzte die Belehrung Hedwig Heyls ein, Rationalisierung des Betriebes, als die Sache noch kein Schlagwort war. Viele Anregungen von Frau Heyl sind heute selbstverständlicher Besitz unserer Hausfrauen geworden. Grund genug, noch einmal und von Herzen dafür zu danken. — Der Maler ihres Bildes, ihr Neffe Arno Heyl, ist dreißig Jahre alt und in Berlin geboren. Schüler Jaeckels ist ihm das menschliche Antlitz die interessanteste Landschaft. Hier ist es ihm gelungen, einen tätigen Geist, ein gütiges Herz, einen festen Willen, Mütterlichkeit und Menschlichkeit zu gestalten.

Etwas weniger modern in der Form, aber nicht minder charaktervoll, ist das ausgezeichnete Bildnis, das Fritz von Kamptz von dem in diesem Jahre (9. Februar) 65 Jahre alt gewordenen Sven Hedin geschaffen hat. Hedin ist einer der volkstümlichsten Forschungsreisenden, und gewiß haben seine Bücher nirgends soviel begeisterte Leser wie in Deutschland gefun-

Digitized by Google

Dr. med. h. c. Hedwig Heyl
Gemälde von Arno Heyl-Berlin

den. Zentralasien ist sein Gebiet. Dreimal hat er das vor ihm unbekannte Gletscherland des Transhimalaya durchquert und Proben seines Heldentums abgelegt. Mut gehörte auch dazu, im Kriege Deutschlands Freund zu sein. Er hat uns Treue gehalten, seltene Treue. Das Bild von Kamptz ist vom preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung angekauft und dem Geographischen Seminar der Universität Berlin überwiesen worden. Der Künstler, 1866 in Glogau geboren, war ursprünglich Offizier, besuchte seit 1889 die Düsseldorfer Akademie und war dann lange in England tätig. Bei Ausbruch des Krieges wurde er interniert und erst 1918 ausgetauscht. Seitdem malt er in Deutschland und Schweden, Kirchenbilder und Porträts, ein gewissenhafter, echt deutscher Künstler. Nachdem er lange in Doberan in Mecklenburg-Schwerin wohnte, hat er sich in Neubabelsberg bei Berlin niedergelassen.

Haar halblang

Der lange Rock hat Folgen. Er stimmt nicht gut zum Bubikopf, und wenn auch keine Frau daran denkt, den Zopf wieder einzuführen, so wenig wie die Schleppe auf der Straße, oder die Krinoline im Auto —, wer ein Gefühl für die Launen der Mode hatte, ein wenig von dem Seherhaften, das den Frauen nachgerühmt wird, der hat in aller Stille das Haar halblang wachsen lassen, wie es auf dem reizenden Bilde der Filmschauspielerin Eva von Berne zu sehen ist. Zu dieser kleidsamen, wieder einmal weiblichen Haartracht gehört natürlich nicht mehr die eng anschließende Kappe, sondern ein richtiger Hut mit Platz für die neue Fülle.

Zärtliche Zebus

Am Schluß der Rundschaubilder zeigen wir ein Meisterwerk der Lichtbildkunst: Zebus nach einer Aufnahme von Cami Stone. Wir kennen diese schönen indischen Buckelrinder aus dem Zoo. Wir glauben sie zu kennen. Denn, seien wir ehrlich: haben wir sie schon einmal so deutlich, so bewundernswert gesehen wie auf diesem Bilde? Gewiß nur ein Ausschnitt, ein kühner, fast unmöglicher, aber kein falscher, durchaus richtiger, weil eindrucksstarker! Prachtvoll, daß hinter den beiden Köpfen auch noch ein drittes Tier mitgefaßt worden ist und im Zusammenhang mit den Köpfen den ganzen Bau des Körpers veranschaulicht. Man stelle sich dagegen die Langeweile einer richtigen, schulbuchmäßigen Aufnahme vor!

Sven Hedin. Gemälde von Fritz von Kamptz-Neubabelsberg

Digitized by Google

Neue Frisur (Eva von Berne). Aufnahme Patek-Zimmerauer-Wien

Zu unsern Bildern

Die Welt wird grün und schön. Festlich eröffnet die saftige Frühlingslandschaft von Cuno Amiet das Heft. Der schweizerische Meister, den wir im Juliheft 1928 ausführlich gewürdigt haben, hat hier in Grün förmlich geschwelgt, glücklich über Farbe, Licht, Sonne! — Lucien Maillol ist der Sohn eines berühmten Vaters, des Bildhauers Aristide Maillol, der auch als Maler begonnen hat. Lucien Maillol (geb. 1896) hat außer in Paris in Berlin und Zürich ausgestellt, Akte, Sportszenen, Tänzerinnen, Bildnisse. Unsere „Tänzerinnen" (zw. S. 120 u. 121) sind von außerordentlichem Schwung in ihrer stürmenden Bewegung und dabei so klassisch gemalt, wie es einem Sohne Aristide Maillols zukommt. — Konstantin Gorbatoff ist seit Jahren aus einem Russen zu einem Italiener geworden. Er liebt das Land und wird nicht müde, es zu malen, höchst wirkungsvoll, für manches Auge fast zu bunt. Aber in dieser Buntheit zeigt sich Gorbatoffs altrussische Fröhlichkeit, ein Zusammenhang mit der volkstümlichen Kunst seiner alten Heimat, und den soll sich ein Petersburger Akademiker auch in Italien mit allen Kräften erhalten! Zumal in Venedig, wo Byzanz fast so wichtig ist wie in Moskau. — In den Frühling lockt die stimmungsvolle Aufnahme des „Wanderers" von Rumbucher (zw. S. 184 u. 185). — Blocherers Mädchenbildnis (zw. S. 192/193) zeichnet sich durch beseelte Heiterkeit und farbige Harmonie aus. — Der „Tennisplatz in Cannes" (zw. S. 200 u. 201) zeigt den großen Bildnismaler John Lavery von einer vielen unbekannten Seite; er ist auch hier elegant, frisch

Digitized by Google

Zebufamilie. Aufnahme von Cami Stone-Berlin

und erstaunlich jung. — Jung ist auch Arthur Kampf geblieben. Von einer Reise nach Angora hat er die „Beter" mitgebracht, ein Stück ausgezeichneter Malerei von dokumentarischer Treue und packender Lebendigkeit (zw. S. 208/209). — Der Maler Paul Flanderky, dem wir die ausgezeichneten Edelsteinbilder verdanken, wohnt in Pankow bei Berlin. Er hat mit seiner Kunst auch schon auf andere Weise der Wissenschaft gedient. Es gibt von ihm farbenfreudige und malerisch feine Blätter von Meerestieren und -pflanzen. — Endlich noch ein paar Worte über Alfred Kubin, von dem wir auf S. 133 eine neue Lithographie „Strandgut" bringen. Kubin ist einer der merkwürdigsten Künstler unserer Zeit. Er sitzt in Zwickledt bei Wernstein in Oberösterreich, und verwickelt wie seine Adresse ist sein Leben, ist seine Kunst. Als er sich mit 20 Jahren entschloß, Maler zu werden, hatte er bereits schwerste Katastrophen hinter sich, und er ist die Dämonen, die früh von ihm Besitz ergriffen, nicht losgeworden. Seine künstlerische Stärke liegt auf graphischem Gebiet. Hier kann er die Überfülle seiner Einfälle gestalten. Ein Bewunderer Hoffmanns und Jean Pauls, Poes und Balzacs wird er selbst zum romantischen Poeten, zum unheimlichen Phantasten. „Die 7 Todsünden" und „Totentanz", „Wilde Tiere" und „Rauhnacht" — das sind einige Titel der vielen Mappen, die uns in sein Traumland führen. Er ist überzeugt, daß die Welt seiner gespenstischen Vorstellungen die eigentliche ist, so wie sich E. T. A. Hoffmann die Haare vor den Erzeugnissen der eigenen Phantasie sträubten. Ein so klares und bestimmtes Blatt wie das „Strandgut" ist selten in dem außerordentlichen Schaffen Kubins, aber wie alle andern aus Erinnerungen und Träumen von Seeräubergeschichten in Jahrzehnten erwachsen. Dazu kam dann irgendein winziges Seherlebnis: ein Blick auf den abgesprungenen Mörtelbelag einer Wand, einen Baumstrunk, einen Fels oder gar Eisblumen am Winterfenster, und es stand die Vision des Kunstwerks vor dem inneren Auge, worauf die Arbeit im einzelnen beginnen konnte. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Franz Lenk
(Im Besitz der Stadt Berlin)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Mai 1930 / 9. Heft

Mario und Gisela

Roman von Waldemar Bonsels

(Schluß)

Der Weg

Doseland, der Alte, stellte fest, daß Giselas Nase seit einiger Zeit auf eine gewissermaßen würdige Weise zum Himmel emporstrebte und nicht mehr unmittelbar. Sie zeigte sich jetzt beinahe gerade, ernst und deutlich weniger unternehmungslustig, auch gewährte sie ein paar Sommersprossen Unterkunft, blaßfarbigen Dingern, die man nur sah, wenn man durchaus wollte.

Doseland brachte die Veränderung in Giselas Wesen in Zusammenhang mit Mekers Tod, unter dem er schmerzlich litt. Mit dem Knaben hatten alle im Schloß etwas verloren, von dem sie nicht gewußt hatten, daß es ihr Eigentum gewesen war. Die Flöte klang nicht mehr auf der Schutthalde.

Ja, das fühlte auch Doseland und machte sich auf seine Art Gedanken darüber, daß die Besitztümer der Welt, je deutlicher man sie nachrechnen konnte, auch um so wertloser wurden. Die Zahl stand im Wert an letzter Stelle und das Licht an erster.

Kam einmal der Tod zu Gast, so verschob sich allerlei. Da war zum Beispiel keiner, der ihm nicht ein liebes Trostwort gesagt hatte, nur Mario nicht, und seltsam, nur Mario tröstete ihn. Mario war reich wie immer, ihm, dem Ärmsten von allen an Besitz, konnte man nichts geben oder nehmen. Wer hätte wohl gewagt, ihm zu sagen, er hätte Meker verloren?

Aber es zitterte und bebte sonderbar und tiefgreifend in diesem Sommer auf Degernholm, es war ein Hauch und ein Gewehe in den Lüften, wie es zuweilen im Herbst daherzog, an Tagen, die so lebhaft an den Frühling erinnern, daß die Zeitrechnung und jede Einschätzung ihres Verlaufs sich wunderbar verschiebt; man spürt im sinkenden Jahr ein heimliches Blühen.

Es geschehen jetzt Tage, an denen man fühlt, wen man am meisten liebt, sann Doseland, das sind gute Zeiten. — Er dachte an Frau Ingrid, und Mekers Hügel grünte. In ihr waren Hochherzigkeit und Weite; wie oft sie jetzt mit Gisela zusammen war, viel öfter als früher. Man konnte nicht recht erkennen, ob es von Gisela oder von der Herrin ausging. Einmal war von der Abreise der jungen Mädchen die Rede gewesen, in der Geisblattlaube, als er den Tee servierte. Frau Ingrid schien es nicht zu wünschen. Sie schaute so lange und sonderbar unbewegt auf Gisela.

„Ach, Doseland . . . " hatte Gisela einmal im Vorübergehen zu ihm gesagt. Das ließ sich verstehen, es klang so anders als ihr Morgengruß einst. Dann kam ein neuer Tag. Wie für alle alten Leute kam der Tag für ihn sehr früh. Er saß dann in der Morgensonne auf einer Bank im seitlichen Flügel des Hofes, bis der Lindenschatten, der langsam mit dem steigenden Tagesgestirn auf ihn niedersank, ihn zu seinen Pflichten im Schloß rief. —

Es war nicht Mekers Tod, der Gisela so tief erschütterte, sondern Marios Verhalten ihr gegenüber seit jenen Augenblicken, in denen er sie über dem letzten grünen Rasenbeet des Knaben an seine Brust gezogen und seit sie ihn geküßt hatte. Wie schön war Marios Tun und Lassen vor ihren trotzigen

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

und unsicheren Versuchen, dem wilden Geschehnis dieser betrübten Stunde ein argloses Gesicht zu geben, es auszugleichen, ihren Stolz, der brennend darüber erwacht war, zu retten. Er ersparte ihr alles. In seiner Art vor ihr lagen die Antworten auf ihre unausgesprochenen Fragen, Ängste und Beschämungen.

Sie wollte etwas richtigstellen und erklären, da erkannte sie, ehe ein Wort fiel, daß er alles, was sie bewegte, ganz anders erlebte, als sie befürchtete, und doch zeigte er ihr kein Verständnis, das bedrückt oder verletzt hätte. Sein Blick beruhigte sie durch und durch; er wußte nichts davon, daß eine Tat der Liebe oder des Leids jemals beschämen könnte. Seine Hand gab ihr die Richtung in ein einfaches Hinnehmen, auch dann, wenn diese Hand ruhig auf seinem Knie lag oder sicher und gelassen ein Werk in ihrer Gegenwart vollbrachte, dann besonders.

So fügte sich Orb seiner Hand am Zügel oder dem Willensdruck seines Körpers, ohne daß man die Bewegungen sah oder erkannte. So beschwichtigte sich ein scheues oder ängstliches Wesen in seiner Gegenwart, es entspannte sich in der Atmosphäre seiner Stetigkeit und fügte sich wieder ein, dem Allweben, dem Atem der Welt, der Hoffnung auf ein rechtes Gelingen. Woher nahm Mario seinen Glauben?

Oh, niemals würde sie solche Führung erduldet haben, wenn auch nur der Schatten einer Absicht in ihm gewaltet hätte. Er wußte nichts von diesen Kräften. Er erwies sich als dankbar, wo ihr törichter Sinn gefürchtet hatte, er möchte sich zugute rechnen, was ihr in Leid und Leidenschaft geschehen war. Und doch war seine Zurückhaltung vor ihr, die Scheu seiner Seele nun zu einem wachsamen Frohsinn geworden, zur freien Gewährung aller Neigung, er vertraute ihr, und seine Kraft tat ihr nicht mehr weh. Er machte ihr ihre Gabe an ihn zum Geschenk. Ihr kamen einfach die Tränen, wenn sie daran dachte, es war schrecklich. Konnte man denn im Leben auch geborgen sein?

Zuweilen formte sie nun an einsamen Orten ihre erhobenen Hände, als hielten sie eine Vase, und sah und fühlte zwischen ihnen Marios braunes Gesicht, kühl und blaß, wie es damals nach der leidvollen Mühe am Fluß bei Mekers Tod gewesen war. Sie spürte das nasse Haar wieder an ihrer Wange, wiegte den Kopf wie im Schlaf, schloß die Augen und küßte den Sommer. Niemand war da als er, seine goldene Wärme, sein Wind und sein Licht, die tausend grünen Bilder von Dickichtlauben und Heideweite und sein Geruch von Blumen und Korn.

Je mehr aber ihr Herz sich heimlich Mario öffnete, um so herber verschloß sie sich äußerlich vor ihm. Ihre Zurückhaltung ging bis zur Herausforderung, ihre Abwehr bis zur Kränkung. Einen tiefen Zug seiner Natur vermochte sie nicht zu ertragen, ein unlösbares Geheimnis seiner Art schreckte sie bis zum Haß. Sie hätte es niemals mit Worten benennen können. Sie bezeichnete es wohl als einen unbeugsamen Eigensinn seines Charakters, der sie reizte. Sie suchte es hinter seiner Mißachtung ihrer eigenen Welt des Herkommens, der Erziehung und der Einstellung zum Leben, aber sie fühlte deutlich, daß hiermit nur etwas angedeutet, doch nicht erkannt war. Ihr erschien es bisweilen, als stemmte Mario sich mit der ganzen Kraft seiner Seele gegen den Gang und Wandel der Zeit, gegen die unerläßlichen und unerbittlichen Zeichen und Taten der Entwicklung, des Fortschritts und der Geistesbildung, die die Zeichen und Taten auch ihrer Jugend und ihres Fortgangs, ihrer Hoffnung und ihres heimlichen Ehrgeizes waren.

Über solchen Besinnungen erwachte sie zuweilen jählings aus den Verzauberungen von Degernholm wie aus einem schönen, wildblühenden und doch drohenden Traum. In der Welt, zu der sie erwachte, fand sie Mario nicht mehr. Das ferne Baumrauschen, das noch in ihren Sinnen nachklang, der absinkende Glanz der Weite, der noch schimmerte, verlor die traurige Mahnung über dem aufdonnernden Takt der gewaltig ringenden Zeit, die sie liebte. Herzen klangen wie Eisen, aus Wunden sprang Feuer der Gier. Not wurde zur Pflicht, Kampf zum Gesetz, Geselligkeit in Geist und Geschlecht zur furchtbar verpflichtenden Gemeinschaft im Schicksal, in der die Fragen nach Leben und Tod verhallten. Wußte Mario von alledem nichts? Von dieser Welt, die sie selbst früh erlebt und erfahren hatte, der sie sich von Abstammung, Neigung, Prägung zugehörig fühlte.

Endlich fand sie den Entschluß, ihn anzugehen, das Wort auf diese Dinge zu lenken. Was sie ihm bis heute bedeutete oder sein konnte, das war nicht sie. Ihr Bereich der Seele drängte nach ihrer Meinung weiter. Sie überwand ihr Zögern, sprach gegen das schändliche Gefühl an, als täte sie unrecht, und fragte ihn zu guter Stunde: „Mario, sag', wie denkst du dir dein Leben später? Es könnte doch sein, daß aus irgendeinem Grund Degernholm nicht mehr für dich da wäre. Wie willst du leben und wovon?"

Digitized by Google

Mario sah von seiner Hantierung auf. Er fühlte sofort, daß dieser Satz viel weniger arglos getrieben wurde, als er klang. Sie befanden sich im Schloßhof am Brunnenrand, und er schnitzte an einem Wabenrahmen des Bienenstocks herum und reinigte ihn von Wachs. Gisela lehnte am Steinrand, an der breiten, runden Einfassung des großen Brunnenschlundes, der wie ein Teich mit tiefem Spiegel, kühl und still, den Schloßhof mit seinem unterirdischen Odem füllte. Ihr weißes Kleid warf einen Widerschein auf Marios Hände, da die Abendsonne es streifte, der Duft des heißen Tages lag ihr um Haar und Hüften. Sie gab sich müde und lässig in ihrer Haltung. Vom Park her trauerte ein Sommergeruch heran, nicht Laub, nicht Blume. Die Vögel sangen längst nicht mehr.

Mario sah Gisela an und antwortete: „Was ich gelernt habe, wird überall ausreichen, um mein Leben zu erhalten."

„Arm also, arm willst du bleiben?"

„Arm?"

„Ja, Mario, treibt es dich nicht dazu, mehr zu bedeuten und mehr zu erwerben als nur den Unterhalt, mehr zu tun als nur in der Natur zu wirken? Gewiß, du tust ja allerhand . . . aber . . ." Sie stockte, es bedrängte sie zu viel. Es war eine solche Fülle zu sagen, daß sie es nicht in ein paar Sätzen wagte.

Mario schaute sie an, als spräche sie in einer fremden Sprache. Endlich antwortete er langsam und schwerfällig, mühsam die Worte suchend und gleichmütig, als mißachtete er seine Aussage: „Ich habe gesehen, daß die Unruhe der Menschen da beginnt, wo sie mehr verlangen, als sie brauchen. Alles, was die Erde schwer zu ertragen und finster macht, kommt aus dieser Begierde ... Neid, Unfrieden und Feindschaft."

Einen Augenblick überwand dies Wort Gisela. Sie zögerte und ermaß die Ausblicke, die er ihr damit gab, aber dann trotzte es in ihr auf. „Wenn es dir genügt . . ." sagte sie langsam und deutlich ein wenig verächtlich. Um auszugleichen, was an ihrem Tonfall hätte verletzen können, fuhr sie rasch fort: „Wie willst du das überhaupt wissen?"

Mario ließ seine Hantierung, er lehnte den kleinen Holzrahmen an den Mauerrand und strich sich über das Haar. Sein Herz pochte laut vor Sorge, er möchte mit seiner Antwort Gisela unrecht getan haben, und suchte nach seiner Schuld. Die Augen am Boden, sagte er leise: „Die Menschen sind überall dieselben. Wer sich vergessen will, ist rasch zufrieden."

Es waren viel eher seine Haltung als seine Worte, die Gisela reizten. Er sah im Blickfeld der gesenkten Augen, wie ihr Fuß rasch und unfriedlich wippte. Das führte sein Auge gegen seinen Willen bis an ihr Knie empor. Plötzlich mußte er denken: ‚War Unrecht zwischen uns, so will ich es tragen, solange dein Fuß die Erde berührt.'

Ganz unmittelbar übertrug sich Marios Zustand auf sie. Vor kurzer Zeit noch hatte der Stern seines Glaubens hell über ihr gestrahlt, jetzt schlich sich die Schattenfrage des Zweifels bei ihr ein. „Sag' mir, woran du glaubst, Mario. Manchmal denke ich, du könntest Berge versetzen und Tote auferwecken . . . hör' du, lach' mich nicht aus! Es ist herrlich, so zu fühlen, aber dann weiß ich wieder, daß ich dumm und töricht bin. Aber ich muß jetzt oft hassen, was mich sicher macht, und lieben, was mich stört und aufstört. Wie soll ich denn sagen, was ich meine? Es kommt mir soviel von dir, aber nicht was entscheidet. Nicht wahr, jetzt lachst du über mich . . ."

Mario schwieg. Sie sah einen Zug in seinem Gesicht, den sie noch niemals gewahr geworden war: Härte und Unfrieden, eine sehnsüchtige Gier und viel edle Schüchternheit. Sie schaute ihn abwägend und zornig an, als habe Mario ihr geantwortet, und rüstete sich, ihm mit Leidenschaft zu widersprechen. In verworrener und verlorener Süßigkeit flatterten ihr Sinn und Wesen auf, zugleich unendlich gefährdet und doch mächtig durch die Preisgegebenheit. Waren es Sinn und Wesen? Es waren ihr Körper und der in unfaßbare Gestalt geratene Hauch ihrer Erscheinung, Fleisch, Blut und Frühling.

„Du kannst keine Berge versetzen, Mario, hörst du, Mario, du kannst es nicht, du kannst mir auch nicht sagen, woran du glaubst. Hast du mich damals etwa geschlagen, als ich es sagte? O nein, wie solltest du! Du bringst es fertig, nur für dich selbst glücklich zu sein. Ach, was rede ich denn . . . aber höre, Mario, wenn ich mir einen Mann an meiner Seite denke, so würde ich die leidende Schwester seines Ehrgeizes sein, ich würde in seinem Kampf mit anderen Männern erbeben, in seinem Ruhm brennen, in seiner Niederlage sterben." Böse trat der kleine Fuß fest auf die Steine. „Du! Ach du!"

Mario richtete sich auf, emporgeschreckt aus der lähmenden Qual von Unsicherheit, und versuchte angestrengt, seinen Gedanken Gestalt zu geben und zugleich Gisela recht zu verstehen. Ein ganz neuer, wilder und über die Maßen starker Drang peitschte ihn auf, sie mit großer Gewalt in die Regionen seines eigensten Selbst zu reißen,

Digitized by Google

hartherzig, verwegen und tödlich-böse, aber die Geister, die mit ihrem letzten Ruf am Wort waren, wollten es anders. Seine jähe Bewegung wie zur Abwehr, Hilfe und Entscheidung beruhigte sich, und seine Stärke sammelte sich in ihm, Geist, Seele und Körper einend, zu einer großen Kraft.

Gisela erschrak und trat unwillkürlich einen Schritt vor ihm zurück. Es strömte schön und gefährlich von Marios Stirn und Schultern. Das war sein Glaube, o das, nur das! „Mario . . .“

Jedoch es geschah nichts, was ihre plötzlich aufsteigende Angst rechtfertigte. Er sah sie nur an, und langsam brach ein Lachen von solcher Heiterkeit aus seinen Zügen, ein Glanz so wilder, hartherziger und schöner Fröhlichkeit, daß sie durch und durch erbebte. Er sprach nicht mehr. Er wandte sich ab und schritt davon.

Er wußte nicht, ob er froh oder traurig war, als er sein Zimmer erreicht hatte, das er nicht mehr verließ. Draußen ging Wind, und es wurde dunkel. Er schlief auf seinem Fell-Lager ein und träumte, daß er am Rand eines Hügels läge, von dem aus er weit ins ebene Land hinauszuschauen vermochte. Alles umher und in ihm selbst war von einer großen Traurigkeit erfüllt, die feierlich stimmte und ohne Schmerz waltete. Sie ging von einem Weg aus, der vor ihm am Fuß des Hügels begann und sich endlos weit und einsam, in wenig sanften Windungen, ins Land dahinzog, ein helles Band, das schmaler und schmaler wurde, bis es in unendlicher Ferne, unter den Wolken des Horizonts, verlief.

Nun sah er sich selbst im Traum auf dem Hügel sitzen und zugleich auf dem Weg dahinschreiten. Es kamen Menschen, die er nicht kannte und niemals gesehen hatte. Einige blieben bei ihm, dem Ruhenden, stehen, andere gesellten sich ihm zu und schritten mit ihm den Weg entlang in die Ferne. Wieder andere brachen an seiner Seite auf und schritten ihm nach.

Jetzt sprachen sie miteinander, diese und jene, und er hörte, daß alle, die ihn begleitet hatten, sagten, der Dahinschreitende wäre nicht er, und diejenigen, die bei ihm auf dem Hügel geblieben waren, sagten, er wäre davongegangen.

Gisela

Als Mario an jenem Morgen, an dem die drei jungen Menschen von Degernholm die alte Dommelfei in ihrer Waldhütte besucht hatten, noch mit ihr allein geblieben war, verließ er sie kaum noch einen Augenblick. Er suchte ihre unmittelbare Körpernähe und sprach wenig. Er blieb den Mittag und Nachmittag bis tief in den sinkenden Abend an ihrer Seite, und am meisten freute er sich auf den Schlaf der Nacht in ihrer Hütte. Ihm war, als sollte mit der kommenden Ruhe eine noch wichtigere Nähe entstehen im gnädigen Dunkel, dem die alte Frau schon nah war und das ihm ohne Hindernisse das tiefe Heimweh stillen konnte.

Als der Nachmittag sank, wollte Dommelfei mit ihm in den Wald gehen. Sie rüstete sich mit sorgsamer Umständlichkeit, suchte den Stock herbei, das alte Tuch und den großen Hut, dessen Ränder sich jetzt so tief gesenkt hatten, daß sie die Schultern berührten. Es war deutlich, sie schmückte sich für ihn. Einen Spiegel gab es nicht in der Waldhütte, so half ihr Mario und nahm endlich ihren Arm, als sie hinausschritten.

Der Laubfrosch schnarrte sein Sommerglück im Eschenbaum beim Geräteschuppen, und ein Igel lief über den schmalen, ausgetretenen Pfad, der zum Brunnen führte. Sonst gab es keine erkennbaren Wege mehr. Mario lenkte mit leichtem Fuß den schweren Schritt an seiner Seite zum Bach nieder, dessen Wasserruf ihn lockte, als geigten die Engel seiner Kindheit im Grünen.

Über der Heiterkeit, die von Stunde zu Stunde heller aus Dommelfeis Wesen strahlte, versank vor seinen Augen der hinfällige Leib. Er sah alles an ihr nur in der Beziehung zum Abglanz ihres tief-innerlichen Wesens, und sie war ihm weder alt noch jung. Mario fühlte seine besten Kräfte wieder und verstand zum erstenmal mit ganzer Zuversicht, daß wir Menschen unsere Kräfte am deutlichsten empfinden, wenn wir den Wert unseres Mitmenschen gewahr werden.

Seine Empfängniskraft vor der Fülle des Lebens wuchs ihm erneut in eine jubelnde Sicherheit des Herzens empor, und er taumelte vor Glück und Seligkeit über seine Jugend. Kaum ein paar Worte über dies und das hatte die alte Frau an seiner Seite gesprochen, aber ihm war, als zöge ihre starke Seele das segnende Himmelslicht aus der Höhe nieder, das Rauschen der großen Bäume und die Reinheit der Luft. Der Erdduft des Waldbodens, seine Fruchtbarkeit und Geduld und die heimeilende Fröhlichkeit des Baches strömten mit ihr auf ihn ein. Er fühlte, daß sie alles wußte, was ihn bewegte. Nein, er brauchte nicht zu reden oder zu fragen. Ihre halberblindeten Augen hinderten die Schaukraft ihrer Seele nicht, die jung war wie Gisela und bewegt wie er.

Er merkte, daß sie bald ein Plätzchen zur Ruhe suchen mußten, und wählte einen Bach-

Digitized by Google

Die Beichte. Gemälde von W. Hofmann

Digitized by Google

Digitized by Google

hang, von dem aus ſie über die Waldwieſe ſchauen konnten, die ſich neben der Hütte ausdehnte und das Futter für Dommelſeis Ziege hergab. Die Abendſonne lag auf der Baumwand ihnen gegenüber, die rot ſtrahlte über dem grünen, ſanftwogenden Teppich der Wieſe. Nur im nahen Umkreis der Hütte waren Fleckchen mit der Sichel geſchnitten. Dort ſtand ein kleiner Handwagen, neben dem ein dunkelblaues Tuch lag, und zwei braune Hühner pickten noch in den Grasſtoppeln herum im ſchräg fallenden Licht.

Mario lehnte ſich an Dommelſeis Schulter und dachte an Giſela. Da ſagte die Alte deutlich und ſo klar, als lenkte ſie die letzte Sonne des Tages durch ihr Herz: „Sieh nun, mein Bürſchchen, das iſt nicht Ruhe allein, ſondern überall umher geſchieht das Lebendige. Alles iſt Tun. Blühn und das Geſchrei und der Kampf des Getiers, das großmächtige Gewitter und wildes Gedränge zur Sonnenkraft empor. Da wogt es dann im Trüben, verfällt und ſprießt empor. — Aber dann ſieh an, wie klar iſt nach allem der Herbſt! So tu nun auch du und laß an dir geſchehen. Es ſinkt hinter dich. War es echt und wahrhaftig, ſo lächelt Gottes Klarheit zuletzt in deine Augen. Gott ſtellt keine Fragen. Strahlt nur ſein Licht in dir wider, ſo ſchließt er auf das helle Paradies. Sei ohne Furcht."

Mario fühlte für einen kurzen Augenblick, daß dies Dommelſeis Abſchiedsworte an ihn waren. Aber der Schatten dieſer Ahnung verſank raſch, weil es dort, wohin ihre Worte führten, keinen Abſchied gab.

*

Nach dieſen letzten Wochen und ihren Ereigniſſen drängte es Giſela zum erſtenmal dazu, allein zu ſein. Sie wollte ſich nicht beſinnen oder ſammeln, jedoch es tat ihr wohl, wenn ſie den Einwirkungen der anderen auswich und die Rechenſchaften der Gemeinſamkeit mied. Sie ertrug jetzt Frau Ingrids Nähe nur mühſam, wie auch die Ellinors und hatte geringen Dank für die gelaſſene Ruhe, in der die junge Frau alles geſchehen ließ, ohne ſich auch nur mit einer unausgeſprochenen Regung, mit einem Blick oder einer zur Schau getragenen Einſicht um die Dinge zu kümmern, die geſchahen oder geſchehen ſollten. Ihr ſcheinbarer Gleichmut reizte Giſela. Sie glaubte auch nicht einen Augenblick, daß ſich Anteilloſigkeit oder Unkenntnis dahinter verbargen, ſondern ſie ſah nur Mangel an Vertrauen zu ihr und kühle Überlegenheit darin, weil ſie zu jung war, um zu wiſſen, wie weit Geduld und Andacht in einem liebenden und vertrauenden Herzen reichen. Auch ſpürte ſie nur undeutlich, daß ſie Frau Ingrids Einmiſchung nur deshalb wünſchte, um ihr mit Kraft, Zorn und Entſchloſſenheit entgegenzutreten.

Über alles hinweg ertappte ſie ſich darüber, daß ſie auf ihren Waldgängen ſang, und erſchrak zuweilen geradezu über ihre wilde Fröhlichkeit. Auf ihren Streifzügen durch die Wälder fand ſie eines Morgens tief im Wald, angelockt durch das Rauſchen, den Waſſerfall des Mühlbachs und jubelte vor Glück. Tief im Dickicht, in einer heimlichen Baumkammer, kühl und dunkelgrün, ſprang es wie aus den Erdherzen über Kiesgrund, Steine und Moos. Die hellen Tropfen glitzerten auf den dunklen Samtpolſtern, und weiter unten, wo ſich das Waſſer unter Buchen in einem Becken ſammelte, gab es Plätze, die von der Sonne berührt wurden und vom Geſprüh der Flut erfriſcht.

Ihr war zumute, als habe ſie nicht nur als erſte dieſen Platz, ſondern mit ihm erſt wirklich Degernholm entdeckt. Welch ein Glück reiner Heimlichkeit war es, hier Kleid und Glieder ſinken zu laſſen, die Kühleſchauer der naſſen Mooskiſſen am nackten Fuß zu ſpüren und die große Sonne überall, überall . . . Sie zitterte vor Seligkeit, als die kalte Flut ſie überſtürzte. Die Friſche drang bis in die Kammern des Herzens. Das Blut ſprang farbig und ſüß in die Lichtbereiche der Seele, und der Wald wurde zum ſtrengen und milden Liebhaber, zum Liebſten über alles. Die große Verlaſſenheit ringsumher trug das letzte Beben der Scheu hinweg.

Der Waſſergeruch der Quelleinſamkeit zog nun über ſie hin, wie über blond beblühtes Land, als ſie im Waldgrün am Ufer lag, wo der Sonnenſchein ſie erreichte. Verſchwiegene, leiſe Vogelſtimmen, die kein Lied mehr wurden, tönten auf. Auch vereinzelte Waldblumen fanden hier ihr Fortkommen, eine kleine, purpurrot blühende Staude, die von hellſummenden Hummelarten mit fuchsroten Pelzen beſucht wurde. Jedoch bald erblickten die Augen nur noch alles und nichts, denn die Stätte wurde völlig durch die Stimme des Waſſers angefüllt und beherrſcht, die ſo lebensmächtig zum Lauſchen zwang, wie ein liebendes Kindergemüt zur Demut.

Nun wurde das Gewicht des eigenen Leibes ohne die Laſt und Sorge der Gedanken zur Hingabe des ganzen Weſens, der Atem zum Takt im ungehemmten Daſein auf der Sommerwelt, nun war ſie Erde und Pflanze zugleich, Durſt und Trank.

Digitized by Google

Sie sagte zu Mario, den ihre Gedanken in weiter Ferne suchten: „Mario, weißt du eigentlich, daß niemand den Himmel kennt, der ihn nicht im Liegen erblickt hat? Komm, Lieber, wir wollen nur von heiteren und schönen Dingen sprechen, denn nun ist alles gut. Sag', ist es nicht? Schau' über mich hin, du darfst es gern, nun bin ich gut. Ich will nie wieder anders sein."

Sie wandte sich um, schmiegte sich an den Waldboden, nahm die Wipfel der winzigen Mooswäldchen zwischen die Lippen und lachte sie mit ihrem Atem wieder aus. Sie ließ, wieder die blassen, zartgeblumten Hügel ihrer kleinen Brust der Sonne zugewandt, ihre Hand in den Bach hängen und erbebte unter der frischen, wilden Bewegung, in der das Wasser ihr Fleisch und Blut umspülte, mit sich riß und löste. Es klang wie helles, farbiges Geflüster und spöttisch-liebreiches Gemurmel am Uferkies der Böschung. Sie hob ihr Knie und ließ es fallen, wie es wollte. Es stand wie mit heimlichen, demütig-weichen Flügeln aus dem Gewicht ihres Körpers auf in solch seligem Absinken der Glieder, und in alle Täler, bis ans tiefe Herz, zog der durchstrahlte und gekühlte Windhauch der Frühe.

Sie mußte über die bunte Wildnis ihrer Wäsche lachen, die wie ein verstoßenes Häuflein Lüge im Grünen lag. Am liebsten hätte sie sie mit dem Bach davontreiben lassen für alle Zeit. Als sie den Kopf ein wenig hob, um ihn auf ihre Hände zu betten, erstarrte sie . . .

An einen Baum gelehnt, wie eine Säule, totenbleich, stand Mario.

Der erste Impuls des Mädchens war ein Griff nach ihren Kleidern, nach einer schützenden Hülle, aber der wilde Schreck, der sie wie ein Glutstrom durchfuhr, verging in einem Lächeln von trauriger und großartiger Gleichgültigkeit gegen ihre Lage, einem Lächeln, das nicht auf die Lippen kam und nicht anders sichtbar und wirksam wurde als im gelassenen und unberührten Walten von Gold und Grün des Waldlichts, vom Wasserklang und dem bedächtigen Schaukeln der Baumzweige über ihr. Es drang nicht in ihr Bewußtsein, daß die Nacktheit ihres Leibes in diesem Augenblick das Licht einer viel ungetrübteren Keuschheit ausströmte, als sie jemals eine verhüllende Geste darzutun vermochte. Aber sie fühlte deutlich, daß sie Mario mit einer Gebärde angstvoller Abwehr ein tiefes, ewiges Unrecht antun würde. Seine Erschütterung war so mächtig, daß nur von ihr das Gebot des Augenblicks ausging. Gisela geriet über seiner Ergriffenheit in einen sanften Taumel von Beseligung und Dank, als habe nie eine Seele sie tiefer geehrt, und als entwürdigte sie sich und Mario, wenn auch nur ein Schatten kleinlicher Besorgnis oder falscher Schamhaftigkeit ihn verwundete, denn niemals war er ihr wehrloser erschienen als in diesem Augenblick.

Sie erhob sich langsam in eine sitzende Stellung, stützte sich nach hinten zu mit der einen Hand im Moos und hob die andere gegen ihn empor, eine ahnende Frage in der lieblichen Geste von Hand und Haupt, nicht Abwehr noch Lockung, sondern entschuldigend lächelnd und den Wehmutschein ausbrechender Tränen im Gesicht.

Ein kurzer Vogeltriller scholl auf, und eine Grasmücke flog heran, wiegte sich einen Augenblick auf einem Ast über der Flut und flatterte wieder davon. Wasserklang und Vogelruf hallten unbekümmert und fröhlich in die atemlose Erwartung der Seelen. Gisela sanken die Hand und der Blick ratlos zu Boden. Als sie die Augen wieder hob, war Mario fort. Sie griff rasch nach ihren Kleidern und warf die bunte Wildnis über ihre Knie. Wie eben noch der Vogelruf, stand nun ein helles Lachen von ihren Lippen auf, von allem Gefühl in ihr begleitet, das sie bewegte, nur nicht von ihren Gedanken, und sie wußte auch nicht, daß es in heiße Tränen überging.

Die Wendung

Frau Ingrid wußte, daß die höchste Weisheit der Liebe darauf beruht, daß das Herz seine Menschenheimat in einem anderen Menschen einmal und für alle Zeit wählt und erwählt. Sie glaubte an den hohen Willensentschluß und die Opferbereitschaft, die allein den Weg der Liebe zu irdischem Bestand bereiten können, und daß solch ein Willensentschluß nicht durch rasche Neigung oder Willkür der Lust bestimmt wurde, sondern daß Wille und Wesen als Einheit wirkten und eins waren wie bei allen, die das Leben zu einem Schicksal berufen hat.

Doch sonderbar, so deutlich sie erkannte, daß Giselas Natur und Charakter solches Schicksal weder finden noch bestehen würde, daß ihre Kräfte und ihre Schönheit anders gebettet lagen und anders wirken sollten, liebte sie das Mädchen in diesen Zeiten mehr als jemals zuvor. Ihr war in halbdunkler Ahnung und wehmütiger Neigung zur Ungewißheit, als sei Giselas Glück und Kummer schmerzlicher als Marios Leid und Freude.

Zuweilen zogen ihre Gedanken jetzt zur Waldhütte der Alten hinüber. Sie hätte ihre Unsicherheit und Besorgnis gern in die Hallen des Waldes zu der alten Frau ge-

Digitized by Google

tragen. Immer erschien es ihr, als zergingen dort in lichter, namenloser Weite das Gewölk der Erwägung und die Schatten der Lebensfragen. Manchmal glaubte sie in sicherer Ewartung, ja geradezu mit Gewißheit, von der Alten müßte in diesen Tagen eine Entscheidung ausgehen, die letzte Klärung, Wort und Tat in einem. So kam es auch, aber sie wußte noch nicht, durch wessen Kraft.

Ellinor war jetzt viel mit ihr zusammen und suchte immer wieder das Gespräch auf die Abreise, auf das Elternhaus und auf Mario und Gisela zu bringen. Frau Ingrid fühlte den Zwiespalt zwischen schwesterlicher Liebe und Besorgnis und weiblicher Rivalität bei dem Mädchen und verhütete eine Aussprache, deren Ergebnis niemals vernünftig oder gut hätte werden können, da mit der Wahrheit keine Beruhigung entstanden wäre. Aber sie prüfte sich darüber selbst immer wieder mit der ganzen Strenge, die ihrer gewissenhaften Natur eigentümlich war, ob sie recht daran tat, die jungen Menschen ohne Einspruch auf ihrem Weg gewähren zu lassen. Was sie zutiefst beruhigte, war die Tatsache, daß Marios Seele, wie aus Stein und Eisen, ihr gegenüber auch nicht den kleinsten Schatten von Befangenheit an den Tag legte. Wohl fand sie jetzt zuweilen einen ganz neuen Zug von Trauer in seinen Augen, aber sie ruhten immer noch fest wie einst in den ihren, voller Vertrauen, ohne falsche Scham, Augen eines Knaben.

Alles, was ihr in diesen Zeiten bei Mario begegnete, machte sie erzittern vor Staunen und Freude. Es ging eine solche Macht von Ursprung seiner Art aus, daß ihre Zweifel darüber zurücksanken, als seien sie Kleinmut und Frevel. Zum erstenmal begriff sie in unmittelbarer Erfahrung, in tiefem Glück, dem letzten und höchsten, daß ihre Liebe von dem jungen Mann, dem Sohn, dem Freund erhoffte, daß die Freiheit, in die sie seine ganze Jugend gestellt hatte, die schönste Blüte trug, die sie zu zeitigen vermag, eine Glaubenskraft weit über die Kräfte der Natur hinaus, eine Frömmigkeit und Andacht der Seele, die keine Erziehung, kein Zwang und kein Beispiel zu geben vermögen.

Mario war stärker geworden als sie. Es taute ihr in der Freude solcher Einsicht aus den Augen, aber sie klagte nicht, obgleich sie fühlte, daß es Tränen des Abschieds waren. Niemals hätte sie jetzt in Tagen mancher Bedrängnis das hohe Glück, in ihm recht behalten zu haben, durch voreilige Hilfsbereitschaft beeinträchtigt. Warnungen oder Mahnungen wären ihr wie Zweifel und Untreue vorgekommen.

Sie schloß bei solchen Gedanken die Augen, um ungehindert das vertraute Bild seiner Erscheinung immer wieder in sich erstehen zu lassen, das Kind, den Knaben und den Jüngling, und in einer zarten Ahnung, die ihr die Brust mit der Wohltat einer fernen, unnennbaren Demut füllte, war ihr, als habe nicht sie ihn geleitet und erzogen, sondern er sie. Sie verwarf solches Wähnen in sanfter Ablenkung, als hätte der Sinn sich in zu helles Licht emporgewagt, und doch wußte sie, daß Gottes Triumph aus dieser Helligkeit brach. Sie dachte an Dommelfeis Worte, mit denen die alte Frau ihr einst den Knaben übergeben hatte: „Vergiß nicht, daß eines Menschen Seele nicht im Schein und Glanz der Welt blühen kann, sondern nur, wo Gott ihr lächelt."

Sie ahnte nicht, was sich inzwischen am Wasserfall des Mühlbachs im Wald zugetragen hatte und weshalb Mario nun schon den zweiten Tag und die Nächte hindurch nicht auf dem Schlosse gewesen war. Diese Tatsache selbst hätte sie sonst kaum bedrängt, denn sie war gewohnt, daß Mario nach seinem Sinn lebte und daß er oft tagelang ausblieb. Jedoch seit die Mädchen auf Degernholm lebten, hatte er niemals länger als einen Tag in ihrer Gemeinschaft gefehlt, und wenn es auch nur eine Stunde gewesen war, in der er sich sehen ließ. Was Frau Ingrid mit heißer Sorge beachtete, war vielmehr Giselas verändertes Wesen. Sie wagte keine Frage, da der dunkle Trotz geradezu hinter der verschlossenen Stirn lauerte. Sie wußte, daß sie diese wilde, eigensinnige Seele nicht durch Fragen oder Zuspruch zu eröffnen vermochte, wartete und hoffte aber mit Bangen darauf, daß Gisela sich ihr aus freien Stücken anvertrauen möchte. Es geschah nicht. Das junge Mädchen, hart, kühl und herausfordernd, wich ihr aus, wo immer eine Wendung des Verlangens oder ein suchender Blick sich ihr in schweigendem Heischen näherten. Ob sie Mario gesehen hätte? Soviel ließ sich arglos erfragen. „Seit zwei Tagen nicht mehr." Soviel wußten alle.

Die Ahnung der Wendung lastete. Selbst Ellinor war unruhig und forschte eindringlich und auffällig nach Mario, wodurch sie alles ungewiß Lastende qualvoll deutlich machte. Einmal, als sie allein waren, verwies ihr Gisela zornig und endgültig ihr Forschen: „Wir sind dir alle dankbar für deine Teilnahme und dein Zartgefühl, Ellinor. Wenn du sie mir erweist, bekomme ich geradezu Heimweh nach Taktlosigkeiten."

Ellinor sah sie mit kalter Erbitterung und böser Dankbarkeit an und antwortete: „Das wollte ich wissen. Mario wird sich

Digitized by Google

fernhalten, weil er deinem Takt und deinem Entgegenkommen endlich entgehen möchte."

Erschrocken brach Gisela die Rede ab. Nicht daß Ellinors Worte sie getroffen hätten, jedoch sie erkannte jählings, daß sie sich durch ihre Lieblosigkeit zu einem Selbstverrat hatte fortreißen lassen und damit den Anschein einer Schuld erweckt hatte, die sie nicht fühlte. Ja, sie hatte ihren Stolz verletzt. Oh, es war leer und arm zwischen ihr und Ellinor geworden. Jeder Ausgleich erschien ihr unsauber, und sie wandte sich ab.

Frau Ingrids allzu große Zurückhaltung, diese Selbstbeherrschung, in der sie nicht von ihrem Glauben ließ, es geschehe selbsttätig nur das Notwendige und Rechte, schien einer harten Prüfung überliefert, und ihre Beharrlichkeit wirkte wie gefährlicher Eigensinn und Mangel an Nachsicht und Güte. Es war eine schwere Probe auf ihre Kraft und ihren Glauben, und ihre Unruhe wuchs. Sie ließ zweimal ihr Pferd satteln, um in die Waldhütte zu reiten, und zog ihren Befehl das eine Mal zurück, das andere Mal ritt sie in die Heide hinaus und kam spät und müde heim. Sie traf Gisela im Schloßhof, die sich heiter und arglos stellte, aber es harrte und hoffte angstvoll und zärtlich hinter ihrem Halt, sonderbar von Triumph und Angst zugleich erschüttert.

„Ich glaube, Gisela, du bist uns allen etwas schuldig."

„Ich werde Mario suchen," antwortete Gisela.

„Lieber möchte ich wissen, wie du ihn zuletzt gefunden hast."

„Das geht nur mich und Mario an."

Frau Ingrid verbarg ihren heißen Schreck. Ihr Schmerz kam ihr zur Hilfe und verhinderte eine Demütigung. Sie wandte sich, um Gisela ihr Gesicht zu verbergen, und schritt ohne eine weitere Frage davon, aber der Ausdruck ihrer Züge hatte sich tief in das Gemüt des Mädchens geprägt, und sie vergaß ihn nie. Jedoch was er in ihr auslöste, floß in das Bereich ihrer Sehnsucht und Liebe zu Mario.

Ein wild schmerzender süßer Eigensinn und ein letzter, von allem Zweifel befreiter Entschluß flammten in ihr auf, als gäbe es nun nichts mehr zu verlieren als allein noch die Kraft, mit ihrem ganzen Wesen bei Mario zu sein. Geben und Nehmen verwob sich sonderbar berauschend in einem wollüstigen und holden Hang zur Haltlosigkeit, hinter deren Entfaltung eine große, neue Kraft wachte und drängte. ‚Wie kann ich mich verlieren, wenn er mich findet?' dachte sie. Ach, nicht einen Augenblick lang war ihr zumute, als habe Mario sie im Wald an der Quelle erblickt, sondern sie empfand so, als habe er ihr ihren Körper und seinen Sinn gezeigt. Sie fürchtete sich bebend, aber nicht vor ihm.

*

In einem unwirklich aufgetanen, ehernen Blau zog sich im Süden die Hügelkette am Horizont dahin, der Tag erstand in wunderbarer Klarheit, und das Meer der Heide, wogend und ruhend zugleich, empfing das emporsteigende Sonnenlicht, ein verlorenes Stückchen irdischen Geländes und zugleich die ganze Welt.

Aus dem dunkel aufsteigenden Baumwerk des Parkes erhob sich Degernholm und leuchtete. Die Morgensonne beschien die Türme, so daß sie rostrot und ehern gegen das Ferneblau des Hügellandes standen, die steinernen Wächter des Landes. Der silberne Bogen der Deger fuhr glitzernd wie ein ungeheures, geschwungenes Schwert in die schwarze Mauer der Wälder. Ein fliegendes Kranichpaar, rot bestrahlt und funkelnd, fiel in die Sumpfniederung ein und erlosch. Es ging der Morgenwind und trug den Sommerduft mit seiner Frische in die Sinne der Geschöpfe. Mario lag am Sonnenhang der Waldgrenze, einst seinem liebsten Aufenthalt von Kindertagen her.

Die Blumen an diesen Stätten, spärlich zwar und nur selten üppig, dufteten süßer und wilder. Sie entfalteten sich ärmer als auf den Wiesen, jedoch von anderer Freiheit im Rausch von Falterspiel und Insektengesumm. Die Bläulinge besuchten den Thymian. Die blaßrote Steinnelke und der Ginster blühten in den verwilderten Sonnenteppichen der Rodungen, und Brombeeren wucherten über die modernden Baumstümpfe dahin.

Mario hatte im Freien geschlafen. Er wollte nicht aufs Schloß. Nun brach schon der dritte Tag an, an dem er allein war. Er ließ die Morgensonne auf sein vom Tau nasses Haar fallen, den Kopf gesenkt und den Blick am Boden. Lange Zeit saß er so da nach seinem Erwachen. Es war eine Eichelkrähe gewesen, die ihn durch ihren Schrei aus seinem kurzen Schlaf aufgeschreckt hatte, eine Eichelkrähe wie jede andere. Sie flatterte auf ihre Art durch den Bruch, wie dort dicht unter seinen Augen die kleinen Blumen des Thymians auf ihre Art am Erdboden wuchsen, mochten sie . . . und seine Atemzüge, alles wie immer und doch umsonst, hoben und senkten ihm die Schultern. Hinter den leicht schattenden Vorhängen seiner hängenden Haare mochte die Welt im Morgenschein strahlen, was sollte er,

Digitized by Google

Mario, der fremd Gewordene, auf ihr ohne Gisela?

Zeit verstrich. Nun lag er am Boden und lauschte mit Angst und Erstaunen auf die heißen Geister, die seine Brust durchzogen, Qual und Entzücken und Gisela. Die Landschaften seiner Kindheit und Jugend erhoben sich wie in einem fernen Bild, weitab von ihm selbst. Das fruchtbare Land, Wiesen und Korn, der blaue See, Vogelflug und Blumenduft, die grünen Lauben der Waldtiefe und die Seelen und Gestalten der Tiere, alles war ihm weit und wie für immer entrückt, ein bunter, strahlender Teppich, auf dem Gisela ruhte, als wäre alles nur um ihretwillen gewesen und erfüllt in ihr.

Ein Käfer lief über seine Hand, er rührte sie nicht, denn er sah Giselas Lippen im Bogen der Halme. Nicht ihre Lippen nur. In der immer stärker wärmenden Sonne erwachten die Insekten zu rasch belebtem Treiben, und der Hügel der Halde erklang sommerlich. Hier war er vor Stunden im Mondschein angelangt und eingeschlafen, von selbsttätig herannahenden Bildern bedrängt und entflammt. Es waren immer der Abschied und die Erwartung, die die Gestalten erschufen, und sie kamen von zwei Seiten, aus der Finsternis und aus der Helligkeit, und trafen sich in ihm.

Im Schlaf war ihm die Traumnacht seiner Kindheit, als er vor vielen Jahren Dommelfei in der Waldhütte verlassen mußte, noch einmal so deutlich erschienen, als sei er wieder ein Knabe. Die Tiere des Waldes kamen zu ihm, alle, wie er sie geliebt hatte, und nahmen Abschied von ihm. Der Kopf des Falken tauchte vor ihm auf, die gelben Steinaugen unter der flachen Stirn, über der Eisenzinke des furchtbaren Schnabels, der in den Winkeln ein klein wenig schmerzlich herabgezogen war, traurig vor Kühnheit und dunkler Kraft.

Nun wechselte die gestaltbildende Bewegung in ihm, als wechselte der Wind, und von der Welt der Zuversicht her stürmte es mit brennender Helligkeit heran, bis sein Kopf in Giselas Schoß lag wie einst im Wald unter der großen Buche, wo er eingeschlafen war. Dort und damals konnte es sich noch also zutragen und war noch möglich gewesen, und sollte es nicht einst wieder, schöner und herrlicher, auferstehen? Jedoch unkennbar dazwischen, zwischen Abschied und Hoffnung, stand eine Gestalt. Sie war ihm schon einmal in seiner Erlebniswelt erschienen, und während er, schon halb im Schlaf, nach ihrer Macht und Eigenheit geforscht hatte, erschien ihm Meker, und er trug ihn tot aufs Schloß. —

Mario erhob sich und schüttelte Befangenheit, Traum und Sonne von seinem Körper. Er wollte zu Dommelfei. Es mußte ein Ende haben. Um sie und bei ihr war die Kraft — er fühlte es deutlich — die das Leben wollte und möglich machte.

Das Vogellied

Dies war der schmale Graspfad vom Bachufer zur Hütte. Als die letzte Tannenwand sich öffnete, sah Mario, daß die Tür zum Hause offenstand. Es lag alles still und andächtig im Sonnenschein, ein bekanntes Bild, jedoch in den wesenlosen Seelenschein getaucht und unwirklich entrückt, wie die Dinge des Daseins in die Erscheinung treten und vorübergleiten, wenn die Grundfesten des vertrauten Daseins erschüttert sind. Mario war zumute, als wäre alles, was er erblickte, niemals außerhalb seiner Brust Gestalt gewesen, sondern nur in ihm selbst und hätte nun keinen Raum mehr in ihm.

Er wußte nicht, was ihn zwang, behutsam aufzutreten und sanft beiseite zu schieben, was ihn selbst und seine Empfindungswelt betraf. Er näherte sich langsam dem Haus.

Im Lehnstuhl, dem Eingang nahe und dem Herd gegenüber, saß die alte Frau, und Mario sah auf ihrer Hand, die abgesunken auf der Lehne des morschen Stuhls ruhte, den Ortolan, ihren Singvogel, in den Sonnenstrahlen sitzen, die schräg und freundlich auf die Alte niedersanken. Dies erblickte er zuerst, angezogen durch den Schein im halbdämmerigen Raum. Das kleine Tier hatte den Kopf gegen das Licht emporgerichtet und sang jubelnd und herrlich sein kurzes Lied in den Morgen hinaus, just wie die alte Frau es ihn gelehrt hatte, wenn er seine Nahrung von ihr empfangen wollte. Dann erst sah er, noch das Lächeln des alten Entzückens auf seinen Lippen, die Mutter an und erkannte, daß das Lied des Vogels sie nicht mehr erwecken konnte. —

Als er seine Arbeit draußen im Erdreich begann, wie in einem Schlaf aller Bewußtheit, überkam ihn ein gewaltiger Hunger, der sich so unbekümmert einstellte wie das Licht am Morgen. Er ging in die Küche, auf leisen Fußspitzen an der Toten vorüber, als schliefe sie. Als er ihr Kleid streifte — es war eng im Wohnraum des Waldhäuschens — lächelte er entschuldigend zu ihr hinüber, ein wenig beschämt, und fühlte beim nächsten Schritt sein Herz in der Brust, als sei es zerborsten. Die Tür des Wandschranks in der Küche knarrte. Da gab es Brot und Sommerfrüchte. Es fand sich, deutlich vom letzten Abend her, ein halbes ge-

Digitized by Google

bratenes Huhn und Kräuter. Oh, auf diese Dinge hatte sich Dommelfei verstanden.

Mario aß ruhig und hungrig auf der Steinschwelle der Küchentür und schaute in den kleinen Garten hinaus, in dem das Federvieh hauste wie Zigeuner in einem Herrenhof. Wirklich, hier war nichts mehr zum Rechten zu ordnen, das wäre die Arbeit eines ganzen Jahres gewesen. Der Holunderstrauch trieb und grünte jetzt weit bis über das Dach empor. Er war verblüht und setzte Beeren an. Hier hatte Trick, der Rabe, gelebt, sein großer Märchenvogel, aber man durfte jetzt um alles nicht an ihn denken. Durch das kleine vergitterte Fenster kroch der Efeu und brach an der Dachrinne, durch die Sparren, wieder ins Freie aus, in großen Büscheln. Die Johannisbeersträucher, hoch ins Gezweig geschossen, bildeten eine Wand gegen den Kehrichthaufen, und der Weg zum Schuppen war eine langgestreckte Laube geworden, wie eine grüne Höhle.

Das Brot knarrte hart und trocken, und Mario suchte in der Küche nach Milch. Darüber kam ihm die Ziege in den Sinn, und er ließ sie aus ihrem niedrigen Holzstall auf die Wiese hinaus. Das Gepfähle und Bretterwerk, das einst, als ein Verschlag im Freien, Sti, das Wildschwein, und den Fuchs Zinner beherbergt hatte, war eingesunken, verwittert und überwuchert. Eine grauweißlich blühende Schlingpflanze bewohnte die Stätte. Ihre Dolden sahen aus, als wären sie dünn beschneit.

Als Mario draußen den Bach hörte, schritt er ins Walddämmern nieder und trank. Er betrachtete eine Weile tief nachdenklich seine braune lebendige Hand, die das Wasser schöpfte, als sähe er sie zum erstenmal.

Dann erblickte er dieselbe Hand wieder, als er die Vogelkäfige öffnete und die Tiere fütterte oder in ihre Freiheit entließ, wie sie wollten. Es waren nicht mehr so viele wie damals, aber das Futter fand sich am alten Platz im groben Eckschrank. Dort stand auch Dommelfeis Wacholderflasche, und die Tabakpfeife lag in einem Bündel Federn. Er zögerte vor dieser Sage, stand und lauschte. So still war es nie. Nur sein hörbares Herz — wo schlug es nur, — bat schwer und inständig, immer wieder, Gott um Hilfe.

Mario begrub Dommelfei nahe bei ihrer Hütte zwischen Garten und Wald. Es kam ihm auch nicht einen Augenblick der Gedanke, daß ein anderer Mensch dies tun dürfte oder könnte. Die Bienen summten dort in ihrer freundlichen Besorgnis, und in die Erdschläge seines Spatens rief der Kuckuck. Er legte den Rasen mit Sommerblumen über ihre Ruhestätte, wie er gewesen war, er suchte nach keinem Stein und zimmerte kein Kreuz. —

Am Abend auf Degernholm saß er allein im Garten, alle wußten jetzt, was geschehen war. Es ließe sich berichten, wie tief die Seelen in den Schatten des Todes sanken, weil die Mutter entschlafen war, aber es war so feierlich und still im Bereich ihres Abschieds, daß alle schwiegen, die sie geliebt hatten, so auch der Schreiber. Frau Ingrid und Ellinor achteten Marios Schmerz und hielten sich nun fern, aber Gisela suchte ihn, bis sie ihn fand.

Er saß auf einer Holzbank im Parkdunkel in einer Laube. Da der Mond noch nicht hoch stand, warf er kein klares Licht, aber er schien hell genug, um Giselas Augen Marios Gestalt deutlich zu machen. Sie kannte sie so gut, und als sie ihn endlich fand und erblickte, war ihr, als säße er dort im Licht, farbig und völlig sichtbar vor ihr, so nah und gegenwärtig war ihr sein Wesen und alles an ihm durch die bange Sehnsucht der letzten Tage geworden, sein braunes Gesicht mit der leicht beschatteten Stirn unter dem hellen Haar, die graden Schultern, die das farblose Hemd oben wie ein offenes Tuch trugen, und der Ledergürtel um die schlanken Hüften.

Sie begriff die Einheit von Fremdheit und hoher Vertrautheit nicht, in der er ihr erschien. Mario war ihr kühl und für alle Ewigkeit fern und zugleich nah wie der Schlag ihres Bluts und die Geheimnisse ihrer einsamsten Stunden. Dabei war ihr ganz klar und fast heiter gefestigt zumute, als sie nun im Eingang der Buschlaube stand, als habe sie ein über die Maßen notwendiges Tun in sachlicher Klarheit zu begehen, eine Wesenspflicht. Nichts sollte sie tun und sein als sie selbst, und sie wußte, daß sie es konnte und niemals klarer und entschlossener gewesen war. Dabei brannte ihr das Herz wie ein ausgeliehenes Feuer, als könnte sie die glühende Freude, die das Leid entfachte, wie einen Stern aus einem anderen Weltbezirk betrachten, hüten und zur Flamme schüren oder auslöschen.

Wartete sie auf sein Wort? Es war unmöglich, daß er sie etwa nicht gewahr geworden war, obgleich er gebeugt saß. Sie mußte über solche Erwägung lächeln. Mario, und einen noch so leisen Tritt nicht hören! Wie töricht. Er hatte sie sicherlich schon vernommen, als sie noch bei den Hoflinden war. Sie erschrak über ihr leises Lachen, jedoch es machte nichts aus, da es doch fast dunkel

Digitized by Google

war und er sie nicht ansah, denn sein Kopf war tief herabgesunken.

Als sie sich neben ihm niederließ, fühlte sie, daß ihre Knie zitterten. Die eine Fußspitze tanzte am Boden. Auch fror sie plötzlich. So hatte die Gebärde, mit der sie den Arm um seinen Nacken legte, etwas Hilfloses, als suchte sie Halt. Dabei dachte sie nur daran, daß sie ihm geben möchte, was immer die Erde einem Menschen darzubieten erlaubte; ihre Heimat, ihre Freude, ihren Wert, ach, der war nicht groß . . . aber vielleicht Gott und das ganze Leben . . .

„Mario," sagte sie mit tiefer, fast rauher Stimme, „Lieber mein . . ."

Sie fühlte die Wärme seines Körpers, und ihr Mut, diese Entschlossenheit über ihr, die nicht ihr bewußter Wille war, sank von ihr ab. Eine helle große Angst, die sie völlig enthob, ließ sie erbeben, und sie tastete nach seinem Gesicht, als sei dort mehr und alles von ihm. Da fühlte sie, daß seine Wangen von Tränen naß waren und riß ihn mit solcher Gewalt an sich, daß sie vor Herzensangst über sich selbst in ein leises Wimmern ausbrach, jedoch ihre Kraft brach um so mächtiger über sie herein. Sie tauchte seinen Mund in ihre Lippen, nur um verstummen zu müssen.

Mario riß sich mit einem Ruck des ganzen Körpers so wild von ihr los, daß es ihr weh tat. Er bog ihren Kopf, die harte Hand in ihrem Haar, zurück und von sich ab. Als sie im halben Nachtlicht in seine Augen sah, mußte sie zum erstenmal an ihren Tod denken, jedoch das Grauen war von so schmerzhafter Süßigkeit, daß sie aufstöhnte. Sie strich rasch mit bebender Kinderhand über sein Haar und Gesicht, als sei ein wenig Zärtlichkeit soviel wert wie der Tod. Jetzt scholl ein Klang auf wie ein grelles Faungemecker aus den beschienenen Büschen. Es war ihr Kleid, das zerriß. „Ja, ja," keuchte sie, als tränke sie im Verdursten. —

Wie kühl und schwer war Gisela. Einen Augenblick herzstockender Angst hindurch zögerte Mario. Er gewann sein Bewußtsein zurück und erstarrte vor innerer Not. Da sah er die tote Mutter im Waldhaus auf ihrem Sessel ruhen und im Tode lächeln. Auf ihrer Hand sang der Vogel sein Lied. Mario hob aufschluchzend seine Arme zu dem Bild empor und schloß sie um Gisela.

Die Schale

Wann hatte man Kutscher und Diener auf Degernholm in ihren hellbraunen Stadtlivreen mit den roten Aufschlägen am Kragen und Ärmel gesehen und diesen glitzernden Landwagen aus hellem Holz mit hohen Rädern? Frau Ingrids Jäger trug die grüne Uniform, und nur der alte Doseland stand arm und traurig in seinem gewohnten Hausrock auf den Stufen der Terrasse, vor die der Wagen vorgefahren war. Er sah sich nach einer Hantierung um, nach einer zeitfüllenden Beschäftigung für diese bangen, schweren Minuten, jedoch die Koffer im Hausflur erwiesen sich als für seinen Arm zu schwer. Dorn wedelte ohne rechte Erwartung auf Beachtung seine Unruhe ins Leere. Er wußte nicht recht, wem er sein Wohlwollen bekunden sollte, seine Absicht, wohlgesinnt zugegen zu sein, und seine Hoffnung auf den guten Ausgang der ungewohnten, erregenden Dinge, die geschahen. — Wie weit und ruhig lag das helle Land, über sich wie einen Segensgruß die unverwelkbare Zeit der Natur.

Gisela kam rasch in ihrem grauen Reisekleid aus Tuch die Treppen aus dem oberen Stockwerk herab. Der modische Hut entstellte ihr Mädchengesicht freundlich ins Damenhafte. Man hörte Frau Ingrid oben mit Ellinor reden. Diese notwendigen Worte klangen dahin und daher. Deutlich herrschte die Wichtigkeit des Unwichtigen, als habe ein spöttischer Götze Gottes Kinder zu Marionetten auf einer Bühne vor lauter gleichgültigen, im Geiste abwesenden Zuschauern gemacht. Die Einsamkeit der anteillos Beschäftigten und im Ungewissen Verpflichteten wehte wie trockener, leerer Wind über das Geschehen und trug es zu nützlichen Ergebnissen.

Gisela lehnte sich wie in einer plötzlichen Ermüdung an die Säule der Vorhalle und schaute noch einmal ins Tal der Deger nieder, über die ferne Wand der Waldungen hinaus zu den blauen Hügeln, die die Kornfelder so fröhlich golden unter sich aufleuchten ließen. Ihr Gesicht war blaß, aber von einer eigensinnigen, schmerzentschlossenen Gefaßtheit.

Jetzt sah sie Doseland, der zu einem Wort ansetzte und schwieg, den Blick auf ihrem Kleid. Das Reisegewand wirkte wie ein Verbot auf ihn. Er lächelte bekümmert und resigniert, eine vor Gisela fast vergessene, uralte Erzogenheit wurde in ihm rege: er wartete ihre Anrede ab. Die große, ferne Welt, aus der dies liebe Kind auch zu ihm gekommen war, warf Haltung fordernd von weither ihre unbewegbaren kühlen Lichter und Schatten in die Abschiedsstunde.

Gisela sah ihn an, den Mund ein klein wenig geöffnet, mit einem traumhaften Erstaunen. Sie dachte, es ist jetzt halb vier Uhr nachmittags. Es gab also wieder Uhren

Digitized by Google

in der Welt, deren Gang und Schlag Gewalt besaß. Vielleicht, daß die ihre noch oben lag? Nein, ihr Armgelenk trug wieder den schmalen Goldreif. Halb vier, ja es war die Stunde, zu der man den Wagen bestellt hatte. Sie mußte lächeln, weil sie „man" statt „Frau Ingrid" gedacht hatte. Es war doch die Tante, die alle Anordnungen gegeben hatte, jedoch es waltete ein Etwas über ihnen allen, das völlig unpersönlich entstand und herrschte. Doseland nahm den kleinen Schein auf ihren Lippen, dies Lächeln ohne Glück, als eine Aufforderung, die ihn anging. Er sagte: „Nächsten Sommer . . ." Der Satz ließ sich nicht zu Ende sagen, mein Gott, welch ungeheuren Zeitbogen spannte diese vage Hoffnung über die kommenden Lebenstage. Gisela nickte.

Der Kutscher sah sich um, weil die Braunen Unruhe zeigten. Der Kiesweg war schon ganz zerscharrt. Es befiel Gisela plötzlich eine furchtbare Wut gegen den Diener am Wagenschlag, der die dumme, kleine Tür hielt, seit Frau Ingrids Stimme oben im Treppenhaus vernehmbar geworden war. Daß Mario nicht mitreiten würde, um sie zur Bahnstation zu begleiten, wußte sie längst. Sie wartete nicht mehr auf ihn, längst schon nicht mehr. Sie hatten am Morgen Abschied voneinander genommen, und jetzt hielt er sich wohl im Wald auf, am Flußufer oder vielleicht beim Wasserfall. Nicht denken, o nicht denken. „Ellinor!"

Die Schwester, die aus dem Flur herzutrat, sah Gisela fragend an, nicht mehr kühl und böse wie letzthin so oft, aber sie erhielt keine Auskunft darüber, weshalb sie gerufen worden war. Lieber wäre es Gisela gewesen, wenn ein böser, kalter Blick sie gestreift hätte. Frau Ingrid gab Anordnungen wegen der Koffer, der Wagen mit dem Gepäck müsse gleich folgen. Doseland wußte, daß ihre beredte Besorgnis unnötig war, aber eifriger als je sagte er sein „Jawohl" nach jedem ihrer Sätze. Ach, nicht wichtig war, was er da an Anweisungen empfing, aber man mußte diese Minuten mit Worten füllen. Wie gut verstand er das! Jetzt nahm er Giselas Hand mit beiden Händen, beugte sich tief darüber und küßte sie, obgleich er wußte, daß dies nicht als schicklich galt.

Als die Pferde anzogen, der Kies unter den mahlenden Rädern knirschte, und endlich der Wagen hinter dem Tor die Landstraße gewann, ging Doseland über den weiten Platz in den Spuren der Räder und schloß die hohe, eiserne Pforte. Kurze Zeit darauf kam der Gärtnerbursche um das Haus und begann den Platz zu harken. Es klang eine Weile das helle Geräusch von Holz und Kies und dazwischen vereinzelt das Geschrei der Schwalben, die die Kronen der Linden umflogen und zuweilen, tief am Boden hin, über den leeren Vorplatz schossen. Dorn sah dem Knaben eine Weile zu, legte dann den Kopf auf die Vorderpfoten und schlief.

*

Mario saß am Waldhang jenseits des Flusses und sah den Wagen auf der Straße dahinfahren, bis er klein wie ein Spielzeug, fern hinter einer Eichengruppe verschwand. Dort bog die Straße ab und senkte sich hinter die Äcker, auf denen Raps wuchs; zu Beginn des Sommers war die Höhe dort gelb gewesen, eine weitgestreckte goldene Insel über dem Wiesenland.

Er schloß die Augen, die wie von der entstandenen Leere brannten. Ein Sonnenjubel von hoher, unfaßlicher Freude, das ewige Glück der letzten Tage, tauchte aus der Nacht seiner Augen und strahlte. Sein Herz faßte und erfaßte den Abschied noch nicht, der hatte geschehen müssen. Der Vorhang war gefallen, aber das Bild leuchtete hindurch. Er wußte das Herannahende, aber der Schmerz hatte noch keine Gewalt über ihn. Der Gram hockte wie ein eiserner Greis hinter dem letzten unfaßbaren Gespräch, wie ein Raubtier hinter dem dünnen, lichten Gestänge eines Gebüsches, das zärtlich grünte. „Es muß doch sein, daß wir uns jetzt trennen, Mario. Ich komme wieder." Mit wieviel Gründen der Vernunft hatte Gisela ihn und sich getröstet, derweil ihr die Tränen über die Wangen herabliefen. Wenn sie leibhaftig vor ihm stand, so klang alles so richtig, so denkbar, so notwendig und vernünftig. War es nicht so unter Menschen? Er sah wieder ihr verweintes Gesicht und hörte: „Ich komme wieder."

Er wollte antworten: „Wenn du dich von mir scheidest . . ."

Der Satz ging nicht weiter. Es stand traurig über allen Worten und Pflichten sein Herz und schwieg, als wüßte es ganz allein in der Welt die eine Wahrheit: Wer den Gedanken der Trennung auch nur ermessen kann, weiß nichts von Liebe.

Nun war sie fort. Über die Felder ging Mario neben sich her, wie einst, als er Meker tot im Fluß gefunden hatte. Er lächelte ein wenig über sich: Schritt für Schritt, Schritt für Schritt durch das goldene Korn. Er lauschte auf Mario und beachtete ihn in einer abständlichen, beinahe fürsorglichen Andacht, wie er das Korn betrachtete, und sann: Die Menschen säen es, es reift auf den Feldern heran, sie ernten es und essen, um zu leben. Und so wieder und

Digitized by Google

immer wieder, fort und fort. Mühſelig wirken ſie und quälen ſich durch ihre Zeit bis an ihr Grab. Wozu?

Nun war er allein und doch bei ſich wie nie zuvor.

Er nahm die reifen Ähren in die Hand, betaſtete ſie und fragte ſie nach ihrem Sinn. Der Abendwind erhob ſich in den Tälern, die Sonne war untergegangen, und der Wald nahm den Dahinſchreitenden auf, die hohen, dämmrigen Hallen kühlten und verwandelten die Welt. Der fleckige Laubboden ſchwebte unwirklich und ſchimmerte von dem Widerſchein des letzten Lichts, das zwiſchen den Stämmen ſtand.

Als er in Dommelfeis Hütte anlangte, war es Nacht geworden, und der Mond ſchien. Auf dem Wieſenbett der alten Frau am Waldrand lagen unbewegliche Mondflecke. Es war ſo ſtill, daß er den Pulsſchlag ſeines Bluts hörte. Mario ſtand lange bewegungslos unter den Bäumen in der Nacht, bis ihm in den Sinn kam, daß er ſich ſehr danach ſehnte, in dem Schrankbett zu liegen und zu ſchlafen, auf dem Lager, auf dem er als Kind geruht hatte, nach ſeinem langen, angſtvollen und ſchmerzreichen Irren durch die Wildnis. Es drängte noch ein anderes in ihm, wonach er ſich ſehnte, eine fließende Erlöſung vom Übel ſeines armen Leibes, den er nicht mehr ertragen konnte.

Die Tür knarrte, und das Laublager kniſterte. Er hatte den Eingang zur Nacht hinein weit offen gelaſſen, es erſchien ihm, als wären die Nacht und die Ruhe draußen, und nicht in dem modrig atmenden Raum, vielleicht kam mit ihnen der Schlaf zu ihm. Er wußte nicht, wie lange er ſo gelegen hatte, grade auf dem Rücken und mit weit geöffneten Augen, als er einen Schritt auf nackten Füßen, erſt auf dem Waldweg und dann an der Tür vernahm. Es wurde dunkler im Raum, die Mondflecke auf der Schwelle und ihr Widerſchein erloſchen.

Es war Marlehn. Mario erkannte ſie am Umriß ihrer Geſtalt, an der dunklen Haarflut und dem kurzen Kittel. Er ließ den Kopf wieder auf das Leintuch ſinken und hörte ſein tiefes Stöhnen.

Das Mädchen trat zögernd an ſein Lager, verharrte angſtvoll lauſchend eine kleine Weile und ließ ſich dann am Fußboden neben dem Bett nieder, raſch und wortlos, wie ein Tier. Mario hörte es, bedachte es, als träumte er, und vergaß es ſofort. Es ſtieg aber ein Duft von ihrem Körper und Haaren auf, ein Hauch von Moorgrund und welkenden Blumen, er miſchte ſich in Marios Atem und löſte ein Schluchzen in ſeiner Bruſt aus, ſo daß er weinte. Marlehn vernahm es und zerpreßte im Dunkeln am Boden ihre Hände vor Glück, das Kind.

Nach einer Weile wurde es ſtill, und Mario atmete ruhig, denn er war eingeſchlafen. Er träumte, daß er wieder durch die Kornfelder ging, jedoch es waren nicht mehr die Fluren von Degernholm, ſondern die Äcker der Welt, und das hellbraune Kornmeer dehnte ſich unüberſehbar weit über die Erde aus. Wieder erhob ſich die Frage in ihm, die er am Tage, als er über die Felder gegangen war, geſtellt hatte, und in einer ratloſen Gebärde von uralter Trauer forſchte er nach dem Sinn, ſo ſehnſüchtig und von ſolcher Inbrunſt erfüllt, wie nur ein Traum ſie über alles Seelenland auszubreiten vermag.

Da wechſelte das Traumbild, und er lag in einem dämmrigen, hohen Raum und empfand die Nähe einer Geſtalt von großer Würde und heiliger Beſtändigkeit. Ruhig und ſo beſeligt aufrecht, als ſchwebte er, ſtand der Erhabene im Halbdunkel, ſo daß von ihm nichts deutlich ſichtbar wurde, als die Hand, die er wie eine Schale unter der Bruſt hielt, zugleich empfangend und darbietend, wunderbar gütig. Vor der Hoheit dieſer Erſcheinung, deren Stille kein Name zu nennen vermochte, beugten ſich die Freude und das Leid der Menſchen. Da ſah Mario, daß das Korn aus den Ähren von den Äckern der Erde in die Hand rann, die wie eine Schale gehalten wurde, und ſobald es die Hand berührte, ward es zu Licht.

Digitized by Google

Fröhliche Strophen. Von Jakob Haringer

Schau, die Sonne wird wieder kommen
Und ein treuer Freund wird dir einen netten Brief schreiben.
Lieber Fremdling! du weißt doch: es kann ja nicht immer so bleiben!
Schau, es blühn bald die Blumen; sie haben uns doch nicht alles genommen.
Es gibt noch schöne Schauläden und dunkle Mutteraugen.
Es klingt noch ein Lied von Strauß aus purpurnen Sommerlauben,
Und Sterne schaun in deine arme Kammer hinein —
Mein lieber, fremder Mensch! wir wollen heut nimmer so traurig sein!

Warmer Maitag. Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Ach, so ein warmer Tag im Mai,
Wie wird da alles einerlei!

Die Seele hängt in ihrem Glück
Und denkt nicht vor und nicht zurück
Und hängt in diesem klaren Tag,
So wie ein Wölkchen hangen mag:
Zu schwer, um höher aufzuwehn,
Zu leicht, um niedriger zu gehn.

Und alle Wünsche werden still,
Und was ich denke, was ich will . . .

Ich weiß es selbst nicht mehr genau, —
Die Luft ist gar zu weich und lau!

Voller Mond. Von Frida Schanz

Über den Dächern der Stadt, über der ruhenden Hast,
Schwebt im Äther der Mond, schwerelos, unbeschwert,
Silber, erlöst und gelöst zu unirdischem Glast,
Lachen und Weinen der Welt, zu Lächeln verklärt.

Als der Mond heraufstieg, war er so groß und rot,
Wie ein blutroter Kummer, brandheiß und unbewegt,
Nun schwebt er im Äther, leicht wie ein hauchzartes Boot,
Ein hauchleichtes Boot, das tröstende Botschaft trägt.

Digitized by Google

Liebste am Abend. Von Otto Wohlgemuth

Wenn bei uns zu Hause, in Gelsenkirchen oder in Buer,
Junge Mädchen mit ihren Liebsten des Abends ziehn über die Flur,
Ach, so schwärmen sie: Schau doch, o sieh nur, wie von den Zechen
Die Kokereien leuchten, wie die Schachtlampen aufbrechen,
Und wie die Lichterbäume von den Städten aufsteigen in den Himmel,
Wie ein märchenhaft funkelnd Girlandengewimmel.

Ich glaube, Liebster, es ist nirgendwo in Deutschland so schön.
Ich könnte nicht leben ohne dies ferne Gedröhn.
Und gar, wenn ich des Nachts nicht mehr hören sollte,
Wenn es tief unter der Kolonie in der Erde grollte
Und Minenschüsse dumpf pochen durch nächtlichen Traum —
Ich glaube, so etwas Schönes gibt es anderswo kaum. —

Der junge Hauer, beim Plaudern des geliebten Kindes,
Sieht sich kriechen im Wehen des Wetterwindes
Auf der Siebenhundertmetersohle, im Dammort — er spricht:

Ja, das Leben ist etwas Mächtiges, doch immer schön ist es nicht —
Nur: es hat uns! und wir ducken uns! du, und dann heiraten wir bald —
Denn weißt du, ich will dir sagen; wir Bergleute werden nicht alt.

In der Nacht. Von Heinrich Minden

Wenn leise zwischen Silberstreifen
Der Nachtwind durch die Fluren geht,
Dann möcht' ich nach der Sichel greifen,
Die mondenhell am Himmel steht.
Und von dem Feld des Leides mähen
Möcht' ich die Halme groß und klein.
Bevor die ersten Hähne krähen,
Müßt' jeder Schmerz verschwunden sein.

Wo bist du? Von Alfred von Kessel

Wo bist du, der die frühsten Träume galten?
Denn wir gehören uns doch seit Beginn
So innig an wie Hände, die sich falten.

Du aller Seligkeiten Bild und Sinn,
Du Hauch und Hall und Helle aller Stunden,
Sieh, einsam gehen Tag und Nacht mir hin ...

Oft war ich, müden Suchens kurz entbunden,
Von einer Anmut, einem Mund entzückt,
Indes die Sehnsucht konnte nie gesunden.

Denn wisse, alle Schönheit war zerstückt —
Und ich mit ihr — in flüchtige Gestalten,
Schönheit, die nur vereint in dir beglückt!

Digitized by Google

Rittersporn von heute und morgen

Von Karl Foerster-Bornim

„Wie sind Sie eigentlich auf Ihren seltsamen Beruf gekommen?“ bin ich manchmal von stadtgeprägten Menschen gefragt worden. ‚Seltsam, daß er ihnen seltsam erscheint,‘ dachte ich und suchte zuweilen aus den Anfängen meiner Gedankenwelt zu erzählen: Ich lag einmal in jungen Jahren am Rand einer Taunuswaldwiese und blinzelte in die Oktobersonne und die Herbstzeitlosen, die neben mir in der gemähten Wiese blühten, während die ungemähte daneben mit ihren Blumen und gelben Gräsern von einer kleinen Stieglitzwolke umkreist war. Es war ein Lieblingsplatz von mir, und ich kannte an der kleinen Wegböschung seit Jahren genau die einzelnen Horste von Heidekraut, Glockenblumen, Weidenröschen und Walderdbeeren. Der Himmel verdüsterte sich nach Oktoberart schnell tiefgraublau und strahlte dann wieder. Behagliche Drohungen der Unendlichkeit wechselten mit müdem, geisterhaftem Oktobersonnenschein. Die Vordergrundblumen schürzten den Knoten der wunderlichen Waldgebirgswetterstunde. Dunkel gingen mir zwei Dinge auf: Wie arm sind jetzt Gärten ohne all den Schmelz der geliebten wilden Bodenvegetation aus dem Gewebe der Dauerpflanzen! Sollte nicht dieses Gewebe den Gärten in allen Jahreszeiten an schönen Einzelgestalten und zusammengesetzten Bildern viel mehr zu geben haben? Könnte man nicht jene feinste Romantik von Wald und Flur, die Vordergrundsromantik mit ihrer bedeutsamen Beziehung zum Genius des Ortes und zum Genius der Jahresstunde näher an unser tägliches Leben bringen?

Man wußte damals in Deutschland noch viel weniger als heute von der bedeutsamen Verwandtschaft englischen Natur- und Gartengefühls mit den tiefsten Bedürfnissen neueren deutschen Gartengefühls. Man besaß noch nicht den Zauberschlüssel zum höchsten Bezirk aller Naturgestaltung, nämlich der japanischen Gartenkunst. — Wunderlich gründlich macht der Deutsche seine Fehler durch! Von Teppichbeetzeiten und von mißverstandener Landschaftsgartenkunst, der zu große Naturmaßstäbe statt ihrer raumgemäßen Vordergrundsmaßstäbe unterlegt wurden, ging der Weg vorwärts zu wachsender Freiheit und Fülle.

Von der Rolle, die meinen Arbeiten an der Natur, am Bilde und am Worte in der Entwicklung unseres nun kommenden deutschen Gartenwesens und seiner kulturellen Bewertung zugefallen ist, könnte ich nur mit einer unaussprechlichen Dankbarkeit für die Empfänglichkeit der deutschen Gartenseele aller Stände erzählen.

Diese Arbeit ließ nur einen kosmischen Ehrgeiz zu; aber ein sehr persönlicher Ehrgeiz blieb: die schönsten und mächtigsten blauen Blumen auf die deutschen Gärten loszulassen.

*

In den Bergwildnissen aller vier Erdteile müht sich die Natur mit mancherlei wilden Rittersporn-arten. Auf diese noch ungeschliffenen, ungeläuterten Edelsteine ist der Zwischenschöpfer Mensch erst im Automobilzeitalter tiefer aufmerksam geworden. Frankreich begann mit der Veredelungsarbeit, und seitdem spielen die vier Gartenvölker Fangball mit der Zuchtarbeit an der blausten und größten aller blauen Blumen.

Die Bornimer Arbeiten und Dauerbeobachtungen fanden zwar teilweise schöne, aber durch Windbruch, Meltau, Regenwasserlast und Wuchsverwöhnung seitens allzu feuchter Geburtsländer in jeder Weise gefährdete Namensorten. Die Windbrüchigkeit war so groß, daß durch die Sämlingsbeete in Meterhöhe Stricke gezogen werden mußten, weil sonst alles vom Winde flachgedrückt wurde; schon nach fünf Jahresgenerationen konnten die Stricke wegbleiben. Es entstanden im Laufe der Zeit etwa 60 Typen und Marken, deren bequeme Gartendienstbereitschaft und deren reine Farbenstärke über das Bisherige hinausgriffen. Wenigstens vier bis fünf Jahre Beobachtungsarbeit an mannigfachstem Verhalten der einzelnen Pflanze ist notwendig, um zu wissen, ob eine Weltsorte der Zukunft vorliegt. In jedem Jahr werden aus ungeheuren Mengen neuer Pflanzen, die zum erstenmal in ihrem eigenen Leben blühen, 400 Fortschrittspflanzen herausgenommen und gesondert an einem Platz für weitere, jahrelange Beobachtung aufgepflanzt. Im zweiten Jahre schon müssen wegen irgendeines der

Digitized by Google

tragiſchen zehn Fehler mindeſtens 300 Pflanzen entfernt werden.

Die Züchterarbeit an den mannshohen Blütenbüſchen mit ihren immer neuen, verfeinerten Blumengeſichtern zieht uns in ſeltſamen Bann. Dieſe ſchaumgewobenen Spiegel aller Schönheit des Äthers und der Atmoſphäre entrücken das Leben mitten in der Tagesarbeit in eine ätheriſche Leichtheit. Wenig auf Erden iſt jenen geſpannten Erwartungen und den Erfüllungen über alle Erwartung hinaus zu vergleichen, dieſem Aufleuchten neuer Freundſchaften fürs Leben, die wir mit dem Beſitz ſolcher zähen Dauerpflanze neuen Adels erringen.

Einmal erſchien an einer jungen Sämlingspflanze das ſchönſte und unſtofflichſte Blau, was hier je beobachtet war; aber die ganze, erſt etwa fünfzig Zentimeter hohe Pflanze zeigte den tragiſchen weißen Meltau-Befall der Blätter. Schon wollte ſich im ſtrengen Beurteiler das Gift der voreiligen Reſignation und Skepſis regen, als ich die Pflanze noch einmal genauer beobachtete, um plötzlich zu entdecken, daß ein noch kleinerer Sämling mit ihr halb zuſammen-

Delphinium. Dein blaues Wunder, rechts Enzianturm und junge, unausgewachſene Pflanzen: Größenwahn, Berghimmel und andere hellblaue Edelſorten

Digitized by Google

gewachſen war, der noch keine Blüte hatte. Als dieſer vorſichtig herausgelöſt wurde, zeigte es ſich, daß nur ihm die Meltau-Blätter gehörten.

Die Pflanzen können in der Sommerhitze verpflanzt werden; ſie werden zurückgeſchnitten und arbeiten dann im Herbſt und Winter an ihrem unterirdiſchen Sproſſengeflecht, um im nächſten Jahre in doppelter Höhe, nämlich zum erſten Male in Mannshöhe zu erblühen. Jeder Winter iſt alſo erfüllt von der Erwartung der Auferſtehung und erſtmaligen vollen Weſensoffenbarung von 400 geſteigerten kleinen blauen Traumwelten, die unterm Schnee ſchlafen. Sie haben nun jahrelanges Fegefeuer ſcharfer Beobachtung und ſchwerer Hitze, Sturm- und Regenwochen durchzumachen.

Das Traumhafteſte hat wachſte Vorausſetzungen, vermag dann Schlummerndes in den Nährboden kommender höherer Träume zu pflanzen.

Eine Blumengattung züchteriſch veredeln und ertüchtigen, heißt ſie immer mehr zur Verſchiedenheit ganzer Arten auseinanderfalten: ſo beginnen jetzt unter den Ritterſpornen die „Sturmböcke“ zu erſcheinen, wirbelwindfeſt auf freiem Feld ohne Stütze, die „Rieſenzwerge“, die ſich ſchon zehn Zentimeter über dem Erdboden zu mächtigen Blütenſtielen verzweigen, die „Frühaufſteher“ und die „Nachzügler“, und ſchließlich die „Herbſtſieger“.

Rieſenblütiges Delphinium „Purpurritter“
Als Maßſtab eine weiße Blüte des Feinſtrahls. Schräge Sonne dämpft alles reine Ritterſpornblau, bringt aber alle rötlich-violetten Farben zu mächtigſtem Leben

Welche Abenteurerphantaſie webt in der Gottesnatur immer weiter an geſteigerten Geſtalten, wo unſerer Phantaſie ſchon längſt der Spielraum genommen ſchien!

Delphinium. „Dein blaues Wunder“ im Abendlicht, das die rötliche Farbe verurſacht

★

Die umgeſtaltende Veredlungsarbeit an der Pflanze hat unaufhaltſame Wirkungen auch auf die Geſtalt der Gärten und auf die Regie ihrer Schönheitsbühnen.

Wir leben in der Weltwende des Gartenweſens, in der die Gartenarchitekten zu lernen beginnen, was die Hausarchitekten auch noch nicht gar zu lange wiſſen und können: daß nämlich im Gartenweſen zur Kunſt der Gartenarchitektur noch die zweite Kunſt, die der Innenarchitektur des Gartens kom-

Digitized by Google

men muß, um erſt das innere Schönheitsgehäuſe zu entfalten.

Hier nun ſetzt die Frage ein: Welche Rolle ſpielt der moderne Ritterſporn im Garten und in ſeinem neuen Pflanzengewebe? Wir erhalten folgende Antwort: Er paßt in kleine und große Gärten, in Naturgartenpartien, neben Tanne und Wildroſe, in architektoniſche Prachtgärten, neben Roſe und Lilie, in den Parkraſen als mächtiger blauer Horſt nahe Nadelgehölzen, ſowie als Einzelpflanze an den Raſenrand des kleinſten Gärtchens. Er gehört zum Sommerhochflor der Staudenrabatten in allen Schattierungen und wird in dunkelen Tönen vom Herbſtgarten bevorzugt. Das ſtarke gartenbeherrſchende Blau iſt wie ein Weiſer, aber ein ſehr temperamentvoller, der, nach oben weiſend, bunten Blumenſtreit ſeiner Nachbarſchaft verſöhnt. — Ganz beſonders angeregt ſind die Unterhaltungen des Ritterſporns im Garten und in der Vaſe mit allen Roſen und Kletterroſen, weißen und braunen Lilien, mit weißen Herbſtſtaudenaſtern und frühen Margueriten, mit Phloxen, Edeljasmin und roſtrotem Helenium.

Mit jedem Jahre wird dieſe unverwüſtlich zähe Staude verwendungsfähiger und bühnenwirkſamer, auch an den anſpruchsvollen Gartenplätzen. Ihre neueſte erworbene Krafteigenſchaft beſteht in der Fähigkeit mancher Sorten, auch im Halbſchatten gut und dauerhaft zu gedeihen, wo der weichere Ritterſporn früherer Zeiten verſagte. Nun findet er neue Freunde und Partner auch unter den Halbſchattengewächſen.

Corry, Lascelles, Berghimmel. Die beiden linken, oft mit Meltau befallenen, wurden mit Erfolg auf abſolute Meltau-Freiheit umgezüchtet

Digitized by Google

Die blaue Blume der Romantik blüht nicht nur in menschenferner Wildnis, sondern dringt auch, für den Garten erzogen, in das Leben derer vor, die nicht genug Zeit für ferne Wildnis haben. Sie braucht an Abenteuerlichkeit nicht einzubüßen, denn ihre Schönheit wird immer abenteuerlicher: „Das Zeitalter der Romantik ist nicht vorüber," sagt Carlyle, „es endet nie!"

In einem Bilder- und Erfahrungsbuch habe ich lange Erlebnisse der Arbeit an der Veredlung und Ertüchtigung des Ritterspornes niedergelegt, die sonst an keiner anderen Stelle der ganzen Gartenliteratur zu ihrem Rechte kommen. „Geschichte einer Leidenschaft" heißt der Untertitel des Buches. Es sind aber auch sehr nüchterne, seltsame und grundlegende Erfahrungen dort zusammengefaßt, welche den Ritterspornfreund erst befähigen, alle Klippen zu vermeiden und zu erfolgreicher gärtnerischer, gartenkünstlerischer und züchterischer Bemeisterung dieses einzigartigen Pflanzenwesens vorzudringen.

Wenn man mich fragte: „Was beschäftigt dich am allertiefsten im Garten?", so würde ich wohl antworten: „Das Wechselspiel von Licht und höchster Blumenqualität." Je höher die Veredlung der Blüte vorschreitet, desto geheimnisvollere Lichtbotschaften vermag sie aufzufangen und auszustrahlen. Nichts wechselt so im Licht von früh bis spät wie reines Blau. Edelritterspornlehrt erst, wie gewaltig der Lebensraum eines Sommertages ist. Auch ist Rittersporn hellhörig wie keine Pflanze für den Wettergeist des Tages und der Stunde. Man sieht's schon weit vom Hause aus beim ersten Blick in den Garten, daß heut einer jener schönsten Tage inmitten wolkenloser Zeiten ist, an dem Himmel und Erde zur höchsten Glorie erwachen.

Nie kennt man auch die vertrautesten Ritterspornsorten aus, nie kommt man an ein Ende der blauen Lichtüberraschungen. Auch auf die Sonderheiten des Lichtes bestimmter schöner Gegenden in bergfeuchter oder meerfeuchter Luft antwortet das blaue Gartengeleucht wieder in neuer, unvergeßlicher Weise.

Kletterrose. Leuchtstern, sich selbst jahrelang überlassen als Rittersporn hintergrund

Digitized by Google

Rauschgifte und ihre Bekämpfung

Von Univ.-Prof. Dr. H. Hunziker

Die Rauschgifte gehören zu denjenigen Genußmitteln, die nicht in erster Linie durch ihre Einwirkung auf die Sinne den Menschen locken, sondern unmittelbar die Gehirnfunktion beeinflussen. Während bei den Stoffen, die lediglich auf Geschmacks- und Geruchssinn einwirken, die Gefahr der widerstandslosen Gewöhnung, des Süchtigwerdens, klein und in sozialhygienischer Beziehung unerheblich ist, sind im Gegensatz dazu die Rauschgifte für die Volksgesundheit von gewaltiger Bedeutung geworden. Geschmacks- und Geruchsnerven stumpfen sich gegen den Reiz eines Genußmittels verhältnismäßig rasch ab, ja empfinden ihn vielfach bald als unangenehm. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Einwirkung der Rauschgifte auf das Gehirn. Sie führen schnell zu einer Gewöhnung, so daß ihr Ausfall von unangenehmen Empfindungen, von Unlustgefühlen, begleitet ist. Sie zwingen die ihnen Verfallenen immer wieder in ihren Bann, machen sie zu ihren Sklaven, zwingen sie, ihnen alles, Geld und Gut, Familie, Gesundheit und Ehre zu opfern.

*

Praktisch haben wir mit drei Gruppen von narkotischen Genußmitteln zu rechnen: mit dem Alkohol, dem Opium, dessen wichtigster Bestandteil das Morphium darstellt, sowie mit dem Kokain. Gemeinsam ist allen diesen Stoffen, daß nach ihrem Genuß sich erst ein Zustand von Wohlbefinden, von gehobenem Selbstgefühl, scheinbar erhöhter Leistungsfähigkeit einstellt, dem ein Stadium der Erschlaffung, ja der Lähmung zu folgen pflegt. Dabei stumpft sich ihre Wirkung in der Weise ab, daß nach und nach steigende Dosen verwendet werden müssen, um den erstrebten Zustand des Wohlbehagens zu erzielen. Gemeinsam ist ihnen ferner, daß sie in großen Dosen genossen schädigend, zerstörend auf Leib und Seele einwirken und zu Geisteskrankheiten führen können.

In ihrer sozialhygienischen Bedeutung sind die drei Gruppen keineswegs gleichwertig. Praktisch kommt für weitaus die meisten Kulturländer dem Alkoholismus die überragende Rolle zu. Obgleich fast alle Völker zu energischen Abwehrmaßregeln geschritten sind, hat doch noch kein Land die Frage der Bekämpfung des Alkoholismus restlos zu lösen vermocht. Leistungsfähigkeit und Gesundheitszustand eines Volkes, die Zahl gewisser Straftaten und Geisteskrankheiten in einer Bevölkerung hängen in recht wesentlicher Weise davon ab, welche Ausdehnung die Sitte, geistige Getränke zu genießen, in dem betreffenden Lande hat. Die Ausgaben für geistige Getränke sind in fast allen Kulturländern riesenhaft. Sie sind seit dem Kriege in fast allen Staaten stark angestiegen, und damit hat auch die Zahl der alkoholischen Gesundheitsstörungen zugenommen. Im Jahre 1926 machte daher der Deutsche Ärztetag erstmalig die breite Öffentlichkeit auf eine starke Zunahme alkoholischer Gesundheitsstörungen im Deutschen Reiche aufmerksam. Ebenso haben schweizerische Ärztegesellschaften fast zur gleichen Zeit von den Behörden Maßnahmen gegen die Verheerungen des Branntweins gefordert.

*

Während der Alkoholismus in den meisten europäischen Ländern alteingebürgert ist, liegen die Anfänge von Morphinismus und Kokainismus viel weniger weit zurück. Wohl ist das Opium, der eingedickte Saft der Mohnpflanze, in allen Kulturländern als Heilmittel und als schlafbringender Stoff seit langer Zeit bekannt, doch ein eigentliches Süchtigwerden durch Opiumrauchen oder Opiumessen kam dabei doch, in Europa wenigstens, ziemlich selten vor. Die Sachlage änderte sich, als 1805 Apotheker Serturner in Hameln aus dem Opium als besondern und wirksamsten Bestandteil das Morphium isolierte. Dieses neue Medikament führte sich bald als wertvolles, schmerzlinderndes Arzneimittel in der ganzen Kulturwelt ein. Es übertraf das Opium nicht nur an Wirksamkeit, sondern bewies leider auch bald eine viel größere Gefährlichkeit darin, daß es, einmal in seiner Wirkung erlebt, viel leichter und öfter zur Gewöhnung führte. Die Gefahr wuchs, als Charles Gabriel Pravaz und Alexander Wood 1855 zeigten, wie das Morphium am wirksamsten und bequemsten mittels einer kleinen, mit feiner Hohlnadel versehenen Spritze unter die Haut dem Körper zugeführt werden kann. Leider blieb das Mittel nicht in der Hand des Arztes, der es nur in den Fällen verwenden soll, in denen es schwerste körperliche Schmerzen zu überwinden gilt; nur zu bald gelangte es auch in Laienhände und wurde als Genuß-

Digitized by Google

mittel mißbraucht. Die gewöhnliche arzneiliche Dose für Morphium beträgt 1 Zentigramm. Wie bei allen Giften ist auch ihm gegenüber die persönliche Empfindlichkeit der einzelnen Menschen eine sehr verschiedene. Ein Zehntelgramm kann schon tödlich wirken bei nicht an Morphium gewöhnten Personen; drei bis fünf Zehntelgramm gelten als fast sicher tödlich bei Ungewöhnten. Beim Süchtigen steigen jedoch rasch die Dosen an, die notwendig sind, die gewünschte Wirkung hervorzubringen, wobei es der Organismus sehr bald fertig bringt, Giftmengen zu ertragen, die beim Ungewöhnten lebensgefährlich wären. Worauf diese Angewöhnung beruht, ist nicht mit Sicherheit klargestellt; offenbar lernen die Gewebe des Körpers ziemlich rasch, das einverleibte Morphium durch chemische Veränderung relativ unschädlich zu machen. Die wiederholte Zufuhr des Giftes bleibt aber trotzdem nicht ohne nachhaltige schädliche Wirkung. Der Süchtige wird der Sklave des Narkotikums, und beim Versuch, sich davon zu befreien, treten sehr unangenehme Erscheinungen auf, die am raschesten wieder verschwinden, wenn eine neue Dose dem Körper zugeführt wird. Bald leidet die Arbeitsfähigkeit, Schlaf und Appetit sind gestört, vielfach treten Verdauungsstörungen und Abmagerung auf. Der Charakter verändert sich, die Leute werden launenhaft, reizbar, und vor allem fällt ihre Lügenhaftigkeit auf, die besonders dann zutage tritt, wenn es gilt, sich auf irgendeine Weise das ersehnte Morphium zu verschaffen. Eine Abgewöhnung ohne Anstaltsbehandlung ist nur in den seltensten Fällen möglich. Rückfälle nach scheinbarer Heilung sind sehr häufig. Diese unwiderstehliche Sehnsucht nach dem gewünschten Stoff machten sich bald gewissenlose Händler zunutze und lieferten den Süchtigen Morphium auf ungesetzlichen Wegen trotz Androhung schwerer Strafe durch die Gesetze, welche die Abgabe von Morphium nur gegen ärztliches Rezept gestatten.

Während vor dem Weltkriege in den meisten europäischen Staaten die Morphiumsucht keine sehr häufige Erscheinung war, brachte hierin die Nachkriegszeit eine wesentliche Verschlimmerung. Die seelischen und körperlichen Entbehrungen förderten die Sehnsucht nach künstlich erzeugtem Glücksgefühl, und die politischen Zustände der ersten Nachkriegszeit erleichterten die Beschaffung von narkotischen Stoffen wie Morphium und Kokain, die vorher viel schwerer erhältlich waren. Bei der allgemeinen Verwirrung der Revolution wurden die Vorräte der Sanitätsmagazine an Morphium vielfach von den Soldaten gestohlen, im Glauben, es handle sich beim Morphium und Kokain um besonders kostbare Stoffe, mit denen sich nachträglich große Summen würden gewinnen lassen. So kamen erhebliche Mengen von Betäubungsmitteln unkontrolliert in die Hände Unberechtigter und Gewissenloser, die sie gegen Geld zu veräußern suchten.

In ähnlicher Weise wie die Morphiumsucht erfuhr auch der Kokainismus in der Nachkriegszeit eine stärkere Verbreitung und ergriff Volksschichten, die früher vollständig frei davon gewesen waren. Das Kokain wird gewonnen aus den Blättern der seit Jahrhunderten in Peru und Bolivien heimischen und angebauten Kokastaude (Erythroxylon Coca). Schon vor der Eroberung Perus durch die Spanier wurden die Kokablätter von den Eingeborenen als Genuß- und Reizmittel und zur Betäubung des Hungergefühls verwendet, ja es bestand bei den alten Inkas ein eigentlicher Kultus der Kokapflanze. Auch heute noch dient die Koka einem Teil der südamerikanischen Bevölkerung als tägliches Genußmittel. Das Blatt wird vermischt mit Asche, Kalk oder Kreide langsam gekaut. Ganz anders ist die Verwendung des Kokains in unseren Landen. Das Kauen von Kokablättern hat wie das Opiumrauchen in Europa nie Fuß gefaßt. Bei uns wird das aus den Blättern, 1860 von Niemann erstmals reingewonnene isolierte Alkaloid, das Kokain, benützt. Wie beim Morphium, so steht auch hier neben der segensreichen Anwendung in der Hand des Arztes die mißbräuchliche, indem es sich der Kokainist durch Schnupfen in die Nase oder durch Einpinseln auf die Schleimhaut der Nase oder des Mundes zuführt. Wie das Morphium dient das Kokain dem seinem Genusse Huldigenden dazu, sich in eine gehobene Stimmung zu versetzen, die ihm das Gefühl großer Leistungsfähigkeit gewährt, ihn Unangenehmes und Schmerzliches vergessen läßt. Bald nachdem es gelungen war, das Kokain aus den Blättern der Kokapflanze rein darzustellen, wurde auch seine für die Medizin, hauptsächlich für die Chirurgie wichtige Eigenschaft entdeckt, auf die Endigungen der Empfindungsnerven lähmend, anästhesierend zu wirken und so Unempfindsamkeit gegen schmerzhafte Eingriffe hervorzurufen. Auf Schleimhäute aufgepinselt, unter die Haut oder in tiefer gelegene Körpergewebe hineingespritzt, bewirken wässerige Lösungen des Kokains eine mehr oder weniger starke Unempfindlichkeit gegen Reize und gegen Eingriffe, welche Schmerzen hervorrufen, so daß Operationen auch ausgedehnter Art dank dieser lokalen Betäubung ohne allgemeine, nie ganz ungefährliche, Narkose möglich wurden. Durch gleichzeitiges Verwenden kleinster Mengen von Adrenalin, einem in der Nebenniere vorhandenen Stoff, der auf die Blutgefäße verengernd wirkt, kann eine rasche Aufsaugung des eingespritzten Kokains verhindert werden, wodurch dessen schmerzbetäubende Wirkung an Stärke und Dauer zunimmt. Seitdem der Ersatz des Kokains durch allerdings etwas weniger wirksame, dafür aber viel weniger giftige, künstlich von der chemischen Industrie dargestellte Verbindungen, wie Novocain und Anästhesin gelungen, ist die Ausführung der Lokalanästhesie fast vollständig harmlos

Digitized by Google

geworden und hat sich vor allem auch die Gefahr, daß aus der medizinischen Anwendung des Kokains beim willensschwachen Patienten nachher die Kokainsucht entstehen könnte, sehr stark vermindert, führen doch die erwähnten Ersatzprodukte des Kokains so gut wie nie zur Gewöhnung. Einzig im Spezialgebiet der Nasen-Rachenärzte, bei ausgedehnten Operationen im Nasenrachenraum, wobei es notwendig ist, große Schleimhautflächen unempfindlich zu machen, läßt sich die Anwendung des Kokains noch kaum ganz vermeiden. Wäre dieser Umstand behoben, wäre auch hier ein vollwertiger Ersatzstoff gefunden, so könnte man aus Rücksicht auf die Gefahr des Kokainismus als wirksamste Maßnahme Herstellung und Handel mit Kokain vollständig verbieten. Auf die gefühlbetäubende Wirkung des Kokains auf die Schleimhäute ist wahrscheinlich auch der Glaube zurückzuführen, das Kokain stille Hunger und Durst, während es in Wirklichkeit wohl nur die Nerven der Schleimhaut von Magen und Darm unempfindlich macht, so daß Hunger- und Durstgefühl nicht mehr zur Empfindung gelangen.

Bei der Entstehung der Kokainsucht spielt die medikamentöse Verwendung, das Bekanntwerden mit dem Gift bei seinem Gebrauch in der Heilkunde allerdings nicht eine gleich große Rolle wie beim Morphium. Meist ist es Neugierde, Prahlsucht, Nachahmungstrieb oder auch Widerstandslosigkeit gegen Verführung, die im Leben eines Menschen den ersten Anlaß geben, Kokain zu gebrauchen, manchmal auch ein Suchen nach neuen Reizen, um die versagende Lebenskraft anzuspornen. Bei Sportsleuten stieß ich auch auf den falschen Glauben, es sei möglich, durch Kokainzufuhr bei Wettkämpfen im entscheidenden Augenblick die Leistungsfähigkeit zu steigern. Ein erstmaliger derartiger Gebrauch, der dann leicht ein Süchtigwerden nach sich zieht, mag der Grund sein, warum man auch in Sportskreisen nicht allzuselten Kokainisten trifft; so standen bei einem Kokainprozeß in Basel eine Reihe Mitglieder eines Fußballvereins vor den Gerichtsschranken, die unter sich Kokain verschenkt oder verkauft oder verwendet hatten. Als Lieferant diente ein etwas älterer Sportsmann, der mit den jungen Burschen in Wirtschaften zusammentraf und es verstand, sie an sich zu fesseln. Erst schenkte er ihnen Proben von Kokain in der Absicht, sie an das Rauschgift zu gewöhnen, dann verkaufte er es ihnen zu Wucherpreisen. Mehr als einer dieser jungen Menschen mußte zur Durchführung einer Entziehungskur in eine Nervenheilanstalt eingewiesen werden.

Die Verwendung des Kokains als Genußmittel ist eine recht verschiedene. Wohl am häufigsten wird es wie Schnupftabak in die Nase geschnupft. Dem Ungewöhnten ist das dabei entstehende Gefühl der Unempfindlichkeit der Schleimhaut instinktiv sehr unangenehm. Von der Nasenschleimhaut aus erfolgt die Aufnahme in den Körper und damit treten die gewollten Wirkungen auf das Nervensystem ein, jenes Gefühl des Wohlbefindens, des gehobenen Bewußtseins, der größeren körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Als Zeichen des gewohnheitsmäßigen Kokainschnupfens finden wir bei Kokainsüchtigen gelegentlich eine runde Durchlöcherung der Nasenscheidewand nicht sehr weit vom Naseneingang entfernt. Neben dem Schnupfen kommen wie erwähnt eine Reihe anderer Arten der Einverleibung des Giftes bei Süchtigen in Betracht, so das Einnehmen mit oder ohne alkoholische Getränke, das Einspritzen, das Bepinseln der Nasenschleimhaut, des Zahnfleisches mit starken Kokainlösungen. Ein Kokainist kam auf die Idee, seine hohlen Zähne als Kokainvorratsräume zu benutzen, indem er sich von Zeit zu Zeit Wattebäuschchen, die mit Kokainlösungen getränkt waren, in die kariösen Zähne einführte.

Die überall leicht und unvermerkt durchführbare Anwendung des Kokains durch Schnupfen macht die Sucht in sozialhygienischer Beziehung besonders gefährlich. Der Kokainist benötigt nicht wie der Morphiumsüchtige eine Spritze, er braucht sich kaum aus dem Gesellschaftskreise zu entfernen, um sich das Narkotikum zuzuführen. Auch beim Kokainisten genügen sehr rasch die anfänglichen Dosen nicht mehr, um das gewünschte Glücksgefühl herbeizuführen. Die Menge muß zur Erzielung der Wirkung ziemlich rasch und andauernd gesteigert werden. Bald macht sich, beim einen früher, beim andern später, die Einwirkung des Giftes auf das psychische Leben bemerkbar. Die Energie wird gelähmt, wachsende Unentschlossenheit, Launenhaftigkeit, Eigensinn, Mangel an Pflichtgefühl, Weitschweifigkeit der Rede, Vergeßlichkeit fallen dem aufmerksamen Beobachter auf. Der Charakter wird wie beim Morphinisten auffallend verlogen. Trotz diesen schlimmen Einwirkungen geht es meist recht lange, bis der Süchtige selbst ahnt und begreift, wohin er treibt. Er lebt vielfach nur für den von ihm ersehnten Genuß des Narkotikums. Schlafstörung, Anwandlungen von Schwermut stellen sich ein; nervöse Überreizung verbunden mit zunehmender geistiger Schwäche fällt der Umgebung auf. Argwohn und Verbitterung nisten sich im Gemüt des Süchtigen ein. In vorgeschrittenen Fällen treten nicht allzuselten Sinnestäuschungen, hauptsächlich und am auffälligsten des Gesichtssinnes, auf. Der Süchtige glaubt winzige Tiere, Milben, Bakterien, teils mit dem bloßen Auge, teils mit dem Vergrößerungsglas zu sehen. Auch der Kokainist schreckt vielfach nicht vor Rezeptfälschung, Lüge, Betrug und Diebstahl zurück, um sich in den Besitz seines Rauschgiftes zu setzen. Zur Heilung des Kokainsüchtigen gibt es eigentlich nur das eine Erfolg versprechende Mittel: die Entziehungskur in einer geschlossenen Anstalt. Die Abstinenzerscheinungen beim zwangsweisen Weglassen des

Digitized by Google

Giftes sind relativ gering, so daß das Narkotikum meist sofort ohne Gefahr ausgesetzt werden kann. Die Kur sollte lang ausgedehnt werden und in den meisten Fällen nicht unter einem Jahr dauern, damit der Erfolg bleibend sei.

Durch den Krieg und besonders in der Nachkriegszeit ist der früher ziemlich seltene Kokainismus viel häufiger geworden und hat auch Bevölkerungskreise ergriffen, die früher nichts davon wußten. Meist bilden einzelne gewissenlose Personen den Ausgangspunkt, von dem aus sich die Sucht durch Verführung verbreitet. Diese Individuen, die vielfach durch Schmuggel in Besitz von Kokain gekommen sind, suchen durch Verkauf größerer oder kleinerer Mengen zu Wucherpreisen sich finanzielle Vorteile zu verschaffen. In kleinen Fläschchen oder als Pulver abgeteilt pflegen sie unter der Hand in Cafés, Kinos, Restaurants das Gift an den Mann zu bringen. Kellnerinnen solcher Lokale sind häufig Opfer und Verführerinnen zugleich. Das Dirnentum ist oft eng mit dem Kokainismus verbunden. Kokain ist beliebte Schmuggelware. Leute, die von den hohen Preisen gehört haben, welche Kokainisten für das Narkotikum zahlen, glauben, auf diese Weise mühelos Geld verdienen zu können. Sie sind nicht selten selber die Betrogenen. Das im Schleichhandel befindliche Kokain ist nämlich nur zu oft gefälscht.

*

Gegen die Gefahr der Rauschgifte genügt erfahrungsgemäß eine rein örtliche Bekämpfung nicht, es sind wie bei den Seuchen internationale Vereinbarungen nötig. Schon vor dem Kriege wurde zur Bekämpfung der Betäubungsmittelschädigungen am 23. Januar 1912 im Haag die sogenannte 1. Haager Konvention geschlossen. Eine Reihe wichtiger Staaten zögerte jedoch mit dem Anschluß. Der Versailler Vertrag verpflichtete dann alle vertragschließenden Mächte in § 295 zum Beitritt zum Haager Abkommen und machte ihnen zur Pflicht, spätestens innerhalb von 12 Monaten nach dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages die zur Ausführung des Abkommens erforderlichen Gesetze zu erlassen. Nach Art. 23 der Völkerbundssatzung (Teil 1 des Versailler Vertrages) betrauen die Bundesmitglieder den Völkerbund mit der „allgemeinen Überwachung der Abmachungen betreffend den Handel mit Opium und andern schädlichen Mitteln". Unter die Bestimmungen des ersten Opiumabkommens fallen Rohopium, zubereitetes Opium, Opium für medizinische Zwecke, Morphin, Heroin und Kokain; Ein- und Ausfuhr dieser Stoffe von einem Land zum andern darf nur über bestimmte Städte, Häfen oder sonstige Örtlichkeiten geschehen. Die Vertragsmächte verpflichteten sich, Maßregeln zu treffen, um die Ausfuhr von Rohopium nach Ländern zu verhindern, die dessen Einfuhr verboten haben, und um die Ausfuhr von Rohopium nach Ländern zu überwachen, die dessen Einfuhr beschränken. Eine weitere Verpflichtung für die Vertragsmächte besteht darin, Gesetze oder Verordnungen über das Apothekenwesen zu erlassen, durch welche Herstellung, Verkauf und Verwendung von Morphin, Kokain und deren Salze auf den medizinischen und gesetzmäßigen Gebrauch zurückgedrängt werden. Zur Herstellung für Handel und Verkehr mit Betäubungsmitteln ist eine Bewilligung notwendig, die nur an zuverlässige, sachkundige Personen erteilt werden soll, die über alle Ein- und Ausgänge dieser Mittel genau Buch zu führen haben.

Da das 1. Haager Abkommen sich bald in mehreren Punkten als revisions- und erweiterungsbedürftig erwies, wurde am 19. Februar 1925 in Genf die 2. Opiumkonvention abgeschlossen. Die Idee einer Bekämpfung der mißbräuchlichen Rauschgiftverwendung auf internationaler Grundlage zeigte sich bald trotz bestimmter Mängel erfolgreich in bezug auf die Einschränkung des Schmuggel- und Schieberhandels mit diesen Stoffen. Für Ärzte und Apotheker bedeutet das Gesetz durch die Forderung einer ganz minutiösen Buchführung über jede kleinste Menge von Betäubungsmitteln allerdings eine starke Belastung. Noch immer mangelt bei Übertretungen des Gesetzes nicht unerheblich die jeweilige rasche Orientierung der Behörden über die Grenzen der Länder hinweg, zu gemeinsamer rascher Verfolgung berufsmäßiger Schmuggler und Händler mit Betäubungsmitteln; doch werden erfolgversprechende Anstrengungen gemacht, um auch diese Hindernisse zu überwinden, und schließlich muß und wird es gelingen, die Völker wirksam zu schützen vor der ernsten Gefährdung durch die Rauschgifte.

Im Juniheft beginnt der Erstabdruck von

Hanns Johsts neuem Roman:

„Die Torheit einer Liebe"

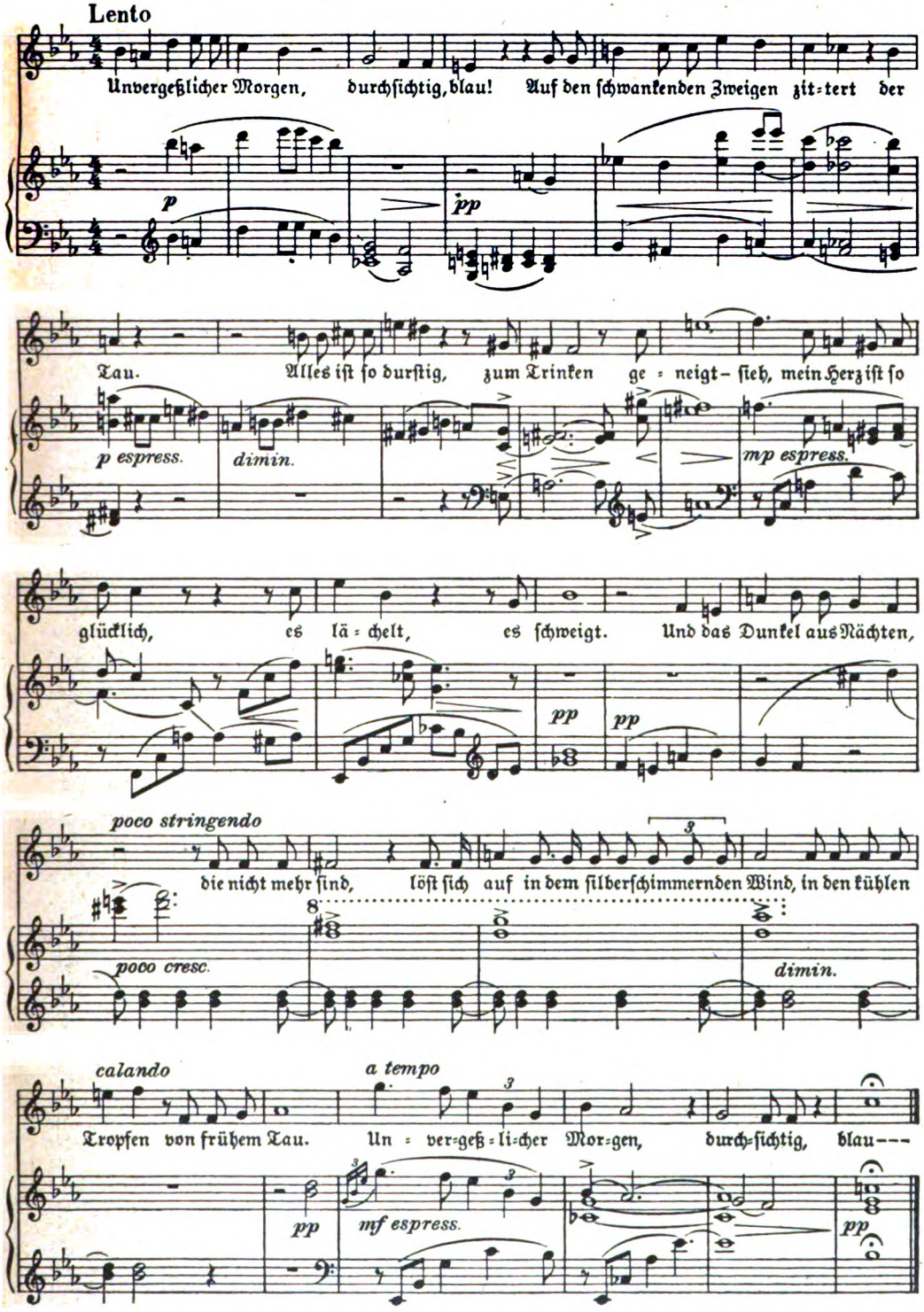
Digitized by Google

Aufführungsrecht vorbehalten

Unvergeßlicher Morgen

Karla Höcker

Emil Nikolaus v. Reznicek



Berlin 8. 2. 1930

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Eine Viertelstunde in Gedanken durch mein Leben

Von Asta Nielsen

Von den zwei Kindern meiner Eltern war ich das jüngste. Mein Vater hatte bis drei Jahre vor meiner Geburt sich und die Seinen als Maurer ernährt, als ein Unglücksfall bei der Arbeit ihn arbeitsunfähig in seinem Beruf machte. Von jetzt an mußte er leichte Gelegenheitsarbeit suchen. Da er oft ohne Verdienst und krank war, mußte meine Mutter, um die kleine Familie zu erhalten, bei Herrschaften Waschstellen annehmen. Oft ging sie nachts waschen, da sie am Tage ihren kranken Mann und ihr kleines Kind zu pflegen hatte. Die letzten Monate vor meiner Geburt waren besonders elend, Vater war bettlägerig, und meine Mutter war gezwungen, jede Nacht zu arbeiten, sogar die Nacht vor meiner Geburt stand sie gebeugt am Waschfaß, um die zwei Kronen zu verdienen, die an den zehn Kronen Taxe für die Hebamme noch fehlten. In der Nacht zum 11. September 1885 kam ich zur Welt in einer kleinen Mansarde in Kopenhagen.

Der Winter hatte schon mit Frost eingesetzt. Meine Eltern hatten keine Kohlen. Die Speisekammer war leer, die Kleider lagen auf der Pfandleihe. Mein Vater war so schwach, daß er einen Versuch, mich, die Neugeborene, in den Arm zu nehmen, aufgeben mußte. Unter diesen Verhältnissen fing mein Leben an, und es sollte während meiner ganzen Kindheit nicht viel besser werden. Doch wir Kinder merkten wenig von der Not. Meine Mutter verstand immer, mit der Arbeit ihrer Hände uns über Wasser zu halten.

Meine Eltern zogen von Dänemark nach Schweden und wieder zurück, um das Glück zu suchen, das leider ausblieb trotz den geringen Forderungen, die sie an das Leben stellten. Als ich neun Jahre alt war, starb der Bruder meines Vaters. Wir Kinder hatten ihn nie gesehen, er wohnte in Dänemark, eine Tagereise von uns. Nur ab und zu hörten wir die Eltern über ihn sprechen, ungefähr wie man von einem steinreichen Verwandten im fernen Westen spricht. Man wußte, daß er eine Brauerei besaß, und da die Mitteilung von seinem Tode uns erreichte mit der Aufforderung an meinen Vater, sich als einziger Erbe sofort zu melden, schweifte unsere Phantasie ins Märchenhafte.

Während mein Vater verreist war, um den Bruder zu beerdigen und die Erbschaft anzutreten, erwog unsere Mutter mit uns Kindern allerhand Zukunftspläne. Eins stand fest: Mutters Lieblingstraum sollte verwirklicht werden: meine Schwester sollte Klavier spielen lernen und ich Violine. „Denn," sagte meine Mutter, „ihr habt Vaters schöne, schmale Hände geerbt, die werden passen für die beiden Instrumente." Unsere Pläne und Träume fanden jedoch ein plötzliches Ende. Mein Vater kehrte ohne einen einzigen Pfennig zurück. Die Brauerei scheint keinen Wert gehabt zu haben, nichts war da für meinen Vater außer einem Schreibtisch auf vier hohen Beinen, einem Haufen Bücher und einem Dutzend Einmachegläser mit Schlangen und anderem Gekribbel in Spiritus. Die Schlangen hat mein Vater auf der Stelle verschenkt, der Schreibtisch dagegen war unterwegs mit den Schubladen voll Büchern. Diese Bücher sollten für mich später eine große, ja die entscheidende Rolle spielen.

Der Schreibtisch gefiel meinen Eltern. Er wurde das Prachtstück des Hauses und nahm beinahe ein Viertel von unserer Stube ein. Die Bücher hatten weniger Glück, sie wurden auf dem Boden verstaut zwischen Topfscherben, zerbrochenen Stuhlbeinen und leeren Pappschachteln.

Die Jahre gingen freudlos dahin. Immer war unser Haus von Krankheit heimgesucht. Ich erinnere mich, nie das Zimmer anders als auf Fußspitzen betreten zu haben, nie wurde laut gesprochen. Wir flüsterten, oder man verständigte uns durch Gebärden. Ein lähmendes Gefühl legte sich über mein kindliches Gemüt. Ein Gedanke kam nie zum Wort, ein Plan nie zur Tat, alles wurde wie rückwärts gedrängt, nach innen. Ein Lied wurde nur gedacht, ein Spiel nur gefühlt. Da es mir unmöglich war, meine Schulaufgaben zu lernen, ohne laut zu lesen, mußte ich jeden Tag in die Bodenkammer mit meinen Schulbüchern. Hier war ich allein, konnte laut sprechen, spielen, sogar singen, und so blieb diese Bodenkammer meine eigentliche Welt. Stundenlang saß ich da oben, nachdem meine Schularbeit erledigt war. Die Raritäten der Bodenkammer bekamen alle Leben. Ich spielte mit ihnen oder schmückte mich mit bunten Fetzen, die in einer riesig großen Holzkiste lagen, und spiegelte mich dabei in einer Fensterscheibe, die gegen meines verstorbenen Onkels Bücher lehnte.

Eines Tages sah ich durch mein Spiegelbild ein loses Blatt aus einem von den Büchern hängen. Es war so staubig, daß ich gerade ein Bild darauf erraten konnte. Mein

Digitized by Google

Interesse war geweckt, und ich grub das Buch aus. Es war Tausendundeine Nacht. Jede zwanzigste Seite war illustriert, und hier lernte ich nun alle Wunder des Ostens kennen von Aladin mit der Wunderlampe bis Ali Baba. Doch diese Märchenwelt vermochte keinen tiefern Eindruck auf mich zu machen. Ich versuchte zu lesen, aber keine Erzählung las ich zu Ende, die Bilder interessierten mich mehr und vor allem einige Tänzerinnen, die in wallenden Röcken tanzten. Aber bald interessierten mich auch die Bilder nicht mehr, und ich kramte weiter in den Bücherhaufen. Ein Buch im blauen Einband fiel mir auf, es war Dickens, der später mein Lieblingsdichter werden sollte. Damals hatte er wenig Glück bei mir. Ich kramte weiter, und ein ziemlich neu eingebundenes Buch fiel mir in die Hände. Auf dem Rücken stand in Gold: „Henrik Ibsen, Brand." Es klang heimisch. Ibsen hieß unser Nachbar, der Straßenbahnschaffner, und Brand, wußte ich, war ein großes Feuer. Ich schlug aufs Geratewohl auf, entdeckte aber bald, daß Brand kein Feuer war, sondern der Name eines sehr harten Mannes, der seine Frau, die arme Agnes, zwingt, das Fenster nach dem Kirchhof zu verdecken, obgleich ihr kleines Kind da liegt. Tränenüberströmt las ich Agnes' Monolog und dann die Szene zwischen Brand, Agnes und dem Weib, und als Brand Agnes zwingt, die letzten Kleidungsstücke des Kindes an das Weib auszuliefern und sie dabei sagt: „Hier ist auch der Krönungsschleier von des Opfers Taufefeier," da war es mit mir aus. Ich fiel wie in eine seelische Ohnmacht, unbeweglich blieb ich sitzen, ohne Gedanken, ohne Bewegung, nur die Tränen liefen unaufhörlich über meine Wangen.

Wie lange ich so saß, weiß ich nicht. Ich weiß nur: in diesen Augenblicken wurde der Drang zur Darstellung in mir geboren. Von diesem Tag an schlich ich mich jeden Tag hinauf auf den Boden; früher ging ich frei hinauf, aber jetzt war es mir, als hätte ich ein Geheimnis da oben, das niemand entdecken dürfte. Jeden Tag wurden neue Seiten aus „Brand" hinzugelesen, aber nichts machte auf mich einen so tiefen Eindruck wie die Szenen, die ich am ersten Tage las, und so wurden diese Szenen jeden Tag aufs neue gelesen, bis ich nicht mehr las, sondern anfing zu spielen, und merkwürdigerweise stumm, ganz ohne Worte. Mimisch durchlebte ich alle Worte, litt und weinte bis zur Wonne. Eines Tages entdeckte meine Mutter meine verweinten Augen. Ich mußte alles gestehen, und später, wenn sie mich wieder mit verweintem Gesicht traf, sagte sie ärgerlich: „Na, wenn nur dieser verdammte ‚Brand' mir nicht das Kind verrückt macht."

Als ich zwölf und meine Schwester siebzehn Jahre alt waren, abonnierte sie im Theater, und da dasselbe Stück zweimal auf ihr Abonnement fiel, durfte ich ihre Karte benutzen. Es war mein erster Theaterabend, und das Schicksal wollte, daß ich Ibsen sehen sollte, nämlich: „Frau Inger auf Östrot." Diese Vorstellung machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Wie ich aus dem Theater und nach Hause kam, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß meine Träume in der folgenden Nacht feste Formen annahmen: Ich wollte Schauspielerin werden. Diesen Entschluß teilte ich meiner Schwester mit. Sie war ganz und gar einig mit mir, und insgeheim schwärmten wir oft in Zukunftsträumen. Doch wußten wir, daß die Ausbildung Jahre und Geld forderte, und sprachen deshalb nie zu unseren Eltern darüber. Wir schielten oft verstohlen einander zu, wenn die Eltern davon sprachen, wie gut es für sie werden sollte, wenn ich sofort nach meiner Einsegnung zu einer Stellung käme und für mich selbst sorgen könnte.

Einen Monat vor meiner Einsegnung starb mein Vater. Das war der erste große Schmerz meines Lebens. Als ich als Konfirmandin aus der Kirchentür trat in meinem armen schwarzen Kleid, hörte ich eine Stimme sagen: „Ach Gott, sie sieht viel eher aus wie eine Witwe!" Ich war vierzehn Jahre alt. Ich weinte Tag und Nacht und wurde schließlich von einer nervösen, sehr beängstigenden Krankheit überfallen. Als ich wieder gesund wurde, mußte ich Stellung suchen. Doch war mir klar, daß ich zum Theater mußte, und anstatt Stellung zu suchen, lief ich zu den Bühnen in der Hoffnung, einen Schauspieler zu finden, der sich meiner annahm. Dies gelang mir nach einigen Monaten. Einer der berühmtesten Schauspieler des Königlichen Theaters, Peter Jerndorf, versprach, mich zu prüfen, und ich ging zu ihm, fest überzeugt, ihn mit meiner mimischen Darstellung der Agnes für mich zu gewinnen. Herr Jerndorf wollte aber von einer Prüfung ohne Worte nichts wissen, er nahm Schillers „Jungfrau von Orleans" aus seinem Bücherschrank, stellte mir die Aufgabe, Johannas großen Monolog aus dem Prolog zu lernen und in vierzehn Tagen zur Prüfung wiederzukommen.

Die Probe ging gut. Auch bestand ich einige Monate später die Prüfung zur Aufnahme in die Schule des Königlichen Theaters. Die Stunden dort waren mir eine Qual. Dagegen wurden die Unterrichtsstunden, die Peter Jerndorf selbst mir opferte, die Grundlage für alles, was ich später auf dem Theater und im Film dargestellt habe.

Sechzehn Jahre alt trat ich zum erstenmal auf. Ich spielte am Dagmartheater in Woldemars „Werwolf" eine fünfzigjährige Mutter, die sich für ihren Sohn opfert. Die Kritik war gut, aber ich wußte selbst, daß die Rolle mir nicht gelungen war. Danach ging ich monatelang unbeschäftigt herum, die Seele zum Platzen voll von Tragödie, bis ich, nur aus Drang zum Spielen, für die plötzlich krank gewordene Soubrette einsprang. Das hätte ich niemals machen sollen. Es wurde nämlich ein Erfolg für mich, und von jetzt ab konnte ich keine Seele glauben

Digitized by Google

machen, daß ich nicht Soubrette, sondern Tragödin werden sollte.

Als der Film 1910 anfing, künstlerische Form anzunehmen (Théâtre Français z. B. hatte gewagt, eine seiner Vorstellungen zu verfilmen), kam der norwegische, in Skandinavien hochgeschätzte Verfasser Thomas Krag zu mir mit einem Filmmanuskript. Er hatte mich in Oslo bei einem Gastspiel gesehen, und da er als einer der ersten die großen Möglichkeiten des Films sah, forderte er mich auf, die Hauptrolle in seinem Film zu übernehmen. Ich lehnte die Rolle ab, aber in seinem Vorschlag zu filmen erblickte ich eine Möglichkeit. Ich spielte im selben Jahr meinen ersten Film: „Abgründe".

Mein Gedanke, mit diesem Film den Theaterdirektoren die Augen über mein wahres Talent zu öffnen, mißlang völlig. Dagegen wandten sich die Augen der ganzen Welt auf mich. Ich war mit einem Schlage, was man berühmt nennt. Während der Aufnahmen wuchs mein Interesse für den Film. Ich sah nicht mehr ein Mittel zum Zweck darin, sondern fühlte, daß man hier vor einer neuen Kunst stand. Und als im Jahre 1911 das Königliche Theater in Kopenhagen mir ein Engagement anbot, ohne mir Bürgschaft für mein künstlerisches Wirken geben zu können, verließ ich die Bühne, um mich ganz dem Film zu widmen.

Die Filmangebote vom Auslande ließen nicht lange auf sich warten. Ich unterschrieb einen Vertrag für acht Filme der Deutschen Bioscop in Berlin, und nicht nur das Theater, auch Dänemark verließ ich und siedelte nach Berlin über mit meinem Manne Urban Gad, mit dem ich mich gerade verheiratet hatte. Urban Gad hatte meinen ersten Film geschrieben und inszeniert und war als Schriftsteller und Regisseur auch für meine deutschen Filme verpflichtet worden.

Jetzt kam ein Jahr voll künstlerischen Schaffens und Glücks. Ich hatte in der Produktion freie Hände, ich wählte selbst die Stoffe, stellte das technische Personal an und bestimmte zum größten Teil auch die künstlerisch Mitwirkenden. Hier hatte ich meine größten Kämpfe auszufechten, da der Direktor nur beleidigende Gagen für meine Kollegen bewilligte, indem er davon ausging, daß die Filme im voraus verkauft wären und das künstlerische Ergebnis deshalb Wurst sei. Ich ließ aber nicht locker, und es gelang mir binnen kurzer Zeit, viele namhafte Künstler für den Film zu gewinnen. Der deutsche Film ging seinen Siegeszug über die ganze Welt, und ich war glücklich und dankbar, an der Spitze stehen zu dürfen.

Als ich nach Berlin kam, verfügte Bioscop nur über ein ganz winziges Atelier in der Chausseestraße; ein großes, allen Anforderungen der damaligen Zeit genügendes Atelier wurde deshalb in Neubabelsberg gebaut. Während ich hier meine ersten Filme drehte, schloß ich mit der Ufa (damals Union) einen dreijährigen Vertrag. 24 Filme sollte ich in drei Jahren für die Ufa spielen. Zur Herstellung wurden die großen Ateliers in Tempelhof gebaut.

Hier begann meine glücklichste Zeit im Film. Der Direktor Paul Davidson gab mir vollkommene Freiheit, selbst die Künstler für die Plakatentwürfe wählte er auf meinen Rat, zur Entrüstung der Filmabnehmer, die für die bluttropfenden Kitschplakate eintraten. Union wurde die führende Gesellschaft Europas.

Aber unser Glück bekam ein jähes Ende. Wir hatten das Unglücksjahr 1914 erreicht. Der Krieg tötete die internationale Produktion, fünf lange Jahre fuhr ich unbeschäftigt in der Welt herum, nur auf den Frieden wartend, und als er endlich kam, war mein Vermögen zugleich mit dem Deutschlands vernichtet. Wir mußten alle von vorne anfangen. Amerika hatte sich während des Krieges den internationalen Markt erobert und außerdem große Fortschritte gemacht. Es galt für den deutschen Film alle Kräfte in Bewegung zu setzen, um den alten Vorrang zu erreichen. Und wirklich entstanden in den ersten Nachkriegsjahren einige der besten Filme, die Deutschland je gemacht hat. Aber es war schwer, mit dem Inflationsgelde gegen die amerikanischen Dollars zu kämpfen. Man fing an nervös und unsicher zu werden und tat das Schlimmste, was man tun konnte: man versuchte amerikanischem Geschmack nachzueifern, und damit bekam der deutsche Film seinen Todesstoß.

1920 gründete ich meine eigene Gesellschaft „Art Film". Der erste Film meiner Gesellschaft war „Hamlet", dann folgten Strindbergs „Fräulein Julie" und zum Schluß „Absturz". Diese drei Filme blieben mit ein paar Ausnahmen die einzigen, die künstlerisch sowie geschäftlich dieselbe Höhe für mich erreichten wie meine Vorkriegsfilme.

Aus privaten Gründen mußte ich leider meine Gesellschaft auflösen und ließ mich seit 1922 von anderen Firmen engagieren. Nur in sehr wenigen Fällen zeigte man hierbei Verständnis für mich.

Da die Aufgaben, die mir der Film allmählich bot, mich nicht länger fesselten, kehrte ich zum Theater zurück. Doch diesmal in Deutschland. 1926 trat ich zum erstenmal in einer deutschen Sprechrolle auf, und zwar in dem amerikanischen Stück „Rita Cavallini". Das Glück folgte mir. Ich war nun fest entschlossen, deutsche Bühnenschauspielerin zu werden, und gastierte weiter mit der „Kameliendame", die ich nicht weniger als dreihundertmal gespielt habe. Ich gastierte in allen großen Städten Deutschlands, spielte noch zwei Rollen, die Katharina in dem russischen Drama „Gewitter" und die Titelrolle in Sommerset Maughams Lustspiel „Mrs. Dot".

So brachten ungünstige Verhältnisse des Films mich zurück zu meinem geliebten Theater, und ich denke keine Minute daran, die Bühne wieder zu verlassen.

Digitized by Google

Herbert von Reyl-Hanisch,

ein moderner Romantiker

Von Dr. Günther Probszt

Seine Malkultur, dichterische Begabung und Erkenntnisdrang sind in diesem Wiener Künstler glücklich vereint. Er selbst hat zwar eine Zeitlang in den beiden letzten Eigenschaften eine Gefahr für sein bildkünstlerisches Schaffen erblickt, jetzt aber überläßt er sich wieder gerne ihrem vertiefenden Einfluß. Der kühlen Objektivität der „neuen Sachlichkeit" setzt Reyl-Hanisch eine reich und üppig fließende Phantasie entgegen. Vor unsere Augen zaubert er die Landschaft des deutschen Märchens, erfühlt mit der ewigen Sehnsucht des Nordländers nach dem sonnigen Süden oder den über Wolken thronen-

Bildnis. Gemälde

Digitized by Google

Die Heiterkeit. Gemälde

den Firnenglanz der Hochalpen, und gestaltet mit der Inbrunst eines Suchenden, dem seine Kunst Andacht und Gebet ist. Es lebt etwas von der mystischen Geheimwelt des gotischen Menschen in Reyl. Formal offenbart sich dieser Drang in dem steilen Aufschießen seiner Berge, seiner Vorliebe für Pappeln und Zypressen, deren nadelscharfe Silhouette zu weltfernen Regionen emporbeutet, inhaltlich aber in dem gleichnishaften Sinn, der seinen Landschaften innewohnt.

In seiner heißen Liebe zur Natur erweist sich Reyl als echter Österreicher. Für landschaftliche Eindrücke ist dieser ja stets besonders empfänglich gewesen. Als er noch Angehöriger einer Großmacht war, stand ihm im eigenen Lande eine unerhört reiche Fülle und Vielfalt der Erscheinungsformen zu Gebote. Von der melancholischen Einsamkeit der galizischen Ackerbreiten und Wälder und der flimmernden Atmosphäre der ungarischen Tiefebene, die einem Pettenkofen die feinsten Schwebungen des Lichtes und der Farbe erschloß, bis zu den Gletschern der Alpen und den bizarren Steinmassen der Dolomiten, von den sanft gerundeten Formen des Mittelgebirges und Hügellandes bis zur Karstwildnis Istriens und Dalmatiens, die sich in der tiefen Bläue der Adria widerspiegelt,

Digitized by Google

Das Staunen. Gemälde

welch ein unerschöpflicher Reichtum gegensätzlicher Stimmungen! Auf die empfängnisbereite Künstlerseele Reyls, der wie so manch anderes Offizierskind mit den Eltern von Garnison zu Garnison gezogen, der heute in Prag, in der an mystischer Vergangenheit reichen böhmischen Hauptstadt zu Hause war, morgen in Wiener Neustadt am Fuße von Semmering und Rax, am Bodensee ebenso wie in Leitmeritz, wo die von der Elbe durchbrochene Basaltberggruppe des böhmischen Mittelgebirges einen gleich tiefen Eindruck auf ihn machte wie die in manchem Feriensommer erschauten Wunder der Dolomiten, hat diese gesamtösterreichische Landschaft geradezu richtunggebend gewirkt.

Er ist jedoch nicht Porträtist der Landschaft, geht ihren Formen nicht mit dienender Liebe nach, sucht nicht aus ihr Licht-, Luft- und Farbenprobleme zu ergründen, sondern er schafft sie zu seinen Zwecken um. Stilisiert und idealisiert ist sie ihm Spiegel von Seelenzuständen geworden, eigener und fremder. Er stellt seine Porträtmodelle vor landschaftliche Hintergründe. Für seine seelenkündenden Bildnisse ist dieser zart stilisierte, aus verschiedenen landschaftlichen Erlebnissen zusammengesetzte Ausschnitt aus einer idealisierten Natur die erläuternde, verstärkende Folie. Der Schleier wird gleichsam von der Seele hinweggezogen und hinter der dargestellten Person zeigt sich, was schon

Digitized by Google

Nordische Landschaft. Gemälde

in den Gesichtszügen, in den Händen, in der Haltung ausgedrückt wurde, noch einmal wieder in Stimmung und Aufbau der Landschaft. Lachender Vorfrühling spiegelt die sorglose Heiterkeit des Kindes wider, dunkel geballtes Gewölk deutet auf leicht erregbares Temperament, ein unergründlicher See, von hohen Bergen geheimnisvoll umschattet, verweist auf verschlossenen Charakter und endlich Tannendickicht in wolkenverhangener, abendlicher Berglandschaft vor dem Bildnis einer Geigerin darauf, daß sich hier eine Künstlerseele mühsam und entsagend zur Höhe emporgerungen hat.

Das ergibt eine reiche Skala von Stimmungswerten, die auch ein beträchtliches Maß von Einfühlungsvermögen in die menschliche Seele voraussetzt. Es ist eine alte Forderung, daß das Bildnis nicht einem einzigen Augenblicke im Leben des Porträtierten ähnlich sein dürfe, sondern gleichsam die Summe aller Ähnlichkeitsmöglichkeiten enthalten, innerlich, nicht bloß äußerlich ähnlich sein müsse. Wie oft aber widersetzt sich die Ausdruckslosigkeit eines Gesichts hartnäckig diesem Verlangen. Bestellerlaunen bringen das Konventionelle in gefährliche Nähe. Da hat nun die Landschaft in unaufdringlicher Weise ihr ausgleichendes und ausdeutendes Amt zu erfüllen.

Von noch größerer Bedeutung ist die Landschaft in Reyls Bildkompositionen, die ja überhaupt das eigentliche Gebiet seines Schaffens sind. Die Bildkomposition, diese freie, gelöste Entfaltung schöpferischer Phantasie, liegt auf einer ganz anderen Ebene als das Bildnis. Reyls Wesensart kommt hier am reinsten zum Ausdruck. Er hat vor kurzem ein Buch geschrieben und illustriert, oder richtiger gesagt: den schon vorhandenen Illustrationen, die vorbedachtem Plan und Folge entsprangen, einen gedankenreichen Text unterlegt. In diesen 23 Aquarellen offenbaren sich seine künstlerischen Absichten und die geistigen Probleme, die ihn beschäftigen, mit voller Deutlichkeit. Wir sehen in

Digitized by Google

Traum im Februar. Gemälde

dem Zyklus einen Menschen, der ein langes Leben bis in seine letzten Tiefen ausgeschöpft und dann als ein Suchender, mit sich Ringender den schweren Weg zur Erkenntnis durchschritten hat, an der Schwelle des Todes Rechenschaft ablegen. Schon aus den zwei Beispielen „Staunen" und „Heiterkeit" erkennt man, wie hier die Landschaft allein Trägerin des Gedankens ist. Sie führt in seelische Bezirke, ist begriffliches Ausdrucksmittel. Aber auch in Reyls figürlichen Kompositionen ist sie keineswegs von nebensächlicher Bedeutung. Sie erfüllt da dieselbe Aufgabe wie beim Bildnis, nur in ungleich stärkerem Maße.

Reyls frei erfundene Ansichten endlich gemahnen mit ihrem hohen Horizont, den Bergkulissen und der Vielfalt der zierlichen Einzelformen an die Stadtbilder in den köstlichen Stundenbüchern flämischer und burgundischer Miniaturisten des 15. Jahrhunderts. Die „Große Hafenstadt" vermittelt eine gute Vorstellung davon. Es ist das traute Bild der mauerumfangenen deutschen Stadt mit ihren hochgegiebelten Häusern, ragenden Domen und Türmen, wie sie unsere Kinderträume sahen. Der Name „St. Gertrauden am Meer", den eine dieser Idealstädte führt, zeigt wessen Geistes Reyls Denken und Schaffen ist: es ist der Geist der Romantik, nur in ganz neuem Gewande. Daß diese neubelebte Geistesrichtung in den letzten Jahren weite Kreise ergriffen hat, unterliegt keinem Zweifel. Die Romantik von

Digitized by Google

Hafenstadt. Gemälde

heute und die ursprüngliche des 19. Jahrhunderts sind ja nahezu gleichen Voraussetzungen entsprungen. Romantik ist Flucht aus einer traurigen Gegenwart in eine verklärte Vergangenheit. Was jedoch den Neuromantiker Reyl von seinen Vorläufern scheidet, ist, daß er nicht wie diese demütig aus dem Geiste und dem Glauben einer längst vergangenen Epoche heraus schaffen, nicht, soweit dies überhaupt möglich, unter Hintansetzung des eigenen Ich etwas Gewesenes nachahmen will, sondern indem er zeitbedingten eigenen Gedanken in archaisierter Sprache Form und Inhalt verleiht. Er ist eben kein Lukasbruder, der in einem Kloster haust, um dadurch in die gleiche psychische Disposition versetzt zu werden, wie die frommen Mönche, die einst in ihrer Zelle die überirdisch zarten Madonnen und Heiligen mit spitzem Pinsel aufs Pergament zauberten. Er sieht vielmehr die Welt mit den Augen eines modernen Menschen, nur daß er sich als Maler bewußt der stilistischen Darstellungsmittel vergangener Zeiten bedient, jedoch im Sinne pantheistischen Weltgefühls ohne jene Selbstentäußerung, die die Romantiker beseelte, denen ihre Kunst zugleich auch ein religiöses Glaubensbekenntnis war.

Wer dem Künstler je bei der Arbeit zugesehen, ist über die Sicherheit erstaunt, mit der sich ihm der Einfall zu fester Form fügt. Das weist neben gedanklicher Durcharbeitung auch auf eine gediegene handwerkliche Schulung hin. In einem Briefe an mich hat der nun Zweiunddreißigjährige zu dieser Frage Stellung genommen. Seit seiner frühesten Kindheit schon hatte er mit Zeichenstift und Farben hantiert. Knapp nach dem Kriege kam er dann an die Wiener Akademie. „Ich muß ehrlich sagen, daß ich dort recht faul und unlustig bei der Sache war und keine rechte Freude an dem ewigen Aktzeichnen fand. Ich habe zwar dort recht gut abgeschnitten, aber ich hatte nicht das Gefühl zu lernen, sondern eher, am Lernen verhindert zu werden." Schuld war jedoch nicht der Professor, auch nicht die eigene „Nichtsnutzigkeit", sondern „das System, welches damals in der Nachkriegszeit, noch verschärft durch Kohlenmangel und Brotkarten, doppelt bürokratisch und langweilig wirkte". Deshalb übersiedelte er alsbald in die Wiener Kunstgewerbeschule zu Professor Wilhelm Müller-Hofmann, dem er nicht nur die handwerkliche Grundlage, sondern auch reichste geistige Anregung verdankt. Der starke de-

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde

korative Einschlag in Reyls Landschaften, Kompositionen oder Porträts, das sichere Gefühl für fein abgestimmten Farbenzusammenklang, die technisch vollendete Wiedergabe des Stofflichen und endlich der Wohllaut des Linienspiels, das keine Härten kennt, ist das sichtbare Ergebnis dieser kunstgewerblichen Schulung. Sie hat ihn auch befähigt, geschmackvolle Bucheinbände und Plakate zu entwerfen.

Reyl bereits heute in das zeitgenössische Schaffen einordnen zu wollen, wäre schon deshalb verfrüht, weil dieses selbst noch unübersehbar, chaotisch, zwischen Gegensätzen

Digitized by Google

Große Hafenstadt. Gemälde

hin und her geworfen ist. Und weil der zeitliche Abstand fehlt. Aber das kann man jedenfalls sagen, daß unser Künstler durchaus eigene Wege geht. Sein nur auf Schönheit in Form und Ausdruck bedachter Eklektizismus, der ebenso von Hugo van der Goes und Perugino als auch von Caspar David Friedrich und ihrer aller Zeit nachhaltige Anregungen empfangen hat, ist in seinem Werke als eine Synthese verschiedenartigster Stilelemente noch deutlich kennbar. Aber die Fugen zwischen diesen beginnen sich schon fester zusammenzuschließen. Bald wird die letzte Spur dieser Zusammenschweißung verwischt sein. Denn er besitzt unermüdliche Schaffenslust, leidenschaftliche Hingabe an die Kunst und strenge Selbstkritik, die immer wieder versucht, verwirft oder bessert. Seine Kästen bersten von Entwürfen; sein Reichtum ist unerschöpflich.

Digitized by Google

Jakobs Heimkehr

Drei Begegnungen. Von Gerhart Herrmann Mostar

Die erste Begegnung

Gestern habe ich mich wieder einmal mit einem klugen, feinen Menschen um dies Lied gestritten, das fast immer zu Auseinandersetzungen zwischen mir und anderen führt, sobald es irgendwo aufklingt, dies „Nach der Heimat möcht' ich wieder ..." Es sei verlogen, es sei widerwärtig sentimental, es sei musikalisch ein Schmachtfetzen, sagte der kluge, feine Mensch. Er hatte gewiß recht: wir hörten es von einem Männergesangverein; wohlbeleibte, häusliche Familienväter sangen es in einen bierdunstigen Saal hinein. Ich suchte meinem Widerpart klarzumachen, daß die Sänger, die dem Inhalt des Liedes nicht anstünden, sein Urteil bestimmten. Ich gab zu, daß das Lied Kitsch war, aber gleichzeitig Ausdruck einer tiefen und gewaltigen Empfindung, die auch mich manchmal überkam, als ich noch nicht wohlbehütet im rauchigen Saale dem behaglichen Singen eines Männerchores lauschen konnte, als ich noch heimlos und weglos auf den Landstraßen des Balkans lag ...

Und so entsann ich mich wieder jener Begegnung, die der Beginn vieler Schicksale war, die nun so stark, so sprengend in mein Bewußtsein drang, daß sie mich zwingt, ihr einen Ausweg zu schaffen, sie niederzuschreiben, auf daß mir jeder, der sie liest, seinen Teil meiner Erlebnislast abnehme ...

Lieber Himmel, wie blaß sind uns diese Worte geworden, die jenes Lied und jene Begegnung zusammenfügten, diese Worte Heimat, Wandern, Fremde! D-Zug-Reisen zu Gaststätten, auf denen das Schild prangt: „Man spricht deutsch", in denen überall ausliegende Kursbücher uns verkünden, daß wir in wenigen Stunden oder Tagen wieder nach Hause rasen können, wenn uns etwas ruft — das sind keine Fahrten in die Fremde, in andere Länder, wie die Alten sagten: ins „Elend". Aber monatelang, jahrelang, geldlos, ziellos, tausend nur zu Fuß überschreitbare Meilen zwischen sich und dem Zuhause, unter Menschen einer anderen Art und einer anderen Sprache, die man mühsam erlernt, unter lauter Fremdheit und Fernheit wandern — und dann plötzlich zwei deutsche Handwerksburschen treffen, irgendwo im graustеinigen Karst, das erste deutsche Wort wieder hören, nur irgendeine üblich-dumme Plattheit sagen können: „Nanu, wo kommt ihr denn her, Jungens?" — das gibt jenen Worten eine Schwere, wie sie nur die Not ihren Worten gibt, das wirft sie hallend in uns hinein, dahin, wo wir am tiefsten sind.

Paul und Willi hießen die beiden, die ich da antraf im südlichen Mazedonien — Paul und Willi, üblichste, gar nicht markante deutsche Vornamen, und wie habe ich diese beiden Namen ausgekostet, ihren Klang auf der Zunge zergehen lassen! Wir hockten uns, legten uns an den Straßenrand, erzählten uns das Notwendigste, daß wir alle aus Berlin kamen, alle von der Arbeitslosigkeit der Heimat in die Fremde getrieben, alle etwa zwanzig Jahre alt — und dann redeten wir Gleichgültigkeiten, um nur sprechen, deutsch sprechen zu können. Es war uns selbstverständlich, daß wir diese Nacht hindurch zusammenblieben. In einem Hochtal, das uns ein wenig vor den Nachtwinden schützte, machten wir uns ein Feuer aus rasch gesammeltem trockenem Schafsmist, saßen und aßen das bitter Wenige, das wir hatten, und starrten in die Flammen, und keiner wußte etwas zu erzählen. Nur ab und an warf einer ein nüchternes, sachliches Wort achtlos in den Wind. Dann bat ich die beiden, zu musizieren; ich hatte gesehen, daß Paul eine Zither und Willi eine Mandoline mit sich trug; sie hatten mir erzählt, daß sie sich mit ihrer Musik das bißchen Geld und Essen verschaffen wollten, das sie benötigten — meist gelang es nicht, denn den Mazedonen war die deutsche Melodik unverständlich. Sie spielten; Balkanlieder, seltsam und fremdartig, die sie erlernt hatten; es war, als wagten sie sich nicht an das deutsche Lied heran, als hätten sie Furcht, es werde zerschellen an der grauen, toten Härte der Steinlandschaft ringsum, die fahl und stumpf in das Dunkel glomm. Aber die Musik hatte doch die Stummheit der Nacht, die sich uns mitgeteilt hatte, zum Klingen gebracht. Wir erzählten uns mehr voneinander. Schlosser war Paul, der Zitherschläger, Buchdrucker Willi, der Mandolinenspieler; arbeitslos beide; arme Eltern im Norden Berlins und eine Schwester, die ins Büro

Digitized by Google

ging, hatte Willi, ohne Angehörige war Paul. Die Enttäuschung, die ihnen die Heimat bereitet hatte, als sie ihnen kein Brot geben konnte, schwang als müde Trauer in des weichen Willi Worten, schrillte als Zorn und Haß durch die zerhackten Sätze des härteren Paul. Und so schwer alles war in diesem fremden, wirren und wilden Lande, unter dem Druck der ewigen Angst vor den Gendarmen, unter der Qual des ewigen Kampfes mit dem Hunger, dem Fieber, dem Nachtfrost, der schwierigen Sprache — es war immer noch leichter als in dem Asphalthaufen Berlin, als in dem Nothause Deutschland, wo einem nicht einmal die Landstraße offen stand.

So etwa sprach Paul — und als Willi die vom vielen Herumtragen und Hervorholen zerschlissenen und zerblaßten Photographien seiner Angehörigen aus der Tasche zog, schwieg er. „Davon verstehe ich nichts," sagte er in seiner merkwürdigen Ausdrucksweise; er war im Waisenhause aufgewachsen. Ich sah mir die Bilder an: Vater und Mutter Arbeitereltern aus Berlin N, daseinskampfharte Gesichter; der Vater mit einem Zug von Pfiffigkeit um den vom Halten der Pfeife nach rechts heruntergezogenem Mund, der in der Armut des Alters melancholisch geworden war; die Mutter mit weicherem, ausdrucksloserem Gesicht, nüchtern geworden durch lebenslange Beschäftigung mit nüchternen Dingen, aber einen fast schwärmerischen Glanz in den dunklen Augen, der seltsam widersprach. Ich bemerkte das zu Willi; er sagte wie zur Aufklärung, daß seine Mutter immer noch sehr fromm wäre, ganz im Gegensatz zu Vater; Paul lächelte mit etwas verächtlicher Überlegenheit. Die Augen der Mutter fand ich dann bei der Schwester wieder, größer, schimmernder noch, tiefer, beherrschender über den blassen, schmalen Wangen, auf denen ich mir sehr wohl hektische Flecken denken konnte — ich erschrak; dies Mädchen, achtzehnjährig etwa, war vom trüben Dunst der engen Wohnung, vom Staub der lärmenden Straße, von der Dumpfheit der klappernden Büros, zwischen denen ihr Leben schlich, mit der Zartheit der Schwindsüchtigen gezeichnet. Ich gab die Bilder zurück. „Du hast eine hübsche Schwester."

„Na, und was hat sie von ihrer Hübschheit?" fuhr plötzlich Pauls Stimme auf, die immer klang, als zerbreche sie etwas. „Ins Büro muß sie laufen und tippen, und damit spart man sich keine Aussteuer, und ohne Geld nimmt sie keiner, der zu ihr paßt, und wenn sie's anders haben will, muß sie —" Er verschluckte etwas. „Und der Alte hungert bei seiner schäbigen Unterstützung, und wenn die Mutter auch dreimal Sonntags in die Kirche läuft, deshalb muß der Junge doch in diesem Saustall von einem Lande hier rumlaufen, wo's nicht mal Bäume gibt, hat nichts zu fressen und selbst kaum Wasser zum Saufen in solchem ewigen Steinbruch. Und wenn das nu so weiter geht, dann macht man eben eines schönen Tages Schluß. Jawoll, Schluß!" Seine groben, roten Hände griffen nach einem länglichen Stein und stocherten damit im Feuer. Willi hielt die dunklen, großen Augen, die er mit Mutter und Schwester gemeinsam hatte, zitternd geschlossen; ihn quälte dies Reden wohl. „Naja, was hat denn unsereiner schon, woran er sich halten kann?" sprach Paul weiter, etwas weicher, sich gleichsam entschuldigend, und wies auf Willi. „Das Jüngelchen da betet zwar wahrhaftig jeden Abend hier auf den serbischen Steinen zu seinem Herrn Jesus wie ein Sechsjähriger in seinem Kuhlebettchen bei Muttern, aber davon sind's auch noch keine Daunen geworden, die Steine..." Er wandte sein ausgemergeltes Gesicht mürrisch vom Feuer weg und stierte in das schwarze, grundlose Loch der Nacht.

Willi begann auf seiner Mandoline zu klimpern. „Ja, es ist alles so anders gekommen, als wir's uns gedacht hatten, im Tiergarten damals, wo wir uns besprachen, daß wir weg wollten."

„Im Tiergarten, ja." Paul wandte sich wieder zum Feuer. „Da gab's wenigstens noch Bäume und Gras und überhaupt Grünes."

Wir schwiegen lange. Das Feuer zischte hämisch auf den Steinen. Es war kalt und stumm im Hochtal. Und dabei rauschten weit droben im Norden jetzt der Tiergarten und der Thüringer Wald und die Kiefern in der Heide und an der Havel...

„Spielt noch ein bißchen!" bat ich wieder.

Pauls Zitherakkord klang so weich, wie man es seinen groben, großen Händen gar nicht zugetraut hätte. Willis schwirrender Mandolinenton paßte genau hinein in den Tonrahmen. Sie begannen zugleich und ohne Vereinbarung, es war wie eine stumme, selbstverständliche Notwendigkeit, auch daß ihre und meine Lippen mitsummten, und dann mitsangen, daß die schmachtende deutsche Sehnsuchtsweise sich durch die Steingassen des Karst nach Norden suchte: „Nach der Heimat möcht' ich wieder..."

Pauls starke, dunkle Stimme sang alle die Worte mit, deren unsagbaren Sinn ihm doch das Leben daheim noch nie erschlossen hatte, die doch auch für uns nicht ohne Bitternis

Digitized by Google

waren: „Vaterort...“ „Manch trautes Wort...“ „Teure Heimat...“

Ach, was waren diese Einzelheiten, von hier aus, vom Balkan aus! Vom Elend aus! „Deiner Berge blaue Höhen, deiner dunklen Wälder Grün, ach, die möcht' ich wiedersehen, dorthin, dorthin möcht' ich ziehn...“ Ja, das war es, ganz einfach jener Thüringer Wald oder jene Heidekiefern oder meinetwegen das Dutzend Tiergartenbäume... aber nein, das war es auch noch nicht, auch der zerarbeitete Vater und die fromme Mutter und das schwindsüchtige Mädchen gehörten dazu, die Paul und ich nicht kannten, und noch viel mehr, Straßenlärm und Kirchenläuten und — das ließ sich nicht so sagen... „Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat, sei gegrüßt...“

Das Feuer begann zu verzucken. Die dunkle Faust der Nacht legte sich kalt auf die heißen Stirnen. Die Töne zitterten fröstelnd: „Doch mein Schicksal will es nimmer, durch die Welt ich wandern muß...“ Willis fast knabenhaft helle Stimme erstickte langsam, er legte die Mandoline beiseite, sein schmächtiger Körper lag auf dem Stein, seine Schultern zuckten...

„Jetzt heult er wahrhaftig noch!“ sagte Paul mit künstlicher Härte und stand schnell auf. „Es ist zum — — Gehen wir schlafen!“

Wir hüllten uns in unsere Decken. Keiner schlief. Jeder blinzelte über den toten, endlosen Stein hin, auf dem das Morgengrauen hockte.

Bei Sonnenaufgang trennten wir uns, mit satten Herzen und hungrigen Magen. Die beiden Freunde wollten zum Mittelmeer, nach Albanien hinüber, ich wollte noch tiefer nach Mazedonien hinein, auf Konstantinopel zu. Vielleicht würden sie auch noch dahin tippeln, vielleicht trafen wir uns noch mal, man ging da nur die eine große Straße über Skoplje — —

vielleicht auch in der Heimat, vielleicht sang uns da mal ein Männergesangverein das Lied, unser Lied vor, und wir würden lachen, oder heulen wie Schloßhunde — —

wer konnte das wissen...?

Die zweite Begegnung

Ich kam nicht bis Konstantinopel. Vierzehn Tagereisen hinter Saloniki mußte ich es aufgeben. Durch diese fast unbevölkerte Steinwüste weiterzuwandern hieß freiwillig verhungern, verdursten. Ich schlug mich nordwärts zurück. An einem späten Septemberabend trieb mich der Herbstregen in ein kleines bosnisches Dorf, nicht weit von Serajewo. Aus der kleinen Gostiona, dem Dorfkrug, drang wüster Lärm. Das war selten in diesem winzigen Flecken. Man hörte die Opanken der Bauern im wilden Rhythmus des einheimischen Volkstanzes, des Kolo, auf den Steinboden hämmern. Ich trat an das winzige Fenster, preßte mein Gesicht an die nachtnassen, trüben Scheiben, sah neugierig hinein, erblickte zunächst nur den Kreis der Tanzenden, die sich an den Händen gefaßt hatten. Einzelne Gesichter konnte ich nicht sehen; sie schwirrten wie ein jagendes Schwungrad vorüber, gehetzt vom Rhythmus der Musik. Aber die Instrumente, die diese Tanzmaschine rotieren ließen, waren keine Guzles und keine Tamburicas, wie die Bosniaken sie spielen. Es klang wie Zithern... Ich stellte mich auf die Zehen, um über die Köpfe der Bauern hinwegsehen zu können. Auf zwei großen, breiten Bänken, die in einer Ecke zusammengestellt waren, stand ein kleines Tischchen; darauf lag ein Instrument. Der Mann, der es spielte, saß ganz tief im Dunkel der Ecke. Ich konnte nur sehen, daß sein Gesicht, das über die Saiten gebeugt war, die bläulichrote Farbe des Trinkers hatte. Seine riesigen, knochigen Hände schlugen mit fast unwirklicher Wildheit ihre hetzenden Akkorde, die das schrille „Joi! joi!“-Rufen der Tänzer nicht übertönen konnte. Jetzt hörte der Mann auf zu spielen, hob den Kopf, griff nach einer großen Stampe Slivowitz, goß sie hinunter.

Ich war zurückgeschreckt. Der Mann, der da spielte und trank, war Paul. Aber sein Gesicht war gedunsen, seine Augen stier, seine Hände, wenn sie nicht mehr spielten, zittrig. Alkohol und Malaria schienen seinen Körper verwüstet zu haben. Ich trat in die Gostiona, als eben die Musik wieder aufschrillte. Die Tänzer, der Spieler bemerkten mich nicht. Ich erkannte jetzt, daß neben der Zither auf dem Tischchen auch Willis Mandoline lag. Willi selbst war nicht zu sehen. Manchmal, während des Spielens, warf Paul aus seinen fiebrigen Augen einen sonderbar irren Blick auf die Mandoline, schlug dann einen Augenblick lang nur mit der linken Hand die Baßsaiten weiter, indes die rechte nach einer neuen Stampe Schnaps griff, die ihm der türkische Wirt unablässig brachte. Endlich zerbrach die Musik nach Art der bosnischen Lieder mit einem schrillen Septimenakkord, die Tänzer standen schwitzend still, einige bemerkten mich jetzt. „Josch jedan schwabo!“ riefen sie, „Gospodin e Paule!“ „Noch ein Deutscher, Herr Paul!“

Ich schritt quer durch den Raum und

Digitized by Google

streckte meine Hand zu ihm hinauf. „Grüß' Gott, Paul!"

Er nahm das Glas von den Lippen und starrte mich mit glasigen Augen an. „Grüß' Gott auch," sagte er dann, hilflos die Worte suchend, ohne tieferes Verwundern, mehr in langsamem Erschrecken. „Wie kommst du denn hierher?"

Ich erzählte ihm kurz meine Geschichte. Die Bauern umstanden uns, gutmütig lachend. „Willst du'n Schnaps?" fragte Paul, der kaum zugehört hatte, oft, wie widerwillig hingezerrt, nach der Mandoline geblickt hatte. Ich nahm gern an, trank. „Wo ist denn Willi?" fragte ich dann.

„Willi...? Ach so, ja, Willi. Willi ist nicht hier."

„Schläft wohl schon?"

„Nnee... wir — wir haben uns getrennt."

„Getrennt? Nanu! Schade! — Aber seine Mandoline liegt ja hier! Du verulkst mich wohl...?"

„Nnee... er — er hat sie mir geschenkt."

„Ist er nach Hause zurück?"

„Nnee... ich — ich kann dir das hier nicht so sagen." Er trank wieder. „Du bleibst doch hier?"

„Ich denke schon, wenn dir's recht ist. Nun spiele nur erst mal weiter!"

Er schlug, sichtlich froh über meinen Vorschlag, ein paar Akkorde, brach aber plötzlich wieder ab, starrte über mich weg. Ein Malariaanfall schüttelte ihn. „Ich kann nicht mehr..." Er kletterte schwankend herab. Die müdegetanzten Bauern gaben sich zufrieden, lärmten und tranken an ihren Tischen. Wir setzten uns in eine Ecke.

„Mir geht's gut jetzt," sagte er unvermittelt. „Ich spiele immer in den Kneipen. Das bringt an manchem Abend vierhundert, fünfhundert Dinar, manchmal auch bloß hundert."

„Macht acht bis vierzig Mark den Abend," rechnete ich. „Donnerwetter! Da mußt du dich ja inzwischen reich gespart haben!"

Er schüttelte grinsend den Kopf. „Nee." Seine zittrige Hand wies auf den Schnaps. „Das kostet."

„Warum säufst du denn bloß soviel?"

„Brauch' ich; ich halt' es sonst nicht aus," murrte er und sah wieder auf die Mandoline.

„Ja, das ist komisch mit Willi!" sann ich.

Wieder sagte er nur: „Ich kann dir das jetzt nicht so erzählen."

„Wollen wir ein bißchen draußen spazieren gehen?"

Er wehrte ab, mit geradezu ängstlich flatternden Händen. „Nee, nee!" Trank wieder. Stierte vor sich hin. Gab sich plötzlich einen Ruck, sah mich krampfhaft starr an und sagte: „Willi ist nämlich tot."

„Wa — —"

„Ja, vor drei Monaten. Er hat sich nämlich ins Meer gestürzt." Seine Worte überjagten sich plötzlich, er haspelte die Geschichte herunter wie ein ängstliches Schulkind. „Wir wollten es eigentlich alle beide tun. Es ging uns so scheußlich dreckig. Und Malaria hatten wir außerdem. Wir hatten's dick. Wir traten zusammen auf den Felsen. Aber Willi hat wahrhaftig noch mal gebetet. Du weißt wohl, er hat immer noch gebetet. Und dann hat er's fertig gebracht. Weil er gebetet hatte. Aber ich konnte nicht, weil er gebetet hatte. Das hat mich ganz feige gemacht, und ich habe noch ein bißchen gewartet, und mit einem Mal war er unten, und ich sah, wie er 'runterfiel, und da konnte ich nicht mehr."

Ich brachte kein Wort heraus. Das schien ihm wohlzutun. Er trank wieder. „Nachher hab' ich alleine weiter gespielt. Seitdem saufe ich, nicht bloß wegen dem Fieber, auch darum, weil ich ganz anders spielen kann, wenn ich saufe, so, wie's die Bauern hier wollen. Seitdem geht's mir gut, trotz dem Fieber."

Noch immer konnte ich nicht sprechen. Er schwieg eine kleine Weile; die Bauen johlten weiter und begannen ihre heulenden Lieder zu singen.

„Und dann muß ich auch saufen wegen der Mandoline da," sagte er plötzlich laut, schrill, fast schreiend, sprang jäh auf, riß mich am Arm. „Komm mit! Komm mit raus!"

Draußen regnete es jetzt in Strömen. Er lief die Landstraße entlang, an den paar Schindeldächern vorbei, mit großen, gehetzten Schritten, hielt mich dabei immer am Arme fest, ich kam kaum mit. Er schrie seine Sätze heraus: „Seitdem sitzt er immer neben mir und spielt auf Willis Mandoline, und ich weiß ja auch, was er von mir will. Ich habe doch Willin immer zugeredet, Schluß zu machen, ich war doch schuld und ich habe mich nicht getraut, und Willi hat's gemacht, und Willi glaubte doch an ihn und ich nicht. Darum sitzt er nun immer neben mir und spielt auf Willis Mandoline."

„Wer?" brachte ich nur heraus.

Er blieb jäh stehen, so daß ich an ihm vorbeistolperte; er riß mich am Arm zurück und schrie wild in mein Gesicht. „Wer? — — Jesus! Willis Herr Jesus!"

„Du hast —"

„Quatsch, ich habe Fieber, natürlich, aber daran liegt's nicht. Andere Leute haben auch Fieber, fast alle haben sie Malaria hier, und Willis Jesus sitzt doch nicht neben ihnen und

Digitized by Google

Der Bock. Bronzebildwerk von Renée Sintenis
(Berlin, Kunstausstellung Flechtheim)

Digitized by Google

Digitized by Google

spielt Mandoline. Ich habe das Ding schon oft wegschmeißen wollen, aber ich hab' es einfach nicht fertig gekriegt. Ich muß den Kasten immer neben mich legen, denn wenn er nicht mitspielt, kann ich ja gar nicht spielen. Ich sage dir, das war schrecklich: wie ich das erstemal wieder klimpere, alleine, da liegt zufällig die Mandoline neben mir, und mit einem Male höre ich deutlich, wie da einer spielt, und ich gucke hin, und da sitzt er, ganz genau so, wie er auf den Bildern aussieht: mit einem weißen Rock und dem blonden Bart, und guckt mich wieder an, so ganz groß, und spielt. Und dann spielt er immer schneller, und ich muß mitspielen, und die Finger und alles tut mir weh, und dann saufe ich eben, da brauche ich nicht immer hinzugucken, und das ist nu jeden Abend so, jeden Abend."

Er keuchte, stöhnte, war wieder in sein wildes Laufen geraten. Ich hielt ihn fest: „Nu bleib man erst mal stehn, Paul!"

Er gehorchte, sprach aber weiter: „Willi hat noch kurz vorher sich bei ihm entschuldigt, daß er das täte. ‚Du mußt mir's verzeihen,' hat er gesagt, ‚ich kann doch nicht anders!' Und Willin muß er ja auch verzeihen, der konnte doch nichts dafür, ich habe ihn doch so weit gebracht." Seine Stimme bekam etwas Eigensinniges, Selbstquälerisches. „Und deshalb weiß ich ganz genau, was er will."

Ich ging auf seine Phantasien ein. „Natürlich, das weiß ich auch, Paul. Das ist doch klar, was er von dir will. Aber nun wollen wir mal langsam zurückgehen, Paul." Ich nahm ihn unter den Arm; er folgte gehorsam, ganz erschöpft. Krampfhaft suchte ich nach Worten; alles schien mir unsinnig, was ich sagen wollte. Dieser Mensch neben mir war krank, und doch nicht krank; Fieber und Alkohol und furchtbares Schuldbewußtsein, all das kam zusammen, aber die Phantasien seiner Sinnesverwirrung waren Sinnbilder der Wahrheiten, die er fühlte.

Endlich sagte ich langsam: „Er will natürlich, daß du wieder gutmachst, was du da angerichtet hast."

Erstaunt sah er mich an. „Ha — —? Ach so. Natürlich. Ich muß mein Versprechen eben halten. Ich muß eben hinterher. Heute oder morgen."

„Das ist Quatsch, Paul," sagte ich. „Glaubst du vielleicht, der liebe Gott gibt sich die Mühe, eigens mit dir durch diese Kneipen zu rennen, wo er nicht reingehört, bloß um dich totzukriegen? Erstens könnte er das einfacher haben, wenn er das wollte, und zweitens glaube ich nicht, daß Willis Herr Jesus überhaupt so was will."

Schweiß brach ihm aus allen Poren, näßte durch seine Kleider; das Fieber ließ also nach; er wurde ruhiger.

„Ich bin nu kein Pastor," sprach ich weiter. „Aber du kannst mir schon glauben, daß ich recht habe."

Er hielt sich den schmerzenden Kopf, schwieg, der Schweiß rann beißend in seine Augen. Lange gingen wir so durch den strömenden Regen. Als er wieder zu sprechen begann, war seine Stimme sehr müde und leise: „Siehst du, wenn das Fieber nachläßt wie jetzt, dann glaube ich ja immer wieder selbst, daß alles bloß Einbildung ist. Aber andere Leute wissen doch gar nicht, was sie im Fieber träumen, und träumen auch nicht immer dasselbe..."

„Wenn du dich ins Bett legst und dich nicht künstlich wach hältst durch dein ewiges Saufen, wird das auch bei dir anders."

Er hatte wohl nicht hingehört, nahm den Kampf gegen sich selbst auf: „Und Willis Jesus hat ja auch gesagt: ‚Du sollst nicht töten,' das weiß ich noch aus der Schule, und also kann er mich ja auch nicht töten wollen. Aber ich habe doch eben getötet —" Er schnitt meinen Einwurf rasch ab. „Oder Willi hat sich getötet, aber ich habe ihn dazu gebracht, das kommt schließlich auf eins raus — und ich lebe noch und habe ihn auf dem Gewissen, und das ist nicht auszuhalten!" Der große, robuste Mensch begann zu schlucken, zu weinen. „Ich bin ein Jammerlappen, ich bin zu feige, Schluß zu machen, und mir verbietet's doch kein Jesus, wie Willin —"

„Du bist zu mutig, Schluß zu machen, mein Junge! Und dir ist's auch verboten! Nämlich was du da träumst, das ist schon richtig. Willis Herr Jesus will dir eben immer wieder sagen, daß du die Geschichte wieder gutmachen sollst."

„Aber was soll ich denn tun? Da in Berlin sitzen die alten Eltern und das Mädchen mit den großen Augen und warten auf ihren Willi, und im Meer sind die Bilder, aber das ist, als ob sie hier wären, sie starren mich immer an. Und die leise Art, wie er vom Feuer aufstand, ganz ruhig, um da runterzuspringen, und das weiße, traurige Gesicht dabei, und die große, gelbe Welle, die ihn wegnahm — du, das vergißt sich nicht, da kannst du nu reden, was du willst, das macht mich kaputt... Was soll ich denn tun?"

„Du sollst dir zuerst mal deine Siebensachen aus der Gostiona holen und mit mir nach Serajewo gehen, gleich jetzt. Nachmittags sind wir da. Und da sollst du dir Chinin geben lassen, das ist billiger als Schnaps,

Digitized by Google

weil man weniger davon braucht, und dann wirst du das Fieber los."

„Na, und dann?"

„Dann wirst du weiter in den Kneipen spielen und das Geld nicht versaufen, sondern sparen; dann kannst du in einem Jahr soviel haben, daß du dir in Deutschland ein kleines Geschäft kaufen kannst."

Er wurde jäh wieder erregt. „Was redest du da für Quatsch! Als ob's darauf ankäme! Und dann soll's mir gut gehn, und ich soll so gemein sein und zu den Eltern und dem Mädchen gehn und sagen: ‚Guten Tag auch, da bin ich, mir geht's glänzend, und Ihr Willi hat Selbstmord begangen!' So gemein soll ich sein, hä?"

„Wenn du sie einfach warten läßt in ihrer Armut, bist du noch viel gemeiner. Da steckt die Feigheit, mein Junge, daß du dich da nicht hintraust!"

Er wußte nichts zu erwidern, fing mit der offenen Hand die letzten Tropfen des nachlassenden Regens. Wir standen vor der Gostiona. Er ging hinein und holte sein Felleisen, die Zither und die Mandoline. Wir schritten auf Serajewo zu; der Morgen blieb trübe, aber es regnete nicht mehr; in den sieben Wegstunden sprachen wir kein Wort. Am frühen Nachmittag schritten wir durch das geschäftig summende Serajewo; die Spitzen seiner einhundertundein Minaretts wiesen in den Himmel. Vor der Tür eines deutschen Arztes trennten wir uns. Ich gab ihm einen Zettel mit meiner Berliner Adresse.

„Also, nu mach' alles so!" sagte ich. „Und noch eins..."

„Ich weiß schon," unterbrach er mich und drückte die Türklinke nieder. „Dann soll ich meinen Frieden machen mit ihm — mit Willis Jesus... aber wie... wie?"

„Da kann ich dir nun nicht helfen, Paul. Das mußt du schon selber wissen. Vielleicht kannst du ihn auch fragen. Also auf Wiedersehn in Deutschland!"

Ich schritt weiter; hinter ihm fiel hallend, mit einem guten Läuten ihrer Glocke, die Tür des Arztes zu.

Die dritte Begegnung

Nach drei Jahren, als längst der Lärm Berlins um mich brauste, rief mich ein lange erwarteter Brief in eine Straße des Nordens. Der Umschlag trug einen Firmenstempel: „Paul Grüning, Schlosserei und Radiobedarf."

Der Laden war klein, und all die mechanischen, in der Form oft groben Gegenstände waren mit einer der Größe des Raumes entsprechenden Zierlichkeit angeordnet, die den klobigen Händen Pauls nicht zuzutrauen war. Richtig empfing mich denn auch nicht er, sondern ein etwa zwanzigjähriges Mädchen mit großen, dunkel und tief strahlenden Augen, in denen ich sofort Willis Augen wiederfand. „Ah," begrüßte mich seine Schwester freundlich, ehe ich etwas sagen konnte. „Sie werden erwartet. Ich habe Sie gleich erkannt. Paul hat Sie so genau geschildert."

„Sie sehen viel, viel wohler aus als damals!" erwiderte ich.

„Als damals? Sie kannten mich doch noch gar nicht..."

Ich begriff, wie sehr ich mich verplaudert hatte, und daß ich nicht mehr ausweichen konnte. „Nein, aber ich habe Ihre Photographien gesehen, damals..."

„Ach so, bei — bei meinem Bruder..." Sie wurde ernst, schwieg eine Weile, rief dann nach hinten: „Herr Grüning!"

Paul kam, ging schnell auf mich zu, begrüßte mich herzlich — ich war nicht recht bei der Sache; mir war aufgefallen, daß er das rechte Bein nachzog, als sei es steif. Als wir dann in das Hinterzimmerchen des Ladens gingen, sah ich ganz deutlich, daß er hinkte. Die Stube, die wir betraten, war halb Lagerraum, halb Wohnraum: Kisten und Ballen in der einen, ein Tisch und eine Chaiselongue in der anderen Ecke, an der Wand eine Zither und eine Mandoline, die ich kannte...

„Ich habe sie mir von Willis Eltern ausgebeten," sagte Paul, als er meinen Blick auf ihr ruhen sah. Das Vorüberstampfen der Lastautos draußen machte den straßennahen Raum zittern und ließ die Instrumente leise klingen. Das war wie die Atemzüge der Erinnerung. Und Paul sprach weiter mit einer tiefen Beklommenheit, von der er sich erst während des Sprechens freimachte: „Man muß die Erinnerungen an seine Vergehen immer bei sich haben, wenn's auch sehr quält — dann weiß man, wieviel man gutzumachen hat... Die Augen von Käthe gehören auch dazu... Tja, die Mandoline habe ich mir ausgebeten damals, als ich sie auf den Tisch in der Wohnung von Willis Eltern legte, und als dann die Geschichte mit dem Bein kam. Das war doch das Schwerste, sag' ich dir, und es hat mich viel Überwindung gekostet, die vielen Treppen da rauf; mit jeder Stufe wurde es schlimmer, aber ich nahm sie um so schneller; das hatte ich gelernt, daß man's so machen

Digitized by Google

muß..." Er sprang sofort und, das fühlte ich, gern in die Erzählung, die ich erwartete. „Droben habe ich gar nichts zu sagen brauchen, hab's auch nicht können, was ich mir auch zurechtgedacht hatte. Ich legte bloß die Mandoline auf den Tisch — ich hätte das sicher nicht tun sollen, ich hätte sie zu Hause lassen sollen. Aber nun lag sie da auf dem Tisch — — und der Vater saß ganz starr, und seine Pfeife fiel hin, und ich hob sie auf, und er nahm sie wieder, ohne es zu merken, und die Mutter hielt sich ihr Taschentuch vor den Mund, und beide guckten immer auf die Mandoline. — Bloß das Mädchen stand an der Wand und starrte mich an mit ihren großen Augen; du hast sie ja nun gesehen, aber du weißt nicht, wie die starren können... und immer mich guckte sie an... und ich dachte: die weiß alles... Und dann fiel die Mutter aufs Sofa und zog immer so zitternd den Atem nach hinten und sagte ganz leise: ‚Lieber Gott, warum hast du das getan!' Und ich habe das Wort nicht rausgebracht: ‚Ich habe ihn da reingehetzt, ich...' Und dann stand der Vater auf, ganz ruhig, ganz leise, und ging zur Tür und hinaus, und keiner ging hinterher. Ich dachte bloß immer, woran mich das erinnerte, das Aufstehen. Dann haben wir die Korridortür zufallen hören, und da wußte ich mit einemmal, was der Alte wollte. Genau so war Willi aufgestanden, damals, und auf die Felsplattform runtergegangen, ganz genau so leise und blaß und traurig. Da bin ich aus dem Zimmer gestürzt und hinter dem Alten her, und er war schon auf der Straße. Die war genau so grau wie damals das Meer, und ich wußte nicht, wo ich war, ich glaubte, jetzt schwömme ich im Meer, hinter Willi her, um ihn zu retten. Und dann kam eine große, gelbe Welle, genau so wie die Welle, die Willin damals mitnahm. Aber dann wußte ich doch, daß es der Autobus war, und ich sprang hinter dem Vater her, und gab ihm einen Stoß, daß er auf die andere Seite flog — es war nämlich zum Zurückreißen zu spät. Na, und dann lag ich drunter, und das Hinkebein ist mir ja nu geblieben." Er sprach sofort weiter, als wolle er eine Antwort von mir verhindern. „Und Geld hatte ich genug gespart, um mir das Geschäftchen hier kaufen zu können und auch das Mädel in meinen Dienst zu nehmen, und den Alten geht's auch etwas besser, wenn man sich auch noch einschränken muß —" — er wies auf das karge, halb mit Lagergegenständen gefüllte Zimmerchen — „und das Mädel ist sehr tüchtig."

Die Ladenglocke hatte geläutet; man hörte Willis Schwester draußen einen Kunden bedienen, mit einer Stimme, die selbst im Nüchternsten noch warm klang; Paul hörte hin und sprach erst weiter, als der Kunde gegangen war. „Na, und nu willst du sicher noch die Hauptsache hören."

„Die Hauptsache...?"

„Na ja, wie ich mich nu mit Willis Jesus vertragen habe, und was ich überhaupt bei der ganzen Geschichte gelernt habe. Das ist nämlich ganz einfach, denke ich manchmal, und dann denke ich wieder, es ist furchtbar schwer." Er holte tief Atem. „Sieh mal, und nu denk' mal nicht, daß ich mich reinwaschen will: aber die Geschichte mit Willin ist eigentlich nicht bloß mir passiert. Bei mir kam's bloß gleich ein bißchen toll — auf der Landstraße ist das mal so. Aber eigentlich ist jeder von uns dran schuld, daß sich Menschen, wenn sie auch nicht Willi heißen, und wenn wir sie vielleicht nicht einmal kennen, das Leben nehmen. Das ist wohl richtig, daß ein armer Schlucker dem andern nicht mit Geld oder so helfen kann, wenn er selber verhungert. Aber dann soll man so einem Menschen nicht noch das nehmen, woran er noch ein bißchen Halt hat — wie ich das zuerst mit Willin gemacht habe, durch meinen Spott und so. Aber wenn man sich das verkneift, damit ist noch gar nichts geholfen; man muß auch was tun. Wir kümmern uns doch alle nicht genug umeinander. Ich meine nu nicht, daß man sich in fremde Dinge einmischen soll; aber es gibt so Sachen, die kann einer allein nicht totkriegen, da müssen alle gegen an, und die sind wohl auch dazu bestimmt, zu zeigen, daß wir zusammengehören. Da ist zum Beispiel die Not, wo so viele vor ausrücken und Selbstmord begehen. Ja, einer kann da nichts machen. Da muß man sich eben zusammenfinden, wenn's auch schwer fällt. Das ist eine alte Geschichte, aber deshalb muß sie doch jeder von vorne lernen, und es ist wirklich nicht so leicht. Ich sehe das ja an mir selbst: je größer das Geschäft wird, um so mehr, denkt man, braucht man auch für sich, und man glaubt wirklich, man ist selbst ein armer Schlucker und kann nichts abgeben, und das denken nämlich sogar die Reichen, weil die Menschen überhaupt nie an vorgestern denken, wie's da mit ihnen gewesen ist, sondern höchstens an gestern, von da aus rechnen sie bloß. Und die armen Kerle wiederum, wie ich damals einer war, die denken nun wieder, die Reichen wären aus purer Bosheit so, und kriegen die Wut und werden selber böse. Aber dann wäre das ja viel leichter abzuändern, wenn das bloß Bosheit wäre, und ist doch ehrliche Überzeugung. Nee, der Fehler sitzt ganz woanders."

Digitized by Google

Das Mädchen kam herein und holte einen Hammer aus dem Lager. „Sie können ruhig hier bleiben, Fräulein Käthe!“ sagte Paul. Aber sie erklärte, noch im Laden zu tun zu haben, und ging wieder mit ruhig räumigen Schritten.

„Ja,“ fing Paul wieder an, „da gibt's nun viele Leute, die sagen, das beste wäre, wenn alle Menschen gleichviel hätten, dann gäb's keinen Reichtum und also keine Not. Und das wäre ja auch wunderschön, und ich glaube nicht, daß jemand nicht einsieht, wie schön das wäre. Aber die Leute sagen weiter, dazu müßte man eben die Menschen zwingen. Siehst du, und das glaube ich nicht. Was Menschen gezwungen tun, das tun sie nicht gern und nicht ehrlich, und was man nicht ehrlich tut, daraus wird nichts. Nee, zuerst muß man die Menschen ändern, dann ändern sich auch die Sachen; Willis Jesus hat auch erst mal mich geändert und dann meine Finanzen. Reiche Leute machen ja auch Selbstmord — daran liegt's nicht bloß. Jedem kann mal der Gedanke kommen, Schluß zu machen, wie Willin und mir. Und Jesus hat in Gethsemane vielleicht auch an Selbstmord gedacht, hat sich vielleicht auch eine Sekunde lang gesagt: lieber ein schnelles Ende als dies langsame Todquälen am Kreuz — aber er hat's gleich überwunden. Und warum? Weil er genau gewußt hat: Wenn ich mich wegstehle, dann nütze ich keinem Menschen, dann mache ich alle traurig, und viele werden's nachmachen, und dann habe ich viele auf dem Gewissen; und wer andern nichts nützt, der nützt sich auch nicht. Wenn ich mir aber bis zum letzten Moment Mühe gebe, die Menschen und das Leben mit allen ihren Fehlern und Irrtümern zu sehen und nicht durch eine rosarote Brille oder indem ich die Augen vorzeitig zumache, und wenn ich noch ein paar Stunden Zeit habe, um ihnen trotzdem zu sagen: ihr seid ja gar nicht so schlimm, denn sonst könnte ich euch nicht lieben — siehst du, dann stirbt man einen viel leichteren Tod und den richtigen Tod. Und so bitter, bitter arm einer auch ist: er hat Freunde oder Eltern und Schwestern von Freunden wie ich oder andere Menschen, denen er helfen kann, und wenn's bloß dadurch ist, daß er selber anders und besser wird, damit's für spätere Zeiten auch alle Menschen besser haben. Das habe ich eben gelernt, daß wir an dem, der uns alles das vorgemacht hat, der sogar mich verstanden hat und mit mir über die Landstraßen gezogen ist — daß wir an ihm nicht vorbeigehen dürfen, wenn wir nicht haltlos sein wollen, sondern mit ihm kämpfen müssen, ihm ins Gesicht sehn müssen wie ich da im Balkan.“

Wir schwiegen eine lange Zeit. Es war dämmrig geworden im Raum; draußen summte und sang die Straße; wieder tastete die Erinnerung über die Saiten der Instrumente.

„Spielst du noch?“ fragte ich nach einem langen Schweigen.

„Abends manchmal; Käthe spielt dann Mandoline.“

„Mir scheint, du bist noch nicht ganz fertig mit deinem Werk hier, Paul.“ Ich wies nach draußen, wo man Käthe die Ladentür verschließen hörte; es war Feierabend.

„Nein.“ Ich konnte sein Gesicht nicht sehen; das Dunkel hüllte ihn ein; aber sein Atem war schwer. „Ich habe sie lieb. Sie mich wohl auch. Es wird manchmal schlimm für mich werden. Wenn ich mir denke, daß sie mich mit ihren großen Augen, die wie die Augen von Willi sind, so anguckt wie eine, die mich liebt und meine Frau werden soll — gerade meine Frau — ich weiß nicht, wie ich das aushalten soll...“

Wieder atmete er tief, stöhnend. Dann aber war seine Stimme ruhiger.

„Aber ich werde es tun. Man kann seine Sünden nicht ungeschehn machen, aber man kann sie umwandeln zu was Gescheitem und Gutem. Und das weiß ich ganz genau, daß ich erst alles gutgemacht habe, wenn das mit Käthe und mir im reinen ist. Unsere Kinder müssen harte Hände haben wie ich, Hände, mit denen man zupacken kann; aber die Augen müssen sie von Käthe haben, die großen, dunklen, schönen Augen, die nach oben gucken können. Solche Menschen werden nicht ins Meer und untern Autobus gehen, und solche brauchen wir, damit's besser wird; und wenn die mal Mandoline und Zither spielen sollten, dann wird sich Willis Herr Jesus auch dazusetzen und mitspielen...“

Er stand auf und ging durch das Dunkel zur Ladentür. Ich hörte das Schleifen seines hinkenden Ganges: „Kommen Sie herein, Fräulein Käthe. Ich mache Licht...“

Wieder hinkte er durchs Zimmer; und ich mußte an jenen Jakob denken, der von der Landstraße der Fremde in die Heimat zog und zuvor ringen mußte mit dem Engel Gottes, und der ein Sieger war mit gelähmter Hüfte...

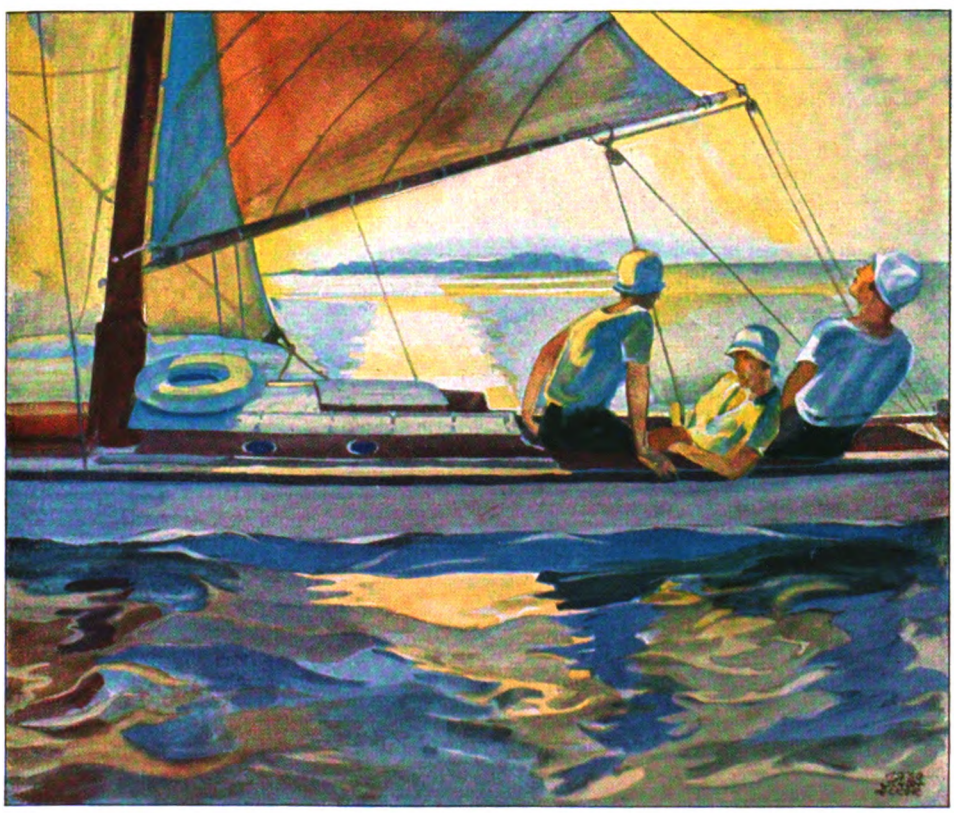
Digitized by Google

Drei Frauen in einem Boot

Von Käthe Bruns

Zu den guten Dingen, welche die Männer von jeher für sich reserviert hatten, gehört die christliche Seefahrt. Nie hat man von einer Steuer-„Frau" oder einem Schiffs-„Mädchen" gehört. Wir jedoch hatten die Absicht, der Welt zu beweisen, daß auch Frauen mit dem nassen Element gut fertig werden können. Zum Schauplatz der Tat waren die Ostpreußischen Seen erwählt. Hier hatte meine Freundin Käthe sich die seglerischen Sporen verdient, hatte ihre Steuermannsprüfung bestanden und ihr Schifferpatent erworben. Seitdem zeigt ihr Reisepaß unter der Rubrik „Beruf" den Vermerk „Steuermann auf kleine Fahrt", was den Beamten bei der Kontrolle stets zu einem ungläubigen Kopfschütteln veranlaßt. Die zweite an Bord war „Steuermännchen". Diesen Zunamen hatte sie erhalten, als wir noch gemeinsam unter männlicher Oberleitung zur See fuhren. Ihr Lieblingsausruf war: „Prächtig!" Und sie brauchte ihn gleichermaßen, ob es sich um Kartoffelschälen handelte oder darum, bei Sturm auf den Mast zu entern. Darin unterschied sie sich also von segelnden Männern, denn diese ziehen ausnahmslos das Aufentern dem Kartoffelschälen vor.

Mit großen Hoffnungen und noch größerem Gepäck rückten wir in Ostpreußen an. Als der ganze Kram auf dem Steg lag, schien es ein unlösbares Problem, diese Masse notwendiger Dinge in dem kleinen Boot unterzubringen, das uns der dortige Klub liebenswürdigerweise überlassen wollte. Es dämmerte bereits, und wir mußten uns eilen, um rechtzeitig zu einem uns zu Ehren veranstalteten Klubfest wieder in Angerburg zu sein. Eilig flogen Kochtöpfe, Zeugsäcke, Rettungswesten, Konservendosen, volle und leere Koffer hin und her, versehentlich auch eine Damenhandtasche. Ausgerechnet diese rutschte in den schmalen Zwischenraum zwischen Boot und Steg, wo sie



Drei Frauen in einem Boot

Digitized by Google

Das fröhliche Ende eines Klubabends: Ein Schlag in See — zur Erwartung der Morgenröte

eilig versank. Wir erbleichten! Diese Handtasche barg, liebevoll in langen Monaten zusammengespart, den größeren Teil unserer Kriegskasse.

Kurz entschlossen warf ich als die Längste die Kleider ab und stieg heldenhaft, aber zähneklappernd in das oktoberlich kühle Naß, das mir ungefähr bis zum Halse reichte. Eifrig tastete ich mit Händen und Füßen auf dem Grunde umher, immer bereit, den Jubelruf auszustoßen: ‚Hier ist sie!' Aber alle Mühe war vergebens, schlotternd mußte ich den Rückzug antreten.

Wenigstens hatte ich festgestellt, daß der Grund und Boden an dieser Stelle aus festem Sand bestand, also keine Gefahr war, die Tasche mit ihrem kostbaren Inhalt könnte über Nacht versacken. Dasselbe versicherte man uns hernach im Klub. Unser Mißgeschick war natürlich die Sensation des Tages, ganz Angerburg sprach davon.

Beim ersten Morgengrauen, noch vor der Bäderjungenzeit, trabten wir, etwas übernächtig, zum Hafen hinaus, in der Hoffnung, daß diese Morgenstunde zwar nicht Gold, aber dafür unsere kostbaren Papierscheine im Munde haben würde. Es wurde gerade hell. Die Stelle, an der unser Nibelungenhort versunken war, hatten wir genau bezeichnet und wunderten uns, daß das Boot inzwischen „verholt" war.

Das Wasser war glasklar, man sah jedes Steinchen auf dem Grund, auch die Tasche lag unversehrt da und konnte mühelos mit einem Käscher herausgefischt werden. Unter atemloser Spannung wurde sie geöffnet. Alles war darin, was eine Damenhandtasche normalerweise zu enthalten pflegt — bis auf das Geld. Dieses war restlos fort! Wir erbleichten zum zweitenmal.

*

Gottlob war aller Proviant vollzählig vorhanden und keine Hungersnot an Bord zu befürchten. Käthe, die sozusagen den Wirt machte und das Fahrwasser kannte, wurde zum Kapitän erwählt, saß aber meistens im Ausguck auf dem Vorschiff, um die Wassertiefe zu beobachten. Auch Lot und Peilstock waren stets zur Hand, denn der Wasserstand war außergewöhnlich niedrig und auf diesen weiten Flächen, mit dem geringen Verkehr, gibt es keine Seekarten und keine Seezeichen. Höchstens bezeichnen ein paar eingesteckte Büsche das Fahrwasser zwischen den Untiefen, man ist aber nie sicher, daß sie nicht vertrieben sind. Zwischen den großen, offenen Seen gibt es moorige Gewässer, wie dieser merkwürdige Schimmonkener See, der breit und harmlos aussieht, aber zwischen abgründigem schwarzem Sumpf nur eine einzige schmale Furt hat.

Digitized by Google

Im Klub zu Lötzen vervollständigten wir unſere Ausrüſtung durch ein ſehr kleines Beiboot und eine ſehr große Kaffeekanne und waren nun reſtlos glücklich. Natürlich gab es auch hier wieder einen Klubabend, der unverſehens zu einer Klubnacht und einem Klubmorgen wurde, indem der idealere Teil der Geſellſchaft einen Spaziergang über die taufeuchten Wieſen unternahm, während der ſportlichere auf ein paar kleinen Booten einen Schlag in See machte, zur Erwartung der Morgenröte, die Oſtpreußen ſind ausdauernde und gründliche Leute.

Während in unſerer Pflicht noch ſolenn gefrühſtückt wurde, ging ich ins Klubhaus, um unſere Abendkleider einzupacken, die wir für die geſtrige Feſtlichkeit angetan hatten, trotzdem die Lötzner meinten: „Sie ſahen in Ihren Segleranzügen viel beſſer aus.“ Da kam Käthe herbeigelaufen, kreideweiß und ſo erregt, wie ich das ruhige, nervenſtarke Mädchen noch nie geſehen hatte. „Komm bitte raſch hinunter — Steuermännchen iſt von einer Weſpe in die Zunge geſtochen — ſie ſaß in der Marmelade. Wenn die Luftröhre zuſchwillt, erſtickt ſie . . .!“ — „Iſt der Stachel noch drin?“ — Nein, aber die Zunge iſt trotzdem furchtbar dick geworden. Ich habe ihr eine rohe Zwiebel zu eſſen gegeben.“

Aus Steuermännchens hübſchen blauen Augen tropften dicke Tränen. Tapfer kaute ſie auf der Zwiebel herum, reden konnte ſie nicht mehr. Ich verordnete Zitronenſaft,

Zu Haus hatte man die Anſicht gehabt, daß Maſuren gleich vor dem Nordpol käme

Digitized by Google

Nikolaiken hat den ehrenden Beinamen des „Masurischen Venedigs"

was mir von dem armen Mädel einen dankbaren Blick eintrug, die hinterher bekannte, die Zwiebel sei noch schlimmer gewesen als der Wespenstich selbst! Zwiebel oder Zitrone, eins von beiden hatte die erhoffte Wirkung, und eine halbe Stunde später waren wir klar zum Auslaufen. Der Klub rief uns ein dreifaches „Godewind!" nach.

Es war flau und an Deck wenig zu tun, so gingen wir endlich daran, das bisherige Zigeunerlager in der Kajüte zu einem frauenmäßig manierlichen Wohnraum zu gestalten. Leichter gesagt als getan, das Boot war wirklich sehr klein, hatte gar keine Auszüge und nur einen einzigen, durchaus nicht wasserdichten Kleiderschrank. Für einen Tisch war kein Platz. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde ein solcher mittels der ausgehobenen Kajüttür improvisiert, die quer über die Sofas gelegt wurde, gewöhnlich aber fiel sie herunter mit allem, was darauf stand, und dann war es mit der Feierlichkeit vorbei. Wir haben aber auch ohne Tisch fabelhafte Bordfeste veranstaltet.

Zu Haus hatte man die Ansicht gehabt, daß Masuren gleich vor dem Nordpol käme und Segeln im Oktober schon an und für sich ein Wahnsinn sei. Nun war es warm wie im Sommer. Der breite, prächtige Löwentinsee, den wir langsam überquerten, erinnert nicht nur im Gleichklang des Namens an den sagenhaften schwedischen „Löwen", den Schauplatz Gösta Berlings. Kein Haus, kein Dorf, selten ein Fischer oder ein kleines Segelboot. Grüne, rauschende Ufer mit hundertjährigem Waldbestand. Hier wie dort sind die alten Sagen lebendig, aber selbst die Lagerlöf konnte nicht eine so barocke Märchengestalt erdenken wie den Stinthengst. Er soll der Stammvater unzählbarer Fischgeschlechter gewesen sein, die den benachbarten Spirdingsee mit wimmelndem Leben erfüllten. Dies fruchtbare Wesen zu fangen und auf ihr eigenes Gebiet zu überführen, war einst der Wunsch der Bewohner von Nikolaiken. Sie zogen mit großen Schleppnetzen aus und brachten den Fischkönig triumphierend heim, um ihn an einer eisernen Kette an ihre Brücke zu legen. — Diese Brücke nun passierten wir im ungewissen Dämmer des Herbstabends. Im Dunkel der Pfeiler schwimmt ein riesiger Schatten, eine schwere, eiserne Kette klirrt, man glaubt melancholische Augen über einem breiten Maul zu erkennen, ein goldenes Krönchen glitzert . . .

Digitized by Google

Sie wollte zur Nacht durchaus in einen Urwaldwinkel, der sich aber nicht zeigen wollte

Auf dem Rückweg war er immer noch da. Wir konnten ihn sogar photographieren. So wie andere Städte auf dem Markt als Wahrzeichen ihren Roland haben, so hat eben Nikolaiken unter der Brücke seinen Stinthengst. Wie es mit der Fruchtbarkeit steht, seitdem man ihn an die Kette gelegt hat, darüber konnte man uns keine Auskunft geben.

★

Nikolaiken hat den ehrenden Beinamen des „Masurischen Venedigs", weil es dicht am Wasser liegt und ein Geschachtel alter Häuser sich malerisch am Hügel hinaufzieht, eine der ganz wenigen Ortschaften, die nicht von den Russen zerschossen oder verbrannt sind, weil sie nicht bis hierher gekommen sind. Es liegt eben ein bißchen abseits, und daher war die Erscheinung einer Dame in Segelmütze und Hosen den Bewohnern erstaunlich und rief einen kleinen Volksaufstand hervor, als ich zwecks Einkauf von Schlagsahne und von Räucherfischen über den Marktplatz ging.

Am Ende des Beldahn war die Welt mit Brettern vernagelt, eine Schleuse und mehrere Brücken sperrten den Weg zum nächsten See. Weil das Mastlegen und Setzen immer eine ziemliche Anstrengung bedeutete und Zeit kostete, wir aber ohnehin an die Rückfahrt denken mußten, ließen wir unser Boot in der Obhut des Schleusenmeisters, vertauschten unsere Bordschuhe mit derben Stiefeln und legten eine Fußwanderung ein.

Eine Wegstunde nur war es bis zum Niedersee, aber es schien, als schritte man in dieser kurzen Zeit aus mildem, reifem Sommer in trübseligen Herbst. Braun raschelte totes Laub zu unseren Füßen, leere Äste streckten sich über ein bleifarbenes Wasser. Das verschlossene Klubhaus eines Rudervereins hatte die Läden vorgetan, und über den leeren Bänken und Tischen am Ufer träumte die Erinnerung an frohes Geschwätz, verweht und vergessen, wie die Freuden dieses Sommers.

★

Zum erstenmal war unser Kapitän eigensinnig. Sie wollte zur Nacht durchaus in einen ihr von früher her bekannten Urwaldwinkel, der sich aber nicht zeigen wollte. In der sinkenden Dämmerung sahen all die waldigen, verschilften Buchten einander ähnlich, und als es auch noch in Strömen zu regen begann, riet ich, nicht weiter zu segeln. Was nützte uns ein noch so romantischer Urwald, wenn wir doch nichts davon sahen? Zudem war es später als sonst, und nach dem Fußmarsch hatten wir tüchtigen Hunger. Mit Rücksicht auf die kurzen Tage

Digitized by Google

kochten wir nämlich immer erst abends, nachdem wir zu Anker gegangen waren, dann aber mit Ernst und Eifer, und aßen mit animalischem Vergnügen die vielen guten Dinge, die auf unserer einzigen Spiritusflamme hervorgezaubert wurden.

Es war aber nicht etwa dieser Spirituskocher, der die nächste Katastrophe hervorrief, so unvorsichtig oder unerfahren waren wir nicht. Es war die Lampe, eine kleine Schiffspositionslaterne von Käthes Hamburger Jolle, deren rot-grüne Scheiben für diese Reise durch weißes Glas ersetzt waren. Sie machte sich im allgemeinen mehr durch Geruch als durch strahlende Leuchtfülle bemerkbar, trotzdem sie einen neuen Brenner erhalten hatte. Auch heute war sie schon angesteckt, und ich hatte bereits Kartoffeln gekocht, während die beiden Mädchen in Ölzeug und Südwester noch draußen beschäftigt waren, eine Regenpersenning über das Deck der Hütte zu zurren, weil es durchleckte. Käthe steckte den Kopf herein, um zu fragen, wie weit das Essen wäre, und schrie auf: „Um Gottes willen — es brennt!"

Noch ehe ich zum Bewußtsein kam, was da plötzlich taghell aufflammte, stand schon der ganze Raum in Feuer. Hüpfende Flämmchen rannten geschäftig in alle Winkel, als riesige Fackel loderte die sonst so traurige Lampe. Mit einer rasch ergriffenen Decke fuhr ich verzweifelt hin und her, die einzelnen Flämmchen zuzudecken, dort den flammenden Brenner zu ersticken, der inzwischen von der Wand gefallen war und in einem Petroleumsee auf dem Sofa weiterbrannte. Umsonst! Die Decke war zu steif. Da kam von außen Hilfe. In hohem Bogen schießt ein Eimer kaltes Wasser nach dem anderen über die Flammen. Es zischt und braust — aber es nützt nichts, brennendes Petroleum läßt sich nicht mit Wasser löschen. Doch nun sind meine Decken naß — ich selbst übrigens auch von Kopf bis Fuß — ein paarmal züngelt es noch auf, dann ist Finsternis und Schweigen. Ja, absolutes Schweigen! Drei Frauen hatten zunächst die Sprache verloren. Erst nach einer ganzen Weile fragte von oben ein kleines, gar nicht seemannsmäßiges Stimmchen: „Lebst du da unten eigentlich noch?" Und es entwickelte sich ein Gespräch um die Frage: Wenn das Boot abgebrannt wäre! „Unser letztes Geld wäre auch mit verbrannt, wir hätten es nicht mehr herauskriegen können, denn es steckt in der letzten Klappe über dem Sofa." — „Höchst merkwürdig, daß außer der Decke nichts angebrannt ist!" — „Na, es war eben alles ein bißchen klamm, weil das Deck so undicht war." — „Prächtig, daß es gerade vorher so geregnet hat!" — „Übrigens, kriegen wir nun heut noch etwas zu essen?"

Wir versuchten den Kocher anzumachen, aber er troff von Wasser wie alles andere, der Spiritus wollte nicht vergasen, und die Flamme schlug dauernd in den Brennstofftank.

„Bloß nicht noch eine Explosion heute abend, mein Bedarf an Feuerwerk ist gedeckt." — „Schön, also kalte Küche. Was meint ihr zu Hering und Remouladensauce?" — „Prächtig!" schrie Steuermännchen, begeistert wie stets und tunkte mittels des naßgewordenen Brotes die Büchse aus, bis die letzte Remoulade verschwunden war. Dann streckten wir uns auf unsere feuchten, harten Lagerstätten, etwas schlotternd, aber noch vergnügter als sonst, und schliefen bis in den hellen Morgen.

*

Als wir wieder in menschenbewohnte Gegenden kamen, wurde als erstes eine solide Stall-Laterne gekauft. Sie kostete einen Taler und leuchtete wie eine Sonne. Zur Einweihung dieses neuen „Kronleuchters" wurde bei unserer Ankunft in Lötzen wieder ein Bordfest veranstaltet, wobei wir mittels eines geliehenen Plättbrettes sogar den Luxus eines Tisches erzeugten. Das Brett ging gerade in der Diagonale in die Kajüte, fiel ausnahmsweis nicht herunter, verblockte aber hoffnungslos jede Passage. Daher kam es auch, daß dieses Bordfest noch ausgedehnter wurde als gewöhnlich. Die Festgetränke waren bei uns zur Neige gegangen, aber unsere Gäste hatten das ortsübliche Getränk mitgebracht, das aus Alkohol und reinem Bienenhonig besteht, noch aus vorhistorischen Zeiten stammen soll und daher den Namen „Bärenfang" trägt. Zuerst kratzt es ein bißchen im Hals, aber wenn man sich daran gewöhnt hat, erzeugt es menschenfreundliche Gefühle sowie den Wunsch nach mehr.

So traurig es war, wir mußten an die Heimkehr denken. „Heut abend sind wir in Angerburg!" — „Ist das nicht viel zu früh?" Wir sahen uns an, sahen nach der Uhr, überlegten und irgend jemand sagte etwas von Teekochen. „Da drüben ist eine so hübsche Bucht, die schreit direkt nach dem Tee-Anker." — „Bei dem feinen Wind sind wir trotzdem in zwei Stunden drüben."

Wir tranken Tee, schwatzten behaglich, und auf einmal war es flau, und die Dunkelheit senkte sich, diese Dunkelheit, die auf den unbetonnten, unbefeuerten Wassern, mit ihren Steinen und Sandbänken jede Weiterfahrt unmöglich machte.

In dieser Nacht aber schien es, als erwachten alle bösen Geister, die noch von der Heidenzeit ihren Wohnsitz in diesen wilden, einsamen Gefilden haben sollen. Es sang und johlte in den Lüften, raschelte im dichten Schilf, pfiff und orgelte in den alten Bäumen. Wie toll riß das Boot am Anker, selbst in unserer geschützten Bucht schlugen hohe Wellen gegen die Planken. Ich lag wach und horchte und fror erbärmlich, denn aus meiner halbverbrannten Decke war an manchen Stellen das „Stepp" heraus. Endlich wurde es dämmerig. Ich kroch vorsichtig über das auf dem Fußboden zwischen den

Digitized by Google

Sozusagen der erste Frühlingstag

Novelle von Egmont Colerus

So.

So, jetzt stehe ich in der Delikatessenhandlung. Warum bin ich hereingegangen?

„Guten Tag, gnädige Frau, küsse die Hände!"

„Guten Tag, Rolph!"

Ich scheine selbst den Gruß nicht mit beherrschter Stimme gesagt zu haben. Denn der Kommis sieht mich fragend an. Warum heißt er Rolph? Der Name und dazu diese Grimasse sind zum Verzweifeln. Gottlob, eine Dame wird noch vor mir bedient. Da kann ich mich sammeln. Brauche ich hier überhaupt etwas? Am liebsten ginge ich wieder hinaus. Dann aber denkt Rolph, ich sei beleidigt, und läuft mir auf die Straße nach. Noch peinlicher.

Also Rindfleisch mit Dillsauce und Semmelklößen; dazu Salat. Mehl habe ich genug zu Hause. Auch Fett. Ebenso Obst und Zucker fürs Kompott.

Ich wette, der Kerl bemerkt, daß ich nervös bin. „Nicht ganz wohl die Dame?" wird er gleich sagen und dazu denken: ‚Ein wenig schnell diese Verstimmung nach sechsmonatiger Ehe. Mir scheint, es ist was los da drüben.' Gewiß wird er es denken, wenn er es nicht schon jetzt denkt. Heutzutage ist jeder Kommis Psychoanalytiker. Diesen Satz habe ich gestern in einem Roman gelesen.

Natürlich, ich brauche doch trockene Semmeln für die Klöße. Warum ich überhaupt fortwährend „Klöße" vor mich hin sage? Wahrscheinlich steht es so im Kochbuch. Also Knödel. Trockene Semmeln für Knödel. Ich hätte nie gedacht, daß trockene Semmeln das Selbstbewußtsein stärken können.

Jetzt ist die Dame fertig. Der volle analytische Blick richtet sich auf mich. Ich werde ihn ertragen, obwohl ich mit Recht und Grund nervös bin. ‚Frag' nur, durchdringender Rolph, die Antwort liegt parat.'

Was sagt er? Will er mich verwirren?

„Der erste schöne Tag heute. Sozusagen Frühlingsbeginn. Gnädige Frau werden wohl bald anderen Sport treiben. Mit dem Eis ist es Schluß."

Weiß der Kerl wirklich alles? Eben dort packt er mich an? Ich werde rot. Es ist höchste Zeit zu reden.

„Fünf alte Semmeln, Herr Rolph."

So, nun hat meine Stimme noch falscher geklungen. Sie schwebt förmlich außerhalb meiner Person im Raum.

„Bitte sehr, gnädige Frau: fünf Stück alte Semmerln!"

Er sagt ‚Semmerln'. Entsetzlich! Solche Verkleinerungswörter hängen irgendwie mit aggressiver Gesinnung gegen junge Frauen zusammen. Nun bin ich aber schon ganz verrückt.

Er wählt sie aus. Sehr langsam, da ihn mein ‚Fall' beschäftigt. Ich fühle das. Gleich wird er wieder vom Eis beginnen. Hat er mich dort gesehen? Warum soll ich nicht mit Bekannten das Eis besuchen? Daran kann höchstens ein Mensch etwas finden, der ‚Semmerln' sagt.

„Alles zu Hause, gnädige Frau?" Was meint er damit? Ist das eine Anspielung? „Butter, Schinken, Salz, Mehl, Zucker, Brot? Auch Wein und Bananen? Keks wären frisch eingetroffen. Mit Füllung. Wollen die Gnädige ein Stückchen kosten?"

Richtig, Butter und Salz. Er hat recht, daß er mich erinnert.

„Geben Sie mir zwanzig Deka Butter und ein halbes Kilo Salz. Aber wirklich schnell!"

Höchste Zeit, aus dieser analytischen Hölle zu entkommen. Nur hier, meine Liebe? Ist sie nur hier, die Hölle? Oder nicht vielleicht doch überall? Tue unrecht und scheue jeden, könnte ein Sprichwort lauten. Aber ich habe gar nicht unrecht getan. Bis jetzt, heißt das richtiger. Unglücklich bin ich. Sehr zerfahren.

„Schöner Tag, sozusagen Frühlingsbeginn," sagt das Scheusal jetzt noch einmal. Wie er mich ansieht. „Dürfen es zweiundzwanzig Deka sein? Die Butter schmeckt wie feinste Walnuß. Garantiert."

Ich glaube, dem hat sich schon manches Mädel hingegeben, nur, um ihn loszubekommen.

„Meinetwegen zweiundzwanzig!" Was soll ich tun? Er wird ja sofort wieder peinlich, wenn ich ihm die zwei Deka Mehrverkauf nicht bewillige.

„Und noch ein Kilogramm Salz. Feinst pulverisiert. Stammt direkt aus Attika."

Um Gottes willen. Jetzt hat er noch Gymnasialbildung, der Herr Rolph. Ich verstumme. Das halbe Kilo Salz wird meine Wirtschaftsrechnung nicht umstürzen. Manfred ist ja so lieb und gut. Ja, er ist lieb und gut. Und so nobel. Viel zu nobel. Ich werde ihn bitten, mich auch in der Wirtschaft nicht zu verwöhnen. Er soll schelten, wenn

Digitized by Google

ich schlecht wirtschafte und mit dem Geld schon am 20. fertig bin.

„Also drei Posten, gnädige Frau. Macht zusammen zwei Schilling dreiundachtzig Groschen. Was befehlen die nächste Dame? Heute der erste schöne Tag. Sozusagen Frühlingsbeginn..."

Die anderen Sachen soll das Mädchen holen. Ich kann nicht mehr. Der Fleischhauer ist sicher auch ein Analytiker. Ebenso der Gemüsehändler. Ich möchte heulen.

Wenn ich es mir nur selbst beweisen könnte, daß alles Spuk ist. Spuk und Hirngespinste. Vielleicht der erste schöne Tag. Sozusagen Frühlingsbeginn. Meine Füße sind ein wenig schwer. Aber das ist gewöhnlicher Katzenjammer. Manfred war so lustig in der Bar. So rührend. Und ich habe schlecht und bockig getanzt, obwohl er sich für mich die Füße wundgetanzt hätte. Scheußlich, wie ich mich betrage.

Ich werde mich oben ein wenig aufs Sofa legen und mich sammeln. Manfred hat mehr davon, wenn ich mich vernünftig betrage, als wenn ich das Fleisch beim Fleischer auswähle.

Ich sollte mich um einen anderen Sport umsehen. Das Eislaufen ist unrettbar für heuer zu Ende. Ich möchte heulen. So, da ist die Türe. Ami wird Augen machen, wenn ich nur Salz bringe und alte Semmeln. (Man darf sich das Wort Ami gar nicht geschrieben vorstellen, sonst kommt man nie dahinter, daß es auf der ersten Silbe betont wird, mein Dienstmädchen bedeutet und eine Abkürzung vom Amalia ist.)

Ich leide unter Namen. Warum heiße ich selbst Norma? Eine unmoderne Oper, die jeder Backfisch zur Übung spielt. Und er heißt gar Axel. Das ist doch fürchterlich.

Endlich habe ich die Tür geöffnet. Ami stäubt das Vorzimmer ab. Ich weiß nicht, ob ich nicht wieder weggelaufen wäre, wenn ich sie nicht sogleich gesehen hätte. Jetzt werde ich lügen. Ami ist dumm. Das heißt, sie ist gar nicht dumm, sondern sie verehrt mich und vertraut mir blind. Leider.

„Ami, ich habe keine Zeit mehr gehabt, zum Fleischer und zur Gemüsefrau zu gehen. Mir ist auch nicht sehr wohl. Lassen Sie jetzt das Vorzimmer und holen Sie fünfzig Deka Rindfleisch, Dillkraut, Suppengemüse und ein Kilo Äpfel. Nein, die Äpfel lassen Sie, wir haben genug zu Hause. Für die Suppe machen Sie Fridatten. Eier sind noch da? Oder nicht?"

„Ja, gnädige Frau. Soll ich für den gnädigen Herrn eine Flasche schwarzes Bier kaufen?"

„Gut, Ami, also auch das schwarze Bier."

Mein guter Manfred und Ami! Gerade die beiden Hausgenossen sind so anständig, daß sie den verruchten Abgott nicht beobachten. Wenn sie es nur täten!

Ich stehe schon im ersten Zimmer. Da duften die Rosen, die mir gestern Manfred um ein Sündengeld gekauft hat. Er war heute schon um sieben Uhr frisch und munter und sitzt jetzt wohl in der Bank und gibt Berge von Geld an seine Untergebenen aus. Fanatisch zählt er das Geld und macht nie den verhängnisvollen Handgriff, der ihn in die Ersatzpflicht treibt. Er kann ja so ruhig sein. Einen Schlager pfeift er wohl vor sich hin, den sie gestern in der Bar gespielt haben. Wahrscheinlich: „Die schönsten Augen hat meine Frau..." Es ist zum Verrücktwerden. Da hat er mir meine Lieblingszigaretten hergestellt. Sie waren gestern ausgegangen. Wann hat er nun die wieder besorgt? Vielleicht gar, als ich noch schlief?

Schön muß es sein, Tausende von Schillingen auszuzahlen, wenn man eine schicke, junge und brave Frau zu Hause hat. Was bedeutet da Arbeit? Jeder Nachmittag nach dem Büro ist ein Fest. O, man ist ja gutsituiert. Vorstandsstellvertreter. Mit achtundzwanzig Jahren. Und nach dem Büro zieht man den feinen Anzug an, die Frau macht Toilette. Das ‚Leben' beginnt. Man ist kein Durchschnittsbeamter. Man hat Beziehungen, wird eingeladen. Liest die neuesten Romane, geht ins Theater, in den Klub. Kurz, man ist kultiviert. Und vor allem, man hat eine untadelhafte junge Frau. Mit den ‚schönsten Augen'.

Sozusagen der erste Frühlingstag! Jetzt liege ich schon auf dem Sofa und heule. Ganz recht so. Nur heulen. Warum habe ich es Manfred nicht am ersten Tag gesagt, als ich Axel kennenlernte? Das Kunstlaufen ist doch unverfänglich? Nicht? Der Sport ist geradezu ein Mittel, den unverfänglichen Verkehr der Geschlechter zu erziehen und zu ermöglichen. Steht in jeder zweiten Abhandlung über den Sport. Nun also. Aber zu dieser Unverfänglichkeit scheinen andere Menschen zu gehören als Axel und ich.

Pah! Was weiß ich denn eigentlich von ihm? Vierzehn Tage habe ich ihn nicht gesehen, und heute ist sozusagen der erste Frühlingstag, und mit dem Eis ist es zu Ende. Wir sind auch stets nur nach dem Sport miteinander im Büfett gesessen oder spazieren gegangen. Nie unabhängig vom Sport! Jetzt war er in St. Moritz. Hat keinen Preis gemacht. Eigentlich bin ich sehr froh, obwohl der arme Kerl so sehr darauf

Digitized by Google

hoffte. Egoistisch. Gewiß. Aber es ist auch nicht sein Interesse, wenn die Weiber ihn allzusehr behelligen. Er scheint recht anständig zu sein. War auch nie aggressiv gegen mich. Jedenfalls weiß ich so viel vom Sport, daß ein Unplacierter in St. Moritz von keiner Kuh angesehen wird, auch wenn er ein Adonis wäre. Ein rachitischer Weltmeister ist dagegen eine erotische Kuriosität.

Mir scheint, ich bin eifersüchtig auf ein Phantom. Es ist sozusagen der erste Frühlingstag, und Axel betreibt keinen anderen Sport. Folglich kann man kein Büfett und keinen Spaziergang anschließen. Und es waren nur Andeutungen, die zwischen uns gefallen sind. Er achte Bindung und wahre Liebe, hat er gesagt. Oh, wenn mich nur Manfred früher gefragt hätte! Er muß doch bemerkt haben, daß etwas in mir vorgeht. Aber er ist so schrecklich fein, so unglaublich penibel. Er könne warten, bis ich wieder zärtlicher sein würde, hat er mir lächelnd mitgeteilt. Eine Ehe dauere doch hoffentlich recht lange und alles andere sei erwünschter als Abstumpfung. Er versteht so viel, der Arme, Gute, daß er das Wesentliche übersieht. Manfred ist kein schlechter Erotiker. Bei Gott nicht. Hübsch ist er auch. Ein rechter und fester Bursche. Und dazu ein feiner Psychologe.

Warum aber fragt er nicht? Warum fragt er nicht? Ist er so anständig, daß er denkt, ich würde selbst kommen und beichten? Ich habe ja nichts zu beichten! Ich will ihn nicht beunruhigen mit meinen verworrenen Gefühlen. Ich werde es ihm in wenigen Wochen sagen. Er wird mich sicher auslachen.

Oder ist das nicht doch nur eine Ausrede vor mir selbst? Warum heule ich? Wenn Manfred jetzt nach Hause käme, würde er es bemerken.

„Armes Kind," würde er sagen, „du hast ja verschwollene Augen. Du hast geweint. Oder ist es eine Entzündung?" Und selbst, wenn ich es hinausschrie, daß ich geweint habe, würde er fortsetzen: „Oh, deine armen Nerven. Du sollst dich mehr schonen. Ich werde nachrechnen, ob wir nicht ein zweites Mädchen nehmen können. Du bist zu gewissenhaft. Laß andere für dich arbeiten . . ."

So, nun trommle ich aus Wut in die Polster des Sofas.

Was nutzt das? Er fragt mich doch nicht. Es wäre eines Gentleman unwürdig, wäre gemein, beleidigend. Und ich winde mich in Qualen. Wozu all diese feinen ‚Wenn' und ‚Warum'? Ein Blinder sieht, daß ich in Axel verliebt bin. Ja, ein Blinder. Aber ich liebe auch Manfred. Es soll solche Dinge geben. Man liest davon sehr viel.

Ich muß also über diese unmögliche Verliebtheit siegen. Aus eigener Kraft. Ich will mir jetzt gar nicht aufzählen, wie weit ich schon hineingeglitten bin, wieviel zwischen uns schon ausgesprochen wurde, was nie hätte gesprochen werden dürfen. Ich glaube, Axel weiß über meinen Seelenzustand ebenso viel, wie ich. Aber er ist anständig. Er achtet Liebe und Bindung. Er hat sogar einmal von der Gewissenlosigkeit gesprochen, mit der die Männer ruhiges Glück zerstören. Beileibe nicht allein das Glück der Frauen. Auch das der Männer. Ein Sportsmann hat Kameradschaftsgeist. Gegen alle Männer. Ob er sie kennt oder nicht. Er hat Fairneß. Hat Selbstbeherrschung und Disziplin. Und eben deshalb bin ich ja so verliebt. Es ist zum Verzweifeln.

Ich werde jetzt schlafen. Ich bitte dich, Herrgott, sende mir keine Träume, die mir das als Wirklichkeit vorgaukeln, was nie wirklich werden soll, was im Gegenteil zu dunkler Vergangenheit verschwimmen muß.

Habe ich jetzt gesprochen? Was sind das für Geräusche um mich? Ein Brausen? Ah, es wird mir so wohl. Manfreds schützender Wille scheint mich in der Gelöstheit zu erreichen und zu umschweben. Die Bilder zerrinnen. Plötzlich habe ich Glücksgefühle in mir, die ich nur an satten Sommernachmittagen als Kind an Waldesrändern hatte. Oder in Gärten. Oder draußen auf dem Meer im schaukelnden Boot. Oh, es schaukelt jetzt so süß! Alles, alles. Es zerfließt. Versinken. So wohl. So — — süß — — —.

*

Was war das? Was ist das? Was — ist — das? Noch einmal und noch einmal.

Gott, wie albern! Das Telefon läutet. Man braucht deshalb lange nicht an allen Gliedern zu zittern.

Ich habe mit meiner Fahrlässigkeit, mit den dummen Gedankenspielereien meine Nerven in einen schönen Zustand gebracht. Ich habe Abscheu vor mir.

Habe ich lange geschlafen? Vielleicht ist es schon Zeit, mich um die Küche zu kümmern. Ich höre durch das Schrillen des Telefons ein tickendes Geräusch. Aha. Ami hackt das Dillkraut. Es kann also noch nicht so spät sein. Aber jetzt ist es schon höchste Zeit. Warum hört Ami das Telefon nicht? Ah, sie geht schon. Also brauche ich nicht zu laufen.

„Der gnädige Herr läßt zum Telefon bitten."

Manfred? Was will Manfred um diese Zeit? Hoffentlich ist nichts geschehen.

Dumm. Was soll geschehen sein? Aber

Digitized by Google

er hat die Gewohnheit, nie anzurufen. Wahrscheinlich zu viel zu tun. Auch ich darf ihn nie anrufen. Ein Mittel, meine schädliche Freiheit zu vergrößern. Eine weitere Stufe von Kontrollosigkeit. Jetzt reflektiere ich, anstatt zum Apparat zu gehen. Schlaftrunkenheit plus schlechte Nerven.

„Hallo, Manfred, grüß' Gott, was gibt's?" Pfui, schon wieder klingt meine Stimme so fremd und hohl.

„Küsse die Hand, Norma, du bist erstaunt?"

„Ja, ich bin erstaunt."

Jetzt lacht er sein liebes Lachen. Ich hab' ihn doch furchtbar gern. Wenn er da wäre, würde ich ihn abküssen. Soll ich was Liebes sagen? Es würde ihn freuen. Oh, leider spricht er schon.

„Liebes Kind, ich muß dich behelligen ..."

Schrecklich, wo ich eben auf dem Sofa lag und schlief. Und er entschuldigt sich.

„... aber es ist sehr dringend. Generaldirektor Schwan war eben bei uns in der Bank. Du weißt. Schwan und Kompanie, Lederfabriken. Sie gehören zu unserm Konzern. Und er war so lieb, uns für heute zu einem großen Tee zu laden. Ich arbeite also durch und komme um vier Uhr. Ich esse dann schnell. Mit dem Taxi können wir leicht um Viertel sechs bei den Schwans sein. Hallo!? Warum antwortest du nicht? Paßt dir was nicht?"

Ja, warum antworte ich nicht? Nein, es paßt mir gar nicht. In keiner Art. Ich fürchte mich geradezu, in Gesellschaft zu gehen. Heute. Es ist doch sozusagen Frühlingsbeginn. Und alle haben psychoanalytische Augen. Und ich kenne diese Bonzen ja nicht.

„Hallo, Norma, was ist dir?"

„Ich hab' eben geschlafen, Manfred. Nicht böse sein. Natürlich paßt es mir. Ich dachte eben nur nach, was ich für ein Kleid anziehen soll."

„Ein schönes, Kind. Ein schönes. Ich bin doch so stolz, wenn die Leute sehen, daß man eine kleine Beauté zur Frau hat." Armer Kerl. Es wäre vielleicht besser, weniger stolz auf die Beauté zu sein.

„Sehr lieb, Manfred, sehr lieb. Ich werde mich bemühen, dir keine Schande zu machen. Nur bitte ich um Nachsicht, wenn ich mich ein bißchen scheu und verkatert betrage. Aber das weißt du ohnehin." Gott, wie falsch ich schon bin. Ich habe plötzlich so honigsüße Töne in der Stimme. Mit diesen schauspielerischen Talenten kann ich es noch weit bringen.

„Gut, Herzchen, darüber wird man sich trösten. Also abgemacht und adieu!"

„Adieu, mein Schatz!"

Ich bin nicht so schlecht. Ich habe es ehrlich gemeint. Wirklich, ich habe es ehrlich gemeint, als ich ‚Schatz' sagte. Ich liebe ihn ja doch sehr.

Ich bin jetzt wirklich viel ruhiger. Ich werde die Kleider durchsehen. Es gibt da natürlich keine Ausreden. Der Generaldirektor gehört zum Konzern, ist einflußreich. Es ist eine Ehre für uns. Manfreds Kollegen beneiden uns um unsere Beziehungen. Und eine Frau, die die Karriere des Mannes nicht fördert, ist überhaupt nicht der Rede wert.

Es ist alles ganz sonnenklar. Ich muß möglichst schön sein, damit die Bonzen noch aufmerksamer gegen Manfred sind. Er hat es mir einmal in seiner klugen Art erklärt. Siehst du, hat er gesagt, das mit den hübschen jungen Frauen verhält sich so: Die alten Herren wollen mit wenigen Ausnahmen nichts Ernstes von ihnen. Sie wollen sich das Theater vorspielen lassen, als ob noch was Begehrenswertes an ihnen wäre. Sei also nett mit den alten Herren. Du machst ihnen eine große Freude und mir nützest du. Fällt dann in der Verwaltungsratssitzung mein Name, so sagt einer: Das ist der junge Mann mit der lieben, kleinen Frau. Aha, sagt der andere und schmunzelt vielsagend. Was will der junge Mann, meint der dritte. Es liegt ein Antrag auf Gehaltserhöhung vor. Natürlich, klar. Bewilligt. So eine süße, kleine Frau soll doch nicht darben. Vielleicht bekommen sie Kinder. Kurz und gut: Manfred erhält durch mich Physiognomie. Das heißt: noch mehr, denn er war auch schon etwas, bevor er mich kannte.

Ich nehme also dieses schöne, modern gemusterte Kleid aus Velourchiffon imprimé. Eine Gestalt hat man darin, wie eine spanische Tänzerin. Und es ist nicht billig. Das weiß jeder. Und den kleinen Hut aus Zylinderplüsch nehme ich. Distinguiert. Wir wollen Karriere machen. Ich muß mir nur noch überlegen, ob ich helle oder rauchgraue Strümpfe anziehe. Manfred sagt stets, ich hätte Waden mit Form. Er liebt die geraden, dünnen Beine nicht. Die anderen Leute schwärmen aber wieder für Skelettierungsrekorde. Ich werde also doch die rauchgrauen wählen. Noch etwas? Nein, jetzt kann ich mich wieder auf das Sofa legen.

Draußen scheint eben die Suppe überzukochen. Ich sollte Ami die neue Disposition für das Mittagessen mitteilen. Das hat übrigens später Zeit. Heute bin ich einmal exemplarisch faul.

Digitized by Google

Ob wohl diese freudige Stimmung anhalten wird? Es scheint fast, daß es ein wenig Narkose war. Plötzlich fällt mir wieder so was Dummes ein. Ein Zitat aus ‚Faust', zweiter Teil. Es hat mich so sonderbar ergriffen. Ich werde nachlesen.

Mit den Romanen und Dramen ist es so was Eigentümliches. Manchmal steht scheinbar gar nichts darin und manchmal alles. Eben in der letzten Zeit erschrecke ich bei jeder zweiten Zeile. Ist das allgemeiner Verfolgungswahn? Etwa dasselbe, wie die psychoanalytische Gabe des Herrn Rolph in der Delikatessenhandlung? Die Dichter hätten über diesen Vergleich eine große Freude.

Also gut. Da ist der zweite Teil des Faust. Ganz zum Schluß war diese Stelle, die mich so erregte. Ich werde mich auf das Sofa legen und suchen.

Oder war sie doch am Beginn? Nein, richtig, jetzt weiß ich schon alles.

Hier muß es sein.

„Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde." Ja, das ist die Szene. „Pater profundus". Nein, weiter. „Chor seliger Knaben?" Auch nicht. „Die jüngeren Engel". Eigentümlich, in welch reine Höhe dieser menschlich allwissende Goethe seine Weisheit versetzt hat. „Doktor Marianus (in der höchsten reinlichsten Zelle)". Ja, das ist es, da stehen schon die schrecklichen Worte: „Dir, der Unberührbaren / Ist es nicht benommen, / Daß die leicht Verführbaren / Traulich zu dir kommen. / In die Schwachheit hingerafft, / Sind sie schwer zu retten; / Wer zerreißt aus eigener Kraft / Der Gelüste Ketten?"

Warum sind mir diese Worte so schrecklich? Wahrscheinlich deshalb, weil mir sozusagen der Weg zur „Unberührbaren" versperrt ist. Ich glaube, Goethe meint damit die Mutter Gottes. Ja, es wird schon so sein. Darum heißt der Mann, der die Worte sagt, Doktor Marianus. Zu wem soll ich traulich kommen? Also schon für Gläubige ist es schwer, gerettet zu werden? Was geschieht mit den Ungläubigen? Bin ich ungläubig? Ich weiß es nicht einmal. In einer Gesellschaft hat mir neulich ein Herr, der doppelt so alt und zehnmal so gescheit ist wie ich, erklärt, Unglaube sei identisch mit Dummheit. Fünf Minuten später hat mir dann ein ebenso gescheiter anderer Herr mitgeteilt, der Glaube sei das erste Anzeichen schwarzer, mittelalterlicher Gesinnung und eine wahre Schande für einen gebildeten Menschen. Wonach soll ich mich richten?

Manfred will über Religion nicht sprechen und meint, das anständige Leben sei das Wichtigste. Wie aber soll man anständig leben, wenn man in die Schwachheit hingerafft ist? Es dreht sich mir alles im Kreis. Und da will Manfred noch ein zweites Mädchen nehmen. Damit ich noch eher Gelegenheit habe, zu grübeln und aus dem „Faust" zu erforschen, ob ich zu retten bin. Man könnte fast lachen, wenn nicht alles so traurig wäre.

Ob wohl Axel gläubig ist? Was geht das mich wieder an? Ich werde ohnedies keine Möglichkeit mehr haben, ihn um solche Dinge zu fragen. (Glaube ich es wirklich, daß ich ihn nie mehr sehen werde? Oder rede ich mir es nur ein?)

Oho, jetzt schrillt das Telefon schon wieder. Vielleicht will mir Manfred noch etwas mitteilen. Oh, ich wäre so froh, wenn mich Manfred anriefe . . .

„Herein, Ami!"

„Gnädige Frau, bitte zum Telefon!"

„Wer ist es? Der gnädige Herr?"

„Nein, eine fremde Stimme."

„Wissen Sie sicher, daß man mich meint?"

„Gewiß, der Herr hat ausdrücklich die gnädige Frau verlangt. Mit vollem Namen."

Was soll das für ein Herr sein?

„Ich gehe schon, Ami. Danke!"

Was soll das für ein Herr sein? Vielleicht gar Rolph, der mir neue Keks telefonisch offeriert? Er hat einmal schon ähnliche Späße aufgeführt. Oder gar Generaldirektor Schwan, der mich abgesondert einlädt? Das würde aber wohl die Frau tun. Oder er hat vielleicht gar keine Frau. Sicher ist es Generaldirektor Schwan. Also zusammennehmen und keine Schüchternheit gezeigt. Schüchterne Frauen gelten gesellschaftlich nichts.

„Hallo, hier Norma Oberhauser, wer dort?"

Was? Wie? Um Gottes willen! Mir geht das Blut aus den Wangen. Meine Knie zittern. Ich höre nichts. Kann die Muschel nicht mehr halten. „Pardon, ich habe nicht verstanden." Jetzt ist meine Stimme auch wieder fremd, aber sie keucht und ist heiser. Hoffentlich merkt man nichts.

Nein, kein Irrtum. Voll, klar und fest: „Wollen Sie mich nicht erkennen, gnädige Frau? Axel Romburg. Ja, Axel Romburg. Bitte, liebe, gute, gnädige Frau, verzeihen Sie mir! Ich habe die ganze Zeit mit mir gekämpft. Ich bin unterlegen. Warum sollen wir einander nicht wiedersehen? Die Distanz verstärkt das Unheil noch. Bei mir, gnädige Frau, natürlich bei mir. Ich weiß ja alles, berücksichtige alles. Sie kennen mich doch . . ."

„Schweigen Sie, Axel, bitte, schweigen Sie!"

Digitized by Google

„Aber ein paar Worte können Sie mir doch nicht verweigern. Schließlich werde ich Sie auch so in Gesellschaft zu finden wissen. Bitte, nur einige klärende Worte. Und ein ganz, ganz kleiner Spaziergang. Vielleicht der letzte."

Was soll ich tun? Ich kann weder ja noch nein sagen. Für beide Worte ist meine Kehle versperrt.

„Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit, Axel." Auch diese banale Ausrede bereue ich schon, bevor der letzte Ton verhallt ist.

„Das heißt im Sprachgebrauch der Frauen ein schonendes Nein. Bitte, widersprechen Sie mir nicht, gnädige Frau. Soweit kenne ich die Frauen. — Haben Sie abgehängt, gnädige Frau? Das würde ich doch nicht verdienen. Ich habe mich wirklich bisher nie zudringlich betragen."

Ja, du hast recht, hast hundertmal recht. Aber das bringt nichts vorwärts. „Ich habe nicht abgehängt, Axel. Sie könnten zumindest einsehen, daß ich eine Minute überlegen muß, wenn Sie mir die längere Frist schon verweigern."

Jetzt schweigt er. Es ist eine Marter. Eine Hölle! Der letzte Satz hat genügt, dem dümmsten Menschen meinen Seelenzustand zu zeigen. Vielleicht war er sogar kokett, dieser Satz. In der Sprache der Frauen heißt das natürlich ja, denkt Axel. Also zuerst nein, dann ja. Wenn er kein Idiot ist, merkt er, daß ich fast wehrlos geworden bin durch diesen Widerspruch. Ich bin verliebt. Meine Knie zittern noch immer. Das ist eines der banalsten und untrüglichsten Anzeichen. Aber er darf es nicht wissen. Sonst ist jeder Rückweg abgeschnitten. Gibt es überhaupt einen Rückweg aus dem Chaos? Ist nicht jetzt schon alles gleichgültig? Sozusagen die Unberührtheit meiner Seele zerstört? Nein, lieber keine solchen Gedanken. Fest sein, klar sein, Reste von Charakter mobilisieren.

„Ich habe es mir überlegt, Axel. Weil Sie so taktvoll warteten und jede Beeinflussung vermieden, sehe ich, daß ich es riskieren kann, ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Sie werden aber begreifen . . ."

„Ich begreife alles, gnädige Frau. Alles. Es liegt mir am fernsten, Sie zu kompromittieren oder Ihnen Ungelegenheiten zu bereiten. Bestimmen Sie selbst den Ort und die Zeit."

„Ach, das habe ich nicht so gemeint." Jetzt bin ich auch gegen Axel falsch. Ich habe es genau so gemeint.

„Dann verstehe ich nicht . . ."

„Da ja unsere Unterredung harmlos ist, lieber Axel, ist mir Ort und Zeit in gewissem Sinn egal. Etwas Harmloses kann ich verantworten. Oder denken Sie anders?" Mein Gott, wie bombastisch ich spreche. Geradezu tugendstolz. Das habe ich nötig.

„Ja, dann schlage ich vor, gnädige Frau, daß wir uns vor dem Eislaufplatz treffen. Beim Eingang. Der Park ist in der Nähe. Es haben schon die ersten Arbeiten an den Tennisplätzen begonnen. Mit dem Eis ist es für heuer Schluß."

„Sozusagen der erste Frühlingstag."

„Wie meinten gnädige Frau?"

„Habe ich etwas gesagt? Ich meinte eigentlich gar nichts. Also jetzt ist es elf Uhr. Sagen wir um halb eins vor dem Eingangstor. Ich habe beschränkte Zeit. Ich werde pünktlich sein. Adieu, Axel."

„Dank, tausend Dank, gnädige Frau. Ich küsse Ihre liebe Hand."

Jetzt habe ich den Hörer ein wenig geräuschvoll aufgelegt. Er hätte diese letzten Worte nicht aussprechen sollen. Warum sagt er „liebe Hand"? Fast möchte ich anrufen und das Rendezvous rückgängig machen. Ist dieses Stimmungsschwanken nicht ein neues bedrohliches Symptom? Ich kann ja gar nicht anrufen. Er hat kein Telefon. Das weiß ich längst. Der arme Kerl ist in irgendeiner stickigen Telefonzelle gestanden und hat dort jene häßliche Überlegungsminute gewartet.

So, jetzt beginnt also der erste Akt der Komödie. Die schöne Frau überlegt, was sie anziehen soll, um „ihm" zu gefallen. Sechs Monate nach der Heirat! Vormittags soll ich „ihm" gefallen, nachmittags den alten Herren und abends wieder „ihm", aber einem anderen, einem legitimen. Scheußlich. Das Kleid ist also die erste Gemeinheit. Dann aber kommt notwendig die zweite. Das Lügengewebe. Ich muß Ami sagen, wohin ich gehe. Der Teufel könnte wollen, daß Manfred noch einmal anriefe. Und er soll sich nicht ängstigen.

Mein Gott, bin ich zart und rücksichtsvoll! Er soll sich ja nicht ängstigen. Es geschieht doch nichts. Das brave Frauchen ist bloß nach sechs Monaten Ehe ein wenig verliebt und geht am ersten Frühlingstag mit dem Erwählten spazieren, während der Mann „durcharbeitet". Kein Anlaß zur Sorge. Nicht der geringste. Wahrscheinlich deshalb, weil Axel Fairneß hat.

Das Kostüm werde ich anziehen. Nein doch nicht. Lieber das blaue Seidenkleid mit den langen Ärmeln und darüber den neuen Frühjahrsmantel. Es ist ja sozusagen der erste Frühlingstag. Dazu einen hellen Hut. Die champagnefarbenen Glacéhandschuhe passen gut zum Mantel. Ebensolche Strümpfe und helle Schuhe.

Digitized by Google

So, der erste Akt ist zu Ende. Ich werde ihm gefallen. Er weiß noch nicht, wie elegant und schick ich bin. Er hat mich bisher nur im Eisdreß gesehen.

Oder gefällt ihm vielleicht eine sportliche Tracht besser? Ich hätte ja den Sportmantel und die flachstöckligen Schuhe. Nein, ich bleibe beim ersten Entschluß. Heroisch. Ich bin stolz auf mich.

Ich werde jetzt Ami instruieren und dann noch ein wenig ruhen. „Ami, einen Augenblick!"

„Ja, gnädige Frau."

„Wecken Sie mich um halb zwölf, falls ich einschlafen sollte. Ich muß um zwölf in die Stadt, einiges besorgen. Für heute nachmittag. Wissen Sie, es sind Kleinigkeiten, ich bekomme sie aber nur in der inneren Stadt. Gegessen wird erst um vier Uhr. Sie können vorher essen, wenn Sie Hunger haben. Falls der gnädige Herr anruft, bestellen Sie ihm genau, daß ich in der Stadt Besorgungen habe."

„Ja, gnädige Frau."

So, jetzt gehe ich wieder zum Sofa. Ich werde schlafen. Es ist das Beste. Oder vor mich hinstarren und alle Gedanken verscheuchen. Jetzt ist nichts zu tun. Auch nichts zu denken. Man muß alles an sich herankommen lassen, sagt Manfred. Eine niedliche Befolgung seiner Lehren in diesem Zusammenhang. Warum aber fragt er nicht? Da wäre manches anders. Vielleicht will ich gar nicht, daß es anders ist? Im Augenblick will ich wirklich nur alles, wie es eben ist. Der Katzenjammer wird später kommen.

*

Pfui! Was ist das für ein Schreck? Warum klopft es schon zehnmal an der Tür? Ist Ami wahnsinnig geworden? Oder schlafe ich noch? Um Gottes willen, es wird doch nicht schon zu spät sein?

„Gnädige Frau . . ."

„Warum klopfen Sie zehnmal, Ami?" Der Schlaf verfliegt ruckweise.

„Zehnmal? Ich habe nur zweimal geklopft, gnädige Frau."

Ich bin also verrückt. Das geht überhaupt nicht so weiter. Wie wird mein Zustand in einem Monat, in einem Jahr aussehen? Was spricht sie? Ich bin anscheinend wieder in Schlaf zurückverfallen.

„. . . wartet im Salon."

„Wer wartet im Salon?" Jetzt habe ich endgültig den Schlaf abgeschüttelt und mich aufgesetzt.

„Das gnädige Fräulein Hanna."

Was? Hanna? Der raffinierteste Teufel hätte das nicht besser inszenieren können. Eben jetzt diese Hanna! Gut, sie kann nichts dafür, daß sie in Manfred verliebt ist. Bitte, das kann geschehen. Man hat Erfahrung. Aber jetzt, wo ich jedes Atom meines Willens brauche!

„Wieviel Uhr ist es, Ami?"

„Gnädige Frau haben höchstens fünf Minuten geschlafen."

„Gut, ich komme schon."

Das wird eine Marter. Wie bringe ich sie nur schnell fort? Sie haßt mich. Natürlich haßt sie mich. Als Nebenbuhlerin. Eine verzweifelt verworrene Sache. Ich muß jetzt nach mehreren Fronten kämpfen.

So, den Salon hätte ich erreicht.

Sie ist sicher hübsch. Besonders heute hat sie sich fein herausgemacht. Sie hat die gewisse schamlose Art der weiblichen Konkurrenz. Ununterbrochen mit allen Mitteln, bis der Gegner auf dem Boden liegt.

„Stör' ich dich, Norma?"

Aha, ein zarter Judaskuß, bei dem mir ein sehr verwegenes Parfüm die Nase kitzelt. Sie sendet erotische Strahlen aus. Ich fühle es, obwohl ich eine Frau bin. Man darf ihr nicht zu nahe kommen.

„Stören? O nein. Ich muß nur leider in längstens fünfzehn Minuten Toilette machen und in die Stadt fahren. Meine Einteilung ist heute sehr gedrängt. "

„Nun gut. Beim Ankleiden sehe ich dir zu. Und dann begleite ich dich hinein. Ich bin eigentlich nur gekommen, um mit dir über den Fall Ella zu sprechen."

Fall Ella? Was soll das sein? Ist sie eingesperrt worden? Oder ist das ein Theaterstück? Übrigens, die Katastrophe ist da. Ich fahre ja in Wirklichkeit nicht in die Stadt. Ich fahre zum Cottage-Eislaufplatz.

„Meinst du Ella Martini?" Ich muß Zeit gewinnen.

„Natürlich, Norma. Wen denn sonst? Du bist heute ein wenig nervös."

Hol' sie der . . . Nein, das ist ordinär, innerlich zu fluchen. Warum fängt sie aber auch an, zu psychoanalysieren? Wie sie mich nur ansieht! Bohrend und schamlos.

„Ja, ich bin nervös. Ich vertrage den Frühling nie sonderlich gut."

„Wenn ein Mädchen das sagt, eh bien. Aber du als Frau?"

„Es ist nicht alles auf der Welt erotisch, Hanna."

„So? Nun gut." Jetzt hat sie mich noch süffisanter angesehen. Sie macht immer, als ob sie alles wüßte. Dadurch erfährt sie dann mehr als nötig. Ich fühle, wie ich rot werde.

„Ihr Frauen seid überhaupt reine Geister im Verhältnis zu uns Mädchen. Siehe Ella!"

Digitized by Google

„Was ist mit Ella los, rede doch endlich?"

Sie läßt sich reichlich lange Zeit. Wie mache ich das nur, daß sie mich nicht in die Stadt begleitet? Das heißt, sie darf ja nicht bemerken, daß ich gelogen habe. Sie ist meine Todfeindin. Würde sofort einhaken, wenn ich mir die geringste Blöße gäbe. Wie wissend sie selbst mit der Zigarette hantiert. Ich glaube, sie tut nur so und ist in Wahrheit sehr harmlos. Oder rede ich mir auch das nur ein? Jetzt hat sie endlich ihre Zigarette im Mund und pafft. Also, jetzt kommt der Fall Ella.

„Weißt du, Norma, es ist ein Malheur. Du hast doch Ellas Ehe für gut gehalten? Oder nicht?"

„Natürlich!" (Es ist meine volle Überzeugung.)

„Nun, gestern ist der Skandal aufgeflogen. Sie hat seit paar Monaten ein echtes und eindeutiges Verhältnis mit einem Sporttrottel. Ich begreife nicht, wie man sich der von Geist unbeschwerten Muskulatur zuwenden kann, wenn man mit einem genialen Arzt verheiratet ist."

Sporttrottel? Will sie spionieren? Oder weiß sie etwas? Oder ist es gar Axel?

„Was für Sport betreibt er?" Oh, ich bin ja verrückt. Wie kann ich so fragen? Jetzt hat sie schon das Ende der Spule in der Hand. Gleich wird sie beginnen, abzuspulen. Da ist es schon.

„Haha, meine liebe Norma! — Du bist ja anscheinend auch schon sportbegeistert."

„Nun, die Griechen haben schließlich auch Sport getrieben." (Das war wieder eine gute Parade.)

„Aber nicht Golf und Polo. So fein waren sie wieder nicht."

Hurra! Es ist nicht Axel. Es ist ein reicher und feudaler Jüngling. Aber nur vorsichtig sein. Ich weiß durchaus noch nicht, was sie eigentlich will.

„Der Sportjüngling hat sie natürlich abgebaut. Er darf doch nicht länger als drei Monate ein und dasselbe Verhältnis haben. Das wäre ja geradezu kleinbürgerlich."

„Ich hätte das alles von Ella wirklich nicht geglaubt." Sehr berechtigt meine moralische Entrüstung.

„Ich auch nicht, Norma. Aber hör' weiter. Die arme Person hat solchen Skandal gemacht, daß es selbst der Mann erfuhr. Öffentliche Szenen, Selbstmordversuch. Kurz, hysterischer Roman in Ganzleder gebunden."

„Du bist frivol und herzlos, Hanna!"

„Sehr freundlich. Aber eine Frau, die nicht einmal einen Mann hat wie ich, versteht das nicht, daß man sich umbringen will, weil man nicht zwei behalten kann."

„Du wirst schon einen haben, Hanna."

„Aber nicht den, den ich will."

Soll ich ihr vielleicht jetzt Manfred anbieten? „Nun, Hanna, vielleicht war eben nur der Sporttrottel der, den sie sich wirklich in den Kopf setzte."

„Sehr belehrend, Norma, von einer jungen Frau solche Thesen zu hören."

Oh, sie ist plump! Sie will bloß Material sammeln, um es gegebenenfalls bei Manfred gegen mich zu verwenden. „Läßt sie sich scheiden?"

„Sie kann doch nicht. Sie hat ja kein Geld. Auf den Knien muß sie vor ihrem Mann herumrutschen, daß er sie vielleicht doch behält."

„Ich muß mich jetzt ankleiden, Hanna."

„Gut, ich bin begierig, ob dir Manfred wieder was Neues geschenkt hat."

Wie vertraut sie ‚Manfred' sagt. Warum sagt sie nicht ‚dein Mann'? Sie kennt ihn doch nur flüchtig. Wahrscheinlich nennt sie ihn in ihren Wunschträumen stets beim Vornamen.

Nun beginnt die Körperinspektion. Ich kenne sie. Bei jeder Linie wird sie vergleichen, ob ihre entsprechende Linie nicht mehr Chancen bei Manfred hätte. Nein, meine Liebe, du wirst nicht auf deine Rechnung kommen! Ich habe weder Pickel noch überflüssige Haare, wie es so schön in den Annoncen heißt. Du bist ja jedenfalls sehr hübsch, meine Liebe. Aber ich nehme es glatt mit dir auf.

„Warte, Norma, ich will dir helfen."

„Danke, sehr lieb, sehr nett!"

Sie hilft mir wirklich. Wahrscheinlich prüft sie schnell, ob meine Wäsche aus gutem Stoff ist. Oder bin ich bloß überreizt, gehässig und eifersüchtig? Sie ist ein armer Teufel. Sie hat wirklich keinen Mann. Gar keinen. Weil sie arrogant und spitz ist.

„Die Sachen sind tadellos, Norma. Ich habe leider nichts auszusetzen. Du bist ein wenig schlanker geworden. Gib nur acht, daß die Brust fest bleibt."

Oh, das war wieder schlau. Zuerst Lob, dann eine Warnung, die man fast schon als Konstatierung bezeichnen könnte. Soll ich ihr eine Ohrfeige geben? Nein, lieber alles in Ruhe. Ich muß mich ja noch von der Begleitung loswinden.

„Die Brust wird hoffentlich halten." Jetzt lache ich gar. Ich mache Fortschritte. „Weißt du, wenn ich ernstlich will, habe ich in acht Tagen ein paar Kilo mehr." Das war eine Gemeinheit. Eine gräßliche Gemeinheit. Warum reizt sie mich aber fortwährend? Die Arme ist nämlich nicht ganz fest auf der Lunge. Und versucht verzwei-

Digitized by Google

felt, einige Kilo anzumästen. Schon seit einem Jahr.

„Jeder, wie er's kann!" Sie beißt ihre schönen Zähne in die Lippe. „Übrigens, wechselst du jeden Tag Wäsche? Das muß ein wenig teuer kommen."

„Nicht jeden Tag. Jeden zweiten."

Eine sehr dumme Antwort. Weder das eine, noch das andere ist wahr.

„Ah so, jeden zweiten. Ich bade täglich und nehme jeden dritten Tag frische Wäsche. Es genügt."

Ich bin fast fertig. Jetzt muß ich rasch einen Übergang suchen, um die Begleitung zu vermeiden.

„Du sagtest früher, du wolltest mit mir fahren. Heute klappt doch schon wirklich nichts. Du mußt aber bald wiederkommen." (Oh, ich habe eine Idee!) „Und zwar, wenn Manfred zu Hause ist."

Sie sieht mich verblüfft an. Jetzt habe ich Oberwasser. Wirkt der Köder? Ich bin wahrhaftig schon eine Meisterlügnerin.

„Sehr gern, Norma. Aber warum soll ich heute nicht mit dir fahren?" Sie hat Verdacht geschöpft. Ich sehe es deutlich. Sie läßt mich mit dem schamlosen, abtastenden Blick nicht los.

„Weil ich vorher hier in der Nähe noch einen Krankenbesuch bei einer armen Frau machen muß."

Scheußlich! Das ist die Krone meiner Gemeinheit. Ein Schritt vom Weg, und man patscht stets tiefer in den Morast.

„Oh, edel? Seit wann bist du eine barmherzige Samariterin? Furchtbar interessant." Jetzt höhnt sie mich. Ich halte aber aus. Nicht einmal rot werde ich.

„Manfred hat sich erst gestern nach dir erkundigt."

Es ist nicht wahr, natürlich ist es nicht wahr. Manfred mag sie nicht, sie ist ihm zuwider. Und ich verrate ihn noch dazu mit diesem Verzweiflungsakt. Was ist mir da eingefallen?

„Nach mir?" In ihrer Stimme ist noch ein Restchen Hohn. Darunter quillt aber schon etwas zitternd Weiches herauf. Ich habe gesiegt. Hurra!

„Ich sagte schon, daß er sich erkundigte. Du kommst also bestimmt noch diese Woche zu uns. Nicht? Und für den verpfuschten heutigen Tag habe ich deine Verzeihung?"

Ihre Augen flackern ein wenig. Ich weiß alles. Sie muß jetzt schnell fort. Jetzt muß sie davonlaufen. Sie fürchtet, daß ich die Einladung rückgängig mache. Vielleicht ist sie überhaupt nur gekommen, um ein Wort über Manfred und ihre Chancen zu erhaschen. Gut, ich habe ihr den Brocken hingeworfen. Sie umfaßt mich. Küßt mich leidenschaftlich. Wieder die erotischen Ströme. Hoffentlich kommt sie Manfred nie zu nah. Eine sinnreiche Befürchtung nach meiner Kuppelei! Schrecklich! Sie geht wirklich. Ich habe gesiegt.

„Was soll ich dir verzeihen, mein Herz? Du bist doch so scharmant und lieb. Eine andere hätte sich in solch einem Trubel verleugnen lassen. Bitte, bestelle die herzlichsten Grüße an Manfred. Er soll sich lieber nicht nach mir erkundigen. Oder bist du gar nett und verleumdest mich nicht?"

„Dummkopf!" Jetzt werde ich noch neckisch. Aber nun Schluß mit der unwürdigen Szene. Sie hat meine Nerven nicht eben gefestigt. „Auf Wiedersehen, Hanna! Auf baldiges Wiedersehen! Ich werde anrufen."

„Wenn du vergißt, melde ich mich schon."

Wirklich, sie zieht sich fluchtartig zurück. Ich sollte ihr nachschreien, daß ich gelogen habe, sollte mich demaskieren wie Ella, sollte . . . Ja, ich sollte. Ich bin aber eben schwach. Alles ist nur so verrottet, weil mich Manfred nicht gefragt hat. Sehr gut. Manfred ist der Schuldige. Ich bin ein Engel. Nein, kein Engel. Aber ein dummer Backfisch. Warum vergleiche ich meine winzige Freundschaft stets mit wirklichen Affären?

So, jetzt gehe ich. Es ist wirklich ein Frühlingstag. Die Sonne scheint grell herein ins Zimmer.

★

Jedenfalls war ich beim Fortgehen ruhiger als jetzt. Warum? Wozu rege ich mich eben jetzt auf? Es ist doch alles entschieden und klar.

Wir überqueren den Gürtel. Der Chauffeur wird gleich in die Sternwartestraße einbiegen. Ich muß mich aber doch vielleicht im Auto zurücklehnen, damit mich niemand sieht. Manchmal begegnet man Bekannten an den unglaubwürdigsten Stellen.

Nett von mir, daß ich mir ein Taxi leiste. Sehr nett. Sozusagen Rücksicht gegen Manfred. Er hat mich ohnehin manchmal gefragt, ob es mir nicht zu anstrengend sei, vom dritten Bezirk ins Cottage aufs Eis zu gehen. Mädchengewohnheit und gute Luft waren meine Ausreden, als ich Axel kennengelernt hatte. Vorher war es ja nur ein Zufall, daß ich mich ins Cottage verirrte.

Wir werden gleich hier sein. Ich muß die Zigarette wegwerfen. Er biegt schon in die Gymnasiumstraße ein. Ich werde ein Stück die Hasenauer Straße hinauffahren und aus der verkehrten Richtung zu Fuß anlangen. Man muß beobachten.

So, da ist der Holzbau. Mir schnürt es

Digitized by Google

das Herz zusammen. Es war so traumhaft und unabsichtlich dieses Eislaufen. Das aber ist jetzt ein Rendezvous. Ein gewöhnliches, fast schülerhaftes Rendezvous.

Unsinn, warum soll es keines sein? Warum weiß überhaupt ein Mensch vom anderen, daß er auch lieben kann, auch leidet, auch Ausflüchte ersinnt? Es wäre doch viel schöner, wenn nur ich allein auf der Welt in solcher Lage wäre, wenn ich allein . . .

Oh, jetzt schlottern mir die Knie. Da steht er und lugt nach mir aus. Ja, er ist es, ich erkenne ihn von weitem, obgleich ich ihn noch nie in Zivil gesehen habe. Stets nur im Sportdreß. So wie er auch mich nie anders sah.

Kaum zehn Schritt entfernt sause ich an ihm vorbei. Ein Höllenspaß. Und er blickt so brav stadtwärts und mustert die Elektrische. Will er mich vielleicht bescheidener, ärmlicher? Soll ich das nächste Mal . . .?

Wo sind wir schon? Da ist ja der Weimarer Platz und der Monumentalbrunnen. Ich muß Signal zum Halten geben. Fünf Schilling reiche ich dem erstaunten Chauffeur. Ja, nicht wahr, ich bin nobel. Mein Mann ist ja splendid mit dem Taschengeld. Und die liebe kleine Frau macht davon den besten Gebrauch. Verzeih, Manfred! Ich darf jetzt nicht mehr an dich denken, es wäre unanständig. Es sind getrennte Angelegenheiten. Scharf getrennt. Jede für sich ist eine kleine Welt. Es ist eigentlich dumm, daß ich nicht alles offiziell mache, wo doch ohnehin nichts vorfallen wird. Fast kindisch ist es.

Nun bin ich aber schon sehr nahe. Noch immer sieht er stadtwärts und mustert wieder eine Tram.

Ich bin ja schon zwei Schritt hinter dir, Axel. Hast du keine Nerven, keine Telepathie? Warum drehst du dich nicht um? Oder sende ich keine Ströme aus, die dich herumreißen können? Oh, Axel, lieber, breitschultriger Sportsmann, du bist gar nicht sensitiv, du bist ein harter Bursche ohne jede Hysterie und Dekadenz. Ich werde dich auf die Schulter tippen, damit du ein wenig erschrickst. Schaden wird es dir kaum.

Die Straße ist menschenleer. Die Elektrische knirscht mit singendem Ton die Straße hinauf. Ich kann den Scherz riskieren. „Guten Tag, Axel!" Ich führe meinen Vorsatz aus.

Wie schnell er herumfährt. Und wie er mich ansieht. Er ist verlegen. Es ist doch zu reizend, wenn ein so großer Junge verlegen ist.

Er küßt mir die Hand und läßt sie nicht mehr los. Von oben bis unten erforscht er meine Erscheinung, die ihm in dieser Form neu ist. Ja, schau mich nur an, ich habe mich schön herausgeputzt für dich! Du wirst nicht so leicht was finden, das nicht in Ordnung wäre.

„Zehnmal schöner sind Sie als mein Phantasiebild." Er wird rot, schämt sich, stottert fast. „Es ist wahr, was ich sage, kein Kompliment. Ich bin selig, gnädige Frau."

„Gehen wir da hinauf gegen den Türkenschanzpark." Jetzt werde ich verlegen. Und finde keine rechte Anknüpfung. Schreckliches Phänomen: jeder von uns zweien hat drei Wochen lang das „Phantasiebild" in sich gezüchtet, hat mit ihm geplaudert, gescherzt und . . . nein, das will ich jetzt nicht denken. Sonst werde ich noch verwirrter. Plötzlich steht man dann einander Aug' in Aug' gegenüber und bemerkt, daß man vom anderen keine Ahnung hat. Man möchte das Phantasiebild zu Hilfe rufen.

Wir sind jetzt schon zwanzig Schritte gegangen, und keiner wagt es, weiterzusprechen.

„Gnädige Frau . . ." Er stockt, wie ich ihn anblicke.

„Nun, Axel? Sie könnten eigentlich zu erzählen beginnen." Ich habe es mit Gewalt über mich gebracht, eine Konversation einzuleiten.

„Erzählen? Was soll ich erzählen?" Er sieht mich nicht an. „Sie kennen mich nicht im mindesten, gnädige Frau, und ich möchte so gerne, daß Sie mich kennen."

„Vielleicht kenne ich Sie besser, als Sie denken."

„Sicher nicht. Sie wissen nur, daß ich ein Kunstläufer bin. Ich habe Ihnen meinen Beruf bisher absichtlich verschwiegen."

„Was heißt heutzutage Beruf? Jeder treibt irgend was, um nicht zu verhungern."

„Sie irren, gnädige Frau. Ich könnte ohne jeden Beruf leben. Wenn auch bescheiden. Ich lebe auch tatsächlich vorläufig, ohne Geld zu verdienen."

Was will er sagen? Ist er am Ende etwas Kompromittierendes? Oder ein Tunichtgut? Warum interessiert es ihn eben heute, mich mit seinen Privatverhältnissen bekanntzumachen? Geständnis? Überraschung? Beides ist gleich möglich.

„Langweile ich Sie, gnädige Frau?"

Ja, ein wenig. Ich muß es aber nicht aussprechen. „Sie spannen mich auf die Folter, Axel."

„Das war ein Hohn, gnädige Frau, der mich schmerzt. Denn mein Geheimnis ist arm und klein."

Was war das für ein Ton? Die Worte

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde von Prof. Ferdinand Spiegel

Digitized by Google

Digitized by Google

sind mir buchstäblich bis ins Herz gegangen. Soll es jemand sehen! Ich hänge mich ein und drücke leicht seinen Arm.

„Nicht häßlich reden, Axel." Jetzt flüstere ich gar.

Ich fühle, daß er zittert. „Ihre Handlungen, gnädige Frau, sind ebenso undurchsichtig wie Ihre magischen Augen. Darum wollte ich Sie durch volle Aufrichtigkeit zwingen . . ."

„Nichts an mir ist magisch, Axel. Auch meine Geheimnisse sind arm und klein. Noch ärmer und viel, viel kleiner. Täuschen Sie sich nicht in mir!"

„In etwas, das man sieht und hört, das unmittelbar wirkt, kann man sich nicht täuschen. Das Kunstwerk mag falsch sein, das ändert nichts daran, daß die Wirkung echt ist."

„Sehr mystisch, Axel!"

„Soll auch nicht deutlicher ausgesprochen werden. Lieben Sie Musik, gnädige Frau?"

„Ja, sehr. Wirklich. Nicht nur oberflächlich."

Jetzt hat er meinen Arm gepreßt. Er bleibt stehen und blickt mich plötzlich voll an. Ich sehe sein hartes, männliches Gesicht ganz nahe. Oh, diese tiefen, stahlblauen Augen!

„Es freut mich, daß Sie Musik lieben. Wirklich, es freut mich. Ich bin auch nur Eisläufer, weil ich Musik liebe. Sozusagen ein Tänzer."

„Was heißt das, Axel?" Meine Frage ist schroff und ungeduldig. Ich weiß es. Aber er lächelt.

„Sie verachten Tänzer, gnädige Frau. Widersprechen Sie mir nicht. Ich sehe es. Darum muß ich Sie beruhigen. Ich bin Komponist und Virtuose. Allerdings klein und arm, wie ich schon sagte. Da aber jede Kunst schließlich Tanz ist und Rhythmus und Gelöstheit, suchte ich den Sport, der fast keine Reibung kennt, der entmaterialisiert . . ."

Er ist ein Künstler! Soll ich darüber weinen oder lachen? Und ich suchte ihn als Gegensatz zur Ästhetennatur Manfreds. Vielleicht sind alle Menschen, die irgendwie in Betracht kommen, Künstler. Die meisten aber klein und arm . . .

„Wir wollen weitergehen, Axel. Ich bin entzückt, neue Talente in Ihnen zu entdecken."

„Ist das nun wieder Hohn?"

„Nein, nein, vertrauen Sie mir doch ein bißchen!"

„Gut, ich will es versuchen. Ich hätte auch nie davon gesprochen, wenn es nicht mit einer Bitte zusammenhinge."

„Was für eine Bitte?"

„Eine sehr verwegene."

Um Gottes willen, was kommt jetzt? „Bitten sind unter Umständen unerfüllbar." Das war gut. Ich fühle, wie meine natürlichen Widerstandskräfte wachsen.

„Natürlich ist es im Bereich des Denkbaren, daß sie unerfüllbar sind. Aber jetzt hören Sie und überlegen Sie, gnädige Frau. Ich bin nicht zudringlich, das wissen Sie. Besser, Sie wissen es nicht, weil Sie meine Gefühle nicht kennen . . ."

„Wollen wir nicht das Thema ändern?" Ich quäle es hervor, aber es muß sein.

„Nein, gnädige Frau. Ich glaube nämlich, daß ich nie mehr Gelegenheit haben werde . . ."

„Woher wissen Sie das?" Mein Gott, das war unvorsichtig! Schon wieder habe ich zuerst nein, dann ja gesagt.

„Es ist gleichgültig, woher ich es weiß. Es kann sehr leicht der Fall sein. Das genügt mir. Nun habe ich ein brennendes Interesse, daß Sie mich gleichwohl kennen. Nicht nur als Eisläufer im Gedächtnis behalten."

„Sie wollen mich verzaubern, Axel."

„Meinetwegen, man kann es auch so nennen. Ich will Ihnen vorspielen, gnädige Frau."

„Wann und wo?" Meine Knie beginnen zu zittern. Was will er? Was will er? Ich werde davonlaufen. Es wird das Beste sein.

„Jetzt gleich in meiner Wohnung, gnädige Frau." Er hat es sehr entschieden gesagt.

„Sind Sie wahnsinnig, Axel? Ich habe anscheinend nicht richtig gehört." Mir ist vor Zorn das Weinen nahe. Dabei beginnt mich namenlose Angst zu umkrallen. Ich kann nicht mehr logisch denken. Fremde Willensströme nisten sich in mir ein.

„Ich sollte eigentlich beleidigt sein, gnädige Frau. Aber ich überhöre Ihren Ausbruch, da ich ihn psychologisch verstehe. Fremder Herr, junge Frau und Wohnung ist eine üble Assoziation. Es gibt jedoch sicher Umstände . . ."

Um Gottes willen! Er ist verheiratet. Ich weiß ja noch nichts von ihm. Wenn er nur nicht verheiratet ist. Warum schweigt er? Ist er böse? Ich hänge mich wieder ein.

„Was ist das für eine Idee, Axel? Sie wollen mich doch nicht kompromittieren?"

„Nein, mein Kind, das nicht. Gewiß nicht. Aber auch mich will ich nicht dadurch kompromittieren, daß Sie mich als Sportgecken in der Erinnerung behalten."

Sonderbar. Er hat „mein Kind" gesagt, und ich bin nicht beleidigt. Wo sind die Ab-

Digitized by Google

wehrinstinkte? Es hat mich eher umkost, dieses vertrauliche Wort. Rede weiter, Axel, rede weiter so zärtlich und leise.

„Geht es nicht anders, Axel? Muß ich dazu . . .“ Zusammenbruch! Diese Frage war der Zusammenbruch.

„Warum anders, Norma?“

„Weil es niemand begreifen wird, daß . . .“

„. . . daß zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes harmlos in einer Wohnung allein sein können. Nicht? Das meinten Sie?“

„Ja, das meinte ich.“

„Nun, genügt Ihnen mein Ehrenwort, daß nichts geschehen wird, was Sie nicht wollen?“

Was ich nicht will? Ja, weiß ich, was ich nicht will? Er wird sein Wort halten. Ja, er wird es halten. Aber ich? Werde ich nicht etwas wollen? Ist das alles nicht überhaupt nur ein typischer Fall langsamer Verführung? Es kommt mir plötzlich vor, als ob ich diese Reihenfolge schon zehnmal gelesen hätte. Edle Verführung. Er weiß genau, daß ich verliebt bin. Wozu Eile? Nur langsam und sachte.

„Nun, Norma? Warum antworten Sie nicht? Halten Sie mich für einen Schurken?“

„Nicht, Axel, nicht! Sie sind kein Schurke, ich weiß es. Aber Ihr Ehrenwort in dieser Form genügt mir nicht.“

„Warum, Norma?“ Er sieht mich bekümmert an. Vielleicht kämpft auch er furchtbar mit seiner Leidenschaft. Nicht vielleicht. Sogar bestimmt.

Mir kommt ein erlösender Gedanke. Ja, so ist es richtig. Ich stelle mich zwar bloß. Was liegt aber daran im Verhältnis zur Sicherheit, die ich dadurch gewinne? „Versprechen Sie mir, Axel, daß auch nichts Unerlaubtes geschieht, wenn etwa ich selbst wahnsinnig würde. Sie sind der Mann, Sie tragen alle Verantwortung.“

„Unbegreiflich, Norma. Sie machen mir es schwer. Aber anders als Sie denken. Bitte, ich gebe jedes Wort. Ich hatte keine Hintergedanken. Man behauptet zwar, Schwüre in Liebesdingen seien ungültig. Ich nehme mich von diesem Vorrecht aus. Ich habe mich stets in der Hand, Norma. Verstehen Sie?“

Oh, wie stolz er ist. Fast möchte ich ihn bitten, nicht zu schwören. Er wird es halten. Er wird alles halten. Wie konnte ich zweifeln? Natürlich hatte er keine Hintergedanken.

„Wo wohnen Sie, Axel?“

„Nicht weit von hier. In der Peter-Jordan-Straße. Zur Beruhigung. Es wird niemandem auffallen. Ich habe Schülerinnen und Kolleginnen, die zu mir kommen.“

Wer kommt noch zu ihm? Natürlich, es fällt nicht auf. Ich hasse ihn für seinen Gleichmut. Alle kommen zu ihm. Und er gibt jeder jedes Ehrenwort.

„Nun, wenn so viele Damen Sie besuchen, dann ist es vielleicht überflüssig, wenn ich . . .“ Ich bin so blöd wie ein Backfisch.

„Sie zwingen mich zu einer Feststellung, Norma. Bitte, lassen Sie mich hier mitten auf der Straße stehen. Ich sende Ihnen sogar ein Auto zur Rückfahrt. Aber es muß gesagt sein: Sie tun mir furchtbar unrecht, Norma. Die Damen, von denen ich sprach, sind gleichgültige Schülerinnen und Kolleginnen. Ich aber bin weder ein Don Juan noch ein raffinierter Betrüger. Ich bin kurz und einfach ein anständiger Mensch. Und ich liebe Sie grenzenlos. Sie lieben mich auch. Ein wenig. Und ich will nichts mehr als ein bißchen in Ihrer Erinnerung leben als der, der ich wirklich bin. Sie haben Ihren Mann. Ich bin allein. Verstehen Sie mich endlich?“

Entsetzlich, was er jetzt ausgesprochen hat. Ich darf nicht mehr zu ihm. Nein, es darf nicht sein. Ich werde ihn zwingen.

„Entweder komme ich zu Ihnen und gebe Ihnen das Wort zurück, entbinde Sie von Ihrem Versprechen, oder ich fahre nach Hause. Wählen Sie.“ In mir siedet alles. Meine Klarheit zerrinnt. Wo bin ich schon? Jetzt hat er gesiegt. Pack' dein Opfer, Axel. Du hast mich überwunden.

„Schon jetzt beginnt meine Aufgabe, gnädige Frau. Sie sind nervös. Es war unrecht von mir, so daherzureden. Aber ich will es dadurch gutmachen, daß ich Ihnen erkläre, Sie seien gar nicht mehr in der Verfassung, ein Wort zurückzugeben. Ich bin der Mann. Ich trage alle Verantwortung.“

Ich werde mitgehen und werde ihn heimlich küssen, wenn er spielt. Er hat recht. Ich werde gehorsam sein wie ein Kind. Er ist wirklich anständig. Mehr noch. Er ist gut und edel. So gut und edel. Ich liebe ihn ja rasend. Mein Axel! Was könnte ich dir abschlagen? Ich rede auch schon mechanisch. Will nur mehr ihm zu Gefallen reden.

„Nicht böse sein, Axel. Ich komme mit. Wie schön wird es werden, wenn Sie Chopin spielen oder Rachmaninoff. Und dann Liszt und Debussy.“

„Woher wissen Sie . . .“ Heiser und erschrocken ist seine Stimme.

„Woher ich weiß? Was, Axel?“

„Was ich spielen wollte.“

„Ich bin telepathisch, Axel. Besonders gegen Menschen, die ich . . . die ich . . .“

Digitized by Google

„Schweig jetzt, Norma. Wir wollen nicht mehr sprechen. Eine Stunde haben wir noch oder zwei. Es soll nichts gesprochen werden, diese Stunden . . ."

*

Ich bin nicht nur telepathisch. Ich bin auch somnambul. Wie im Trancezustand bin ich mit Axel noch durch einige Straßen gegangen, bis wir zu einer abgelegenen Villa kamen. Fast keinem Menschen sind wir begegnet. Dann sind wir über eine Treppe gestiegen. Es war so eiskalt im Hausflur. Der ganze Winter lag noch in diesem Flur.

Jetzt sitze ich auf einer Ottomane in einem stillen Musikzimmer. Einfach ist alles ringsherum und stilvoll. Er hat mir Zigaretten auf ein kleines Tischchen gestellt und Blumen. Auch Bonbons liegen hier. Er hat sich gemerkt, welche Bonbons ich am liebsten esse. Eine kleine Zauberwelt. Und so wenig erregend, so wenig gefahrdrohend.

Er sitzt schon am Flügel. Seine lieben, reinen Hände ruhen auf den Tasten. So leise hat er begonnen, daß ich es nicht merkte. Ist er ein großer Virtuose? Ich weiß es nicht, will es auch nicht wissen. Vielleicht ist er klein und arm. Aber Axel ist es, der da spielt. Reinlich, stark und tief. Seine Töne nehmen mich mit, geben mir Ruhe, geben mir Sehnsucht und Zerrissenheit.

Ich will nicht mehr fort von hier, obwohl mich allerlei zynischer Spuk äfft. Ich habe es einmal im Kino gesehen, wie ein dämonischer Virtuose eine anständige Frau behext. Wie er sich hin und her wiegt, die Augen rollt und schmachtet, sich zurückneigt und die Locken schüttelt.

Abwehrinstinkt? Versuche ich Gegengift? Wogegen brauche ich hier Gegengift?

So schlicht sitzt er da, so anständig. Nein, er ist kein dämonischer Virtuose. Er ist Axel, der treue, gerade, kameradschaftliche. Alle Spottversuche können daran nichts ändern.

Wie lange spielt er schon? Fünf Minuten? Eine Stunde? Ich weiß es nicht. Das Gefühl, das ich jetzt habe, könnte Manfred ruhig sehen. Es ist rein und klar. Wird es aber so bleiben, wenn ich gegangen bin? Ist es nicht das Ärgste, daß ich bei einem anderen Mann das Gefühl der Ewigkeit, das Gefühl der geistigen Einheit empfinde? Ist das nicht schlimmer als kurze Leidenschaft, körperliche Wonne und Trennung? Sind das wieder geheime Wünsche? Ausreden verwickelter Art? Gott, du hast mich mit großem Unheil geschlagen. Mit Erkenntnis und Schwäche zu gleicher Zeit. Oder ist alles Menschenlos Erkenntnis und Schwäche?

Ich lehne mich auf die Ottomane zurück und schließe die Augen. Er soll mich in Schlaf spielen. Soll tun was er mag, wenn ich schlafe. Ich werde dann erwachen und nicht wissen, was gewesen ist. Ich werde ihm aus voller Seele glauben, wenn er mir sagt, ich könne jetzt reuelos nach Hause zurückkehren.

Axel, verstehst du mich nicht? Warum verstehst du mich nicht? Glaubst du, daß ich dich als Wortbrüchigen weniger lieben würde? Oder würde ich dich weniger lieben?

Schrecklich, daß man alles erst weiß, wenn Unwiderrufliches geschehen ist und Unwiderrufliches oft nur tut, um etwas zu wissen.

Wieviel Uhr kann es sein? Ich habe alles vergessen. Ich muß doch zurecht nach Hause kommen. Der Tee bei Schwan. Wie lächerlich ferne erscheint es mir, daß ich in wenigen Stunden an der Seite Manfreds in großer Gesellschaft brillieren und den alten Herren gefallen werde. Nein, das ist nur ein Traum. Ich kann ja gar nicht mehr zurück. Ich bin hineingeglitten. Ich habe das Unwiderrufliche schon getan. Schrecklich, daß es mir erst jetzt zum Bewußtsein kommt. Es ist da, das Unwiderrufliche. Ich zapple mitten im Spinnennetz. Häßlicher Vergleich. Es ist doch alles so süß, so entrückt, so unschuldig.

Ich kann nicht mehr unterscheiden, ob meine Gefühle oder meine Taten das Unwiderrufliche sind.

Warum spielt Axel eben solch aufreizende Melodien? Ich kenne diese Töne nicht und kenne sie doch. Was ist das? Sind das Kompositionen Axels? Sind es Melodien, die er an mich gerichtet hat? Es ist soviel von dem, was uns verbindet, in diesen Klängen. Axel, Axel, sei schwach! Ich komme. Du siehst mich nicht. Du spielst mit geschlossenen Augen. Und ich schreite leise auf dich zu. Und ich bin schon bei dir. Und du fühlst es wieder nicht. Jetzt aber wirst du es fühlen, mußt du es fühlen.

Meine Lippen wühlen sich in deine, meine Zähne suchen deinen heißen Mund. Ich klammere mich an dich. So, ich liege in deinen Armen, alles versinkt. Axel!

*

Warum dieser schrille Mißton? Warum drängst du mich fort? Wortbruch? Nein, Axel! Ich war es ja, ich, die begonnen hat. So kurz war der Kuß, so jämmerlich kurz. Klein und arm. Nur einen Herzschlag lang hast du mich an dich gerissen, dann ist der schrille Mißton zugleich aus dir und aus deinem Instrument aufgegellt.

„Es ist ohnehin unwiderruflich, Axel. Unwiderruflich. Was quälst du mich?"

Digitized by Google

Er steht schon einen Schritt weit von mir. Mir schlottern die Knie, als ob sie zerbrechen wollten. Ich fühle, daß mein Gesicht haltlos zuckt und meine Zähne aneinanderschlagen.

„Was ist unwiderruflich, Norma?“ Wie ein erschrockener Arzt stößt er die Worte hervor. So sachlich und besorgt zugleich.

„Verstehst du mich nicht?“ Ich bete um eine Ohnmacht. Gegen ihn will ich hinsinken, er soll mich auffangen.

„Ich verstehe nichts. Nichts verstehe ich. Du mutest mir Übermenschliches zu, Norma. Hast du mich so wenig lieb?“

Was sagt er da? So wenig lieb? Was heißt das? Oder versteift er sich wieder auf sein albernes Ehrenwort?

„Ich habe mir unsern Abschied anders vorgestellt, Norma. Gewiß, ich bin schuld. Alle Schuld habe ich. Du armes, armes Kind! Was habe ich mit dir getrieben?“ Er steht schon wieder neben mir, legt seinen Arm um mich, streichelt sanft meinen Kopf.

Ja, ich werde ruhiger, Axel. Was bist du doch für ein herrlicher Mensch. Nein, Axel, du hast dich nicht getäuscht, hast dir nichts anderes vorgestellt. Ich bin deiner würdig. Ich beginne zu erwachen. Ich bin kein manns-tolles Weibchen.

Ich küsse seine lieben Hände. Ich werde still und weine. Nein, nicht weinen. Das ist eine Szene. Er soll leidlos an mich denken.

„Du bist ein großer Künstler, Axel, noch größer aber bist du als Mensch. Ich wäre deiner ohnehin nicht wert. Das macht mir alles leichter.“

„Auch so sollst du nicht sprechen, Norma! Nur eines noch. Ich danke dir, danke dir für alles! Alles war schön, groß und größer als mein phantastischester Traum. Daher war es auch wirklicher als jede Wirklichkeit. Wir haben das Schicksal überwunden, das gegen uns war. Und glaub' nicht, Norma, daß etwas Unwiderrufliches geschah. Wir können beide ehrlich und ruhig weiterleben. Weil wir einander achten, wenn wir uns schon nicht lieben dürfen.“

Der Traum ist also zu Ende. Er befiehlt es. Spricht in kalten Sentenzen, durch die nur aus kaum erreichbaren Tiefen ab und zu die rote Flamme herauflodert. Er befiehlt es. Ich kann nicht widersprechen. Er hat recht. Unten wird gleich das Auto stehen. Es ist fast vier Uhr. Um Gottes willen.

Ich küsse ihn noch einmal. Lang und innig. Es ist das Ende. Meine Leidenschaft ist ausgebrannt. Wie eine Mutter küsse ich ihn. Nein, wie ein reines Mädchen, wie ein unerwecktes Mädchen. Es ist alles zu traurig, um Leidenschaft zu gestatten.

Leb' wohl, Axel, leb' wohl!

Ich stehe schon auf der Treppe und weiß nicht, wie ich aus der Wohnung hinausgekommen bin. Leb' wohl, Axel!

Alles ist leer in mir. Nicht ganz leer. Furchtbare Angst und Zerrüttung ist in mir. Ja, Angst und Zerrüttung. Das war erst der Beginn, Axel. Erst der Beginn. Jetzt folgt die eigentliche Tragödie. Wer zerreißt aus eigner Kraft der Gelüste Ketten? Ja, wer? Vielleicht ich?

Da steht ein Auto. Ich gebe eine falsche Adresse. Warum sage ich, er soll nach Hietzing fahren? Das ist ja das andere Ende von Wien? Und in zehn Minuten ist es vier Uhr? Und ich kann den Auftrag nicht ändern, kann ihn nicht ändern.

*

Jetzt nur logisch denken, nur logisch denken. Sich ganz konzentrieren. Alles hängt von meiner Sammlung ab. Bin ich ruhig genug? Ich bin eigentlich sehr ruhig, zu ruhig vielleicht. Oder ist das Schlaffheit?

Nur logisch denken: Also wir fahren eben durch Hernals. Ich glaube, es ist Hernals. Natürlich. Warum sollen wir auch nicht durch Hernals fahren? Es ist doch der beste Weg nach Hietzing. Wenn ich nur wüßte, warum wir nach Hietzing fahren!

So geht es nicht weiter. Es mag logisch sein, aber es ist verworren. Ein Tannenästchen. Was heißt: ein Tannenästchen? Ah, jetzt weiß ich es. Es hat einen Hauptast, von dem sich andere Ästchen verzweigen, von diesen Ästchen noch kleinere. Meine Gedanken laufen wie ein Tannenästchen.

Komisch dieser Vergleich. Wie einem so was einfallen kann? Das ist wohl die Jörgerstraße. Und ich beschäftige mich mit Tannenästchen.

Ich will mich an den Mittelast klammern. Ja, an den Mittelast. Und eine Zigarette rauchen. Es ist der letzte Augenblick. Logisch, Norma, logisch. Um Gottes willen logisch! Du bist ja nicht verrückt.

Plötzlich sehe ich etwas. Ich sehe etwas. Wie eine Zeichnung rollt es sich vor mir auf. Festhalten, diese Zeichnung. Aha. Ich weiß schon. Zwei Möglichkeiten gibt es. Genau zwei. Es ist jetzt vier Uhr vorüber. Ich kann noch abbiegen und nach Hause fahren. Um längstens halb fünf bin ich in der Wohnung. Längstens halb fünf.

Natürlich, er soll abbiegen, ich werde an die Scheibe klopfen, er soll abbiegen. Irgendeine Ausrede ist schnell erdacht. Ich bin ja schon so gemein, bin eine Meisterlügnerin.

Manfred hat sich geängstigt. Plötzlich ist das Frauchen da. Er ist erlöst. Fragt nicht.

Digitized by Google

Fragt nicht. Und was geschieht dann? Was geschieht dann, wenn er nicht fragt?

Jetzt kichert es irgendwo in mir. Furchtbar, ich höre es kichern. Nein, es kichert nicht mehr. Viel schlimmer. Ein leises, kitzelndes Gefühl steigt mir vom Magen gegen das Herz. Was ist das?

Logisch denken, nicht lügen. Alles hängt davon ab. Noch einmal: Was wird geschehen, wenn er nicht fragt? Oh, das ist so einfach, so klar! Alles wird geschehen, alles. Keine Ausrede, keine Beschwichtigung. Nicht nur es wird, es muß geschehen. Axel liebt mich ja. Das gleiche kitzelnde Gefühl vom Magen zum Herzen hat auch er. Noch stärker als ich hat er es. Und wenn Manfred nicht fragt . . .

Logisch, Norma, keine Lügen. Du wirst morgen hingehen, übermorgen, überübermorgen. Wirst du das gewisse Ehrenwort auch übermorgen verlangen? Wird dich Axel erinnern, wenn du vergißt, es zu verlangen? Nein, es ist ja so klar, so klar.

Oh, die Ottakringer Straße. Ich sollte schneller überlegen. Wegen des Abbiegens. Wegen der Möglichkeit Nummer eins.

Was ist klar? Nichts ist klar. Ich spüre ein eisiges Erschrecken. Vielleicht ruft er mich nicht mehr. Bleibt fest. Warum erschrecke ich? Da kann ich doch ruhig nach Hause fahren? Nein, das ist eben nicht so. Denn auch ich kann beginnen, wenn er mich nicht ruft. Was ist da noch dabei? Ich habe ihn ja auch zuerst geküßt. Nichts ist dabei, nichts, nichts.

Es wird ablaufen, wie es ablaufen muß. Er kann nicht so stark sein. Er, der ungebundene Mann kann doch nicht stärker sein als eine Frau, die alles, wirklich alles riskiert. Er liebt mich ja.

Nein, er verzichtet gar nicht, denkt nicht daran. Er verführt mich. Verführt mich in raffiniertester Weise. Er hat mich an eine lange Kette gebunden, läßt sie locker. Und zum Schluß renne ich im Kreis an dieser Kette, bis sie sich um ihn spult und ich immer näher komme.

„Wer zerreißt aus eigner Kraft der Gelüste Ketten?"

Ja, es muß so geschehen. Alles muß geschehen. Wir haben keinen freien Willen. Ein Narr, der an freien Willen glaubt. Ich will dieses Ende aber ohne Freiheit. Oh, wie ich es will! Mir schlottern die Knie, so sehr will ich es. Ich kann ja gar nicht ins Gewöhnliche zurück. Wie kann ich es? Soll mir es einer sagen. Alles ist doch schon vollendet.

Wie lang die Thaliastraße ist. Sitzt da in jedem Haus eine junge Frau, der es ähnlich ergeht wie mir? O nein. Sicher nicht. Es gibt auch anständige Frauen. Ruhige Frauen. Glückliche Frauen. Alles gibt es. Ich muß mich doch entscheiden.

Wozu soll ich mich entscheiden? Ich war ja logisch, streng logisch. Jede Logik führt ans gleiche Ziel. Ich fahre aber nach Hietzing. Warum fahre ich nach Hietzing? Wenn ich es nur wüßte. Mir scheint, hier sitzt der Haken. Hier hat die Logik einen Sprung. Und ich kann es nicht ändern, bin geradezu gelähmt, wenn ich nur an eine Änderung denke.

Das ist der wirkliche Zwang, alles andere ist anscheinend nur Gedankenspielerei. Vielleicht bin ich verrückt. Vielleicht verzaubert. Es ist furchtbar. Ich kann mich nicht rühren. Und niemand hilft mir. Was bedeutet das?

Oh, jetzt steht Manfred vor mir. Fast körperlich steht er vor mir. Ich habe ihn aus dem versteckteſten Winkel der Seele um Hilfe angerufen. Warum rufe ich Manfred um Hilfe? Das könnte mir so passen. Und er sitzt zu Hause und ist vor Angst schon außer sich. Ich bin doch stets pünktlich. Was er für furchtbare Angst hat. Ich fühle seine Gedanken.

Hab' keine Angst, guter, lieber Manfred. Du verlierst ja nichts. Nichts verlierst du. Nicht einen Schuß Pulver ist das holde Frauchen mehr wert.

Entsetzlich. Dasselbe kitzelnde Gefühl vom Magen zum Herzen habe ich, wenn ich an Manfred denke. Ich bin verrückt. Unheilbar verrückt. Oder eine losgelassene Mänade. Ich bin polygam, bin verworfen, Manfred. Ich rutsche vor dir auf den Knien. Vielleicht bin ich doch noch zu retten.

Natürlich bin ich noch zu retten. Es ist doch so klar, daß ich zu retten bin. Aber ich will es ja nicht. Der schlechte Wille ist das Unheilbare. Alles erkennen und zu allem zu schwach sein. Das habe ich heute schon gehört. Oder habe ich es bloß gedacht?

Wo fährt er jetzt hin? Lauter neue Gemeindehäuser. Da war einmal die Schmelz. Oder irre ich? Ist alles nur ein böser Traum? Wozu werfe ich unnütz soviel Geld fürs Taxi hinaus? Ich könnte ebensogut umherlaufen. Es würde mich beruhigen. Warum will ich nach Hietzing?

Wahrscheinlich, weil es in Hietzing kein tiefes Wasser und keinen Abgrund gibt. Auch keine Häuser, deren Treppenflur hoch genug ist. Wozu? Um Gottes willen, wozu? Wozu will ich tiefes Wasser und hohe Häuser?

Und es wäre das Gescheiteste. Sogleich bin ich ruhig, wenn ich daran denke. Es ist so einfach, lalala, es ist so einfach. „Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund . . . So wohlig auf dem Grund."

Digitized by Google

Pfui, jetzt bin ich erschrocken. Die Tram wäre fast in uns gefahren. Nun, und? Es ist heute nicht das erstemal, daß etwas fast geschieht. Jede Autofahrt in der Großstadt besteht aus zwanzig fast erfolgten Zusammenstößen. Nette Reise für den „wohligen Grund", wenn man da so erschrickt.

Und es ist ja auch noch ein Rest Anstandsgefühl in mir. Übrigens eine scharmante Ausrede. Eine höchst scharmante Ausrede: Manfred darf nicht um seine Frage gebracht werden. Er hat ein Recht zu fragen. Ja, ein Recht. Ein Abschiedsbrief ist zu wenig. Da kann man nicht mehr fragen. Und er soll doch fragen, er soll fragen, er muß fragen!

„Wer nicht sterben kann, soll leben!"

Wer hat mir das wieder ins Ohr geflüstert? Ich soll also leben? Hast du es mir gesagt, Manfred? Was er sich denkt, daß ich noch immer nicht komme? Entsetzlich! Ich zerstöre seine Karriere. Und wie wird sich Hanna freuen, wenn das stolze Frauchen gestrauchelt ist. Gleich wird sie da sein. Gleich wird sie sich an ihn heranmachen. Gut, Hanna. Vielleicht hast du recht. Du liebst ja nur den einen. Er soll auch nicht allein sein. Wie käme er dazu? Axel hat auch seine Kolleginnen und Schülerinnen. Und ich?

Hahaha! Ich habe mehr. Ich habe zwei Männer, die ich unglücklich mache. Zwei mache ich unglücklich.

Was ist in solcher Lage zu tun, Frau Norma? Bitte, antworten Sie jetzt so, als ob Sie weder feig noch schwach wären. Bitte, antworten Sie. Aber schnell. Denn wir sind schon in Hietzing. Man sieht schon Schönbrunn.

Ja, was antworte ich? Einen schönen Satz. Einen lächerlichen Satz. Ich kann mich doch hier nicht umbringen! Ja, umbringen habe ich gesagt. Umbringen! Selbstmord, Freitod, Umbringen. Noch einmal. Selbstmord.

Gut, das Wort ist gefallen. Deutlich. Ich habe gesprochen, als ob ich nicht schwach wäre. Als ob ich nicht schon wieder das kitzelnde Gefühl in der Herzgrube hätte. Es ist ja sozusagen der erste Frühlingstag. Mit dem Eis ist es für heuer Schluß. Mit anderen Dingen anscheinend nicht nur für heuer.

Ich werde mich also ins Bassin stürzen, in dem die Kinder im Sommer baden. Oder in den Wienfluß, Pegelstand fünfzig Zentimeter. Sehr romantischer Selbstmord! Oder vielleicht doch lieber vor die Stadtbahn? Die ist doch auch hier geeignet für Erwachsene. Daß ich noch nicht an die Stadtbahn gedacht habe! Sehr oberflächlich. Und wir sind schon gar nicht mehr weit von den Gleisen. In fünf Minuten bequem zu Fuß zu erreichen. Entree für den Freitod zweiunddreißig Groschen. Das Sterben scheint billiger zu sein als das Leben. „Auf dem Gleise zwischen Hietzing und Schönbrunn wurde eine anscheinend den besseren Ständen angehörige Frauensperson . . ." Bessere Stände. Das ist das richtige Wort für mich. Man muß es so betonen, wie man etwa „feiner Herr" als Beleidigung ausspricht.

Das ist jetzt das Ende meiner Logik. Lauter dummes, zynisches Zeug! Und ich bin plötzlich weniger erregt. Ich glaube, man nennt das Abreagieren. Manfred kann stolz auf das Frauchen sein. Ein lebenstüchtiges Frauchen!

Es ist wirklich ekelhaft. Da flanieren gar noch lustige Leute. Und irgendwoher tönt Musik. Wenn ich noch sentimental werde, ist alles vorbei. Das heißt, dann geht der Schlendrian erst riesengroß an. Selbstmord erst in fünf Jahren nach totaler Übersättigung zu erwarten. Der Mann inzwischen entweder verludert oder an gebrochenem Herzen zugrunde gegangen. Schneller Schmerz heilt, langsamer korrumpiert. Also los zur Stadtbahn. Los! Jetzt keine albernen Reflexionen.

Nun bleibt der Chauffeur gar noch auf der Hietzinger Brücke stehen. Gut. Herrlich. Das Schicksal hat gesprochen. Ich werde ihn auszahlen, dann das Entree von zweiunddreißig Groschen erlegen und dann — dann werden eben alle Rechnungen beglichen sein.

*

Das Ärgste ist geschehen. Ja, das Ärgste. Ich habe die Fahrkarte ihrer normalen Verwendung zugeführt. Warum mußte der Zug aber auch eben in der Station stehen?

So, jetzt sitze ich im Zug und irgendein Geck forscht in meinen hold verwirrten, sonst aber nicht unschönen Zügen. Schon gut so. Sehr gut. Es kann sich auch ergeben, daß ich dadurch in reichere Gegenden komme, wo so ein stilles braunes Wasser fließt.

Bah! Glaube ich noch selbst daran? Wird dort nicht wieder ein Rettungskahn oder ein Floß stehen? Dem Feigen hilft das Schicksal. Ich bin unermüdlich in Sentenzen. Ich werde am Ende noch dichten.

Wie soll man weiterleben, wenn man sich selbst so, so abgrundtief verachtet? Ja, mein Kind, vor allem wirst du davonlaufen können. Vielleicht sogar vor der Versuchung. Wovor du nicht wirst davonlaufen können, ist die Schande vor dir selbst. Die wird von heute immer bei dir sein. Bis du etwas Wirkliches getan hast, um sie abzuwaschen.

Glaub' es mir, mein Kind, so beginnen

Digitized by Google

Meiſter der Graphik: Ein Paar. Radierung von W. Wolfgang Breuer

Digitized by Google

alle heroischen Entschlüsse. Nämlich mit dem Versagen vor sich selbst.

Ich bin ohnedies heroisch. Sehr heroisch. Bei einem fremden Herrn war ich heute in der Wohnung, habe ihn zuerst geküßt, und jetzt passe ich in der Stadtbahn aus einer dicken Zigarette Rauchwolken, daß sogar der Geck mich entsetzt ansieht.

Geradezu ein weiblicher Conquistador. Ist es nicht so? Muß sich vor mir nicht jedes Mädchen schämen, das sich aus Liebe hingab ohne zu reflektieren? Das dann geraden Weges zum Wasser ging, wo es am tiefsten war? Ja, schämt euch nur, ihr albernen Geschöpfe. So macht man's wie ich. Sensationen und wieder Sensationen. Nichts Unwiderrufliches ist geschehen, gar nichts. Eine kleine Entgleisung, die „ohne jede Folgen blieb".

Und dann pafft man den entsetzten Spießern Rauch ins Gesicht.

Weit hast du es gebracht, mein Schatz. Sehr weit. Du bist wohl der letzte Abschaum der Menschheit. Und ich kann nicht anders. Kann nicht mehr. Ich bin zahm wie eine Taube und will wieder lachen. Erzählt mir niemand einen Witz? Oh, ich möchte so gern lachen, laut lachen.

Und dabei saust der blöde Zug von einer Station zur anderen und wird mich beim Hauptzollamt ausspeien. Ich kann es ihm auch nicht zumuten, mich weiter zu beherbergen. Es ist ohnehin viel für zweiunddreißig Groschen! Vielzuviel.

*

So, mein Herzchen, meine liebe, untadelige Norma. Da, hier, an dieser Stelle, hier, Reisnerstraße Nummer achtundzwanzig groß A, bleib stehen und gehe die Treppe hinauf. Dann läute im zweiten Stockwerk an der Tür Nummer siebzehn. Und wenn dir dabei nicht kalt wird und dir die Knie einknicken, dann habe ich noch ein Quentchen Respekt vor dir. Ein Quentchen. Vorläufig. Wir werden ja sehen, wie du dich weiter verhältst.

Sehr schön ist es, stets zu jammern, daß man nicht gefragt wird. Besonders wenn man fast sicher weiß, daß man eben nicht gefragt wird.

Die Angelegenheit hat jetzt ein anderes Gesicht. Man wird gefragt werden. Und man hat zu antworten. Sehr viel zu antworten. Oder wird man lügen?

Und wenn man nicht gefragt wird?

Nein, ich kann nicht mehr. Manfred wird mich nicht fragen. Er wird mich still in die Arme schließen, wird selig sein, daß mir nichts zugestoßen ist, wird mich kosen. Und ich werde es das nächste Mal gescheiter anstellen. Man gewöhnt sich an alles. Oh, solche elende Charaktere wie ich sind gelehrig. Sehr gelehrig sogar.

Ich laufe davon. Ich gehe nicht hinauf. Alles ist Unsinn. Ich weiß ja, daß ich so und so verloren bin. Alles ist noch offen. Es steht ja nirgends, ist kein Dogma, daß es gerade die Stadtbahn zwischen Schönbrunn und Hietzing hat sein müssen.

Nein, ich gehe nicht hinauf. Nicht hinauf. Nicht hinauf!

Was ist das? Ich stehe ja schon droben? Wie bin ich hinaufgekommen? Es ist doch entsetzlich! Ich bin somnambul. Oder wahnsinnig. Und ich habe außerdem schon geläutet.

*

Um Gottes willen, gnädige Frau, wie sehen Sie aus?"

Das war Ami. War? Sie ist es. Sie starrt mich scheu an. Sie kann nicht sprechen.

Wo ist Manfred? Ist er nicht zu Hause? Es wäre das Furchtbarste. Ja, das Furchtbarste. Ich will ja nicht weg. Wenn er aber nicht zu Hause ist, dann muß ich weg. Muß davonlaufen und dann geschieht es. Und ich kann nicht fragen. Jetzt kann ich nicht fragen. Ich wage es nicht. Ami hat mir schon den Mantel abgenommen. Sie erwartet, was ich sagen werde. Schrecklich. Sie denkt, ich würde von einem Unfall, einem Unwohlsein erzählen. Etwas anderes ist doch unmöglich. Was kann auch so eine süße, freundliche, untadelhafte Frau anderes erlebt haben?

Gut, wie du willst, Ami. Ich torkle also hinein in die Wohnung. Jetzt ist mir alles gleich.

„Ich habe deinen Schritt erkannt, Norma!"

Um Gottes willen, er steht vor mir und sieht mich starr an. Manfred. Ist es Manfred? Wie sieht er aus? Sein Gesicht ist ja verzerrt. Weiß er etwas? Oder ist es die Angst? Was soll ich tun? Was soll ich tun?

Nein, ich werde nicht ohnmächtig. Ich werde es nicht. Ich bin zu gesund. Fluch der Gesundheit! Keine Umnachtung der Sinne erlöst mich. Ich muß ihn ansehen. Warum sitzt seine Krawatte ein wenig schief? Ich bin wahnsinnig, daß ich so etwas bemerke.

Jetzt macht er mir mit der Hand ein Zeichen. Was heißt dieses herrische Zeichen? Ah, ich weiß. Er befiehlt mich ins Nebenzimmer. Geht voran, ohne sich umzusehen.

Was wird folgen? O Gott, es kann ja auch alles zu Ende sein! Hinaus mit dir.

Digitized by Google

Aus der Wohnung, aus dem Heim, aus der Gemeinschaft mit ihm. Oh, ich denke es zum erstenmal. O Gott! Warum wußte ich es nicht früher? Was soll ich tun, was soll ich tun? Und ich kann nicht einmal sagen, daß ich unschuldig bin. Oder soll ich lügen? Ja, ich werde lügen, damit ich mir mein Heim erhalte und ihn. Er ist ja so lieb! Ich habe ihn doch so furchtbar lieb. Ich will zärtlich zu ihm sein. Zärtlich und wild, daß er vergeht. Nein, es ist aus. Es ist alles aus. Ich weiß es.

*

Er hat mich an sich vorbeigehen lassen und die Tür von innen abgesperrt. Mir beginnen die Knie zu zittern. Was hat er vor? Wenn er nur sprechen würde.

Strafgericht. Ich fühle es deutlich. Aber wie? Was wird er tun? Und ich wage mich nicht in seine Nähe. Wieder bin ich gelähmt. Nicht im ganzen. Ich kann gehen, die Arme bewegen, den Kopf wenden. Alles kann ich. Nur nicht in seine Nähe. Und ich wünsche es so heiß.

Nein, ich habe es verscherzt. Ich sehe seine Gedanken, bevor er spricht. Es ist aus, alles aus. Er hat mich wieder angeblickt. Undurchdringlich, hart, erbarmungslos. Um Gottes willen! Ich kenne ihn ja nicht. Kenne ihn gar nicht. Ich bemerke es plötzlich, daß er für mich unheimlich fremd ist.

Wer weiß, was folgt? Vielleicht sind es meine letzten Augenblicke und er erwürgt mich, oder schießt mich nieder. Ich habe solche Angst. Soll ich um Hilfe schreien? Warum soll er mich auch nicht erschießen? So etwas ist schon vorgekommen. Ist fast gewöhnlich, alltäglich.

Er spricht noch immer nicht. Steht einige Schritte von mir entfernt und sieht mich bohrend an. Er weiß mehr, als ich ahne. Alles weiß er. Er ist ja ein feiner Psychologe. Die ganze Zeit hat er mich schon beobachtet. Heute schreitet er endgültig ein.

Was soll ich tun? Wenn er nur reden wollte! Ich kann nicht handeln. In dieser einen Richtung kann ich nicht handeln. Zu meinem Vorteil kann ich nichts unternehmen.

Wie süß und ruhig könnte alles sein. Wir hätten zusammen gegessen, ich hätte mich angezogen — im Auto — helle Salons — große Gesellschaft — stolz auf die liebe, schöne, kleine Frau —

„Manfred!"

Was war das für ein Ton? Habe ich geschrien? Wie furchtbar hat das geklungen.

„Du kannst mir nicht vorwerfen, Norma, daß ich dich die letzten Wochen mit Fragen belästigte. Gewiß kannst du mir das nicht vorwerfen."

Nein! Nein! Nein! Du hast recht, tausendmal recht. Aber warum sprichst du so schneidend, so hart? So fremd? So entsetzlich fremd? Nein, Unsinn. Es ist ja gleichgültig. Alles ist gleichgültig.

Was ist das plötzlich? Warum fühle ich mich so wohl? Warum versinkt meine Angst? Warum lächle ich? Entsetzlich, ich lächle. Ich lächle ihm selig zu. Was soll er glauben? Muß er mich nicht niederschlagen, weil er es für Hohn halten wird? Und ich kann es nicht unterdrücken.

„Gräßlich, Norma! Warum lächelst du so starr? Ist das der Zusammenbruch?"

Oh, er fragt, er fragt. Ohne, daß er mir eine Entschuldigung suggeriert. Brutal und geradeaus fragt er.

„Zusammenbruch? Vielleicht, Manfred. Oder doch — eher — Erlösung."

Was habe ich da wieder gesagt? Bin ich verrückt?

„Bitte, nimm Platz, Norma. Es ist wohl unausweichlich, daß wir miteinander sprechen. Du wirst deine Verspätung zu rechtfertigen haben. Nicht etwa wegen der Gesellschaft. Das habe ich schon geordnet. Nein, wegen deines Benehmens und deines Zustandes. Beides ist wohl nur die letzte Folge eines schon länger währenden Geheimnisses. Jetzt hast du das Wort, Norma."

Ich habe das Wort. Oh, ich habe das Wort. Endlich! Und ich lächle noch immer. Wofür hält er mich? Für gemein, verworfen, verloren? Oder für wahnsinnig? Und wie er gefragt hat. Kein Ausweg. Ich bin umkreist. Ich will auch nicht lügen. Wird es je ein Mensch verstehen, daß ich mich wohl fühle, daß ich selig bin? Daß mich die Angst, die mir noch die Kehle zuschnürt, geradezu kost? Und dabei weiß ich genau, daß ich wahrscheinlich alles verliere. Aber jetzt muß ich antworten.

Und ich antworte. Ja, ich rede schon. Mechanisch, plappernd wie ein abschnurrendes Uhrwerk. Oder rede ich noch nicht? Ja, doch, ich rede. Und ich sage alles, wie es begann, wie es war, wie es sich entwickelte, Oh, die Wahrheit ist so leicht, so flüssig! So mühelos, als ob man Bilder ansähe und erzählte, was man eben sieht.

Ja, Manfred, so war es. Ich verschweige nichts. Sieh mich nicht so entsetzt an! Du hast es ja gewußt. Oder wartest du auf das Ende, das unwiderruflich das Ende bedeutet? Wie soll ich es sagen, wie es abkürzen, dieses Martergespräch, ohne zu lügen? Oder wird auch der wahre Schluß dir schon genügen für Trennung und Abschied?

Digitized by Google

Ich stocke ja nicht, Manfred. Ich rede so fließend, so klar, so einfach. Du mußt es sehen, daß ich nicht lüge, nichts verschweige. Ich glaube, das Lächeln ist mir jetzt vergangen. Gründlich vergangen. Ich kann diese armen Augen nicht mehr sehen. Was habe ich getan? Wofür habe ich alles getan? Ist es nur die Angst? Ist es wieder Selbstlüge? Nein, Manfred. Glaub' es mir. Während ich laut vor dir spreche, zerrinnt meine Liebe zu Axel zu einem Schatten. Du bist mein Mann, du! In deinen Armen bin ich zum Weib geworden, du bist mein wahrer Kamerad. Es war ja doch nur alles ein verworrener Traum.

Oder ist dieses Gefühl auch nur jetzt wahr und morgen beginnt die Zerrissenheit aufs neue? Nein, Manfred, nein. Ich bin ja doch nur nach Hietzing gefahren, um dich endlich zur Frage zu zwingen. Nichts anderes wollte ich durch diese Fahrt erreichen. Ist das allein nicht schon Beweis, daß es mich zu dir drängt, nur zu dir?

So, das Schwerste ist gesagt. Seine armen Augen sind um einen Schimmer weniger entsetzt. Er wartet noch.

Nein, es folgt nichts mehr, Manfred. Nichts mehr. Es ist nichts weiter geschehen. Es ist ohnedies mehr als genug. Ich beginne zu stammeln. Ich weiß nichts mehr. Kann nichts mehr reden. Oh, mir ist so wohl, so leicht! Gott, lieber Gott, Gott meiner ersten Kindheit, rette mich! Stoß mich nicht mehr hinaus ins Leere, Grausige. Ich verstehe alles, was ich heute erlebte. Ich will stärker sein, stärker und freier. Schwäche ist Sünde. Die Gnade ist unverdient. Es hätte anders kommen müssen, wenn ich allein gehandelt hätte. Axel hat mich gerettet, Axel, der Mann, den ich ehre, und Manfred, der Mann, den ich liebe. Ich liebe dich, Manfred. So reiß mich in deine Arme.

„Du hast Glück gehabt, Norma. Viel Glück. Glaub' es mir. Kaum ein Mann hätte so gehandelt wie dieser Axel. Das ist dein Schuldspruch."

Ja, es ist mein Schuldspruch. Es ist das Ende. Ich weiß es. Du hast recht, Manfred. Verloren. Alles verloren. Wo soll ich hin?

„Du verstehst mich nicht, Norma. Oder nur halb."

Was geschieht? Das Wunder? Er lächelt ja ein wenig. Ist es das Wunder? Manfred, Manfred! Oder bilde ich mir das Lächeln nur ein?

„Du sollst dich jetzt ruhig zum Tee anziehen, Norma. Verstehst du mich? Es ist noch Zeit. Diese Selbstüberwindung verlange ich von dir. Über eine Versöhnung können wir dann abends sprechen. Ich sage dir nur noch, daß du trotz allem ein sehr, sehr armes Geschöpf bist und daß ich dir wahrscheinlich beistehen werde. Jetzt aber, zieh dich an, Norma."

Das Wunder. Es ist da. Er verzeiht mir. Er verzeiht mir. Oder zumindest, es ist nicht ganz ohne Hoffnung. Manfred, ich liebe dich ja so unendlich. Jetzt noch tausendmal größer und reiner als früher. Ja, ich werde mich anziehen. Schön anziehen. Licht, helle Räume. Wieder eine ehrliche Frau. Und alles, alles tun, was er will. Ob ich ihn jetzt schon küssen darf? Nein, ich darf es noch nicht. Vielleicht noch lange nicht. Aber es wird vorübergehen, es wird vorübergehen. Ich bin gerettet. Ich kann es noch nicht fassen.

„Ich gehe, Manfred. Ich werde schnell fertig sein. Ja, sehr schnell. Aber bitte, bitte, frage mich stets! Um Gottes willen frage mich. Wirst du mich fragen?"

„Ja, immer, Norma. Ich denke aber, du wirst auch manchmal antworten, bevor ich frage."

Oh, das war wieder sehr kalt. Sehr hart und unerbittlich. Er hat recht. So schnell darf es nicht gut sein. Wenn ich nur hoffen darf. Das Dienen wird nicht schwer sein. Ich muß aber jetzt seinen Wunsch erfüllen.

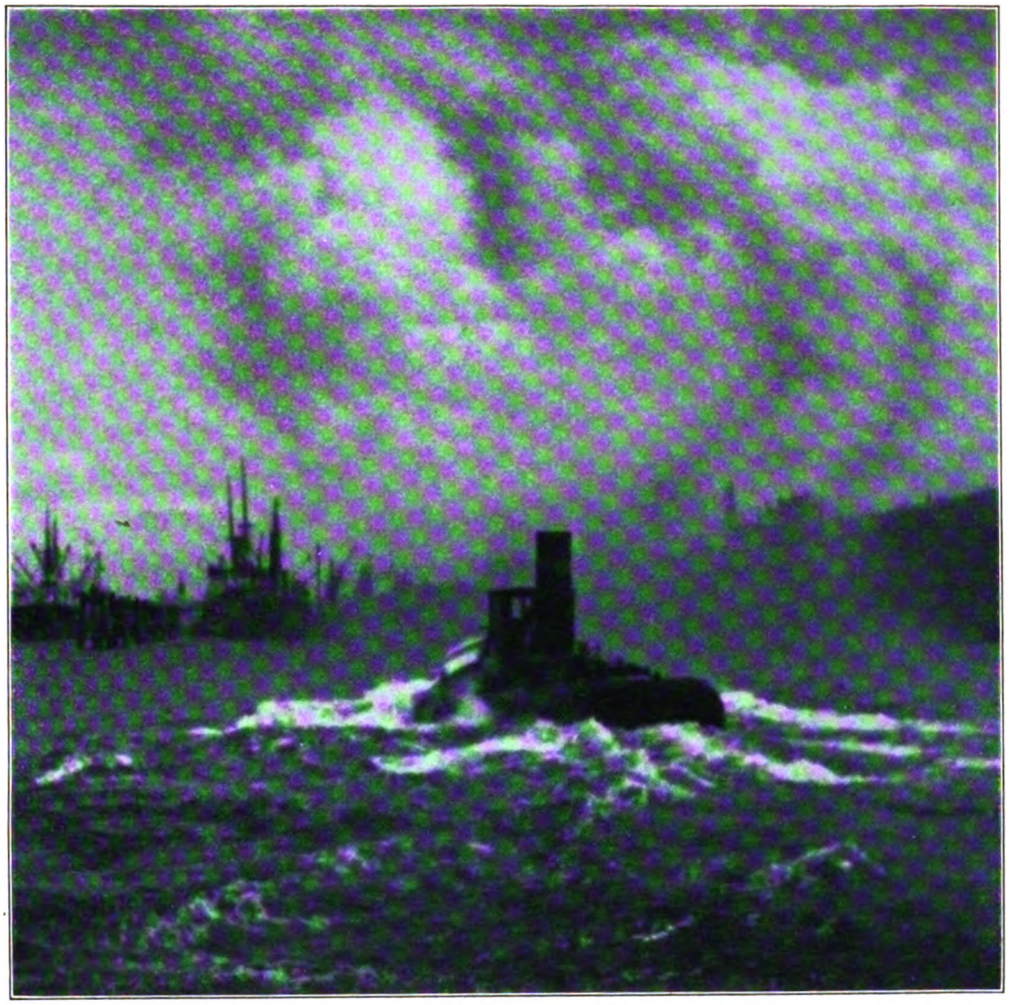
Ich weiß schon. Das Kleid aus Velourchiffon imprimé. Ob ich ihm gefallen werde?

Nein, nicht fragen, nicht fragen. Nur handeln. Vielleicht wird noch alles gut, Manfred. Vielleicht wird noch alles gut. Besser, als es vor dieser gräßlichen Warnung war.

Oh, wie süß das Parfüm duftet! Meine Wohnung durchflutet es, mein liebes Boudoir. Es gehört noch mir.

„Bitte, Ami, helfen Sie mir! Schnell! Der gnädige Herr hat schon lange genug gewartet."

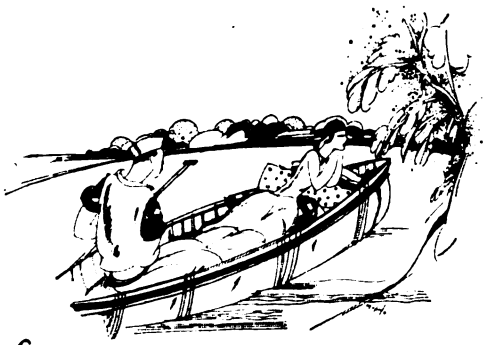
Digitized by Google



Im Hafen der Arbeit
Künſtleriſche Aufnahme von Walter Plew-Hamburg

Digitized by Google

Digitized by Google



Hamburger Festtage

Von E. A. Greeven

Bevor ein Troubadour der Dame seines Herzens in zierlichen Worten seine große Liebe gesteht, pflegt er mit eingelegter Lanze gegen ihre Neider und Verleumder anzurennen und die Bösen in den Sand zu werfen. So wollen auch wir, ehe das Wort von der schönsten Stadt Deutschlands unserer Feder entflohen ist, rasch mit ein paar Vorurteilen aufräumen, die unfreundliche Menschen immer wieder für Hamburg in Bereitschaft halten.

Es ist z. B. nicht wahr, daß Hamburger Kinder schon mit einem Regenmantel zur Welt kommen, sondern sie erwerben dieses praktische Kleidungsstück erst im fünften oder sechsten Lebensjahre. Es ist ferner eine häßliche Übertreibung, daß man in Hamburg auch bei Tage draußen nur mit Blitzlicht photographieren könne, weil die Sonne von den Preußen nicht über die Grenze gelassen werde — nein, es gibt Sonne genug hier, terra marique, im Herzen und am Himmel, doch sitzen die reisenden Photographen bei Sonnenschein meist im Ratskeller und im Elbtunnel. Schließlich und endlich behaupten Binnenländer gerne, Hamburg sei die teuerste Stadt Deutschlands. Aber das sagen sie mit Vorliebe dann, wenn sie ihr schönes Geld bereits scheffelweise in Westerland oder Travemünde ausgegeben haben und am Schluß der Reise kümmerlich sparen müssen. Sie vergessen die zwar nicht tiefe, aber zutreffende Wahrheit des alten Andreas von Balthesser, daß gut leben nicht wohlfeil sei. Und man lebt gut in Hamburg!

Es genügt nicht, hochthronend eine Stadt im Fremdenauto zu durchfahren, wenn man sie begreifen will. Man begreift nur, was man mit allen Sinnen einmal greifen durfte. Wenn unser Fuß sich über Brücken und durch Gassen getastet, wenn unsere Hand auf warmen Backsteinen geruht, über bronzene Knäufe alter Faktoreien gestreichelt und an eisernen Kairingen prüfend gerüttelt hat, dann erst wird eine Stadt für uns sinnvoll und Hamburg ein lebendiges Wesen. Dazu möge das Auge trinken, was die Wimper hält, und das Ohr der gewaltigen Symphonie lauschen, die im Heulen der Sirenen und im Poltern sich füllender Schiffsbäuche, im traurigen Möwenschrei und im unaufhörlichen Rattern der Lastwagen den Lobgesang der Arbeit uns stündlich entgegenträgt. Und vergeßt die Nase nicht! Auch Städte haben ihr besonderes Parfüm. Hamburg ist eine Stadt, die deren mehrere und sehr charakteristische hat. Unten am Hafen, von wo die Fleete und Kanäle — durch geschwärzte hohe Lagerhäuser eingeengt — sich in die Stadt bis zur Alster einbohren, da herrscht der seltsame Geruch von Meeresnähe und Fäulnistiefe und ölgetränkten Dämpfen, da quillt aus den offenen Luken der Speicher der Duft weitgereister Schätze. Hier schnupperst du das heilige Aroma der Kaffeebohne und dort die Schärfe asiatischer Gewürze, von drüben kommt die harzige Frische nordischer Hölzer und aus jener Ecke dort der unverkennbare Hauch von Manilahanf. In der City aber, wo die ragenden Kontorhäuser ihr wimmelndes Ameisenleben hinter spiegelnden Fensterreihen verbergen und Paternoster zwischen hundert Prozent Gewinn und epochaler Pleite ungerührt auf und nieder fahren, wo an Sonntagen Grabesstille bedrückend lastet und die kleinen Frühstücksstuben hermetisch

Digitized by Google

verschlossen sind — da riecht es sachlich kühl und ein wenig unpersönlich nach Fakturen und Kontoauszügen und bisweilen nach der Pomade schlecht frisierter Bilanzen. Draußen jedoch, um die Alsterbecken, in den breiten, schattigen Alleen, wo hinter gepflegten Vorgärten Mina und Stina in weißen Häubchen und weißer Schürze mit dem Staubsauger hantieren und Heinrich mit bedächtiger Ruhe den Kies zu einer Augenweide kratzt — da duftet es lieblich nach frischem Grün und ererbtem Wohlstand, nach Gartenerde und täglicher Dusche. Überall aber, wo es auch sei, fließt in der Luft ein unhörbares Rauschen, ein leises Atmen des Meeres, das den Pulsschlag dieser Stadt begleitet. Immer geht ein letzter Gedanke zum Meer; so wie man nächtens erwacht, weil ein Riese im Hafen sein dröhnendes Abschiedsbrummen über die Stadt schickt, um die Elbe hinabzuwandern dem Meere zu.

★

Es mag nicht jedermanns Sache sein, auf Kirchtürme zu klettern, auch wenn sie so zauberhaft schön patiniert sind wie ihrer fünf in Hamburg, was allein der Gnade des vielgeschmähten Klimas zu danken ist. Aber da der Turm der Michaeliskirche 83 Meter über Stadt und Hafen hinausragt und obendrein einen komfortablen Aufzug besitzt, so sollte man es nicht versäumen. Sicherlich steht es auch im Baedeker, daß der Rundblick „lohnend" sei. Er ist mehr: er gibt Kunde und Erkenntnis vom organischen Werden und Wachsen einer großen Stadt, enträtselt Struktur und Charakter mit mathematischer Klarheit und läßt den Raum zu unseren Füßen seine eigene Sprache reden. Vergangenheit wird lebendig, Gegenwart entfaltet ihren Sinn, und die Formen der Zukunft beginnen sich unvermutet zu entschleiern. Wie gedrängt ist der Kern der alten Hansestadt dort unten, deren Mauern und Tore nicht mehr stehen und dem forschen-

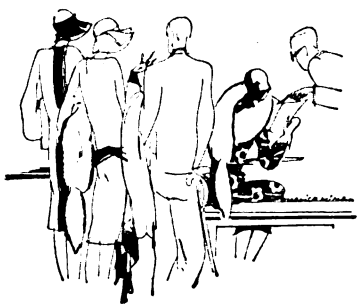
den Auge doch unheimlich sichtbar werden. Und wie rätselhaft verschlungen ist das Gewirr der schmalen, lichtlosen Gäßchen und Höfe des berüchtigten Gängeviertels, von dem in grellbunten Zehnpfennig-Heftchen die Sage geht, daß in dunklen Nischen Handköfferchen mit Kinderleichen an der Tagesordnung seien. Bald wird der ganze finstre und gepferchte Spuk verschwunden sein. Spitzhacke und Schaufel legen Jahr für Jahr Baracke um Baracke straßenweit nieder und sanieren das alte Gängeviertel mit heilsamem Radikalismus. Auf seinem Boden wächst in gigantischem Ausmaß die neue City. Da wuchtet, dicht am Hafen, das Ballinhaus, da schwingt die elegante Kurve des Chilehauses, sich verjüngend und zuspitzend wie der Bug eines mächtigen, wogenspaltenden Schiffes. Hier hat im Werk Fritz Högers ein Traum neuer architektonischer Gestaltung im heimatlichen Backstein endgültige Form gefunden. Und neue Möglichkeiten der Belebung turmhoher Fassaden durch die reizvolle Wirkung von Licht und Schatten auf fast spielerisch gegliederten Wänden sind hier hundertfach gefunden und zugleich meisterlich bewältigt. Schon ragt jenseits der Straße das gewaltige Massiv des Sprinkenhofes leuchtend rot gegen den windgefegten blauen Himmel und wenige Schritte entfernt in sparsam zweckhafter Schönheit der Block des eben vollendeten Molenhofs. Das reiche Neuyork baut — auf felsigem Untergrund — höhere, himmelstürmendere Kolosse, aber was zehn Jahre nach Krieg und beispielloser Verarmung Hamburgs Architekten in zahlreichen neuen Vierteln an Bürohäusern und Wohnblocks geschaffen haben, ist vielleicht doch noch erstaunlicher und rühmenswerter.

★

Es wird noch manches alte Haus fallen im Hafenbezirk und um einige wird es schade sein. Wo wird dann der alte Photograph

Digitized by Google

ein Unterkommen finden, der mit der Kamera im Rucksack und dem Stativ unterm Arm seit Jahrzehnten um die einfahrenden Dampfer scharwenzelt und darauf lauert, daß die abgeheuerte Mannschaft vor dem Auseinandergehen pro Nase einen Dollar riskiert, um als bildschöne Gruppe sich unsterblich zu machen!? Es wäre auch schade, wenn der „Old Commercial Room" am Baumwall eines Tages einem Neubau Platz machen müßte und seine niedrige Stube mit den kleinen Fenstern verschwände. Dort saßen und sitzen ehrenwerte Kapitäne, wetterfeste Steuerleute und wendige Schiffsagenten aller Nationen und trinken frühmorgens einen Grog, wie es so leicht keinen nördlicheren gibt. An der Wand hängen Briefkästen gereiht; darin finden die Kapitäne und Steuerleute, wenn sie von großer Fahrt heimkehren, die angenehme Post ihrer diversen Bräute vor, und wenn man sich vorstellt, daß sie in jedem Hafen so ein Kästchen hängen haben mit den dazu gehörigen Bräuten, so kommt im Lauf der Jahre eine amouröse Korrespondenz zusammen, die einer Marquise des Dixhuitième alle Ehre gemacht hätte. Aber wer weiß — vielleicht enthalten diese mysteriösen Kästchen auch nur Briefe, die mit den Worten beginnen: „Zu unserem Erstaunen sind wir auf unsere verschiedenen Mahnungen . . ."



Möge aber niemand glauben, daß der Konsum von Grog lediglich eine Angelegenheit ausschweifender Seeleute sei. Grog ist überhaupt kein Getränk wie etwa Wein oder Bier. Wer ihn zu sich nimmt, weiß auch, daß es Breitengrade und klimatische Verhältnisse gibt, unter denen man Grog mit Fug und Recht schlechthin Medizin nennen darf. Hamburg besitzt zweifellos diese bevorzugte geographische Lage. Der einfache Mann schluckt seine Medizin ohne besonderes Zeremoniell, aber es gibt in dieser traditionsreichen Stadt neben mancher andern auch eine hochentwickelte Grogkultur, und man beschenkt daher verehrte Freunde, wenn sie in die Jahre kommen, gerne mit einem soliden silbernen Grogservice für eine Person. Denn der Grog ist im Grunde seiner Seele ein einsames Getränk abgeklärter Solitude.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist zwar nur ein Schritt, aber vom Old Commercial Room zu Ehmcke oder Schümann ein riesiger Sprung. Hamburg ist eine eminent männliche Stadt mit scharfgeschnittenem, etwas hochmütigem Profil und einer aristokratischen Abneigung gegen die „would be"-Fassade sensationeller Aufmachung. Nicht der Käfig, sondern der Kanarienvogel soll singen! Daher hat Hamburg viel Verständnis und Liebe für die gediegene Schlichtheit etwas altmodischer Räume, wo der Kenner in frommer Andacht wahrhaft speisen kann. Hier wird nicht abgefüttert und nicht lieblos geschlungen und nicht simpel gegessen, sondern hier wird noch gespeist. Man muß einen Senator alten Schlages zwischen Ledertapeten und englischen Sportstichen beim genießerischen Studium der bibeldicken Weinkarte gesehen haben, um zu wissen, was es heißt, mit Verstand einen Rotspon wählen.

*

Aber — so hören wir fragen — wo bleibt Hamburgs Jugend? Ihr redet immerzu von alten Knaben und den Vorfreuden ihres Zipperleins, aber wo stecken die Jungen, die schlanken Blonden, die von heute und die von morgen? Gemach, wir wollen sie suchen und werden sie finden. Obwohl es nicht ganz leicht ist, die junge Generation einer Hamburger Familie versammelt anzutreffen. Das mit Übersee so tausendfach verbundene Leben bringt es mit sich, daß von zwei Söhnen fast immer einer in Guatemala oder Nagasaki sitzt und von vier Söhnen sich oft zwei ihre Frauen von drüben holen. Das ergibt dann auf dem Jungfernstieg zwischen Blau und Blond die südlich aufflammenden dunklen Augenpaare und den geheimnisvollen Reiz tiefschwarzen Haares. So nordisch und deutsch Hamburg ist, ein Hauch von Internationalität ist beigemengt. Keine Stadt Deutschlands kann in ihren Straßen mit soviel bunten Schildern fremder Konsulate aufwarten. Einundfünfzig Staaten sind vertreten, die Mehrzahl überseeische und einige auch überflüssige.

Hamburgs Jugend arbeitet und paddelt. Das erstere mehr oder weniger, das letztere mehr; arbeiten bei Tage und paddeln bei Tag und Nacht. Paddeln und Kanufahren ist ein Sport mit dem unsportlichen Ziel hingegossener, malerischer Faulheit. Der junge Hamburger ist von Natur im Besitz eines Bootes, so gewiß wie junge Dichter im Besitz kurioser Komplexe sind. Für die

Digitized by Google

zur malerischen Faulheit notwendigen Kissen sorgt die junge Hamburgerin. Zur Aussteuer einer Hamburgerin in bescheidener Vermögenslage gehören 26 sehr bunte Kanukissen; von dem bißchen Leibwäsche braucht man heutzutage nicht zu sprechen. Für Kanadier und Kanuisten (die nicht immer, wie der Name vermuten lassen könnte, Mitglieder einer frommen Sekte sind) ist das grünumrandete Becken der Außen-Alster ein idealer Tummelplatz.

Hier wird kindlich gerudert und virtuos gesegelt — auch umgekehrt — mit Begeisterung geflirtet und mit Ausdauer trainiert für die vielen Regatten, die allsommerlich über die gischtgekrönten Wasser jagen. Da liegt Bootshaus an Bootshaus, aus denen die schnittigen Achter ins feuchte Element gleiten und davonstieben im Gleichklang stoßender, federnder Arme und elastischer Rücken. Der tüchtige Mann mit dem Megaphon brüllt sich die Seele aus dem Hals und Schlachtenbummler kritisieren heftig von geruhsamen Uferbänken.

Unter hängenden Weiden träumt leise schaukelnd ein einsamer Kanuist und liest den letzten Wallace. Es wird überhaupt viel gelesen in Hamburg, was die einen mit dem regen, geistigen Leben und die andern mit dem häufigen Regenwetter in ursächliche Verbindung bringen.

*

Mittelpunkt des Lebens und Treibens auf der Alster ist das altberühmte Uhlenhorster Fährhaus, weiß im Grünen und bei anbrechender Dämmerung von unzähligen Lichtern erhellt. Es hat einen kleinen, wohlgeschützten Hafen vor seinen Terrassen, und wenn an schönen Sommerabenden die Klänge holdbanaler Weisen über das dunkle Wasser wehen und auf dem nahen Floß das große Feuerwerk beginnt, dann kommt lautlos mit unhörbarem Ruderschlag eine ganze Flottille von zweihundert, dreihundert Booten herbei und liegt eng aneinandergeschmiegt und gewiegt im Hafen und weit darüber hinaus. Funkelnde Garben von Licht schießen empor und stürzen strahlend nieder, und plötzlich ist alles weit im Rund phantastisch entzündet, und das Gewimmel der Boote taucht überraschend und bunt aus Nacht und Finsternis, und in der Ferne stehen die Türme der Stadt sekundenlang wie blinkende Nadeln im Licht. Ein Prasseln von blauen und roten Sternen, ein Zischen silberner Kaskaden — und dann ist alles dreifach schwarz und von der Nacht verschlungen. Kein Boot und kein Mensch zu erblicken; nur ein kleines, lustiges Mädchenlachen aus der Tiefe verrät, daß es nicht immer der letzte Wallace sein muß, der ein Kanuglück ausmacht.

Doch über Alsterserenaden, Feuerzauber und Paddelidylle wollen wir nicht vergessen, daß in Hamburg großer Sport schon eine gute, ehrenvolle Tradition hatte, als man sich im übrigen Deutschland noch nicht allzu viel um ihn kümmerte. Nicht so sehr vom Polo-Klub soll hier die Rede sein, der vor mehr als dreißig Jahren in Hamburg als erster von Deutschland gegründet wurde und heute in glänzender Form dasteht, auch nicht von den Tennisturnieren, die ihre internationale Bedeutung mit jedem Jahr stärker erweisen, sondern vom Deutschen Derby auf der Horner Bahn, das im Lauf ruhmreicher Jahrzehnte ein sportlich-gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges geworden ist.

In der Derby-Woche kommt eine neue Note in das Bild Hamburgs. Die Eleganz der Turfplätze setzt bunte Tupfen und Lichter auf das Leben am Jungfernstieg und in den großen Hotels. Rennstallbesitzer und berühmte Trainer, die Habitués von Toto und Tribüne und vor allem schöne und verwöhnte Frauen sind die Vorläufer und Vorzeichen des mit Spannung erwarteten Tages. In den Hallen des „Atlantic" und der „Vier Jahreszeiten" trifft sich vor und nach dem fieberhaft umstrittenen Rennen die große, elegante Welt des grünen Rasens. Die schier unübersehbaren Reihen der Autos verstopfen die Zufahrtsstraßen nach Horn, Hunderttausende sind auf den Beinen und umlagern das kilometerlange Gitter. Alles was Klang und Namen in Hamburg und den Kreisen des Sports hat, wogt in den Logen der Tribünen, steigt aufs Dach des Rennklub-Hauses und umsteht den Führerring. Wenn die Startglocke schrillt, wenn ein stürmendes Rudel herrlicher Renner die Erregung aufs höchste jagt — dann sind die kostbaren Minuten und Sekunden des Hamburger Derby gekommen! Und Jubelschrei einer gigantischen Einheit überschüttet den Sieger!

Zeichnungen von Marlice Hinz

Digitized by Google

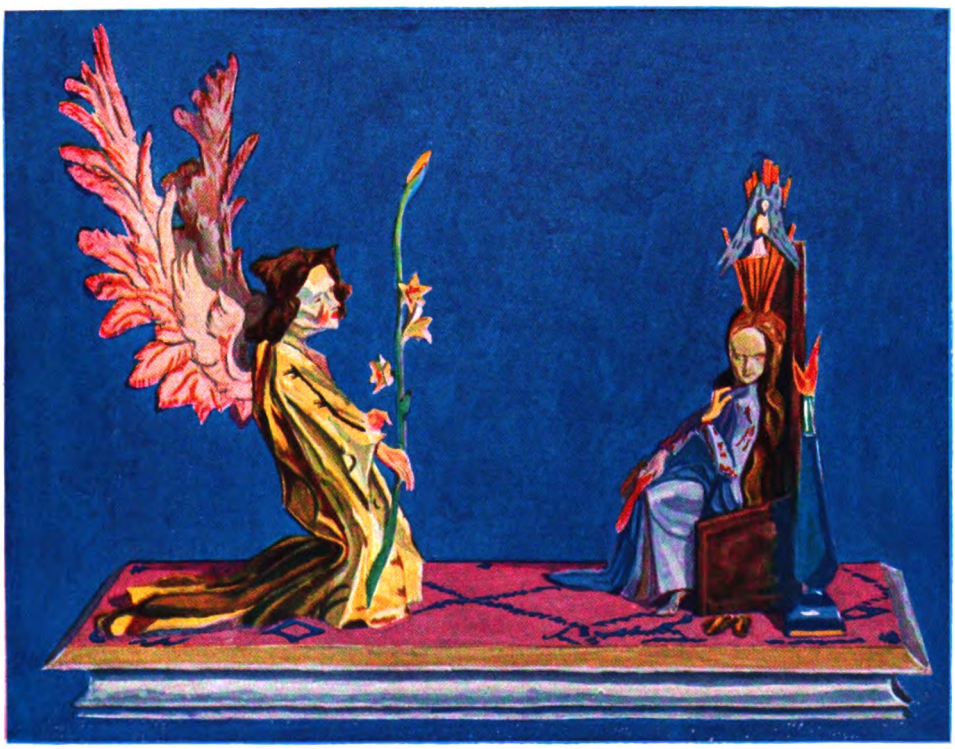
Die Oberammergauer Herrgottsschnitzer

Ihre neuen Ziele und neuen Wege

Von Univ.-Prof. Dr. Witte
Direktor des Schnütgen-Museums, Köln

Einzig bei naturverbundenen Menschen, welche die Lautheit des Lebens von heute nur ganz von weitem branden hören oder gar nur ahnen, einzig bei stillen, sinnenden Schäfern auf endlos sich weitenden Heideflächen und bei Bergbauern in rings umhegten Talkesseln kann eine Haus- und Volkskunst werden wie die der Oberammergauer. Komplziertheit des Erlebens wie des Sehens ist da ausgeschlossen; wahr und einfach, mit wenig Worten geht dort die Sprache einher, fast karg, aber voll frischer Bildhaftigkeit und von natürlicher Ergriffenheit getragen.

Es liegen Jahrzehnte hinter uns, in welchen die alte Oberammergauer Überlieferung gleichbedeutend mit Gedankenlosigkeit und leerem Schema geworden war. Aus einem alten, guten Volksliede war so etwas geworden wie ein abgenutzter, schmalzender Schlager, seelenlos und darum auch formlos. Man nahm ja auch den einstmals so innig gegebenen Plastiken regelrecht das Maß, man verkaufte wortwörtlich nach Zentimetern. Die abebbende Romantik und akademische Anatomielehre, nicht zuletzt auch vielleicht ein gewisser Einfluß der Oberammergauer Spiele mit ihren lebenden Bildern und dem in ihrem Gefolge einhermarschierenden Naturalismus drängten alles Leben und Erleben früherer Zeiten aus den



Die Verkündigung

Digitized by Google

Körpern heraus und legten es einzig auf die Haut. Ein glatter, zu glatter Vortrag der Form drängte den Einfluß des Werkstoffes, des Weichholzes zurück, der letzte Reiz ging unter in Massenproduktion schlechtesten Leumundes.

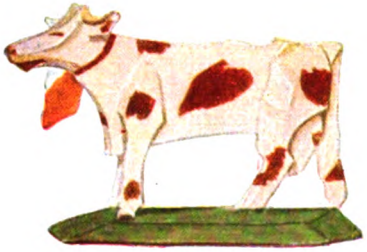
Nun ist die Besinnung gekommen; plötzlich fast, rücksichtslos aufgerührt durch die neue Zeit und, was erfreulich ist, durch einsichtige und fühlende Bewohner des Gebirgsdorfes selbst, denen ein gut Geschick nicht nur die Tradition des Könnens in die Wiege legte, vielmehr auch eine gute Gabe von Tastvermögen, von Formgefühl, von Erlebensfähigkeit und — Seele. Schnitzen können die Oberammergauer auch heute noch, ihnen gehorcht das Messer in der starken Faust aufs Wort, und diese harte Faust zeichnet mit diesem Messer auch heute noch in der kernigen Art des guten, alten deutschen Holzschnittdruckes: Zügige Grate rahmen breiteste Flächen, die wie in einem Schnitte mit dem Stechmesser hingesetzt erscheinen. So muß es ja auch sein. Solche Hauskunst kann und soll auch nicht mit einer Einmaligkeit ihrer Erzeugnisse rechnen; hier haben wir es mit einer vervielfältigenden Hauskunst zu tun. Dazu sind junge, unbelastete Kräfte vonnöten, deren Auffassung in unserer Zeit verwurzelt ist, die als Junge auch für die junge Generation zu schaffen sich berufen fühlen.

Madonna an der Wiege

Die heilige Elisabeth

In den uns hier vorliegenden Arbeiten der Werkstätten von Gg. Lang sel. Erben sehen wir erfreulicherweise solche Kräfte am Werke. Ausgetrocknete Überlieferung ist hier nicht mehr zu spüren; überall frisches, sprühendes Leben, Freude an der Aufgabe und ihrer Lösung. Nur wer ganz und gar bei der Sache ist und in ihr lebt, vermag solche anmutigen Bilder hinzusetzen, wie sie in der Verkündigung, in der Wiegenmadonna, in der spinnenden Gottesmutter uns hier entgegentreten. Ehrliches Pathos einer bildgefüllten, nicht komplizierten Kinderseele, ohne Künstelei unbekümmert niedergeschrieben in einer Handschrift, die wiederum selbst gefunden und aus Thema und Werkstoff gewachsen ist. Frühling

Digitized by Google



mit blumigen Bergwiesen, über allen Dingen lachende Sonne, die hier gleichsam aus Heiligen- und Menschenherzen vorbricht, mag es sich um die zarte, keusche Madonna, mag es sich um den jodelnden Seppel, die milchschleppende Resi oder den übermütig ausschlagenden Ziegenbock handeln.

Neu ist vor allem die Erscheinung, daß Grüppchen wie das der stillen Wiegenmadonna und der Spinnerin ein fast seltsames, räumliches Behaben zeigen. Obgleich hier auf weißem Grunde stehend, erscheinen sie uns wie in einem weiten Raum, den wir um sie legen, in den sie zwangsweise hineinwachsen; aber in einen Raum, der so weit ist wie die grandiose Berglandschaft der Heimat. Schneebedeckte Firne steigen hinter ihnen auf, und doch halten diese winzigen Grüppchen diese meßbaren Größen aus, werden selbst groß und größer durch die Spannung zwischen ihnen und den ragenden Riesen. Nur eine Figur macht hier eine Ausnahme: die kniende hl. Elisabeth, der die Rosen in den Schoß wachsen. Allzu malerisch gedacht und gesehen und darum auch am wenigsten zu loben.

Höchst beachtenswert ist die thronende Madonna. Wie ein altes, ehrwürdiges Wallfahrtsbild sitzt sie vor uns wie auf einem Gnadenstuhle. Bei aller Hoheit der Wiedergabe ist ein gutes Stück volkstümlichen Einlebens übrig geblieben. Es ist die weite Entfernung vom Naturalismus und der Glattheit der Form, die uns hier so wohltuend berührt, das Geruhsame, jenseits des Garzumenschlichen Liegende und dennoch so Menschennahe, das zum Vertrauen ruft und zu frommer Andachtsstille. Das Bild zeigt so gut seine Eignung für das hohe Piedestal eines Altars wie für den Hausaltar des frommen Menschen, der seine Familie zu einer erhebenden Andachtsstunde zusammenruft. Aber auch der Freund reiner Volkskunst wird für solche Arbeiten ein Plätzchen finden in seinem Hause. Solche universelle Brauchbarkeit der Plastiken, solch starke Unabhängigkeit von der Art der Verwendung bedeuten ihre eindringlichste Empfehlung. Das wird einmal gute Hauskunst für den anspruchslosen und nicht überkultivierten Menschen, der problemlose Kunst der ewig unruhig ringenden vorzieht.

Ein Wort wäre noch zu sagen über die farbige Behandlung der Bildwerke. Wenn wir von einer Beziehung dieser Schnitzereien zu dem ebenso volkstümlichen und wirkungsstarken Holzschnittdruck sprachen, so drängt sich auch alsogleich die Erinnerung auf an die öfters von ersten Künstlern durchgeführte Kolorierung dieser Druckblätter. Es ist ein hoher Genuß, die holzschnittgefüllten „Goldenen Legenden" der Zeit um 1500 durchzublättern und das Auge ruhen zu lassen auf diesen markigen Bildern. Keine ausgedehnte

Thronende Madonna

Digitized by Google

Sennerin

Farbenskala, sondern einige wenige heraldische Töne, nicht aufdringlich, nicht laut, sondern immer so, daß der breite, schwarze Kontur als Rahmen schlichter Farbflächen stets sein Recht, nein, das letzte Wort behält. Da müssen die Oberammergauer

Böcklein

Genres bleiben, empfindsam, bewegt und belebt und leicht in Auffassung und Form wie die Porzellanfiguren des besten Rokoko. Das technische Können, die Beherrschung von Schnitzmesser und Werkstoff sind herrliche Besitztümer, niemals aber

Schuhplattler

wieder einmal in die Schule gehen; nicht, um das Kopieren zu lernen, sondern um Gefahrenpunkte zu erkennen. Ihre Bildwerke würden dadurch noch größer, wirkungsvoller und eindringlicher in ihrer Sprache, aber auch stiller und sakraler sogar.

Hoffen wir, daß diese aufstrebende Kunstindustrie — wir nennen sie so mit vollem Bedacht — niemals wieder zu der irrigen Anschauung zurückkehrt, Kleinplastiken müßten nach dem Maßstabe reduzierte Monumentalplastiken sein. Ihre köstlichen Figurinchen, diese liebenswerten Spielzeuge dürfen ruhig immer innerhalb der Grenzen des verdienen sie das Leben ihrer selbst wegen, sondern nur solange, als sie sich der künstlerischen Form bedingungslos dienstbar machen. Der erste Ansatz ist vielversprechend, wir hoffen auf weitere Selbstdisziplin und ehrliches Weiterstreben.

Madonna
am Spinnrocken

Mit elf Abbildungen von Arbeiten aus den Werkstätten von Gg. Lang sel. Erben
Die nach den Originalschnitzereien hergestellten Aquarelle verdanken wir Herrn Prof. Max Malitz

Digitized by Google

Ziele und Aufgaben wissenschaftlicher Meereskunde

Von Univ.-Prof. Dr. A. Defant

Die Meereskunde oder die Ozeanographie, wie man dieses Wissensgebiet in wissenschaftlichen Kreisen zu benennen pflegt, ist ein Teil der allgemeinen Erdkunde. Sie befaßt sich mit den Erscheinungen auf der Oberfläche und im Innern der Meere, jener mächtigen Wasserschicht, die die feste Erdkruste zu fast Zweidrittel ihrer Oberfläche im allgemeinen Durchschnitt in einer Schichtendicke von mehr als 4000 Meter bedeckt. Diese Wassermassen der Meere sind nicht so bedeutend, daß die feste Erdoberfläche überall von ihnen bedeckt würde; deshalb sammeln sie sich, der Schwere folgend, in den Einsenkungen und Einbuchtungen, die die Erdfeste aufweist und geben die höheren Teile derselben als Kontinente frei. Die Großformen der Erde treten dadurch erst augenscheinlich in Erscheinung, was beim Vorhandensein einer gleichförmigen Wasserhülle nicht der Fall wäre. Die Meere sind auf diese Weise begrenzt, und in dieser Land- und Meerverteilung liegt die Quelle zahlreicher Naturerscheinungen, die Gegenstand der geographischen und geophysikalischen Forschung sind.

Der Beginn einer wissenschaftlichen Erschließung des Meeres liegt weit zurück und betrifft zuerst wohl die räumlichen Beziehungen und das Wesen des Meeres, seines Untergrundes und seiner Grenzen mit dem Festland, d. i. das, was wir die Küsten nennen. Der Begriff des Meeres entwickelte sich sehr langsam; war doch damit auch das Weltbild gegeben, das sich die Menschen von der Erde und ihrer Stellung im Weltraum machten. Man glaubte in frühester Zeit, daß sich der Meeresspiegel endlos nach allen Seiten wie eine ebene Fläche ausdehne und daß das Innere desselben von unheimlichen Gestalten und lieblichen Wesen belebt sei. Im Laufe der Jahrtausende lichtete sich dieses Dunkel; kühne Seefahrer brachten Kunde von den ausgedehnten Küsten des Meeres, von den vielen gefundenen Inseln und von der mächtigen Ausdehnung des Kontinents. Allmählich wichen dann auch die phantastischen Vorstellungen der Wirklichkeit. Die Feststellung der Kugelgestalt der Erde ergab auch die Endlichkeit der Wassermassen des Meeres, seine Begrenzung gegen die feste Erdrinde und die Anschauung, daß die Wassermassen, wie jede Flüssigkeit, die tiefsten Teile seiner äußeren Umfassung einnehmen müsse. Messend folgte dann der Mensch immer genauer der Grenze zwischen Wasser und Land, und heute gibt uns jeder gute Globus ein getreues Abbild der Anordnung von Land und Meer auf unserer Erde.

Aber man begnügte sich nicht, die horizontale Ausdehnung der Wasserflächen festzustellen, wenn dies auch für die praktischen Bedürfnisse der Seeschiffahrt im allgemeinen ausreichend war. Einerseits die Frage nach einer genauen Festlegung der Schiffahrtsgrenze, anderseits der Wunsch, an Stelle der Anschauung von der Unergründlichkeit des Meeres gesicherte Zahlenwerte zu setzen, trieb die Seefahrer dazu, auch die vertikale Mächtigkeit des Meeres, die Strecke von der Meeresoberfläche bis zum Meeresboden, die Tiefe des Meeres zu bestimmen. Die Zuverlässigkeit der Bestimmungen mit dem einfachen Senkblei war zuerst bei großen Tiefen nicht ausreichend; die Messungen führten auch zu Zahlen für die Meerestiefe, die sich später als viel zu groß erwiesen; aber stetige Verbesserungen der Methoden, die durch das Bedürfnis einer genauen Kenntnis der Gestalt des Meeresgrundes bei Kabellegungen erzwungen wurden, führten auch hier zum Ziel. Groß ist seither die Zahl der Lotungen geworden; eine Lotungsstrecke reiht sich an die andere, so daß wir heute über die Hauptformen der Hohlräume, die der Wasserfüllung der Ozeane dienen, im allgemeinen unterrichtet sind. Wir dürfen uns allerdings nicht täuschen: Es gibt noch, namentlich im Pazifischen Ozean, ländergroße Gebiete, von denen wir keine Tiefenmessung besitzen und auch sonst müssen wir sagen, daß wir nur ein rohes Bild der Bodengestaltung der Ozeane entwerfen können. Die auffallende, fundamentale Tatsache aber, daß im Aufbau der Erdrinde zwei ausgedehnte Niveaus vorhanden sind, von denen das höhere den Kontinentaltafeln

Digitized by Google

samt den dazugehörigen Schelfen, das tiefere den Tiefseeböden entspricht, hat man schon aus der geringen Zahl der Lotungen erschließen können. Aber genaue Details über den Steilabfall der Kontinente, über die bisher als einförmig und eben gedachten Tiefseeböden, über unterseeische Erhebungen, Gräben und Gebirge erfordern eine wesentlich engere Folge von Tiefseelotungen. Bei der Schwierigkeit und der Langwierigkeit solcher Tiefenbestimmungen mittels der Lotmaschinen hätte man bis vor kurzem fast zweifeln können, ob wir je soweit kommen würden, über die besondere Konfiguration der weiten Flächen der Ozeanböden einigermaßen gut und genau informiert zu werden. Dies hat sich geändert, seitdem das Echolot erfunden worden ist.

Diese Methode der Tiefenbestimmung ermittelt die Zeit, die eine Schallwelle benötigt, um die Strecke von der Oberfläche des Meeres bis zum Meeresboden und wieder zurück zur Oberfläche zurückzulegen. Am Schiff wird die Rückkehr der Schallwelle nach ihrer Reflexion am Meeresboden als Echo wahrgenommen. Mit der bekannten Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles im Wasser (1490 Meter pro Sekunde) kann man aus der Zeit, die zwischen Schallaussendung und Echoempfang vergeht und die auf Bruchteile von Sekunden genau bestimmt werden kann, den zurückgelegten Weg, die doppelte Meerestiefe berechnen. Man erkennt sogleich, daß diese Echolotmethode auch bei sehr großen Meerestiefen nur wenige Sekunden in Anspruch nimmt und die Lotung noch dazu vom fahrenden Schiff aus vorgenommen werden kann. Deshalb sind oftmalige Wiederholungen der Lotungen in kurzen Zeit- und Längenintervallen ohne weiteres möglich; eine genaue und eingehende Aufnahme des Bodens auch eines ausgedehnten Meeresgebietes fällt deshalb nicht mehr aus dem Bereich des Durchführbaren. Die Deutsche Atlantische Expedition auf dem „Meteor", die 2¼ Jahre im Südatlantischen Ozean ozeanographisch gearbeitet hat, hat zum erstenmal systematisch das Echolot zur Aufnahme von Lotprofilen längs seiner Fahrt angewendet. In seinen 67 400 Echolotungen hat sie ein Riesenmaterial zum Studium der Bodenverhältnisse des Südatlantischen Ozeans gesammelt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß durch eine intensive und zweckentsprechende Anwendung der Echolotmethode in naher Zukunft unsere Kenntnisse über den morphologischen Aufbau der Meerestiefen in ungeahnter Weise sich vertiefen werden. Die Probleme vom Wesen und der Geschichte der Tröge, die dem Meereswasser als Behälter dienen, sowie die Fragen nach der Herausbildung der Großformen der Erde werden dadurch einer befriedigenden Lösung sicher nähergebracht.

*

Die Lösung dieser Probleme wird natürlich noch wesentlich gefördert durch Untersuchungen der Beschaffenheit und Verteilungsart der Ablagerungen (Sedimente) am Boden der Ozeane. Auch hier haben sich die früheren primitiven Methoden der Heraufholung von Bodenproben in neuerer Zeit derart verbessern lassen, daß bei jeder Drahtlotung durch eine Stoßröhre, die gleichzeitig als Fallgewicht dient, aus der Ablagerung am Boden zylindrische Proben bis zu einer Länge von 1 Meter herausgestanzt und auch bei großen Tiefen unbeschadet bis zur Oberfläche heraufgebracht werden können. Die ozeanographischen Expeditionen, von denen später noch eingehender die Rede sein wird, haben durch ihr Bodenprobenmaterial zeigen können, welch große Bedeutung für den Aufbau der maritimen Sedimente weiter Ozeanflächen den Kalk- und Kieselpanzern der winzigen Lebewesen, welche die Meere bewohnen, zukommt. Sie haben auch gezeigt, wie in auffallender Weise gerade die größten Tiefen hingegen von einem roten, tonigen Sediment bedeckt sind, dessen Herkunft lange ein Rätsel war und zum Teil noch ist. Auch inwieweit die Randgebiete in Küstennähe von den Abschwemmungen des Festlandschuttes betroffen werden, konnte genau festgestellt werden. Die nähere Erfassung dieses Aufbaues der Ablagerungen, ihrer Schichtungen innerhalb der Bodenproben selbst, die Übergänge von einer Art zur anderen u. a. ist außerordentlich wichtig für die geologische Erklärung der Bildungsbedingungen von Sedimentgesteinen früherer Erdepochen und wohl auch wichtig für die Geologie der submarinen Vorgänge der jüngeren und neueren Zeit.

Diese Untersuchungen betreffen mehr die Hohlräume, die die Behälter der ungeheuren Wassermassen der Meere sind. Ein anderer Teil der Ozeanographie wendet sich mehr dieser stofflichen Erfüllung zu. Auch hier können die ozeanographischen Tatsachen, wie bei allen Naturwissenschaften, nur durch Beobachtung gewonnen werden. Zuerst bezogen sich diese nur auf Erscheinungen und Zustände in unmittelbarer Nähe der Küsten und Inseln, sie betrafen weniger das Alltägliche, sondern mehr das Neue, Wunderbare oder Katastrophale. Erst seit dem Aufschwung der Naturwissenschaften im 19. Jahr-

Digitized by Google

hundert beginnen die regelmäßigen Schiffsbeobachtungen mit einigermaßen brauchbaren Instrumenten. Diese Beobachtungen, die einer freiwilligen Tätigkeit der Seeleute entsprangen, waren in der Hauptsache nur Beobachtungen an der Oberfläche der Meere. Die steigende Befahrung der Ozeane, die eine selbstverständliche Begleiterscheinung des wachsenden Hinaustretens von Handel und Verkehr auf weiten Flächen der Meere war, zwang bald zu einer Organisierung dieser für den Seeverkehr und die Seewirtschaft außerordentlich wichtigen Beobachtungen. M. F. Maury war es, der 1853 auf dem internationalen Kongreß zu Brüssel der Ozeanographie hierin neue Wege wies; Form und Inhalt der Seetagebücher wurden dort international vereinbart. Nur geringe Änderungen haben diese Vereinbarungen seitdem erfahren, und sie gelten auch jetzt noch. Diese Tagebücher bilden die Grundlage unserer Kenntnisse der Oberflächenverhältnisse der Meere; alle Bearbeitungen der Zustände der Meeresoberfläche in Beziehung auf Temperatur, Salzgehalt, Strömungen u. a. bauen auf sie. Ihre praktische Bedeutung liegt auf der Hand. Wie hätte sich auch die Schiffahrt so rasch und sicher entwickeln können, wenn der Mensch über den Zustand der zu befahrenden Meere nicht so gut und zuverlässig orientiert wäre!

*

Aber der Mensch, dem die bloße Tatsache, die er sieht, nicht genügt, der einzudringen sucht in das Wesen der Erscheinungen, wollte wissen, wie es im Innern der Meere aussieht, was hier vor sich geht und wie es zum Lebensraum der Meerestiere von unendlichem Formenreichtum wird. Zu diesen rein wissenschaftlichen Untersuchungen eignete sich die gewöhnliche Schiffahrt nicht; denn diese Untersuchungen erfordern viel Zeit und wollen alle Meeresteile gleichmäßig erfassen, während der Seeverkehr der möglichst raschen Überbrückung der Wassermassen zwischen den Kontinenten dient. Auch wird von dieser Seite abgelegenen Meeresteilen wenig Interesse entgegengebracht, vielleicht gerade jene unberührt gelassen, die für die wissenschaftliche Deutung und Erfassung der ozeanischen Erscheinungen die ausschlaggebenden sind. Auf diese Umstände sind die Expeditionen zurückzuführen, die nur der Wissenschaft des Meeres dienten. Vielleicht erwecken diese Ausführungen den Eindruck, daß diese Untersuchungen rein theoretischer Natur sind und gegenüber den hohen Kosten, die solche Expeditionen erfordern, wenig praktische Zwecke verfolgen. Aber auch hier hat sich, wie in anderen Wissensgebieten, schon in manchen Fällen die alte Erfahrung bestätigt, „daß, je intensiver und reiner wissenschaftliche Arbeit nur ihrer selbst willen und ohne Nebenrücksichten betrieben wird, desto eher sich unerwartete nutzbringende Beziehungen zu den praktischen Aufgaben des Lebens darbieten".

Alle Nationen haben solche wissenschaftlichen, ozeanographischen Expeditionen ausgeführt und durch diese Expeditionen, an denen Deutschland sich zwar selten, aber immer ruhmvoll beteiligt hat, ist seither die Wissenschaft vom Meer nach allen Richtungen vorgeschritten und hat zu ungeahnten Erfolgen geführt. Ich will hier keine Geschichte dieser ozeanographischen Expeditionen geben; ihre Reihe kann man beginnen lassen mit der großen englischen, alle drei Ozeane umfassenden Expedition der „Challenger" (1873 bis 1876), welche als erste die Fundamente für eine wissenschaftliche Durchdringung der Probleme der Ozeanographie beibrachte. Sehr wichtige Beiträge lieferten später, wenn ich hier nur die deutschen Expeditionen nennen will, die Expeditionen der „Gazelle" (1874 bis 1876), der „Valdivia" (1898 bis 1899), der „Gauß" (1901 bis 1903) und der „Deutschland" 1911. Die letzte große Expedition überhaupt war die des „Meteor" (1925 bis 1927); sie kommt in ihrer Bedeutung jener der „Challenger" gleich und eröffnet erfolgreich eine systematische Erforschung aller Ozeane, der die Arbeit der Zukunft gehört. Die Deutschen können mit Genugtuung feststellen, daß sie es waren, die nach dem Kriege die Reihe der ozeanographischen Expeditionen wieder begonnen und diese erste mit großem Erfolg zu Ende geführt haben.

*

Was bezwecken diese Expeditionen? Zunächst einmal eine möglichst genaue Feststellung der Morphologie der Tiefseeböden, dann die Ermittlung der physikalisch-chemischen Verhältnisse im ganzen Ozeanraum von der Oberfläche des Meeres bis hinab zum Meeresboden. In erster Linie stehen hier die Temperatur der Wassermassen, sowie ihr Salzgehalt, dann auch ihr Gehalt an gelösten Gasen, insbesondere an Sauerstoff, der ja lebensnotwendig für die im Meere lebenden Organismenwelt ist. Wie bei einer kartographischen Landesaufnahme die Verteilung aller wichtigen Faktoren auf der Oberfläche der Erde genau festgestellt wird, soll bei ozeanographischen Expeditionen auf einem enggelegten Netz von Statio-

Digitized by Google

nen eine systematische Aufnahme der im Meer obwaltenden Verhältnisse durchgeführt werden; sie soll uns über alles informieren, was zur Klarlegung der mannigfachen Erscheinungen an der Meeresoberfläche und im Innern des Meeres dient.

Neben dieser mehr statistischen Erfassung der herrschenden Zustände wollen wir aber auch orientiert werden über die Wasserbewegungen an der Oberfläche und in den tieferen Schichten des Meeres, über die ozeanische Zirkulation. Der Zustand, in dem sich die Wassermassen im Meere befinden, hängt natürlich innig mit ihrer zirkulierenden Bewegung zusammen. Denn die regionalen Unterschiede der Temperatur und des Salzgehaltes und die Luftströmungen an der Oberfläche des Meeres sind es, die das Wasser der Ozeane in Zirkulation setzen. Schon aus den Oberflächenströmungen allein erkennt man, was für ein großartiges Phänomen unseres Erdballs diese ozeanische Zirkulation ist. Eine Fülle von außerordentlich interessanten wissenschaftlichen Fragen, die auch für die Wirtschaft des Menschen von Wichtigkeit sind, stehen mit ihr in enger Beziehung. Wir können aber diese Zirkulation nicht verstehen, wenn wir nur einen kleinen Teil derselben, nämlich nur jenen der Meeresoberfläche kennen. Wir müssen wissen, in welcher Weise räumlich diese Wassertransporte vor sich gehen, in welchem Maße auch die tieferen ozeanischen Schichten daran beteiligt sind und wie das Zirkulationssystem in sich geschlossen ist.

Daß sich die Bewegungen der Wassermassen im Meere in ihrem Aufbau widerspiegeln müssen, ist leicht einzusehen. Die Zirkulation verfrachtet die kalten und salzarmen, polaren Gewässer in niedrige Breiten, läßt die hocherwärmten und salzreichen Wassermassen der Subtropen und Tropen polwärts abfließen. An den einen Stellen wird Tiefenwasser in höhere Schichten gehoben, an anderen sinkt Oberflächenwasser in die Tiefe. Da die verschobenen Wassermassen ihre physikalisch-chemischen Eigenschaften nur langsam ändern, muß die Zirkulation für die Anordnung von Temperatur und Salzgehalt im Meere maßgebend sein. Auch die Anordnung der gelösten Gase wird von ihr abhängen; die sauerstoffreichen, mit Nährstoffen reich beladenen Oberflächenschichten der polaren Gebiete gelangen im Zirkulationssystem mit den warmen, verbrauchten Wassermassen der Tropen und Subtropen zusammen. Hier befinden sich die am stärksten bevölkerten Gebiete des Meeres; mit einem ungeheuren Bestand an pflanzlicher Vegetation vereinigt sich ein üppiges Tierleben und ein großer Fischreichtum. So beeinflußt die ozeanische Zirkulation auch die Dichte des ozeanischen Lebens, sowohl der kleinen und kleinsten Organismen (des Planktons), als auch indirekt der großen Tiere. Auf diese Weise hängt die Verteilung von Wärme, Salz und Nahrung von dem System der ozeanischen Zirkulation ab. Ihre Feststellung und Klarlegung, die Ermittlung der sie bedingenden Kräfte, ihrer zeitlichen wie örtlichen Schwankungen und Verschiebungen wird so zum Fundamentalproblem der Ozeanographie. Es kann nur gelöst werden durch systematische Aufnahmen der ozeanischen Verhältnisse aller Meere.

*

Aber nicht nur für die Erscheinungen im Meere ist die ozeanische Zirkulation von ausschlaggebender Bedeutung. Innig sind auch die bedeutungsvollen Wechselbeziehungen zwischen ihr und den klimatischen Verhältnissen auf der Erde, von denen so vieles abhängt. Die nordeuropäischen Länder verdanken z. B. ihr günstiges Klima bis in hohe Breiten hinauf der nordatlantischen ozeanischen Zirkulation. Ohne den Golfstrom wäre wohl, wie die Verhältnisse in gleichen Breiten auf der amerikanischen Seite zeigen, das Land unter Eis und Schnee begraben und nie könnten die Erträgnisse des Bodens eine so große Bevölkerung ernähren. Ozeanische und atmosphärische Zirkulation sind einem komplizierten Räderwerk ähnlich: Ändert sich etwas in dem einen Teil, dann folgt der andere in gesetzmäßiger Weise nach. Auch bei den klimatischen Schwankungen längerer Dauer arbeiten sie zusammen. Wie dies erfolgt, wie die ozeanische Zirkulation in dieses Räderwerk eingreift, wo die Haupttriebkräfte in ihr sind und wie auch die Ernteerträge und ihre Schwankungen damit zusammenhängen sind Probleme, die große nationalökonomische Bedeutung besitzen; denn die ganze Wirtschaft hängt davon ab. Ihre Lösung ist angebahnt, doch wir haben noch keinen vollen Einblick in dies Räderwerk, vieles ist uns noch verborgen. Eine der wichtigsten Beziehungen ist sicher die Abhängigkeit von den Wasserbewegungen in den Ozeanen. Die bewunderungswürdige Entwicklung der Technik meereskundlicher Forschung in den letzten zwanzig Jahren hat die Mittel in die Hand gegeben, bei ozeanographischen Expeditionen in allen Tiefenschichten des Meeres mit großer Genauigkeit alle Faktoren zahlenmäßig zu ermitteln, die wir zur Feststellung des Aufbaues und der Strömungen der Wassermassen benötigen. Die

Digitized by Google

Fräulein Beljanina vom Diagilew-Ballett. Photographie Lipnitzki

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Atlantische Expedition auf dem „Meteor“ hat diese Methoden erprobt und verbessert; wir sind somit in allen Punkten vollauf gerüstet zu einer systematischen Erforschung des ganzen Weltmeeres. Erst wenn von allen Meeren ähnliche Beobachtungen zur Verfügung stehen werden, wie nach der Meteorexpedition für den Südatlantischen, wird man daran gehen können, auch quantitativ die Wassertransporte in der ozeanischen Zirkulation zu erfassen. Diese Werte werden erst gestatten, Schlüsse zu ziehen auf die Wirkung, sei es klimatologischer, sei es fischereibiologischer Art, die die Meeresströmungen bei einer Änderung ihres Charakters oder ihrer normalen Bahn auslösen.

In den vorhergehenden Ausführungen habe ich die ozeanische Zirkulation als ozeanumspannende Naturerscheinung, die in das Leben und in die Wirtschaft des Menschen eingreift, an die Spitze gestellt. Die Arbeitsgebiete der wissenschaftlichen Meereskunde sind dadurch noch nicht erschöpft. Die Erscheinungen der Ebbe und Flut, der Wellen an der Oberfläche und im Innern der Wassermassen, sowie die Untersuchungen über den Einfluß des Meeres auf die Ausbildung der Küsten und Inseln u. a. fallen der Ozeanographie zu. Nicht minder von Wichtigkeit sind auch die historisch-volkswirtschaftlichen Fragen. Wer sich mit der Nutzung des Meeres und der Küsten durch den Menschen für Schiffahrt, Handel und Verkehr beschäftigen will, muß natürlich, wie Geheimrat Penck hervorhebt, volle Vertrautheit mit Meer und Küste besitzen, muß Kenntnis der Produktionsmöglichkeiten der einzelnen Gebiete der Erde haben. Denn sie sind es, welche die natürliche Grundlage für jeden Handel und Verkehr liefern. Es würde viel zu weit führen, wenn ich in diesem Aufsatze auch alle diese Arbeitsgebiete wissenschaftlicher Meereskunde besprechen sollte. Vielleicht ergibt sich eine andere Gelegenheit, diese interessanten und wichtigen Forschungszweige der wissenschaftlichen Meereskunde zu behandeln.

Abendlied. Von Paul Warncke

Nach des Tages schwüler Glut
Geht der Abend durchs Gefilde,
Und die müde Erde ruht
Unter seinem goldnen Schilde.
In die wolkenhohe Ferne
Hebt er seines Hauptes Firn,
Und er legt der frühen Sterne
Diadem um seine Stirn.

Was uns hart erschien und grell,
Ist nun schleierzart zu schauen;
Alle Unrast führt er schnell
In des Friedens selige Auen.
Und wie aller Dinge Kleinheit
Traumhaft ineinander fällt:
Eine einzige, große Einheit
Vor der Seele liegt die Welt.

Wir, geheimnisvoller Traum
Einer großen Mutter gestern,
Heute Mensch und Tier und Baum —
Alle Brüder wir und Schwestern:
Unserer Mutter Sein zu schmücken,
Stiegen wir zum Licht empor,
Liebend uns ans Herz zu drücken,
Eh' sich unser Weg verlor.

Ich umarme dich, o Welt,
Wunderüberblühte Erde,
Die in heiligen Händen hält
Das Vergehen und das Werde.
Laß mich nun in Schlummer sinken
Und erneut nach kurzer Frist
Deine goldene Schönheit trinken,
Wenn der Tag dich wachgeküßt!

Digitized by Google

Der Mantel liegt am Boden...

Novelle von Erich Ebermayer

Der Mantel liegt am Boden . . .

Nacht, pechschwarze Nacht hockt dick im Zimmer. Auch die Stille ist quälend, kaum daß der Atem der beiden Menschen in ihren Betten zu hören ist. Das Fenster nach dem Meere zu steht weit offen. Brandung rollt fern und sehr leise; denn flach, spiegelglatt und unbewegt wölbt sich die See in dieser lauen Frühjahrsnacht unter den bleichen Sternen.

Und der Mantel liegt am Boden, mitten im Zimmer, zwischen Schrank, Spiegel und dem Fußende der Betten. Ein Herren-Trenchcoat, hell, fast weiß, mit gelben Lederknöpfen und kleinen, sinnlosen Achselklappen. Öl- und Fettflecke befinden sich an dem Mantel, vom Abschmieren des Wagens stammend, denn Bob macht alles selbst, auch das Abschmieren; niemand darf an den kleinen Fiat heran, nur er — und Ingrid natürlich.

*

Was ist geschehen? Warum liegt der Mantel am Boden, mitten im Zimmer, warum hebt ihn keiner auf? Was soll dieser Blödsinn, daß man einen Mantel am Boden liegen läßt, eine Nacht lang, eine sinnlose, endlose Ewigkeit lang? Zwei junge, starke Leute können einen Mantel nicht aufheben, der am Boden liegt . . . Es ist zum Lachen! Lachen wir doch, lachen wir —! Ach, Ingrid, Ingrid!

Bob beißt die Zähne aufeinander und verkrampft sich mit den Händen in die weiße Decke, denn Ingrid nebenan darf nicht hören, daß er weint. Wie kam das alles? Wie konnte es soweit kommen?

Bobs Gedanken laufen rückwärts, zwei flinke Pferde, die rückwärts einen Berg hinauflaufen. Ein Film, der sich umgekehrt abrollt. Alles fliegt verkehrt an ihm vorbei. Der heutige Abend, der Nachmittag, das Bad im Meer am Morgen, gestern, vorgestern. Nein, — der Anfang muß weiter zurückliegen. ‚Kausalitätsreihe,' denkt Bob, denn auf Wunsch seines Vaters studiert er Jura; Kausalitätsreihe, — wo war die prima causa der Kausalität —?

*

Am 28. Februar hat das Wintersemester geschlossen. Bobs Semester. Ingrids medizinische Institute hatten schon drei Tage früher Schluß gemacht. „Die Leichen sind ausgegangen, der himmlische Schlächter hat sich nach Ägypten begeben." Der „himmlische Schlächter" war bei Ingrid Geheimrat Breuel, der Anatom. Nach diesem Ausspruch war Ingrid Bob um den Hals gefallen, weil Ferienbeginn war und keine Leichen mehr zur Verfügung standen. Dann hatten sie einen Abend lang Landkarten studiert, Entfernungen abgemessen, Kilometer addiert und Städtenamen auf eine lange Liste sauber untereinander geschrieben. Vier, fünf Tage rechneten sie für die Strecke München—Santa Margherita. Man konnte es auch in drei schaffen, aber wozu die Hetzerei? Hatten sie nicht über zwei Monate Ferien, zweieinhalb Monat nichts als Ferien! Freilich war nicht daran zu denken, daß das Geld zweieinhalb Monate für Italien reichen würde, aber drei bis vier Wochen waren bei einiger Sparsamkeit gesichert, und wenn Bob seine Aufsatzreihe: „Die Vertrustung in der Kunstseide- und Schallplatten-Industrie" noch an ein paar Zweitdruckblätter losschlug, konnte es fast fünf Wochen reichen. Überdies versicherte Ingrid, daß noch ernsthafte Rundfunkhonorare vom Kölner und Münchner Sender ausständen. Denn Ingrid war ein kluges, modernes Mädchen und erzählte zuweilen dem schweigenden Äther fünfundzwanzig Minuten lang etwas über „Richtige und falsche Trockenlegung des Säuglings".

Bob sah Ingrid wieder vor sich stehen, einfach, ernst, kühl, wie sie eben war mit der schwarzen, abgegriffenen Aktenmappe unterm Arm, in der die Kollegshefte und die Reste des Frühstücks staken. Bob roch wieder die Münchner Luft, diese harte, klare, ganz spezifisch Münchner Winterluft, die so würzig nach Brot und Äpfeln schmeckt. Er fühlte wieder mit seinen armen, gepeinigten Nerven diesen glückseligen Abend. Gibt es Glück über dieses: Reisepläne bei Ferienbeginn zu schmieden, mit dem geliebten, dem angebeteten, dem uns geschenkten Menschen —?

Geschenkt! Uns geschenkt! Nun liegt der Mantel am Boden. Und Bob weiß nicht, was geschehen soll, wie es weiter gehen soll, morgen früh, in aller Zukunft mit ihm und Ingrid, mit dem Leben also.

*

Digitized by Google

Jetzt sieht Bob wieder, während sein Herz beklemmend hämmert und seine Augen ins leere Dunkel des Zimmers starren, jetzt sieht er wieder diesen heutigen Tag. War der Tag nicht herrlich und leuchtend wie jener zuvor in diesen letzten beiden Wochen? War er krank, der Tag, faul, angefault von Anfang an? Trug er den Keim der Katastrophe von früh auf schon in sich? Das Bad am Morgen. Von der Terrasse des Hotels stieg man unter alten Pinien, die weit bekront vor azurenem Himmel sich reckten, ins Meer hinab, das wogte und schäumte im goldenen Licht des Tages. Man blieb nicht lange. Denn die Flut war noch nicht durchgewärmt, es badeten ohnehin nur die Fremden, Engländer und Deutsche, während die italienischen und französischen Herrschaften, erst recht die Eingeborenen, schaudernd vom sicheren Ufer dem selbstmörderischen Unternehmen zusahen. Dann aber kam das Sonnenbad. Bob und Ingrid liegen auf den flachen Felsenklippen, in der nun schon heißen, mittäglichen Sonne. Nichts als Sand, Luft, Sonne, das Brausen des Meeres, der Atem des Meeres, dieser hinreißende, tief beglückende, heilige Atem des Mittelmeeres.

Dazwischen trieb man zur Abkühlung ein wenig Ballspiel im Schatten der Pinien, denn Ingrid, Medizinerin auch während der Ferien, war ärztlicherweise gegen das ermüdende faul in der Sonne Liegen. Ein Medizinball, riesig wie die Erdkugel, unhandlich und glatt, so daß Bob ihn nie greifen konnte, ohne dabei hinzufallen, diente als Werkzeug. Kurz nach elf waren sie dann wieder in den Kleidern. Es folgte der Bummel in die „Stadt", nach Rapallo hinüber, die gewundene Felsenstraße entlang. Café Aurum war hier das lockende Ziel. Nicht nur, daß es dort je nach Bedarf wärmende oder kühlende Getränke ohne Zahl gab, auch ein lebendiger Dichter war zu sehen, von zwölf bis halb eins, an einem der kleinen, grünen Tischchen, die weit hinausgeschoben auf den gepflasterten Platz in der heißen Sonne standen. Bob liebte ihn, diesen Dichter mit dem weißen, wehenden Haar über der schildartig gewölbten, gebräunten Stirn, er liebte ihn, seit er als Knabe ihm ersten Aufbruch des Gefühls verdankte, erste, scheue, ängstliche und glückselige Berührung mit dem Theater. Während Ingrid, modern sachlich und durch nichts zu blussen, dem großen Namen mißtrauisch und kalt bis ans Herz hinan gegenüberstand. Bob konnte nicht genug bekommen ihn anzuschauen, den Dichter seiner Jugend, der breit und schwer auf dem kleinen eisernen Stühlchen hockte und aus blauen, verschleierten Augen stumm in die blaue, bewegte Weite des Meeres hinausblickte. Ingrid aber blätterte auffällig in den Berliner Morgenzeitungen von vorgestern . . .

Der Lunch im hellen Speisesaal. Man trug den Stranddreß; alles gleißte in weiß und gelb und grellen Pulloverfarben. Der Hunger nach Bad, Ballspiel, Marsch an der Küste war nicht von schlechten Eltern. Aber die Kellner, würdig und eilfertig zugleich, waren bereits gewohnt an den gesunden Appetit der jungen Deutschen. Zwischen dürren, langhalsigen Engländerinnen, die, wie Bob mit aller Bestimmtheit behauptete, bei jedem Gang mehr abservieren ließen, als man ihnen aufgelegt hatte, zwischen all dieser Askese und dürren Übelkeit, war erschreckend, was die Deutschen verzehrten. Es war übrigens nicht ihre einzige Unart. Schlimmer war, daß sie mittags nur Wasser tranken und während sehr langen Servierpausen in ihren mitgebrachten Büchern lasen, anstatt, wie alle anderen Gäste, mit Dessertlöffel und Brotkrumen zu spielen oder erloschenen Blickes ins Leere zu starren. Oft sah es aus, als hätten sie sich gestritten, Bob und Ingrid. Aber sie stritten sich ja nie, sie liebten sich und hatten Ferien und waren im blauen Mittelmeer, während es in Deutschland immer noch Schnee regnete.

*

Und nun liegt doch der Mantel am Boden . . .

Bob wälzt sich leise auf die andere Seite. Das Bett knarrt, Bob atmet absichtlich laut und regelmäßig, damit niemand auf den Gedanken komme, er schlafe etwa nicht, weil der Mantel am Boden liegt.

Bob denkt jetzt an den Nachmittag. Nach kurzem, tiefem Schlaf die Teestunde in der Hotelhalle. Musik erfüllt leicht und hold den Raum. Kein harter, zackiger, zuckender Jazz, die drei traurig blickenden Italiener sind mehr für Melodie als für Rhythmus zu haben.

Kaum ist dies vorüber, bringt der ewig lächelnde Concierge auch schon die Post, die sie nun, im schrägen Licht der Nachmittagssonne, im Garten vor dem Hause lesen und schnell erledigen.

Was dann? Beinahe hätte Bob es vergessen: das Schlendern in den Olivenhainen, die über dem Hotel am Berghang sich hinziehen, dieses süße, ziellose, sinnlose Schlendern treppauf, treppab zwischen den Weinstöcken und rechts und links auf den Terrassen die Pfade entlang, unter grauen Oliven, zwischen wild wuchernden Blumen und ungepflegten, halbverfallenen Weinpflanzungen. Unten aber liegt groß und ruhig das buchtenreiche Meer. Sie sehen nach Westen zum

Digitized by Google

Kap von Portofino hinüber. Dort hängt über der silbrigen Flut der gelbe Sonnenball. Sie starren hinein in das fließende Feuer. So nahe der kühlenden Flut ist das Gestirn, daß sie hineinsehen können, ohne daß es schmerzt. Sie unterlassen es nicht, sich zu küssen. Man kann schließlich nicht alle Banalität vermeiden, auch wenn man modern und jung ist und sehr zum Spott geneigt. Fälle gibt es, Ausnahmen, niemand wird es ernsthaft tadeln, da auf Altbewährtes, Ewig-Rituelles zurückgegriffen werden muß ... Umarmung in den duftenden Weinbergen, angesichts des Meeres und der sinkenden Sonne ... Sie schämen sich nicht, umschlungen zu schlendern und an den kleinen, schiefen, schmalen Weinbergtreppchen haltzumachen, um sich immer aufs neue ihrer Liebe zu vergewissern.

*

Das Diner am Abend ist hier ausführliche und festliche Angelegenheit. Ingrid trägt abwechselnd das „Eidottergelbe mit dem Keuschheitsgürtel" oder das „Violette mit dem goldenen Schweif". Von Bob stammen diese kurzen, sachlichen Bezeichnungen für Ingrids Festgewänder. Heute, am ungeraden Datum, war das Violette mit dem goldenen Schweif an der Reihe. Bob, im Smoking, schlank, blond, gefiel sich in losen Scherzen über die Engländerinnen und ihre sich häufenden, statt abnehmenden Teller.

Nach dem Diner war üblicherweise „tote Stunde". Die zahlreichen Gänge mußten in Ruhe verdaut werden. Die Gäste saßen in der Halle, im Salon, im Musikzimmer in tiefen Ledersesseln und gaben sich ganz der Beschäftigung des Verdauens hin. Zuweilen sang ein ergrauter hagerer Engländer, Major außer Dienst, den seine weißhaarige Gattin am Pianoforte begleitete ... Der alte Herr bevorzugte neapolitanische Hafenlieder in englischer Mundart. Hatte er, ermunternd beklatscht, geendet, stellte Bob rücksichtslos das Grammophon an, um zur Abwechslung der Mailänder Scala Gehör zu verschaffen. Als der würdige Engländer zum anderen Male sich räusperte, um das Preislied aus den „Meistersingern" zum Vortrag zu bringen, entflohen Ingrid und Bob ins Freie.

Süßer, schwerer Nachtduft war da und das Rauschen des Meeres! Sterne. Ein weiter Himmel, der übersprüht war von Sternen. Sie breiteten glückselig die Arme und küßten sich, während im Salon drinnen der musikalische Engländer mit Wagner gurgelte. —

Ingrid war es, die vorschlug, die Mäntel vom Zimmer zu holen (deren einer nun unten im Dreck am Boden liegt). Das Auto stand noch, klein und hilflos, allein auf dem weiten Parkplatz vor dem Hotel, Bob brachte es immer erst spät „zu Bett". Oft fuhren sie noch nachts an der Küste entlang, nach Portofino oder nach Zoagli hinüber, oder hinauf nach Portofino Vetta in die Olivenwälder. Es war das Wunder aller Wunder für sie, dieses nächtliche Gleiten mit abgeblendeten Lichtern am Meere hin.

Auch heut abend fuhren sie. Ingrid legte den Arm um Bobs Schulter, der nur mit der einen Hand steuerte. Sie fuhren langsam, so langsam es ging, oft mit abgestelltem Motor, sobald die Felsenstraße sich zum Wasser senkte. War es je anders, je herrlicher gewesen, als heute? Nie, nie anders, nie herrlicher! Bob wußte jetzt: Dies war der Gipfel gewesen alles Glücks. Nun begann der Abstieg. Nie wieder wird es das für sie beide geben können: Glück. Jeder Liebende kennt diese Angst.

Weil der Mantel am Boden lag und keiner ihn aufhob, war alles zu Ende.

*

Die Tat! Die Tat! Was war geschehen?

Bob starrt in das Dunkel, seine Augen brennen, sein Gaumen ist ausgedörrt. Er möchte Wasser trinken, aber dann würde Ingrid erwachen (oder, falls sie wacht wie er, würde sie merken, daß er nicht schläft ...). Bobs Gehirn, müde, ausgeleiert, gepeinigt, rekonstruiert „die Tat". Der Jurist, fast Referendar, verfaßt das Sitzungsprotokoll, wie er's gelernt hat. Formular 8b für kleines Schöffengericht. Der Angeklagte äußert sich zur Anklage:

Kurz nach elf Uhr abends betraten wir unser im zweiten Stock des Palace-Hotels nach Süden gelegenes Zimmer. Wir befanden uns in der heitersten Stimmung. Alkohol hatten wir seit dem Diner nicht zu uns genommen. Wenn das Zimmermädchen behauptet, wir hätten im Korridor des Hotels den Eindruck von leicht Angetrunkenen erweckt, so ist dies unrichtig. Wir waren lediglich sehr glücklich und benahmen uns daher wie Kinder. Im Zimmer angekommen, knipste Ingrid das Deckenlicht an, während ich selbst an den Nachttisch trat, um die dort befindliche Leselampe zu entzünden. Wir sangen dabei leise vor uns hin, vermutlich einen Schlagertext. Nachdem ich das Licht angedreht hatte, legte ich meinen Mantel ab. Ingrid stand in diesem Augenblick noch in der Nähe der Tür, wo sich der Kleiderständer befindet. Ingrid lachte, weil der Gürtel meines Mantels sich in der

Digitized by Google

Rückenschnalle verfangen hatte und ich mich ein paarmal im Kreise herumdrehte, um das Ende zu suchen. Auch ich lachte. Sodann warf ich Ingrid mit dem Rufe: „Hallo, mein Kind!" den Mantel über die beiden Betten weg zu. Warum ich dies getan habe, vermag ich nicht anzugeben. Die Tat geschah ohne Überlegung. Ingrid fing den Mantel nicht auf, obwohl sie hierzu imstande gewesen wäre, sondern ließ ihn zu Boden fallen. Sie sagte: „Da kann er meinetwegen bis zum Jüngsten Tage liegen bleiben!" und wandte sich zum Spiegel. Ich starrte sie sprachlos an. Einige Sekunden, vielleicht auch erst einige Minuten später — alles Gefühl für Zeit ist mir von diesem Augenblick an verloren gegangen —, sagte Ingrid noch folgende Worte: „Auf derartiges pflege ich sauer zu reagieren, mein Freund."

Es war das letzte Wort, das zwischen uns gesprochen wurde.

*

Bobs Körper glühte. Die Rekonstruktion des Falles hatte ihn sehr mitgenommen. Er drehte sich leise zur Wand und steckte den rechten Fuß aus der Decke heraus, um sich abzukühlen.

„Ingrid, Ingrid, warum hast du mir das getan!" sagt Bob lautlos zu sich selbst. Es war wiederum wie aus einem Roman, aber was half es? Das letzte Wort, das zwischen uns beiden gewechselt wurde? Das letzte . . .? Für immer? Nie mehr ein Wort, nie mehr ein Kuß, nie wieder eine Umarmung?

Warum hatte er nicht den Mantel aufgehoben? Warum war nicht er hingestürzt zu dem elenden Haufen wasserdichten Stoffes und hatte ihn hochgerissen und aufgehängt, dorthin, wo er hingehörte? Gleich, sofort natürlich. Im gleichen Augenblick wäre es noch gegangen. Noch war es möglich, den Fall mit einem Scherz wieder in Ordnung zu bringen. Schon nach fünf Minuten Schweigen war alles, für immer, vertan.

Oh, wie war dies Schweigen tief und verbittert gewesen, wie wurde es tiefer, trennender von Sekunde zu Sekunde. Qualvolle letzte Handgriffe an Waschtisch, Schrank, Kommode. Qualvolle Angst, sich zu begegnen in dem engen Zimmer, sich zu berühren in dem schmalen Gang zwischen Wand und Fußende der Betten, qualvolle Angst, einen Blick aufzufangen vom andern, den man in diesem Augenblick haßte wie nichts auf der Welt.

Auflehnung war es und glatter Verrat von Ingrid. Bob nannte es nicht anders. Geschmacklosigkeit, die Bewegung einer heiteren Laune zum Problem zu machen, zur Entscheidung, zum Endkampf einer Liebe. Wie sehr war alle Liebe von Mensch zu Mensch wissender, gräßlicher, eitelster Kampf. Er warf ihr lachend den Mantel zu, sie ließ ihn fallen, nahm es ernst, mißverstand, lehnte sich auf, — die Geliebte gegen den Geliebten, das Weib gegen den Mann. Ewige Angst der Frau, weniger zu sein als der Mann, noch immer domestikenhafte Angst der modernen, gleichberechtigten, überlegenen Frau, nicht ganz für voll genommen zu werden, noch immer sich verwahren zu müssen gegen Vergewaltigung und Unterdrückung durch das Männliche.

Dieser Mantel war die Kraftprobe. Schon nach der ersten Minute war es so weit, daß keiner von ihnen beiden jemals wieder diesen Mantel aufheben konnte. Hob Ingrid ihn auf, — grauenhafte, unausdenkbare Demütigung, nie würde Bob es zulassen, nie ertragen, nie überwinden. Hob aber Bob ihn auf, jetzt noch, nach diesem häßlichen, bösen, kleinen Wort vom „sauer-reagieren", — was dann? Konnte sein Herz je danach diese Ingrid wieder lieben? So erniedrigt, so gemaßregelt, so bestraft wie ein ungezogenes Schulkind? Auch das war nicht auszudenken. Gewiß, Bob hätte ihn noch aufheben können, länger als Ingrid wäre es für ihn möglich gewesen, viel länger. Immer noch während des Entkleidens, noch im Augenblick etwa, als er seinen Smoking über den Bügel hängte, da wäre Möglichkeit gewesen, schweigend auch den lästigen Mantel vom Boden zu beseitigen. Er hat es nicht getan. Nichts, nichts hat er tun und denken können in dieser grauenhaften Viertelstunde des Hasses.

Jetzt war jede Möglichkeit der Rettung verbaut. Jetzt, mitten in der Nacht, aufstehen, zum Mantel sich hintasten durch das Gewirr der Stühle, hinknien, aufheben, aufhängen, alles dies, während Ingrid vielleicht ins Dunkel lauschte und triumphierte über die Erniedrigung des Mannes, diesen Canossagang auch nur zu denken, war für Bob, den Knaben, den Mann Bob unmöglich . . .

Dann noch eher abreisen. Jetzt, mitten in der Nacht, aufstehen, Koffer packen, zahlen, abreisen. Bob erwog auch dies. Erst die Vorstellung des grinsenden Nachtportiers ließ ihn auch dies verwerfen. Lieber begann er noch einmal, alles zu rekonstruieren, den Ablauf der Tat, ihre „Vorbereitungshandlungen", ihre Kausalität . . . das Bad . . . das Ballspiel . . . den Weg nach Rapallo . . .

*

Digitized by Google

Kurz vor Rapallo, vor der letzten Bucht, wo man schon die ersten Häuser liegen sieht, schlief Bob ein. Es muß wohl Schlaf gewesen sein, er wollte es nicht wahr haben, aber wie anders wäre es möglich gewesen, daß plötzlich, als er die Augen aufschlug, Sonne in gelben, kleinen Kringeln auf seinem Bett lag und ein Streifen tiefblauen Himmels zwischen den Vorhängen blitzte.

Schon wollte er sich freuen und glücklich sein. Da fiel ihm alles, alles wieder ein. Das Furchtbare. Das Ende. Der ganze Jammer. Der Mantel liegt am Boden. (‚Ingrid, Ingrid, — warum hast du mir das getan?')

Er blinzelte zu Ingrids Bett hinüber. Sie schlief. Ihr lieber, schmaler Kopf lag auf dem gestreckten Arm, der nackt, braun und gesund war. Die müde, schlaftrunkene Hand reichte fast bis zu seinem Kopfkissen herüber, als wolle sie im Schlafe nach ihm fassen. Als Bob diese stumme, rührende Geste sah, die nun, seit der Mantel am Boden lag, so sehr ohne Sinn war, würgte ihn aufs neue der Schmerz.

Leise richtet Bob im Bett sich auf, um zu sehen, wie der Mantel am Boden sich bei Tageslicht ausnimmt.

Aber es liegt kein Mantel mehr da. Glatt glänzt das saubere Linoleum in der Sonne. Ein heller Herren-Trenchcoat samt Öl- und Fettflecken hängt sorgsam über einem Bügel am Kleiderständer. —

Bob springt aus dem Bett. Er kann es noch nicht fassen. Er reibt sich die Augen, sieht in den Spiegel, — wie grün und hohlwangig blickt ihm da ein blonder Bob entgegen, — geht zum Kleiderständer, faßt, fühlt, tastet an dem Trenchcoat herum, nichts hat sich geändert, es ist und bleibt sein guter, alter, schmieriger, benzinduftender Trench . . .

Dann nimmt er ihn herunter, legt ihn sorgsam auf den Boden, genau auf die gleiche Stelle, wo er gestern niedergefallen war und während der Nacht gelegen hat. Dann geht Bob laut und polternd ans Fenster, zieht die Vorhänge zurück, streckt den Kopf in die duftende, sonnige Frühe, trabt zum Waschtisch, läßt rauschend Wasser in das Becken, — alles dies, bis Ingrid sich regt, blinzelt, die Augen aufschlägt und leise gähnt.

Dann erst schreitet, ja: schreitet Bob zum Mantel zurück, bückt sich, ächzt, stöhnt, keucht, wankt in der Kniebeuge, hebt den Mantel umständlich auf, schüttelt ihn, damit aller Staub sich entferne, und hängt ihn aufs neue über den bereiten Bügel.

Als er Ingrid küßt, fragt sie lächelnd: „Och, so'n Trench hält viel aus . . ."

„Sehr, sehr viel, — Ingrid. Gott sei Dank."

Dann beginnen sie lachend den herrlichen Tag.

Die Sträucher singen:

Wir müssen zartes Grün tragen
Wie erste, scheue Fragen
An die Welt.
Der Wind streift uns schon wärmer, leiser
Und knickt die letzten dürren Reiser,
Die unser Vorjahrstraum noch ängstlich hält.

Wir weinen in die neuen Sterne
Am Abend — und fühlen den Mond gerne
Wie Hauch auf unserm jungen Kleid.
Unsere Wurzeln lieben die frische Erde,
Die uns als süße Beschwerde
Spürt und trägt und befreit.

Die jungen Vögel, die sich in uns verstecken,
In den duftigen, sonnigen, singenden Hecken —
Die jungen Mädchen, deren weiße Hand
Uns fühlt und streichelt, — sind unsere Wonne,
Unser Glück ist der leuchtende Himmel, die Sonne
Über uns und über dem frühlingsseligen Land.

Christian Jenssen

Digitized by Google

Meiſter der Zeichnung:
Börries, Freiherr von Münchhauſen
Bleiſtiftzeichnung von Karl Rickelt

Digitized by Google

Die Rückkehr zum Pferde

Zum Jubiläums-Turnier des Reichsverbandes für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts * Von G. Rau

Es war wirklich eine Rückkehr zum Pferde. Es hatte eine Art Taumel für den Motor geherrscht. Trotzdem besitzt Deutschland heute noch, wie vor dem Kriege, 3 800 000 Pferde! Es war wie ein Zug der Reue der Tausende zu dem Turnier, als ob man sich schämte, auf dem Sprunge gewesen zu sein, das Pferd etwas vergessen zu haben. Auf einmal wissen wir wieder alle, daß keine noch so geistvoll ersonnene Maschine das Pferd aus der Landwirtschaft verdrängen kann, daß auf kurze Strecken kein noch so billiger Lastwagen billiger arbeitet als das Pferd, daß Reiten für die geistigen Arbeiter der gesundeste Erneuerungssport ist, daß es für Damen keinen Sport gibt, bei dem sie eleganter erscheinen als zu Pferde, daß Reiten ein Gefühl glücklicher Ungebundenheit, eine Erlösung von Zwang und Druck und Plage verschafft, daß es den Körper stählt, die Sinne belebt, geistige und körperliche Erschlaffung zum Hochgefühl der Leistungsfähigkeit verwandelt. Es wirkt wie ein Jungbrunnen.

Man erfuhr, daß ganz im stillen der Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts und seine Kreise die Jugend dem Reitsport gewonnen haben, daß es in fast allen deutschen Städten jetzt Kinder-Reit-Klubs gibt, daß an allen Universitäten und Hochschulen die Studenten zu Pferde steigen, und daß die alten Semester sich ihrer alten Liebe zum Reitsport erinnern und mit der Jugend zusammen zu Pferde hinausziehen, um Körper und Geist zu erfrischen. Man wurde gewahr, daß es in Deutschland neben dem Auto noch viele Tausende eleganter Gespanne von Wagenpferden gibt, und daß es ebenso unterhaltend ist, die Leinen eines Zweispänners oder eines Viererzuges in der Hand zu halten, wie am Steuer eines Automobils zu sitzen.

So wurde das Jubiläums-Turnier ein großer Triumph des Pferdes. Vor allem aber: die großen Massen wurden durch dieses Turnier dem Pferde gewonnen; es war kein Fest der „oberen Zehntausend"; es haben sich alle Kreise, alle Schichten der Bevölkerung getroffen, und es ist besonders wertvoll, daß sich so viele Angehörige aus der Arbeiterschaft eingefunden hatten, um, im Gegensatz zu manchem tumultuösen Sport, zu sehen, wie sich bei dem Reitsport in ruhevollem Zielbewußtsein die höchste Leistungsfähigkeit des Pferdes, die höchste Energie und die höchste Feinheit des Reiters zusammentun, um in einem ästhetisch immer schön bleibenden Bilde etwas Außergewöhnliches zu leisten. Es liegen Feinheit und Würde in diesen reiterlichen Kämpfen.

Es stellte sich ein Tag gleichwertig neben den andern, in allem Glanze und allen Darbietungen. Noch nie seit dem Ende des Krieges ist einem Sportzweige ein derartiger Beifall aus den besten Kreisen gezollt worden, wie dem Jubiläums-Turnier. Man denke nur an die Entscheidung des Großen Preises der Republik. Zwölf Minister des Reiches und des Preußen-Kabinetts mit einem ganzen Parkett von Staatssekretären und hohen Beamten aus den Ministerien, ein Dutzend Botschafter, ein König und eine Königin (Dänemark) und in mehreren Reihen die früheren deutschen Fürstlichkeiten, an der Spitze die Familie des Kronprinzen. Oder will man das, was dieses Turnier gesellschaftlich bedeutete, noch klarer wiedergeben durch den „Tag des Reichspräsidenten"? Seitdem Feldmarschall von Hindenburg Hüter des Reiches ist, hat er es nicht versäumt, jedesmal zum Turnier des Reichsverbandes zu kommen, und das heißt, daß sich dann jedesmal die gesamte offizielle Welt um den Reichspräsidenten schart, der an diesem Tage der deutschen Pferdezucht und dem deutschen Reitsport sagt, welchen Anteil er an ihren Bestrebungen nimmt. Stolz, Freude und Dankbarkeit erweckt der Reichspräsident an diesem Tage in den Herzen von Tausenden von Pferdezüchtern, Pferdebesitzern, Reiterinnen und Reitern. Als die Maschinengewehre und die Artilleriezüge durch die Arena donnerten, als sich in dem großen Karussell der Reichswehr die Reitergeschwader in langem Galopp, wohlgeregelt jeden Zentimeter Raum beherrschend, in wunderbarer Regelmäßigkeit um die in der Mitte einen Stern bildenden Kesselpauker und Fanfarenbläser bewegten und der Beifall des Publikums durch die Halle raste, galt dieser Beifall unserer ganzen Pferdezucht und unserer ganzen Reiterei. Dann formierte sich das Reitertreffen mit gezogenem Säbel zur Attacke und jagte mit markerschütterndem Hurra und Trompetengeschmetter auf die Tribüne des Reichspräsidenten zu. Einen halben Meter vor der Tribüne stand auf einen Pfiff des kommandierenden Offiziers das große Treffen wie von einer gewaltigen Hand gestoppt, wie eine Mauer. Und wieder umbrauste orkanartiger Beifall die wie erstarrte Reitermasse, vor der Hindenburg, die Hand zum Gruß erhoben, stand.

Digitized by Google

In erster Linie sind es die großen Schaunummern des Reichsverbandes gewesen, die das Publikum mehr und mehr zu den Berliner Turnieren gezogen haben. Sie sollen die Bedeutung von Zucht und Reiterei in Bildern reellster Leistung und größter Wirkung zeigen. Neben dem großen Karussell der Reichswehr stand die prachtvolle Studenten-Quadrille. Ein mächtiger Sängerchor von Akademikern begleitete vom ersten Range herab die Reiterei der Kommilitonen mit auf- und niederwogenden Studentenliedern. Dazwischen schoben

Der spanische Leutnant Xifra führt „Morisco" ohne jedes Kopfzeug vor. Phot. Menzendorf

sich die lieblichen Bilder der beiden von Kindern dargestellten Schaunummern, die vier allerliebsten kleinen Postillone, von denen jeder zwei possierliche Ponies meisterte, und die Voltigier-Abteilung Seidel aus Hannover. Kinder vornehmer Familien der Stadt Hannover, die eine so anmutige Körperübung wie die Voltige in der Vollendung zeigten und durch ihre köstliche Frische und Natürlichkeit schon beim ersten Erscheinen die Lieblinge des Publikums wurden.

Aber man wollte noch etwas besonders Eigenartiges, das die Fachleute

Sechsjähriger Fuchs-Wallach „Packard", das schönste Pferd des Turniers. Phot. Menzendorf

Digitized by Google

ebenso fesselte, wie es dem großen Publikum ein Rätsel aufgab. Mit den Reitern aus Spanien war der Hauptmann Xifra gekommen, ein Reiter außerordentlicher Prägung, seinen Pferden ein Psychologe und ein Pädagoge, der, täglich bejubelt, seine beiden Pferde in allen Glanzstücken der hohen Schule ohne Kopfzeug, ohne Zügel, ohne jede Einwirkung der Hand vorführte.

Die besten Ergebnisse unserer verschiedenen deutschen Pferdezuchten, der ostpreußischen, der hannoverschen, der schleswig-holsteinischen, der pommerschen, mecklenburgischen, westfälischen und brandenburgischen, tummelten sich jeden Tag in einer langen Reihe von Prüfungen, die abends in den Jagdspringen über gewaltige Hindernisse ihren Höhepunkt fanden. Mit den besten Vertretern der deutschen Zuchten kämpften die ausländischen. Wenn je ein Beweis mit

Oberleutnant Hasse auf „Derby", dem besten Pferd im Großen Preis von Deutschland. Phot. Menzendorf

Oberleutnant Sahla auf „Schwabensohn", dem Sieger im Großen Preis der Republik. Phot. Menzendorf

überwältigender Deutlichkeit erbracht wurde, so an diesem Turnier der Beweis, daß Deutschlands Pferdezucht dem Allerbesten der fremden Länder gewachsen ist. Verblieben doch alle großen Entscheidungen den deutschen Reitern und deutschen Pferden. Die Hauptspringen, der Große Preis der Republik und der Große Preis von Deutschland, wurden von Oberleutnant Sahlas Schwabensohn und Oberleutnant Hasses Derby, beide hannoverscher Zucht, davongetragen. Aber auch Ostpreußen hat eine lange Reihe stolzer Sieger gestellt, vor allem in Gimpel, dem Gewinner der Olympiade-Dressur-Prüfung unter Rittmeister Gerhard.

Unsere deutschen Pferde haben auch in Berlin bestätigt, was sie uns in den beiden Jahren zuvor so oft verkündeten: die Gleichwertigkeit, ja sogar in manchen Fällen eine kleine Überlegenheit über das ausländische Material, wie wir es an der Olympiade zu Amsterdam, bei den deutschen Reitersiegen im November 1928 in Neuyork, bei den Siegen im Preis der Nationen am Kölner Turnier und im deutschen Spring-Derby von 1929 gegen die amerikanischen und schwedischen Pferde, sowie dann vor allem im November 1929 zu Genf durch den Sieg der deutschen Mannschaft gegen Franzosen, Schweizer und Belgier im Preis der Nationen erlebt haben. In unermüdlichem Ansturm setzten sich während der Jagdspringen der Berliner Tage die Spanier, die Tschechoslowaken und

Prinzessin Friedrich Sigismund gewann auf „Heiliger Speer" das deutsche Reiterinnen-Championat. Phot. Schirner

Digitized by Google

die Ungarn mit vielen guten, in den Jahren zuvor von Sieg zu Sieg geeilten Pferden ein, aber einzig die Spanier hatten Erfolg. Zum Siegen gehört auch im Turniersport Glück. Das hatten die ausländischen Reiter in Berlin nicht. Sie kämpften außerdem in fremdem Lande auf einer Bahn, die sie zum erstenmal sahen. Und der Eindruck des immer überfüllten Hauses muß sich schwer auf die Nerven der verschiedenen fremden Kämpfer gelegt haben. Gegenüber diesen Tatsachen und Einflüssen, die zuungunsten der fremden Reiter wirkten, stand aber die Bestimmtheit, um nicht zu sagen die Überlegenheit der deutschen Erfolge, deren Grundlagen mit verstärkter Energie zu pflegen und zu sichern eine der wichtigsten Aufgaben ist. Alle Anstrengungen, die Geltung unserer Pferdezucht und unserer Reiterei zu halten, müssen in den Reiterkämpfen bei der nächsten Olympiade gipfeln, für die man deutscherseits bereits alle Vorbereitungen voll in Gang gesetzt hat. Kämpfe zu Pferde können immer von Zufälligkeiten bedroht sein. Zur Tüchtigkeit muß sich Glück gesellen. Man sagt, daß dieses auf die Dauer nur der Tüchtige hat, so werden wir alle Anstrengungen unternehmen, unsere reiterliche Tüchtigkeit zu halten und wenn möglich zu steigern.

Die Auswirkungen einer Veranstaltung, wie sie der Reichsverband

Rittmeister Gerhard, Leiter des Schulstalles der Kavallerieschule Hannover, gewann mit „Gimpel" die Olympia-Dressurprüfung. Phot. Menzendorf

Frau Käte Frankes „Irokese", der das Championat der Damenreitpferde gewann. Phot. Schirner

in dem Jubiläums-Turnier hatte, gehen nach allen Gebieten weit hin. Es handelt sich vor allem um den Absatz der Produkte der deutschen Edelpferdezucht. Der Reichsverband hat das Verdienst, der Warmblutzucht als einzigem Zweige der deutschen Landwirtschaft zu einer aktiven Handelsbilanz verholfen zu haben, gingen doch im Jahre 1929 nicht weniger als 2300 edle Pferde nach dem Auslande, während die Einfuhr an edlen Pferden gleich Null war. Im Verlaufe des Turniers trafen aus allen Gegenden Europas Besucher in Berlin ein, die angelockt worden waren von den günstigen Berichten der Weltpresse über die ersten Turniertage.

Das „Jahr des Pferdes" nennt der Reichsverband sein Jubiläums-Jahr. Er will in diesem Jahre des Pferdes im Vereine mit allen Organisationen, die in irgendeiner Verbindung zu dem Pferde stehen, alles aufbieten, die Bedeutung des deutschen Warmblutpferdes zu verkünden, seine Leistungsfähigkeit noch schlagender zu beweisen und die ganzen Beziehungen der Benutzung des Pferdes zu Wirtschaft und Volkstum noch mehr zu vertiefen.

Aus der langen Reihe der geplanten wichtigen Maßnahmen muß man erwähnen die Schaffung des deutschen Reiterabzeichens in den drei Klassen Bronze, Silber und Gold für alle Reiterinnen und Reiter, die gewisse Leistungen aufweisen können. Ebenso ist ein Abzeichen für Fahren geschaffen worden. — Gründung von Reitervereinen in großen und kleinen Städten, die den Pferdeankauf und die Pferdehaltung in eigene kaufmännische Regie nehmen. — Einrichtung von Verkaufsmärkten an allen kleinen Turnieren in den Zuchtgebieten, um jedermann Gelegenheit zu geben, vom Züchter gebrauchsfertige Pferde billig zu kaufen. — Herausgabe einer besonderen Jubiläums-Plakette für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Zucht, des Reitens und des Fahrens. Veranstaltung eines großen Jubiläums-Distanzrittes und einer großen Jubiläums-Distanzfahrt. Verbilligung des Reitens für die weniger bemittelten Kreise und Aufnahme des Reitens als Unterrichtsfach in den Fortbildungskursen für Leibesübungen.

Digitized by Google

Familie Wolff, Erfurt, wurde Sieger im Familien-Preisreiten. Phot. Riebicke

Vor allem aber die große deutsche Reitpferdeschau in Verbindung mit dem internationalen Turnier zu Aachen. 500 edle Pferde, für den Gebrauch unter dem Reiter ausgebildet, und in speziellen Prüfungen anläßlich der Aachener Schau gezeigt, kommen aus den deutschen Zuchtgebieten zusammen und stehen für die Liebhaber aus der ganzen Welt zum Kauf. In Aachen soll dem Weltmarkt eine bequeme Stelle für die Abnahme deutscher Pferde geschaffen werden. Der Plan findet vom 18. bis 21. Juli seine Verwirklichung. Es wird gewiß eines der größten Vorkommnisse auf hippologischem Gebiete.

Frau Direktor Zeiler und Herr Major Bürkner auf „Packard" und „Maientag" erhielten den ersten Preis in der Reitpferde-Paarklasse. Phot. Menzendorf

Möge ein Abglanz so erfolgreichen Wirkens, hinter dem mehr als zehntausend Mitglieder und mehrere hundert Verbände von Züchtern und sportlichen Vereinigungen mit großen Mitgliederzahlen stehen, auf die ganze deutsche Wirtschaft, auf die ganze deutsche Produktion fallen und verkünden, daß kein Kampf um irgendein Gebiet verloren ist, wenn er mit Begeisterung und Unermüdlichkeit geführt wird. Jeder Rückschlag muß die Energie um die Erhaltung der Sache verdoppeln.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Lyrische Ernte. Von Hanns Johst

Albert Soergel
Kristall der Zeit (Grethlein, Leipzig)
Ernst Bender
Deutsche Dichtung der Neuzeit (Braun, Karlsruhe)
Viktor Wittner
Der Mann zwischen Fenster und Spiegel (Zsolnay, Wien)
Rudolf Henz
Unter Brüdern und Bäumen (Officina Vindobonensis, Wien)
Paula von Preradovic
Südlicher Sommer (Kösel & Pustet, München)
Ricarda Huch
Gesammelte Gedichte (Insel-Verlag, Leipzig)
Elisabeth Scholze-Fellmer
Zwischen Liebe und Tod (Appelhaus-Verlag, Braunschweig)
Käthe Braun-Prager
Bei der Kerze (Darmstädter Verlag)
Margarethe Geißel-Horn
Muttersein (Fink-Verlag, Weimar)
Josef Schanderl
Mitten im All (Piper, München)
Heinrich Zerkaulen
Das offene Fenster (Hellerau, Dresden)
Eugen Roth
Monde und Tage (Piper, München)
Julius Maria Becker
Ewige Zeit (Verlag der Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst, Würzburg)
Hermann Hesse
Trost der Nacht (S. Fischer, Berlin)

Es heißt immer, die Lyrik stürbe aus. Da schickt man mir eine Anthologie in das Haus, auf deren Umschlag fett gedruckt zu lesen steht: 822 Gedichte von 193 Dichtern . . .

Glückliche Zeit! Überlyrische Epoche sollte man meinen! 193 Dichter! Keiner mehr, keiner weniger. Der Herausgeber heißt Albert Soergel, und ich verehre in ihm einen der klarsten und eindringlichsten Kenner unserer Gegenwartsliteratur. Dabei fehlen noch Namen wie: Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Heinrich Mann, Wassermann, Bonsels, Namen wie Döblin, Brecht, Eulenberg, Georg Kaiser. Ich greife beliebig aus dem vollen heraus. Also Dichter über Dichter!

Da stimmt etwas nicht!

Wir sind keine lyrische Zeit, und dabei 200 Lyriker von Format? Da fehlt es an einem Lessing oder vielleicht genügte ein Herkules? Jedenfalls muß ich bekennen, daß ich, als ich dieses wirklich geschmackvoll ausgewählte Kompendium Kristall der Zeit durchblätterte, Hunger bekam auf einen einzigen Dichter.

Was will ich damit sagen? Daß diese 600 Seiten enggedruckte Lyrik nur zwei Gedichte für mich beherbergten. Das erste: „Der Arbeitsmann" von Dehmel. Er ist tot. Und das zweite: „Schlußstück" von Rilke. Er ist tot. Aber diese zwei Gedichte leben. Das Schlußstück von Rilke lautet (ich setze es her, um zu bekennen, was ich unter einem echten Gedicht verstehe):

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
Lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
Wagt er zu weinen
Mitten in uns.

„Kristall der Zeit", ein schöner Titel, denn das Gedicht ist in der Tat die edelste Kristallisation des Gefühls und der Anschauung, der Besinnung und des Bekenntnisses. Die vorliegenden Gedichte handeln von Liebe, vier Jahreszeiten und Tod.

Das Buch eignet sich sehr zu Geschenkzwecken. Wer es bekommt, hat seinen Bedarf an Lyrik auf Jahre hinaus rechtschaffen eingedeckt.

Eine zweite Anthologie möchte ich erwähnen: Deutsche Dichtung der Neuzeit von Ernst Bender, vom Volkslied über das Kirchenlied, von Klopstock über Goethe, Geibel bis zu Rilke, Lersch, Johst und Billingen. Albert Soergel hat die Dichter landschaftlich eingeordnet. Bei der Lyrik ist diese Art der Sammlung von tiefer Bedeutung. Ernst Bender bringt eine historische Schichtung. Man sieht hier einmal sehr klar, wie aus großer Naivität des Gemütes das lyrisch Liedhafte in das ästhetisch Bewußte unserer Zeit hineinwächst.

*

Digitized by Google

Zu den Neuerscheinungen selbst: Viktor Wittner: Der Mann zwischen Fenster und Spiegel. In diesem Buch versucht ein moderner Mensch ohne literarisches Programm, ohne neue Sachlichkeit, ohne altes Pathos schlicht und unmittelbar sein Erlebnis auch mit technischen Dingen lyrisch auszusprechen. Der gewonnene Reiz ist zum Teil sehr glücklich:

Telefon

Fräulein, bitte, hallo?
18—800 und
8 — ich sehne mich so
Nach einem Mädchenmund.

Bitte, Fräulein, geben
Sie mir 16 — 18 oder 18 — 16
Verbinden Sie mich, ich lechze,
Mit . . . dem Leben!

Hallo? Wer meldet sich jetzt?
Hier ein Herz! Wer hört, wer begreift? —
Die Leitung pfeift:
Besetzt!

Alle Requisiten dieses wirklichen Gedichtes alltäglich und gewohnt, aber ihre Gegenüberstellung mit der Naivität eines Herzens, mit der Sehnsucht nach dem Leben, das ist lyrischer Einfall und dichterisches Glück. Wir telefonieren alle einmal und beherbergen einen Augenblick lang den Wunschtraum: möchte sich doch der Apparat als Zauberapparat erweisen. Wozu immer Wälder und Sterne beschwören und rote Rosen? Das Fräulein vom Amt und die zufällige Algebra der zahllosen Nummern bergen ebensoviel singende Möglichkeiten. Wunderschön wird die Romantik der Briefpost in dem Gedicht Der Brief verlebendigt. Es beginnt:

Viele Pakete sind aufgeschichtet
Im nächtigen Bahnhof, sie wollen reisen,
Und Briefe wimmeln wie Ameisen,
Und ich wüßte so gern, was jeder berichtet —

Das ist lyrisch unbefangen hineingetaumelt in den bunten Kreislauf der technischen Dinge. Was will es dagegen sagen, daß der Rhythmus manchmal über ungereimte Weichen holpert, daß die Versfüße einander im Wege stehen? Die poetische Unbefangenheit ist da! Etwa Landkarte von Europa:

Erkenn' ich euch wieder:
Schwarzes Meer, Kaspisches,
Kaukasus, Krim?
Auge mein, schwimm
Durch die Meerbläuen, klimm
Auf die Braunberge, nimm
Diese Grünflächen, schwinge
Dich auf und nieder,
Singe, singe
Die Zeichen, Namen und Dinge,
Die geographischen Lieder!

„Die geographischen Lieder", das ist ein Wort! Der junge Goethe hätte gejauchzt! Ich gebe zu, der alte Herr Geheimrat hätte die Nase gerümpft. Aber auf den Jungen kommt es in der Lyrik an, denn das junge Herz und seine unbekannten und noch unbewußten Schwingungen eröffnen Neuland der Lyrik. Die Reife bewährt sich dann in dem eroberten Gebiet, schmückt es aus mit den Fermaten formaler Reize und der Ordnung einer schönen Klarheit. Das ist es: junge, wirklich junge Lyrik finde ich sonst überhaupt nicht. Keiner singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, mit Naturstimme, alle Bücher bieten im besten Falle gepflegte Lyrik. Man glaubt nicht, daß es so schwer sein könnte: natürlich zu sein und in seiner Natürlichkeit den Beweis zu erbringen, daß man ein Dichter ist.

Da sind etwa Gedichte von Rudolf Henz.

Der Mann hat seinen Rilke und seinen Hofmannsthal studiert mit heißem Bemühen, der Mann hat seine feinen und edlen Gefühle artig und sauber und fehlerfrei auf die korrektesten Metren gebracht. Da steht der Baum melancholisch im Hof und lächelt über die Sage von Garten und Wald. Da fragt eine ästhetisch durchaus geschulte Stimme:

Darf ich nach soviel Gedankenirren
Wieder in das Rund des Jahres treten?

Herrgott! Ein echter Lyriker ist im Grunde un—artig. Er fragt den Teufel nach Gedankenirren und nach dem Rund des Jahres. Er steigt zu Pferd! Zu Pferd!! Oder er springt auf die Elektrische. Oder er setzt sich in seinen Hanomag und saust los . . . Sollen die Bedächtigen, die prosaischen Alleswisser die Köpfe schütteln. Zu guter Letzt erfreuen gerade die Nüchternsten sich am meisten, wenn einer einmal alle Zäune überspringt, alle Mauern und Planken einrennt und der gewohnten Ordnung das Außerordentliche und das Ungewohnte eröffnet!

Bei Rudolf Henz fällt es mir an sich schwer, so robust zu sprechen, denn in seiner Bedachtsamkeit äußert sich eine reinliche Notwendigkeit, und ich bin überzeugt, dieser Poet hat wirklich etwas zu sagen. Aber es fehlt ihm der Mut zur Selbständigkeit. Er sichert sein Gefühl noch zu stark durch Form. Nur keine Angst, Rudolf Henz! In der Tat, es gibt keine Kunst, die soviel Zivilkurage und Mut fordert wie die Lyrik. Man kann sich verdammt vergaloppieren, wenn man sich gehen läßt, wohin einen das Temperament reißt. Aber ohne diese Frechheit und Schamlosigkeit — um einmal die

Digitized by Google

schärfsten Worte zu wählen — entsteht nie ein blutheißes Gedicht, eine Leidenschaft, die heilige Ekstase des Gesanges. Stellen wie diese:

Aus dem Spiegel des Teiches höhnt mein verschenktes Gesicht.
Mißbrauchte Augen können dich nicht aus dem Dunkel lösen.
Mein verschachertes Hirn weiß im Taumel der Fremde nicht,
Ob es die guten Geister einließ oder die bösen.

Hier ist die Gefahr des Kunstgewerbes brennend. Das verschacherte Hirn ist als Wortwahl aus der Psychologie Freudscher Schule, während die erste Zeile „Aus dem Spiegel des Teiches höhnt mein verschenktes Gesicht" dichterisch so rein empfunden ist, daß man dieser geschauten Empfindung nur von ganzem Herzen eine stärkere, steigendere Folge wünscht, um ein wirkliches Gedicht erleben zu dürfen.

Im Epigonesken süß, einschmeichelnd und fähig: Paula von Preradovic: Südlicher Sommer. Ich vermute ein prächtiges Mädel in diesem Buch, und das ist von vornherein mehr als eine zeilenzählende Seele. Die verschiedenen Rosen kann man sich schenken, die da blühen und glühen, aber das ist ein Gedicht:

Die Gaben Gottes

Herr, denen, die du liebst, gibst du den Ruhm,
Des Volkes Segen, Purpur um die Lende
Und dieses Lebens buntes Königstum.

Doch liebst du mehr die beiden, deren Hände
Du heiß sich suchen läßt durch alle Zeit
In einer tiefen Sehnsucht ohne Ende.

Und, Vater, deinem meistgeliebten Sohne
Gabst du der Wüsten große Einsamkeit,
Der vielen Haß und eine Dornenkrone.

Und dann diese letzten zwei Zeilen aus einem Gedicht „Das Sterbliche", einem Gedicht, das dem Tode einer Frau über den Sarg hin gesagt ist:

Starb deine Stube, deine sanfte Hand
Und deine stille Frauenfröhlichkeit.

Dieses Wort: Frauenfröhlichkeit wiegt zwanzig Bände Konfektionslyrik auf, denn es erschließt und umschließt eine Welt von Heiterkeit, Herzenshelligkeit, von Unvergänglichem im Wandel der Erscheinungen.

★

Man sollte meinen, die Lyrik sei für Frauen besonders geeignet, es müßte mehr Dichterinnen als Dichter geben auf lyrischem Felde. Aber dem ist nicht so. Der Frau gelingt ganz selten ein wirkliches Gedicht. Entweder rutscht sie ins Klischee oder sie wird männlich. Sie reimt drauflos wie Elisabeth Scholze-Fellmer:

Wie Kinder vor dem Weihnachtsfest im Dunkel
Erwartungsvoll vor deiner Türe stehen
Sich freuend auf des Christbaums Lichtgefunkel,
Auf alle Wunder, die sie werden sehen ...

oder Käthe Braun-Prager:

Warum deckt mich der Schnee nicht zu?
Warum muß ich über ihn gehn?
Unter dem Schnee ist die tiefe Ruh,
Darf das Herz endlich stille stehn.
Steht es still, ist schönste Weihnachtszeit,
Ist Friede weit und breit ...

Und so etwas wird im Jahre 1930 tatsächlich gedruckt!

Man sollte meinen, das Mutterwerden und Muttersein müßte von einer Frau dichterisch originell besungen werden, aber man läßt jede Hoffnung hinter sich, wenn man die Gedichte von Margarethe Geißel-Horn gelesen hat. Ich gebe kein Pardon, mein Leser soll wenigstens eines versetzt bekommen:

Muttersein —: Du tiefste Qual ...

Ein Kind ist voll Leid, ein Gattenherz schwer,
Das Warten macht müde und stumm ...!
Die Mutter — sie klagt und weint nicht mehr,
Sie quält auch nicht mehr das „Warum?"

Doch heißes Sehnen siedet ihr Blut,
Und wechselnd in Hoffnung und Schmerz —
Verbrennt in lohender Flammenglut
Ein leidvolles Mutterherz.

Damit soll die Niederlagenallee der fraulichen Lyrik ihr letztes Denkmal enthüllt haben!

★

Ich sagte, die Frau verfällt dem Klischee des Reimes und der Konvention des Gefühles, oder sie vermännlicht seltsamerweise. Ricarda Huch läßt ihre gesammelten Gedichte erscheinen. Hier handelt es sich nun endlich wirklich wieder um Kunstwerke. Jedes einzelne dieser Gedichte ist notwendig, aber jedes einzelne auch ist spröde, herb, gläsern. Die Klassik, ihre verhaltene Gebärde, ihr Bedachtsein auf Form und Distanz, ihre sparsame Plastik ist unzweideutiges Ideal geworden. Gedichtanfänge wie dieser:

Über des Schlosses hohen Portalen
Wacht der Medusa Bildnis allein,
Und in der Sonne scheidenden Strahlen
Schimmert wie Blut ihr Antlitz von Stein.

Das ist klares, verhaltenes 18. Jahrhundert.

Digitized by Google

Auch derartige Strophen:

Vom Sturm getragen zieht der Frühling ein,
Er zürnt der Flur, die lang ihm widerstanden,
In der gepeitschten Wellen stürmisch Branden
Stöhnt und frohlockt der wetterschwangre Hain...

„Der wetterschwangre Hain . . ." Ricarda Huch ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß der Hain 1930 nicht gerade mehr zu den aktuellen, modischen lyrischen Kurorten gehört. Sie weiß es bestimmt, aber sie meidet dieses epigonische Wort nicht, aus einem männlichen Trotz heraus. Sie ist tapfer genug zu glauben, daß sie neuen Wein in alte Schläuche zu füllen vermöchte. Aberglaube . . .? Ich fürchte.

Gedichte in schöner lyrischer Anschaulichkeit und reinem Versmaß schreibt Josef Schanderl. Mitten im All nennt er den Band gesammelter Verse, aber das Gedicht „Amsel im Laub" etwa wäre ein viel richtigerer Titel gewesen, denn man fürchte keine Weltanschauungspose, keine lyrische Geometrie — und der Titel „Mitten im All" könnte solche Furcht verursachen —, sondern Schanderl besitzt süddeutsche Innigkeit und eine naive Natürlichkeit, wie sie heute ganz selten wurde, wie sie in Martin Greif etwa zum letzten Male erschienen ist. Sie vermissen den neuen Ton? Ach, ich glaube, daß es eine gewisse künstlerische Haltung der Natur gegenüber gibt, die vom Affenmenschen bis zum Menschenaffen so ungefähr durchhält, ich meine eine stammelnde Naturfreudigkeit, die ihre Existenz unproblematisch im Wirbel des Lichts bejauchzt. Wenn man die Notwendigkeit und die Posenlosigkeit einer solchen Freude erfühlt, dann vermißt man den neuen Ton, der zumeist nur modischen Charakter hat und sich im Einbezug technischer Vokabeln zu erschöpfen pflegt, nicht.

Auf ähnlicher, wahlverwandter Ebene reinlicher Natürlichkeit, ungezwungener Liedhaftigkeit bewegen sich die Gedichte Das offene Fenster von Heinrich Zerkaulen und die Verse von Eugen Roth, die er Monde und Tage nennt.

Dem Eugen Roth glücken Zeilen wie diese:

Freunde, wo ist ein Halt, wenn ihr nicht haltet?
Wo ist noch Glaube, o wenn ihr nicht glaubt?
Wo grünt noch Hoffnung, o wenn ihr entlaubt,
Und wo ist Kraft, wenn ihr sie nicht entfaltet?

oder:

Wir müssen wach sein, denn die Nacht ist schwer.
Wer einsam geht, der suche nach den Seinen.
Wir müssen uns zum heiligen Bund vereinen,
Zu starker Gegenwart und Gegenwehr.

Aus der bloßen Anschaulichkeit und dem Falterflug lyrischer Beschwingung führt das folgende Gedicht in die selige Landschaft einer Claudiushaften Frömmigkeit, in der ich dem wesentlichsten Eugen Roth zu begegnen meine:

Beim Sonnenuntergang

Die Sonne schmilzt den Felsenrand.
Die Schwalben schwirren schwarz im Licht.
Gott geht in Wolken übers Land
Und hat das bärtige Gesicht,
Mit dem ich ihn als Kind gekannt.
Er zieht vorbei und sieht mich nicht.

★

Ein Dichter, wortschäumend und rhythmisch voll barocker Würfe: Julius Maria Becker. Seine Ewige Zeit in ihrem Widerspruch von Zeit und Ewigkeit sagt bereits die ganze Gefühlsspannung aus, innerhalb derer Becker seine lyrischen Gewebe wirkt. Panlied, Runenlied und Lotoslied etwa sind Titel, unter denen sich seine Strophen fügen. Im Weltstadtlied lautet die letzte Zeile: „Mein und auch dein Gesicht nimmt sie von dannen." Die Nacht in den Gassen der Weltstadt! Diese Bewegung der Nacht, die mir und dir das Gesicht nimmt und uns Maskenware, Maskenkonfektion werden läßt, die ungeheure Melancholie dieser Aussicht ist dichterisch so überzeugend, daß Unregelmäßigkeiten im Gefüge des Versbaues, die dem Temperament Beckers unterlaufen, geringer sind, als daß sie in ihrer Absichtlichkeit sehr zu stören vermöchten.

Daß man mit sechzig Jahren ein Dichter sein kann, das beweist Hesse auf seine schlichte, einfache, altfränkische Art. Er ist ein wenig griesgrämig geworden auf seine alten Tage, der gute Hermann Hesse. Er ist mit sich und der Welt nicht zufrieden, er nörgelt, ja er quengelt. Er hatte es sich wohl zu einfach gedacht, und nun, wo der Ischias rumort und die Galle überläuft und Krieg und Revolution auch in der Welt sind und nicht nur Fichtenwälder und Sterne besungen sein wollen, nun poltert er eben und tastet mißtrauisch die letzten und allerletzten Strophen ab. Er benimmt sich fast wie ein Prominenter, den man in die Provinz versetzt. Aber da ist der Humor! Und ohne Humor ist ein Dichter nur eine Plakatsäule für die Poesie, und dieser Humor beschenkt seinen Ärger dann zu guter Letzt doch wieder mit solch köstlichen Gedichten, wie: Es geht besser . . . und den herrlichen Zeilen:

Arme Schwestern, liebe Schmerzen,
Seid nicht ihr auch Gottesgaben?

Und wenn er über einen Zyklus zuletzt schreibt: Letzte Gedichte und darin dichtet:

Digitized by Google

Für einen König hab' ich mich gehalten
Und diese Welt für einen Zaubergarten,
Um nun am Ende mit den andern Alten
Schwatzhaft und angstvoll auf den Tod zu warten,

so sagen wir ruhig und zuversichtlich: „Du bist König geblieben, Hermann Hesse, und nicht König unter den Blinden, sondern unter den Sehern . . ."

Rund um Deutschland: Ausländische Romane und Novellen

Vorm Schaufenster und im Buchladen

Vielleicht sind die Leute selten geworden, die vor jedem Buchladen stehen bleiben und die sich freuen, einzutreten und in den Neuerscheinungen zu blättern, vieles zu betrachten und einiges als einen Schatz mit nach Hause zu nehmen. Ich gehöre zu ihnen und habe das Glück, einen richtigen Buchhändler gefunden zu haben, d. h. einen Mann, der nicht nur den grade verlangten Schlager der Saison oder des Monats verschleißt, sondern der ein inneres Verhältnis zu seinen Büchern hat und der kein größeres Vergnügen kennt, als ein verständnisvoller Mittler zwischen Menschen und Büchern zu sein. Dabei ist er ein moderner Kaufmann. Schon sein oft wechselndes Schaufenster zeigt, daß er sich auf Käuferwerbung versteht. Aber als ich es neulich im Zeichen eines großen Globus und im Schmuck bunter Fähnchen mit lauter ausländischen Romanen und Novellen angefüllt sah, fühlte ich mich tief verletzt und sagte: „Setzen Sie nun auch die letzte Hoffnung auf Jack London und Edgar Wallace?"

Er erwiderte: „Grade die fehlen in meinem Schaufenster, denn die werden ohnehin gekauft, und ich selber lese sie ab und zu, wenn ich mich spannen lassen oder das Gruseln lernen will. Was ich ins Fenster gelegt habe, sind Übersetzungen, die uns etwas Besonderes oder Neues zu sagen haben."

„Dieses auch?" fragte ich und nahm ein Buch vom Tisch: Ein Mädchen und zwei Männer im Urwald von O. Binns, aus dem Amerikanischen übersetzt und von Georg Müller in München verlegt. Schon der Schutzumschlag, der eine dunkellockige Schöne mit zwei speerbewaffneten Eingeborenen am Lagerfeuer unter Palmen und Lianen zeigte, ließ nichts Gutes vermuten. Ich blätterte darin. Es fing sehr spannend mit Flintengeknatter an. Die Heldin Flora Standforst rettet einen Verfolgten. Dann ging es offenbar um ein Goldlager in Neuguinea. Der Verfasser schilderte mit dichterischem Schwung einen Sonnenuntergang, „ein großartiges Schauspiel von Heliotrop- und Malvenfarben, gemischt mit Blaßrot, breiten Streifen Orange und Scharlachrot". Aber indem ich weiterblätterte, merkte ich bald, daß der Verfasser auch über die schlichte Sprache des Alltags verfügte: „Barry steckt bis zum Hals in deiner Schuld, es ist klar wie Stiefelwichse, daß Spearmint hinter dem Goldbeutel her war." Oder ein andermal, welche Kunst treffender Vergleiche: „Das sieht Spearmint ähnlich! Dieser Mann ist eine regelrechte Schlange." Als ich dann gar auf den tollen Hund stieß, als welcher jemand niedergeschossen werden sollte, fragte ich den Buchhändler: „Hand aufs Herz, hat uns das etwas Neues zu sagen?"

Er antwortete: „Der Roman ist für simple Amerikaner geschrieben, und die gibt es mittlerweile auch in Deutschland. Ihnen ist es ziemlich gleichgültig, ob der brave Cliffold mitsamt seinem Goldgeheimnis zwei Schurken zum Opfer fällt oder von der lieblichen und tapferen Flora gerettet und endlich mit ihrer Hand belohnt wird. Aber ich selbst muß gestehen: ich habe den Roman drei Stunden lang nicht weglegen können. Total vertroddelt, sagen Sie. Gut. Doch die Amerikaner schicken uns auch bessere Sachen herüber. Da erscheint bei Ernst Rowohlt in Berlin eine Novellensammlung Männer von Ernest Hemingway. Dieser Amerikaner kennt alle Welt. Er erzählt eine tragische Stierkämpfergeschichte, er schildert Mailand während des Krieges, weiß mit Boxern und Indianern Bescheid, schreibt einen keck-humorigen Journalistenstil, versteht zu rühren und manchmal selbst zu erschüttern, ja er wagt sich sogar in die Nachbarschaft des Erhabensten, wenn er die Soldaten nach der Kreuzigung Christi am Weintisch zeigt."

„Hat er das gekonnt?" Ich war doch neugierig geworden.

„Lesen Sie selbst. Eine Konfirmandin wird es wohl abscheulich finden. Und dann: dieser sehr merkwürdige Lebensroman von Agnes Smedley: Eine Frau allein (Frankfurter Sozietätsdruckerei)."

Ich nahm den starken Band mit dem derben Frauengesicht auf dem Deckel. „Ja, davon habe ich schon gelesen. Man hat die Verfasserin mit Jack London verglichen."

„Ich halte solche Vergleiche für einen Unfug," entgegnete der gescheite Buchhändler. „Wer den Roman als Jack London kauft, ist betrogen. Denn es ist die Lebensgeschichte

Digitized by Google

einer mutigen Amerikanerin, die zwischen Cowboys und Indianern aufwächst und in ihrem proletarischen Elternhause wenig Förderung findet. Trotzdem — und das Wie wird nicht recht klar — bringt sie's zur Lehrerin, gerät in den Sozialismus und in die indische Freiheitsbewegung, die auch während des Krieges in Amerika tätig gewesen ist. Das Schöne an diesem Buch ist die offenbar rückhaltlose Wahrheitsliebe. Man lernt daraus: auch in U. S. A. gibt es nicht bloß Menschen von der Stange, sondern Leute, die außer der Reihe stehen und Vorurteile der genormten Gesellschaft bekämpfen."

„Vielleicht wäre das ein Buch für meine Nichte?"

„Ich kenne die junge Dame nicht. Sollte sie, wie man zu Sachsens Zeiten sagte, ein ‚ohrenzart Frauenzimmer' sein, so wird sie über mancherlei erschrecken, was freilich zum Leben gehört und wovon die Gesellschaft nichts wissen will. Auch heute noch nicht, so aufgeklärt und so freisinnig sie sich gebärdet. Sie müssen den Roman lesen. Nehmen Sie überhaupt einmal zur Ansicht mit, was Ihre Neugier reizt. Oder vielleicht noch besser: ich schicke Ihnen eine Auswahl aus meinem Schaufenster."

Am nächsten Tag hatte ich einen großen Stoß ausländischer Romane und Novellen auf meinem Tisch, und es begann das

Lesen, Lesen, Lesen!

Ich fing mit dem größten Namen an: John Galsworthy, dessen Novellen Die letzte Karte Paul Zsolnay in Wien veröffentlicht hat. Die Titelnovelle, die erste des Bandes, schlägt das Thema an: der Dichter erzählt von gebrochenen Existenzen, die noch einmal einer Selbsttäuschung erliegen oder trotzig, mutig, verzweifelt den Schlußstrich ziehen. Man kann unmöglich diese vierzehn Erzählungen als Meisternovellen bezeichnen. Aber neben schwächeren finden sich ein paar, die ich nie wieder vergessen werde, weil sie stärker sind als selbst ein echter Jack London. Ich meine die Novelle Der schwarze Rock, die das Ende des russischen Emigranten an den letzten guten Rock knüpft, bis er mit ihm zugrunde geht. Oder jene andere von dem hungrigen Schauspieler, der seine Liebhabereleganz mit unwiderstehlicher Anmut spazieren trägt. Oder die dritte, die uns Deutsche ganz besonders angeht, denn sie zeigt einen deutschen Spion im Weltkriege, der seine Vaterlandsliebe mit dem Freitod besiegelt. Das sind mit andern Musterstücke einer fast anekdotisch knappen Erzählungskunst.

Vielleicht hat Warwick Deeping in England dieselben Erfolge wie Galsworthy. Ich würde mich nicht wundern, wenn er größere hätte. Carl Schünemann in Bremen verlegt von ihm einen Kriegsroman Kitty und behauptet, er sei warmherzig und tief beglückend. Ich behaupte, mein Buchhändler hätte diesen Band nicht in sein Schaufenster stellen sollen; wahrscheinlich hat er sich durch den schönen Einband von Steiner-Prag bestechen lassen. Es ist die honigsüße Geschichte von einem vornehmen englischen Offizier, der gegen den Willen seiner in ihren Adel verknallten Mutter ein einfaches Mädchen, eben Kitty, heiratet. Die edle Lady tut alles, selbst mit verleumderischen Mitteln, um die Liebenden zu trennen. Ja, als der Offizier, ein Krüppel, aus dem Felde heimkehrt, muß Kitty ihn buchstäblich entführen, um ihn gesund zu pflegen. Dieses „Epos der Gattenliebe" steht in der Überlieferung des alten englischen Familienromans, der sich viele Jahrzehnte lang ungebührlich bei uns breitgemacht hat und dessen falsche Rührseligkeit, dessen gutgewaschene Tugend und tintenschwarze Bosheit wir gern entbehren.

Besser schien mir Schünemann beraten, als er des Norwegers Gabriel Scott Eisernes Geschlecht herausbrachte. Knut Hamsun nennt es ein großartiges Buch. Wir urteilen nüchterner, denn wir wissen zu wenig von der norwegischen Geschichte, um den sich hier ankündigenden Freiheitskampf gegen die Dänen als einen voll befriedigenden Abschluß zu empfinden. Aber die Liebesgeschichte zwischen dem sich fast ins Übermenschliche reckenden Bauern Jon und der zarten Inge, die unter einem schweren Schicksal fast zerbricht, nimmt uns gefangen. Was ist das für ein Schicksal? Die Schwestern Inges werden als Mörderinnen hingerichtet, und diese grausige Szene aus dem Norwegen des 18. Jahrhunderts erhebt sich dramatisch aus der sonst episch gebändigten Ruhe des Buchs.

Die Norweger haben es gut in Deutschland. Wir zählen Hamsun wie einst Ibsen zu den Unsern. Die Undset wird geliebt. Neben ihnen steht in seiner Heimat seit geraumer Zeit Elias Krämmer, der eigentlich Anton L. Nilsen heißt und ein großer Industrieller und Finanzmann ist. Steinkopf in Stuttgart will ihn uns Deutschen nahebringen. In seinem Roman Die Wogen rollen steckt viel Selbsterlebtes. Wer es aus kleinen Verhältnissen zu Ansehen und Reichtum gebracht hat, der kennt die Wandelbarkeit menschlicher Dinge. Nur hat Krämmer mehr Herz als sein Held Helge Stöa, der so hoch steigt und das Beste, Liebe, erst erntet, als seine große Zeit vorüber ist. Der

Digitized by Google

Roman umspannt etwa fünfzig Jahre, aber er hat nichts Gegenwärtiges. Man liest ihn nicht viel anders als ein Buch von Wilhelm Raabe, mit dem Krämmer die Liebe zum Schnörkel, zum Sinnigen gemein hat, ohne ihn in zeitloser Größe zu erreichen. Aber es wird einem warm und behaglich ums Herz.

Freilich: auch etwas eng, und da wir in unserm deutschen Schrifttum selbst sehr stark mit Enge und Dumpfheit zu ringen haben, frage ich mich: brauchen wir diese Norweger mit guten, doch nicht ihren besten Leistungen? Selma Lagerlöf und Sigrid Undset sind von Peter Egges Hansine begeistert (Quelle & Meyer, Leipzig). Wie das meiste aus dem Norden: ein sauberes, grundanständiges Buch, ursprünglich gefühlt, mit viel Liebe zu Land und Leuten. Nur kann ich nicht finden, daß diese Hansine ein tragisches, ein aufwühlendes Schicksal erlebt. Das arme Mädel hat Pech. Es sieht ein paarmal so aus, als wenn sie nicht ganz ehrlich ist. Und es dauert wegen unglücklicher Zufälle sehr lange, bis sie sich reinigen kann. Aber der Leser regt sich nicht auf. Er weiß zu früh, daß in dieser klaren, vielleicht wässerigen Welt „das Gute siegt".

Unvergleichlich reicher ist ein schwedischer Roman Sara Alelia von Hildur Dixelius (Beck, München). Die Verfasserin, die eine Dichterin ist, erzählt eigentlich drei Romane in drei Generationen, aber nur der erste ist reicher ausgeführt. Später eilt sie sorglos durch die Jahrzehnte. Die Geschichte beginnt 1798 und endet in den fünfziger Jahren, der Schauplatz ist Schwedisch-Lappland. Die Heldin hat einen Greis geheiratet und wird die Beute eines leichtfertigen Burschen. Sie bringt nach dem Tode ihres Mannes ein Kind zur Welt, aber nun ist nicht etwa die Frage, wie sie die Ankunft dieses Knaben vor der Welt rechtfertigt. Sie findet sich schnell zurecht, und wir erleben nun, wie sie als Bäuerin mit ihrem Kind und ihrem Knecht in der Einöde lebt und schafft. Doch bald tritt sie in den Hintergrund vor einer Fülle ursprünglicher und merkwürdiger Gestalten, allen voran der trunkene und hellasehnsüchtige Norenius, der vom Pfarrer zum Landstreicher wird, und jener andre Geiztragen von Pastor, den zwei verlassene Kinder zu einem warmherzigen Menschen wandeln. Liebe als Siegerin — das steht über diesem weitsichtigen und doch nicht ermüdenden Buch wie über dem Leben der Heldin geschrieben.

Aus dem Finnischen sind die Novellen Der tötende Eros von Aino Kallos übersetzt (Schaffstein, Köln), aber sie lesen sich nordisch-germanisch, wie sie auch alle drei in der Schwedenzeit Finnlands, im 16. und 17. Jahrhundert spielen. In einem Chronikstil, der uns Deutsche an Storm denken läßt, sind sie erzählt, düstere Geschichten, am unheimlichsten die mittelste von der Wolfsbraut, die uns den dumpfen Aberglauben vom Werwolf erschauernd miterleben läßt.

Die nordischen Erzähler, selbst wenn wir sie nicht kennen, werden uns schnell vertraut, in ihrer Naturverbundenheit und Sauberkeit. Mit größerer Spannung nahm ich ein paar Romane aus dem heutigen Rußland vor. Ich möchte gern wissen, wie sieht es in Moskau, in Leningrad aus? Wie lebt meinesgleichen unter der proletarischen Herrschaft? Welche Stoffe und Verwicklungen ergeben sich für den modernen Dichter? Der Buchhändler hat mir, so scheint es, die Antwort ins Haus geschickt: Der Wolfkreist, Roman von Michael Ossorgin. „Das Leben erzählt", steht auf dem Umschlag und „Ein Roman aus Moskau" (Drei Masken-Verlag, München). Was will ich mehr? Aber ich werde enttäuscht. Wohl werden Krieg und Revolution und ihre Einwirkung auf ein Bürgerhaus geschildert. Entsetzliches, wie das Schicksal eines durch den Verlust von Beinen und Armen verstümmelten Offiziers erschüttert mich im Innersten, und Dinge wie Hamsterfahrten haben die meisten nicht anders erlebt. Doch abgesehen davon, daß die Handlung schon 1920 schließt, sie wird allzuoft mit einer an Andersen gemahnenden Sinnigkeit um ihre sachliche Wirkung betrogen. Ossorgin will den Menschen in seiner Naturverbundenheit zeigen. Die Gesetze, nach denen die Schwalben fliegen, sind ihm wichtiger als die, nach denen die Völker leben. Richtig. Und doch möchten wir das gefährlichste politische Ereignis unsrer Zeit auch künstlerisch nicht in poetischem Dunst sehen.

Immerhin erfahre ich durch Ossorgin mehr als durch Konstantin W. Sakharow, der in seiner Nina Grigorewna seiner rührenden Liebe zur Wolgaheimat dichterisch beredten Ausdruck verleiht (Kösel & Pustet, München). Auch dieser Sowjetgegner hat den Geschmack, seine Feinde nicht mit blindem Haß zu verfolgen. Trotzdem ist er blind, nämlich in seiner Liebe zu dem alten zaristischen Rußland, das wie ein Schäferidyll vor seinen entzückten Augen sich ausbreitet. Held des Romans ist ein weißer General, dem seine Familie geraubt wird und dem Nina Leben und Liebe zum Opfer bringt.

Immer wird unser Herz echtem Heldentum entgegenschlagen.

Freilich gibt es auch Heldentum, das nur wenige verstehen. Ich frage mich, ob es viele

Digitized by Google

Katholiken gibt, die die Therese von Avila von Jeanne Galzy lesen können (Kösel & Pustet, München). Ich glaube nein. Schon die Heilige selbst, die uns aus Berninis verzückter Gestaltung vertrauter ist als aus ihren Erinnerungen, steht deutscher Frömmigkeit fern. In der Neugestaltung der französischen Dichterin taucht sie in eine nebelhafte Mystik, in die ihr nur wahrhaft verwandte Seelen zu folgen vermögen.

Jeanne Galzy hat einen seltsamen Nachbarn bekommen. Der Propyläen-Verlag, Berlin, bringt des Lothringers M. Constantin-Weyer kanadischen Abenteurerroman „... ein Blick zurück und dann...", ein Werk, in dem der freie Atem der Prärie weht, höchst kultiviert in der Form und deshalb mit dem Goncourt-Preise gekrönt, meisterhaft in der Schilderung der Menschen wie der Rassen, französisch in seinem Nationalstolz und germanisch in seinen Gemütswerten. Ein grandioses Bild: der Erzähler bringt seinen Genossen von der Pelzjagd in einem Eissarge heim, umheult von hungrigen Wölfen.

Zwei ungarische Romane: der eine spielt in der Vorkriegszeit; Béla Balázs geht den Unmöglichen Menschen von damals mit einer an Jacobsen geschulten und uns unerträglich scheinenden Seelenzertüftelei nach (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Ein gleichgültiger Liebeshandel wird in die platteste Breite gezerrt. Gegenwärtig ist Die Fackel von Zsigmond Móricz (Rowohlt, Berlin). Held ein ungarischer Pfarrer im Kampf gegen Bauerngeiz und Magnatenhochmut; stark überhitzt hält er sich für einen Märtyrer der Menschheit, Christus zu vergleichen. Aber den Weg aus dem Elend weiß der Dichter nicht zu finden. Der Pfarrer stirbt. „Es war vollbracht: aber nichts war geklärt."

Kein Roman ist der aus dem Rumänischen stammende Kodin von Panait Istrati (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Drei Episoden aus der Kinderzeit des armen Jungen Adrian Zograffi, Erlebnisse mit seinem Onkel, dem Schilfdieb, einem athletischen Zuchthäusler und einem Bäckermeister, stark im Landschaftlichen und Menschlichen. Gütige Gesinnung zu den Ärmsten und helles Streben zu reiner Bildung zeichnen den Helden wie seinen Dichter aus.

Den Schluß bilde ein Slowene, Ivan Canka, mit dem Haus zur Barmherzigen Mutter Gottes (Niethammer-Verlag, Wien). Das ist ein Kinderspital, in dessen heißen Jammer und spärliche Freude wir an der Hand eines liebenden Dichters geführt werden. Ein Spatz, ein kleiner vernachlässigter Anarchist, der nach dem Leben verlangt und in einem Pantoffel endet, hat mich nicht weniger erschüttert als die arme Tina, die sich vergiftet.

Ergebnis

Mein Buchhändler hatte mich gut versorgt, und es dauerte lange, bis ich ihn wieder einmal besuchte. „Sind Sie mir noch böse wegen meines Ausländerfensters?" fragte er. „Oder haben Sie sich mit meinen Büchern ausgesöhnt?"

„Ich habe sie alle gelesen und kaum eins mit Unwillen. Und doch — wer liest Stehr und Scholz, Däubler und selbst Gerhart Hauptmann? Und wenn wir zu hoch-greifen: Keller und Storm werden langsam vergessen. E. T. A. Hoffmann lesen die Spezialisten, und Postl, den Abenteuerlichen, rühmen nur noch Literaturgeschichten. Ein Glück, daß wenigstens Karl May noch geht."

„Es war nie anders," erwiderte der Buchhändler. „Denken Sie: Alexis mußte als Scott auftreten, um Erfolg zu haben, und wenn Sie eben Postl genannt haben — es wäre praktischer gewesen, Sie hätten Sealsfield gesagt. Gutzkow kam gegen Eugen Sue nicht auf und Anzengruber nicht gegen Zola. Wir sind nun mal das Volk der Übersetzer und Mittler, und immer mal wieder haben wir das Glück, jemand vollkommen einzudeutschen: Shakespeare, Ibsen, Strindberg. Ist es nicht um diese drei Großen wert, ein paar Hundert Nieten zu veröffentlichen?"

„Die deutschen Autoren, denen die Ausländer den Absatz erschweren, werden anderer Meinung sein. Man sollte die Einfuhr kontingentieren! Wie bei den Filmen im Austausch."

„Ich glaube," schloß mein Freund, der Buchhändler, „es ist besser, sich auf die eigene Leistung statt auf Gesetze zu verlassen. Alle Bücher, die ich Ihnen schickte, auch die geringen, haben eine Eigenschaft, die nicht nachzuahmen ist: sie riechen nach ihrer Heimat. Und da wir Deutschen immer gern in die Ferne schnuppern, laufen wir diesem Rüchlein nach. Aber es ist gewöhnlich nur eine flüchtige Mode . . ."

Ein junges, reizendes Mädel betrat den Laden und bat um Scheffels „Ekkehart". Als sie ging, sagte der Geschäftsherr lächelnd: „Wird immer wieder verlangt. Galsworthy läßt schon beträchtlich nach..." **Dr. E. R.**

Digitized by Google

Paare im Walde. Gemälde von Prof. Auguſt Babberger-Karlsruhe

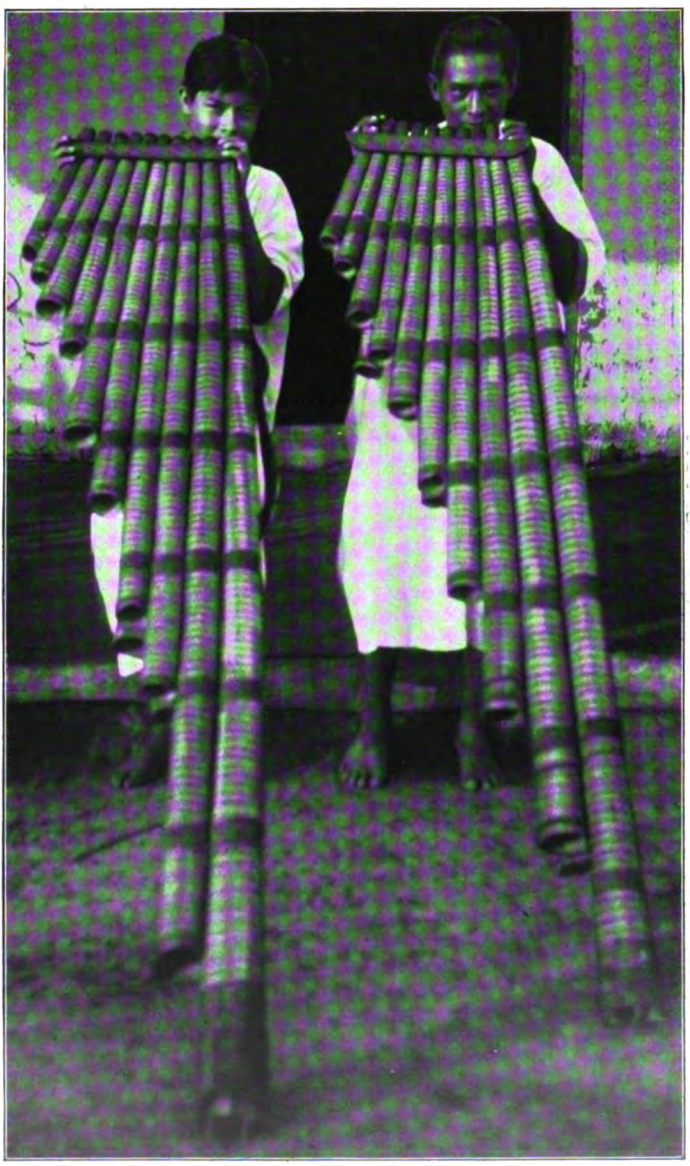
Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Indianische Riesenpanflöten

Wenn wir von Weltraumschiffen hören, will es uns manchmal scheinen, als sei die Erde für unsern Erkenntnisdrang zu klein geworden. Ist nicht jeder Winkel so gründlich erforscht, daß wir nach den Gestirnen greifen müssen, um unserm Geist und Mut neue Aufgaben zu stellen? Aber dann kommen Expeditionen aus Gegenden zurück, die gar nicht abenteuerlich klingen, und bringen die merkwürdigsten Funde mit. Trinidad — in dem Briefmarkenalbum unserer Jugend war die Insel vertreten. Wir wissen, sie gehört den Engländern, und Kolumbus hat sie entdeckt. Aber dann gibt es noch ein anderes Trinidad: die Hauptstadt des bolivianischen Departements Beni, ein Ort von etwa 6000 Einwohnern, ist bei uns so gut wie unbekannt, und wir stellen fest, daß wir auch von dem südamerikanischen Freistaat nur wenig wissen. Er ist noch längst nicht gründlich erforscht. Dort gibt es noch ungangbare Urwälder mit Kautschukbäumen. Der Reichtum an Mineralien, besonders Zinn, ist bei weitem nicht erschöpft. Von den drei Millionen Einwohnern sind fast die Hälfte Indianer und leben noch heute nach den alten Sitten ihrer Väter. Dies trifft vor andern die Mojos im Departement Beni. Sie wurden seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch die Jesuiten zum Christentum bekehrt und erfreuen sich einer gewissen Selbständigkeit. Ihre Erforschung, die sich eine Expedition des Frankfurter Professors R. N. Wegner zum Ziel setzte, war deshalb sehr reich an Ergebnissen. Merkwürdig sind u. a. die über zwei Meter langen Riesenpanflöten, die gewiß bereits



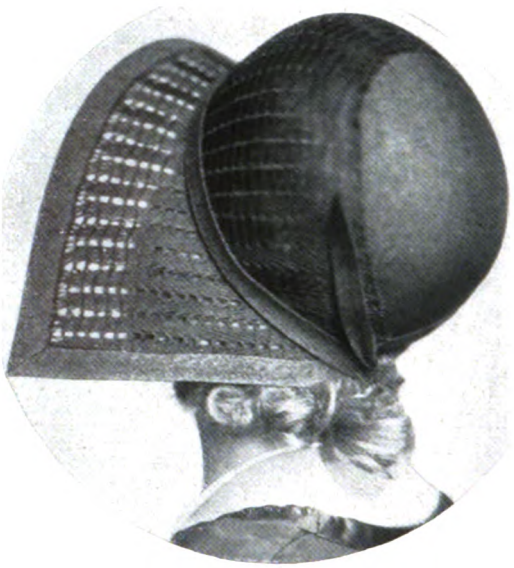
Riesenpanflöten der Mojos-Indianer in Trinidad (Bolivia).
Aufnahme von Prof. Dr. R. N. Wegner-Frankfurt a. M.

Digitized by Google

ihrem heidnischen Kultus dienten und deren dumpfe Töne die Kirchenmusik an hohen Festtagen begleiten.

Sommerhüte und Sommerpelze

Die neuen Frisuren, von denen hier bereits die Rede gewesen ist, verlangen neue Hüte. Die meisten Damen haben ihr Haar dichter wachsen lassen, ohne zum Zopf zurückzukehren, und der große oder größere Hut wurde eine Notwendigkeit. Wie uns unsere Wiener Mitarbeiterin Claire Patek schreibt, fällt die Krempe weich und umgibt malerisch das Gesicht. Der neue Hut zeigt alle möglichen Farben, so daß es leicht ist, den zum Teint passenden zu finden. Roßhaar und gelacktes Panamastroh werden bevorzugt, doch verwendet man auch Leinen



Neuer Sommerhut. Modell Singer-Wien
Aufnahme Patek-Zimmerauer

Sommerhut aus Exotenstroh mit Feldblumen bestickt
Modell Löw-Wien. Aufnahme Patek-Zimmerauer

mit erlesenen exotischen Strohsorten. Unter den im allgemeinen zarten Farben fällt besonders auf, daß auch schottische Muster erneut beliebt werden. Ferner beginnt man wieder, die Hüte mit Blumen, einstweilen gestickten, zu schmücken. Man kommt eben auch in der Mode mit bloßer Sachlichkeit nicht aus; Auge und Herz wollen etwas haben.

Erst in letzter Zeit ist der Sommerpelz der Dame ein Begriff geworden. Das hängt mit der Entwicklung der Pelzindustrie zusammen, die in diesen Wochen eine Internationale Pelzfach-Ausstellung veranstaltet hat, die Ipa. Wo? Natürlich in Leipzig, dem Vorort des europäischen Pelzhandels. Wie uns Louise Diehl schreibt, gibt es jetzt Pelzsorten, die man vor kurzem nicht einmal dem Namen nach kannte. Was ist z. B. Suffliki? Ein kurzhaariger, nerzartiger Pelz, der wegen

Digitized by Google

Für den Sommer: Maulwurfpelz
Modell Ad. Erdmann, Berlin

seiner Leichtigkeit gerade als Sommerpelz begehrt ist. Sommerpelze sind im allgemeinen erschwinglicher als Winterpelze. In ihnen werden meist weniger kostbare Fellteile verarbeitet. Vom Persianer werden z. B. die Klauen zusammengesetzt. Anstatt des schweren Sealbisams taucht der helle Mantel aus Bisamwamme auf. Der Mantel wird durch den Umhang ersetzt. Ausgezeichnet eignet sich Maulwurf dafür, den man ja nicht besonderen Strapazen aussetzen darf und der im Winter bedenklich ist. Für den Sommer ist er wie geschaffen. Doch läßt sich nicht jeder Sommerpelz als Umhang verarbeiten. Gazelle ist zu spröde, ergibt aber einen höchst ansprechenden Mantel. Auch der Karakel, ein moiréeartiger, warmer Pelz in Hellbeige, ist am besten als Übergangsmantel zu brauchen. Im Hochsommer wird auch ein leichter Pelz weniger erwünscht sein. Aber selbst im Juli und August verzichtet man nicht ganz auf das kostbare und kleidsame Rauchwerk. Man besetzt einen Seidenmantel mit Hermelinkragen und -manschetten. Wem Hermelin zu teuer ist, der wählt einen guten Ersatz. Gern werden auch wieder Füchse getragen, Blaufuchs vorwie nachmittags, der auffallende Weißfuchs seltener, auch wenn er ein Hasenweißfuchs ist. Am schönsten sieht ein schneeweißer Mantel zu einer Gestalt ganz in Weiß aus. Wer den Fuchs nicht liebt, dem zeigt die Ipa vielerlei anderes: Steinmarder, Moufflon, Iltis. Für den Abend kommen Hermelin und Maulwurf in Betracht.

Adolf Wagners Stafettenläufer

Jeder Sport- und Kunstfreund wird an dieser Plastik seine helle Freude haben. Der Künstler, ein Österreicher (geb. 1884), zeigt, daß die klassische Überlieferung auch heute noch zu frischen Leistungen befähigt. Er hat bei Ruemann in München und bei Helmer in Wien studiert und 1912, mit dem Rompreis gekrönt, ein Jahr lang die große Kunst der Alten unmittelbar auf sich wirken lassen. Seit 1918 selbständig, hat er außer Porträts und Grabmälern auch die Austriastatue für die Deutsche Bücherei in

Für den Sommer:
Schwarzer Crepe Satinmantel
mit Hermelin-Ärmelaufschlägen
Modell Herpich Söhne, Berlin

Digitized by Google

Stafettenläufer. Bildwerk von Adolf Wagner-Wien

Leipzig geschaffen. Der Kriegsausgang sah auch ihn wirtschaftlich vollkommen zusammengebrochen. Kleinbronzen, Kriegerdenkmäler halfen ihm erneut vorwärts. In letzter Zeit hat er sich, wie er sagt, „wieder halbwegs aufgerichtet". Werke wie das hier abgebildete werden ihn weiter fördern.

Charivari —

Dieses Wort stammt aus dem Mittellateinischen und heißt soviel wie buntes Durcheinander. Es bezeichnet vortrefflich das Vielerlei, das auf dem lustigen Bilde von Laura Knight zu sehen ist. Jeder kennt den unvergänglichen Reiz der Zirkuskunst, wie sie etwa heute bei Sarrasani zu bewundern ist. Da entfalten edle Pferde das Höchstmaß von Gehorsam, Geschmeidigkeit, Kraft und Schnelligkeit. Am fliegenden Trapez und am Hochreck zeigen Lufttünstler ein Bild unübertrefflicher Geschicklichkeit und eiserner Todesverachtung. Elefanten benehmen sich so gebildet wie wir Menschen. Clowns und Zwerge sorgen für unsere Erheiterung. Die Künstlerin ist eine der bedeutendsten Kindermalerinnen Englands. Viel Aufsehen hat sie mit Bildern wie dem unsrigen erregt: Ballettszenen, Theatergarderoben, Jahrmärkten, Ringkämpfern.

Nadelarbeiten von Hanne-Nüte Kämmerer

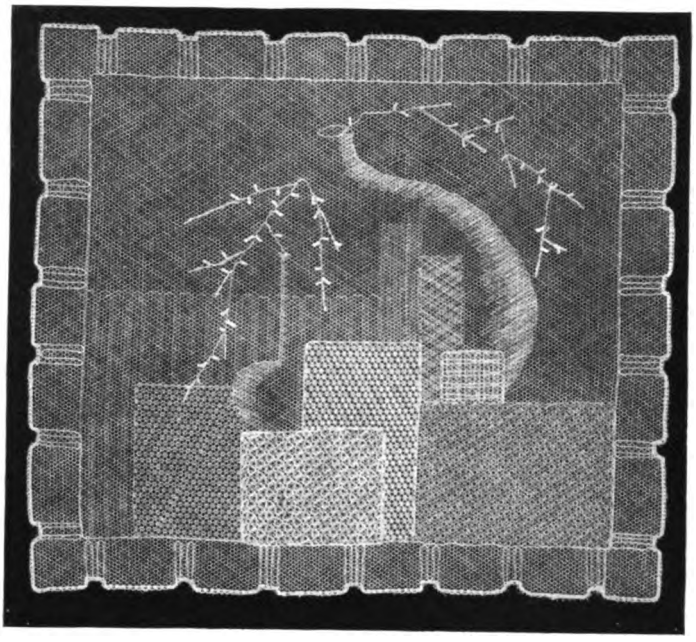
Über diese zarten Gebilde schreibt uns die Künstlerin, daß sie aus Material und Technik heraus entstehen, ohne genaue Aufzeichnung. Nur kleine Skizzen mit den Hauptlinien geben einigen Anhalt; alles andere wird aus sich selbst, nach den Geboten der Technik. Sie bevorzugt die Weißstickerei, die durch das Abstufen der weißen Farbtöne lebendig wirkt. Sie arbeitet mit viel Liebe,

Digitized by Google

Charivari. Gemälde von Laura Knight

Digitized by Google

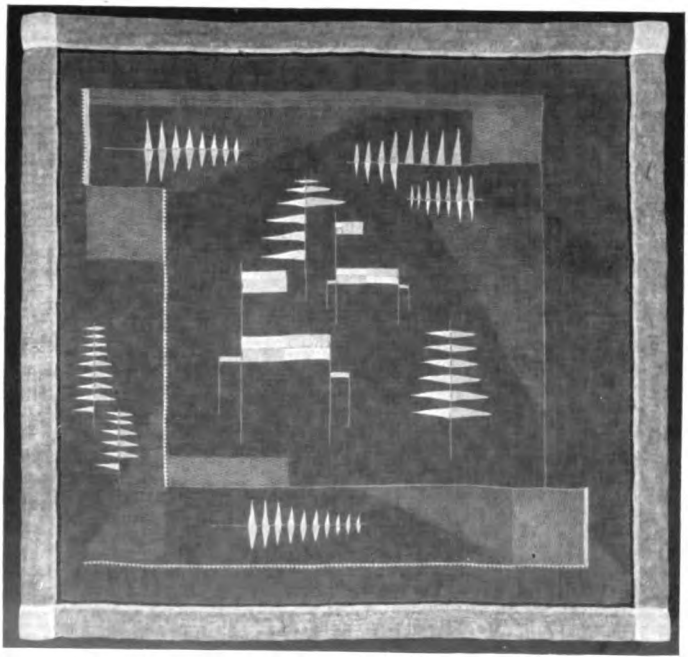
und diese Liebe setzt sich in Freude beim Besitzer um. Hanne-Nüte Kämmerer hat u. a. an der Kunstgewerbeschule in Berlin studiert. Viel gelernt hat sie in der Schriftleitung eines Verlags. Seit sechs Jahren arbeitet sie in Gildenhall bei Ruppin, ganz auf sich eingestellt und ohne jede äußere Beeinflussung, es sei denn die Natur, die ihr Anregungen in Hülle und Fülle schenkt. Hier erst, in ländlicher Einsamkeit, begann ihr eigentlicher Werdegang, fand sie sich selbst und ihre Kunst.



Vitrinendeckchen in Tülldurchzug von Hanne-Nüte Kämmerer-Gildenhall

Tennissport in der Karikatur

Im Sommer blüht der weiße Sport. Überall werden Turniere veranstaltet. Jeder Verein hat seinen Crack, und wer die Tenniszeitschriften liest und nicht selber zu dem Orden der Tennisspieler zählt, bemerkt mit schmunzelnder Verwunderung, wie fabelhaft wichtig auch dieser gewiß anmutige und reizvolle Sport genommen wird. Man soll ihn auch einmal lustig ansehen wie Julius Maçon, der eine Dampfmaschine in voller Arbeit und ihre Enttäuschung zeichnet, wenn ein verfehlter Ball in Gegenden fliegt, die weit außerhalb des Spielfeldes liegen.



Zierdecke auf Voile in feinen Spitzenstichen
Von Hanne-Nüte Kämmerer-Gildenhall

Der Witzbold

Man soll die Tiere nicht vermenschlichen. Dieser strenge Grundsatz hat viel für sich. Aber wer kein Zoologe ist und die Tiere liebt, erliegt immer wieder der Versuchung. Das ist ja so leicht begreiflich. Der Weg, über uns selbst das Tier zu verstehen, mag trügerisch sein. Aber es ist immerhin ein Weg, und wenn wir ihn grundsätzlich meiden, berauben wir uns des Gefühls, dem

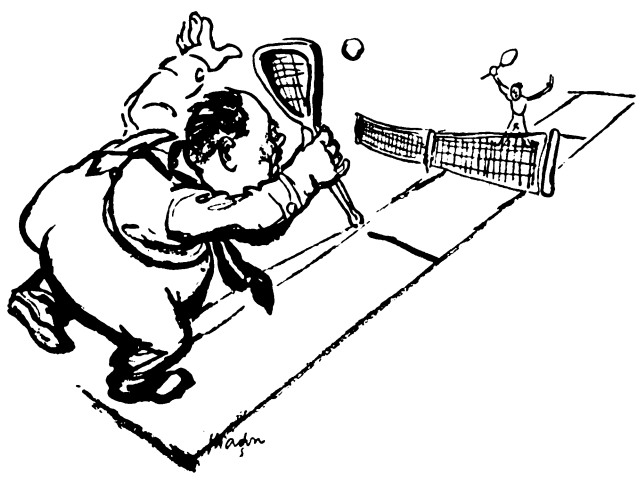
Digitized by Google

Entwischt! Zeichnung von Julius Maçon. Linden-Verlag

Rätsel der Tierseele wenigstens annähernd auf die Spur zu kommen. So mag uns erlaubt sein, auch in der vortrefflichen Aufnahme, die Cami Stone von dem Hagenbeckschen Kakadu gemacht, etwas von uns selber zu entdecken.

Zu unsern Bildern

Nachdem wir vor kurzem ein Bild von Berliner Hinterhäusern gezeigt haben (Februarheft), freut es uns, als Titelbild auch ein Porträt von Franz Lenk veröffentlichen zu dürfen, eine Arbeit, streng in der Zeichnung, eindrucksvoll in der Farbe. — Auf einer Wiener Ausstellung haben wir die Beichte von W. Hofmann erworben (zw. S. 228 u. 229), ein erzählendes Gemälde, das die Phantasie des Beschauers zum Weiterdichten zwingt, eine fromme Legende, wie sie der Künstler, Maler und Dichter, liebt. — Von einem Österreicher, dem in Kufstein ansässigen Oskar Mulley, stammt auch die „Dorfkirche" (zw. S. 232/233). Das kraftvolle Gemälde erhielt 1929 den Volkspreis des österreichischen Staats. — Renée Sintenis gab uns ihre neueste Tierplastik (zw. S. 264/265); wie alles, was sie schafft, wiederum ein Werk von lebendigster Naturfrische. — Ferdinand Spiegel, von dem wir das farbenleuchtende Stilleben (zw. S. 286/287) veröffentlichen, wirkt seit 1916 in Berlin. Aber der gebürtige Würzburger und Schüler der Münchner Akademie hat sich seine süddeutsche Fröhlichkeit erhalten. — Die schöne Photographie einer schönen Frau finden die Leser zwischen Seite 308/309. Es



Die Dampfmaschine. Zeichnung von Julius Maçon. Linden-Verlag

Digitized by Google

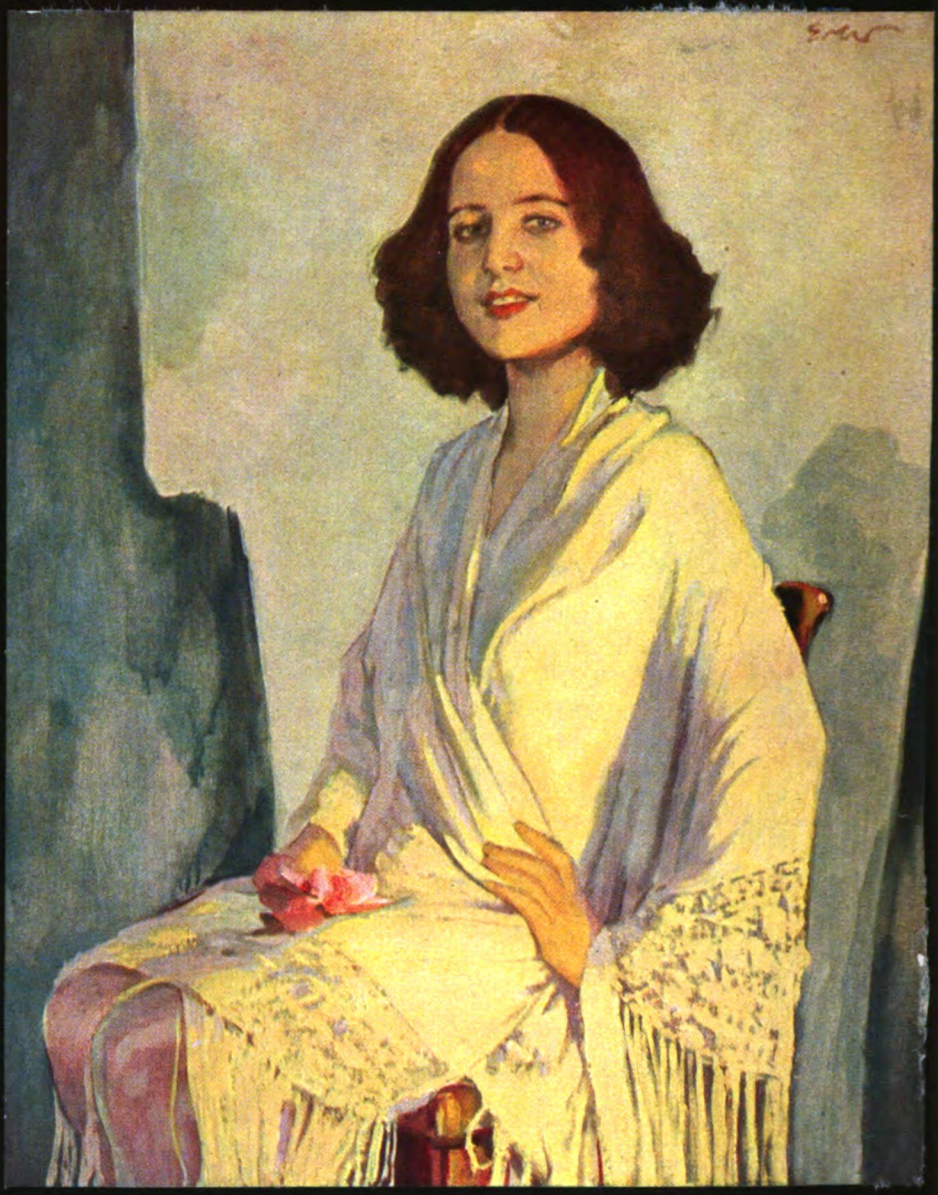
Der Witzbold
Aufnahme von Cami Stone in Hagenbecks Tierpark zu Stellingen

handelt sich um Fräulein Beljanina, eine junge Russin, die der findige Diagilew für sein Ballett in Paris entdeckt hat. Als Natur ist sie zum erstenmal aufgetreten, in einem „Ode" betitelten Ballett. Sie hatte sich kaum zu bewegen, sondern nur sehr schön dazustehen, und hat mit ihrer Erscheinung Aufsehen erregt. — Als zweite künstlerische Aufnahme bringen wir, im Zusammenhang mit Greevens reizender Plauderei, den Hamburger Hafen von Walter Plew (zw. S. 296/297). — August Babberger hat an der Karlsruher Akademie den Lehrstuhl für Wandmalerei inne. Seine großen Gemälde sind nicht als bloße Malereien, sondern in strengem Sinn als Bauteile zu würdigen, und nur wer sie so betrachtet, wird ihren Wert zu würdigen vermögen (zw. S. 328/329). Das ist nicht für jeden leicht, denn wir sind an die Tafelmalerei gewöhnt und können uns von ihren Gesetzen nur mühsam unabhängig machen, obgleich ihr die neuzeitliche Architektur schon lange das Lebensrecht streitig macht. Babberger ist 44 Jahre alt und hat seine Ausbildung in Basel, Karlsruhe, Florenz und Frankfurt a. M. empfangen. — Der Münchner Karl Rickelt hat unsern verehrten Mitarbeiter Münchhausen gezeichnet (S. 315). Rickelt ist einer der solidesten, gewissenhaftesten Könner, die wir haben, und Münchhausen erzählt, wie der Künstler zu solcher Treue erzogen worden ist. Ein alter Freund des Dichters hatte eine Sammlung von 900 Helmen, und diese hat Rickelt, genau bis auf den letzten Niet, gezeichnet. Jedes Blatt, das nicht den hohen Ansprüchen des Sammlers genügte, wurde zurückgewiesen. Rickelt lernte zeichnen, und ein Bildnis wie das des Dichters ist ein Wunderwerk unübertrefflicher Treue geworden. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google



Tänzerin. Gemälde von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Juni 1930 / 10. Heft

Die Torheit einer Liebe

Roman von Hanns Johst

Ein Nachmittagstee ist doch eine fatale Sache, wie?

Man geht an die Tür eines Landhauses. Man klingelt. Ein Mädchen mit einer frisch gestärkten, weißen Schürze öffnet. Man hängt den Mantel in die Garderobe und die Mütze. Man reibt sich ein wenig verlegen die Hände, und man wird in das Zimmer geführt, in dem der Doktor gerade erzählt, wie er eine Forelle gefangen habe, die ungelogen ihre gute zwei Pfund schwer war...

„... und bitte, mit der Hand!"

„Nicht möglich!" sagt die Hausfrau. Sie unterstützt alle Bemerkungen ihrer Gäste, damit ein lebendiges Gespräch entsteht.

Da ist auch noch Herr Hutter geladen. Ein Mann, der etwas vom Leben versteht. Man weiß nicht recht, welcher Wind ihn in diese Landschaft hierher geweht hat, aber er ist da. Er besitzt ein gutes Grundstück und hat überall Besuch gemacht. Auch kennt er alle Welt und weiß immer eine Anekdote zu erzählen. Solche Leute sind auf dem Lande gesucht. Denn nichts ist unterhaltender, als an einem fröstelnden Regentage zu hören, daß am Plimboom auf Java die Sonne derartig scheint, daß man an ihr wie an einem goldenen Panzer trägt.

„... ich fing in Kanada eine Forelle, die hörte in der Westbai auf und fing in Omelli an...!"

Alle lachten. Keine Seele wußte, wie groß der Witz war.

Da trat ich also ein, und alle begrüßten mich, als ob sie Sehnsucht gerade nach mir gehabt hätten.

Und ich stellte mich auch so.

Aber ich bin ein wenig linkisch von Haus her, das muß ich schon zugeben. Es gelang mir nicht so gut wie der Frau Wirtin, die ihren Arm auf meine Schulter legte und mich zu führen schien wie etwas Zerbrechliches. Sie stellte mich einer sehr jungen Dame vor. Ich hörte einen Namen und sah eine kleine Person.

Es ging aber alles sehr schnell, und ich sah und hörte eigentlich gar nichts. Ich machte ein sehr erfreutes Gesicht und gab einen Handkuß.

Es fiel mir dabei nichts auf und es fiel mir auch nichts dabei ein. So war ich froh, daß der Doktor mich beanspruchte und mich fragte, ob ich Herrn Major Beeckmann gesehen habe.

„Freilich," sagte ich, „erst gestern habe ich ihn gesehen."

„Der Teufelskerl!" brüllte der Doktor.

‚Warum der Doktor immer brüllt,' dachte ich. Er muß meine lautlose Frage gehört haben. Er rudert mit seiner Hand auf mich zu. „Unsereiner muß in seiner Praxis immer leise sprechen. Man sieht sich immer Wöchnerinnen gegenüber, Patienten, die man umblasen kann. Also muß man fein säuberlich mit ihnen umgehen. So etwa wie: Wo sitzt das Wehwehchen? Wo schlägt das Pülschen? Das verlangt pianissimo. Und wenn es noch so schwer fällt: kleine Stimme gehört zum Beruf."

Man lachte. Man ging zum Tee.

Der Hausherr hatte gut bürgerlich eine Tischordnung entworfen. Er hatte bei den

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

schweren Reitern gedient und es durch den Weltkrieg bis zum Rittmeister gebracht. Er haßte die Revolution, weil sie angeblich seine Karriere, die er bis zum Generalleutnant hinauf steigerte — mein Gott, nicht wahr, die Zeit vergeht. Ist man erst einmal Rittmeister — die Handvoll Chargen, die man noch braucht, reifen dann schnell... Er haßte also die Revolution, weil sie diese Chance zunichte machte und ihn auf zwohundert und zwanzig Mark Pension setzte. Obwohl guter Süddeutscher, sagte er immer in diesem Falle: „zwohundert", weil er diese Judas-Ischarioth-Silberlinge seiner Überzeugung nach geradeswegs aus Preußisch-Berlin empfing.

Er ist manchmal ein wenig langsam, der gute Rittmeister. Er setzt etwas aus, möchte man sagen. Seine Frau macht dann bedeutungsvolle Augen und flüstert: „Er ist so oft bei den Rennen gestürzt..." Sie stößt dabei leicht mit der Zunge an, weil sie eigentlich auf der Zunge hat, zu sagen: „Auf den Kopf gefallen." Bei keinem anderen Menschen ließe sie sich diese Pointe entgehen. Aber was tut man nicht alles seinem Mann zuliebe!

Die Tischordnung? Neben der Hausfrau zur Rechten sitzt Herr Hutter, zur Linken der Major Beeckmann. Er ist wie immer als letzter gekommen. Die Frau des Majors führt der Doktor zu Tisch. Ich komme zwischen die junge Dame, der ich eben vorgestellt wurde, und den Rittmeister. Mir gegenüber zwischen Hutter und dem Doktor lächelt Fräulein Emilie. Fräulein Emilie lächelt immer. Das haben ältere Fräuleins so an sich. Ich erinnere nur an die Sphinx und die Monna Lisa. Dabei hat Fräulein Emilie eigentlich nichts zu lachen.

„Leider hat die bunte Reihe nicht geklappt." Der Rittmeister sagte es, als ob er mit seinen Gästen aus diesem Grunde nicht ganz zufrieden wäre. Seine Blicke reiten die Front ab. Ich errege sozusagen Anstoß. Zwischen ihn und mich gehört ein Wesen weiblichen Geschlechts. Ich fühle seinen Vorwurf. Ich werde nervös und lasse mein Stück Würfelzucker zu früh in die Teetasse plumpsen. Zu ungeschickt! Ein Spritzer springt natürlich meiner Nachbarin auf das Kleid. Mir wird ganz blau vor den Augen. Das Kleid ist blau.

„Macht keine Flecken," sagt sie und fährt mit ihrer Papierserviette darüber hin. Die Papierserviette aber fasert.

Die Frau Rittmeister sieht das sofort. „Ich bin prinzipiell für Papierservietten. Sie sind so billig! Das heißt, mittags und abends mag ich sie nicht, aber zum Tee ..."

„Das einzig Richtige!" sagt der Major Beeckmann, der diese ungedruckten Zeitungen — ich weiß es — nicht ausstehen kann. „Vorgestern waren wir übrigens zum Abendbrot bei Direktor Wittigs, achtzehn Gedecke und Papierservietten! Also, ich war so nervös. Ich finde, wenn man ein großes Essen gibt... Es ist etwas ganz anderes, ein armer, pensionierter Rittmeister oder ein Industriegroßkapitalist. Mein Gott, müssen die Leute verdienen!"

„Wo ist der eigentlich Direktor? Direktor und Direktor ist ein Unterschied. Heutzutage heißt sich alles Direktor... Generaldirektor...!"

„In den J. G.-Farben."

„Was ...? J. G.-Farben ...?" Dem Major blieb der Mund offen. „Ja, dann verstehe ich alles ... Die lassen bauen auf Teufel komm heraus... Aber die Industrie hat es ja..."

„Die Industrie?" Herr Hutter kniff die Augen zu. Er machte ein Gesicht, als ob ihm der liebe Gott selbst in das Ohr geflüstert habe, was er hinter dieser Frage verberge.

Nun, Herr Hutter hielt mit seiner Weisheit nicht hinter dem Berg. „Die Industrie hat ihre Sorgen! Nur der Handel, der Kleinhandel rentiert. Was sage ich, rentiert? Der Metzger, der Bäcker, der Gemüsehändler, das Warenhaus! Man kann es sich an seinen fünf Fingern abzählen. Heute fangen die Brüder mit nichts an, und morgen haben sie einen Achtzylinder-Horch!"

„Und wir mit unserer Hühnerfarm gehen pleite!"

Der Major Beeckmann sprach die lautere Wahrheit. Er war schon zweimal vom Gerichtsvollzieher aufgesucht worden, aber jedesmal war irgendeine Tante dieser unhaltbaren Lage zuliebe verschieden und hatte ihn bedacht.

„Was machen Ihre Kücken, Frau Major?" fragte der Doktor, diesmal ganz leise. Er fühlte sich bei dieser Frage in seiner Sprechstunde einem schweren Patienten gegenüber.

„150 sind eingegangen." Die Majorsfrau hatte etwas Beleidigtes in der Stimme.

„Mögen Sie Rum?" Die Frau des Rittmeisters bot Herrn Hutter eine schöne Karaffe.

„Bedaure, bedaure, nur zu gern! Aber das Rheuma!"

„Nehmen Sie ruhig. Zu was bin ich in der Welt?"

„Ach, ihr Ärzte!" Herr Hutter seufzte. „Ihr schreibt seelenvolle Rezepte und ellenlange Rechnungen, und damit ist euch geholfen!"

Digitized by Google

„Das könnte euch so passen, daß wir die Leidensmänner markieren, ihr den Rum trinkt und wir die Gicht austragen."

Alle lachten.

Man nahm von dem Kuchen und dem herrlichen Schlagrahm.

„Ich nehme wieder zwei Pfund zu," stöhnte Fräulein Emilie, als sie zum dritten Male den Teller häufte.

Die Rittmeistersfrau neigte ihr Haupt. Herr Hutter sah es und lachte ihr in die Augen. So einer ist Herr Hutter. Er sieht jede Bewegung und stellt sich zu ihr auf vertraulichen Fuß. So etwas mögen die Frauen gern. Sie empfinden diese Art Aufmerksamkeit als ritterlich. Alle reden jetzt, alle reden. Miteinander, durcheinander. Und jedem fällt etwas ein, immer etwas ein, im gleichen Augenblick wie dem Nachbarn. Dann lacht man und ißt dazu. Man schaut sich in die Augen, so wie Herr Hutter eben der Frau Rittmeister oder wenigstens so ähnlich.

Was den Leuten eigentlich nur immer gerade einfällt? Es klingt dabei wirklich nett. Ich höre gern zu.

Die Rittmeistersfrau schildert dem Major den neuen Wintergarten bei Direktors. Der Major spricht ihr von den Kosten einer Zentralheizung, die einer seiner Freunde vor dem Kriege legen ließ. Die Frau Major weiß das Neueste vom Grafen Mento. Sie hält es mit dem Adel, denn ihre Schwester hat einen Herrn von Balsen geheiratet. Sie ist zwar inzwischen geschieden, immerhin... Der Doktor behauptet, daß sich Brehm mit den Kreuzottern verdammt getäuscht habe. Sie bekämen natürlich lebendige Junge! Aber es sei mit solchen Fehlern immer so... Ob Fräulein Emilie wisse, wieviel Beine eine Stubenfliege habe?

„Oho . . ." Fräulein Emilie lachte, daß man ihre Zähne nur so blitzen sah.

Der Doktor dachte wohl: ‚Tadelloser Sitz, dieses Gebiß kostet gut seine dreihundertundfünfzig Mark. Ob sie es in München hat arbeiten lassen? Und bei wem?'

Fräulein Emilie sagte: „Ich weiß, Aristoteles hat gesagt vier Beine, und dabei blieb es, bis kürzlich Basedow zufällig nachzählte und acht fand."

Herr Hutter behauptete, das mit der Gleichheit sei eine Phrase. Als er in — er nannte einen Namen, den kein Mensch aussprechen kann — landete, hätten alle Menschen gleich ausgesehen, alle gelb und schlitzäugig, so oberflächlich sei die fatale Behauptung von der Gleichheit. Und auf dieser, auf solch einer unmöglichen Basis operiere die deutsche Politik. Er vermengt gern exotische Eindrücke und deutsche Innenpolitik.

Ich sitze dabei. Ich möchte natürlich auch gern mitreden. Und immer, wenn mir etwas einfällt, und ich mich schon räuspere, um es zu sagen, fühle ich selbst, daß es verspätet wäre, diese Äußerung jetzt zu tun. Ich ärgere mich über mich selbst. Aber dieser Verdruß nützt meiner Beredsamkeit nicht das geringste. Im Gegenteil. Ich könnte zu allen Äußerungen der Anwesenden Stellung nehmen. Wirklich, ich hätte zu allem etwas zu sagen. Etwas durchaus Richtiges und Eigenartiges. Ich möchte etwa sagen: ‚Herr Doktor, Sie sprachen eben davon, daß der Arzt keineswegs das Leid seiner Patienten übernehmen könne; ich bin nun meinerseits der Ansicht...' Aber da muß ich hören, daß er von Brehm spricht. Gut, auch davon habe ich ein Lied zu singen! ‚Die Kreuzotter, erwähnen Sie da, verehrter Herr Doktor. Gehe ich voriges Jahr durch das Moor, den Birkenweg entlang, liegt da doch eine Kreuzotter in den Wehen...' Wie? Ach ja, ich hätte schneller sein müssen...

Der Doktor erzählt gerade, daß er riesiges Glück im Finden habe. Aber muß ich denn mit dem Doktor sprechen? Wie? Nein! Die Hausfrau sprach von Direktor Wittig. Ich kenne doch schließlich und endlich die Herrschaften auch. ‚Die Industrie' — könnte ich etwa sagen — ‚nein... der Wintergarten ...besonders die Glyzinien... wie bitte?'

‚Meinetwegen die Zentralheizung... Ich habe einmal gelesen, die Formel von der Heizkraft eines Kubikmeters Kohle sei... Ach, der Adel? Das ist auch ein Thema... ja, ja, Frau Major...'

Jetzt räuspere ich mich aber, hol' es der Teufel, und sehe auf meine kleine Nachbarin. Da fällt es mir auf, die Gute hat noch kein Wort gesagt. Ich muß sie unterhalten. Freilich, sofort! Einen Augenblick... Wo waren wir zwei doch stehen geblieben? Ah, mein Pech mit dem Würfelzucker! Mein Gott, ist sie nun Fräulein oder Frau? Ach was, ich sage ganz einfach... Wie?

Natürlich, ich traue meinen Ohren nicht! Der Major erzählt ihr, daß ein Hühnerhaus immer mit der Front nach dem Süden gebaut werden müsse und immer durchaus elektrische Lichtanlage brauche. Die Hühner ließen sich wirklich veralbern, das sei kein Ammenmärchen. Er hätte diesen Winter fabelhafte Erfahrungen gemacht. Also früh ließe er die Sonne eine Stunde früher aufgehen und am Abend zwei Stunden später verschwinden. Natürlich, die Hühner fräßen länger... ergo mehr... ergo legten sie mehr Eier... Ich hätte ihn mit seinen Ergos erschlagen können!

Jetzt mußte ich mich aber einmal in das

Digitized by Google

Gespräch stürzen! Ich bin doch schließlich nicht taubstumm, nicht wahr? Das einfachste Gebot der Höflichkeit diktiert mir jetzt ein Gespräch. Also, in Gottes Namen los! „Nun, hat der Tee Flecken hinterlassen?"

Wie nett sie mich ansieht. Sie geht sofort auf meine Frage ein.

„Wie bitte?" fragt sie und wendet ihren Kopf vom Major weg. Adieu, Herr Major! „Wie bitte?" fragt sie und sieht mich nett an.

Ich sage: „Nun, hat der Tee Flecken hinterlassen?" Meine Stimme klingt so übel nicht. Ich höre sie ganz gern.

„Nein," sagt sie, „der Tee hat keine Flecken hinterlassen."

Unser Gespräch ist zu Ende.

Nein, es darf nicht zu Ende sein! Ich glaube, ich werde ganz rot vor lauter Anstrengung, etwas Neues zu sagen. Nicht etwa, daß mir nichts einfiele! Im Gegenteil! Ich stehe wie mitten in der Auslage eines Kurzwarengeschäftes. Lauter nette Kleinigkeiten liegen herum. Ich brauchte nur zuzugreifen. Aber die Wahl! Die Wahl ist so schwer!

Soll ich sie fragen, woher das schöne, blaue Kleid stammt? Ob sie Fräulein ist? Wie sie heißt? Ob sie hier wohnt? Natürlich, das wäre eine geradezu notwendige Frage. Ob sie hier wohnt... ob sie mit der Frau Rittmeister etwa verwandt ist. Oder mit dem Herrn Rittmeister etwa befreundet? Haha, sogar solche Schäkerfragen habe ich auf Lager!

Ich nehme mich zusammen. Ich schaue sie wieder an. Ich sehe ihren Nacken. Der Major redet auf sie ein. Er behauptet, daß wir den Weltkrieg gewonnen hätten. Ich rühre meinen Tee um.

„Ja, ich nehme Rum, Herr Rittmeister, tausend Dank..."

*

Herr Hutter hatte auf dem Heimweg die gleiche Richtung.

„Wer war die Dame neben Ihnen?"

„Ich habe den Namen nicht verstanden."

„Ich verstehe nie einen Namen. Tut auch nichts zur Sache. Es gibt viele Namen, müssen Sie wissen, für die gleiche Sache. Adam und Eva. Punktum. Übrigens, wir sind unter uns: viel Gescheites lernt man bei Rittmeisters nicht kennen. Sie ist — na bleiben wir höflich — ein dummes Gänschen, und er ist kurz und schlecht nichts als Rittmeister und dazu Rittmeister ohne Schwadron! Dazu verkehre ich nicht gern in Häusern, in denen man das Gefühl nicht los wird, man ißt den Kindern das letzte Stück Weißbrot weg. Zwei Kinder! Ich bitte, das ist zu viel für solche Leutchen. Na, und bleiben wir in der Kaste: Majors? Der gute Major gewinnt bei jeder Einladung den Weltkrieg, und sie erzählt von ihrem Schwager, der angeblich adlig war, auf alle Fälle es nur acht Monate in dieser Familie aushielt, eine Tatsache, die für die Richtigkeit seines Adels spräche. Der Doktor? Einfach peinlich, wie? Sein Maul, der reine Propeller. Aus jedem geringsten Luftzug macht er Geräusch. Na, und wer war denn sonst noch da?"

Viel später fiel es mir ein, daß es eine Pointe gewesen wäre, hätte ich Herrn Hutter in diesem Augenblick an seine eigene Anwesenheit erinnert.

Aber, wie gesagt, viel zu spät, denn seine Frage war nur rhetorisch gemeint, er nutzte sie nur zum Atemholen und fuhr fort: „Wie haben Sie sich mit der jungen Dame eigentlich unterhalten?"

Ich sagte wahrheitsgemäß: „Sehr gut."

„Sie sah so übel nicht aus," meinte Herr Hutter, „das blaue Kleid war guter Stoff, soviel ich sehen konnte, schwere chinesische Seide. Die Machart aber zweiter Hand, unbedingt zweiter Hand."

Herr Hutter ist ein Lebemann.

Als wir uns verabschiedeten, sagte Herr Hutter: „Unbesorgt! Morgen weiß ich Bescheid. Ich werde Sie sofort unterrichten. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer es ist... Haha..."

Herr Hutter war wohlgelaunt. Er hatte sich ausgesprochen.

*

Ich gehe früh spazieren. Ich komme an dem kleinen Haus vorüber, das neben dem Gehöft des Bellinger Bauern liegt und dem Himbeerschlag vor dem Birkenwald.

Ich traue meinen Augen nicht. Ein Möbelwagen wird abgeladen! Und neben dem einen ungeschlachten Möbelräumer steht die Dame von gestern!

Zwei... drei... vier... fünf Kinder spielen und kreischen um das Ereignis herum. Die Dame winkt mir freundlich. Ob sie Kinderfräulein ist? Ein netter Beruf.

Ich trete näher. Aus dem Hause dröhnt eine Stimme: „Wo soll der Kleiderkasten hin?"

Die kleine Dame verschwindet im Haus. Ah, da ist sie wieder! Sie lächelt freundlich. Sie putzt einem Kinde die Nase. Zu freundlich! Ich würde mich hüten, solch wildfremden Bälgern die Nase zu putzen. Sie hat sicher ein gutes Herz. Das ist es! Sie hat ein gutes Herz! Sie sagt: „Gebt die Hand und macht schön eure Verbeugung."

Digitized by Google

Eine Herde schmutziger Hände stürzen auf mich zu.

„Das ist Michel, das ist Lies, das ist Peter, das ist der Zwerg . . ."

Mein Gott, diese Menschenkenntnis bei einem solch jungen Ding. Nein, wirklich, Kinderfräulein ist ein schwerer Beruf!

„Nun, wie gefallen Ihnen meine Kinder?"

„Ihre Kinder . . .?" Mein Kopf dreht sich wie eine Spirale, um besser hören zu können.

Sie lacht. Zwei Reihen weißer Zähne fliegen wie blitzende Tauben aus dem dunklen Gesicht. „Ja, meine Kinder. Natürlich meine Kinder! Alle fünf . . . Baby . . . wo ist Baby . . .?" Ein Gnom taumelt am Zaun herum. „Das ist Nummer fünf. Und nun sagen Sie auch schön Grüß' Gott zu mir."

Sie hält mir ihre Hand hin. Ich wage sie nicht herzhaft zu schütteln. Ich fürchte, es möchten kleine Kinder, lauter kleine Kinder von ihr abfallen. Ich glaube, ich bin sehr verlegen gewesen.

Die junge Mutter half mir auf das liebenswürdigste aus meiner Befangenheit. Sie gab mir einen Regulator, den der bärbeißige Mensch, eine grüne Wollschürze hielt ihn einigermaßen um den Leib herum zusammen, in ihre Arme gelegt hatte.

„Dieser Regulator kommt in das Zimmer rechts von der Haustür."

Ich sagte: „Ja." Oder nickte ich nur? Ich könnte es nicht beschwören. Jedenfalls stapfte ich in der Richtung nach der Haustür ab.

In dem Zimmer rechts traf ich den Herrn Major, der kaum Zeit hatte, mich zu begrüßen, weil er einen großen Eichenschrank gegen die gekalkte Wand rücken mußte.

Aus der Seitentür trat Herr Hutter. „Ausgezeichnete Familie," flüsterte dieser aufgeregt, einen Hammer in der Hand. „Vermögen undurchsichtig, Mann Südamerika. Näheres später."

Herr Hutter fuhr wie ein gesalbter Blitz nach dem Garten. Ich hörte seine Stimme: „Frau Baronin, im Bibliothekszimmer sind alle Regale aufgestellt. Weitere Wünsche?"

Ich behielt meinen Regulator in den Armen, an die Brust gedrückt, als wäre er das sechste Kind von der kleinen Frau draußen. Fünf Kinder! Fünf Kinder!

„Ja, wo legen wir die Uhr hin?" Der Major kratzte sich ganz fein, nur mit der Spitze des Mittelfingers, am Hinterkopf. Er sah sich im Raume um. „So sah es bei Cambrai aus, kann ich Ihnen sagen. Was sage ich? Haha, viel, viel toller. Und dazu orgelten Koffer auf Koffer von drüben her. Das waren Umzüge, mein Lieber . . ."

Die Baronin stand in der Tür. „Hierher der Regulator!" Hinter ihr her Hutter. Er schwang den Hammer. Ein Nagel sauste eilfertig in die Wand. Zwei Männer brachten einen neuen Schrank. Die Welt schien aus Schränken zu bestehen.

„Sie holen draußen den Nähtisch, ja? Eine Treppe, zweites Zimmer links!"

Ich holte den Nähtisch. Natürlich holte ich den Nähtisch! Unter meinen Füßen quietschte etwas Weiches entsetzlich! Ich hatte auf einen ganz unnötigen Dackel getreten. Ein vorwurfsvoller Blick traf mich: „Arme Purzeline!" Ich wiederholte: „Das arme Tier! Oh, wie leid es mir tut!"

Herr Hutter hob den Dackel auf und streichelte ihn. Ich hätte Herrn Hutter mit der Kohlenschaufel einen Scheitel ziehen können. Aber ich stürzte nach dem Möbelwagen.

Ich weiß nicht, wie ich am Abend nach Hause gekommen bin, so todmüde war ich. Mich kriegen keine zehn Pferde wieder in die Nähe dieses Hauses!

*

9. Mai

Von sieben Uhr an konnte ich nicht mehr schlafen. Was ist das nur? Sonst schlafe ich bis zehn Uhr. Ich rekelte mich im Bett herum. Ich begann das Faulenzen zu verachten. Habe ich nicht recht? Die Faulheit ist vergeudetes Kapital.

Um acht Uhr stand ich auf. Um neun Uhr beschloß ich, mir die Beine ein wenig zu vertreten. Um neun Uhr fünfzehn Minuten stand ich vor dem kleinen Haus der kleinen Frau.

Während des Weges hatte ich mir überlegt: am ersten Tage helfen ihr natürlich alle, aber am zweiten Tage steht sie mutterseelenallein. Ich überlegte mir gefühlvoll das Wort: mutterseelenallein und empfand es bei fünf Kindern nicht recht am Platz, doch fiel mir kein besseres ein. Am zweiten Tag erweist sich erst die wahre Nachbarschaft.

Wie recht ich hatte! Keine männliche Hand rührte sich im ganzen Haus. Ich war der erste. Ich atmete auf. Zu langem Triumph blieb mir keine Zeit. Man glaubt es nicht, was es zu tun gibt, wenn Gegenstände einmal aus ihrem Schlaf aufgeschreckt zu einem Umzug beschworen werden! Heillos!

Und die Dinge sind widerwillig und eigensinnig. Der Handwerkskasten etwa ist nicht aufzufinden, und die Kommode aus dem Mädchenzimmer rennt einem ihre Ecke wie einen Dolchstoß in den Leib.

Ich gebe zu, daß der Handwerkskasten unschuldiger ist, als es zunächst den Eindruck machte, weil ihn Michel dringend benötigte, um darin eine Fleischfliege gefangen zu hal-

Digitized by Google

ten, und ihn zu diesem Zweck nach dem Boden trug, um es darauf, fünf Minuten später, vergessen zu haben. Aber das mit der Kommode bleibt reine Tücke.

Nach einer Stunde Tätigkeit hatte ich die Jacke ausgezogen. Meine Hände sind auf ein Vierteljahr verdorben. Ich kann mit dem Hammer nicht umgehen. Warum lernt man Gleichungen des dritten Grades im humanistischen Gymnasium und warum lernt man nicht lieber einen Nagel einschlagen?

Vor allem fehlt mir Kraft. Ich muß es zugeben: mir fehlt Kraft!

Man hebt eine Truhe. Die kleine Frau zählt: „Eins . . . zwei . . . drei . . . hup . . .!" Ich hebe . . . Ich trage . . . Ich kann nicht mehr. Mein Stolz verbietet mir zuzugeben, daß ich weniger Muskeln habe als solch eine zerbrechliche, kleine Frau. Also: Zähne zusammen! Aber die Finger geben nach. Noch eine letzte, äußerste Anstrengung, um wenigstens das größte Unglück zu verhüten, und die koreanische Truhe läßt ihr volles Gewicht von rund zwei Zentnern auf meine Zehen fallen.

Das Wort ‚rund' ist in diesem wortwörtlichen Falle restlos unpassend, denn die Angelegenheit ist scharfkantig. Sie ruht auf meiner Zehe. Ich lächle wie ein spartanischer Jüngling. Es ist doch gut, daß man das humanistische Gymnasium absolvierte, man hat immer ein anfeuerndes Beispiel vor Augen. Ich lächle also der kleinen Frau in die Augen und sage: „Ein schönes Stück, ein wunderschönes Stück!" und ich streichle die Truhe, die bösartig und gemästet rücksichtslos mit besonderem Nachdruck auf meiner großen Zehe hockt.

Die kleine Frau wird gesprächig. „Das Stück stammt aus Korea." Ihr Vater hat es vor vierzig Jahren drüben erworben.

„Vor vierzig Jahren?" sage ich. Der Angstschweiß bricht bei mir aus. Ich habe jählings die Zwangsvorstellung, diese silberbeschlagene Truhe bleibt vierzig Jahre auf meinem Fuß stehen.

Endlich habe ich mich wieder gefangen. „Eins . . . zwei . . . drei . . . hup!" Die Truhe schwankt ihrem Standorte zu.

Der Major hat gestern irrtümlicherweise zwei breite Klubsessel in den ersten Stock getragen. Ich bade diesen Irrtum aus.

Im Schweiße meines Angesichts schleppe ich sie wieder herunter. Haben Sie schon einmal einen Klubsessel über den Kopf gestülpt bekommen und haben Sie solch ein unmögliches Ungetüm eine steile Stiege hinuntergetragen? Nein? Sie setzen sich zeit Ihres Lebens nie wieder ohne Herzklopfen in die Umarmung einer solchen barbarischen Erfindung. Der Stuhl ist ganz gewiß nicht leicht, aber das sei ihm verziehen. Das größere Übel ist: er macht seinen Wohltäter blind. Oder glauben Sie, daß Sie unter seinem Polster die Möglichkeit haben, auch nur aus einem einzigen Auge herauszuschauen? Nichts damit!

Gewiß, die kleine Frau ließ mich nicht aus dem Auge. Sie dirigierte mich. „Achtung hier . . . Achtung da . . ." Fast immer zu spät. In solch einem Stuhl arbeitet mit unerhörter List das gesamte Fallgesetz und das störrische Gesetz der Schwerkraft. Zwischen den Beinen droht man zwei, drei Kinder zu zermahlen. „Achtung!" Man steht wie ein kalabrischer Esel, von weither die Stimme der kleinen Frau. „Jetzt werden Sie es gleich haben, noch siebzehn Stufen. Eins . . . zwei . . ."

Man geht weiter . . . sechzehn . . . siebzehn . . . Aha . . . also fester Boden, nicht wahr? Sie hatte siebzehn Stufen gesagt. Aber es waren neunzehn! Die Kinder kreischen . . . der Dackel quietscht . . . die kleine Frau schreit . . .

Ein Bein ist ab. Vom Klubsessel ist ein Bein ab. Die kleine Frau lächelt nachsichtig. Oh, diese Nachsicht! Ich verdiene sie nicht!

„Ist Leim im Haus? Ich möchte den Schaden gutmachen."

Ich arbeite für neunzehn. Ich fühle, ich finde Verzeihung. Mittag will ich mich verabschieden. Aber ich muß vorlieb nehmen. Es gibt Umzugsessen: Einen Brei und Weckobst! Mit Brei hat mich meine liebe Mutter aus dem Elternhaus vertrieben. Jetzt sitze ich auf einer Kiste in der Küche, habe Baby auf dem Schoße und löffele Reisbrei. Ich halte es wenigstens dafür. Es ist eine schleimige, klumpige Geschichte. Ich esse lauter Fußbälle, habe ich das Gefühl. Die Früchte sind gut.

„Die haben wir vorigen Herbst gepflückt."

Es sind Heidelbeeren. Selbst gepflückt? Ich suche die Hände der kleinen Frau, die lieben, tapferen Hände. Der liebe Gott verzeih mir, aber hoffentlich waren sie beim Heidelbeerpflücken sauberer.

Wir haben alle Hände, auf die man Möhren und Rettiche säen kann. Ich schmiere mir Brei um den Mund, nur damit ich nicht aus dem Rahmen falle.

Nach dem Essen wurde ich in beschämender Weise beschenkt. Die Frau Baronin packte mich an beiden Armen und führte mich in das Bibliothekszimmer. Das Zimmer hieß so, weil zwei leere Regale an den Wänden lehnten, ein Schreibtisch den Weg zum Fenster sperrte und sieben unmögliche

Digitized by Google

Kisten mit Büchern den Raum vermauerten. Das Unerwartete geschah: die kleine Frau führte mich zu einer Ottomane, die sich hinter den Alpen der Bücherkisten wie eine Oase darbot. „Männer müssen nach Tisch ruhen!" war ihr Wort.

Es gab keinen Widerspruch. Ich mußte mich legen. Die kleine Frau stand vor mir. Sie wirkte ganz groß und hielt den Finger vor den Mund, den Finger der linken Hand. Mit dem rechten Zeigefinger gebot sie nach der Türe zu: „Achtung!" In der Türe drängten die Stupsnasen der Kinderschar. Ich kam mir unerhört wichtig vor. Mein Puls schlug schneller, mein Herz höher.

Noch immer — als sich schon hinter der kleinen Person die Türe geschlossen hatte — sah ich sie stehen. Ich kniff beide Augen zu.

Warum drängte ich mich eigentlich als Möbelräumer in dieses Haus? Warum legte ich Wert darauf, hier eine Rolle zu spielen? Ja, unentbehrlich zu werden? Die Kinder? Hatte ich nicht gestern noch Herrn Hutter erzählt, daß ich für Kinder verdammt wenig Verständnis hätte? Die Mutter? Die kleine Frau schwebte über mir. Ich lag reglos auf der Ottomane. Sie stand vor mir, den Finger am Mund, und mit der Rechten dirigierte sie eine lautlose Symphonie von . . . Verehrung . . . von Respekt . . .

Was bewegt mich an dieser Frau Baronin? Was weiß ich von ihr? Nichts! So gut wie nichts! Das unbestimmte Gewäsch der Handvoll Worte, die Herr Hutter gestern von sich gab? Sie ist klein. Ich glaubte bisher, ich schwärmte nur für große Frauen. Sie hat braunes Haar und das dazu kurz geschnitten. Ich bekannte mich bisher für blond und für endlose Zöpfe. Sie hat runde Beine. Ich träumte von präraffaelitischen, schmalen Gliedern. Sie sieht aus wie ein tüchtiger Junge. Und ich war der Ansicht, daß zu einer geliebten Frau eine gewisse Fülle gehöre. Diese Feststellungen mögen genügen, um meine Verwirrung bloßzustellen. Das ist das Richtige: ich bin verwirrt!

Meine Versenkung wurde unterbrochen. Die Kinder knallten mit Keulen gegen die Tür, auch hatte eines eine Pfeife im Gerümpel wiedergefunden und feierte das Fest der Wiedervereinigung.

Die Mutter schrie: „Ruhe!" dazwischen. Und diese ihre Stimme ließ mich lächeln. Die Fürsorge dieser Stimme ließ mich lächeln, und dieses Lächeln träumen und dann doch ein wenig einschlafen . . .

In meinen Schlaf hinein kroch eine ekelhafte Spinne. Nein, die Spinne war eine Erinnerung, die Erinnerung an eine Wirklichkeit.

Ich tastete mich zurück in mein Bewußtsein. Ich schlug die Augen auf. Ich sah Bücherkisten und leere Regale. Ich sah mich hingestreckt auf einer etwas zerschlissenen Ottomane.

Da . . . ich traue meinen Ohren nicht . . . höre ich . . . höre ich Herrn Hutter!

Ich Idiot! Ich schlafe, verschlafe alles! Herr Hutter ist natürlich an der Arbeit! Herr Hutter macht sich unentbehrlich! Herr Hutter ist unentbehrlich! Herr Hutter hinten und vorn! Herr Hutter spielt die erste Geige. Ich springe auf! Ich stürze über das Massiv der Kisten, ich reiße die Tür auf.

Was sehen meine räderrunden Augen? In der Haustür schniegel-schnagel: Herr Hutter. In der wildlederbehandschuhten Hand einen riesigen Strauß roter Rosen! Mir wird es rot vor den Augen.

„Blumen, meine Lieblingsblumen," haucht die kleine Frau.

Eine widerliche Szene!

Das heißt: widerliche Szene? Was soll die kleine Frau machen? Ja, was soll die kleine Frau anderes tun, als: „Blumen . . ." hauchen, „meine Lieblingsblumen . . ."?

Schließlich hat eine Baronin Kinderstube, nicht wahr? Ich bin nur froh, daß ich diesen Auftritt nicht verschlief, daß ich gleich zur Stelle war, daß alles Einbildung war, was mich befürchten ließ, Herr Hutter sei schon mitten in lauter Unentbehrlichkeit! Nein, nein, die Sache lag, Gott sei Dank, ganz anders. Ich hatte die Glocke gehört, war aufgeschreckt und somit, wenn auch übereilt und bestürzt, Zeuge des ganzen Vorganges geworden. Herrn Hutter wurde denn auch gleich von der kleinen Frau unter die Nase gerieben, daß ich seit aller Herrgottsfrühe tätige Hilfe leiste.

Wie Herr Hutter verbindlich grinste! Er war sicher wütend, daß ich, ohne Jacke, einfach aus einem Zimmer trat, daß ich ganz vertraut mit Mittag gegessen, ja, daß ich in diesem Hause schon ein Mittagsschläfchen genossen hatte wie der Hausherr in Person!

Ich steckte beide Hände in die Hosentasche und spielte mit der Zunge in der Backe herum vor lauter Hochmut.

Dann sagte ich: „Michel, Michelchen, mein kleiner Kerl, hol' doch mal eben einen Topf aus der Küche. Und Lieschen — Didi . . ." (endlich fiel mir der Kosename der Ältesten ein) „Didi, fülle ihn mit Wasser. Die Rosen verdursten."

So stehen die Aktien, Freund Hutter, verstanden?

Leider machte mir hier die kleine Frau, die gute Erziehung der Frau Baronin, einen Strich durch die Rechnung, eine Art Strich.

Digitized by Google

„Einen Topf? Nein, die Männer! Ich suche eine Vase. Ich habe ein sehr schönes Kristall für diese herrlichen Rosen."

Herr Hutter sah mich mit schrägem Kopf an, als ob ihn die kleine Frau streichelte und ich nur zusehen solle. Ich hütete mich aber zuzusehen. Ich ging in mein Bibliothekszimmer zurück und packte aufs Geratewohl Bücher aus, wütend lauter Bücher aus.

Natürlich . . . Blumen mitbringen . . . das war schon richtig . . . Ich nahm Herrn Hutter in Schutz. Sollte er vielleicht meinetwegen der Dame keine Blumen mitbringen? War es nicht richtig, was er tat? War es nicht durchaus richtig, ja bewundernswert? Bedurfte diese kleine, alleinstehende Frau nicht einer Freude, einer Aufmunterung? War es nicht einfach selbstverständlich? Man zog sich sonntäglich an. Man rasierte sich frisch. Man kaufte die schönsten Rosen. Man machte seinen Besuch.

Und ich? Ich stolperte unrasiert, in der Lederhose, mit der Tür in das Haus, lasse mich einfach mittags mit zu Tisch bitten, vermehre den Aufwasch, lege mich wie ein Flegel auf die Bärenhaut und mache einen Mittagsschlaf! Kommt dann ein kultivierter Besuch, donnere ich noch dazwischen wie ein Unflat und schicke die Kinder nach einem Topf für die Rosen!

Nein, wirklich, die kleine Frau hat Geduld, Nachsicht . . . Die kleine Frau ist ein Engel!

Ich arbeite im Schweiße meines Angesichts, bis es dunkel wird.

Herr Hutter hatte sich bald wieder empfohlen, nicht ohne zuvor mich zu bewundern und zu ermutigen. Er bedauerte es aufrichtig, keine Zeit zu haben. Er beneidete mich, so sagte er, und schaute die Baronin dabei an.

Aber morgen müsse sie eine halbe Stunde spazieren gehen, unbedingt, das sei sie ihrer Gesundheit schuldig. Er werde morgen nach dem Rechten sehen und sie bestimmt abholen. Da kenne er kein Pardon! Dieser Staub und diese Aufregung! Nein, nein, unbedingt! Nur eine halbe Stunde, eine halbe Stunde frische Luft und eine halbe Stunde Ruhe!

Mir fielen vor Schreck die Hände von den Armen. Daß ich aber auch daran nicht gedacht hatte! Die einfachste Sache von der Welt, die nächstliegende! Natürlich, ein Spaziergang!

Die kleine Frau lachte. Oh, dieses Lachen! Es läuft mir immer wie eine Tonleiter den Rücken hinunter. Keine Rede sei jetzt von Spazierengehen . . .

Da wurde ich aber energisch. Ich sprang entschieden auf die Seite des Herrn Hutter, ich nickte ihm sogar freundlich zu und sagte, wir seien durchaus Bundesgenossen und sie müsse ein wenig Luft schnappen. Ob sie mir denn die Kinder nicht wenigstens für dreißig Minuten anvertraue? Kurz und gut, wir brachten sie endlich so weit, daß sie Herrn Hutter zusagte: auf einen Sprung vor das Haus.

Als wir im Kinderzimmer die Betten aufschlugen, fragte sie mich, wer eigentlich dieser Herr Hutter sei.

„Mir scheint, es ist Ihr bester Freund, wie? Sie scheinen sich ja beide verständigt zu haben, mich zu verwöhnen?"

Sollte ich ein Esel sein? Ich wuchtete mit der Faust auf den Bettpfosten, damit er endlich in die Mechanik spränge, und sagte: „Ja, Herr Hutter ist mein bester Freund. Er ist unabhängig, und ich liebe unabhängige Menschen."

„Was nennen Sie unabhängig?"

„Reich, gesund, unverheiratet," so lautete meine Antwort. Ich hörte mich reden. Ich hörte mich gern reden. Ich protzte mit dieser Freundschaft. Ich übertrieb. Ich machte einen Krösus aus Herrn Hutter. Einen Adonis machte ich aus ihm, einen Don Juan.

Hatte sie nicht zuerst gesagt, er sei mein Freund? Fiel nicht ein Glanz auf mich zurück? Oh, ich war kein Dummkopf in diesen Minuten!

Ich porträtierte mich, indem ich ihn schilderte. Ich sah, fühlte, sie begann sich für dieses Thema zu erwärmen. Ich sagte: „Herr Hutter . . . Herr Hutter . . ." und hielt so auf vornehme Weise mit Eigenlob zurück.

Ob sie denn mit Herrn Hutter spazieren gehen könne? „Aber Baronin!" ich fuhr entrüstet auf. „Herr Hutter ist ein Ehrenmann! Ebensogut könnte man ja schließlich auch meine Anwesenheit in Ihrem Hause bedenklich finden." Ob sie darauf hätte anspielen wollen? Ob ich aufdringlich sei?

„Aber nein, welches Mißverständnis!" Im übrigen sei sie ein modernes Mädel und schere sich den Teufel um das Gerede der sogenannten Gesellschaft. Man könne wie eine Nonne leben und man würde doch beredet.

Ich gab ihr in allem recht.

Als ich mich am späten Abend von ihr verabschiedete, waren wir ein Herz und eine Seele. Wie schnell und leichtsinnig man so etwas hinschreibt: ein Herz und eine Seele! Ich schäme mich jetzt, wo ich den Eintrag eben nochmals überlese. ‚Ein Herz und eine Seele sein' — dieses herrliche, zarte, zärtliche Liebeswort! Es paßt natürlich keineswegs an diese Stelle, wo es doch restlos nur um eine gute, rechtschaffene Nachbarschaft geht, gehen kann.

Digitized by Google

Konzilium. Gemälde von Ubaldo Oppi

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich möchte wissen, wo in aller Welt der Mann der kleinen Frau steckt. Südamerika? Der schäbige Hutter hat das geschwätzt. Ob es stimmt? Woher will er das so genau wissen? Südamerika ist groß und Südamerika sagt gar nichts!

*

Es gibt nichts Merkwürdigeres als ein Haus einzurichten, zumal wenn erst einmal die gröbsten und dickköpfigsten Möbelstücke an ihren vorbedachten Stellen stehen.

So weit sind wir jetzt. Man beginnt sich in den Räumen auszukennen. Es würde keinem Menschen mehr einfallen, das Schlafzimmer für das Eßzimmer anzusprechen. So weit also sind wir. Weiter natürlich nicht.

Da ist der Stolz der kleinen Baronin: der Musiksalon. Musiksalon? Ja, das Wort erweckt sicherlich falsche Vorstellungen. Der ganze Raum ist etwa neun Quadratmeter groß und unterscheidet sich vom Eßzimmer eigentlich nur dadurch, daß eine Nähmaschine am Fenster steht und an Stelle des bäurischen Eßtisches ein Notenschrank, nun ja, und an Stelle der Kredenz ein Klavier. Dieser Musiksalon ist das Wohnzimmer und der Empfangsraum. Die Klubsessel, deren ich bereits Erwähnung tun mußte, gruppieren sich hier ungezwungen um einen Teetisch aus chinesischem Lack, der in sieben Teile zerfällt, wenn die Kinder um ihn herum Versteckes spielen.

Ich sage: Versteck spielen! Ich muß zugeben, das Haus und seine derzeitige Einrichtung eignen sich zu nichts so gut wie zum Versteck spielen ... Das wissen sogar die Gegenstände selber. Sie schäkern mit uns auf eine Weise, daß man die Geduld verlieren möchte, müßte man nicht fürchten, gerade diese sehr dringend zu benötigen. Ich halte mich für keinen schlechten Frauenkenner, denn ich weiß: die Frauen entdecken ihr Herz in den Bagatellen.

Jetzt, wo die Umrisse der Zimmer sichtbar sind, beginnt die kleine Frau eigentlich erst auszupacken.

Ich meine, manches Mal ein wenig verfrüht, aber ich bin eben ein Mann.

Die kleine Frau hat zum Beispiel auf das Klavier schon ein schwarzseidenes Tuch gelegt und darauf die Totenmaske von Beethoven. Er liegt da wie ein hilfloser Briefbeschwerer, aber sie findet es „himmlisch". Und hier beginnt das Mirakel: ich habe gegen diesen Totenkopf im Grunde schon nichts mehr einzuwenden. Dieser unglückliche Musikant muß seine schon ganz breit gedrückte Nase in so viel Musiksalons stecken. Warum dieser entzückenden Frau zuliebe nicht auch in diesen harmlosen Raum? Sie ist mir jedenfalls viel sympathischer, als die Nase des feinen Herrn Hutter!

Herr Hutter — brauche ich es zu erwähnen? — geschniegelt und gebügelt, graue Leinengamaschen an den Füßen, in der Tat, graue, elegante Leinengamaschen an den Füßen, tänzelt ein halb drei Uhr vor das Haus.

Womit erregt er heute Sensation? Rote Rosen? Hineingefallen! Dieser erfinderische Geist bläst eine Okarina. Vor dem Haus, im Garten, bläst dieser eingebildete Gockel auf einer schäbigen Okarina!

Und so viel Süßigkeit im Ton, daß, ja, daß sich alle fünf Gören den Magen verderben konnten!

Die kleine Frau, höflich, wie sie nun einmal ist, und ich muß schon sagen, auch hilflos — sie ist in solchen Fällen völlig hilflos, das habe ich schon gemerkt — sie wird rot, fährt nervös mit der Hand über ihr Haar und scheucht das mutwillige hinter das Ohr. Sie sieht fast verlegen auf mich, gibt sich einen Ruck und stellt also ihren Mann.

Der Hanswurst von Hutter bläst, bläst, bis sie vor ihm steht. Ich sehe durch das Fenster zu.

Hoho! Wie er sich verneigt! Provinz, alter Junge, sage ich nur zu seinen Bücklingen, tiefste Provinz! Was hat er denn noch für überflüssige Päckchen am Arm? Die kleine Frau lacht. Nun, das muß ich schon sagen, sie lacht ein bissel übertrieben. Mein Gott, das muß den Hutter doch geradezu beängstigen, dieses übertriebene Lachen. Er merkt nichts davon. Er hat eben kein Gefühl für die Nuancen einer Frauenseele.

Die kleine Frau klatscht in die Hände. Sie applaudiert dem Clown (gut beobachtet, ja, sie applaudiert dem dummen August in diesem Hutter!). Nein? Sie klatscht in die Hände, und von allen Seiten kommen die Kinder gerannt.

Ah, was sehe ich da? Oh, dieser Fuchs! Für jedes Kind ein Päckchen. Die Okarina bekommt der Größte, und so für jeden der Zwerge eine Überraschung! Er ist nicht zu überbieten, dieser Herr Hutter!

Ich stehe am Fenster mit einem lahmen Kreuz, mit drei Blutblasen unter den Fingernägeln, mit einer blutunterlaufenen Zehe am linken Fuß und einem eingedrückten Schulterblatt und darf zusehen, wie Herr Hutter den Rahm abschöpft.

Bitte, drücke dich deutlicher aus, mein Herz: welchen Rahm schöpft er ab?

Ich schäme mich über mich selbst! Was ist nur mit mir? Ich ärgere mich über einen kleinen, lustigen Einfall des Herrn Hutter,

Digitized by Google

einen Einfall, der fünf liebe, lustige Kinder beschenkt und ein Mutterherz — jedes Mutterherz — erfreuen muß. So liegt die Sache.

Ich öffne also mein Fenster, stelle mich überrascht und lasse mir von den Kindern ihre Instrumente zeigen.

„Nein, wirklich reizend, welches Orchester!" Alles ist da. Neben der Okarina die Spieldose für das Kleinste, eine Trommel und eine Trompete, eine Flöte und eine Holzknarre, die den Brummbaß ersetzt.

Das Konzert ist danach. Wir drei Erwachsenen halten uns die Ohren zu. Die Stimmung ist ausgezeichnet. Herr Hutter lehnt es ernstlich ab, in das Haus zu treten. Nein, nein, er hole die Baronin nur ab.

„Avanti, Signora, avanti!" Er spricht italienisch und bietet ihr sinnbildlich den Arm. Mit gewandter Fingerfertigkeit deutet die freie Hand in die Landschaft, als ob er die Welt zu verschenken habe wie einen Privatpark. Es ist um aus der Haut zu fahren, wie geschickt er diese kleine, heitere Komödie durchführt. Das italienische Parlieren, das hofmännische Übertreiben und dazu seine Augen, die wie Maikäfer der kleinen Frau überall hinkrabbeln.

Ich gebe also auch mein Wort dazu, und zwanzig Minuten vor drei verläßt das ungleiche Paar den Garten.

Ich sehe sie noch einmal hinter dem Birkenwald am Hügel auftauchen. Mein Gott, wie er auf die Frau Baronin einspricht! Gib ihr doch Ruhe, Mensch! Laß sie doch friedlich gehen! Die Frau braucht tiefes Atmen!

Auf eins: einatmen. Auf zwei: Atem in den Lungen halten, die Lungen spülen in dem eingeatmeten Ozon. Auf drei: ausatmen! Ich werde auch einmal mit ihr spazieren gehen und gewiß darauf achten.

Sie sind verschwunden. Ich gebe mich gewissenhaft mit den Kindern ab. Wie gewöhnt man Kinder am schnellsten an sich? Durch Geschenke? Unzweideutig durch Geschenke! Aber Kinder sind nicht nur bloße, krasse Materialisten. Nein, ich lasse mir meinen Glauben an die Unbestechlichkeit der Kinderseele nicht durch die Finten eines Herrn Hutter rauben.

Wie erobert man Kinderherzen? Indem man ihnen nachgibt, indem man tut, was sie wollen, indem man ihnen ihren Willen läßt. Es liegt so nahe: sie wollen natürlich Versteck spielen. Also gut, spielen wir Verstecken. Ausgezeichnet, dieses Versteckspielen! Sie haben schon den blöden Musikrummel vergessen (ätsch, Herr Hutter!).

Haben Sie schon einmal mit fünf Kindern Versteck gespielt? Nein? Dann sollten Sie es aber bestimmt tun! Wir beschäftigen uns alle viel zu wenig mit unseren Kindern! Wirklich und wahrhaftig! Wir haben lauter dummes Zeug in dem Kopf. In das Versteck damit! Und nun, ganz kindlich mitgespielt! Die Kinder vor allem nicht mit Spielzeug verwöhnen und ihre herrliche Phantasie auf solch rohe Weise gefährden, wenn nicht gar zerstören!

Verstecken spielen! Sich aus der Welt spielen! Sich suchen, sich finden lassen! Musikinstrumente kaufen? Das ist einfach lieblos. Das Portemonnaie aufreißen, das kann jeder Dummkopf! Aber phantastische Verstecke aushecken und den Verstecken phantastische Namen geben, das ist Erziehung!

Wir sind Eskimos und verkriechen uns in Höhlen. Wir sind Indianer und überfallen das Bleichgesicht. Wir sind Soldaten und bekämpfen die Armeen der Feinde.

Wir spielen . . . Die Kinder jagen mich treppauf, treppab. Wir kreischen, toben.

Gewiß, es gibt kleine Unglücksfälle. Man kann seine Augen nicht überall haben. Also die zwei Kleinsten haben das Kristall mit den Rosen umgeworfen. So was kann passieren. Gott sei Dank ist das Kristall heil geblieben.

Es ist drei Uhr zwanzig und die Baronin ist noch nicht zurück. Ich mache mir Sorgen. Im Ernst: Herr Hutter in Begeisterung denkt sich gewiß nichts dabei, aber er überanstrengt die kleine Frau. Die föhnige Luft geht auf die Nerven. Im Haus setzt man sich einmal hin. Aber draußen? Sie werden sich doch nicht einfach auf den Boden setzen, wie? Er ist noch feucht und kalt . . .

Aber wo denke ich hin? Abgesehen von der Gefahr einer Erkältung, die Baronin weiß doch schließlich, was sich schickt! Im übrigen ist das ihre höchst persönliche Angelegenheit! Ein für allemal! Basta!

Drei Uhr fünfundzwanzig . . . Die Kinder werden unruhig . . . Diese Kinder sind von ihrer Mutter verwöhnt. Ich fühle es, sie können ohne die Nähe ihrer Mutter nicht existieren. Sie werden ständig unruhiger . . .

Endlich! Die Gartentüre knarrt. Oh, ich merke es gar nicht, das Kommen der zwei. Wir sind viel zu sehr in unserem ausgezeichneten Spiel, nicht wahr?

Ich werde von allen Seiten gerufen. Ich habe Zeit. Ich lasse mich gern ein wenig suchen. Man soll sich rar machen.

„Ah, die Herrschaften schon zurück? Wie die Zeit vergeht! Schon eine halbe Stunde um?"

Die kleine Frau hat rote Backen. Herr Hutter bläht sich auf, als ob er der Baronin das Leben gerettet hätte. Dann empfiehlt er sich sehr rasch. In meiner Gegenwart

Digitized by Google

fühlt er sich im Grunde befangen. Er merkt, wie fest ich im Hause schon verankert bin. Ja, ja, Herr Hutter! Das sind so Sachen, nicht wahr?

Die kleine Frau sieht alles. Sie nimmt das Kristall in die Hände. Sie wollte den Rosen frisches Wasser geben, als Herr Hutter gegangen war. Es ist eine Ecke abgesprungen. Der Bub erzählt das Malheur. Die Baronin sieht mich vorwurfsvoll an.

Ich sage: „Kinder müssen sich austoben."

„Sicher, sicher," sagt sie. „Und die Erwachsenen müssen acht geben, daß keine Dummheiten passieren!"

„Ja," sage ich ein wenig pikiert, „die Erwachsenen müssen acht geben, daß keine Dummheiten passieren . . .!"

Mag sie es auffassen, wie sie will! Ich sah nach der Uhr. Sie schlug gerade viermal ...

*

Mit der Wahrheit heraus! Ich getraute mich nicht, das Haus der Baronin aufzusuchen. Meine Bemerkung, daß die Erwachsenen acht zu geben hätten, damit keine Dummheiten passierten, war milde gesagt: ungehobelt! Ich bereue sie sehr.

Aber hingehen und sagen: ‚Verehrte Baronin, ich bitte um Verzeihung', das ist falsch. Denn es besteht unbedingt die Möglichkeit, daß sie den Doppelsinn meiner Ungehörigkeit gar nicht begriff, begreifen konnte. Sie ist eine natürliche Frau und wird die Worte als bare Münze genommen haben und nicht so, wie sie von mir gemeint waren. Ich überlegte den ganzen Tag, wie ich es am geschicktesten anfange, wieder hinzugehen und ganz harmlos nach dem Rechten zu sehen. Aber es ist schon so: erst der große Mund und dann kleinmütig! Ich lerne alle meine Fehler kennen. Ich war noch nie so unzufrieden mit mir.

Am Abend bin ich spazieren gegangen. Ich sah das kleine Haus liegen. In den Fenstern Licht. Die Fenster ohne Vorhänge ließen tief hinein in die Zimmer sehen. Aber ich war zu weit entfernt.

Die Vorhänge aufmachen! Richtig, die Baronin hatte gefragt, ob ich wohl eine Tapeziererleiter auftreiben könnte und ihr zur Hand gehen, sie möchte so bald als irgend möglich die Gardinen aufstecken.

Ich stehe im Schatten des Birkenwäldchens und sehe hinüber. Wie blaß der kleine Würfel des Hauses in seinem dunklen Garten liegt. Als ob es Sehnsucht nach mir habe. Ich höre aus dem Haus Stimmen klingen. Kinderstimmen? Kinderstimmen. Sie werden zu Bett gebracht. Jetzt klingen die Stimmen größer. Im Badezimmer verdoppeln sie sich durch das Echo der glatten Kacheln. Ich sehe alles vor mir, was drüben vorgeht. Alles? Jetzt lacht eine volle Stimme, die Stimme eines Erwachsenen.

War das eine Frauenstimme? Wieder das Lachen! Ah, wie konnte ich es nicht sofort erkennen. So lacht doch wirklich nur die Baronin. Ob sie allein zu Hause ist? Ob sie heute Besuch hatte? Ob sie einen Spaziergang mit Herrn Hutter machte? Ob sie in diesem Augenblick an mich denkt? Wer stellt solche Fragen?

Der Abend ist wunderschön. Ich trete näher, ein paar Schritte, noch ein paar Schritte. Wie die Stille die Stimmen jetzt behütet. Zu mir herüber gaukeln kaum die Girlanden der Kinderworte, und Ruhe schwebt um das Haus.

Jetzt mahnt die Mutter. Ah, wie wunderlich! Die Kinder sagen etwas auf, etwas Gelerntes. Sie sprechen schnell. Ich kann es nicht verstehen. Aber jetzt weiß ich es. Sie haben ihre Nachtgebete hergesagt. Jetzt tritt die Baronin an das Fenster. Vom Rücken her überlichtet scheint sie mir ganz nahe. Sie sieht übermüdet aus.

Sie sagt: „Gute Nacht!" Es klingt, als ob sie diesen Wunsch in die Landschaft hinein sage, wie einen Segen über alle Kreatur.

Ihre weißen Hände schließen die schwarzen Flügel der Fensterläden. Die Riegel klirren. Eine Tür fällt ins Schloß. Die Stiegen knarren. Ich sehe einen Schatten im Wohnzimmer, ein wenig gebeugt. So allein ist die kleine Frau.

Oh, an das Fenster klopfen und sagen dürfen: ‚Liebe, kleine Frau, ich wache, die ganze Nacht, wenn ich darf. Und ich mache die Vorhänge auf, und die Gardinenstangen, die gipse ich Ihnen ein, wie ein gelernter Tapezierer, auf mein Ehrenwort. Und die Leiter? Aber selbstverständlich habe ich für die Leiter gesorgt. Überhaupt: bringen Sie bitte, bitte, alle Ihre Sorgen zu mir. Glauben Sie es mir doch, mir macht es Freude, unbändige Freude, Ihnen ein paar Sorgen zu verscheuchen.'

Kann man das tun? Darf man das tun? Einfach tapfer zur Gartentür gehen, dann den Kiesweg entlang, sich am Spalier anhalten und ruhig anklopfen? Sie würde natürlich erschrecken.

Aber dann? Würde sie sich nicht freuen, wenn sie erlebt, daß Fürsorge vor ihrem Fenster steht?

Es könnte mißdeutet werden . . .

Wer sagt mir denn, daß sie noch angekleidet ist? Vielleicht wäre es ihr höchst unangenehm. Vielleicht ist sie in dieser Stunde sehr froh, und nur meine eigene, befan-

Digitized by Google

gene Sentimentalität sieht ihre Einsamkeit schmerzlich. Vielleicht schreibt sie an ihren Gatten? Vielleicht denkt sie an Herrn Hutter? Besteht nicht auch die Möglichkeit, daß sie sich meiner in diesem Augenblick erinnert? Vielleicht fragt sie sich in diesem Augenblick: Ob er wohl morgen kommt?

Liebe, kleine Frau, er kommt, er kommt morgen in aller Herrgottsfrühe!

Ich öffne die Flügel meiner Träume und rufe hinüber: ‚Gute Nacht!'

*

12. Mai

Donnerwetter! Wie schön ein Morgen sein kann!

Ich habe die Leiter auf der Schulter und pfeife wie ein Schornsteinfeger. Ich trabe zur Baronin. Ich habe noch gar nicht auf die Uhr geschaut, aus lauter Sorge, es möchte zu früh sein.

Tatsächlich, das Haus schläft noch. Die Wipfel der Bäume haben sich feucht geschlafen, sie atmen ruhig ein und aus.

„Wer ist da?" Die kleine Frau ruft es aus ihrem Schlafzimmer heraus.

„Der Tapezierer ist da," sage ich und verstelle meine Stimme.

Die Balkontüre öffnet sich. Auf dem Balkon, in einem rötlichen Kimono, steht die Baronin, beugt sich über das Geländer und schüttet ihr frohes Erwachen über mich.

Ich stelle die Leiter auf, steige auf die Sprossen, breite die Arme und erkläre mich zum Romeo. Julia mit fünf Kindern wäre eine originelle Variation.

„Schnell, schnell! Ich höre Baby. Ich schließe Ihnen auf. Mögen Sie die Milch kochen? Butterbrote richten?"

Ob ich mag!

Sie wäscht inzwischen die verschlafene Brut. Ich bin früher fertig als die kleine Frau. Ich stolpere in das Badezimmer. Welcher Jahrmarkt! Herrlich so ein Morgen!

Oh, ihr Menschen! Zeugt Kinder über Kinder! Es gibt kein größeres Vergnügen, als früh eine ganze Herde, eine Rasselbande aller Jahrgänge durcheinanderzutreiben mit Kommandostimme, die nicht beachtet wird. Hier einen Schwamm, dort einen Waschlappen zu benötigen, da mit dem Kamm, hier mit der Bürste sein Glück zu versuchen. Dazu ununterbrochen Reibereien zu schlichten. Auf der Seife auszuglitschen, um das Hohngelächter der Hölle zu hören und sich durch die abertausend Ansprüche der Kinder derartig zu vervielfältigen, daß einem Hören und Sehen restlos vergehen.

Aber es ordnet sich alles von selbst. Die Kinder haben sich im neuen Tag zurechtgefunden. Sie sitzen im Spielzimmer um den Tisch herum und warten der Dinge, die da zu kommen haben. Und — oho — ich habe mir eine Schürze umgebunden und werde als Koch begrüßt wie ein Gott. Jeder bekommt seinen Becher Milch, jeder sein Stück Brot. Was ist das? Die kleine Frau nimmt ein Messer und streift von meinen kunstvoll gestrichenen Schnitten wieder etwas ab? „Vielzuviel Butter!" Alles will gelernt sein.

Am Kopf des Tisches sitzt die Baronin, ihr gegenüber ich. Wir haben die Kinder zwischen uns, und wer meint, daß er zu einem ruhigen Genuß des Frühstücks kommt, der irrt gewaltig. Baby wischt gerade seinen Becher um.

Zwei Kinder wurden für die Schule hergerichtet. Mir war das alles ganz neu. Was ist für eine Unsumme von Tätigkeit nötig, ehe zwei Schulkinder, das Ränzel auf dem Rücken, fix und fertig zum Schulgang, in der Tür stehen. Die Große verlangte nach ihrer Schiefertafel, der Kleine weinte still vor sich hin, weil er sein Lesebuch nicht fand. Ich säuberte aus lauter Verlegenheit über soviel Unglück währenddessen die Schuhe. Kinderschuhe putzen! Ich hatte es mir nicht träumen lassen, daß auf so kleines Schuhzeug soviel Dreckkruste geht.

Übrigens fand sich die Schiefertafel im Garten. Dort hatte Michel Schule gespielt und dabei leider die Aufgabe, die Didi am Abend glücklich fertiggestellt hatte, ausgelöscht. Das Lesebuch war und blieb verschollen. Es fand sich erst viel später am Tag unter der Matratze. Peter hatte gehört, daß man das Lesebuch nur in das Bett zu stecken braucht, um tags darauf ein restlos gebildeter junger Mann zu sein. Über Nacht flöge einem die Weisheit des Buches im Schlafe zu. Kann man es Peter verdenken, wenn er sich diese Erfahrung zunutze zu machen gedachte? Daß er das Buch vergaß? Mein Gott, Hand aufs Herz, haben Sie noch nichts vergessen? Mir tat der Junge leid. Man bedenke diese Enttäuschung! Statt alles zu wissen, vergißt man obendrein noch das Buch! Aber wie gesagt, wir brachten die zwei auf den Trab, und waren sie ohne das verteufelte Lesebuch auch nicht komplett, sie waren sonst frisch und munter und wurden auf die Reise geschickt. Der Dackel begleitete sie.

Die kleine Frau drückte mir nunmehr Gardinenstangen in die Hand und Holzscheite und Gips und behauptete, man müsse rechts und links vom Fenster Löcher in die Wände schlagen und diese dann mit Holz vergipsen. Ich nahm also wohlgemut meine Leiter, stieg hinauf, vergaß vor Eifer völlig

Digitized by Google

Romeo und sogar Julia ... und schlug nun Löcher in die Wände. Die Kinder bewunderten jetzt meine Tätigkeit einstimmig. Leider ließen sie sich zur Nachahmung hinreißen, was ich wiederum bei der Leidenschaft meiner Arbeit nicht bemerkte, bis es zu spät war. Immer, wenn es zu spät ist, kommt die Mutter! So ist es nun einmal im Leben...

Die kleine Frau hatte sich zurückgezogen, um sich für den Tag zu richten. Als sie in das Zimmer trat, sah sie die Bescherung.

Nicht jede Bescherung beglückt! Selbst meine Löcher waren ihr nicht recht. „Warum," fragte sie, „haben Sie nicht gleich von draußen angefangen?"

Ich mag Übertreibungen nicht. Und ich hatte keineswegs die Absicht, die Wände vollständig zu durchlöchern. Freilich mußte ich zugeben, daß meine fröhliche Arbeit ein wenig zu eindringlich auf die Ziegelsteine losgewütet hatte. —

Am Nachmittag kamen Herr und Frau Major und die Frau Rittmeister eben mal vorüber. Die Frau Baronin führte ihren Besuch in das Bibliothekszimmer. Es macht den besten Eindruck, obgleich auch hier noch viel herumliegt. Aber das meiste sind Bücher, und herumlungernde Bücher erwecken immer den Anschein, als ob eben geistig gearbeitet worden sei. Geistige Arbeit gilt als gesellschaftlich fair, da sie nichts einbringt.

Ich hatte bei dem Tee kürzlich gar nicht bemerkt, daß die Rittmeisterin die beste Freundin von der Baronin ist. Die Rittmeisterin begrüßte schwärmerisch — muß ich schon sagen — ein paar Photographien, die auf dem Schreibtisch herumstehen. „Ach, da ist er ja, dein goldiger Vater! Wie wir ihn alle verehrten!" Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß er vor sieben Jahren gestorben ist.

Auch die Frau Mama wurde begrüßt. Aus einem silbernen Rahmen schaut das volle, lebenstüchtige Gesicht einer guten Fünfzigerin, deren einziger Eigensinn es scheint, für dreißig zu gelten. Sie hat soviel Perlenketten um den Hals geschlungen, daß man keine Falten entdecken kann, und einen tellergroßen Schmuck im Haar, so daß die Farbe an Interesse verliert, wenigstens auf dem Bild.

Zwischen beiden ein Männerkopf im Profil. Ein strenger, abweisender, verbohrter Kopf. Ich hatte richtig vermutet: der Herr Gemahl.

Die Frau Major nahm ihn in die Hand. „Ein bedeutender Kopf!"

„Militär?" fragte der Major.

„Ich glaube Oberleutnant ... Artillerie."

„Ich glaube ...?" Der Major war bestürzt.

„Ich kann mir die Chargen nicht merken. Ich kann einen Gefreiten nicht vom General unterscheiden. Es ist ja wohl auch gleich. Soldat bleibt Soldat. Mein Mann war nicht gern uniformiert. Er erzählte nie vom Krieg. Ich wollte oft etwas davon hören. Es lag das alles vor unserer Verlobungszeit. Aber er schüttelte nur den Kopf. Nein, er war ganz gewiß kein Soldat. Ohne Krieg hätten ihn sicher keine tausend Gäule unter die Achselstücke gebracht!"

Der Major machte ein nachsichtiges Gesicht. Er sah über die vielen Bücherrücken hin wie über den Grund dieser mangelnden Männlichkeit. Später fragte er, ob ihr Gatte mit dem Justizminister gleichen Namens verwandt sei und mit dem General der Kavallerie. Als dies bejaht wurde, erhellten sich auch die Züge der Frau Major, und das Gespräch wurde wieder lebendiger.

Die Frau Major versicherte, daß ihr Haushalt, ja ihr ganzes Haus natürlich der Baronin in jeder Weise zur Verfügung stehe. Der Major unterstrich mit den Gesten ehrlicher Ergebenheit diese Einladung seiner Frau. Die Rittmeisterin stand nicht zurück. Kurz, ich freute mich von ganzem Herzen über den Grad der Innigkeit, mit dem diese alleinstehende, kleine Frau erneut begrüßt wurde.

Als sie einen Augenblick nicht im Zimmer war, nahm die Majorin die Aufnahme des Vaters in die Hand und fragte so ganz nebenbei — ich hätte die Frage fast überhört —, was dieser vornehme Herr von Beruf gewesen sei.

„Großkaufmann und Senator ... ja, ja ... Senator ..."

Herr und Frau Major sahen sich daraufhin vieldeutig an, und die Baronin wurde noch wärmer behandelt, soweit das möglich gewesen wäre.

Der Besuch blieb nicht lange. Als sie sich verabschiedet hatten, verplauderten wir zwei uns noch. Ich nahm ein paar alte Bücher in die Hand. Die vier Bände der ersten Ausgabe des Homer in der Übersetzung des guten Voß streichelte ich, gedachte der Pennalzeit und sprach davon. Ich sprach von den vielen Stunden Erinnerung, die in diesen Hexametern ruhten. „Hurtig mit Donnergepolter entrollt ihm der tückische Marmor..."

Als ich den Namenseintrag ihres Vaters buchstabierte, sagte ich: „Ihr Herr Vater war Senator?"

„Senator? Wie kommen Sie darauf?"

„Die Frau Rittmeister sagte es."

„So ...? So ...?" Die kleine Frau

Digitized by Google

nahm den zweiten Band der Ilias, las mir ein paar Verse vor und sagte: „. . . so oft Vater Zeit hatte — es war selten, dafür war das Geschenk um so größer —, setzte er sich zwischen uns. Wir waren acht Geschwister. Und er las vor. Seine Stimme wurde immer zarter. Zuletzt las er wie ein Schulmädel, eh' sie ihn nach einem südlichen Sanatorium verfrachteten und dort sterben ließen. Vater hatte mit keinem Pfennig angefangen, nur mit seinen beiden ehrlichen Händen. Er hat im fernen Osten gearbeitet. Er ist mit 58 Jahren gestorben. Er hat sich abgerackert für seine Familie. Er hat seinen Namen selber geprägt. Ich halte mehr davon, sich seinen Namen selber zu machen, als mit großen Namen in der Serie laufen, automatisch und von Geburt."

Ich meinte zu sehen, wie sie dabei einen herausfordernden Blick auf ihren Mann warf. Aber ich kann mich getäuscht haben.

Ich werde nicht klug aus der Baronin. Sie spricht manchmal so . . . so, als ob es ihr ganz gleichgültig sei, wer zuhöre. Ich glaube, sie spricht viel für sich allein.

*

18. Juni

Ist es möglich? Ich habe über einen Monat lang keine Eintragung gemacht. Meine einzige Entschuldigung: ich habe keine Zeit gefunden. Jetzt ist das kleine Haus im Schwung. Die Zimmer blitzblank. Gestern gingen wir durch alle Räume. Ich bot der Baronin den Arm. Wir schritten die Gemächer ab.

Ich habe die Sache fabelhaft inszeniert. Vor jeder Zimmertür hatte ich einen Pagen postiert. Alle fünf Pagen im Sonntagsstaat! Als wir alles besichtigt hatten, wurde die kleine Frau ganz ernst, nahm meine Hand und sagte: „Dank, lieber Freund!" Ich bin beschämt. Aber sie hat es wirklich gesagt: „Dank, lieber Freund!!!" Ja, ich glaube, ich darf diese drei Ausrufezeichen dahinter setzen, denn sie hat es wirklich mit sehr viel Nachdruck gesagt.

*

Die kleine Frau sieht sehr zart aus. Ich mache mir deswegen Sorgen.

Ich hatte einen Einfall. „Wir müßten eine Erzieherin engagieren," sagte ich. „Das Mädchen allein genügt nicht."

Da führte sie mich in das Bibliothekszimmer, hieß mich an dem Schreibtisch Platz nehmen, setzte sich selbst neben mich und machte mich mit ihrer wirtschaftlichen Lage vertraut. Ich verstehe nicht viel von Geld. Aber selbstverständlich weiß ich, daß man Geld zum Leben braucht und daß man, wenn man fünf Kinder einkleiden und füttern muß, daß man dann sehr viel Geld braucht. Ich muß gestehen, daß mir das Herz im Halse schlug, als ich hörte, sie habe nur noch eintausendvierhundert Mark, und was dann werde, sei unabsehbar.

„Darf ich offen sprechen, Baronin?"

„Ich bitte darum."

„Schickt Ihr Gemahl kein Geld?"

Pause. „Zuerst . . . ja . . . Seit zwei Monaten nicht mehr." Sie fuhr fort: „Ich will Ihnen reinen Wein einschenken: Er hat meine Mitgift mit nach drüben genommen, um ein Geschäft anzufangen."

„Aha!" Ich atmete auf. „Natürlich, er muß sich erst einarbeiten! Geduld . . . Geduld, Baronin . . . Bis Sie Ihr kleines Kapital aufgezehrt haben, wird er die ersten Einnahmen, die ersten Gewinne haben und Ihnen wieder Geld schicken."

„Jedenfalls engagiert man auf diese Möglichkeit hin keinen Kammerdiener, keine Kammerzofe, keine Erzieherin, überhaupt keinen Hofstaat!" Sie machte ein salziges Gesicht. An den Augen, an den Nasenwurzeln und um den Mund herum entstehen plötzlich Falten, ein ganzes Netzwerk Falten, ausgeworfen, um aus den Zügen nur Enttäuschung, Wehmut und Traurigkeit zu fangen. Mir bleibt der Atem stehen, und meine Hände flüchten in die Hosentaschen.

Auf alle Fälle braucht die kleine Frau Abwechslung! Sie darf sich nicht nur mit den Kindern abquälen und abhetzen. Ich schicke sie täglich mit dem Hutter spazieren. Es ist einmal etwas anderes. Ich habe Hutter angewiesen, sie mindestens eine Stunde lang auszuführen. Ich muß sagen, daß Hutter in diesem Punkte sehr anständig ist. Er kommt pünktlich. Er tut alles, was er kann, sie aufzuheitern. Vormittags habe ich sie jetzt soweit, daß sie dreimal in der Woche Tennis spielen geht.

Ich selber bin für dergleichen Hokuspokus nicht zu haben, aber die Baronin ist eine erstklassige Spielerin. Man sagt es mir von allen Seiten. Sie spielt mit dem Major, mit Hutter und der Rittmeisterin. Der Major holt sie dazu ab. Hutter ist ihr lieber, sagt sie ganz offen. Der Major ist bis über beide Ohren in die kleine Frau verschossen. Oho! Ich lasse mir da nichts vormachen! Die Augen kenne ich. Reizend, die kleine Frau! Sie merkt nichts, rein nichts. Sonst, würde sie nicht gesagt haben: der Hutter sei ihr lieber. Denn eine Frau hat immer etwas übrig für einen Verehrer.

Und Hutter? Über Hutter bin ich mir nicht klar. Aber dafür klar genug über die

Digitized by Google

Baronin! Hutter ist viel zu flach, zu konventionell für sie. Das Beste an Hutter sind seine ständigen Bügelfalten. Er ist einer jener Menschen, die überall Bügelfalten an sich haben, nicht nur an den Beinkleidern. Der Neid muß es ihm lassen: er kann unterhalten, er weiß alles, er ist das wahre Wochenblatt. Und das ist in unserem Falle die Hauptsache! Die kleine Frau braucht eine Ansprache. Die hat sie an ihm. Das heißt, er scheint sich auch zu erschöpfen, der gute Hutter. Jetzt kommen sie manchmal wortlos nach Hause. Sonst hörte ich sie schon von weitem, jetzt ist der Heimweg still und lautlos. Ich muß mit Hutter deswegen gelegentlich sprechen ... Ihn anfeuern! Mehr Humor, lieber Freund, will ich ihm gelegentlich sagen.

*

Mir ist das mit ihrem Mann im Kopf herumgegangen.

Ob er ihr wenigstens schreibt? Gut, wenn man kein Geld hat, kann man keines schicken, das ist klar.

Aber er könnte doch einen Brief schreiben, nicht wahr? Man schreibt doch an eine solche Frau, man schreibt doch an seine Kinder ein Wort. Oder? Ich kenne mich da nicht aus.

Ich sprache mit ihr. Ich sagte, sie solle Vertrauen haben, ihr Mann sei ein böser Mann, wenn er ihr nicht schriebe. Er schriebe ihr doch, fast immer kämen Karten an die Kinder mit jeder Schiffsgelegenheit.

„Schreibt er Ihnen auch?"

„Mir?" Sie sah mich an, dann sagte sie. „Mir hat er länger nicht geschrieben. Aber den Kindern schon, den Kindern schreibt er pünktlich!" Und das sei die Hauptsache.

„Natürlich," sagte ich. „Die Kinder sind die Hauptsache."

*

Am Nachmittag fielen mir im Kinderzimmer bunte Karten, bunte Ansichtspostkarten in die Hand. Es waren Schiffe abgebildet und Hafenanlagen, auch exotische Tiere. Aber die Karten trugen deutsche Marken und die Handschrift der kleinen Frau.

Nun, die Kinder merkten ja nichts. Und das ist die Hauptsache!

Mir tat es nur leid, daß die kleine Frau in ihrer Not glaubte, auch mich zu ihren Kindern zählen zu müssen.

*

21. Juni

Heute fragte mich die Baronin: „Ist eine Frau, deren Mann abreist und dann nichts von sich hören läßt, eigentlich frei?"

Wie sie das meine: „frei", fragte ich dagegen.

Ob sie innerlich selbständig werden dürfe, ob sie unabhängig werden müsse. Sie sei daran gewöhnt, in allen Dingen ihren Mann zu fragen. Er sei fort. Dort, wo er gewesen, sei ein luftleerer Raum in ihr. Sie sei allein, nicht wahr, unzweideutig allein. Aber sie fühle sich gebunden. Sie fühle sich an den Willen ihres Mannes gebunden. Und diese Bindung nehme ihr jede ungezwungene, unbefangene Freiheit und gebe ihr doch nicht das geringste dagegen.

Ich fühlte: sie gewinnt Vertrauen zu mir.

Ich habe gewissenhaft überlegt, dann antwortete ich ihr, daß sie frei sei, ja, daß sie das Bewußtsein ihrer Freiheit unbedingt benötige, denn nur ihre Selbständigkeit vermöge ihr in ihrer Lage zu helfen.

Sie wurde ganz traurig bei meinen Worten und sagte seltsamerweise: „Nun reden Sie auch so!"

„Wieso ich auch?" fragte ich dagegen.

Aber ich erhielt keine Antwort. Es blieb still.

Viel später sagte sie: „Helfen Sie mir doch und sagen Sie, daß ich keineswegs frei sei, daß ich durchaus gebunden sei!"

Pause.

Ich überlegte mir die ganze Lage noch einmal und mußte ihr recht geben. „Natürlich ist eine Frau mit fünf Kindern nie frei, natürlich bleibt sie gebunden ..."

„Nun reden Sie wieder so? Warum bleiben Sie nicht bei Ihrer Meinung?" Sie tadelte mich und meinen Widerspruch.

Mir begann die Situation vor den Augen zu drehen wie ein Karussell: Recht und Unrecht ... Selbständigkeit und Abhängigkeit ... wechselten einander ab wie rotbraune Pferde und weiße Elefanten in einer stetig rascher kreisenden Reitschule.

Ich habe nicht verstanden, weswegen sie erst für ihre Freiheit sprach und dann sofort wieder von ihrer unbedingten Bindung.

Hutter hat sie übrigens in die Oper eingeladen. Sie schalt auf ihn. Was er sich denke? Was er sich eigentlich denke? Was solle mit den Kindern geschehen?

Ich entkräftete diesen Einwand damit, daß die Kinder am Abend bekanntlich schliefen, daß das Mädchen schließlich da sei und daß ich sehr gern im Hause verbliebe, bis sie zurückkäme.

Aber das wäre ja erst nach Mitternacht! Ich sagte ihr, daß ich schon oft nach Mitternacht nach Hause gekommen wäre.

Sie kennt „Bohème" noch nicht! Rührend ... Ich erzählte ihr davon ... wie schön diese Oper sei und wie gefühlvoll ...

Digitized by Google

„Gefühlvoll?“ fragte sie fast erschrocken. „Das ist, weiß Gott, nichts für mich!“

„O doch!“ sagte ich und suchte ihren Blick. Aber ich fand ihn nicht. Er war zu weit weg. Er schien aufgescheucht von dem einen Wort: gefühlvoll und irrte, mir schien es, bis nach Südamerika.

Hutter wird seine liebe Not haben, die Baronin gut zu unterhalten auf dieser kleinen Reise.

*

23. Juni

Sie ist mit Hutter in der Oper gewesen.

Ein eigentümlicher Abend! Das Mädchen brachte die Kinder zu Bett. Es war leichter, als ich gefürchtet, und schwerer, als ich gehofft hatte. Ich hatte ihnen versprochen, wenn sie artig wären, etwas vorzulesen. Ich hielt Wort. Ich las aus „Max und Moritz“. Endlich löschte ich das Licht, ließ die Türe einen Spalt offen und ging hinunter.

Ich habe das Bibliothekszimmer am liebsten. Die vielen fremden Bücher, fremd, weil sie ein anderer, fremder Mann sich erwarb, vertraut, da ich sie fast alle kenne. Eine gute Bibliothek! Viel Werke über Geschichte, einige schöne Ausgaben von Klassikern der Philosophie. Der, der diese Werke mit energischem Stift durchwühlte, irgendwo in der Welt!

Ob ihm einer der Sätze zur Seite steht, der Sätze, die er bei der Lektüre freudig begrüßte, die er mit drei Fragezeichen zu vernichten meinte?

Ich nehme sein Bild in beide Hände. Ich gehe mit ihm die zwei Regale entlang. Er sieht an allen Büchern vorbei. Er sieht jetzt auf Gelderwerb.

Er hat eine Frau und fünf Kinder zu ernähren. Das Weltbild, das er als Student sich zusammenlesen zu können glaubte, das Weltbild hat sich von ganz allein kristallisiert zu einem einzigen Begriff, ohne jeden Kommentar: Pflicht!

Behüt' euch Gott, ihr Herren Kant und Schopenhauer, Nietzsche und Keyserlingk — ja, es geht ein bissel durcheinander in dieser Bibliothek — behüt' euch Gott! Die Probleme sind immer durchsichtiger geworden, die Druckerschwärze immer undurchsichtiger.

„Unser täglich Brot gib uns heute . . .“ Eine Bitte, die steht bei keinem Philosophen. Wenn ich mich nicht täusche, steht sie ganz altfränkisch und schlicht in der guten Bibel. Ich sehe die Sonne Brasiliens schäumen . . .

Ich finde viele Reisebücher. Der gute Baron, er hat sich das Reisen, damals, als er die Bücher kaufte und diese Bücher las, sicherlich ganz anders vorgestellt: Erster Klasse . . . Komfort . . . Frack . . . Konversation . . . lauter Fremdworte, nicht wahr, Herr Baron? Jetzt heißt es auf gut deutsch: Friß, Vogel, oder stirb! Ich sehe eine schwarze Sonne über Brasilien . . .

Ich sehe nach der Uhr. Ah, jetzt kommt die Arie, die herrliche Arie von den Händchen, die erkalten, die erkalten im Ansturm des Herzens, der Melodie . . . Ja, lieber Herr Baron, die großen Arien werden immer gesungen werden, auch wenn wir das Eintrittsgeld dazu nicht aufbringen . . .

Ich hörte das Lied zum erstenmal in Rom. Das ganze Theater summte es mit. Der berühmte Dirigent ließ den Zauber seines Stabes über dem Publikum verschweben. Sicher, diese Oper ist „gefühlvoll“.

Warum sie erschrak bei diesem Wort? Ich weiß es jetzt, wo ich am Fenster stehe und die große Melodie im Theater schwärmt. Sie hatte Angst vor solchem Gefühl!!

Es ist gut, daß Hutter von der Partie ist. Wir zwei hätten doch vielleicht den Kopf verloren. Ich stellte die Photographie wieder auf den Schreibtisch.

Hutter wird schwätzen. Er wird den Sänger für undisponiert erklären, die Sängerin für zu alt. Er wird Theatergeschichten wissen, alte Pointen aufwärmen.

Und das wird gut sein. Ihr werdet nicht, vom Fieber geschüttelt, Furcht voreinander bekommen. Ihr werdet nicht erröten, wenn das Licht der Zwischenakte das nüchterne Publikum erhellt.

Jetzt denken Sie an die Kinder, Baronin? Ohne Sorge. Ich bin bei ihnen. Ich gehe eben wieder auf den Fußspitzen bis an den Türspalt und höre auf ihren Schlaf. Kaum, daß meine stumme Hand in das Lauschen hinein aus „Bohême“ dirigiert, ganz unbewußt dirigiert, höre ich ihren Schlaf.

Er rauscht wie ein Vorhang, der sich hebt, rafft und ein Spiel freigibt, ein unsagbar leises und zärtliches Spiel.

Jetzt beginnt der Schlußakt, Baronin. Seien Sie ohne Sorge.

Geben Sie sich ganz hin. Wie klug die Frauen sind! Sie geht mit Herrn Hutter in die „Bohême“! Da kann ihr gewiß nichts passieren, nicht das geringste!

Sie kam ein halb drei Uhr zurück, übermüdet. Sie hatten noch einen Bissen essen müssen, so war es spät geworden.

Hutter und ich, wir verließen das Haus gemeinsam.

„Sie ist ganz außerordentlich musikalisch, die Baronin,“ sagte er.

Das war alles, was er zu sagen hatte . . .

(Fortsetzung des Romans im Juliheft)

Digitized by Google

Die „Europa" verläßt den Hafen
Gemälde von Robert Schmidt-Hamburg

An Bord der „Europa"

Radiobericht von der ersten Amerikareise. Mit 16 farbigen Abbildungen der „Bremen" und „Europa"

Von Ann Tizia Leitich

Die Jungfernfahrt

Acht anstürmende Spezialzüge schütten Menschenfrachten über den Kolumbus-Kai in Bremerhaven; Träger springen herzu, entreißen den Waggons bunt bezettelteS Handgepäck; türmen es auf kleine Karren. Menschen strömen; Musik fällt zwischen sie, klirrend hell; hoch über ihren Häuptern balancieren große schwarze Koffer im Fangarm des Riesenkrans, senken sich nieder auf das Deck des Dampfers. Der Himmel ist taubengrau und tief überm Meer; das Meer brütet, gestern wogte es und heute hält es den Atem an; niemand kann sagen, was es morgen tun wird.

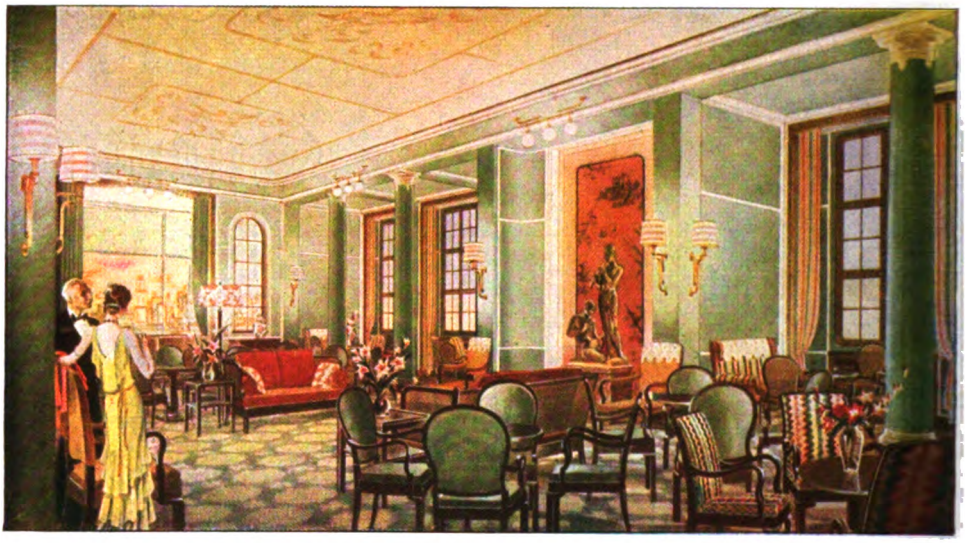
56 000 Tonnen schwer, 286 Meter lang liegt das Schiff am Kai; steigt mit neun Decks, mit dunklen Bullaugen, blinkenden Fenstern und weißen Wandelgängen wolkenkratzerhoch. Vier Landungsbrücken schweben über dem Wasser, Menschen schieben sich darüber. Zögernd setzen die einen den Fuß aufs Deck, noch einmal sich umsehend, wie angstvoll gewärtig, daß der Bretterboden des Schiffes unter ihren Sohlen entgleite; andere betreten ihn festen Schrittes, nehmen von ihm Besitz wie von einem Wirklichkeit gewordenen Traum. Filmkameras klicken, Kodaks schnappen; Winken, Lachen, Abschiedstränen. Die „Europa" des Norddeutschen Lloyd fährt aus, Schwesterschiff der „Bremen"; fährt zum erstenmal von Bremerhaven nach Neuyork, am 19. März 1930, mit über 1600 Passagieren; eine Rekordzahl für diese Zeit im transatlantischen Verkehr.

Die Passagiere sind längst eingeschifft; schon ist die Trompete zum drittenmal erklungen, die alle Begleiter und fremden Besucher vom Dampfer ruft; ein Trupp Matrosen löst die schweren Trossen. Ein Uhr dreißig, es wird Ernst. Ein Zittern geht durch den ungeheuren Leib des Schiffes. Das hochbetonierte Ufer mit der vielreihigen Front schwarzer Menschen gleitet zurück; die Schiffskapelle spielt „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus —". Neben mir sagt, über die Reling gebeugt, gedankenvoll ein Amerikaner, auf amerikanisch: „Man kann die Deutschen nicht schlagen; je tiefer sie unten sind, desto höher kommen sie hinauf!"

Der erste Lunch

Es ist kaum Zeit, sich ein wenig in der Kabine umzuschauen, die für sechs Tage unser Wohnplatz sein soll; schon ruft der Bläser zum Lunch. Es wird, gleich dem ersten Diner, wenn das Schiff nachmittags ausfährt, noch im Reiseanzug eingenommen, in dem wir an Bord kamen. Unweigerlich macht der schon den ersten Faux-pas, der dagegen verstößt. Spreu ist überhaupt jetzt bald vom Weizen deutlich unterscheidbar,

Digitized by Google



Gesellschaftshalle II. Klasse auf der „Europa“. Entwurf von Prof. P. L. Troost, München

nämlich die Neulinge von den Fahrt-Weisen. Diese wissen, daß sie sich vor allem beim Obersteward melden müssen, der ihnen den Tischplatz anweist; ein guter Tischplatz mit drei oder vier angenehmen Menschen mag unendlich zum Behagen einer Reise beitragen — und umgekehrt. Bei Tisch werden wir die ersten Bekanntschaften machen; wir wollen sie doch möglichst interessant haben. Ach, interessant — wenn der Obersteward alle Wünsche erfüllen sollte, er müßte Gott-Vater in Person sein. Aber selbst er muß manchmal zugeben, daß dessen Macht — wenn nicht um vieles, so doch um einiges — größer ist als die seinige. In tiefes Überlegen versunken sitzt er vor seinem Diagramm, auf dem er die Menschen mit Fähnchen an den Tischen des Speisesaals unterbringt, während es Anliegen auf ihn niederhagelt, im Flüsterton, im Befehlston. „Ein Tisch ohne Damen, bitte!“ Der brave Ehemann hat es der daheim gebliebenen Gattin versprechen müssen; heute noch wird er seine Folgsamkeit bereuen. „Alles, nur keine Engländerin über fünfzig!“ Die Schlimmsten sind die, die sich hoffend auf den Zufall verlassen, denn zehn zu eins kommen sie nachher sich beklagen.

Die Läster-Allee

Diesen ersten Tag ist es ein allgemeines Mustern, ein kühles Aneinander-Vorüberlaufen, ein geheimes Inspizieren, Ab- und Einschätzen, ein Rekognoszieren treppauf und treppab, liftauf und liftab, an Hunderten von neuen Menschengesichtern vorbei. In den herrlichen Gesellschaftsräumen der ersten Klasse duftet es wie in einem Frühlingshain; Narzissen, Märzbecher, Anemonen und Rhododendren säumen die Rampen des Empfangraumes, träumen in der großen, hohen Halle, lächeln um die Palmen des Wintergartens, durch dessen Glaswände die tief unten liegende See leuchtet. Im großen Promenadendeck, durch das bequem zwei Automobile Seite an Seite fahren können, bezeichnet man dem Steward den Platz für den Deckstuhl; denn hier bildet sich das, was in der Sprache der Ozeanfahrer die „Läster-Allee“ heißt.

Lebhaft hat sich eben Mr. A. erkundigt, wie lang das Deck sei, und sich ausgerechnet, wie oft er zur Erledigung seines täglichen Pensums rundherum marschieren müsse. Er braucht nicht das Gymnasium mit all seinen elektrischen Schikanen — Canoe, Zweirad, Reitpferd; auch die Bordspiele oben am Sonnendeck können ihm gestohlen werden; er muß laufen. Andere liegen; liegen ausgestreckt, in Decken eingewickelt, Damenfüße womöglich frei, so daß die zarten Fesseln sichtbar bleiben, ein Buch lässig vor sich — zum Glück für die Schriftsteller ist es guter Ton, im Liegestuhl ein Buch auf den Knien zu haben (man muß es ja schließlich nicht lesen), den Blick leidend auf das Meer gerichtet; nein, eigentlich nicht auf das Meer, sondern auf die vorbeischlendernden Mitreisenden. Denn gibt es ein erleseneres Vergnügen, als im Vollbesitze eines gepolsterten Liegestuhls, mehrere Deckstewards, die das Gehabe eines großherzoglichen Zeremonienmeisters mit der unerschütterlichen Akkura-

Digitized by Google

In der Schwimmhalle der „Bremen". Entwurf von Prof. Fritz August Breuhaus-Düsseldorf

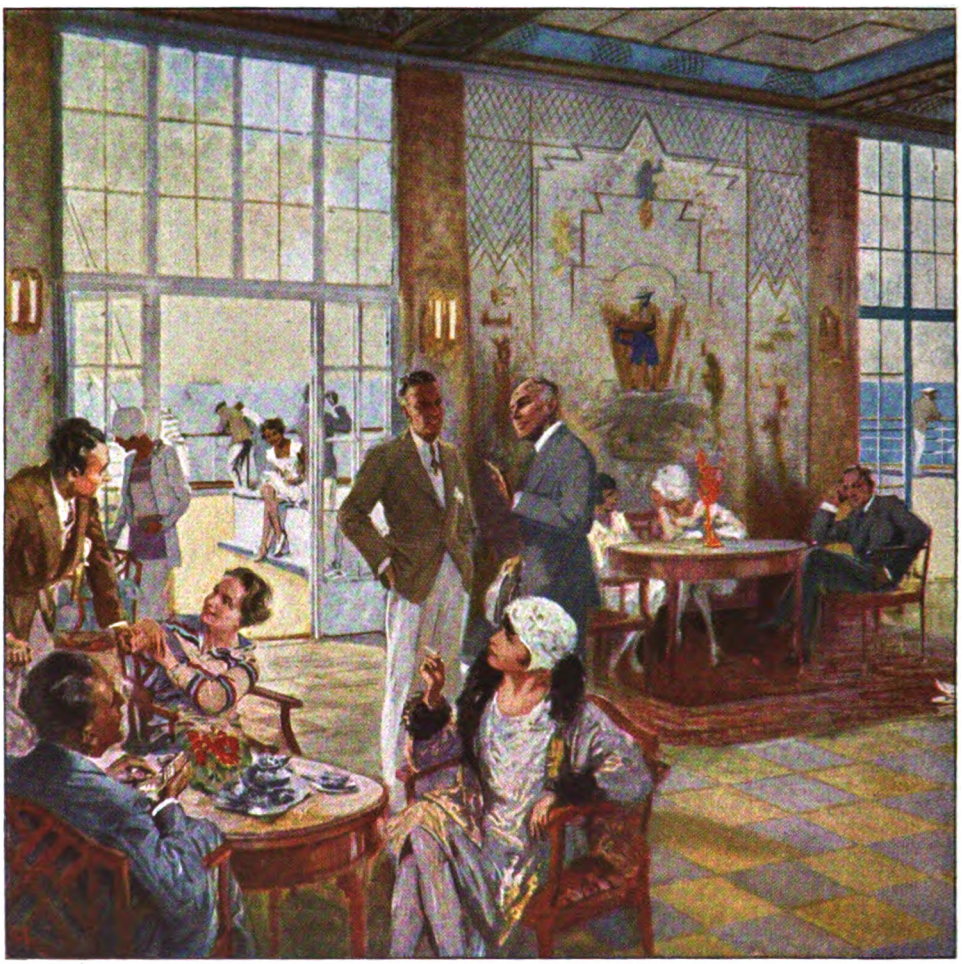
Digitized by Google

teſſe eines Vorkriegs-Grandhotel-Kellners vereinigen, in bequemſter Winknähe, einen annehmbaren, doch nicht aufregenden Flirt zur Seite und vor ſich auf dem Teewagen die Leckerbiſſen eines höchſtbezahlten Chefs, gibt es, frage ich, in dieſer Lage ein ſtandesgemäßeres Vergnügen, als ſeine lieben Mitmenſchen ſtandesgemäß zu kritiſieren?

Sie haben Angſt —

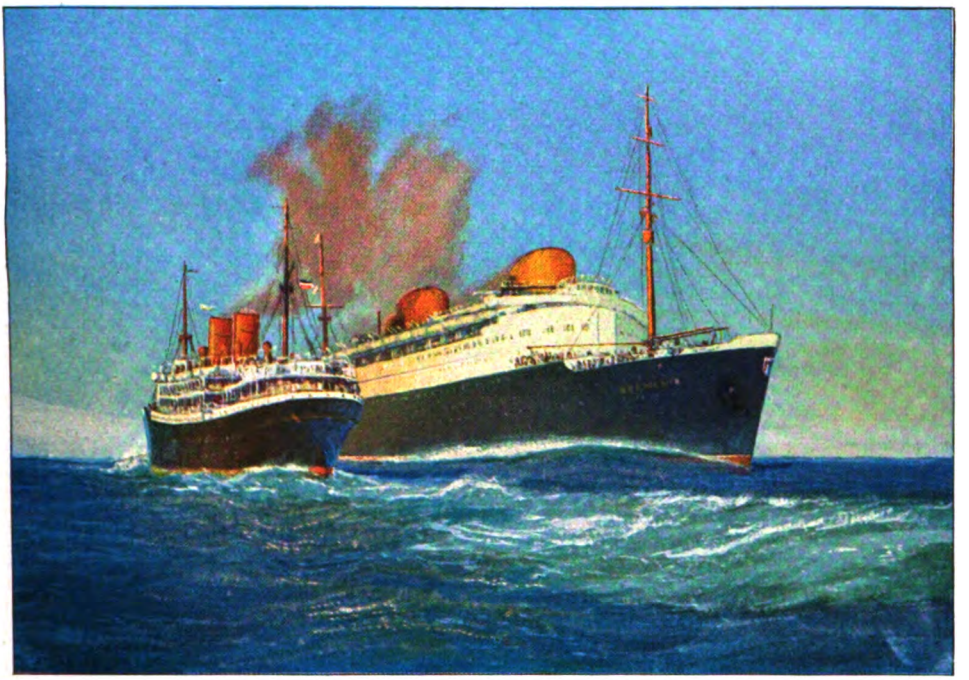
In ſchweigender Bewunderung läßt ſich die Nordſee vom prachtvollen Schiff zerſchneiden, ſo harmlos tut ſie, als könnte ſie nicht anders. Trotzdem entbrennen jetzt auf Deck erregte Debatten über die Seekrankheit. „Die ‚Europa‘ hat doch die Frahmſchen Tanks zur Verminderung der Schlingerbewegung —“ — „Brauchen wir nicht! Nur wenig eſſen!“ orakelt Herr M., indem er die Schiffsmütze, die er ſoeben in der Ladenſtraße des Dampfers erſtanden, herausfordernd auf das linke Ohr rückt. — „Abſolut falſch,“ ſchmettert ihm Miß T. entgegen, „im Gegenteil: ſo viel wie möglich eſſen; nie in der Früh aufſtehen, ohne etwas im Magen, denn das Schrecklichſte iſt, opfern zu müſſen, ohne wenigſtens gefrühſtückt zu haben!“ — „In der Kabine bleiben —“ — „Nein, immer oben an Deck, immer in der friſchen Luft!“ — „Richtig!“ predigt jetzt die energiſche Frau Sch., mehrfache Weltreiſende, „und der Bewegung des Schiffes nachgeben, ſo wie der Ski- und Eisläufer; das iſt das ganze Geheimnis!“

Ein Inſtruktor mit einem Matroſen geht von Gruppe zu Gruppe, führt die Handhabung des Rettungsgürtels vor; jeder Fahrgaſt hat einen in der Kabine, jedem iſt



Fünf-Uhr-Tee auf dem Ozean in einer Laube des Reſtaurants II. Klaſſe der „Bremen“

Digitized by Google



Begegnung der „Bremen“ mit der „Karlsruhe“ im Atlantik. Pastell von R. Schmidt-Hamburg

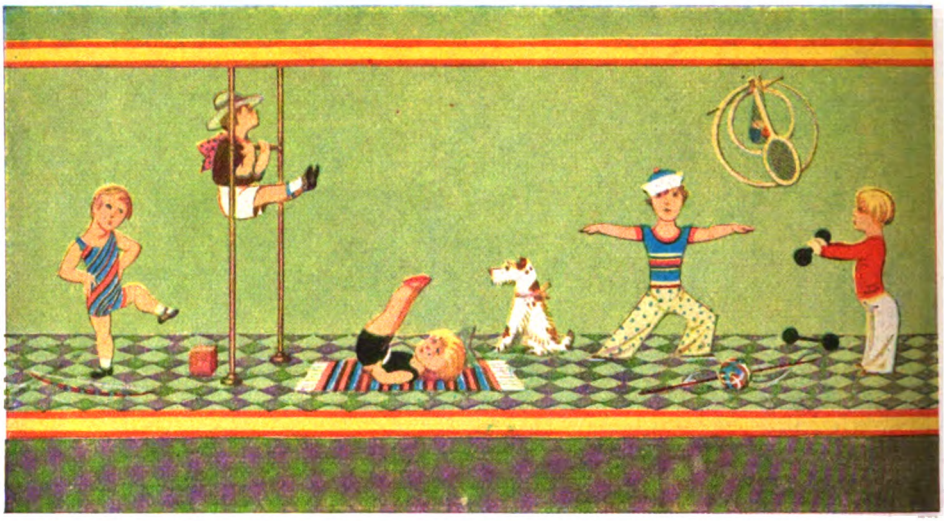
ein bestimmtes Rettungsboot zugewiesen. Frau R. schüttelt den Kopf: „Ich bitte Sie, ich habe noch nie gehört, daß einer mit einem Gürtel gerettet wurde. Und die Boote? Die schlagen doch im Sturm um!“ — „Die Boote,“ sagt der Instruktor, „haben für 4000 Personen Platz, also für mehr, als das Schiff Passagiere und Besatzung aufweist. Sie sind mit Motoren, Dauerproviant, Radio-Apparaten ausgerüstet und unsinkbar; halten sich auch bei Schräglegung des Dampfers über Wasser.“ — „Aber wozu das viele Gerede,“ mischt sich wieder Herr M. ein, „mit all den modernen Sicherungen, die wir auf diesem modernsten Schiff haben, werden wir die Rettungsboote nie brauchen. Haben wir nicht einen Doppelboden, Unter-Wasser-Schall-Apparate, Nebelsignal-Apparate, Feuerlöschverfahren, selbsttätige Feuermelder, und die Schotten? Verlassen Sie sich auf mich, ich erkundige mich stets über solche Dinge, bevor ich ein Schiff besteige!“ Die „Europa“, erklärte der Offizier, habe das vollendetste Schottensystem, ein Untergehen sei praktisch fast unmöglich. Fünfzehn wasserdichte Abteilungen könnten durch eine hydraulische Vorrichtung von der Kommandobrücke aus mittels Schiebetüren jeden Augenblick geschlossen werden, so daß das eindringende Wasser auf die betroffene Abteilung beschränkt und das Schiff ungefährdet bleibe.

Eisberge!

Frau R. ist noch nicht überzeugt. „All right,“ meint sie, „aber was ist mit die Eisberge?“ (Sie sagt leider ‚mit die Eisberge‘, denn sie gehört zu jenen zahlreichen Ausgewanderten, die drüben ihr Deutsch verlernten. Gut, daß sie es in einem sechsmonatigen Besuch im Heimatlande wieder aufgefrischt hat, wofür sich automatisch die Qualität ihres Englisch verminderte.) „Mein Mann hat mir von Chikago gewired (gedrahtet), daß ich nicht mit der ‚Europa‘ fahren darf, sie wird einen Rekord machen wollen, sagte er, und zu weit nördlich fahren, nun ja, weil es doch kürzer geht im Norden von wegen der Kugelgestalt, und dann passiert etwas wie mit der ‚Titanic‘ — aber ich sagte mir, ich vertraue mich auf alle Fälle dem Germanschiff an —“

„Für Eisberge ist es noch zu früh,“ wirft der allwissende Herr M. ein. Doch der Offizier schüttelt den Kopf: „Nein, es ist jetzt schon die Zeit, aber deshalb nehmen wir ja auch die längere Sommerroute. Übrigens wird das Wasser jede Stunde gemessen, denn auf mindestens eine Stunde im Umkreis würde das Thermometer den Eisberg ankündigen.

Digitized by Google



Wandmalerei von Max Schwarzer für das Kinderspielzimmer der I. Klasse auf der „Europa“

Und was den Schnelligkeitsrekord betrifft, so denkt Commodore Johnsen, unser Kapitän, gar nicht daran; auf einer Probefahrt kann man keinen Rekord erzwingen, müssen doch die Fähigkeiten der Turbinen erst sondiert werden.“

Southampton

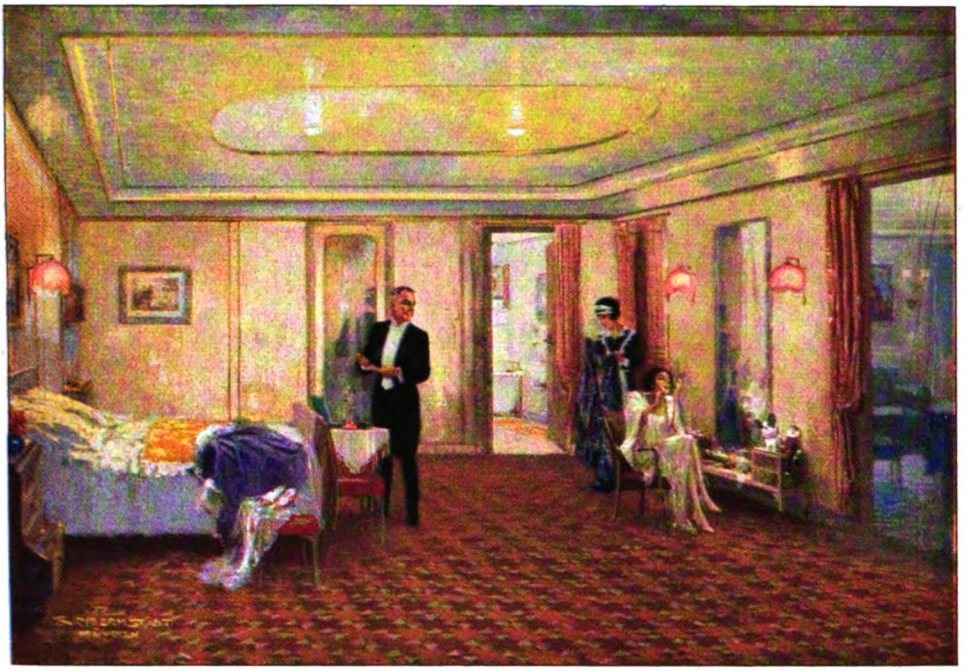
Erste Station nach der ersten Nacht an Bord, die alle im angenehmsten Schlaf verbrachten mit Ausnahme derjenigen, die das Fest der Premiere mit Champagner begossen und, nachdem die Gesellschaftsräume auf A-Deck sich geschlossen hatten, oben in der Restaurant-Diele bis in den grauenden Morgen hinein tanzten. Kaum daß sich der Blick an die großartige Einförmigkeit des ungebrochenen Horizonts gewöhnt hat, bricht er sich schon in blaßgoldener Frühe an den sanften Kurven der Insel Wight, die überzuckert mit Schnee vor uns liegt; dahinter, schön sich aufschwingend in fast italienischem Bogen, die Regattenstadt Cowes. Der Dampfer steht, mit einem seiner 16 Tonnen schweren Anker gefesselt; die Decks wimmeln von Passagieren, Hunderte von Möwen tauchen freudetrunken wie silberne Schmetterlinge auf und nieder; kleine Kutter und Leichter umschwärmen den Riesendampfer, legen an; dreiviertel Stunden weiter liegt Southampton in blauen Dunst gehüllt.

Das Fräulein im Blumenladen macht ein befriedigtes Gesicht, von ihr aus könnte man jeden Tag vor Southampton zu Anker gehen; sie hat gute Geschäfte mit Abschiedsbuketts und Jackentuffs gemacht. Und sie lächelt über die Rampe hinunter in die Empfangshalle, wo die Statue der Nymphe Europa steht, die der verliebte Zeus-Stier auf dem unbekannten Erdteil abgesetzt hat, der fortan ihren Namen tragen soll. Weißberockt, im Stillgestanden, stehen die Stewards vor hochgestapeltem Handgepäck, auf Nerz und Breitschwanz blühen Orchideen und Maiglöckchen, plaudernd erwartet man den Tender. Kaum Angesponnenes wird brüsk auseinandergerissen, denn nicht jeder vermag wie der junge Amerikaner, der eben kurzerhand beschlossen hat, sein Ticket mit der schönen Zweifensterkabine verfallen zu lassen und der dunklen Irländerin, die er gestern kennengelernt, nach London zu folgen. Auch die Ehrengäste steigen hier aus, schütteln den Herren vom Lloyd die Hände: „Sehr interessant, sehr schön —“ — „Ein wunderbares Schiff —“ — „Gute Weiterreise —“ Alle Sprachen schwirren, neben dem vorherrschenden Deutsch und Englisch. Dann öffnen sich die Türen zum Zeichen, daß der Tender angelegt hat —

Letzte Post nach Europa!

Und jetzt zurück zum Ernst der Situation, jetzt schnell Mittel eingenommen — Vasano oder Nautisan, denn Mothersill ist schon lange überholt —, es kommt der Kanal, der ganz ekelhaft böse sein kann. Aber es fällt ihm heute nicht ein; auch er grüßt die „Europa“ mit sanft gekräuselter Milde. Die Damen profitieren davon; die Damen stellen sich bei den Schreibtischen an, plündern des Dampfers Briefpapier und Ansichtskarten;

Digitized by Google



Luxuskabine auf der „Europa“. Entwurf von Prof. P. L. Troost-München

streichen lange Listen ab von guten Freundinnen und Freunden, die absolut schnellsten Beweis in die Hände bekommen müssen, daß man mit der „Europa“ gefahren. Spitzentüchlein liegen zerknüllt neben dem Löschpapier, verstohlene Tränen werden getrocknet, noch einmal flammt Abschiedsschmerz auf — die letzte Postgelegenheit für Europa schließt um zwei Uhr! Noch einmal, zum letztenmal rührt man ans Ufer des alten Kontinents, mit den Augen, mit den Wünschen, bevor es hinausgeht in die Unendlichkeit, ins vollständige Losgelöstsein. In der Tat, das ist danach angetan, die Erstlinge ein wenig nervös zu machen.

Natürlich ist solche Erregung nicht in allen Abteilungen des Schiffes gleich; am ausgesprochensten herrscht sie in der Touristenklasse. In der ersten macht man solche Dinge — Rührung, Abschied ebenso wie Geschäft ab: per Radio oder Radio-Telefonie. Die dritte, die Auswandererklasse, steht dem Inhalt der Stunde mehr oder weniger teilnahmlos gegenüber; sie ist ebenso weit entfernt von dem Standpunkt der Touristenklasse, die sich den Luxus von Gefühlen gerade wieder zu leisten beginnt, wie von jenem der obersten, die ihn blasiert schon überwunden haben. Ihre Leute sind fertig mit Europa; sie haben ihre Tränen geweint, ihre Bündel gepackt, ihren Schmerz in meist langem Warten zerstäubt. Europa war bitter, sie brauchen es nicht mehr zu sehen; Amerika wird besser sein; sie schauen westwärts.

Zwei Königinnen begegnen einander

Und dann, mitten im lächelnden Kanal geschieht es, nachdem Kameras, Feldstecher und Musik darauf gewartet und der Braten unten im Speisesaal kalt geworden: Die zwei gigantischen Renner des Ozeans, die Zwillingsschwestern Klasse A, begegnen einander — — Von Cherbourg her kommt die „Bremen“, stolze Trägerin des Blauen Bandes, des Ozean-Schnelligkeits-Rekords. So nahe wie möglich passiert sie uns, Musik prescht los, „Hoch!“ und „Heil!“ schmettert. Tücher flattern wie besessen. Einem stehen die Tränen in den Augen vor Aufregung; er hat keine Lloydaktien und er hat die schlechteste Kabine; er ist arbeitslos seit zwei Jahren, und das Geld für die Überfahrt haben ihm amerikanische Verwandte vorgeschossen; er hat keine Ursache — — aber, Herrgott, in solch einem Moment freut es einen doch, ein Deutscher zu sein —

„Die ‚Europa‘ ist schöner!“ — „Sie können sie doch nicht sehen!“ — „Sah ich sie nicht in Bremerhaven? Ich möchte sagen, sie ist

Digitized by Google

Entwurf von Prof. Otto Dill-München
zum Gemälde „Polospiel“ im Rauchsalon der I. Klasse der „Europa“

rassiger, noch ausdrucksvoller; ihre Gestalt demonstriert die vollendete Vereinigung von Kraft, Schnelligkeit und Geschmeidigkeit; den Geist moderner Technik par excellence.“ Wir besprechen, loben, verteidigen das Schiff, als wenn es uns gehörte. Und gehört es denn nicht uns, für sechs Tage?

Der „Pool“

Nachdem wir unsere Passagiere aufgenommen und vor dem Cherbourger Molo noch den Dampfer „Majestic“ begrüßt haben, den ehemaligen „Bismarck“, Werk eben der Werft Blohm & Voß, die die „Europa“ geschaffen, liegt der Weg in den Ozean hinaus frei vor uns. Jetzt, im offenen Atlantik, spüren wir, daß die vier Hochdruckdampfturbinen (jede wiegt 14 000 Kilogramm) in der Nordsee noch nicht mit voller Kraft gearbeitet haben. Und jetzt hebt auch ein wildes Wetten an: „Sie wird —“ — „Sie wird nicht —“ Gemeint ist selbstverständlich: „Wird die ‚Europa‘ die Schnelligkeitsziffer der ‚Bremen‘ von 4 Tagen 17 Stunden und 24 Minuten übertreffen?“ Es ist kein Zweifel: die Phantasie der Passagiere ist von der

Digitized by Google

Die „Bremen“ im Hafen von Cherbourg. Pastell von R. Schmidt-Hamburg

Rekordidee besessen, und die Amerikaner sind womöglich noch intensiver bei der Sache als die Deutschen.

Das Lied ist dasselbe in allen Klassen, doch der Ton ist anders; eine Ausnahme macht nur die dritte, die für diesen Sport nichts übrig hat. In der Touristenklasse wird auf Tod und Leben debattiert; wenn man wettet, so geht es um 5 Dollar oder einen Kuß. In der zweiten können es auch 10 und 20 Dollar sein; aber in der ersten gibt es den „Pool“, dabei kann einer ein kleines Vermögen verlieren oder gewinnen. Im „Pool“ wird des nächsten Tages Geschwindigkeit verauktioniert. Am ersten Abend ist alles noch abwartend, man muß die morgige Ziffer erst kennen. Die See ist mäßig bewegt, aber wir haben ziemlich starken Gegenwind.

Mittags um 12 Uhr wird das erwartete Bulletin angeschlagen, demgemäß hat die „Europa“ in 19 Stunden und 12 Minuten 530 Meilen zurückgelegt; wir können also mit 28 und mehr Meilen die Stunde, das sind also gut 700 Meilen täglich, rechnen. Der Pool wird ungewöhnlich lebhaft; die Verhandlungssprache ist englisch, denn die Deutschen sind zurückhaltend; es geht in die Hunderte (Dollars selbstverständlich). Die Herren machen das im stimmungsvollen Rauchsalon, lässig ausgestreckt nach einem ausgezeichneten Mahl, beglückt durch die Gegenwart schöner und gepflegter Frauen, angenehm erregt durch das magische Klicken des Cocktailschüttlers in den Händen des Meistermixers in der Bar. Eine vermutliche Zahl nach der andern kommt unter den Hammer. „703 Meilen! 703, meine Herren!“ schnarrt der aus der Mitte der Passagiere gewählte Auktionator. Und es antwortet ihm: „50 Dollar!“ — „55 Dollar!“ — „70 Dollar!“ Wer die Zahl gekauft hat, erwirbt damit die Anwartschaft auf die Gesamtsumme des durch die Auktion der übrigen Zahlen gewonnenen Geldes, wenn sich seine Zahl morgen um 12 Uhr als die richtige herausstellt. Die Summen gehen hoch hinauf, aber die Zahl 715 will keiner kaufen. Nächsten Tag gewinnt 701. (Später, in Neuyork, erfahren wir, daß ein Passagier 25 000 Dollar im Pool gewonnen hat.)

„Touristi Sjörd“ (Dritte Kajüte für Touristen)

Im Sommer ist sie gesteckt voll mit Studenten und Studentinnen; nicht nötig zu erwähnen, daß sie das B-Deck, das ihnen zur Verfügung steht, mit Jugend und Fröhlichkeit füllen. Aber auch jetzt, da die Studenten sich auf ein paar Kunst- und Musikbeflissene beschränken, geht es hier lustig zu.

Digitized by Google

Raub der Europa. Entwurf von Prof. Hans Gött-München
zu einem Seidengobelin für den großen Speisesaal der I. Klasse der „Europa“

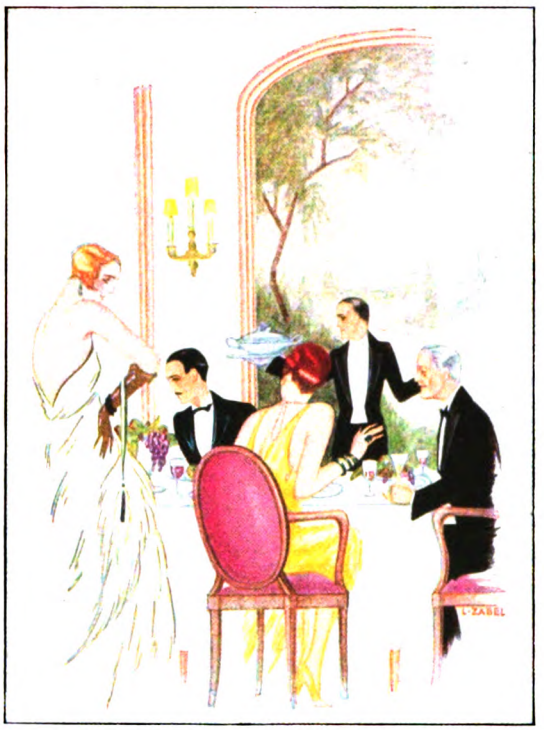
Auch jetzt ist viel junges Volk da; sie spielen Shuffle-Board und Ringwerfen, die Kinder versuchen es mit Bällen. Wind weht und das Meer zeigt starke Dünung. Eingehakt in Vierer- und Sechserreihen marschieren sie singend. „Hop-hoo!“ sagen sie, wenn das Schiff sich hebt, was unseren Füßen so vorkommt, als mache ein amerikanischer Wolkenkratzer-Expreß-Lift die ersten Anstalten zum Hinaufsausen. Im Rauchsalon wird Karten gespielt und Bier getrunken aus der Schenke (der in die Verhältnisse der Touristenklasse übersetzten Bar). Im Damensalon servieren die Stewards Tee und Kaffee, man plaudert, liest und spielt „Mühle“. Für den Abend ist Kino angesagt; Kino wechselt ab mit Tanz.

Es wird deutsch und amerikanisch gesprochen, das Deutsche ist amerikanisch gefärbt und das Amerikanische deutsch, denn zum großen Teil sind die Winterpassagiere der Touristenklasse Deutsche, die nach Jahren

Digitized by Google

Rauchsalon mit anschließendem Wintergarten I. Klasse auf der „Bremen"
Entwurf von Dr. h. c. Rudolf Alexander Schröder-Bremen

Digitized by Google



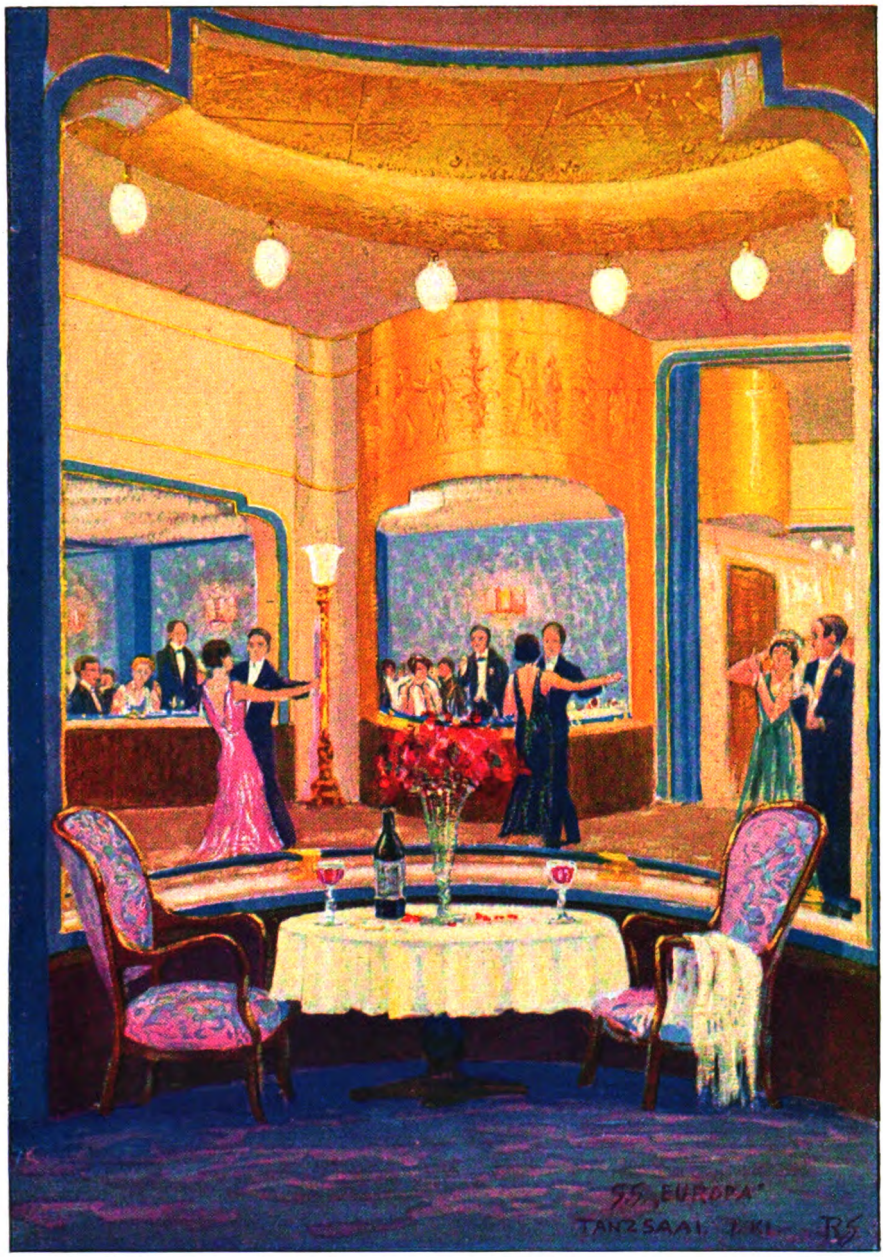
Vignette für die Speisekarte der „Bremen“. Von L. Zabel-Berlin

Aufenthalt drüben für ein paar Wochen oder Monate in die Heimat kamen, um die alte Mutter noch zu sehen oder den ersten Sprößling zu zeigen, und nun zurückfahren. Aber auch umgekehrt Angehörige von Ausgewanderten, die ihre Leute in Amerika besuchen. Ja, es ist überraschend, wie viele von diesen Leuten sich solche Blitzbesuche leisten; es scheint, daß die Schaffung der Touristenklasse in dieser Hinsicht anregend gewirkt hat und dazu beiträgt, daß die Ausgewanderten Deutschlands die Verbindung mit dem Vaterland nicht verlieren. Viele dieser in bescheidenem Maße erfolgreichen Leute würden in der dritten Klasse nicht fahren wollen, die zweite aber ist ihnen zu teuer, zumal sie oft mit Kind und Kegel reisen. Da ist die Touristenklasse gerade das Rechte. Die Rundreisekarte kommt sie auf 223 Dollar, sie zahlen also für eine Tour kaum mehr als die dritte Klasse und haben den Komfort der zweiten auf dem schnellsten Schiff der Ozeane — „Europa“ oder „Bremen“.

Allerhand Passagiere

Ihre Gäste sind kleine und mittlere Geschäftsleute, Angestellte, sehr viele Farmer, Amerikaner und Kanadier. „Winters haben wir nichts zu tun, das bissel Arbeit überlasse ich meinem Knecht —“ sagen sie. Auch Europäer, die geschäftlich hinüberfahren und es billig machen wollen. Eine schöne, alte Frau ist da, 83jährig, Bremerin; sie fährt nach Neuyork, um dort nach 15 Jahren ihren Sohn wiederzusehen, der zu diesem Stelldichein aus China kommt. Den alten Farmer frage ich, was er in Deutschland getan. „Schnaps und Bier getrunken,“ antwortet er strahlend. Er kann nicht schreiben, aber sein Enkel studiert auf der Universität von Iowa. Sein Kollege, ein junger deutscher Kanadier, trägt die unvermeidliche Baskenmütze genau so wie der Millionenerbe Mr. Ogden S. in der ersten Klasse. Mr. Ogden S. ist dicklich und gelangweilt; doch der junge Kanadier strahlt vor Glück. Er bringt sich eine deutsche Frau heim; rührend steht er ihr bei, wenn sie sich seekrank über die Reling beugt. Eine Neuyorker Innendekorateurin, ein bebrillter Herr, Wäschereibesitzer aus Deutschland, ein Kameramann aus Hollywood, der seinen fertig gekauften Anzug mit der teuren Grazie John Gilberts trägt. Ein „Flapper“, diese absterbende, aber immer noch verwirrende Spezies amerikanischer Weiblichkeit mit dem Gesicht eines Che-

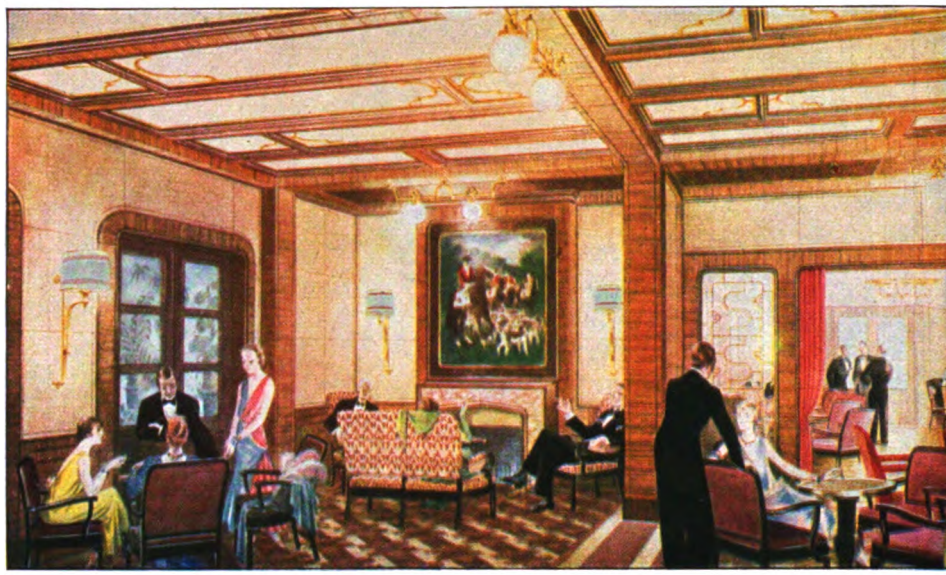
Digitized by Google



Tanzsaal I. Klasse auf der „Europa“. Entwurf von Prof. P. L. Troost-München

rubs, dem Lächeln einer Sphinx und dem Benehmen eines Lausbuben; eine hinreißend gute Tänzerin, die drüben Haushälterin ist und nun in ihre Stellung zurückkehrt; eine Nurse, die aus China heimkommt (5 Jahre Dienst und 15 Monate bezahlter Urlaub); ein naiver Alter mit biederem Deutsch-Amerikaner-Gesicht, der eine ganze Kollektion der berüchtigten „Nackte Kunst-Magazine“ mit hat, sie wie seinen Augapfel hütet und sich jetzt den Kopf zerbricht, wo er sie vor den strengen Augen des Zollbeamten am Neuyorker Dock verstecken wird; denn dieses Zeug darf die amerikanische Grenze nicht passieren. Und schließlich jener lustige Herr, der eine ganze Kiste voll Champagner,

Digitized by Google



Rauchsalon I. Klasse auf der „Europa“. Entwurf von Prof. P. L. Troost-München

Liköre und Weine bei sich hat; er ist der populärste Mensch auf Deck, denn jeder darf ihn besuchen, er braucht bloß Eis mitzubringen; die Kiste m u ß ja geleert sein, bevor die Dreimeilenzone erreicht ist!

Sie wollen sterben —

Hop-hoo!“ schreien die Burschen; und sie traben hurtig vorüber an den Deckstühlen, in denen hingegossene Gestalten erloschenen Gesichts, geschlossenen Auges kleben. Sie wollen sterben — keineswegs nur Damen. Starke Männer liegen wie gefällte Eichen oder verbergen sich wie Primadonnen an einem ihrer Schönheit nicht günstigen Tag in der Verschwiegenheit ihrer Kabinen. Sie sind selbst schuld, denn es ist auch heute so arg nicht; sie denken zu viel daran, sie erwarten die Seekrankheit; also tut sie ihnen den Gefallen und stellt sich ein. Sie liegen von morgens früh bis abends spät auf ihrem Stuhl und kommen sich vor wie gemarterte Heilige. Die Deckstewards nehmen sich mütterlich ihrer an, hüllen sie ein, raten ihnen gut, füttern sie mit Sandwiches. „Wenn mir das einer gesagt hätte, daß ich mich von Männern werde bedienen lassen müssen —!“ seufzt eine hausfraulich geformte Bückeburgerin —

Der Magen des schwimmenden Riesenhotels

Wenn sie nur nicht,“ sagt einer in der Touristenklasse, sich zum Tisch setzend, „eine so lange Speisekarte hätten; man muß so hart nachdenken —“ Und er zählt acht Gerichte, aus denen er sich wählen kann. Schade, daß er nicht seinen Mitpassagier Herrn Brummer sehen kann, der zur selben Zeit oben im Speisesaal der ersten Klasse seinen Kneifer aufsetzt und die Karte auseinanderfaltet, der Steward in devot wartender Haltung neben ihm. Herr Brummer studiert angelegentlichst, runzelt die Stirn; runzelt sie noch ausgesprochener; der Steward wartet ergeben. Endlich blickt Herr Brummer auf, äußerstes Mißvergnügen im Gesicht; er hat unter den 44 Gerichten der Karte nicht eines gefunden, das er möchte! „Was! Sie haben keine Rahmsuppe Malakoff?“ — „Heute nicht, Herr Brummer, aber Mockturtle erlaube mir vorzuschlagen, auch die Spargelrahmsuppe oder Muschelbrühe in Tasse, Kraftbrühe Briand ist gut oder indische Schwalbennestersuppe —“ — „Immer dieselbe Geschichte,“ seufzt Herr Brummer. — „Soll ich vielleicht hinauf ins Restaurant schicken?“ versucht der Steward. Aber Herr Brummer wehrt ermüdet ab; es bedeutet: Das Leben ist hart. Womit er natürlich sein Leben meint, nicht das des Stewards.

Auch nicht des Chefs, des umsichtigen Herrschers im Küchenreiche. Sieben Küchen hat die „Europa“; dazu Bäckerei, Konditorei, Rahmeisküche, alle elektrisch betrieben, alle durch Männer bestellt; Toast-, Salat-, Fisch-, Hummer-Anrichte. Kühlraum an Kühlraum liegt wie Kasematte an Kasematte; Riesenvorräte von Geflügel und Obst. Noch

Digitized by Google

am sechsten Tag haben wir morgens wie nachmittags frische Sahne zum Kaffee.

Abschied

So schnell ist noch keiner von uns über den Atlantik gekommen; morgen in aller Frühe sollen wir die offizielle Grenze des Neuyorker Hafens, das Feuerschiff von Ambrose passieren; wir müßten vor sechs Uhr einfahren, um die „Bremen“ zu schlagen. Die See hat sich für die traditionellen Festlichkeiten dieses Abends beruhigt. Man denkt heute nicht an Schlafengehen; man will morgen früh dabei sein; und bis dahin ist ja auch noch die Bar offen. In der Touristenklasse tanzt, pfeift, singt und lacht man bei einem gelungenen Faschingsball; auch in der zweiten ist Kostümfest. Und die erste hat heute zum erstenmal Tanz in der großen Halle. Diese Halle ist 40 Meter lang und dreischiffig; wirkt sie am Tage imposant und beruhigend in der sanft abgestimmten Harmonie ihrer geometrischen Mosaiken und sanften Farben, so bietet sie in der raffinierten Abendbeleuchtung einen traumhaften Anblick. Neben Säulenreihen heben leuchtende Kelche mildes Licht empor, und aus großen Behältern steigen blaue Nebel; es sieht faszinierend aus, hat aber durchaus praktischen Wert; die Behälter sind Rauchauffauger. In der Mitte Orchester und Tanzraum; schöne Frauen, Spitzengewänder, Juwelen, Schwarz und Weiß der Herren. Weiße Kügelchen fliegen hin und her, versuchen Übermut zu erzwingen; es gelingt ihnen nicht. Diese wunderschöne Halle ist ein Ort zum Träumen, zum Sich-Verlieben; sie läßt uns vollständig vergessen, daß wir im Ozean schwimmen; sie entrückt.

Zwei Wache stehende Matrosen

Hinter einer Pforte ein paar Stiegen hinunter, und wir sind in der leibhaftigsten Gegenwart: in der Hauptschlagader des Schiffes, dem Betriebsgang; durch viele Türen links und rechts schauen wir in sein riesiges schlagendes Herz; in die Büros, die Wirtschaftsräume, die Werkstätten, in den Maschinenraum, wo die 120 000 PS erzeugt werden, die ihm Licht und Kraft liefern; eine Stadt mit 70 000 Einwohnern hätte damit genug. Endlos scheint der Gang, schließlich finden wir durch eine Tür aufs B-Deck hinauf. Aber wo gestern noch Liegestühle standen, liegen jetzt hochgestapelt Hunderte von Postsäcken, bereit, ausgeschifft zu werden. Ein Matrose steht Wache dabei, sein geschecktes Knabengesicht ist müde; aber die Augen blitzen. Ja, er muß hier stehen bis drei Uhr; schlafen? Oh, nein, heute nicht! Zu viel Arbeit. Ob es ihm zu hart sei? Nein, denn er wolle doch einmal Kapitän werden. War

Im Neuyorker Hafen: Blick von Brooklyn auf Manhattan. Pastell von R. Schmidt-Hamburg

Digitized by Google

Die Zauberflöte. Entwurf von Alfred Hagel für den Gobelin im Ballsaal der I. Klasse der „Europa“

nicht Commodore Johnsen, der Führer der „Europa“, vor 45 Jahren ein ebensolcher junger Matrose, der Wache stand von Mitternacht bis drei?

Die Siegerin

Unter großer Aufregung passieren wir das Ambrose-Feuerschiff; es ist nicht ganz sechs Uhr früh; Nebel zum erstenmal auf der Fahrt. Doch sicher sind wir erst, als wir, an Ellis-Island und Coney-Island vorüber, uns dem Pier in Brooklyn nähern, anlegende Schiffe die Behörden bringen, das Empfangskomitee mit dem deutschen Botschafter, die „boys and girls“ von der Presse; und Commodore Johnsen es über das Radio verkündet. Dann wissen wir: Die „Europa“ konnte es sozusagen nicht verhindern, sie hat die „Bremen“ um 21 Minuten geschlagen! Es regnet Gratulationen, so dicht wie draußen nun die Tropfen fallen. Schwarz steht die winkende Menge am Pier. Wir legen an, langsam und feierlich. „Some ocean-queen!“ sagt einer neben mir. Mittags schon prangt die „Europa“ auf allen Zeitungsfronten . . . Stadtgespräch . . .

Heimkehr

Freitag nacht fuhr sie wieder ab; die Passagierliste der ersten Kajüte zeigte hervorragende Namen der amerikanisch-kosmopolitischen Gesellschaft. Man lud seine Freunde zu einer „fare-well party“ an Bord, in den state-room oder hinauf ins Restaurant. Es war wie beim Empfang im Palast eines Prominenten der Erde. Festlichkeiten auch in der Touristenklasse; eine Familie, die endgültig mit einem kleinen Vermögen nach Hause fährt, um sich drüben anzukaufen, lud ein, wer kommen wollte. „We're happy and I want you to be happy!“ sagt der beleibte Herr und hebt sein Glas. Er ist der Gastgeber; er war 20 Jahre Bäcker in Chikago.

Schade, daß das Horn zum Aufbruch bläst, eine halbe Stunde vor Mitternacht. Die Stewards durcheilen das Schiff, um sicher zu sein, daß niemand zurückgeblieben. Dann gleitet es ab — der Heimat zu.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Meine Studentenjahre. Von Walter von Molo

Ich zeigte in meinen hier veröffentlichten Schulerinnerungen, daß ich kein hervorragender Schüler war; wenn ich hinzufüge, daß weder meine Eltern noch mein Bruder, auf dessen Urteil meine Mutter sehr viel gab, großen Glauben an meine Zukunft trugen, dann wird man begreifen, daß mein Vater nach dem Abitur nicht gesonnen war, mich auf eine Hochschule zu schicken. Ich sollte Kaufmann oder Offizier werden. Weil aber mein Bruder bereits die zwei ersten medizinischen Semester hinter sich hatte (er sattelte später zur Philosophie und Germanistik um), kam ein anscheinend sehr äußerlicher Ehrgeiz über mich: ich wollte „auch" studieren. Nach langem Hin und Her erlaubte das mein Vater, aber er gab die Weisung: „Du wählst dir das kürzeste Studium!" Interesse in bestimmter Richtung hatte ich nicht. Ich horchte also herum, was „das kürzeste Studium" sei. Ich erfuhr: Maschinenbau an der Technischen Hochschule. Also inskribierte ich Maschinenbau, in der unsinnigen Einstellung der damaligen bürgerlichen Kreise, daß nur der Mann mit akademischem Titel etwas sei.

Als ich zum ersten Male die Technik betrat, bekleckerte mir eine hoch flatternde Taube das ganze Gesicht und den Hemdkragen derart, daß ich gleich wieder nach Hause mußte. Ich nahm das für eine glückliche Fügung, als ein mystisches Zukunftsversprechen. Das war voreilig, denn der Heilige Geist hat mich während meiner technischen Studien sehr selten gesegnet. Ich hörte die ersten Monate brav alle Vorlesungen an und schrieb alles mit, aber die technische Wissenschaft war damals noch sehr im Anfange. Die meisten Professoren waren Männer der Praxis, die nicht klar vortrugen. Ich begann mich zu langweilen und betrachtete mir die studentischen Verbindungen und Burschenschaften mit ihren farbigen Mützen. Das Männchen regte sich in mir, wenn ich sah, daß bei den Mädchen der Farbenstudent fast ebenso viel wie der Offizier galt. Nach dem ersten Semester wurde ich Fuchs in der Burschenschaft „Eisen". Ich begann mächtig zu pauken, zu saufen und zu raufen. Meinen ersten Couleurrüffel erhielt ich, als ich auf die Frage, warum ich eingesprungen sei, antwortete: „Wegen der stahlgrauen Kappe." Man teilte mir mit, daß ich hätte sagen sollen: „Aus nationalen Gründen." Ich war aber wirklich nur wegen der bunten Mütze Farbenstudent geworden.

Nun ging ich nicht mehr in die Vorlesungen und verlernte meine Stenographiekenntnisse, die ich mir bis heute nicht wieder erworben habe. Die Vorprüfungen zur ersten Staatsprüfung machte ich pünktlich und mit großer Entschlossenheit; wenn ich bei einem Kolloquium durchflog, trat ich in 14 Tagen schon wieder an. Da ich keine Vorlesungen mitgeschrieben hatte, studierte ich mit einem Couleurbruder, der heute Professor der Technischen Hochschule ist, im Couleurcafé aus dem Konversationslexikon. In der Enzyklopädie des Hochbaus bin ich dreimal angetreten, das erstemal mit einem halbstündigen Studium, das zweitemal mit einem ganzstündigen, und als ich bei der zweiten Niederlage nicht wußte, wie groß ein Ziegelstein sei, studierte ich nunmehr die Maße des Ziegelsteins. Beim dritten Vorstoß sprach der Professor zu mir: „Sagen Sie mir um Himmels willen, Sie wissen ja gar nichts, was soll ich Sie fragen, damit ich Sie nicht mehr zu sehen brauche?" Ich schilderte die Maße und die Arten des Ziegelsteins und kam durch. Nach den ersten vier Semestern „ochste" ich in den Sommerferien für die Prüfung in höherer Mathematik. Das war das gefürchtetste Fach; es ging mir nicht in den Kopf hinein. Schmerzlich hoffnungslos saßen Mutter und Bruder vor mir und sagten mir dauernd: „Du siehst doch, du hast keinen Kopf fürs Studieren, geh ab, werde Kaufmann, es ist doch keine Schande." Das waren sehr schwere Wochen, die mich mit Verzweiflung erfüllten. Im Herbst bei der Prüfung in höherer Mathematik wußte ich tatsächlich nichts, ich sah immer die Gesichter meiner Mutter und meines Bruders vor mir im Raum schweben und sagte mir hilflos vor, statt auf die Fragen zu achten: ‚Wenn du durchrasselst, dann ist es mit dem Studium vorbei.' Und da beging ich eine große Gemeinheit, die mir erst später ganz klar wurde, die mich sehr lange Jahre um der Verächtlichkeit willen bedrückt hat. Ich log, daß ich deswegen so „verwirrt" sei, weil in gleicher Stunde meine Mutter „auf Leben und Tod operiert" würde. Ich log hundsgemein und mit Rührung, um aus der Klemme herauszukommen. Der Professor war gütig und ließ Nachsicht vor Recht gehen. Ich bestand. Aber das gab wenig Freude, und als dann meine Mutter ein Jahr später tatsächlich auf Leben und Tod operiert werden mußte, da rannte ich verzweifelt zu dem so menschlichen Professor und gestand.

*

Meine ersten literarischen Eindrücke erhielt ich auf köstliche Art: Wenn ich spät in der Nacht nach der Kneipe im Frühjahr durch die fliederduftende Stadt nach Hause wanderte, traf ich am Graben oder in der Herrengasse Peter Altenberg. Er stand unter seinem mächtigen schwarzen Schlapphut, in seinem Radmantel, mit den großen, umbuschten Augen und dem mächtigen Schnauzbart und stritt sich

Digitized by Google

mit Fiakerkutschern oder Passanten herum, oder er hielt jedem zugängliche öffentliche Straßenvorlesungen. Unsere persönliche Beziehung ließ sich so an: Ich kaufte mir von einem „fliegenden Würstelmann" Würstl, brach sie auseinander und steckte sie in einen Briefkasten. Da kam Peter Altenberg mit flatterndem Mantel angesegelt und schrie mich an: „Was machst du, Rotzbub?" Als er aber die Hingabe an mein Werk sah, ließ er sich von einem der Umstehenden schnell ein Paar Würstl zahlen und versenkte sie ebenfalls stückweise und mit priesterlichen Gebärden in den gleichen Briefkasten. Andere „literarische" Dinge trieb ich in meiner Studienzeit nicht.

Ich habe als Student in den Jahren 98 bis 1902 viel Ulk in Wien gemacht. Einmal nach einer Kneipe badeten wir nachts im großen Hochstrahlbassin in der Nähe des Belvedere. Als wir fröhlich im wässerigen Sternengeflimmer herumschwammen, kamen die „Polypen", wie wir die Schutzleute nannten. Sie wollten uns arretieren, als wir uns aber dauernd vom Ufer fernhielten, nahmen sie unsere Kleider und verschwanden. Nun wurde es kalt, und guter Rat war teuer. Wir stiegen, wie uns Gott geschaffen hatte, ans Land, aber das Elend fing jetzt erst recht an, die „Polypen" hatten sich Verstärkung herbeigepfiffen und hatten den Rasenplatz, in dessen Mitte das Bassin war, umzingelt. Nun gingen sie zu konzentriertem Angriff über, wildes Jagen begann, zwei von uns wurden erwischt, wir anderen entkamen in Droschken oder durch die Hilfe mildtätiger fremder Passanten. Ich kam mit einer fremden Hose, mit einem fremden schwarzen Gehrock und bloßfüßig um 3 Uhr früh zu Hause an und hatte diese Kleidungsstücke in hartem Männerkampf erstritten; es hat sich nie herausgestellt, wessen Eigentum der Gehrock gewesen.

Ein anderes Erlebnis war das „Leiter-Erlebnis", das aber gewissermaßen ethischen Anlaß hatte. National hieß im damaligen Österreich und Wien so viel wie Hochverräter. Wir Farbenstudenten fuhren alljährlich zu Bismarck, wir wollten ein Großdeutschland, wir trugen heimlich die Farben schwarz-rot-gold, denn offiziell waren sie verboten. In meiner Burschenschaft hatten wir z. B. ganz dunkelgraue Kappen, die fast schwarz wirkten, und rot-gold, damit wir so die Farbe schwarz-rot-gold annähernd zustande brachten. Die Kappe aber, die wir beim Polizeipräsidium als „Muster" hinterlegt hatten, die uns „bewilligt" war, sah ganz anders aus, weiß-grau. So waren das damalige fröhliche Wien und Österreich hinter den Kulissen. Wenn Gemeinde- oder Parlamentswahlen stattfanden, so dienten wir Burschenschafter als Schlepper und als heimliche nächtliche Zettelankleber. In solchen Nächten zog immer ein Bursch mit einem Fuchsen, der Bursch trug die Plakate für die nationalen Kandidaten, der Fuchs wandelte mit dem Kleistertopf. Wir klebten unsere Wahlplakate an Kirchen und Staatsgebäude, kurz an Orte, die uns dafür geeignet schienen. Die Schutzleute paßten sehr auf uns „Anarchisten" auf. In der Nacht, von der ich jetzt erzählen will, hatten wir uns entschlossen, unsere Wahlplakate, die untertags immer wieder von politischen Gegnern abgerissen wurden, so hoch anzubringen, daß sie niemand erreichen konnte. Wir brauchten also Leitern. In Wien war es damals üblich, daß die „konzessionierten" Zettelankleber ihre Leitern für die Litfaßsäulen mit Ketten und Schlössern in stillen Straßenecken nachtsüber verwahrten; wir zerbrachen diese Ketten und Schlösser und eigneten uns die Leitern an. Wir klebten und klebten in Höhen, die kein Mensch ohne Leiter von der Straße aus erreichen konnte. Bis mit einem Male ein „Sicherheitswachmann" unter mir und vor meinem Leibbursch stand. Der Leibbursch schmiß dem Schutzmann den Klebtopf ins Gesicht, ich fiel von der Leiter, aber wir ließen sie nicht im Stich, denn wir mußten und wollten ja noch weiter arbeiten. Ehe der Schutzmann sich den Kleister aus dem blutdürstigen Antlitz wischte, hatten wir die Leiter hoch, wir griffen mit unseren rechten Armen durch und sausten mit der Leiter davon. Der Schutzmann hinterdrein, er bekam hölisch schnell Beistand. An einer Straßenecke begegnete uns plötzlich ein anderes mißgeschicktes Paar einer anderen Couleur, das auch mit seiner Leiter auf heftiger Flucht war. So sind wir eine Stunde mit „unseren" Leitern herumgerast, bis wir sie zerbrachen, auf einen Stoß schmissen, eine „Barrikade" bauten und diese anzuzünden versuchten, was uns aber nicht gelang. Dann verflüchtigten wir uns, naß wie Wasserleichen. Diese Sache hat uns lange mit Stolz erfüllt, denn sie stand am nächsten Tag in allen „gegnerischen" Zeitungen. Man nannte uns wieder einmal heftig „Kornblumenlausbuben"; das nationale Abzeichen war damals in Wien die Kornblume. Zeigt dieser Vorfall auch lausbübisches Benehmen, kindisches Durcheinandermengen von Ernst und Studentenulk, so trugen solche Ereignisse doch mit zu der Fuchsenschulung bei, die Lage des Deutschtums im damaligen Österreich kennenzulernen und zu überdenken. In diesen Jahrzehnten vor dem Krieg hat die deutsche Studentenschaft in Österreich viel Unbill erlitten, und wenn ich als Reichsdeutscher in Wien damals sehr frühzeitig volles Begreifen der Bedeutung des Auslanddeutschtums erfuhr, so danke ich das meiner Burschenschaftszeit. Diese Jahre waren bestimmend für mein inneres Werden, und wenn man heute vom Anschluß drüben und bei uns spricht, dann hat die nationale Studentenschaft Österreichs viel vorbereitet. Es ist nicht ganz gemütlich gewesen, jedenfalls war es aber besser als nur Kneipen und Pauken, daß man uns deutsche Geschichte beibrachte, uns zum Verständnis der „Anti-Metternich-Bewegung" erzog, und daß wir lernten, für eine Überzeugung einzutreten.

Couleurhäuser gab es damals in Wien noch nicht, wir hatten gemietete Zimmer in Restaurants und mußten unentwegt ausziehen und

Digitized by Google

wechseln, weil uns dauernd gekündigt wurde, denn immer verlangten dies entweder „schwarz-gelbe" Gäste, die dem Wirt drohten, nicht mehr zu kommen, oder die Mieter verlangten unsere Entfernung vom Hausbesitzer. Unvergeßlich ist mir die politische Kampfepisode, als wir Studenten gemeinsam mit der Arbeiterschaft vor dem Parlament demonstrierten, als wieder einmal vom polnischen Ministerpräsidenten Badeni der Versuch gemacht wurde, Österreich auf Grund des berüchtigten § 14 absolutistisch und gegen die Deutschen in Österreich zu regieren. Damals ritten ungarische Husaren Attacken gegen uns, es gab Verwundete und Tote und Verhaftungen wegen Majestätsbeleidigungen. Das vorkriegerische Wien war, wie man sieht, weniger harmlos, als es dem Fremden erschien, der nur für einige Zeit dort in der Schönheit der Landschaft weilte. Wir Jungen, von den meisten Erwachsenen verhöhnt, hatten frühzeitig erkannt, daß es nicht dauernd so weitergehen könne, weil man ein Land nicht regiert, indem man einfach die Nationen gegeneinander ausspielt, in der Art, daß man einmal deutsche Gendarmen auf tschechische Staatsbürger schießen ließ, ein anderes Mal bosnisches Militär gegen Deutsche verwendete. Ich selbst sollte als Erstchargierter wegen Hochverrats verhaftet werden, weil ich bei einem Kommers vom bevorstehenden Zusammenbruch Österreichs gesprochen hatte. Mich hat damals von der Anklage und der dadurch sicher gewesenen Relegation von der Hochschule nur meine deutsche Staatsbürgerschaft gerettet. Der Weltkrieg hätte anders ausgesehen, hätten die maßgebenden Stellen im Reich so viel von Österreichs innerer Struktur gewußt wie wir damaligen deutschen Studenten in Österreich.

Große Zeitereignisse kündigen sich stets anscheinend belanglos an. Das Verhalten der Schutzleute gegen uns mag das näher erweisen: Sie mußten von Amts wegen gegen uns „deutschnationale" Studenten sein, im Innern aber dachten sie nicht viel anders als wir. Und die Beamten in den Ämtern waren ähnlich gestimmt. Oft luden wir zur Kneipe den gleichen Schutzmann ein, der uns auf der Straße nicht kannte und sehr barsch und grimmig zu uns war, der Schutzmann erschien mit seiner Pickelhaube und seinem vernickelten Nummernschild unter dem Hals, er bekam Bier bezahlt und trank uns mit dem „hochverräterischen" Rufe „Heil" zu. Dann ging er wieder an sein staatserhaltendes Geschäft auf der Straße.

In den Titel- und Standeskämpfen habe ich große Reden geschwungen, der Streit ging darum, daß die Bezeichnung „Ingenieur" als Titel staatlich geschützt sein und nur für solche gelten sollten, die eine Hochschule absolviert hatten. Es kam nicht viel heraus, aber das alles erzog und brachte mich in die Nähe meines zukünftigen Lebens. Die Elektrotechnik war hochgekommen. Man begann, auch dieses Fach zu lehren. Ich inskribierte nun auch Elektrotechnik. Die Zeppeline huben in der Luft zu fliegen an, die Brüder Wright machten in Amerika ihre ersten Aeroplanflugversuche, die Straßenbahnen wurden elektrifiziert, die Versuche mit den drahtlosen Telefongesprächen begannen, mächtig faßte das technische Zeitalter zu; nun wurde ich endlich begeisterter Techniker. Ich glaubte ja damals als Techniker leben und sterben zu müssen. Den Gottglauben, den ich bis dahin besessen hatte, verlor ich jetzt allerdings. Ich wurde überzeugt, daß wir mit der technischen Wissenschaft alles machen und lösen könnten. Natürlich hat sich das später als irrig erwiesen, aber wertvoll und bestimmend war es doch, denn alles, was heute lebt und uns bedrückt, die Mechanisierung, das Selbstherrlichwerden der Maschine über den Menschen, dessen Herr statt dessen Knecht sie wurde, habe ich an mir selbst erfahren. Diese Erfahrungen trieben später zur Verinnerlichung, waren Anfang dessen, was mich später zum „schreiben" zwang.

★

Ich beschloß mein technisches Studium in sonderbarer Weise, wie ich es angefangen. Die schriftliche Klausurarbeit für die zweite Staatsprüfung war vorbei, ich hatte sie überraschenderweise als Drittbester hinter mich gebracht, nun aber kam das mündliche Schlußexamen. An einem nebligen Wintermorgen sollte es sich entscheiden, ob ich Ingenieur wurde. Für mich war viel für Zukunft und Lebensstellung, als auch für meine Geltung in der Familie im Spiel. Als ich ins Vorzimmer der elterlichen Wohnung trat, war der Wintermantel weg. Es stellte sich später heraus, ein Kohlenträger hatte ihn am Abend vorher, als ich noch büffelte, gestohlen. Das schien ein übleres Omen, als die Tat der Taube beim Antritt meiner Studien; aber ich war nicht abergläubisch. Ich fuhr also im dünnen Sommermantel zur Prüfung. Von 9 Uhr früh ab hoffte ich jeden Augenblick, dranzukommen, aber die Prüfungskommission am grünen Tisch, aus Professoren und Männern der Praxis zusammengesetzt, sparte mich anscheinend als fetten Bissen auf. Als die Mittagspause von 1 bis 4 anhub, war ich noch immer nicht absolviert. Ich ging schimpfend und hundemüde von der Aufregung des gespannten Wartens nach Hause. Als ich unwillig und für alle möglichen Schicksalsschläge taktisch vorbeugend äußerte, daß ich bereits völlig „fertig" wäre, verfiel mein Bruder auf einen glorreichen Gedanken. Er war von der ersten Jugend an schwer nervös und nahm daher stets Brom zur Beruhigung seiner Nerven. Er sang mir ein Loblied auf die Wirkung seines Medikamentes und rührte mir, der ich alle Hilfen dieser Art haßte und hasse, eine mächtige Portion Brom an. Ich schluckte das Zeug in mich und hatte nach einer halben Stunde eine solche Ruhe, daß ich tief und friedlich einschlief. Ich mußte aber doch zur Prüfung. Mühselig, mit brennenden Augen und unentwegt gähnend, meinen Bruder und alle seine Rezepte wüst verfluchend, schleppte ich mich

Digitized by Google

also wieder zur Hochschule zurück und wartete weiter auf den unglücklichen Augenblick, in dem ich gerufen würde. Aber, Gott sei Dank, die Prüfungskommission war weiter stützig, sie nahm alle anderen Kandidaten, nur mich nicht vor. Wäre ich damals in den Nachmittagsstunden geprüft worden, so wäre ich mit Pauken und Trompeten durchgefallen, denn ich konnte keinen klaren Gedanken aus mir ziehen, hatte nur eins im Sinn: schlafen. So wurde es ½10 Uhr nachts, die „segensreiche" Wirkung des Broms war endlich verschwunden, ich gewann wieder Gehirnfähigkeiten. Um 10 Uhr wurde ich geprüft, es ging schnell und schmerzlos. Ich bestand.

Nun schwellte mich Stolz. Nun hatte ich den Meinen bewiesen, daß ich doch weniger dumm war, als sie annahmen. Nun würden sie begeistert Abbitte leisten. Aber es kam wieder anders. Als ich so um 11 Uhr zu Hause erschien — es war noch schnell ein Siegesschoppen getrunken worden —, öffnete mir unser Stubenmädchen mit einer Miene, als ob alle meine Angehörigen jäh verstorben wären. ‚Aha,' dachte ich mir, ‚dieses Weibsbild glaubt auch nicht, daß ich Ingenieur geworden bin!' Mit polternden Heldenschritten betrat ich unser Wohnzimmer. Da saßen die drei mir nächsten Menschen um den Tisch herum, Vater, Mutter und Bruder, und blickten ernst und wortlos vor sich hin. Das ärgerte mich. Ich sagte laut: „Ich bin Ingenieur!" Sie schauten aber nicht auf und rührten sich nicht. Nach einer kräftigen, freundlichen Mahnung von meiner Seite hob meine Mutter endlich die Augen auf, sie waren ungläubig, voll großer Besorgnis, sie sagte: „Wackerle (so nannten sie sie mich als den Jüngeren von meiner Kinderzeit her), um Gottes willen, lüg' uns nur jetzt nicht an."

„Ich bin wirklich Ingenieur. Warum glaubt ihr es mir denn nicht?"

Und als ich sah, daß meine Drei weiter skeptisch blieben, ging ich ergrimmt durch das Zimmer und wollte mich in meine Stube zurückziehen. Aber da sprang die Mutter auf und stellte sich quer vor die Türe, sie versperrte mir den Weg.

„Was ist denn los?"

„Du darfst da nicht hinein, weil da drinnen das Geschenk steht, das du bekommen hättest, wenn du durchgekommen wärst."

Es war der Schreibtisch, den ich mir seit langem gewünscht hatte. Ich schob meine Mutter zur Seite und setzte mich Besitz ergreifend auf meine hölzerne Siegesbeute.

Nun glaubten sie mir allmählich. Aber meine Mutter sagte doch noch einmal zur Sicherheit: „Wackerle, wenn es nicht wahr ist, mußt du den Schreibtisch zurückgeben."

Der Glaube der Meinen an mich kam erst vierzehn Jahre später, als mein Vater erkannte, daß ich mit meinem „Geschmiere", wie er, wohl etwas zu schroff kritisierend, mein Dichten nannte, Geld verdiente. Das schreibt sich jetzt so leicht und spaßhaft hin, die Stellung meiner damals drei liebsten Menschen wider mich hat mir aber das Leben bis zum 36. Jahre arg vergällt. Es ist eben so im Leben, daß man niemandem sich schwerer beweisen kann, als seinen Allernächsten. Das habe ich auch später immer wieder bestätigt gefunden.

Ich war also Ingenieur. Das war schön, aber es stand erst auf dem Papier. Damit war noch nichts gewonnen. Nun kam die Stellensuche. Hier möchte ich einschalten, daß das Leben in den Jahren vor dem Krieg, und besonders für den jungen Menschen, auch nicht leicht war. Es war große Überfüllung in allen und besonders den geistigen Berufen, alles war besetzt, die Gehälter waren miserabel; ich habe später als Volontär bei Siemens & Halske mehrere Monate umsonst gearbeitet und dann im Monat 80 Mark verdient, ein Gehalt, das erst drei Jahre später im Patentamt sich auf 120 Mark im Monat steigerte. Und dabei war meine Position eine viel beneidete. Ich fand lange keine Anstellung und ging wieder auf die Hochschule, um Elektrotechnik weiter zu studieren, um den technischen Doktor zu machen, der damals die neueste Errungenschaft war, lief jeden Tag herum, um mich vorzustellen und überall meinen „Lebenslauf" abzugeben. Bei der Post und bei der Eisenbahn meldete ich mich auch. Das war im Jahre 1902. Ich habe bis heute weder eine Ablehnung meines Gesuches noch eine Zusage bekommen. Erst nach Monaten ergab sich durch Protektion die Möglichkeit, bei Siemens & Halske die praktische Arbeit zu beginnen.

An Dichten dachte ich, wie gesagt, damals noch nicht, die literarischen Kämpfe, die mein Bruder durchmachte, der seit seinem zwölften Jahr „schrieb", ließen mir diese Tätigkeit nicht rosig erscheinen, dazu war ich fest überzeugt, nicht die geringste Spur einer literarischen Begabung in mir zu tragen. Ich begann aber sehr bald mit technischen Aufsätzen und mit technischen Büchern. „Wie mache ich eine Patentanmeldung" und „Geschwindigkeitsmesser an Automobilen" waren meine ersten Bücher. Als ich ein Feuilleton im Neuen Wiener Tagblatt veröffentlichte, es mag das im Jahre 1906 gewesen sein, lud man mich als „alten Herrn" vor den Konvent unserer Burschenschaft; ich sollte mich verantworten, warum ich in keiner „nationalen" Zeitung veröffentlichte. Die Folge war mein Ausspruch aus der Burschenschaft und mein erstes, alle Mächte des Himmels und der Erde seien dafür gelobt, seit langem verschollenes, belletristisches Erstlingswerk, die Studentenerinnerungen „Als ich die bunte Mütze trug."

Die Kappen meiner Couleur, ein Paukspeer, das letzte Fuchsenband und ein Burschenband hängen heute an meinem Bücherschrank. Mit zweien meiner ehemaligen Couleurbrüder halte ich, trotz völlig verschiedenem Lebensweg, herzliche Freundschaft. Der Sohn meines liebsten Couleurbruders, nach meinem Kneipnamen „Harald" getauft, ist bereits verheiratet. Alles andere ist versunken.

Digitized by Google

Über den Umgang mit wilden Tieren

Von Dr. Hans Stosch-Sarrasani

In meinem Unternehmen wird das Wort „Dressur" tunlichst vermieden. Wir pflegen vielmehr von einer Tiererziehung und von Tierlehrern zu sprechen. Diese Bezeichnungen finden allerdings in der großen Welt unseres Freundes- und Besucherkreises bei weitem noch nicht das uns erwünschte Verständnis, weil die Menschen zumeist recht wunderliche Vorstellungen von den Mitteln und Wegen haben, die uns in der Ausbildung unserer Tiere, unserer lieben „Jungens", „Kinder" und „Freunde", wie wir sie zu nennen pflegen, zum Erfolge führen.

Das Haustier ist verhältnismäßig schnell bereit, Freundschaft zu geben, wenn man ihm nur ein ganz klein bißchen freundschaftlich und liebevoll entgegenkommt und seinen Lebensbedingungen Rechnung trägt. Viel, viel schwieriger ist es natürlich, die Freundschaft eines Tieres zu erringen, dessen Vorfahren immer in freier Wildbahn gelebt haben und das aus der Freiheit hinweggefangen wurde, fast immer unter Umständen, die nicht dazu beitragen konnten, dem eingefangenen Geschöpf freundschaftliche Gefühle zum Menschen zu vermitteln, sondern vielfach sogar das feine Nervensystem des Tieres erheblich und nachwirkend schädigten.

Man darf nicht sagen, daß die Natur dem Tier ganz allgemein eine Scheu vor dem Menschen mitgegeben habe. Ganz besonders deutlich zeigt zum Beispiel das Verhalten eines Teiles der Tierwelt der arktischen und antarktischen Zonen, wie vertrauensselig das Tier dem Menschen gegenüber zu sein pflegt, den es noch nicht als seinen Feind kennengelernt hat. Es ist bekannt, daß z. B. an den „Badestranden" der Pinguine und Robben der Forscher zwischen den Tieren wandeln kann, ohne mehr Aufsehen zu erregen, als bei einer Promenade am Swinemünder oder Helgoländer Strande.

Dem Großraubtier scheint die Natur aber doch eine besondere Scheu gegenüber dem Menschen mitgegeben zu haben, und ich bin anmaßend genug, anzunehmen, daß diese Scheu in erster Linie dem Schutze des Menschen — dienen soll, nicht aber dem Schutze des so wehrhaften Tieres selbst! —

Auf Grund meiner eigenen mehr als dreißigjährigen Beobachtungen neige ich zu der Ansicht mancher Forscher, daß dem Tiere diese Scheu durch die Beschaffenheit seines Auges vermittelt wird, die den schmalen, aufrecht schreitenden Menschen ganz besonders unheimlich erscheinen läßt und infolgedessen auch kein sicheres Ziel zum Ansprunge darbietet. Diese Annahme wird bestärkt durch die Beobachtung, daß eine ausgesprochene Scheu nur dem erwachsenen Menschen entgegengebracht wird, nicht aber Kindern oder zwergenhaft zurückgebliebenen Menschen. Man kann beobachten, daß Großraubtiere, sobald sie eines Kindes ansichtig werden, an die Gitter springen und das kleine Menschlein mit dem gleichen freßlüsternen Blick verfolgen, mit denen sie ein Tier (Pferd, Ziege, Hund usw.) zu betrachten pflegen, das in die Nähe ihres Käfigs gebracht wird. Auch die Tatsache, daß der liegende oder sitzende Mensch dem Großraubtier keine Hochachtung einzuflößen vermag, scheint für meine Annahme zu sprechen. — Ein Tierlehrer gerät, selbst besonders gutartigen Tieren gegenüber, in alleräußerste Gefahr, wenn er im Käfig zu Fall kommt. Hat ein Großraubtier einen Sieg über den Menschen davongetragen, wird es zum „Menschenfresser". In freier Wildbahn sowohl wie im Lehrkäfig. Dem Tiere ist sozusagen seine Stärke zum Bewußtsein gekommen, und diese Erkenntnis nimmt ihm nunmehr alle bisherige Scheu.

Für uns gilt im allgemeinen die Regel, ein Raubtier, das seinen Lehrer einmal angefallen und auch tatsächlich überwunden hat, nicht mehr vorzuführen. Unter überwinden verstehe ich in diesem Zusammenhange allerdings, daß auch das Tier sich seines Sieges vollkommen bewußt gewesen ist. Ein Tierlehrer mag noch so schwer, ja sogar tödlich verwundet worden sein, ist es ihm aber noch gelungen, die Angriffslust des Tieres zu brechen, so daß es von ihm abließ, ehe er kampfunfähig am Boden lag, so ist sich das Tier keiner Überlegenheit bewußt geworden. Im anderen Falle aber kann man ein Tier als für Abrichtungszwecke verloren betrachten, wenn es seinen Lehrer — selbst ohne ihn zu verletzen — in die Flucht geschlagen hat. Es gehört also zum Umgange mit Großraubtieren nicht bloß eine gewisse Portion „Kurage", sondern auch ein außerordentlich großes Anpassungsvermögen an die Eigenarten und Gewohnheiten des Tieres.

Man darf nun aber keineswegs annehmen, daß die Raubtiere gewissermaßen die Verbrecher der Tierwelt darstellen. — Ausgesprochen böse Tiere gibt es unter ihnen verhältnismäßig nicht zahlreicher, als solche auch unter Hunden, Pferden usw. vorkommen.

Digitized by Google

Liebe und Freundschaft kann zwischen allen Geschöpfen gleicher oder auch künstlich ausgeglichener Lebensbedingungen geschlossen werden. Hund und Katze können ebenso gut zu Freunden werden wie Wolf und Lamm, Fuchs und Gans oder wie Mensch und Tiger.

Nur wenig höherstehende Tiere gibt es, die sich dem Menschen gegenüber besonders ablehnend verhalten. Ich nenne an erster Stelle den südamerikanischen Jaguar. Aber auch der schwarze Panther gilt im allgemeinen für unzähmbar, während seine buntgefleckten Artgenossen bei freundlicher Behandlung sehr schnell zutraulich und zu außerordentlich zuverlässigen und anhänglichen Freunden werden. Solche Freundschaften pflegen im allgemeinen erst dann in die Brüche zu gehen, wenn das Sexualleben des Tieres bei zunehmendem Alter eine einschneidende Umbildung erfährt. Das darf uns aber nicht sonderlich wundernehmen, denn wir Menschen pflegen ja auch in ein „gefährliches Alter" zu kommen, in dem wir knurrig und ungenießbar werden. Ich glaube aber bestimmt, daß auch Jaguar und schwarzer Panther nicht schlechthin als unzähmbar bezeichnet werden dürfen. Der tatsächlich fast allgemein beobachteten Abneigung gerade dieser Tiere dem Menschen gegenüber dürfte vielmehr ein Nichterkennen irgendeiner psychischen, vielleicht sogar einer physischen Eigenart zugrunde liegen, auf die wir im Umgang mit diesen Tieren nicht genügend Rücksicht nehmen.

*

Ähnlich erging es uns ja auch bis vor etwa 20 Jahren mit der Beurteilung des Zebras. Wohl wußten wir, daß die alten Römer, die ja mustergültige Tierlehrer gewesen sind, sowohl Zebras als auch afrikanische Elefanten zu zähmen und abzurichten verstanden, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Hannibal bei seinem Zuge über die Alpen keine indischen, sondern afrikanische Elefanten mit sich geführt hat. In Indien ist der Elefant seit Menschengedenken als Arbeitstier verwandt worden, während in Afrika schon vor vielen Jahrhunderten mit dem Zusammenbruch der afrikanischen Kultur auch die ehemals gepflegte Kunst der Elefanten- und Zebraabrichtung verloren ging. Heute haben wir die Beziehung zu diesen Tieren wieder gefunden, und ich habe in meinen Stallungen Zebras, die genau so liebenswürdig und willig ihre geradezu mustergültige Arbeit verrichten wie jedes Pferd. Allerdings zeigt das Zebra in seinem Temperament deutlich die Herkunft aus freier Wildbahn. Abtrotzen läßt es sich nichts. Was man von ihm verlangt, muß ihm erst mit Geduld und Liebe begreiflich gemacht worden sein. Sehr viele Rätsel gibt uns die Psyche des Elefanten auf. Daß seine Intelligenz in weiten Kreisen überschätzt wird, liegt an der außerordentlichen Geschicklichkeit, mit der er seinen Rüssel zu verwenden weiß. Der Elefant lernt nicht leicht, aber was er einmal richtig erfaßt hat, das sitzt fest bis an sein Lebensende. Er ist auch ehrgeizig und gutwillig und gibt sich die allergrößte Mühe, seinen Lehrmeister zu verstehen. Elefanten während ihrer Ausbildungszeit kommen mir immer vor wie dicke Schulbuben, von denen der Lehrer sagt: „Der gute Wille ist ja da, aber er lernt eben ein bißchen schwer. Vielleicht ein paar Nachhilfestunden, — dann wird er das Klassenziel schon erreichen." Aber einen ausgesprochenen Sinn für alles Praktische hat dem Elefanten die Natur mitgegeben, und ihn als Arbeitstier abzurichten, kostet fast gar keine Mühe; nur im wissenschaftlichen Unterricht — wenn ich die artistische Abrichtung so nennen darf —, ist er etwas schwer von Begriff.

Ein allerliebstes Beispiel von Ehrgeiz auf rein künstlerischem Gebiete konnte ich bei einem meiner Elefanten beobachten. Das Tier lernte gerade das Stehen auf den Hinterbeinen und den sogenannten Handstand, also ein Stehen allein auf den Vorderbeinen. Während dieser Lehrzeit, die etwa zweieinhalb Monate dauerte, und auch noch eine ganze Reihe von Monaten darüber hinaus, war es eine Lieblingsbeschäftigung für diesen Elefanten, sein Pensum für sich allein im Stalle zu probieren. Niemand, der Tiere kennt, wird nun wohl behaupten wollen, der Elefant habe diese Übungen aus Furcht vor seinem Lehrer gemacht. Erwiesen sehe ich vielmehr: dem Tiere machte das Kunststück so viel Spaß, daß es auch zu seinem Privatvergnügen lange Zeit im Stall daran probierte. Ich betone ausdrücklich, daß der Elefant diese privaten Proben keineswegs unternahm, um eine Belohnung dafür zu bekommen, denn er führte sie mit Vorliebe dann aus, wenn er sich ganz unbeobachtet fühlte und sich langweilte.

Der Elefant hat ein außerordentlich gutes Personengedächtnis. Das bringt es auch mit sich, daß er bis zu einem gewissen Grade nachtragend, anderseits aber auch sehr dankbar ist. Man erzählt sich da eine nette, kleine Geschichte: Ein Elefant hatte sich in der Wildbahn einen Dorn eingetreten, der ihm von einem mitleidigen Jäger entfernt wurde. Einige Jahre später geriet dieser Elefant in Gefangenschaft und kam wiederum nach einer weiteren Reihe von Jahren zu einem Zirkus. Da sah er eines Tages seinen damaligen Wohltäter auf einem Galerieplatze stehen, ging an die Tribüne heran, faßte ganz vorsichtig mit dem Rüssel zu und setzte seinen

Digitized by Google

Freund auf einen guten Logenplatz. Nun, das ist eine Anekdote, ich habe aber ein Gegenstück dazu selber erlebt. Während einer Vorstellung in meinem Unternehmen beging ein Logenbesucher die Torheit, einem Elefanten eine Schwanzborste auszureißen, während das Tier gerade in nächster Nähe dieses Logenplatzes auf der Manegenumrandung saß. Der Elefant war diszipliniert genug, den Ärger über diese schmerzhafte Kränkung zu unterdrücken, als er aber am nächsten Abend die Manege betrat, schlug er mit dem Rüssel nach einem Herrn, der auf dem gleichen Platze saß, auf dem am Abend zuvor jener Quälgeist gesessen hatte. Durch schnelles Hinzuspringen eines meiner Stallmeister konnte glücklicherweise ein Unglück vermieden werden. Dieses Tier hatte sich nun zwar die Person nicht gemerkt, wohl aber den Platz, von dem aus ihm Unheil zugefügt worden war.

Unter meinen Elefanten befindet sich u. a. die Rosa, ein Tier, das im „gefährlichen Alter" angelangt und recht bösartig geworden ist. Mein Obergarderobier und ich sind eigentlich noch die einzigen Personen, die sich ihm nähern dürfen. Zur Vorstellung bringe ich das Tier natürlich nicht mehr. Nun besuchte mich vor einigen Jahren der bekannte Tierlehrer Sailer Jackson, der neun Jahre zuvor in meinen Diensten gestanden und sich viel mit Rosa beschäftigt hatte. In der Zwischenzeit hatte Sailer Jackson meine Stallungen nie betreten und den Elefanten nicht wiedergesehen. Trotzdem erkannte Rosa ihren alten Freund sofort wieder, und die Begrüßung mit ihm war außerordentlich liebevoll. Kein Fremder hätte sich dem Tiere nähern dürfen, aber es war keineswegs nur eine besonders gute Laune, die Rosa veranlaßte, den Tierlehrer so freundlich zu begrüßen, sondern tatsächlich ein freudiges Wiedererkennen, denn sie reichte ihm sogar ihren Rüssel zum sogenannten „Elefantenkuß", ein Zeichen allerhöchster Gunst, gewissermaßen aber auch eine Art Geheimzeichen, das ausschließlich zwischen mir und dem Tiere und früher auch zwischen ihm und Sailer Jackson bestand. Zu diesem „Elefantenkuß" bringt der Elefant seinen Rüssel in die Nähe des verehrten Menschen, um sich von ihm ganz zart hineinpusten zu lassen. Niemals reicht der Elefant einem Unbekannten den Rüssel zu solcher Liebkosung.

Nachdem ich mehrere Male sehr trübe Erfahrungen mit männlichen Elefanten gemacht habe, stehen heute nur noch weibliche Tiere in meinen Stallungen. Der männliche Elefant ist während der sehr lang anhaltenden Brunstzeit außerordentlich gefährlich, und auch ich selber habe im Umgange mit einem solchen Tiere vor einer Reihe von Jahren meinen blutigen Tribut zahlen müssen, so daß niemand glaubte, daß ich mit dem Leben davonkommen würde.

Der Tiger ähnelt in seiner Wesensart unserer Hauskatze, während der Löwe, wie schon seine Miene zeigt, ein ziemlich verschlossener Geselle ist. Die Freundschaft des Tigers ist bedeutend leichter zu gewinnen, als die des Löwen, aber der Tiger ist von hitziger Natur. Schnell ist er zum Angriff bereit, meint es aber meist nicht so hochdramatisch, und sein jäher Tigerzorn ist schon mit einem unwilligen Aufbrüllen oder durch einen wuchtigen Prankenhieb, den der Lehrer bei einiger Aufmerksamkeit abzufangen weiß, verraucht. Ein zähes, von Vernichtungswillen erfülltes Angreifen kennt er eigentlich nicht.

Während der Brunstzeit ist das Tiger-Männchen wie auch das -Weibchen besonders anschmiegsam und zutraulich, ganz im Gegensatz zum Löwen, der während dieser Zeit außerordentlich reizbar und gefährlich ist. Der männliche Löwe ist ein ziemlich fauler Herr, dem die behagliche Ruhe über alles geht. Seine Arbeit verrichtet er mit einer gewissen Resignation. Er ist ein biederer Kerl, der alles, was ihm nicht paßt, in sich hineinfrißt, wenn es ihm aber doch zu viel geworden ist, einen Wutausbruch bekommt, der keine Grenzen kennt. Er geht dann sehr zielbewußt vor und ist in solchen Augenblicken ein furchtbarer Gegner. Der Tierlehrer, der einen Löwen erzieht, muß deshalb besonders darauf achten, daß er von seinen Zöglingen nicht zu viel verlangt, damit sie nicht mürrisch und unlustig werden. Man verwendet den männlichen großen Löwen deshalb auch zumeist mehr zu prunkvoller Staffage, als zu besonders künstlichen Leistungen. Der Löwe ist der geborene Statist für heldische Posen. Sie liegen ihm außerordentlich, und er ist bestimmt eitel und selbstgefällig genug, um ihre Wirkung auch bis zu einem gewissen Grade zu erkennen.

*

Der Bär ist ein recht gefährlicher Bursche, den man vollkommen fälschlich für besonders harmlos und gutmütig hält. In die Seele des Bären einzudringen ist noch keinem Menschen recht gelungen, und wir pflegen ihn deshalb als falsch und tückisch zu bezeichnen. Ich bin mir darüber klar, daß diese Bezeichnungen wissenschaftlich unrichtig sind, aber im Sinne des platten Sprachgebrauchs treffen sie tatsächlich auf den Bären zu. Sein Auge und seine Miene lassen nicht erkennen, was hinter seiner Stirn vorgeht. Urplötzlich, ohne jeden ersichtlichen Grund, geht er vom Spiel oder gar von der Liebkosung aus zum Angriff über. Und solch ein Bärenangriff ist sehr ernst und furchtbar

Digitized by Google

ungestüm. Bei den Eisbären sind es gewöhnlich die jüngeren, die leicht zu Tätlichkeiten neigen, während die älteren Tiere ruhiger und friedlicher werden. Gerade umgekehrt verhält es sich mit den anderen Bärenarten. Hier sind die Jungen noch verhältnismäßig friedfertig, wohingegen die Alten zum Zorn neigen.

*

Schwer umstritten wurde in der letzten Zeit die Frage: „Ist Tierdressur gleichbedeutend mit Tierquälerei?" — Ich möchte meine Antwort vorwegnehmen und in dem Satz zum Ausdruck bringen: „Wer seine Tiere liebt, dressiert sie!"

In den zoologischen Gärten galt es vor Jahren als äußerst geschmacklos, sich mit Tierabrichtung zu befassen. Man hielt die Dressur für Mätzchen. Jetzt hat man seit langem erkannt, daß die Abrichtung dem Tiere geistige und körperliche Anregung gibt, deren es schließlich ebenso bedarf wie leiblicher Kost. Nicht die Entziehung der Freiheit bildet die Qual der Gefangenschaft, sondern die gedankenlose Vernichtung des Geisteslebens. Selbst einem Menschen, dem wir die Freiheit entziehen, um ihn für eine gesellschaftsfeindliche Tat zu bestrafen, geben wir Gelegenheit zu geistiger und körperlicher Betätigung. Um wie viel mehr haben wir die Verpflichtung, dem Tiere, das wir lediglich zu unserer Belehrung oder gar nur zu unserem Vergnügen der Freiheit berauben, einen ausreichenden Ersatz für seinen Betätigungsdrang zu geben!

Ich glaube nicht, daß die Erinnerung an die Lebensgewohnheiten in der Freiheit ein Tier seine Gefangenschaft ganz besonders schmerzlich empfinden läßt. Zu derartigen Empfindungen dürfte das Tiergehirn wohl kaum ausreichen. Damit fällt das qualvolle Denken an die Freiheit weg, das den menschlichen Gefangenen sein Los so besonders schwer empfinden läßt. Daß natürlich jede Erziehung und Belehrung, gleichgültig ob Mensch oder Tier sie über sich ergehen lassen muß, zu einer Qual werden kann, wenn der Erzieher keine Eignung für seinen hohen Beruf besitzt, wenn er unduldsam oder gar grausam veranlagt ist, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Hinreichend bekannt ist ja auch, daß Lernen und Lehren nicht ausschließlich reine Freude bereitet.

Ich glaube aber behaupten zu können, daß der Prozentsatz ungeeigneter Erzieher unter den Tierlehrern außerordentlich gering ist. Das mag wohl daher kommen, daß es für den Tierlehrer kein anderes Motiv für die Berufswahl gibt als eine besonders ausgeprägte Tierliebe und daß ein Tierlehrer wohl niemals auf Grund wirtschaftlicher Erwägungen oder auf Grund der Bestimmung der Eltern in den Beruf kommt.

Das Tier ist ja so unendlich dankbar dafür, wenn sich der Mensch mit ihm beschäftigt und ihm Gelegenheit gibt, etwas zu erlernen. Man soll nur einmal sehen, um wie vieles lebenslustiger dressierte Tiere sind gegenüber solchen, die in engen Käfigen bloß zu Schauzwecken gehalten werden.

Ein Beispiel: Die Lebensdauer eines Arbeitspferdes beträgt durchschnittlich 20 Jahre, und wie grausam wechselvoll pflegt das Schicksal dieses edlen Tieres zu sein. In der Blüte seiner Jahre steht es gehegt und gepflegt im Luxusstall, um alsdann in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unter kümmerlichsten Verhältnissen und bei schwerster Arbeit zu Tode geplagt zu werden. Wie ganz anders ist doch das Leben des Zirkuspferdes! Wohl muß es etwas mehr erlernen als das Reit- oder das Arbeitspferd, dafür ist seine Arbeit aber bedeutend leichter, und die Mehrzahl der Zirkuspferde erreicht ein hohes Alter, bis zu vierzig Jahren! Ist das nicht ein schlagender Beweis dafür, wieviel vorteilhafter die Lebensbedingungen des Zirkuspferdes gegenüber denen des Arbeitspferdes sind?

Aber auch vom sozialen Standpunkte aus ist die Abrichtung des Tieres durchaus zu rechtfertigen. Es ist sicherlich kein unbilliges Verlangen, wenn der Tierhalter, der sorgsam über Gesundheit und über günstige Lebensbedingungen seines Tieres wacht, von diesem Tier auch verlangt, daß es im Bereich seiner Kräfte und seines geistigen Vermögens etwas dazu beiträgt, die Tierhaltung wirtschaftlich zu ermöglichen. Es ist nicht bloß vom psychologischen Standpunkt aus vollkommen verkehrt, ja sogar grausam, ein Tier im Nichtstun verkümmern zu lassen, sondern es verstößt auch ganz und gar gegen die Weltordnung, eine Existenz zu verlangen, ohne selbst etwas zu tun, diese Existenz sichern zu helfen. Das höherstehende Tier in freier Wildbahn muß auch etwas lernen, wenn es Aussichten haben will, den dort besonders harten Daseinskampf erfolgreich zu führen. Seine Lehrmeister sind in der Freiheit die Alten, die Leittiere, und auch da geht es beim Lernen nicht ohne Zucht und ohne Strafe ab.

Die Natur ist nach unseren ethischen Begriffen außerordentlich grausam. Entrücken wir nun durch die Gefangenhaltung ein wildes Tier den grausamen Zufällen der Natur, so wägen wir schon allein dadurch den Verlust seiner Freiheit auf.

Digitized by Google

Junger Bühnennachwuchs Wiens

Von Josef Soyka

Bühnennachwuchs — das bedeutet Jugend, und wenn es sich um Jugend handelt, um dieses hohe Gut, will das Wort, dem vielleicht unbeabsichtigte Wegweisung zugemessen wird, gründlich überlegt sein.

Bühnennachwuchs in Österreich. Da taucht vor dem geistigen Auge eine kleine Armee wollender, oft verzweifelt ringender Menschen auf. Die Theatersonne, die ihnen einst schien, vielleicht viel zu früh, in einem un-

Hanni Hoeßrich. Burgtheater. Aufnahme d'Ora

Digitized by Google

Ebba Johannsen. Burgtheater
Aufnahme Willinger

zählt heute kaum mehr, fehlt als erster Bühnenboden. Wien selbst unterhält weniger Sprechbühnen denn je, und das auch aus sprachlichen Gründen beliebte Abströmen ins Reich bedeutet nur eine Vergrößerung der arbeitslosen Schauspielerarmee dort. Trotzdem: Wien ist auch heute noch mehr Schauspieler- als Theaterstadt. Die menschenwarme, vom Reich unterschiedliche Einstellung des Österreichers zum Schauspieler tut das ihre, diesen Beruf besonders begehrenswert zu machen. Wien besitzt im Burgtheater, der österreichischen Nationalbühne, noch immer die erste deutscher Zunge. Hier herrschte der größte Tragöde seiner Zeit, Josef Kainz. So sehr schlug er ein junges Mädchen in den Bann lodernder Theaterleidenschaft, daß es sich der Bühne verschrieb; es ist Hanni Hößrich. Ohne Schule rang sie sich über Liegnitz, Stralsund, Kattowitz, wo sie vor Anstrengung zusammenbrach, über Dresden, München und Berlin mit 120 Rollen an jene Bühne durch, die der Traum ihrer Kindheit war: im Burgtheater spielt

bewachten Augenblick erster Jugend, hat sie gebrannt, versengt, so daß ihr Leben dadurch bestimmend beeinflußt wurde. Einmal waren auch sie nur Zuschauer, das war ihre erste Rolle im Theater, die sie nichtsahnend spielten. Dann ergriff sie die Sehnsucht, stärker und stärker, sie überwand äußere und innere Hemmungen. Das Handwerk wurde gelernt: an der Akademie, in Theaterschulen, bei gewissenhaften Lehrern, die lehrten, aber vornehmlich warnten; andere wieder studierten, wie es jüngst in Wien der Fall, bei einem — Theaterfriseur, der als überzählig abgebaut war und weil er doch Bescheid wußte und Moissi einmal die Schminke reichen durfte, die Befähigung zum dramatischen Lehrer in sich fühlte; und wieder andere, die taten den kühnen Sprung zur Schmiere. War es schon im Vorkriegsösterreich ein hartes, schweres Ringen, so heute erst recht. Die österreichische Provinz, aus der früher hervorragende Talente reif für Wien gepflückt werden konnten,

Julia Janssen. Burgtheater
Aufnahme Geiringer-Horovitz

Digitized by Google

Elfriede Seidler. Deutsches Volkstheater. Aufnahme Fayer

sie die Perdita im „Wintermärchen", die Hermia im „Sommernachtstraum", die Lady Windermere, das Rautendelein. In solchem Maße ist sie dem strahlenden Stern, der am Bühnenhimmel ihrer Jugend leuchtete, dankbar, daß sie, umgeben von kostbaren Erinnerungen an Josef Kainz, lebt. Als sein wertvollstes Patengeschenk übernahm sie aber eine klare, reine Bühnensprache.

Auch Ebba Johannsen, eine ebenso hervorragende wie reizvolle Erscheinung der reifen Bühnenjugend Wiens, ging ohne Bühnenschulung als Elevin an das Landestheater in Stuttgart, wo sie sämtliche Pagenrollen der deutschen Schaubühne spielte; dänischer Abstammung, doch selbst Deutsche, spielte sie ohne Fach alles: Salondame, Charakterrollen, Sentimentale. Ihre schönste Erinnerung bildet ein Gastspiel an der schwäbischen Wanderbühne. Ein jahrelanger Aufenthalt im Hochgebirge Tirols mag nicht ohne Einfluß auf ihre künstlerische Entwicklung gewesen sein. Der hochverdiente Burgtheaterdirektor Hofrat Herterich entdeckt die Johannsen an den Münchner Kammerspielen und nimmt sie mit. „Der erste Eindruck des Burgtheaters war überwältigend," erzählt sie, „die Atmosphäre geladen von den verpflichtenden Taten der ganz Großen, im künstlerischen Format scheinbar nicht mehr Erreichbaren. Das Haus, im Ausmaß für den Neuling bedrückend, erfordert ein Verdichten der Ausdrucksmöglichkeit. Die Verpflanzung hieher fiel fast

Digitized by Google

schmerzlich schwer, doch Gott sei Dank waren die Kaiserin Ludovika im ‚Metternich' als Antrittsrolle und dann die Emilia Galotti für mich Erfolge. Reinhardt bot mir zweijährigen Vertrag, doch ich habe vorerst nur für ein dreimonatiges Gastspiel abgeschlossen."

Auch eine Deutsche, fest zupackend, deren zierlicher Gestalt man die Energie gar nicht ansehen möchte, ist Julia Janssen; auch sie hat Herterich an die Burg geholt. Die Musik, so berichtet sie, war für ihr Leben bestimmend; Vater Musikdirektor, der Kunst hingegeben. Der hervorragende Bühnenlehrer Binder in Dortmund gibt ihr Sprechunterricht; ein Jahr Brasilien auf einer

Susi Witt. Burgtheater. Aufnahme Setzer

Alma Seidler. Burgtheater. Aufnahme Setzer

Farm vermag den Theaterteufel nicht zu bannen. Sehnsucht nach der Kunst treibt sie zurück; nach neuerlicher Lehrzeit gelangt sie an die Städtischen Bühnen von Dortmund, die Eve im „Zerbrochenen Krug", die Edrita in „Weh' dem, der lügt", die Viola in „Was ihr wollt" sind ihre Rollen. Sie rühmt die im Burgthater erhaltenen Anregungen; man ist ihr, der Schüchternen, reizend entgegengekommen, von den älteren Kollegen verehrt sie besonders die beiden Nestoren der Burg, den im Vorjahr verstorbenen Max Devrient, den heute siebzigjährigen Georg Reimers und Frau Reinhold. Albert Heine, einer der bedeutendsten Spielleiter und hervorragender Lehrer, ist ihr anerkannter Führer.

Ein Schwesternpaar zählt zum Nachwuchs, von dem eigentlich eine schon zum Star geworden ist; die Schwestern Seidler, die Töchter des letzten österreichischen Minister-

Digitized by Google

präsidenten unter Kaiser Karl. Man bringt begreiflicherweise diese Tatsache mit dem Engagement Alma Seidlers an die Burg, die einstige Hofbühne, in Verbindung; es ist begreiflich, weil es auch Mitglieder des Burgtheaters gibt, denen alles eher denn die Leistung eine Berufung eintrug; bei Alma Seidler, und es ist erfreulich, das sagen zu können, ist das nicht der Fall. Sie ist nicht das Ergebnis eines Aktenwechsels zwischen Ministerpräsidium und Hofverwaltung, ihre einzige Fürsprache war Können. Ein Theaterblut seltener Art, ein Geschöpf, von der Vorsehung reich begabt, war der erste Erfolg der Schülerin Albert Heines das Dienstmädchen in L'Arronges „Doktor Klaus", ihre erste große Rolle die Pippa Hauptmanns, dann die Franziska in Lessings „Minna". Unter Reinhardt gibt sie in seinem nur geladenen Gästen zugänglichen Schloßtheater auf Leopoldskron bei Salzburg die Angelique im „Eingebildeten Kranken"; sie spielt Raimund und Nestroy, neben Werner Krauß die Kleopatra von Shaw; ihre großen Bühnensiege wie in Fodors „Arm wie eine Kirchenmaus" sind vielleicht nur äußerlich; es hat den Anschein, als ob sie ihre „Sendung" noch gar nicht gefunden habe; denn in dieser Spielerin steckt mehr als nur die Trägerin gut zugeschliffener, wirksamer Rollen, die von dem heute nicht gerade vorbildlichen Publikumsgeschmack ihr Dasein fristen.

Der einstige Ministerpräsident Seidler freute sich über die Erfolge seiner Tochter; sie mochten ihm einen Rosenweg von der Kaiserzeit in die junge Republik bedeuten; aber da war das zweite Töchterchen, welches die Erfolge der Schwester nicht ruhen ließ. Beide Töchter beim Theater, das ging den Eltern nicht ein. „Zur Akademieprüfung kann man sie ja schließlich lassen," meinten sie, und der Herr Ministerpräsident erhoffte für seine Elfriede ein Mißtrauensvotum des österreichischen Bühnenhauses. Aber es kam anders, wie immer beim Theater und in der Politik. Elfriede bestand, turnte nach der Akademie zum Hochschulkurs Reinhardts empor und steht heute mit festen Beinen auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters unter der Leitung Dr. Beers.

Als Gerhart Hauptmann eine Gestalterin der Daga in seinem im Burgtheater uraufgeführten „Spuk" suchte, fiel ihm und Spielleiter Brahm ein junges Mitglied auf, Else Böhm; ihre herbe Schönheit, ihre trotz Jugend vollendet modellierte Sprache schienen sie für die keineswegs leichte Rolle vorzubestimmen. Es wurde ein Erfolg. Bald nachher gastierte sie glücklich als Maria Stuart und wurde an das Deutsche Volkstheater geholt.

Ihr erstes Auftreten in der Wiener Burg hätte fast das herrliche schwarze Haar gekostet; als Page der Königin Elisabeth war es in eine blonde Perücke und der Zopf in das Wämslein gezwängt worden; als sie die Bühne betrat, kicherten einige Statisten, und Burleigh sah sie durchbohrend an; hinter der Szene stürzt Burleigh-Heine auf sie zu: „Menschenskind, dir hängt ja der Zopf aus der Jacke! Schere nehmen und abschneiden!" Sie schnitt ihn nicht ab und spielte ein Jahr später die Elisabeth selbst, mit dem gleichen Haar, das ihr einst soviel Kummer bereitet hatte.

Verheißungsvolle Bühnenjugend bedeutet schließlich Susi Witt, die Tochter der hervorragenden Hofschauspielerin; in kleineren Rollen am Volkstheater wirkend, steht zu erwarten, daß die Kinderstube der „Burg" vereint mit ihrem Talent auch sie aufwärts führt.

Das ist eine Auslese zweifellos „Berufener", Frauen, die bei allem Können und Fleiß doch auch schicksalsbegünstigt scheinen — denn Tausende gingen mit ihnen den gleichen Weg, rangen so tapfer wie sie, etliche nicht weniger begabt, aber man kennt sie nicht . . .

Auf einen japanischen Fächer

Wie die Pagoden gibt es Koniferen,
So wagerecht nach allen Seiten
Breiten sie dunkelgrün gefiedert ihre Äste.

Ein solcher Baum stand ganz allein auf kleinem Hügel.
Es summten die Hummeln am Tage im Moos.
Am Abend war sein Schatten schwarz und riesengroß.

Aber heute nacht brannten zwei Laternen
Nebeneinander am untersten Ast,
Blau und rot bemalt aus japanischer Seide.

D. von Goldacker

Digitized by Google

Ehe und Liebe

Von Albert Trentini

Eine junge Frau sitzt mit zwei Kindern, Bub und Mädel, im Morgenglanz der Saaten, Wiesen und Wälder vor einem breiten, festlich bunten Bauernhause. Der Bub lehnt links, das Mädel rechts an der Mutter, die, beinahe noch frischer, noch heller, noch flaumiger als die zwei Blondköpfe, einen Brief in der Hand hält und aufmerksam liest. Auf einem Tisch vor ihr ein Pack Flickwäsche und der Nähzeugkorb.

„Ist der Brief von Papa, Mutti?"

„Ja."

„Wann kommt der Papa?"

„Das weiß er noch nicht."

Sind sie schön, die Mutter und die zwei Kinder? Der Morgen ist schön. Jungfräulich ist die Erde aus der kühlen Nacht wieder aufgestiegen. Weit und nahe perlt der Tau. Schwalben durchzwitschern das Geblitze. Aus reinster Makellosigkeit im Osten, wo letzte Flanken fallenden Gebirgs schleierig in die Ferne vermünden, höht sich der Himmelskelch über dem Bergkranz zur vollen Bläue des Zenits empor; um aus ihr, wieder zu klarster Durchsichtigkeit, nach dem Westen hinabzugleiten, über dessen zerrinnenden Nebeln, weit, weit weg, Helme von Gletschern aufwachsen. Aus den Lücken zwischen den noch feuchtdunkeln Angerbäumen hervor, die, einen kleinen Bach begleitend, vom Haus in die Flurschale hinausleiten, blinkt in voller Sonne ein Bauerngarten. Auf schaukelnden Stengeln, grell ungemischt und kaum schon einer Form untertan, brennen Blumenfarben. Eine Kapelle, halb tief pflaumenblauer Schatten und halb loheste Weiße, steht weiter draußen zwischen Flachsgrün und Weizengelb an einem fleischfarbenen Wege. Im Rücken des Hauses aber ragt der Wald auf.

„Mutti, wirf den Brief weg!"

In der Tat faltet die junge Frau den Brief zusammen, steckt ihn in die Hülle zurück, legt ihn auf den Tisch und nimmt sich dafür ein Paar Strümpfe herab.

„Sind diese Strümpfe von dir?"

„Von Papa."

„Du sagst immer nur, daß wir so viele Strümpfe zerreißen!"

„Warum ist der Papa immer so grau angezogen? Sogar graue Strümpfe, immer nur graue Strümpfe trägt er! Warum?"

„Hat er nichts zu essen geschickt, Mutti?"

„Nicht einmal Schokolade?"

Mit einem Puff stieß die vierjährige Surri den fünfjährigen Fredy von der Mutter weg. „Natürlich — immer fressen muß er!"

„Essen, sagt man!"

„Immer nur fressen! Zwei grasgrüne Birnen hat er heute schon gefressen! Nein, drei! Nur so hinuntergefressen!"

„Fredy!" Erschrocken war die junge Frau aufgefahren. „Habe ich dir nicht gesagt, daß du kein unreifes Obst essen darfst?"

„Der Bauernfranzi hat sie mir vom Baum geschüttelt."

„Erlogen!" Surri stampfte empört in den Boden. „Aus dem Gras aufgestohlen hat er sie! Ich hab's selber gesehen! Und Hennenmist ist daran gewesen! Pfui Teufel!"

„Surri!"

„Dafür hat sie gestern abend die Sau gekämmt, mit deinem Kamm! Weißt du, wo sie ihn hingeworfen hat, Mutti? Weil sie sich nicht getraut hat, ihn auf deinen Jolettetisch zurückzulegen? Wo, frag' ich?"

Mohnrot vor Wut färbten sich Surris Wangen. Aber ehe sie noch, zorngebläht und die Hände heimtückisch auf dem Rücken gekreuzt, zur Verteidigung loszubrechen Zeit fand, nahm die junge Frau schon — mit einem Seufzer allerdings, aber mit einem glückselig gelächelten — zuerst sie und dann den Fredy auf ihren Schoß, ließ sich bis zur Atemnot links vom einen, rechts vom andern umhalsen und hatte alle Mühe, die zwei Lockenköpfe endlich kleinzukriegen und vor ihrer Brust knapp aneinanderzuschieben. Worauf ein solch inbrünstiges Geherze entstand, daß Luise, das Mädchen für alles, das soeben aus dem Haus trat, sogleich ihren höhnischen Zug um den Mund bekam.

„Ich geh' jetzt!" knurrte sie, zutiefst beleidigt. Sie war nichts als Knochen, hohe, grobe Knochen. Diese Knochen aber hatte sie heut in plump grünweißgewürfelten Kattun gesteckt, dazu einen dottergelben, florentinerartigen Hut über ihre Fuchshaare gesetzt und die Füße, am Ende rinnender türkisgrüner Strümpfe, in fast knallrote Schuhe gezwängt: sie ging in die kleine Stadt einkaufen. „Das Geld, bitte!"

Die junge Frau ließ die Kinder auf den Boden gleiten und erhob sich. „Bleibt da bei der Luise, bis ich zurückbin!" befahl sie.

Digitized by Google

Mit giftigem Blick, boshaft schweigend, schaute die Luise auf die zwei Kleinen nieder; diese hingegen schauten, listig wie Dohlen, die den Ernst einer Vogelscheuche prüfen, zu ihr empor.

Endlich wagte Fredy den ersten Schritt zur Flucht. Schnell darauf Surri den zweiten. Den dritten und vierten taten sie, laut und mit großen, gierigen Augen atmend, schon miteinander. Aber erst nach dem sechsten, schon in der Nähe des ersehnten Bachs, blieben sie stehen.

„Ich bleibe nicht bei dir!" rief Fredy zur bocksteif dastehenden Luise herüber. „Du riechst nach Petroleum!"

„Und nach Waschseife!" setzte Surri hinzu.

„Und wir gehen jetzt mit dem Ambacherschorschel Kröten fangen und legen sie dir abends ins Bett!"

„Bande!" knirschte Luise. Weg waren sie.

Gleichwohl blieb sie auch jetzt wie ein Stein auf ihrem Fleck stehen, und als die junge Frau — „Wo sind die Kinder?" war ihre erste Frage — aus dem Haus zurückkam, begnügte sie sich damit, den linken Arm um einen Zoll von der Hüfte wegzuheben, Richtung: Anger, die Lippen nur soweit zu öffnen, daß die drei Goldzähne sichtbar wurden, und sich kräftigst zu räuspern.

Einen etwas hochmütigen Zug bekam die junge Frau ins Gesicht, als sie sich auf die Bank zurücksetzte. Und, siehe, nun wurde es im Nu offenbar, warum sie und die Kinder nicht so schön waren, als sie hätten sein können, und wie dieser göttliche Erdenmorgen es verdiente! Ein wohlig kostendes, ja genießerisches Sichbesinnen nämlich ließ die junge Frau jetzt zögern. Mit Blicken anerkennender, aber allzu verdienstbewußt anerkennender Zufriedenheit liefen ihre Augen — tief meerblaue Augen, zu denen der Aprikosenteint und das rotblonde Haar unübertrefflich gut paßten — die Nähe und die Weite ab und suchten darin die Schätze ihres Lebens auf. Und fanden sie in der Tat darin. Und sammelten sie nun schnell schön der Reihe nach ein und stellten sie auf dem Tisch vor ihr auf und begutachteten sie. Stimmt! Alle waren sie da! Und alle unversehrt und gesichert! Wirklich eine ausgezeichnete Sommerfrische bot dieses Land da! Fein hatte Erich — der gute Erich! — das gemacht! Auch die Wohnung: Zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmerchen — gegessen wurde auf dem Söller —, Küche und Mädchenkammer bequem und nicht zu teuer! Gegend, wie sich's gehörte! Und, wenigstens bisher, das schönste Wetter. Hoffentlich klingt auch das Bauchweh Fredys wieder ab . . .

„Haben Sie nicht," unterbrach sich die junge Frau, „meinen Kamm gesehen? Den großen aus Schildpatt, mit dem die Surri gestern abend . . .?"

„Nix!"

O, diese Luise! Wenn sie nicht so ehrlich wäre, und nicht gerade Mitte August jetzt! Sehr zu begreifen, daß die Kinder sie nicht ausstehen können. Und sind doch so liebe, so zutunliche und gutmütige Kinder. Und schöne Kinder. Aber auch intelligente Kinder; wenn man's versteht, so leicht zu behandeln. Ganz wie Erich im Grunde. Ah, dumm ist Erich schon nicht. Sorgen, natürlich, hat heutzutage jedermann. Es ist schon kein Vergnügen, wöchentlich solche Haufen zerrissener Sachen zu flicken. Und wenn Fredy in diesem Tempo weiterwächst? Katastrophal. Die Surri aber hat, sage und schreibe, noch gezählte drei Hemdchen, die ganz sind. „Höre!" hatte überdies Erich vor dem Abschied gemahnt. „Auf diesem Zettel da habe ich dir, Fach für Fach, Budget für jeden der zwei nächsten Monate gemacht. Die Summen, die da ausgesetzt sind, darfst du also verbrauchen. Aber . . . keinen Groschen darüber. Nicht einen einzigen! Bedenke das!" Bedenke das! Strahlend, im Vollgefühl ihres Wirtschaftsgenies, reckte sie sich. ‚Der erste Monat ist schon vorüber, und ich habe Ersparnisse gemacht. Allerdings, wenn ihm Paris . . . ach, wenn es ihm nur gelänge! Erster Legationsrat in Paris!'

„Also," wandte sich die junge Frau, steif vor lauter prickelnder Hoffnung, Luise zu, „ich habe Ihnen, was Sie einzukaufen haben, ins Buch geschrieben. Macht im ganzen zwölf Schillinge sechsunddreißig, und die sind in diesem Umschlag."

„Und für die Wäsche?"

Ein tadelndes Erstaunen trat in die Augen der jungen Frau. „Sind zwei Schillinge und achtzehn und die Kontrollaufschreibung in diesem zweiten Umschlag."

„Und, für morgen, Sonntag, Fleisch? Oder?"

Sofort, in unsympathischem Kommandoton, erklang die Antwort: „Für die Kinder ist Fleisch Gift, ich esse auch lieber Gemüse und Mehlspeise, und für sich können Sie sich ja zehn Dekagramm Leber . . ."

„Jesus Maria, die Kinder!" schrie in diesem Augenblick die Luise auf. Im nächsten, inmitten eines wahren Hagels von Zeter und Mordio, Gestrampel, Geklatsche, Wasserspritz und Morast, zitterten die zwei Frauen, hellauf mitschreiend, am Ufer des Angerbachs. „Er hat mich runtergezogen!" brüllte, schlammschwarz von oben bis unten, die Surri. „Lügnerin! Sie hat mich zufleiß hineingeschmissen!" nicht minder triefend der

Digitized by Google

Fredy. Eins, zwei, drei, nicht ein Wort dazu sprach sie, ließ die Luise Hiebe aus ihren Tatzen niedersausen. „So schlagen Sie doch nicht so!“ weinte entrüstet die Mutter. „Ziehen Sie lieber mit an! Fester!“ Der Luise aber fiel es nicht ein zu hören. Surri wurde von der Mutter, Fredy von ihr gerettet. „Lausbub, miserabler!“ Sie hieb ihm schnell noch eine gesalzene Tracht über das platschnaß gespannte Popochen, ehe sie ihn, wie ein sterbendes Huhn zwischen Hüfte und Arm geklemmt, haushin beförderte.

Den Rasenplatz vor dem Haus schloß ein niedriger Zaun mit einem Pförtchen ab, der samt diesem von Blüten und Blättern wilden Kapuziners zäh überwuchert war. Als Luise mit ihrer störrischen Fracht durch die Wicken schritt, gewahrte sie nicht, daß dort, wo dieser Zaun die Ecke nach rechts, ins Freie hinaus machte, ein Mann stand, ein etwa dreißigjähriger, baumlanger, sonnroter Mann, der nichts anderes als Schuhe, eine Lederhose und ein Hemd anhatte. „Hör' endlich zu flennen auf, nichtsnutziger Racker!“ Sie stob wie blind an dem Mann vorbei, der lachend der Szene zusah. Aber auch die junge Frau, die mit der plärrenden Surri ihr nachkam, hätte ihn zweifellos übersehen, wenn er nicht plötzlich auf Surri, die sich von der Mutter freigemacht und ins Gras geworfen hatte, losgeschossen wäre, sie mit einem wohlgezielten Handgriff aufgelesen und auf die Bank getragen hätte.

„So ein süßes, kleines Mädchen und so knietief unglücklich? In den Bach gefallen?“

‚Er hat blitzweiße Zähne und keine Spur von Bart,‘ erhaschte die junge Frau mit einem flinken Blick; ‚und eine Stimme so voll von Leben habe ich nie noch gehört.‘

Surri saß schon gestillt auf der Bank und antwortete nicht. Zwar rollten ihre Tränen noch immer, aber im Auge, das von diesem Jammer schon nichts mehr zu wissen schien, saß bereits lüstern die Neugier.

Der Mann drehte sich nach der jungen Frau um. „Verzeihen Sie, daß ich so keck war, Ihre kleine Tochter . . .“ Er wollte gewiß noch mehr sagen, aber brachte es nicht heraus. Ebenso gewiß durchzuckte die betäubte Frau in diesem letzten Augenblick noch der Einfall: ‚Diese Schlammhand da kannst du ihm unmöglich geben! Auf also, und ohne zu sehn und zu hören hinein unters Dach!‘ Anstatt dessen aber reichte sie ihm plötzlich doch die Hand. Deutlich indes bemerkte die atemlos zuschauende Surri, wie die Mutter dabei zuerst wie unter einem Streich zusammenzuckte, dann aber, ganz langsam und so, als ob sie mit jedem Glied neu erstehen müßte, zurück- und emporwuchs.

„Mutti!“

Die Mutter hörte nicht. ‚Wie,‘ schienen ihre Lippen, indes ihre Hand immer noch in der Hand des Mannes lag, die ganze seltsam taumelnde Welt ringsum hilflos zu fragen, ‚habe ich denn noch nie einen Mann gesehen?‘ — ‚Und ich,‘ das Auge des jungen Mannes, der immer tiefer und gebannter in ihr Auge eindrang, ‚noch nie eine Frau?‘

„Mutti!“

Die zwei Hände lösten sich auseinander. Aber als sich gleich darauf die junge Frau Surri zuneigte, die von der Bank gesprungen war, der Mann jedoch jäh und bestimmt, als gälte es Leben oder Tod, in den Rasen stampfte: „Nein! So gehe ich nicht! Vielmehr warte ich jetzt auf dieser Bank da, bis Sie zurückkommen!“, geschah das Unerhörte: wie ein Kind, das zum erstenmal zum Begreifen erwacht, nickte die junge Frau nur, zog das verdutzte Mädchen an sich und verschwand ohne Wort in den Flur hinein.

Trotzdem: als sie, nach Minuten nur, wiederkam, war der Mann . . . nicht mehr da.

*

Dennoch fanden sie sich wieder. Eines Abends, als die junge Frau mit den Kindern zwischen den schon schattigen Feldern unter einem flockig rosen- und kornblumenfarbenen Himmel dem Wald zustieg, kam ihr der junge Mann entgegen. Merkwürdigerweise währte das Erschrecken diesmal nicht lange. Sie setzte den Weg in einer so echten Unbefangenheit neben ihm fort, daß es ihm geradezu geboten schien, sich einzig den Kindern zu widmen; wodurch er sich deren Herzen im Sturm eroberte. Wie zwei Kletten hingen sie, als er endlich Abschied nahm, an seinen Seiten, und nur ein entschlossenes Dreinfahren der jungen Frau konnte ihn zuletzt befreien.

Ist es aber nicht Gesetz der Natur, daß, wo einmal ein Samenkorn in richtige Erde gefallen ist, es Blatt, Halm und Frucht werden muß? Und daß die Stufen dieses unabwendbaren Werdens keineswegs der Willkür des Korns überlassen sind? Plötzlich donnert ein Gewitter herab in die Kette der Wolkenlosigkeiten, auf deren ungetrübte Fortsetzung sich der Keim schon verließ, roh, wie nur der Tod ist, knickt ihn der Hagel. Was nun?

Nicht eine einzige dieser Fragen störte die junge Frau. Jede aber den Mann. Es mußte ihr, und zwar noch an diesem Abend, der erleuchtende Gedanke gekommen sein: ‚Ich *bin* ja verheiratet!‘ und dieser Gedanke sie mit einem einzigen Schlag und ein für allemal beruhigt haben; ‚ein lieber Mensch, der mir

Digitized by Google

und den Kindern gefällt, eben! Und nicht mehr!' Und auch als es schon zur Übung geworden war, daß der junge Mann während des Vormittags kam, beim Läuten der Mittagglocken wieder ging, gegen fünf Uhr aber neuerdings erschien und sie nun, zuerst noch mit den Kindern, auf einen Spaziergang dahin oder dorthin entführte, — auch jetzt noch spürte sie nichts mit klopfender Vorfreude, ward sich nicht des Zaubers bewußt, der sie erweckt und umgeschaffen hatte. Vielleicht nur, weil jetzt zum erstenmal, seitdem sie lebte, ihr eigenstes Selbst angerufen worden war, gelang es ihr so gut, alles Frühere, als wäre es nur unverbindlicher Traum gewesen, zu vergessen und das Neue wie das Selbstverständlichste hinzunehmen. Und vielleicht nur, weil ein verborgen, aber desto sicherer wirkender Trieb dieses neugeborene Selbst dazu zwang, sich vor möglicher Gefahr vorzusehen, vermochte sie all dies Frühere äußerlich so leicht weiterzuleben: niemals noch, so empfanden die zwei Kinder, war sie eine so strahlend fröhliche Mutter gewesen wie jetzt; „Luise," pflegte sie jedesmal, bevor sie zu jenen Wanderungen mit dem Fremden das Haus verließ, gewissenhaft in die Küche hineinzurufen, „ich gehe jetzt fort, geben Sie auf die Kleinen gut acht!" „Aber," knurrte die Luise daraufhin täglich bissiger vor sich hin, „sich verrechnen, oder die kleinste Kleinigkeit vergessen, oder gar einem etwas nachsehen, das tut sie natürlich trotz alledem noch weniger als zuvor!" Und in der Tat! Noch flinker und tüchtiger half sie bei der vielen Arbeit mit, und den täglichen Brief, den die junge Frau dem Gatten zu schreiben pflegte, schrieb sie jetzt sogar noch ausführlicher und liebevoller denn je, bemerkte dabei aber freilich nicht, daß sie niemals auch nur mit einer Silbe des jungen Mannes erwähnte, mit dem sie drei Stunden später schon über die Berge zog.

„Ist Ihr Mann in der Stadt?" Erst in der zweiten Woche einmal stellte der Mann diese Frage. Und sie hätte leicht bemerken können, wie schwer sie ihm gefallen war; er hatte den Blick sehr verlegen dabei weggewendet. „Ja, in der Stadt," antwortete sie, aber, weil sie dies eben nicht gewahrt hatte, gerade so nebenhin, als ob sie von einem ihrer Brüder redete. „Er ist Legationsrat im Außenamt." Setzte aber plötzlich, und überflüssig schnell und laut, hinzu: „Er weiß noch immer nicht, wann er auf Urlaub wird kommen können!"

Tags darauf jedoch — diesmal gegen alle Verabredung, hatte der junge Mann sie schon bald nach Tische abgeholt, und sie stiegen soeben durch einen stockfinstern Wald zu einem loh aus der Tiefe emporblitzenden See hinab — wagte sie wirklich die Frage, die sie bisher noch niemals herausgebracht hatte: „Sind auch Sie verheiratet?"

„Nein!"

„Und welchen Beruf betreiben Sie?"

„Ich bin Chemiker oder besser Physiker. Oder eigentlich beides."

„Und wo?"

Aber der junge Mann reckte sich nur und sprang ihr, ohne Antwort gegeben zu haben, schon nach.

Wenige Minuten noch, und sie landeten am Ufer des Sees. Die junge Frau, erhitzt und verwirrt und in fast atemlosem Überraschtsein staunend und schauend, schien diesen See nicht zu begreifen. Durchaus der Geruch von Fremdheit, Zufälligkeit, ja von Traum und von Wahn wallte über diesem veilchenfarbenen Gegleiße, und die Ufer schlangen alles, was über ihnen sich aufbaute, zu einer Nähe und Enge zusammen, die bedrückte; selbst der Himmel darüber, nichts als schwül brütende Bläue, die ohne Wolke stockte, saß wie eine haschbare Kappe über dem tückischen Ring dieser Nähen.

„Wohin nun?"

Aber der junge Mann gab auch jetzt nicht Antwort. Er liebte es überhaupt zu schweigen; genau so sparsam mit Worten war er, wie seine Gestalt gerade nur soviel Fleisch und Knochen zu besitzen schien, als das knappgeschnittene Gesicht mit der Adlernase, den sehr hellen und bestimmten Augen und dem strenggefügten Mund, um zu leben, bedurfte. Sehr oft fragte sich die junge Frau: ‚Warum nur redet er so wenig? Bedeutet das Furcht? Oder Überlegenheit? Oder gar Hohn?' Und kam dabei nicht ein einziges Mal darauf, daß, gerade wenn er so wortarm an ihrer Seite dahinschritt, ihre Augen, oder wenn schon diese Augen es nicht wagten, doch ihre Ohren, aber auch ihr Blut und der so völlig aufgelockerte Acker ihrer Seele, ja selbst das, was auch aus ihren so fast lächerlich unbeschriebenen Zügen als Geist sprach, an ihm wie an einer zum erstenmal fleischgewordenen, aber nie mehr überhörbaren Offenbarung hingen. Wohl aber wußte er dies! Alles, was, ohne die Schwelle ihres Bewußtseins zu erreichen, in diesen immer unaufhaltsamer sich verdichtenden Tagen in ihr vorging, lebte mit um so lichterer Wahrheit in seiner Brust drin. Nicht mehr den geringsten Zweifel hegte er daran, daß er ebenso unwiderstehlich geliebt wurde, als er selbst liebte. Nicht eine einzige von den Möglichkeiten, nein, Gewißheiten, und zwar tragischen Gewißheiten, die schon morgen

Digitized by Google

wirklich geworden sein konnten, blieb von ihm unvorausgesehen. Bittre Selbstvorwürfe machte er sich darum: ‚Bin ich denn ein Tändler? Ein Spieler? Ein genußsüchtiger Egoist? Wird uns der Bruch nicht schon in einer, in höchstens zwei Wochen aufgezwungen werden? Wenn er, der Gatte, kommt?

Und dennoch!

„Versuchen wir's vorerst links herum!“ meinte er endlich.

Allein, wohin immer sie nun diesen Ufern entlang kamen, nirgends mehr fühlte sich die junge Frau noch imstande, festzustellen, wo sie eigentlich waren. Sie mußten durch ein Moor, das voll von tiefpurpurnen, massig dicken Orchideen stand. Sie umkletterten eine Stelle, die keine Handbreit Pfad gab, mit Hilfe einer fast orangegelben Moräne, aus deren bröselndem Leib der junge Mann große, blutrote Granaten grub. Sie fanden sich plötzlich auf der Kuppe eines Junglärchenbergs, von dem aus sie, auf hochschaftigem, türkisblauem Graspolster stehend, durch das surrende Schnurrgerieſel der Zweige hindurch in einen Zwickel fernen Ostlands hinausschauten. Sie rutschten hinter diesem Berg über eine steile, lavendelfahle, stechend heiße Steinlawine zum Strand zurück, erspähten in einem wahren Fischparadies von Schilf und Libellengeschieße ein verfaultes Boot und trieben eine Minute später auf diesem Boot gegen die Mitte des Sees hin: zu verführerisch verlockte die violette Glut dieser Mitte, darin die Sonne, zu Milliarden von Strahlen entbreitet, Blasen aufkochte. Als sie aber bald schon wieder — das Boot hatte sich zu durstig mit Wasser gefüllt — notgedrungen ans Ufer zurückrauschten und, ausgestiegen dann, über einer schwarzen, wie von allen Teufeln des Schattens überfallenen Klippe die verlassene Moorhütte eines Eremiten gewahrten, schien die junge Frau nur noch verworrener zu erschrecken. Angstvoll, ja flehentlich fast blickte sie den Mann an. Deshalb vielleicht flehentlich, weil sein Gesicht jetzt selbst ihr verriet, was in seinem Innersten vorging. Er stand knapp vor ihr, aber etwas höher als sie, und ließ seinen Blick unverwandt in ihrem Auge weilen. ‚Und dennoch ... lasse ich dich nicht!‘ schien dieser entschlossene Blick unbarmherzig genau in dies ratlose Auge hineinzuschreiben. ‚Denn es ist ja nur das Leben, das mich zu dir hintreibt; nur der Wille zu leben! Nichts Böses, nichts Unrechtes also! Nein, nur das natürliche Leben selbst, das seinen, freilich gefährlichen, Finger nach mir ausreckt und mich ermuntert: Ja! Und zwar gegen all dein noch so klares Erkennen und Vorauswissen, ja selbst gegen all deine Gewissensbisse ergreife mich! Wer lebt, soll den Mut haben zu leben!‘

Plötzlich aber drehte er einfach um, rief zurück: „Umkehren!“ und schritt schon voraus.

Eine halbe Stunde später lagerten sie, in mäßiger Höhe, über einem grün gebetteten Weiler weniger Häuser, zwischen denen ein sauberer Pfad nach der einen Seite in ansteigenden Wald, nach der anderen aber in den Eingang einer Schlucht hinausleitete, die jäh und scharf wie eine Gasse den Berg durchriß und tief unten im Tal in einem uferlos fernehin brauenden Gewoge tollen Lichts mündete. Der See hatte jetzt bis in seine Mitte hinein Schatten von fast nächtlicher Klematisfarbe bekommen, und der Aufgang zum Westhimmel war ihnen durch eine hohe, wildgezackte und noch finsterere Bergwand verdeckt. Im Nu hatte der junge Mann bemerkt, daß der Blick der jungen Frau jetzt wie festgesogen mitten in diesem magisch geballten und orakelhaft fernehin winkenden Gelober saß. Sie fühlte bedrohlich das Zerfließende, Zerrinnende und Auflösende der glastigen Flut, die da draußen über der Mündung der Schlucht alles Feste und Nahe in eine grenzenlose Unendlichkeit hinauszustoßen und darin zergehen zu lassen schien, sie bedrohen. „Sehen Sie doch dieses Moos einmal an!“ sagte er darum. „Oder diese Preißelbeerstaude! Oder dieses Erdkorn da! Oder dieses Gras! Was Sie wollen! Genug Dinge da rund herum, um sechs Jahre lang anzuschauen!“ Deutlich erleichtert, ja geradezu erlöst hörte sie zu und schaute sie an. ‚Nun wird alles wieder gut!‘ schien sie von Blick zu Blick immer gewisser zu empfinden und sich diesem Gefühl immer dankbarer zu überlassen. ‚Aber,‘ fiel ihr dabei allerdings einmal ein, und feuerrot wurde sie, indem ihr dies einfiel, ‚wird er jetzt nicht darauf kommen müssen, daß ich nichts, gar nichts weiß, ja nicht einmal die kleinste Frage stellen könnte? Dümmer als ein Schulmädel vom Land bin ich! Furchtbar!‘ Doch selbst dieser Einfall vermochte ihre Freude, ja Seligkeit nicht mehr zu stören. Ohne daß sie es bemerkte, begannen ihr, während sie fast andächtig so dahinatmete, die Wangen zu brennen, die Lippen sich zu öffnen. Zu einem Kinde wurde sie gleichsam, das unschuldig vergaß, daß es auch Gattin war, Mutter und Fremde. Dafür entging ihm, dem Manne, von alledem nichts. ‚Siehst du jetzt endlich, wie schön du zu sein vermagst?‘ Es schwang jetzt deutlicher Stolz in jedem seiner Worte. ‚Weil jetzt alles, was du nicht sein mußt, von dir abfällt, und einzig noch das verbleibt, was du sein kannst!‘ Noch offener aber redete

Digitized by Google

sein Auge. ‚Geist bin ich, Geist,' funkelte es immer überzeugter und beglückter ihr zu, ‚zeugender, schaffender Geist! Du aber: Erde, Natur, Ungeknetetes, Stoff! Drum, wie du endlich nun gelöst aufbrichst unter meinem Regen, ströme auch ich endlich gelöst mich dahin.' Hingegen übersahen sie beide völlig, daß sich unterdes der Schatten im Westen gefährlich verdunkelt hatte. Metallisch grünspangrün strich sich alles Grüne rundum an, gemäldehaft ferneblau und mit hintergründigem Hauch schwefeliger Gelbheit alles Himmlische. Scharf, in zuckender Blitzhaftigkeit, stachen Gelächter, Rindergebrüll und die Flüche eines Streits vom Weiler herauf durch die kaum noch wehende Luft. Und war's nicht Donner, der plötzlich in ihrem Rücken aus dieser eiligen Umnachtung hervorstieß? Sie hörten ihn jedenfalls nicht.

Lange saßen sie so.

Bis plötzlich die junge Frau sich aufrichtete. „Heißgeliebte Welt!" hörte sie ihn im nächsten Augenblick hingerissen ausrufen. Im übernächsten schrak sie zusammen. Denn was jetzt vor ihren Augen da lag, das war nicht mehr jene rätselhaft bedrängende Nähe der Dinge von vorhin, sondern die unheimlich, ja magisch geballte und orakelhaft ins Unbestimmt-Ungewisse hinaus winkende und zurückdrohende Ferne über dem Ausgang der Schlucht. Was nur, was wollte diese gleißende Ferne?

„Und du heißgeliebtes Menschenleben!"

Vielleicht hörte sie diesen zweiten und noch begeisterteren Ruf des Mannes gar nicht mehr. Wohl aber machte sie einmal noch, blitzschnell den Kopf reckend, den Versuch, sich recht nüchtern auszulachen: ‚Schämst du dich nicht? Sich bei hellichtem Tag wegen eines simplen Stücks Himmel so aufzuregen!' Allein schon die wachsende Starrheit, mit der ihr Blick nun immer rettungsloser festgebannt das flirrende Blendwerk über jenem Ausgang der Schlucht zu belagern gezwungen ward, bewies unwiderleglich, daß sie sich vor diesem Bild einfach fürchtete und trotz verzweifeltem Suchen nicht herauszubringen vermochte, warum. Wie von ihrem eigenen Rauch umstrickt, der sie himmelzu in eine feuergoldene Aura von Dampf auflöste, stiegen die Berge, weder dunkel noch hell und sehr einsam jenseits des Schlunds aus fast zitronengrellen Erden empor. In das flaumige Dazwischen aber, das Scholle und Lufthöhe zu gleich qualmigem Brodem siedender Sonnenglut zerkochte, fraß sich das Auge der jungen Frau.

Endlich, weil ihm plötzlich selber bang wurde vor der Besessenheit dieses Blicks, begann der junge Mann zu sprechen. „Ich bin in Indien gewesen, in Tibet," sagte er, „in China, in Mexiko, tief im Sudan unten und hoch oben in Grönland, ehe ich mich" — hörte sie oder hörte sie nicht zu? — „in mein kleines Vaterland zurücksperrte und einen wahren heiligen Frühling von Enthüllungen aus meinen Tiegeln und Zahlen aufsprießen machte. Heute aber? Heute gehört mir die ganze Welt, auch wenn ich im kleinsten Nest sitze! Und bin ich Herr aller ihrer Geheimnisse, auch wenn ich nicht etwa noch herausbringe, daß ein Funke Mutterliebe oder ein Blitzer Mordlust dasselbe Gewicht haben wie ein Zentimilligramm Radium. Und warum? Weil ich unterdes darauf gekommen bin, daß auch der kleinwinzigste, ärmste und eingekäfigtste Mensch dieser Erde die Macht dazu hat, sich alles, was ist und nicht ist, zu eigen zu machen. Wenn er sich nur immerfort das Bewußtsein davon wach erhält, daß es ihm nicht nur gegeben ist, alles Äußere, den ganzen Leib dieser Welt, mit seinen Armen zu besitzen und mit seinem Verstand zu erkennen, sondern auch ihr Allerinnerstes, ihren Geist, ohne Lücke und Rest und wie sich selbst zu erfassen; nicht mehr mit den Armen und mit dem Verstand freilich, sondern im Gefühl, in der schöpferischen Phantasie, im Glauben und im mystischen Schauen! Und nur, weil die meisten diese Macht noch immer nicht kennen..."

„Wie spät ist es jetzt?"

Verblüfft fuhr er auf; Sekunde, und schon sah er gehorsam nach der Uhr. „Vier Uhr zwanzig, genau!" antwortete er, eigentümlich lächelnd.

„Dann sitzt er jetzt gerade in den ‚Drei Flamingos' und ißt endlich zu Mittag."

„Wer?"

„Er!"

„Sie meinen Ihren Gatten?"

Als ob sie die Worte bei zusammengebissenen Zähnen und Buchstabe für Buchstabe aus der immer magischer geballten und ins Ferne hinauswinkenden und zurückdrohenden Feuerglut weit dort draußen herausklauben und auf diesen Hügel heraufzerren müßte, fuhr sie mit völlig veränderter Stimme fort: „So genau, daß ich ihn malen könnte, sehe ich ihn. Knapp vor der spanischen Wand sitzt er, ihm gegenüber Födrambshaim, beide, obwohl sie schon wissen, daß sie jeder ein garniertes Rindfleisch bestellen werden, lesen sie von oben bis unten die Speisekarte durch; ‚ein schönes garniertes Rindfleisch wäre noch da,' sagt der Lorenz, er schwört darauf . . ."

*

Sie sah völlig richtig, die junge Frau! Der Legationsrat Stöhr saß in der Tat soeben

Digitized by Google

mit seinem Stellvertreter, dem ehemaligen Baron Födrambshaim, im Restaurant „Zu den drei Flamingos“ in Wien beim garnierten Rindfleisch. Mit gewissenhafter Sammlung aß er es; strenge und langsam kauend, Salat mit Kompott, Kartoffelbrei mit Erbsen im Munde mischend — „Senf, Lorenz!“ — und ab und zu einen Bissen Semmel dazu werfend. Dennoch aß er aber auch bekümmert. Sein Tag- und Nachttraum, die Versetzung zur Pariser Gesandtschaft, hatte in den letzten, brüllend heißen Sommerwochen alle Zeichen einer wahren Manie angenommen, die Aussicht auf seine Erfüllung aber sich im gleichen Verhältnis vermindert. Zwar stand es fester denn je, daß ihn der Pariser Gesandte Möser, ein Parteifreund seines Onkels, in seinen Bestrebungen offen protegierte. Ebenso fest aber, daß sich Wibald, der Kabinettsdirektor des Ministers, dieser Unterstützung gegenüber immer taub erwies. Warum? Deshalb, so mutmaßte Stöhr, weil sowohl Möser wie er selbst, als unzweideutige Bürgerliche, erst mit dem Anbruch der neuen Ära in den Außendienst übernommen worden waren. Sodann aber, weil er eine ausgemachte Kapazität in den „Belangen des Ostens“ darstellte und trotz seiner peinlichen Höflichkeit im Hause nicht beliebt war; abwechselnd den „Herrn Kollega“ und den „grauen Erich“, so wußte er, nannte man ihn. Zum allgewaltigen Wibald aber hatte er bedauerlicherweise nur eine einzige Verbindung, und auch die war nicht verläßlich: eben diesen hoch aufgeschossenen, sehr distinguierten, sehr hochmütigen und sehr faulen Födrambshaim da, der, weiß der Teufel, aus welchen Gründen, der Intimus Herrn von Wibalds war und seine ganze Zeit mit Zigarettenrauchen, Dejeuners und einem allerdings unheimlich tüchtigen Graswachsenhören verbrachte. War es etwa, um die verflixte Situation zu retten, rätlich, einen zweiten politischen Freund seines Onkels, aber einen von der Opposition, einzuspannen? Oder, vermittelst der Gattin, die rechtsstehende Familie Wenkberg zu mobilisieren, zu der die Mutter der Gattin einen Schein von Beziehungen, Wibald aber, wie das Gerücht ging, sehr zarte besaß? Ja, wenn dieser Födrambshaim wenigstens den Mund aufgemacht hätte! Er wußte doch, wie gespannt man darauf wartete. Und hatte gewiß schon wieder neue Einzelheiten erfahren. Aber, natürlich, der tat einem diesen Gefallen nicht. „Ganz gut, das Gateau? Nicht?“ war alles, was er, und auch das nur in der Absicht, zu foltern und mit seinem impertinentesten Lächeln, hervorbrachte. O, dieses frozzelnde Lächeln!

„Schwarzen Kaffee, die Herren?“

„Einen türkischen,“ näselte Födrambshaim, ohne den Blick zu wenden, „mit Schlag!“

„Und Herr Legationsrat?“

Amtsbekannt, daß der Legationsrat ein Sparer, mehr, ein Knicker war. Die tägliche Frage des alten Lorenz setzte ihn daher täglich in neue Verlegenheit. In diese „Drei Flamingos“ ging man ja, trotz ihrer altmodischen Schäbigkeit und ihren dementsprechend teueren Preisen, nur deshalb, weil sie das traditionelle Beisel des Hauses waren; schon Beust hatte hier gegessen und noch Burian sich's ab und zu von hier holen lassen. Allein eine Tasse Kaffee kostete da fast ein Drittel des Menüpreises! Gewöhnlich lehnte der Legationsrat Stöhr daher ab, im Gegensatz zu Födrambshaim, der, obwohl er stets schon zu Monatsmitte ohne Geld war, niemals ablehnte. Vielleicht schon deshalb nicht ablehnte, weil es ihm ein Vergnügen erster Klasse bereitete, Stöhrs Gewissenskampf damit herauszufordern. „Der türkische ist hier prima!“ begnügte er sich auch heute so nebenhin dreinzuwerfen. Worauf er lüstern den ersten Zug aus der Zigarette tat und nun, bei gemütlichst übereinandergeschlagenen Beinen und tückisch gekniffenen Augen, genießerisch-geduldig Stöhrs Entscheidung abwartete. Gewiß, die enge Gasse, auf die diese Fenster hinaussahen, war grau. Und auch dieser muffige Raum war grau. Und sogar das Rindfleisch war grau gewesen. Aber wie ein Mensch, ein lebendiger Mensch, so schienen diese wollüstig wartenden Äuglein zu beteuern, sowohl innen wie außen und von oben bis unten so gleichmäßig grau sein kann wie dieser kurzbeinige, ein bißchen dickliche und im Gesicht angeschwemmte „graue Erich“ — nicht zu begreifen!

Plötzlich, niederträchtig leise, fragte er: „Wibald schon gesehen heute?“

Im Nu, ellenlang sogar, schnellte Stöhr aus seiner Pein auf. „Mir auch einen türkischen!“ stieß er hervor. „Aber ohne Schlag! — Nein! Und Sie?“

Födrambshaim fing zu schmunzeln an. „Er hat mich frühmorgens schon angerufen. Um neun war ich bei ihm.“

„Und?“

„Pah! Kleinen Auftrag an die englische Gesandtin. Aber was macht Ihre Marie?“

„W... ieso?“

„Ich meine, ist sie wiedergekommen?“

„Nein.“

„Und haben Sie noch immer keine andere dafür gefunden?“

Steif gebläht vor Enttäuschung starrte

Digitized by Google

Vormittag. Gemälde von Prof. Karl Sterrer
(Wien, Ausstellung im Künstlerhaus)

Digitized by Google

Digitized by Google

Stöhrs Gesicht den spielenden Lächler an: Wich er also schon wieder aus, der Kerl! „Ich suche auch keine andere!"

„Muß aber doch tötend sein, jeden Morgen so sein Bett zu machen, Böden zu wischen!"

„Gar nicht!" Immer noch hitziger und schwerer schnaufte Stöhr, obgleich er doch, merkwürdigerweise, seine Wut schon wieder zu vergessen begann. „Eigentlich machte ich alles, was im Hause zu geschehen hat, am liebsten selber. Weil man dann wenigstens weiß, wie es getan ist; tadellos nämlich."

„Da machen Sie sich also auch das Frühstück selbst?"

„Und das Abendessen. Und besser als alle Marien. Und nie schaut die Küche nachher so spiegelblank aus."

„Bewundere Sie!"

„Warum. Ich erspare mir dabei erst noch achtzig bis hundert Schilling im Monat. Ich sehe jetzt oft, abends, die Ausgabebücher des Jahres durch. Gott im Himmel! Selbst die tüchtigste Frau, und meine Frau ist eine sehr tüchtige Frau, kommt gegen einen Mann nicht auf, der von Wirtschaft etwas versteht! System muß man haben. Ich kaufe alles en gros ein. Und ich brauche nur ein zwölftel soviel Gas und nur ein dreizehntel soviel Strom, als bei uns verpraßt wird, wenn die Familie beisammen ist."

„Kolossal!"

„Nur System eben."

„Aber, sagen Sie ...! Haben Sie schon gehört ...? Daß ... Möser in Paris gehen muß?"

„Möser?" Wie vom Blitz getroffen fiel Stöhr in seinen Sessel zurück. „Möser? Das ist unmöglich!"

„Ich habe es aus Wibalds eigenem Munde."

„Aber warum nur? Warum?"

„Einfach, weil Haustädt nach Paris kommen will."

„Aber Haustädt!" Jesus Maria, nun fiel alles ins Wasser, sind alle Hoffnungen mit einem Schlag vernichtet. „Haustädt kann ja nicht einmal ordentlich Französisch."

„Lehr, natürlich, sein erster Legationsrat, den Möser zwar ohnehin schon auswechseln wollte, muß jetzt erst recht daran glauben."

„Und wer soll an seiner Statt, an Stelle Lehrs meine ich, nach Paris?"

„Das ist ja eben die Frage!"

„Etzner am Ende? Dieser Ignorant von einem Etzner? Ja, gewiß dieser Etzner!"

„Möglich."

„Was heißt, möglich? Ich flehe Sie an."

„Ich sagte es Wibald ins Gesicht, daß Sie sehr gerne nach Paris gingen."

„Aber sagten Sie ihm nicht auch ...?"

Nur noch ein einziges feuerrotes Zittern und Husten war Stöhr jetzt. „Sagten Sie ihm nicht auch, daß ich Französisch wie Deutsch rede und daß mich gerade meine Vertrautheit mit den sowjetistischen Dingen, die doch Paris in erster Linie interessieren, für diesen Posten ..."

„Alles das sagte ich ihm."

„Und?"

„Sie müßten ja für Moskau reserviert bleiben, meinte er."

„Für ...?" Der Tisch fiel fast um, so wild prallte Stöhr gegen ihn vor. „Für Moskau? Ich? Mit meiner Lunge? Und einer Frau und zwei Kindern? Das ist ... eine Infamie ist das. Eine aufgelegte Gemeinheit!"

„Es ist natürlich keine Gemeinheit, sondern Zeichen besonderen Vertrauens. Gleichwohl gab ich Wibald, und mit beredten Worten, zu bedenken ..."

Mit einem dröhnenden Klatsch plumpste Stöhrs kurze, breite Hand auf den Tisch nieder. „Ich bin ja vorbereitet für Paris wie kein anderer. Kenne mich, abgesehen vom Amtlichen, in der französischen Geschichte, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Wirtschaftsgeschichte wie ein Professor aus. Weiß in allen Pariser Lokalinteressen, Aktualitäten, Besonderheiten und so weiter Bescheid wie ein Pariser."

„Auch das stellte ich ihm vor."

„Und was sagte er darauf?"

Einfach den Kaffeelöffel schlug Födrambshaim ans Wasserglas, ließ die langen Lider über die Augen niederfallen, zuckte mit den Achseln und seufzte. „Nichts. Zahlen, Lorenz!"

Als er sich endlich wirklich und wahrhaftig auf der Gasse draußen wiederfand, wußte Stöhr in der Tat nicht mehr, wie er herausgekommen war. Nicht mehr grau, sondern weiß war sein Gesicht jetzt, und am liebsten hätte er geweint. „Ich bin ja," brach er schon nach den ersten Schritten verzweifelt hervor, „wie auf den Kopf geschlagen, müssen Sie verstehen."

„Freilich!" Jetzt, da sie so nebeneinander einhergingen, fielen Stöhrs Grauheit, Unsicherheit und Angelerntheit dem hübschen, rassigen, unbekümmert dahinschlendernden Födrambshaim gegenüber doppelt unvorteilhaft in die Augen. Sein Gang war mehr ein Hüpfen als ein Gehen, und mit jedem dieser Hüpferchen schien sich sein gedrängter und unfreier Leib noch anlehnungsbedürftiger an den baumlangen des anderen hinantasten zu wollen. „Freilich," wiederholte Födrambshaim infernalisch gleichmütig. „Dennoch halte ich Polen noch nicht für völlig verloren."

„Reden Sie! Ich bitte, reden Sie!"

Digitized by Google

„Vor allem anderen einmal: muß es denn unbedingt Paris, nur Paris sein? Was wär's denn zum Beispiel mit Oslo?"

„Nein!" Hilflos spuckend und sprudelnd fuchtelte Stöhr mit beiden Armen in der Luft herum. „Die Familie meiner Frau . . . ich meine, es war ja nicht leicht für mich, in diese vornehme Familie hineinzukommen! Da liegt mir doch daran, zu zeigen, daß auch unsereiner imstande ist, etwas Besonderes, Standesgemäßes . . . Und gerade das wäre Paris. Sie verstehen doch?"

„Natürlich!"

„Wenn nur Sie, ja, gerade Sie, bei Ihrer starken Position im Hause, ein entscheidendes Wort für mich einlegten . . ."

„Es handelt sich jetzt einzig darum, für Etzner den Ort ausfindig zu machen, an den er noch lieber ginge als nach Paris. Das ist alles."

„Wenn aber Etzner trotz alledem . . .?"

„Geduld und Vertrauen!" unterbrach ihn Födrambshaim fast kategorisch. „Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen." Sie waren vor dem sogenannten Kuriertor des Außenamts angelangt, Födrambshaim artig in das Pflaster zurückgetreten, um Stöhr vor ihm ins Tor zu lassen, Stöhr aber noch höflicher vor dem Flügel stehen geblieben.

„Bitte, Herr Baron!"

„Auf keinen Fall, Herr Legationsrat!"

„Wenn ich aber nicht nachgebe?"

Lächelnd, mit einer boshaft schelmischen kleinen Verbeugung, beharrte Födrambshaim. „Und? Gute Nachrichten von der Frau Gemahlin? Zufrieden?"

Den grauen Kopf tief auf der grauen Brust und den kleinen Finger der Linken zitterig an den Lippen, trippelte Stöhr in den Flur hinein. „Sehr gute!" brachte er endlich, aber nur mit der größten Anstrengung und kaum hörbar hervor. „Ausgezeichnete sogar."

„Und die Kinder? Auch gesund?"

„Alles in Ordnung. Ach, die haben's ja gut! Die sitzen jetzt alle drei schön beisammen auf dem Hügel unter den drei Zirben, im Schatten, das ganze Tal sieht man von diesem Hügel aus, Sie machen sich keine Vorstellung davon, was für ein prächtiger Fleck Erde . . ."

*

Er sah völlig falsch, der Herr Legationsrat! Seine Kinder saßen zu dieser Sekunde gottsjämmerlich plärrend auf dem Schoß der Luise im ängstlich verschlossenen und zur Nacht verfinsterten Wohnzimmer: ein Hochgewitter ersten Ranges nämlich ging draußen nieder. Die junge Frau aber und der junge Mann waren auf ihrem Heimweg mitten im dichsten Wald in dies Unwetter geraten.

Wie absichtlich war aber das Gewitter just in dem Augenblick losgebrochen, in dem ihnen nirgends mehr ein Tor zur Flucht offenstand. Urplötzlich war die Welt schwarz geworden. Sekunde darauf der erste Blitz gefallen. Noch eine, und unbarmherzig wie das Jüngste Gericht stieß der Sturm in den Berg hinab. In einer einzigen Minute waren die zwei bis auf die Haut durchnäßt. Nach drei schlotterten sie wie triefende Lumpen. Der Blitz schlug über ihnen, unter ihnen, hinter ihnen, vor ihnen, rechts von ihnen, links von ihnen ein. Als schiefe Sturzwogen klatschten die Wasser über sie nieder. Der Hagel hieb ihnen die Gesichter wund, Felsen kollerten, dicke Äste stürzten, Bäume knirschten, ganze Inseln von Humus schossen zwischen plötzlichen Löchern und Türmen in die Tiefe. Nur noch aus splitternden Wipfeln und sich verzweifelt gegen den Fall windenden, ächzenden Stämmen schien die Welt zu bestehen.

Und jetzt — in Todesangst schrien sie beide auf — hatte der Blitz auch die Fichte, unter der sie standen, getroffen: pfeifendes Züngeln von Licht, das den Stamm bis zur Wurzel hinab leckte, ein Schuß Rauch, den sie nicht sahen, nur schmeckten. Weit vom fast menschlich aufknisternden Baum weggeschleudert, erwachten sie auf einer Woge kreisenden Morasts, vom Donnerschlag wie von einer Axt gefällt.

Als sie sich endlich aufzurichten imstande waren und nach erschreckter Überlegung in panischer Hetzjagd den bebenden Feuerberg talwärts hinuntersausten, fühlte der junge Mann plötzlich, daß die Frau vor ihm zurückprallte, die junge Frau, daß der Mann hinter ihr einen Ruf ausstieß. Im nächsten Augenblick, und zum zweitenmal aufschreiend, stoben sie wie ein einziger Leib auf die Seite: ein Mensch lag zu ihren Füßen. Richtig zu sehen vermochten sie erst, als sie sich entschlossen, niederzuknien, und entdeckten nun, daß der Mensch völlig reglos dalag. Ein neuer Blitz enthüllte ihnen eine Rindenhütte, ein zweiter das Bündel entrindeter Stämme; der dritte: den fast völlig verkohlten Leib des Menschen. Es war der Leib eher eines Knaben als eines Mannes.

Endlich fand der junge Mann den Mut, seine Hand um den ebenholzschwarzen, skelettdünnen Puls und das Ohr auf die verschmorte Brust zu legen. „Tot?" „Ja!"

Aber nicht etwa, daß die zwei hiebei ihre Stimmen gehört hätten. Auch sahen sie ein-

Digitized by Google

ander kaum, und vom Gewitter, das sich noch verstärkte, empfanden sie nur, daß es niemals mehr aufhören würde. Gleichwohl fürchteten sie sich jetzt nicht mehr. Gleichwohl rutschten sie nur immer noch näher an den Toten heran. Gleichwohl schienen sie voneinander nichts mehr zu wissen, sondern nur noch von dem Toten vor ihren Knien. Einmal entdeckte die junge Frau, daß vom Kleid, das ihr lang schon von der Brust herabgeschwemmt worden war, nicht mehr gehalten, auch die Spange des Hemdes auf der Schulter zu zerfließen drohte; einmal der Mann, daß sein Leib bis zum Gürtel hinab nackt in der Flut rauchte.

Ganz von selbst geschah es auf einmal, daß die junge Frau das Auge in die Wipfel emporschlug, die der Orkan jetzt wie Halme einer Wiese durchpeitschte, und daß sie erkannte: die Nacht kommt. „Vorüber!" hörte sie, noch während sie diesen Blick zurückholte, den Mann neben ihr sagen: in der nächsten Sekunde hatten sie sich beide entschlossen; mit der einen Hand er, mit der anderen sie, drückten sie dem Toten die Augen zu.

War nun aber auch wirklich schon alles, was nottat, so schienen ihre unruhigen Augen den Toten zu ihren Füßen abzuforschen, geschehen? Zögernd erhoben sie sich, brachten den Toten — er war steif wie ein Brett — bis an die Rindenhütte hin. Sie wollten ihn soeben noch in die Hütte hineinziehen, als die junge Frau, im letzten Augenblick, stutzte. „Ist es noch weit bis ganz hinab?" fragte sie.

„Keine Ahnung."

„Aber hören Sie nicht diesen Stier brüllen? Der brüllt doch aus nächster Nähe."

„Vielleicht liegt ein Hof unterhalb dieses Waldes?"

„Könnten Sie ihn . . . tragen?"

„Ich wohl. Aber Sie?"

„Versuchen wir's!"

Es kam ihnen, währenddem sie es taten, niemals zum Bewußtsein, wie lange sie die Leiche über den völlig in Brocken gerissenen Hang und durch die bissig überall widerstrebenden Zweige hindurch trugen, und wie leicht, ja fast kinderleicht sie — der junge Mann hatte den Toten an den Achselhöhlen, die junge Frau an den Kniekehlen gefaßt — diesen Gang vollbrachten. Als sie schließlich die letzte Fichtenhecke durchstießen, erkannten sie eine steile Wiese, die als lehmgelber Wildbach eine schallende Dämmerung hinabrann, und an ihrem Fuß einen Hof, der, von Menschen und Tieren gleich rasend umtanzt, in dunkelroten Flammen stand.

„Nieder!" befahl der junge Mann. „Wären Sie imstande," fragte er, „ein, zwei Minuten lang mit ihm da allein zu bleiben? Ich hole rasch ein paar Fetzen für uns herauf, so können Sie ja nicht hinabgehen."

Die junge Frau nickte nur und ließ sich zu Häupten der Leiche in den Lehm nieder. Aber erst, als sie den Mann schon in die Heulenden unten hineinrennen sah, erkannte sie, daß sie halbnackt war, hob erglühend die rechte Hand aus dem Schoß und legte sie dem Toten auf die Stirn.

*

Volle Nacht, als sie aus der rauschenden Verheerung endlich an jene Kapelle herangehumpelt kamen, die einen Büchsenschuß weit vom Haus entfernt stand. Da blieb die junge Frau stehen und bat: „Lassen Sie mich, bitte, allein hineingehen!"

„Nein!" Nicht ein Wort, seitdem sie die Leiche an den brennenden Hof hinuntergebracht hatten, war zwischen ihnen gewechselt worden. „Nein!" brauste der junge Mann um so entschiedener auf. „Ich habe Sie im Hause abgeholt und bringe Sie ins Haus zurück!"

„Es hat schon zehn geschlagen!"

„Und wenn es Mitternacht wäre! Ich gehe nicht heim, bevor ich nicht weiß, daß Ihnen nichts geschehen ist!"

„Was soll mir geschehen sein? Ich bin sogar schon wieder ganz schön warm."

„Sie müssen sofort etwas Heißes und Essen bekommen und ins Bett!"

„Natürlich! Aber es können doch nicht Sie mir den Tee kochen!"

„Ich warte unterdes bei den Kindern."

„Die schlafen doch schon!"

„Die schlafen heut gewiß noch nicht. Das ganze Haus wird zusammenlaufen, wenn Sie kommen!"

„Eben deswegen!"

„Dann also: trotzdem!"

„Seien Sie vernünftig!"

Einen funkelnden Streifblick nur tat er noch, zerpreßte die Antwort im Mund und trat zurück. „Gute Nacht!"

„Auf Wiedersehen!"

Unsicher durchmaß sie den Anger, dann, nachdem sie die Zaunecke gefunden hatte, den Rasen vor dem Haus und den Kies unterm Söller. Lange stand sie vor dem Tor, ehe sie die Klinke zu drücken sich getraute. Gab es denn zwei Leben in einem Leben? Eines da drinnen und eines hier draußen? Endlich, aber nur noch fremder, noch viel verwunderter trat sie ein. Als ein wahrer Hexensabbat von aufgellenden Stimmen und jagenden Tritten aus allen Türen und von allen Treppen her, die Kin-

Digitized by Google

der, die Luise, die Bauernfamilie, zwei Hunde und die Nachbarschaft, ihr entgegentoste, denn man hatte Todesangst um sie ausgestanden, trat nur ein kleines, kühles und völlig wortunfähiges Lächeln in ihr zerstörtes Gesicht: eins, zwei, drei, die Kinder an sich gehoben, schritt sie stumm durchs Spalier der Verblüfften und stieg die Treppe in das Stockwerk hinauf. „Sofort etwas Heißes und Essen!" Sie schickte von der letzten Stufe aus die Luise zurück. „Ich gehe gleich ins Bett!"

Sie warf die Tür zu, ließ die Kinder nieder, entkleidete sie und legte sie in ihr eigenes Bett. Als sie zuletzt auch ihre Kleider abstreifte, geschah es, daß sie beinahe zärtlich, nein, wehmütig, geheimnisvoll wehmütig aufseufzte. ‚Schlafe ich denn schon? Oder träume ich? Oder...?' Plötzlich empfand sie: jetzt erwache ich! Sie lag in ihrem Bett, zwischen ihren Kindern, und küßte inbrünstig das eine und das andere ab. Aber seltsam, die Kinder, obwohl auch sie wach zu sein schienen, erwiderten diese Küsse kaum. Und, noch seltsamer, mit vollster Deutlichkeit, ja einer geradezu unangenehm untrügbaren Deutlichkeit erriet sie, daß diese Küsse eigentlich gar nicht den Kindern galten, sondern...?

Das Land draußen lag jetzt totenstille. Dennoch weckte gegen Morgengrauen der Brunnen die junge Frau auf. „Wie furchtbar still!" staunte sie; siegreich durchschwieg die Totenstille den Brunnen. Plötzlich aber schnellte sie empor. Schnell! Beide Hände ans Herz! Sind die Kinder noch da? Ja, die Kinder sind noch da! ‚Und mir ist nicht ein einziges Mal während des Gewitters der Gedanke gekommen, daß auch sie... der Blitz treffen konnte! Schrecklich!'

Noch schrecklicher aber war das zweite Geweckwerden. Dieses rief nicht der Brunnen, sondern die erste Handvoll Tag hervor, die mit einemmal, seltsam klargeformt, aus der grauen Stille hervorwuchs. Als ob ein Schuß sie getroffen hätte, fuhr die Schlafende in die Höhe. Zuerst erkannte sie diese Handvoll nur auf ihr selber, auf ihrer Brust, mit dem nächsten Blick aber auch schon auf dem Nebenbett: Auf diesem zwischenraumlos an ihr eigenes Bett herangerückten, bedeckten und hochbuckeligen Bett.

„Erich!" schrie sie wie unter dem Messer auf. „Erich!"

Lange, im Nachhall dieses unbegreiflichen Worts, saß sie aufrecht in den Kissen: vor dem unbegreiflichen Antlitz des Tages.

Endlich sprang sie aus dem Bett, schlich zum Tisch zwischen den Fenstern hinüber, ergriff den Spiegel, der darauf lag, und zog diesen vor ihr Gesicht.

„Nein!" rief sie in den Spiegel hinein: „Nein! Das bin nicht mehr ich! Das ist eine . . . ganz, ganz andere!"

*

Allein seltsam, diese „ganz, ganz andere" hielt nicht lange vor. Als ob das Unwetter von gestern nur ein harmloses Schnupfchen bedeutet hätte, wuchs der Morgen unversehrt aus der Verwüstung. War alles nur ein Traum gewesen? Genau so wie immer strahlte die Sonne, krähten die Hähne, blinzelten die Höfe, blitzte das Grüne, wickelte sich das Hauswesen vom Morgenbad der Kinder bis zum streitvollen, weil schon müden Abendmahl hinüber ab, war die Luise abwechselnd grob und geduckt, kam der Brief Erichs: „Ich kann im gegenwärtigen Stadium der Angelegenheit unmöglich das Haus verlassen," hieß es diesmal darin — und wurde die Antwort an ihn geschrieben. Genau so wie immer also alles, nur... der junge Mann ließ sich nicht blicken. Auch am zweiten Tag nicht. Wohl begegneten sie einander beim Begräbnis des Holzfällerbuben, dessen Leiche sie geborgen hatten. Doch kaum war der weiße Sarg mit der schwarzen Leiche in die Erde hinabgesenkt worden, als sich der junge Mann auch schon mit einem flüchtigen Nicken davonstahl. Und auch am dritten, am vierten, ja sogar am fünften Tag kam er nicht.

„Ja," seufzte am Abend des fünften Tags die Hauswirtin, eine alte Bäuerin, „Sie haben es wohl gut getroffen, junge Frau!"

„Ganz richtig," bestätigte alsogleich und aufs lebhafteste die junge Frau, „gut hab' ich's getroffen!"

„Jung und gesund und schön!"

„Schön gar nicht, und die Jugend tut mir auch nicht mehr weh. Aber gesund und glücklich."

„Einen braven Mann..."

„Einen sehr braven Mann sogar."

„Der sein sicheres Stück Geld verdient."

„Und es mit Gottes Hilfe noch weit bringen kann."

„Und die zwei Kleinen da! Jesus, was für kugelrunde Spitzbuben das sind!"

„Natürlich haben auch sie ihre Mucken. Aber erstens sind sie intelligente Kinder, ich meine, sie haben was drin im Kopf; und zweitens: gutmütig. Aber auch hübsch genug. Welches gefällt Ihnen am besten?"

„Mir?" Kichernd beugte sich das alte Weib zum jungen hinüber und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Mir? Das... nächste. Das dritte. Was meinen Sie dazu?"

„Warum denn nicht?" Überhell und schnell lachte die junge Frau auf. „Kann schon sein. Ich will nichts verreden."

Digitized by Google

„Und so soll's in einer richtigen Ehe auch sein.“ Vertraulich zu tätscheln begann das alte Weib. „Gerade so und nicht anders. Das lob' ich mir!“

Allerdings in dieser Nacht kam es der jungen Frau, als sie einmal erwachte, so vor, als ob der Mond nicht mehr nur der Mond, sondern noch viel, viel anderes dazu wäre, und als ob er die Zweige des großen Birnbaums nicht mit „silbernem Licht“, sondern mit dem Glanz einer ganzen Welt überflutete. Allein schon beim Frühstück wußte sie von dieser Vision nichts mehr. Streng und rein nur als sie selber, die achtundzwanzigjährige Edith Stöhr, geborene von Reinsperg, und auch umgeben von nichts anderem als von ebenso genau und irrtumlos benamten Dingen, saß sie blank und frisch wie der Morgen selbst mit den Kindern auf dem Söller und betrachtete mit ganz und gar klaren und heiteren Augen dies vom Keller bis zum First hinauf steinechte, holzwirkliche und zu jeder Sekunde inventarbereite Haus ihrer Ehe. Da hinein gehört man, und das gehört einem. Solide gebaut war es, solide von oben bis unten, und nicht einmal die Pforten der Hölle werden es überwältigen. „Kinder!“ rief sie darum die zwei Kleinen. „Auf den Knien könnt ihr dem Herrgott dafür danken, jeden Morgen und Abend, daß ihr just bei Papa und bei mir auf die Welt kommen durftet. Andere Kinder . . .“

Da — und im Nu und wie ein Kartenhaus stürzte der solide Bau zusammen — da gewahrte sie: der junge Mann stand unten im Rasen. Und rief auch schon herauf. „Ich möchte heut gegen fünf,“ rief er, indes ihr das Blut in den Gliedern gefror und die Kinder schon die Treppe hinab ihm entgegenstürzten, „auf die Birmoserhütte auf der Karalpe hinauf, um mir morgen den Sonnenaufgang anzuschauen. Gehen Sie mit?“

Nie im Leben noch war sie bis zu so hilfloser Ohnmacht erschrocken wie jetzt. Weiß wie Schnee bebte ihr Gesicht über dem Söller, und bis in die Fingerspitzen hinaus bebte sie. „Ja,“ rief sie trotz alledem, laut und entschieden, zurück.

„Schön. Dann treffen wir uns Schlag fünf beim Kreuz oben auf dem Hahnenkamm. Sie wissen ja, wo ich meine?“

„Ja.“

Als eilenden, weißen Fleck sah sie ihn die steile Wiese links vom Haus zurückjagen, als sie endlich zu sich kam. Das heißt, richtig zu sich kam sie erst, als er Schlag fünf beim Wetterkreuz oben auf sie zutrat. Was in der Zwischenzeit sich ereignete, geschah durchaus wie in einem Fieber, das sie Knall auf Fall überwältigt hatte, von Sekunde zu Sekunde höher stieg und es zuletzt dazubrachte, daß sie plötzlich wie eine Wahnsinnige aus seiner Flamme herausprang, in den Boden stampfte und erklärte: „Still jetzt! Ich gehe!“ Keine Kleinigkeit, diese Leistung. „Bleib da, Mutti!“ bettelten, immer verzweifelter an ihren Rock gehängt, die Kinder. „Du wirst in ein Gewitter kommen, und dann fürchten wir uns in der Nacht ohne dich!“

„Und ich habe ja morgen Waschtag!“ keifte zornig die Luise in dies Geheul herein; „wer soll denn dann bei den Kindern bleiben?“

Im gleichen Augenblick kam der Briefträger: ein Telegramm von Erich. „Wo ist der Schlüssel zum Kleiderschrank im Mädchenzimmer?“ Was, um des Himmels willen, brauchte Erich auf einmal den Schlüssel zum Kleiderschrank im Mädchenzimmer? Nichts als die Winterkleider, in Kampfer und Naphthalin, hingen darin. Und ... wo war dieser Schlüssel? Genug! Von den Kindern wie von zwei kläffenden Hündchen und von der Luise wie von einem Argus umstanden, — „ich finde,“ platzte die Luise plötzlich heraus, „daß es sich für eine Dame wie Sie wirklich nicht gehört, mit einem hergelaufenen Fremden so über Nacht...!“ Wie ein Pfeil schoß die junge Frau, nicht mehr schneeweiß, sondern feuerrot, zur Haustür hinaus. „Da, Bertl!“ rief sie eilends dem Briefträger zu. „Schau, daß es geschwind...“

Als ob ein Gespenst vor ihr aus dem Boden wüchse, prallte sie zurück. Wer stand jetzt da drüben an der Hecke neben einem staubigen Wagen und lachte unverschämt überraschungseitel? Der — Onkel Bernhard! Erichs Onkel Bernhard. Jener Onkel Bernhard, der, obgleich nur ein besserer Bauer, im Nationalrat saß und von dessen Aktivität in der Pariser Sache alles abhing. „Der Rudi und die Dora,“ das waren sein Sohn und seine Tochter, „sind auch da,“ rief er glückselig herüber. „Sie warten auf dem Bahnhof draußen, ich wußte ja nicht, ob ich dich finden würde.“

Diese Medizin war von allen die bitterste. Dennoch, sie würgte auch diese hinab. Volle zwei Stunden lang und mit einer so betörenden, so abgefeimt bedauernden, Lüge auf Lüge häufenden und zuletzt trostlos verzweifelnden Liebenswürdigkeit schlürfte sie sie hinab, daß ihr endlich vor ihr selber fast bang wurde. „Nein,“ frohlockte die Luise, als sie wahrnahm, wie der Onkel auf die dringende Einladung hin, „mitzugehen“, nur einen schmerzlichen Blick auf seine Leibesfülle hinabtat, die inbrünstig gesäuselte Frage aber: „Ihr bleibt doch ein paar Tage da? Ich bin spätestens morgen abend zurück!“ mit einem felsenfesten „Unmöglich!“

Digitized by Google

beantwortete, — „nein," triumphierte die Luise, „so frech zu sein und trotzalledem zu gehen, das getraut sie sich denn doch nicht!" und stieß zum zehntenmal die Kinder in die Front zurück.

Allein, wen, wen mußte sie zu guter Letzt dennoch, und zwar nicht nur frech, sondern geradezu schamlos unverfroren aufrecht, und lächelnd und mit Nagelschuhen an den Füßen und dem Rucksack auf dem Rücken, die Lehne hinterm Haus hinaufsteigen sehen? „Meiner Seel," würgte sie, kaum mehr zu atmen fähig, aus ihrem puterrot angeschwollenen Hals hervor: „Eine wie die andere! Braucht nur eine neue Hose daherzukommen, und ..."

Beinahe dasselbe aber, seltsamerweise, nur in etwas anderen Worten, sagte sich die junge Frau vor, als sie endlich, vom obersten Wiesenzaun aus, noch einmal herabwinkte. Wie man nur so skandalös vergessen, Kinder, Haus, Wirtschaft und ... den Onkel wie ein verschossener Backfisch im Stich lassen konnte! ‚Soll ich nicht lieber doch noch ... umkehren?'

Zu spät: Da stand er schon, der junge Mann. „Ich habe nicht gehofft, daß Sie wirklich kommen würden."

„Warum nicht?"

„Haben Sie denn . . . keine Angst?"

„Wovor?"

„Gar keine?"

Unbarmherzig lange, vom Scheitel hoch oben bis zu den Sohlen hinab, zwang sie ihn, ihren Blick auszuhalten.

Dann, als ob er Luft wäre, mitten durch ihn hindurch, rief sie: „Gar keine!" und schritt ohne weiteres voran.

*

Bis zur Waldgrenze empor, volle zweieinhalb Stunden lang, wechselten sie nicht ein Wort miteinander.

Es begann im tief zurückgebliebenen Tale schon leicht zu dämmern, als ein beinahe gerade von West nach Ost hinlaufender Steinkamm vor dem dahinter flutenden Himmel hervorwuchs. Sie bemerkten das aber erst, als sie den Fuß darauf gesetzt hatten, und blieben stehen. Es war das erstemal, daß sie Rast machten. Der Kamm war schmal, so daß sie ziemlich dicht nebeneinander darauf stehen mußten. Dies bereitete ihnen offensichtlich Pein. Mit aller Schärfe seines Willens schien jeder von ihnen dem Blick des anderen um jeden Preis ausweichen zu wollen. Als sie schließlich trotz alledem einander ansehen mußten, blitzte es in beiden Gesichtern gleich feindselig auf. „Das hätte ich mir ersparen können!" zischte der ganz klein, spitz und bitter gewordene Mund der jungen Frau.

„Da wäre es, weiß Gott, schöner gewesen, allein zu gehen!" antwortete im Nu die wirr zerfurchte Stirn des Mannes.

„Unhöflicher, flatterhafter Mann!" erwiderte noch schneller die Frau.

„Und du bist ein Stein! Hart und spröde wie Stein!"

„Glaube nur nicht, daß ich mir je etwas aus dir gemacht habe! Gar nichts!"

„Und ich weiß sogar nichts mehr davon, verstehst du, daß wir jüngst miteinander jene schwarze Leiche . . ."

„Warum sind Sie fünf Tage lang nicht mehr gekommen?"

Mit einem Ruck wandte sich der junge Mann um: diese Frage hatte die junge Frau laut und so schneidend, als ob ein Messer redete, ausgestoßen.

„Weil ich mich im Salzburgischen drüben ein bißchen umschauen wollte. Sehr hübsche Gegend."

„Aber warum kamen Sie dann heut wieder, auf einmal, auf die Idee . . .?"

Wie sie zusammenfuhr! Mitten im Satz drin hatte der junge Mann sie einfach an den Schultern gepackt und auch umgedreht. „Da, schauen Sie! Ich meine, es dürfte der Mühe wert sein!"

Und alles, siehe, war verändert. Die letzten drei Stunden wie geträumter Schnee weggeschmolzen. Die vergangenen Tage der Trennung wie der Gipfel sinnloser Qual enthüllt. Die Gnade dieses Wiedererwachens auf derselben Woge Gefühls aber, die sie, verzweifelt bis zur Selbstverhöhnung, schon verebbt gefürchtet hatten, beseligende Gewißheit. Lange standen sie auf dem Felsen des Kamms, und es war fast schon Nacht, als sie die gesuchte Hütte entdeckten. Was zwischen diesem Erspähen fremden Herdfeuers und jenem atemlosen Schauen auf dem Felsen des Kamms durch ihre Seelen zog, hätten sie nicht zu gestehen vermocht.

Auch ihm, dem Mann, schlug das Herz bang bei der Vorstellung von der Nacht. Ein meeralter Senne mit wirrem Graubart und einem Klumpfuß bewohnte die Hütte allein. Er stellte ihnen, nur widerstrebend, ein kaum genießbares Mahl auf den Banktisch an der Bohlenwand, und als sie ihn fragten, wo sie schlafen dürften, wies er, wortlos und schon wieder ins Tor zurückgetreten, auf die Leiter hin, die an der Westecke der Hütte aus dem platschnassen Gras in die einzige Dachluke hinaufführte. Sie verrieten einander nicht, welche neue Furcht dieser Wink in ihnen aufweckte, verzehrten schweigend das Mahl und lächelten sogar dabei. Aber nur aus Verlegenheit.

Plötzlich sprang der junge Mann auf.

Digitized by Google

„Höchste Zeit, daß Sie sich niederlegen! Kommen Sie!"

Auch das aber war nun durchaus wie jenseits von Erde und Menschenleben: wie sie die Leiter zur Dachluke jetzt emporkletterten. Allein kaum hineingekrochen in den nur halbmannhohen und schwerbrütenden Raum, über dessen Heu zwei Laken gebreitet waren, als sie auch schon wieder eilends daraus hervorsprangen. Ohne einander einzugestehen, wie bis ins geheimste Blut sie vor dieser unausweichbaren Enge und Gemeinschaft des Lagers erschrocken waren, saßen sie zuseiten der Leiter auf dem Dachrand unter der Nacht. Deutlich, als ob er in Menschenworten redete, hörten sie den großen Stern herabflimmern: „So bekennt es doch offen! Habt ihr nicht wochenlang schon, Nacht für Nacht und immer heißer, nichts inständiger ersehnt, als eine einzige Nacht unter demselben Dach? Und nun fürchtet ihr euch davor?" Ganz genau vernahmen sie diese Frage. Und erwiderten auch darauf. Jeder vom anderen schon mit dem Auge so weit wegrückend, als der schwanke Platz zuließ, antworteten sie mit dem immer banger und banger erwachsenden Sausen, das in ihrem Innersten drin gleich versprach, wie es drohte: „Ganz recht hast du! Wir sind Liebeerwählte! Auch durch Stein oder Eisen hindurch flössen wir jetzt ineinander!"

Sie krochen zurück.

Doch nicht einmal mehr einander „Gute Nacht!" zu sagen wagten sie, nachdem sie sich schon niedergelegt hatten, der junge Mann auf dem Laken unter der Luke, die junge Frau auf dem an der Wand. Jeder reglos zusammengerollt und mit fest zugedrückten Augen und übergewissenhaft taubgemachten Ohren lagen sie da. Und taten dabei doch nichts anderes, nichts, nichts anderes, als: gewaltsam gebändigten Atems auf den Atem des anderen lauschen. „Schläft sie schon?" „Ist das wahrhaftig er, der da drüben liegt?" „Was denkt sie jetzt etwa?" „Ahnt er, hat er nur die leiseste Ahnung davon, was ich jetzt fühle?" Dabei wurde diese Seligkeit nicht im geringsten etwa dadurch gestört, daß sie sich gleichzeitig mit den nüchternsten Einwänden kritisierten. „Immer noch also der ewige Primaner? Immer wieder noch einmal: Liebe? Kennst du das alte Spiel mit dreißig Jahren noch nicht genug? . . . Diesmal ist es eben die richtige Liebe! Alles, was bisher gewesen, war nur Irrtum . . . Aber gerade in diesen Worten steckt er ja eben, der ewige Primaner! Und Sichselbstbetrüger! Besinne dich doch, wie jedes von den hundert oder noch mehr Malen abgelaufen ist! Und von all den Millionen Frauen, die da herumlaufen, soll es nun wieder nur eine einzige, diese eine und einzige da sein, die . . .? Geh, du widerst mich an! Und Treue? Als ob du noch daran glaubtest, daß es Treue ohne Absicht gäbe! Oder: Liebeglück auf die Dauer! Oder daß der Mann nicht rettungslos — rettungslos! — polygam veranlagt ist! Alter Schwindler!"

Allein sein Gehirn hatte diese Worte kaum gedacht, als er sich aufrichtete. „Schläft sie jetzt?" Zoll für Zoll, mit einer Bravour des Lautlosseins, die kein Dieb vollendeter beherrschen konnte, erhob er sich soweit, bis er auf dem Laken kniete. „Oder . . . hört sie mich?" Bis zum Hals hinauf schlug ihm das Herz. „Aber was tue ich denn? Bin ich verrückt? Gewiß bin ich verrückt; mehr, sogar dumm, simpel, nein, lächerlich, grotesk lächerlich bin ich jetzt!" Aber auch diese Besinnung half nicht mehr. Im Gegenteil. „Das einzig Wahre, Vernünftige und Natürliche ja ist es: so verrückt zu sein! Nicht genug verrückt sein aus Liebe kann man sogar! Und was hat der Mensch Besseres, Ursprünglicheres, Einmaligeres als sein Herz? Gerade das Herz also soll er reden lassen!" Und er ließ es reden. Elle für Elle, mit einer Geduld und Zielsicherheit ohnegleichen, schob er sich näher und näher an das fremde Laken heran, indes sein Herz nun redete. Es redete aber gleich schon soviel, so übersprudelnd rasch, so kunterbunt durcheinander und so außer sich vor Dankbarkeit und Freude über die Freiheit, endlich reden zu dürfen, daß er mit einem wehmütigen Seufzer erkannte, wie schrecklich viele Jahre lang er es schon nicht mehr hatte reden lassen. Es war Unsinn, kam ihm vor, jünglinghaftester Verliebtenunsinn. Aber zugleich war es auch der höchste und der tiefste Sinn, den ein Mensch aussprechen konnte.

„Wenn ich jetzt nur, zum Beispiel, einen Zipfel deines Kleides küssen dürfte! Oder dir wenigstens ein bißchen, ganz, ganz leise mit der Hand übers Haar oder den Arm da hinstreicheln oder, noch himmlischer, dir sagen dürften . . . Gott, was alles würde ich dir sagen! Ich liebe dich!? Nein, das würde ich nicht sagen. Etwas anderes! Ganz anderes! Warte! Nein, gewiß, natürlich, selbstverständlich, ich glaube nicht daran, o, so verblendet bin auch ich nicht, daß wir zwei bis zum letzten Atemzug immer gleich glücklich blieben, wenn wir vereint würden, oder daß die Sterne ihre Bahn änderten, wenn wir nicht zusammenkämen. Nein! Dennoch aber bist du — hör' mich an, hör' mich an, ich schwöre dir das — bist du eben die Einzige, Allereinzige, die mich erfüllen kann. Und keine andere! Keine!"

Digitized by Google

Als ob das redesüchtige Herz plötzlich zu schlagen aufgehört hätte, sank er zusammen. Aber nur für einen Augenblick. Im nächsten kniete er zu Häupten des fremden Leibes. War es auch jetzt nur sein Herz, das so raste? „Eine Frau, jede, auch diese, muß genommen werden!“ begehrte jetzt, was da drinnen so unerbittlich raste. „Oder meinst du am Ende, sie wird beginnen und dir sagen, was sie will? Feigling!“ Noch immer aber vermochte er nicht zu sehen. Nur eine Spur von Schein troff aus den Dachritzen auf die Schlafende. „Wie ahnungslos sie dahinschläft! Schnell! In einer Stunde schon ist diese Nacht vorbei! Ein Hahn kräht bereits! Vorwärts!“ Eilends beugte er sich nieder. Und versenkte sein Auge in das schlafende Antlitz. „Schönes, herrliches und... glückloses Weib, du! Glücklos?“ Neidisch verkniff sich sein Mund. „Lächerlich! Sogar sehr glücklich ist sie wahrscheinlich! Sie hat ja einen Mann und zwei Kinder! Und wäre sie sonst mit mir gegangen, in diese ‚Gefahr‘? Niemals! Aber“ — und durch den ganzen Leib hindurch fuhr ihm der Riß dieses Blitzes — „wozu noch lang fragen? Und forschen? Und überlegen? Mutig doch! Zwinge sie einfach! Sie muß sich bekennen! Ein einziges Armeausbreiten nur, nur ein einziger Kuß, hinabgefragt ohne Gnade in diesen einzigen Mund, und du weißt, ob sie . . .“

Nein! Feuerrot vor Scham wich er zurück. Nein! „Unschuldiges, wehrloses Weib!“ Nein! O nein! Schlief denn dies Antlitz jetzt? Ja! Und wie friedlich! Wie ahnungslos! Und schlief — dennoch nicht. Aber das sah er eben nicht. Nicht eine einzige Sekunde lang in dieser Nacht hatte es geschlafen. Nur Verstellung, krampfhaft angestrengte Verstellung. Alles, alles hatte sie wahrgenommen, auch daß er immer noch in ihrem Rücken kniete, wußte sie. Er aber, nicht einmal soviel las er aus dieser meisterhaften Maske heraus, daß jetzt Angst, ja panische Angst sie durchzitterte. ‚Wird er mich jetzt überfallen?‘ Noch toter machte sich die Maske; nicht eine Feder hätte der Hauch dieses Mundes noch bewegt. Innen aber, hinter dieser Maske, im Herzen unter dieser Maske, doch auch das vermochte dies anbetende Mannsauge nicht zu erraten! ‚Hinterlistiger, du! Verführer, du! Heimtückischer Räuber, du!‘ tobte es entrüstet hinter dieser Stirn drin. ‚Aber warte nur! Warte! Wenn ich diese Augen dann aufschlagen und diese Lippen dann aufmachen und diese Hände dann aufheben werde, um dich, genau in der Sekunde, in der du dich entlarvst, du Scheinheiliger, zurückzu... schleudern! Oh! Schmählich, schändlich, ja läppisch, ... nein, bezeichnend ist es, daß er dies alles nicht errät! Aber eine Wohltat, ein Segen, ein Glück ohnegleichen, nein, die göttlichste aller göttlichen Gnaden hinwiederum, daß er darum auch nicht daraufkommt, daß‘ — lichterloh da entbrannte die Maske und alle Mühe hatten die Zähne, um nicht laut aufzuknirschen — ‚daß diese Angst, dieser Haß, dieser Zorn, dieser Abscheu . . . erlogen, ja, erfunden und erlogen sind! Vollkommen erlogen!‘ Oder wollte sie denn nicht, ersehnte sie denn nicht, erlechzte sie denn nicht bis zum Verschmachten, daß er ihr endlich, endlich...? Was?

Aber — nichts geschah. Gar nichts! Vielmehr erfaßte sie auf einmal nur, daß er geflohen und auf seinem Laken zurückgelandet war. Sie fühlte: ‚Niemals noch habe ich so selig geweint! So inbrünstig gedankt! So begeistert gewußt: du Geliebter! Du Erster! Du Mensch, du! Du Herz, du! Das so gut mich verstand! Mich so treu vor mir selber beschützte! Sich so zärtlich bezwang! Das ist Liebe! Das: Glück! Das: Erfüllung! Nie vergeß‘ ich dir das! Nie . . .‘

„Ist schon... Tag?“

Wie der Engel des Herrn traf die Stimme den Mann.

„Halb drei Uhr,“ antwortete er im Nu.

„Haben Sie geschlafen?“

Er sprang empor. Aber da stand auch sie schon. Von trübem Schein umflossen spürte er sie ihm entgegentreten. Nur noch in ihrem Ton lebten ihre Tränen. Aber selbst dieses Zittern erfaßte er nicht, so sehr zitterte er selber. „Ganz gut. Und Sie?“

„Vortrefflich! Sollen wir schon aufbrechen?“

„Gerade recht!“

„Wissen Sie, wo der Brunnen steht?“

Da krochen sie schon, er voran, sie hinter ihm, durch die Luke zur Leiter hinaus.

„Der Brunnen,“ erklärte er, unten gelandet, „steht gleich rechts vor der Hütte, an der Lehne. Aber bleiben Sie nicht zu lange dabei! Es wird kalt werden höher oben!“

*

Die Welt war an diesem Morgen nichts als ein einziger, dunkelgrauer, kalter und zäher Nebel. Um vier Uhr überschritten die zwei Wanderer die letzte Alm. Um fünf erreichten sie den Steinmann auf der gesuchten Höhe. Aber auch hier oben blieb ihnen, wollten sie nicht auf dem Fuß wieder umkehren, nichts anderes übrig, als, an der Ostseite des überfrorenen Steinmanns niedergekauert, in den unverändert verstockten Nebel hinauszuwarten. Sonnenaufgang? Auf den durfte man heut nicht mehr warten. Dieser Tag

Digitized by Google

Perſeus und Andromeda. Gemälde von Erhard Amadeus Dier

Digitized by Google

Digitized by Google

wird ohne Sonne zu Ende gehen. Ach, wie hochgestimmt und voll Hoffnung waren sie heraufgestiegen. Nun fühlten sie sich fast leer, die Sicherheit, die ihnen diese Nacht geschenkt: in ihren Herzen drin den Schlüssel zu aller Welt zu besitzen, nahm auch gegen ihren heldenhaftesten Gegenkampf von Viertelstunde zu Viertelstunde gefährlicher ab: ein allernüchternster Regentag und nicht mehr, der das Leben in seiner wirklichen Miene entblößen wird, stand ihnen als Echo ihrer Ekstase bevor.

Um so merkwürdiger war es, daß dies bange Bedrücktsein just dadurch zur ausgemachten Niedergeschlagenheit wurde, daß plötzlich, gegen alle Voraussicht, ein unverkennbarer Schimmer trüben, rußigen Rots das Chaos im Osten durchbrach und wie auf einen Schlag überall nun aus seinem randlosen Rund unbestimmte Gestalten emportauchten. Dies Rot verschwand, aber kam auch wieder, erblich noch einmal, kehrte daraufhin bestärkt zurück; nur noch Minuten vergingen, und der rote Schein hatte, bis auf ein paar zottige Flocken, dem ganzen Raum zwischen Hochoben und Tiefunten schon den Nebel weggefressen. Allein weder das Luftige noch das Feste schien dadurch auch schon mitgewonnen zu haben. Schauerlich entmaßt vielmehr und um so dunkler willkürlich und gleichgültig entlarvte sich der dickbeflorte Himmel, und rettungslos verloren in Finster und Nacktheit vergrämte unter ihm sich die Erde. Nein! Weder dort oben noch da unten irgendwo gab es für Menschen eine Stätte der Ruhe. Des Friedens. Des Glücks. Eine Heimat, gestanden sich die zwei Menschen an der Steinmauer. Es fror sie und hungerte sie auch; sie hatten sich in der Hütte nicht mehr die Zeit genommen, ein Frühstück zu bereiten, und rücksichtslos strich jetzt der Wind. Gewiß, sie hatten keinen Sündenfall begangen, und die Welt war vor Milliarden von Jahren schon geboren worden. Dennoch wie Adam und Eva und genau so wie diese zur Strafe und aus göttlicher Rachsucht fühlten sie sich mutterseelenallein auf dieser eisigen Klippe zwischen Himmel und Erde der grinsenden Einsamkeit preisgegeben. Gehen? Oder doch noch bleiben? Immer verzagter, wie Kinder, die sich verlaufen haben und den Heimweg nicht mehr finden, blickten sie einander an. Liebe dann, zur Flamme aufgeloderte Liebe, Sehnsucht und Bitte, und — Ohnmacht lasen sie in ihren Augen. Fast schon ausgesöhnt, ja begierig zu neuem Anfang hinpulsend, ordneten sich die Gipfel, die Täler und die Fächer der Flächen bereits wieder in gesetzlicher Richtung und gemäßem Auf-, Neben- und Aneinander. Als wäre nichts geschehen sogar, nahmen im Süden die Gletscher das Rot schon auf. Erste Bläue erzitterte blank über den Grenzwällen des Westens. Eifervoll schüttelte der Nord letzten Dampf ab. Lückenlos in der Meilentiefe rechts von den zwei Menschen unten erstand das Gerippe eines Engtals mit Straße, Dörfern, Feldern und Wäldern; links eine schüchtern ergrünende Alm. Im Osten aber, genau unterhalb des immer unerbittlicher sich durchnagenden Feuers der Röte, stieg schon der Vorglanz von Schönheit aus der Schlucht auf: Kulisse auf Kulisse fürstlich hochstirniger, adlernasiger und blauflankiger Berge.

„Sollen wir vielleicht nicht doch lieber gehen?"

„Ja, vielleicht!"

Waren ihre Stimmen nun schon so erbärmlich geworden? Aber sie gingen nicht. Die Sonne? Ja, die wird siegen. ‚Wir aber? Selbst ich, die nun weiß, daß sie zum erstenmal liebt,' die junge Frau starrt entsetzt in den immer erbitterter fechtenden Kern Feuers hinüber, ‚selbst ich mußte es kommen sehen. Mußte! Eine Frau, die seit sieben vollen Jahren in der Ehe lebt und zwei Kinder hat! Und... im ersten Begegnen schon ihren Mann und die Kinder vergaß! Unbegreifliche Blindheit! Und da soll ich nicht schuldig sein? Ich allein bin die Schuldige! Er verließ sich mit Recht auf mich! Schändlich!'

‚Wie ein Gymnasiast habe ich mich aufgeführt!' Der junge Mann dagegen, weil er dies zwanghafte Starren der Frau nur zu gut verstand, ballte grimmig die Faust gegen die Brust. ‚Und warum? Weil dieser Spielnarr da drin wieder einmal sein Vergnügen haben wollte! Deutsch gesagt: weil ich's nicht lassen konnte und niemals lassen können werde! Aber wie weiter nun? Etwas muß doch geschehen! Und ich mußte ihn doch, bei allen Heiligen, vorausahnen, diesen blamabeln Augenblick! Ich, und nicht sie! Sie hat ja überhaupt nichts gewußt bisher von Leben und Liebe! Aber ich! Mich allein trifft die Schuld!'

„Hu! Immer noch . . . kälter wird es!"

„Ja." Er sprang sofort auf. „Gehen wir endlich!"

Aber auch diesmal gingen sie nicht. Allein auch dadurch wurde der Zwiespalt in ihnen drin nicht etwa linder. Im Gegenteil. Bitterlich eng aneinander kauerten sie jetzt, nur noch ein Leib, eine Seele und ein Geist, und erwarteten zitternd alle Herrlichkeiten, die der neue Tag, Kaiser aller Möglichkeiten menschlichen Glücks, hinleben wird, lächelnd, über alle Gründe der Erde. Aber sie wußten

Digitized by Google

nicht, daß sie sich vor der Gewalt dieser Angst fast umarmten jetzt. Was noch denken? Was fühlen? Was wissen? ‚Liebt er mich überhaupt?' ‚Ist's gewiß, daß sie mich liebt?' Aber nicht einmal dieser entwurzelnde Gedanke hielt noch. Die Hände einander zerpressend und in gleich inständig bettelnder Bitte der eine am anderen wie der andere am einen, wußten sie nur noch: ‚Nicht eine Stunde lang kann ich noch ohne dich leben!' Und: ‚Die Höllenqual solchen Lebens ohne den anderen! Was dann? Kann das nur eine Sommer-Episode gewesen sein? Man sieht endlich ein, daß nichts „daraus werden kann", steigt, als ob nichts geschehen wäre, von diesem Gipfel ins Tal zurück und „bricht", oder — schließt, kunstgerecht, einen sogenannten Kompromiß, das heißt: zündelt aufs Geratewohl weiter, bis man zuletzt Geliebter und Geliebte geworden ist und der Gatte . . .?'

In diesem Augenblick, wie aus dem Boden geschleudert beide, schossen sie empor: die Sonne war aus der letzten Hülle gesprungen.

„Hören Sie mich an!" schrie er fast, weil diese schwellende Flut Lichts und Lauts alle Welt schon zur funkelnden Orgel umschuf. „Höre mich an jetzt! Nur zwei Worte! Laß dich scheiden von ihm, heut noch, keine Minute verloren, sobald wir zurückkommen, schreibst du ihm und fahre ich zu ihm hin, um mich, wie man so sagt, zur Verfügung zu stellen. Und dann: kurzen Prozeß, so oder so, biegen oder brechen, und du wirst m e i n e Frau! Nichts als Ja oder Nein! Aber: antworte!"

*

Sie hatte sich nicht etwa von ihm gelöst. Sie lächelte. Ja, mit halboffenen Lippen und ohne alle Scham, lächelte sie eine Seligkeit aus, die nicht von dieser Welt war.

„Antworte! Bitte!"

Aber sie vernahm wohl auch diesmal seine Worte noch nicht tief genug in ihre Verzückung, um schon antworten zu können. Sie schaute nur noch stummer, noch reiner, noch wunschloser verklärt zu ihm auf.

„Bitte, antworte!"

Da schloß sich ihr Auge. Aber sie hatte gewiß auch jetzt seine Worte nicht ganz verstanden. Wie um ihnen nachzulauschen darum, aber ohne jegliche Ungeduld oder Mühe, ja, in einem Frieden, der auch die allernächste Möglichkeit von Schmerz weit von ihr wegbannte, hob sie ihr Gesicht langsam höher und höher. Plötzlich auch die Arme. Und noch ehe der Mann nun — das Herz stand ihm still — zu erfassen vermochte, daß er es war, um den diese Arme sich legten, hatten ihre Lippen seinen Mund erreicht.

Vielleicht kam ihr auch, daß sie diesen Kuß küßte, nicht völlig zum Bewußtsein. Dennoch schlangen sich ihre Arme immer enger und fester und küßten ihre Lippen diesen Kuß immer voller und tiefer. Und erst als sie an der fast unheimlichen Ruhe, die den Mann an ihr von Sekunde zu Sekunde zwingender eroberte, fühlen mochte, daß ihre Wonne nun bis auf den letzten Tropfen in ihn hinübergeflossen war, löste sich ihr Mund, glitt sie zurück, neigte sie sich und ließ sich an seiner Brust hängen bleiben.

Währenddem sie so an ihm hing und er seine Frage vergaß, geschah ringsumher Verwandlung über Verwandlung. Weißes Flammengeblitze über dem Morgenpol, hellazurenes Seidendach über dem Westpol, wuchs der Himmel zwischen beiden zu fast trunken kornblumenblauem Bogen empor. Ein einziger strotzend junger und sehniger Riesenleib Glück, erblühte die Welt immer schmäler an Schatten und immer weiter an Licht und bebte irr vor Lust im Geschmeichel der Sonne. Und lachte, nicht Wollust, nicht Begier, nicht Genuß; sondern das Gebet nur der Unschuld, die mit gläubigem Aug, über den Garten der Erde hinweg, in jene Säume nur noch ahnbaren Dufts hinaussehnt, darin der letzte Wink von Gestalt leib- und farblos sich auflöst ins schwebend Unfaßliche.

Alles dieses geschah ringsumher, indes die zwei Menschen, die Frau reglos an der Brust des reglosen Mannes, nach dem Kuß in der Sonne ihres Gipfels dalagen, Stunden nur und dennoch eine Ewigkeit. Und erst dadurch erwachten sie daraus, daß sie plötzlich die nackte Glut des Mittags an ihre Leiber heranpochen fühlten und drei große Vögel den flirrenden Zenit durchschießen sahen. Es war das erstemal nach dem Kuß, daß sie einander wieder in die Augen schauten. Aber kaum ihn gewagt, diesen Blick, und sie erfaßten auch schon das Geheimnis. Staunen, Entsetzen, der Blitz der Entdeckung. Wie Träumende, die ihren Traum weiterpilgern, erhoben sie sich; und dennoch mit der vollen Wachheit Erleuchteter. Und so unerschütterlich durchpulste sie die Gewißheit von dieser Erleuchtung, daß, als sie bald darauf, nun aber schon weit unterhalb des Gipfels und inmitten von Blumen, zum zweitenmal erwachten, sie einander nur noch die Glorie endgültigen Triumphs aus den Augen lesen konnten. Alles, was das Herz begehrte an Blumen, war da zu ihren Füßen zu pflücken: das Edelweiß, der Speik, die Raute, die Alpenrose, die blaue, die rote, die weiße Genziane, das

Digitized by Google

Vergißmeinnicht, das Kohlröschen und der Alpenmohn. Dennoch schauten sie die Pracht nur, lange und wortlos, brachen aber keine einzige ihrer Blumen. Als sie sich endlich jedoch, beide dasselbe freie Lächeln in den Gesichtern, das auch die Welt ringsum lächelte, wieder aufrichteten, gewahrte der Mann, daß das Wort, das ihm jetzt unwiderstehlich auf die Lippen trat, noch schneller schon auf den Lippen der Frau aufgeglänzt war. Wie von einem Strom jähen Feuers durchstoßen, errötete sie. Trotzdem schlug sie den Blick nicht mehr nieder. Ohne zu zögern vielmehr hob sie die Arme zu ihm empor, legte sie auf seine Schultern, und sagte: „Dank, Dank, Dank... in alle Ewigkeit Dank dafür, daß du mir das gesagt hast! Es war, seitdem ich bin, der erste Ruf, der mich gerufen hat, und ich weiß jetzt: bis zu meinem Tod wäre ich tot geblieben, hätte er mich nicht gerufen! Ich hatte noch niemals geliebt!"

Nicht eine Silbe vermochte der Mann zu erwidern. Wie mit blinden Augen sah er zu, wie die Gestalt vor ihm ihre Arme wieder von seinen Schultern nahm, den Fuß aus den Blumen hob, ihm nachfolgte, weiterschritt.

Aber auch die Stunden dieses Ganges fühlten sie nicht mehr als Zeit. Sie schritten einfach nebeneinander über die Erde dahin, und diese Erde war nun ihre Erde. Sie stiegen rasch hinab und machten nicht früher halt, als bis, tief unten schon, ein Trogbrunnen in einer seiner Buchten auftauchte, aus dessen moosigem Rohr, in der Mitte zwischen stahlblauem Fichtenzweigschatten und dem letzten Spiel Sonne auf dem Stammgold, ein dünner Wasserfaden zaudernd herabrann. Aber auch jetzt war es nicht der Mann, der stehen blieb, sondern die Frau: sie trat an den Trog heran, ließ den Rucksack auf den Boden gleiten, setzte sich auf das Holz nieder und sagte: „Und nun will ich dir die Antwort geben! Sie lautet so: Ich liefe mit dir, sofort, bis ans Ende der Welt und kehrte niemals mehr anderswohin zurück, als wohin du mich führen wolltest, wenn nicht... er und die zwei Kinder da wären, die nichts dafür können, daß ich dich mehr lieben muß als sie! Verdamme mich nicht deswegen," setzte sie, kaum hörbar hinzu, „daß ich das nicht schon wußte, bevor du mich riefst! Aber ich wußte nichts vorher!"

„Und du mich nicht deswegen," weiß bis in die Lippen hinein war der Mann geworden, „daß ich mich nicht im Zaum hielt, obwohl ich das eine wie das andere schon von Anfang an wußte! Sträflich genau..."

„Nicht für die ganze Welt," unterbrach sie ihn leidenschaftlich, „gäbe ich diesen Tag noch her! Niemals!"

„Aber es ist nur... einer!"

„Aber Unzählige erleben nicht einmal diesen! Ach!" Inständig beschwor ihn ihr Blick. „Glaube doch nicht, daß ich meinte, ich vermöchte zu trösten! Aber läßt sich das Leben denn wirklich nur nach seinen Jahren messen und nie nach..."

„Nach?"

Feuerrot senkte sie das Gesicht. „Mir ist es, als hätte ich seinen Inbegriff erlebt da oben!"

„Auch mir!"

„Seinen höchsten Gipfel, und mit diesem Gipfel, der allerdings weit über die Wolken hinaufragte..."

„Auch alle anderen, die nur bis zu den Wolken reichen!"

„Den Himmel und mit diesem Himmel auch alle Erde!"

„Kurz, eine Erfüllung," er lächelte wehmütig, „die die Menschen von heutzutage noch für völlig ‚unwirklich' halten; obwohl sie doch so unermeßlich viel wirklicher ist als ihre allerwirklichsten, weil sie all diese ohne Ausnahme und Rest in sich mitumfaßt!"

„Gut kann ich nun verstehen, was du jüngst auf dem Hügel dort sagtest!"

„Und ich... muß es jetzt verstehen!"

„Bist du schon... nicht mehr glücklich?"

Zutiefst in dies schmerzvolle Auge hinein blickte er ihr. „Was wir heute erfuhren, siehst du, das ist: wie der Mensch, solang er im Innersten drin frei ist, sein kann; und wie er, wenn er's nicht ist, sein muß! Morgen schon wieder müssen wir!"

„Jeden Preis — jeden — bin ich von morgen ab bereit, für dies Heute zu zahlen!"

„Täusche dich nicht! Es ist sehr bitter, dies Zahlen!"

„Es kann nur weniger bitter sein, als ich fürchte! Aber selbst wenn es so bitter ist, wie ich fürchte, selbst dann..." Sie sprach diesen Satz nicht zu Ende. Nur der magere Wasserfaden des Brunnens war's, der jetzt noch sprach; auch ihn hatte schon der Schatten erreicht.

Plötzlich schien selbst dies unreimbare Wort nicht mehr zu reden. Der junge Mann war es, der endlich dies furchtvolle Stummsein zerhieb. „Würden andere," so fragte er, „die uns jetzt sähen und hörten, nicht unfehlbar sagen: sie lieben sich eben zu wenig! Sonst wagten sie es wohl und würfen die Flinte nicht schon im ersten Augenblick ins Korn! Feiglinge also, die ihr Unglück verdienen!"

„Wenn wir es hingegen wagten," wider-

Digitized by Google

sprach ihm sogleich und ebenso heftig die junge Frau, „dann sagten sie ebenso unfehlbar: gewissenlose Egoisten sind sie! Auf den Leichen der anderen bauen sie ihr Glück auf!"

„Stirbt es sich in der Tat so schnell?"

Verzweifelt sprang sie empor. „Ich weiß keinen anderen Weg, den ich gehen könnte! Leiber sterben nicht so schnell, ja! Aber: ein Glaube und eine Kindheit! Oh, ich Törichte!" Zitternd an allen Gliedern drehte sie um und floh in den Weg zurück. „Ahnungslose ich, die gemeint hat, sie hätte dich glücklich gemacht!"

„Verzeih mir!" Im Nu war er wieder an ihrer Seite. „Verzeih mir doch, daß ich mich so schwer füge!" Unersetzlich das volle Bild ihres Menschen, vom Scheitel bis zu den Sohlen und bis hinein in die geheimste Regung ihres Innern, fühlte er in seinem untröstlichen Auge erstehen. „Ein Knoten wie dieser ist ja niemals zu lösen, sondern einzig zu zerhauen. Kein Wort vermag da etwas und am wenigsten Vernunft! Einen Pappenstiel kümmert sich das Leben um alle beide, es ist tausendmal mächtiger als auch die raffinierteste Logik! Selbst wenn man den Knoten zerhaut, bleibt darum immer noch Wunde! So sind auch wir jetzt Verwundete! Obgleich wir so glücklich sind! Glaube es mir: ich bin glücklich! Viel mehr, als du ahnst! Schon zu wissen nur, daß du mich liebst und mir folgtest, wenn da nicht..."

„Sage!" Sie waren schon wieder im Gehen; im raschen Gehen. Nur um so schneller aber begann die junge Frau jetzt zu eilen, da sie dies „Sage!" sich abgerungen hatte. „Sage es mir noch einmal! Nähmst du mich wirklich und wahrhaftig mit dir, wenn ich dir folgen dürfte? Sage es!"

„Warum zweifelst du? Überzeugt dich nicht noch viel mehr, daß ich... d i r folge? Weißt du denn nicht, was es mich kostet? Wie ich mit aller Gewalt mich..." Diesen Satz aber sprach er nicht zu Ende: das Haus unten war sichtbar geworden; das Haus, in das sie zurückkehren wollte.

Lange, wie von Fußangeln in den Boden gefesselt, standen und schauten sie.

Endlich, mit völlig erloschener Stimme, und ohne daß er die Frau neben ihm noch anzusehen wägte, sagte der Mann: „Vielleicht werden wir zwei nun auch das noch erfahren: daß einzig der Glückliche auch... der Unglückliche ist! Verstehst du, was ich meine?"

Nur ein Hauch antwortete: „Ja!"

*

Es dämmerte schon, als sie über den Rasen dem Hause zuschritten. Aber sie schritten so leise und mit so weltfernen Gesichtern, daß sie wie Nachtwandler aufschraken, als plötzlich das Tor vor ihnen aufging und zwei Kinder und Luise auf sie losstürzten. Die Kinder schrien nur, die Luise aber schwenkte über ihrem Kopf auch einen Zettel in der Luft, auf einmal jedoch schrien und schwenkten alle drei diesen Zettel und heulten und stampften und befahlen und drohten, ja fluchten und verdammten und jubilierten und posaunten und brüllten Verfluchung wie Jubel gleich derartig furchtbar, daß die junge Frau plötzlich wie zuende- und zugrundegedonnert auf der Bank an der Wand niedersank; das Papier, das sie nicht zu lesen vermochte, in den zuckenden Fingern.

Endlich gelang es ihr. Es war ein Telegramm des Gatten: „Eintreffe morgen früh neun Uhr zwölf."

Was daraufhin geschah, erfaßte sie nicht mehr. In wahren Kettenorgien schrien die Kinder in die schwarzwerdenden Bäume hinauf: „Der Papa kommt! Der Papa kommt!" Ohne Unterlaß, aufreizend wie ein Versammlungsredner und mit dem ganzen Brustkorb schnaufend vor Eifer, schrie die Luise von Kalbfleisch, Filet oder russischen Eiern. „Oder eine Sachertorte! Eine Sachertorte!" Auch die Hauswirtin stand tuschelnd und mit wollüstigem Gegrinse irgendwo in der Nähe, und zwei Hunde, Hunde mit feuerrot heraushängenden Zungen. Auch vermeinte die Besinnungslose auf einmal zu spüren, wie die Scheune ihr gegenüber grell schwefelgelb zu brennen begann, die Küsse zweier unerträglich nackter und feuchter Münder auf ihre kalten Wangen niederprasselten, und eine vollkommen tote Hand ihre ebenso vollkommen tote Hand ergriff und sich gleich darauf wieder, mit einem geradezu teuflisch konventionellen Abschiednehmen aus ihr losriß. „Du!" schrie sie gellend auf, sprang empor...

Sekunde danach lief sie schon durch das Gatter ins Dunkle hinaus. Wo sind die Kinder? Wo ist die Luise? Wo die Bäuerin? Die Scheune? Und... er?

Sie mußte zum Glück nicht lange laufen. Die Hunde und die Bäuerin und die Luise und die Kinder und die Scheune, die saßen, oder standen, oder lagen schon noch irgendwo da. Sicher und geborgen. Er aber, er...? Nein, Gott sei Dank, auch er war noch nicht ganz weg! Nicht ganz weg! Da stand er.

„Ich bitte dich," stieß sie, kaum ihn eingeholt, mit dem letzten Rest Atems hervor, „ich beschwöre dich, flehe dich, bettle dich an, inständig: reise noch heute nacht ab! Ich kann das sonst morgen nicht ertragen!"

Digitized by Google

Keinen Laut erwiderte er. Die Dämmerung verschlang schon den Weg. Überdies waren beider Augen so übervoll von Schleiern, daß sie einander schon deshalb nicht sehen konnten. Wahrscheinlich aber nahmen sie nicht einmal das wahr: daß sie wie Laub zitterten und wie Niedergestochene keuchten.

„Erfüllst du mir diese Bitte?"

„Ja!"

Blitzschnell, fast komisch mechanisch reichten sie einander die Hände. Aber diese Hände waren Luft, oder Moder, oder Nacht; sie fühlten einander nicht.

„Lebe wohl!"

„Lebe wohl!"

*

Der Legationsrat Stöhr litt nicht nur an den Narben eines alten Lungenübels, die ihm immer wieder zu schaffen machten, sondern auch an hochgradiger allgemeiner Nervosität. Diese stempelte ihn schlechthin, besonders aber vor und auf Reisen, zum ausgemachten Hypochonder. Jede, auch die kürzeste Eisenbahnfahrt bedeutete für ihn eine wahre Folter. Natürlich kannte seine Frau diese Reiseangst ihres Gatten. Nichtsdestoweniger war sie auch diesmal bis zu richtiger Verblüffung überrascht, als der Legationsrat, torkelnd, ein gelbgrünes Lächeln der Qual im Gesicht, zwei Thermosflaschen und einen blaugrünen Plaid an die Brust gepreßt und jede der vier Westentaschen mit Büchschen und Schächtelchen vollgepfropft, aus dem Zug stieg, sie und die Kinder nur ganz flüchtig küßte, in eiligster Wut das Wort „Träger!" ausstieß, gleich darauf in sein Abteil zurückkehrte und nun vom Fenster herab und noch aufgebrachter nach dem Träger weiter rief, der doch lange schon vor den Rädern bereit stand.

„Kann die Surri die Handtasche packen? Fredy, du den Plaid da! Ach, da ist ja auch die Luise! Bravo! Dann nimmt die Luise den zweiten Koffer!"

Schließlich kamen denn sowohl der Träger wie die junge Frau, die zwei Kinder, die Luise und der Legationsrat selbst mit Koffern, Köfferchen, Rollen, Körbchen, Bündeln und Paketen über und über beladen, aus dem Zug hervor. Es hatte in der Nacht zu regnen begonnen und regnete nun leidenschaftlich. Der Legationsrat schien das ebensowenig zu bemerken, wie daß seine Familie in Lodenmänteln, die Kapuzen tief in die Stirnen herabgezogen, und unter Regenschirmen einherlief. Er hatte sich im letzten Augenblick glücklicherweise noch eines kleinen Fläschchens mit Validol erinnert, das sonst auf dem Fenstertisch zurückgeblieben wäre. Eine geschwollene, schmutzigbraune Aktentasche unterm einen, einen Stock und einen Schirm unterm anderen Arm, mit der Linken sein geblümtes Reisekissen, mit der hochgereckten Rechten aber dies Fläschchen und die Fahrkarte schwenkend, wankte er schwerschnaufend der Familie nach. Er sah nicht eben vorteilhaft aus heute. Unter einem dunkelgrauen Ulster trug er einen etwas lichter grauen Anzug mit kurzen Hosen, über deren Kniebünde sich graugelbe, zuwenig fest angezogene Wollstrümpfe wulstig umschlugen; auf dem kurzgeschorenen Graukopf aber einen eher zu kleinen, hechtgrauen Filzhut.

„Gott sei Dank, daß ich die Tropfen nicht stehen ließ!" Unschlüssig machte er halt; noch ein letztes, dann sogar noch ein allerletztes Überlegen, schnell darauf aber ein sehr entschiedenes Nicken und, eins zwei drei, das Fläschchen an die Lippen! Niemals nämlich während der Reise machte er von einer der mitgeschleppten Medizinen Gebrauch. Sobald er aber wieder festen Boden unter den Füßen wußte, kam unfehlbar dieses Fläschchen daran; jetzt konnte ihm ja nicht mehr noch schlechter davon werden! Kaum dies Schlückchen geschlürft, als er auch schon felsenfest davon überzeugt war, daß ihm nun gleich besser werden würde. Was ihn allerdings nicht im geringsten daran hinderte, nun als erster durch den Ausgang hinauszuschlüpfen. „Verzeihe," er lächelte dabei, aber nicht etwa verlegen, der Gattin zurück, „du weißt ja...!"

„Sollten wir nicht einen Wagen nehmen?" antwortete die junge Frau.

Allein er war jetzt schon mit dem Abküssen der Kinder beschäftigt. Mit geradezu amtlicher Gründlichkeit besorgte er dies. Aber auch fast ein Rausch kam dabei über ihn. Sogar in diesen fahlen und ein bißchen gedunsenen Wangen stieg ein glückliches Rot auf. Freilich, auch dies Rot ließ ihm nicht gut. Aber es war so echt und so warm, daß selbst diese kleinen und glanzlosen Augen davon lebendig zu werden begannen. „Mordskerle!" Auch die zwei Kinder waren vom ersten Empfang nicht eben erbaut gewesen. Nun aber zogen sie alsogleich, mit unbändigem Geschrei und Gezappel, an. Der Vater küßte sie bis über die eiskalten Öhrchen hinaus ab, tätschelte ihnen tausendmal die braunen Händchen, kniff sie schnalzend in die knusprigen Waden, hob sie endlich alle beide in die Höhe, — „Donnerwetter, was für Felsen!" — ließ sie aber allerdings gleich wieder und sichtlich erschöpft nieder — „da muß ja ein Riese her! Euch geht's ja wohl prima in dieser Sommerfrische, was?"

Digitized by Google

Aber sie plünderten nun schon seine Manteltaschen: Geschenk auf Geschenk, ritsch, ratsch, aus dem Papier gerissen, kam zum Vorschein.

„Mutti! Ein Schwammnetz! Mutti! Zwei Schmetterlingsfänger! Zwei! Und was ist das? Ein Fisch! Ein Gummifisch! Für den Krötenteich, Mutti! Und meine Badepuppe, Mutti! Her da! Mir gehört die Schokolade! Nein! Mir gehört sie!"

Lächelnd und nicht ohne Stolz trat der Legationsrat an die junge Frau heran. „Du aber siehst nicht gerade blendend aus? Hm?"

„Macht die Kapuze!"

„Die Kapuze?" Er hatte sie sehr fest, ganz an sich gezogen, und es schien ihm einen besonderen Genuß zu bereiten, daß er ihren Mund heut geradezu mit Manövern zu erobern gezwungen war. „Aber es regnet ja? Seit wann nur?"

„Erst seit heute nacht! Wochenlang war es jetzt wolkenlos."

Mit einem Schmunzeln trat er von ihr zurück. Lange, aufs eindringlichste und aus fast lüstern gekniffenen Äuglein hervor sah er sie an. Von oben bis unten. Und noch breiter, noch behaglicher wurde sein Schmunzeln. Plötzlich aber — „eigentümlich!" hatte er soeben noch, höchst unsicher, vor sich hin gelispelt — plötzlich, wie ein Schüler, der sich auf einmal wieder daran erinnert, daß er ja durchgefallen ist, ließ er den Kopf sinken, räusperte sich heiser und sagte: „Ja! Mit Paris ist es also nichts!"

„Seit wann denn?"

„Gestern entschied es sich. Darum ja bin ich so rapite capite weggefahren!"

„Schade!"

„Scha...de?" Empört schnellte der Schädel zurück. Ganz voll von rechten Winkeln und wieder gelbgrün war das Gesicht nun, und die Stimme knarrte. „Eine Infamie ist es! Eine ganz gemeine Niedertracht! Skandalös ist es! Fest und steif darauf gerechnet hatte ich schon, ich würde mit der Nachricht hier ankommen können, daß..."

„Gott! Wir haben schon anderes überlebt!"

„Über...lebt?" Ordentlich in die Höhe fuhr er. Ja, was hat denn diese Frau heute? Was, zum Teufel, ist denn los da? Sie sieht ja ganz anders aus heut als gewöhnlich. „Es ist doch in der Hauptsache dein Wunsch gewesen! Du brannteſt doch seit Monaten darauf! Und jetzt auf einmal? Ich muß sagen...!"

„Nehmen wir einen Wagen oder nehmen wir keinen?"

Die Kinder hatten gerade damit begonnen, in den Pfützen, von denen der Platz vor dem Bahnhof voll war, den Gummifisch auszuprobieren. Sogleich, mit unerwartet geschicktem Griff, holte sie der Legationsrat an sich heran. „Später! Zu Hause!" Verzweifelt sträubten sie sich, schrien sie, bettelten sie. Vergeblich. Als ob er gar nicht hörte, stapfte der Legationsrat, je eines an jeder unerbittlichen Hand, der jungen Frau nach, die zu den paar Wagen hinübergehetzt war. Lächerlich! Nicht im geringsten anders als gewöhnlich sieht sie aus! Im Gegenteil! Höchstens noch hübscher! Noch reizvoller! Was für herrliche Beine, zum Beispiel! „Hallo?" rief er ihr plötzlich in rosigster Laune zu. „Was verlangt der Kerl?"

„Zwanzig Schillinge. Gepäck eingerechnet!"

„Daß ich verrückt wär'! Wie lange gehen wir?"

„Kleine halbe Stunde."

„Los also! Wir sind doch nicht aus Zucker. Ich habe meine wasserdichten Stiefel an. Marsch einfach!"

Diesen Entschluß schien er später allerdings wieder zu bereuen. Auf der Höhe des Wegs, der ein Meer spritzenden Kots war, angekommen, sah er sich genötigt, haltzumachen. Die junge Frau — sie trug seine Handtasche — war hinter ihm zurückgeblieben; triefend von oben bis unten sah er sie unterm strömenden Regen jetzt sich verschnaufen. ‚Und es ist dennoch wahr! Sie sieht doch ganz anders aus als gewöhnlich! Warum geht sie nicht neben mir? Kaum ein Wort hat sie bisher herausgebracht.' Die Kinder aber — den Kindern rann das Wasser zu den Schuhen hinein und sie kamen kaum noch weiter mit ihren Reisegepäcken — erfolglos strebten sie da vorne der Luise nach, die mit überlegenen Elefantentritten und aufs angeregteste mit dem Träger plaudernd dahintrabte.

„Du hast doch gesagt: kleine halbe Stunde?"

„Bei gutem Weg und ohne Gepäck."

„Da kann man sich ja die schönste Grippe holen!"

„Deshalb meinte ich ja, wir sollten einen Wagen nehmen."

Genau sah die junge Frau, wie er sich nach diesen Worten stöhnend über den gelben Korb und die Aktentasche zurückbeugte, die er am Wegrand niedergestellt hatte. Und sah dies in Wirklichkeit doch wieder nicht. Vielmehr verstärkte sich in ihr nur das schreckliche Gefühl, in einem ihr völlig unbekannten Lande zu gehen und dabei weder zu wissen, ob Morgen oder Abend, noch ob Sonntag oder Werktag sei. Bis zur

Digitized by Google

Unwiedererkenntlichkeit war die Gegend verändert. Nicht etwa deshalb aber, weil jedes ihrer Dinge vom Schnurhagel des Regens in einzelne Fetzen zerrissen, vom unabläßigen Gejage der Nebel überwandert war, sondern weil rundumher auch nicht mehr der Rest eines Lauts lebte. Zwar schien es oft so, als ob alles, was da noch Wesen war, in psalmenhaft einstimmigem und beschwörendem Chor einherwinselte: ‚Das ist nur der Anfang! Das Dicke kommt erst!'

Allein, erstens . . .

Die junge Frau hob die Handtasche vom rinnenden Gras auf und ging weiter.

Zweitens aber, waren denn alle Tiere und Menschen heut gestorben? Das heißt, vielleicht nicht so sehr gestorben waren sie, als vielmehr in einem Schlaf festgeschlummert, der niemals mehr aufhören wird, oder in einer Narkose betäubt, die . . . nein, auch das stimmte nicht. Sondern: Irre geworden sind sie! Um ihr Bewußtsein, ihr Unterscheidungsvermögen gekommen über Nacht. Dieser Wechsel von gestern auf heut war ja viel zu jäh vor sich gegangen. Gestern noch voller Sommer, und heute — Nichts. Denn das ist ja nicht Herbst, was jetzt ist, sondern Stillstand der Zeit.

„So nimm mir doch um Gottes willen endlich diese verfluchte Aktentasche ab! Ich kann den Krempel nicht mehr erschleppen!"

Sie war bis auf drei Schritte an den Gatten herangekommen, die junge Frau, als sie ihn -- er war am Ende seiner Geduld angelangt — diese Worte herausfluchen hörte. Die Kinder standen jetzt neben ihm; auch sie wußten nicht mehr aus noch ein vor Näsſe, Frost und Müdigkeit. „Mutti, trag mich!" greinte das eine. „Mutti, nimm du die Rolle!" das andere. In der Tat nahm die Mutter sowohl die Aktentasche wie auch die Rolle an sich. Ohne Danke zu sagen, stapften die drei weiter, die Mutter aber, mühsam, ihnen nach. ‚Sind das nun aber wirklich und wahrhaftig mein Mann und meine Kinder?' schienen ihre Augen dabei von Blick zu Blick ungläubiger zu fragen: ‚Nein! Nein! Keineswegs! Das sind ja Fremde! Völlig fremd sind wir einander! Wie kam ich denn nur zu diesem Mann und diesen Kindern? Unbegreiflich! Ebenso unbegreiflich wie dieser Tag ohne Zahl, ohne Maß, ohne Richtung, ohne Ziel! Wie, und das soll nun immer so bleiben? Immerfort nur dieser entwurzelte Tag und diese fremden drei Menschen? Und niemals mehr eine Änderung? Es muß doch etwas geschehen oder kommen, was diese Unmöglichkeit wieder aufhebt? Nein?' Dreimal, viermal, fünfmal, bei sausendem Herzklopfen, und jedesmal unfähiger, auch nur einen einzigen Schritt weiterzutun, blieb sie stehen, und als würde nun auch sie mit dem nächsten Blick schon eine Irre werden müssen, verstörte sich ihr Auge. ‚Das ist ja ausgeschlossen! Das erträgt doch kein Mensch! Wenn keine Uhr mehr geht! Die Zeit wie abgeschafft stillsteht! Da kann sie dann ja nicht einmal mehr vergehen, die Zeit? Es ist jetzt doch höchstens erst zehn Uhr! Also noch drei Stunden bis zum Mittagessen! Zehn bis zum Abendessen! Und dreizehn bis zum Zubett . . .!'

„Gott sei Dank, jetzt sieht man endlich wenigstens das Haus!"

Sogleich und so schnell sie die Füße trugen, rannte sie dieser Stimme nach. „Laßt die Sachen einfach liegen und stehen," rief sie schon von weitem den Kindern zu, „und schaut nur einmal, daß ihr hineinkommt!"

Kaum aber war zuletzt auch sie selber drinnen gelandet, als sie zu ihrer Verwunderung entdeckte, daß ihre Furcht, dieser geisterhafte Tag würde niemals zu Ende gehen können, völlig unbegründet gewesen war: recht brav sogar ging sie vorüber, die Zeit. Erst mußte die Familie getrocknet und neu gekleidet werden. Hierauf schickte sich der Gatte im niedrigen und engen Wohnzimmer an, die Pariser Angelegenheit von A bis Z zu entwickeln. Da auch die Kinder heut im Zimmer zu bleiben gezwungen waren und darin bereits Schwämme suchten und Schmetterlinge fingen, ward er des öfteren dabei gestört und mußte immer wieder von neuem beginnen. Trotzdem kam er schließlich auch damit zu Ende — die Geschichte von Moskau verschwieg er lieber —, als schon das Mittagessen aufgetragen wurde. Es gehörte zu den Vorzügen des Legationsrates, daß er kein Mann des verweilenden Wühlens im Unangenehmen, geschweige denn in Niederlagen war. Die peinliche Beichte einmal abgelegt, wuchs er darum gerade beim Essen in immer zuversichtlichere Stimmung hinein. Das Essen war gut und reichlich, die Stube zwar stickig und düster, aber gemütlich, und: endlich wieder einmal mit Frau und Kindern am selben Tisch zu sitzen, zu Hause, bei sich, und zu wissen: später kommt dann noch ein Täßchen Mokka, dann ein kurzes Nickerchen, dann die Jause, hierauf das Abendessen, und dann endlich wieder einmal eine Nacht, war doch herrlich! „Höchstens mit Oslo ließe sich vielleicht noch etwas machen!" sagte er darum in ehrlichstem Optimismus, als seine Leibmehlspeise, Sachertorte mit Schlag, erschien. „Wenn man es geschickt anpackt!"

Worauf ohne jegliche Überleitung Gurri

Digitized by Google

bemerkte: „Die Mutti ist aber gestern und vorgestern auf dem Berg oben gewesen."

„Auf welchem Berg?"

Donnerwetter, und nun errötete die junge Frau erst noch bis zu flammendem Purpur. „Auf dem Sannjoch," hauchte sie.

„Allein?"

„Nein," beeilte sich aufs eifrigste Fredy festzustellen, „mit dem Onkel, der uns die Pfeifen schneidet und die Mühlräder macht."

„Was ist das für ein Onkel?"

Zum Glück hatte Onkel Bernhard den Kindern nichts mitgebracht; sie verschwiegen ihn also. „Ein Sommergast von der Pension Rauth droben," würgte die junge Frau, tief über ihre Torteschnitte niedergebeugt, wie am Ersticken heraus. „Chemiker oder Physiker, oder so was. Er war mit den Kindern so nett."

„Wieso: war? Ist er schon wieder weg?"

„Ich glaube, er wollte heute weiter."

„Wohin?"

„Keine Ahnung!"

„Merkwürdig!"

„Was ist merkwürdig?"

Aufatmend nahm der Gatte wahr, daß die Gattin schon fast beleidigend harmlos das Gesicht wieder hob; nicht mehr eine Spur von Röte saß darauf. „Aber gestern und vorgestern seid ihr oben gewesen?"

„Man kann die Tour nicht in einem Tag machen. Außerdem wollten wir uns den Sonnenaufgang anschauen. Noch ein Stück Torte?"

Und ob er noch ein Stück Torte nahm! „Und? Schön gewesen?"

„Außerordentlich lohnend!"

„Und: Chemiker oder Physiker, sagst du?"

„Wenn ich richtig verstanden habe. Ein sehr lieber Mensch!"

„Aber für Schmetterlinge kein Interesse? Richtig, er ist ja schon nicht mehr da. Kriegen wir schwarzen Kaffee?"

„Natürlich!" Auch das Bereiten und Trinken von schwarzem Kaffee verschlang ja zum Glück Zeit. Überdies mußte das Zimmer wieder in Ordnung gebracht und das Kinderpaar zu Bett gelegt werden. Alles Zeitverluste. Und, in der Tat, als diese drei Notwendigkeiten erfüllt waren, schien es der jungen Frau, als wäre der Nachmittag schon beträchtlich weit vorgeschritten. „Legst du dich nicht ein bißchen nieder?" fragte sie, ins Zimmer zurückgetreten, den Gatten, der vor der dritten Tasse Mokka in der Ecke saß. „Du mußt doch müde sein?"

„Wenn es nur nicht so hundekalt wäre," antwortete er, aber ohne allen Vorwurf, „so infernalisch kalt!"

„Man könnte ja heizen?"

„Ach, morgen ist's ja doch wieder schön!"

„Weiß nicht. Die Bäuerin meint, dieser Wettersturz bedeute den Herbsteinbruch. Richtig warm werde es kaum mehr werden."

„Feine Aussichten, wenn das wahr ist."

„Du hättest früher kommen sollen!"

„Ja, wenn das gegangen wäre!" Und nun kam allerdings wieder ein Stückchen Paris aufs Tapet. Aber nur vorübergehend, nur so nebenhin. War er doch jetzt viel zu glücklich darüber, der Gatte, daß die Gattin endlich wieder zu reden, ordentlich behaglich zu plaudern begann, als daß er sich die kostbare Stunde hätte verderben wollen. Um keinen Preis! ‚So, gerade so lobe ich mir's ja! Ein gute Tasse Kaffee, sie, die Frau, daneben vor dem Flickkorb, man redet miteinander.' — „Was du sagst!" — „Ja, nicht wahr?" — „Ei, das interessiert mich!" — „Also, so teuer kauft man hier ein?" — „Und erst die Trinkgelder!" — „Hier auf dem Land, bei den Bauern, Trinkgelder?" Aber selbst diese Trinkgelder verdarben ihm jetzt nicht mehr die Laune. Im Gegenteil. Immer beruhigter, bekräftigter, bestätigter hellte sich seine Miene auf und fast lebemännisch genießend zurückgelehnt und die Beine weit ausgespreizt, lag er da. Und dann kommt ja später erst noch ein kurzes Nickerchen, dann die Jause, dann das Abendessen, hierauf wieder ein gemütliches Plauschen, und dann endlich . . .

„Was hast du denn zur Affäre Schlicht gesagt?" platzte er da wie auf dem Gipfel der Freude heraus.

„Welche Affäre Schlicht?"

„Du weißt es noch nicht? Scheiden lassen sie sich!"

„Also doch!"

„Er selber hat es mir vor einigen Tagen gestanden."

„Und warum?"

„Gott, das ging doch schon jahrelang nicht mehr so, wie es sollte. Es hat vor ein paar Monaten noch den Anschein gehabt, als würde sie ihren Freund aufgeben wollen, plötzlich hat sie ihn aber eben doch wieder nicht aufgegeben, und da nun mag er, Schlicht, sich wohl gesagt haben: ‚Schließlich ist sie zweiunddreißigjährig und ich bin einundvierzig, letztes Läuten also für uns beide, es noch einmal, aber anders, zu versuchen!'"

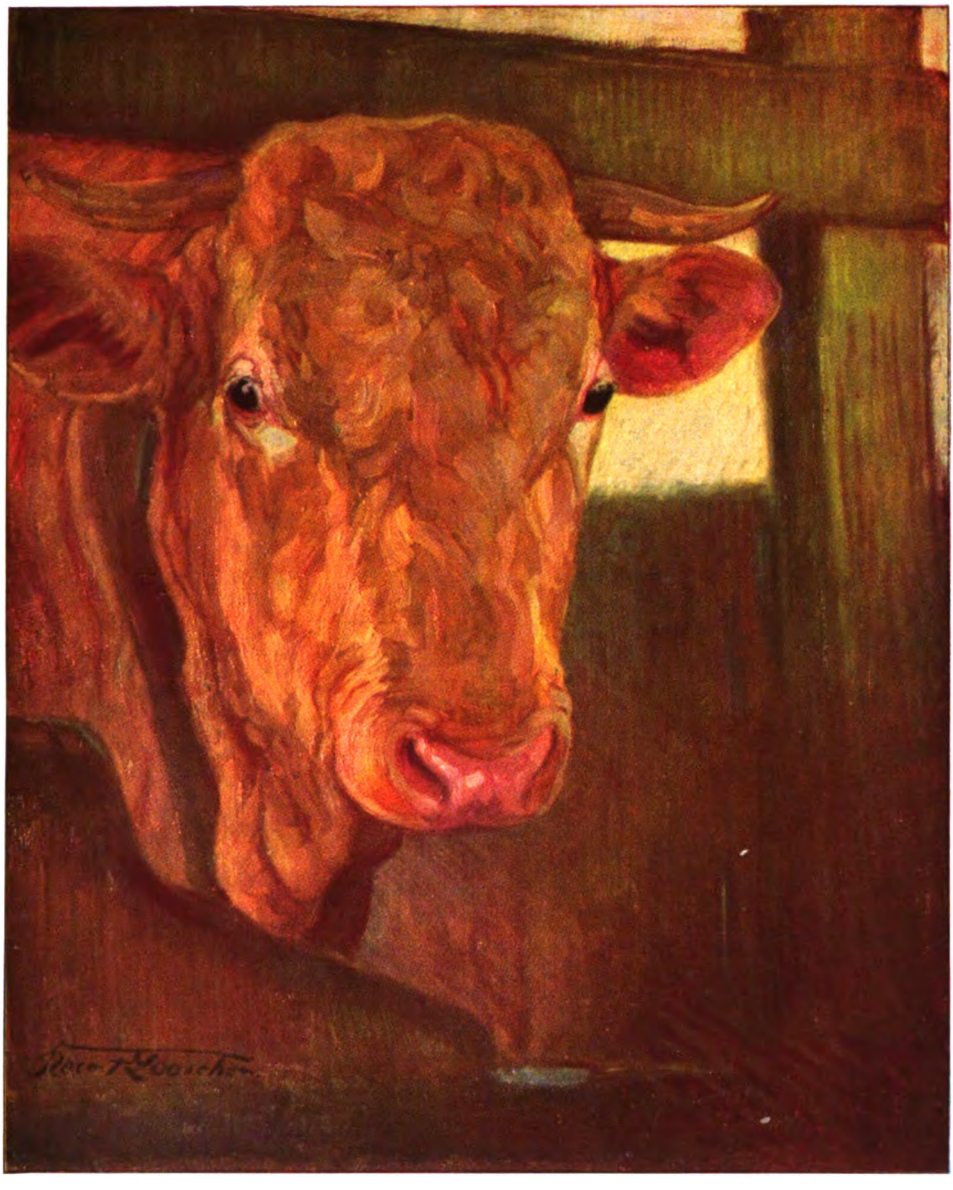
„Aber: drei Kinder!"

„Freilich! Gewiß! Aber sie sind nicht die ersten Kinder, deren Eltern sich scheiden lassen, und wenn sich eine Menage schon einmal derart auseinandergelebt hat wie diese, dann, offengestanden . . ."

„Du bist doch aber sonst . . .?"

„Was willst du?" Überlegen, mit einem

Digitized by Google



Stier. Gemälde von Reent Looſchen

Digitized by Google

Digitized by Google

geradezu eitlen Lächeln des Erhabenseins hob er die Linke an den Scheitel hinauf und begann sich diesen damit zu reiben. „Heutzutage ist man nicht mehr so sentimental. Leben und leben lassen ist heutzutag auch in der Ehe das Motto."

„In der Ehe anderer, meinst du wohl?"

„Selbstverständlich!"

„Wenn es hingegen dir passierte?"

„Was?"

„Das eben! Daß, zum Beispiel, ich, deine Frau . . .?"

Auch jetzt verschwand das selbstgewisse Lächeln auf dem zu runden, ein bißchen angeschwemmten Gesichte nicht völlig. Wohl aber erhob er sich, streckte sich, dehnte sich, gähnte laut und lange, tat dann urvergnügt einen Schritt, schüttelte mitleidig den Kopf und sagte: „Kannst du dir das vorstellen?"

„Ich?" Im Nu schlug sie den Blick auf, schaute ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, unbarmherzig solang ins Auge, bis dieses verlegen zu blinzeln begann, und erklärte dann: „Vorstellen kann ich mir's immerhin!"

„Und ich mir absolut nicht!" Und schnell, als ob er damit einem Aufmucken ihrerseits um jeden Preis zuvorkommen müßte, packte er ihr Gesicht, riß es zu sich empor und küßte es schallend ungezählte Male. „Absolut nie und nimmer! Alles auf dieser Welt kann ich mir vorstellen, aber dies nicht! Absolut nicht! So, und nun lege ich mich wirklich nieder!"

An der Tür drehte er noch einmal um. „Wie sind denn die Betten? Gut?"

„Passiert," brachte sie gerade noch, mit aller Mühe, heraus. Aber da war er schon draußen.

Im nächsten Augenblick: „Nein! Nein! Nein! Nein! Nie und nimmermehr! Nein!" schrie sie, die Hände an den Schläfen und Empörung in allen Gliedern, auf, schoß empor und ans Fenster.

Kaum aber getroffen von dieser Peitsche Naß, Stummheit und Fahlnis, und wie von selbst schlugen sich die Hände über die Augen und schnellte der Leib, als entstiege er zerschnittenen Fesseln, bebend in seine höchste Höhe. „Nein! Nie und nimmermehr! Nicht ein einziges Mal mehr! Ich kann nicht! Ich will nicht! Lieber sterben!"

Trotzdem, sonderbarerweise, folgte sie, nur eine Minute später, fast gleichmütig der Luise, die mit der Botschaft hereingekommen war, Fredy drüben weine, er habe Halsweh. Ja, beinahe aufgeräumt schien sie zu sein, als sie an das Bettchen herantrat, und wandte eine überirdische Geduld an, um dem Schreihals endlich den bekannten Löffel in den Schlund hineinzubringen. „Einbildung! Gar nichts fehlt dir! Den Mund hast du offen gehabt beim Schlafen! Das ist alles!" Auf dem Rückweg ins Wohnzimmer aber fiel ihr ein, daß sie ja Fredys zerrissene Hose noch flicken müßte. „Er hat sonst, wenn er aufsteht, nichts Richtiges anzuziehen heute!" Allein noch währenddem sie, vor dem neuerlich geschlossenen Fenster, an dieser Arbeit saß, trat auch schon der Gatte wieder ein. Wie, so spät schon? Und, wiederum, noch indem sie dies fragte, brachte die Luise schon den Tee, und kaum waren die Tassen aufgestellt, als auch die Kinder schon dastanden. Dies verstand sie nicht. ‚Sind am Ende die ganzen letzten drei Wochen ein Traum gewesen? Oder bin ich nur eben ein blödes Lamm, ein geduldiger Schwamm, ein Stück schändlich passiven Tons, das jeden Eindruck gleich bereit aufnimmt, aber auf keinen hin mit klipp und klarem Nein! revoltiert?'

„Zitrone oder keine Zitrone?" Nadelspitz klang ihre Stimme, als sie den Gatten dies fragte. Ohne weiteres auf und davon gehen, auf der Stelle, würde ein Weib, das Person ist! Das Mensch ist! ‚Ich aber, ich, natürlich, ich Spießbürgerin . . .!'

„Nun?" Und jetzt klang sie sogar schon gefährlich, ihre Stimme, „du hörst wohl gar nicht?"

In der Tat: der Gatte hörte nicht. Vielmehr rieb er sich noch immer die Augen, gähnte gesättigt und lächelte protzig und schien fast so etwas wie Genugtuung darüber zu empfinden, daß diese glückselige Gleichgültigkeit sie so sichtbarlich ärgerte. Plötzlich jedoch, und zwar nach einem neuerlichen und besonders langen und genießenden Gähnen, sagte er: „Sollte man, was meinst du, später nicht doch den Versuch machen, vors Haus zu gehen?"

„Selbstverständlich!" erwiderte sie, obwohl sie dies noch weniger verstand, alsogleich, und sprang auch schon auf. „Hier erstickt man ja mit der Zeit!"

Trotzdem sickerte schon die erste Finsternis durch die dick angesoffenen und um so gestaltloser aufgeblähten Nebel hernieder, als das Paar aus dem Tor trat. Wohin? Aber hier gab es bei Gott keine Wahl. Sie mußten in den erstbesten Weg hinein, der sich ihren Füßen anbot, und auch dieser war Morast ohne Ufer. Aber hatten nicht noch gestern da ringsumher Höfe und Bäume gestanden? Oder nicht? Und da drüben ein Wiesensteig zum Wetterkreuz hinaufgeleitet, und über das Kreuz hinauf in sonnigen Wald? Oder auch nicht? Komisch! Nein, von diesem Heut in dies Gestern zurück führte wahrhaftig keine Brücke mehr! Aber wenigstens eine Stimme war jetzt wieder wach!

Digitized by Google

Freilich, eine erbärmliche, entsetzliche, Stein und Bein erweichende Stimme. Eine Flötenstimme. Ein Bauernknecht wohl bläst da weißgottwo aus seiner Sintflut- und Sonntagabend-Angst heraus seine Flöte. Zweifellos eine selbstgemachte, lächerlich kindliche und kindische Flöte mit nur zwei oder drei Löchern. Gott, was für eine quälende Stimme! Aller Jammer dieser Welt . . .

„Eigentlich ganz stimmungsvoll, nicht?" In diesem Augenblick lachte der Gatte an ihrer Seite höchst zufrieden auf. „Ländlich!"

Wie unter einem Rutenhieb zusammengefahren war sie unter diesen Worten und dem Ton dieser Worte. Schneller, schnell, atemlos gehetzt über Stock und Stein und durch Wasser und Finster, begann sie dahinzulaufen. ‚Dieser Mann da neben mir ist also doch mein Mann! Und nichts weniger als ihn einfach ermorden müßte ich, damit ich mir einbilden könnte, er hörte auf, es zu sein und es zu bleiben! Aber fände ihn daraufhin wahrscheinlich nur noch gewisser und unabschüttelbarer und unwiderruflicher als meinen Mann wieder!' So geschnellt nahe an einen großen, schwarzen Felsblock war sie in dieser vernichtenden Erkenntnis herangekommen, daß sie mit beiden Knien an seiner eiskalten Wand anprallte. „Herr im Himmel, hilf mir! Ich weiß nicht mehr ein noch aus!" Mitten in diesem Stoßgebet aber erinnerte sie sich daran, diese Flöte schon gehört zu haben, als sie im Haus unten Fredys Hose geflickt hatte. Also vor vielen Stunden schon! Und nun blies er noch immer, dieser Wilde, dieses Tier, dieser Wahnsinnige da, weiß Gott wo in seiner Folterkammer drinnen! Noch immer! Wahrscheinlich wird er sie also auch noch den ganzen Abend, die ganze Nacht hindurch blasen, diese ganz erlogene, feige sich duckende, verschweigende, erduldende und zähnezusammenbeißende Nacht hindurch blasen, ja, vielleicht sogar noch . . .?

„Kehren wir um!" stieß sie, schreiend fast, heraus.

„Nun höre aber einmal, Edith!" Rücksichtslos an der Schulter gepackt hatte er sie, der Gatte, und drehte sie nun um. „Du bist ja vollkommen verändert! Was ist denn los?"

„Unsinn! Diese Flöte geht mir einfach auf die Nerven!"

„Aber . . .?"

„Lächerlich!" In derselben Sekunde aber fiel ihr etwas Grauenhaftes ein. Die Flöte trillerte soeben; falsch, schrill, besessen und inständig. Und Lehm, Pfütze, Regen und Wind prasselten soeben als kannibalisch gut treffende Vierfalt an ihren schreckgebeutelten Leib heran, als ihr dieser Einfall auch schon das Hirn zerbiß. Sie empfand nur noch, wie sie, vors Haus zurückgekommen, das Tor aufriß; dann aber, als ob die Flügel der Welt mit ihrem letzten Schauer Spotts und Gelächters um sie zusammenschlügen und sie nun endgültig zerpreßten, nichts mehr. Wie Schatten eines Fiebertraums, aber immer noch durch das Gewinsel der Flöte hindurch, gondelten die zwei Kinder an ihr vorüber. Wie nur verschwommen gemalt sah sie das Abendessen unter der Lampe sich beginnen und vollenden. Und als sie endlich gewahrte, wie der Gatte, mit ihr allein geblieben vor dem Tisch, nun seine Schmetterlingsachen auskramte: die Spannbretter, die Löschpapiere, die Nadeln, Klammern, Etiketten, Pinzetten, Fläschchen und Stöpsel und Bücher, wußte sie in der Tat nicht mehr, ob sie es war, die das wahrnahm, oder eine andere.

„Und der Kerl da draußen flötet immer noch weiter!" lachte der Gatte einmal höhnisch auf. „Alle Achtung vor soviel Atem!"

„Ja!" antwortete sie daraufhin, deutlich und beinahe auch höhnisch; „ja!" Aber nun wußte sie eben auch schon, daß das keineswegs sie antwortete, sondern eine andere. Überhaupt alles wußte sie jetzt. Gar alles. Und da sollte man nicht höhnisch dreinlachen? Wenn einem plötzlich einfällt, daß man nicht einmal weiß, ob er — ‚Welcher er?' — ‚Nun: er eben! Er!' — schon weggereist ist, oder noch nicht; wohin er reist oder reisen wird; und — wo er zu Hause ist? Hamburg oder Hannover? ‚So daß ich selbst im Notfall nicht schreiben könnte! Weil ich nicht einmal seine Adresse weiß! Sondern geradezu mit einem Steckbrief nach ihm fahnden lassen müßte, wenn ich ihn wiederfinden möchte! Und da will ich Verrückte noch immer nicht einsehen, daß es schon deshalb ein Wahnsinn ist, noch auf irgend etwas zu hoffen, weil es eben ausgeschlossen, mehr, unmöglich, einfach menschenunmöglich ist, daß ich ihn je noch . . .!'

„Es sollen hier in dieser Gegend," bemerkte der Gatte — sein Gesicht in dieser Versunkenheit hatte jetzt etwas fast rührend Jungenhaftes — „ein paar ganz besonders seltene Noctuidae und Tortricidae vorkommen. Bin neugierig!"

„Wie viele hast du jetzt schon beisammen?"

„Schmetterlinge überhaupt? Im ganzen? An die viertausend."

„Kolossal eigentlich!"

„Und repräsentiert einen Haufen Geld! Meltzer neulich meinte . . . Hallo!" Wie ein überraschtes Kind, lachend übers ganze Gesicht, fuhr er auf, diebisch vergnügt lauschten

Digitized by Google

die gespannten Ohren zum Fenster hinaus. „Jetzt hat er tatsächlich aufgehört, der Virtuose da draußen! Hörst du?"

„In der Tat!"

Ja, tatsächlich. Jetzt war auch noch diese Stimme gestorben.

*

Im Hausflur unten hing eine große, schwarze Kuckucksuhr; die Kinder liebten sie abgöttisch. Es rasselte gerade das Tor des Kuckuckshäuschens auf und der hölzerne Vogel bekam aus der Tiefe empor das metallene Zeichen, sich zur Mitternacht bereitzuhalten, als im Korridor oben behutsam eine Tür auf- und wieder zugeklinkt wurde: die junge Frau schlich hinaus.

Auf den Zehenspitzen, wie ein Dieb, wartete sie bang so lange auf der knisternden Diele, bis der Kuckuck unten herausprang. Er sprang heraus; im Nu, wie in stürmischer Mai-Erinnerung, schwang das ganze Haus mit; im Schutz dieser zwölf Schalle aber flitzte die junge Frau in den Söller hinaus.

Genau zur gleichen Sekunde geschah es in einer weit, weit von diesem Söller entfernten Bahnhofsrestauration, daß der einzige Mensch, der da noch unter der zu hoch hängenden Lampe im kalten Grau saß, ein schlanker und sonnbrauner junger Mann, mit einem wilden Ruck von seinem Tisch auffuhr: „Jetzt! Jetzt geschieht es! Oder ... ist es schon geschehen?" Seit zwei Stunden schon saß er vor diesem trüben Tisch da und wartete. Worauf? Die Arme hatte er auf dem rot-weiß karierten Tischtuch liegen, in der rechten Hand saß ihm ein Bleistift, unter beiden Händen aber, wie unter einem Block unüberwindlichen Widerstands, funkelte ein Stück weißen Papiers. „Ermorden!" stieß er nun, das Auge wie einen Dolch durch die Fenster der gegenüberliegenden Wand in die Nacht hinausgezückt, schäumend hervor. „Mit einem einzigen Streich niedermachen, den Schänder! Aber auch sie! Ja, auch sie! Diese Feige! Diese ... diese Mörderin!"

Mörderin? Wessen?

Langsames, hämisches Lächeln wischte den Zorn vom geknissenen Mund weg. Als ob dieses Schicksalchen, das er da litt, nicht ein Allerweltsschicksal wäre! „Warum soll es gerade nicht auch mich treffen? In drei, vier Monaten ist's ja ohnehin schon wieder überwunden! Und: soviel Aufregung wegen nur eines Leibes? Ehe ist eben Ehe!"

Gleichviel, noch einmal, und nur noch verzweifelter: „Jetzt! Jetzt! Jetzt!" stöhnte er auf. „Jetzt!" Wie abgeschnitten fiel ihm der Kopf auf die Arme herab, irr begannen die Füße unterm Tisch Protest zu stampfen, und tobsüchtig bissen sich die Zähne aufeinander. „Nie, solang ich lebe, werde ich den Gedanken an diese Hinrichtung gewöhnen können!"

Selbstverständlich konnte die junge Frau auf dem Söller von alledem weder etwas hören noch sehen. Auch sah und hörte niemand sie. Sie hatte nur einen himmelblauen Schlafrock über das Hemd geworfen und nicht einmal Schuhe angestreift. Es fror sie darum so erbärmlich, daß sie sich mit eng aneinander gepreßten Gliedern über die Brüstung legen mußte, um das Klappern besiegen zu können. Es regnete nicht mehr. Die Hauswand, das Söllerholz, die Scheune gegenüber im Holunderblatt, der Rasen, die Hecke, die Bäume ruhten wie jenseits von Leben und Tod in einer halb schwarzen, halb milchgrauen Starre. Im Himmel oben aber schoben — oh, noch lange nicht regenmüde! — Wolken dahin; tintedunkel und träg schleichend die einen nach Osten; andere, fahle, tiefere und wütend dagegen gestemmte, nach Norden. Auch davon sah die junge Frau nichts. Sie fühlte nur. Fühlte diesen trostlos ums Holz gewundenen Leib als eine einzige pulsende Schande; die Seele schonungslos als Verräterin und den Geist als den Beelzebub der Verleugnung. Hatte sie recht getan? Ja, sie hatte recht getan! Hatte sie unrecht getan? Ja, sie hatte unrecht getan! Hatte sie also recht oder unrecht getan? Das war aber nicht herauszubringen! Herauszubringen war nur: ‚Nichtswürdig bin ich! Kein Mensch mehr! Kein Weib mehr! Sondern nur noch eine Dirne! Eine Dirne der Ehe!' Obgleich ihr nicht einmal dieses niederschmetterndste aller Gefühle, in deren Dickicht drin sie wie eine Fliege im Spinnennetz zappelte, richtig klar wurde. Nicht einen einzigen Gedanken mehr vermochte sie zu denken. Ja, nicht einmal das Auge noch offen zu halten war sie imstande. Ebensowenig erhoffte, erflehte oder auch nur erwartete sie noch etwas. Das heilige Gefäß der Liebe, zu dem sie vor zwei Tagen geweiht worden, war eben zerschlagen worden vor einer Stunde! Und lag jetzt ein für allemal in Scherben. Und sie selbst ja hatte es zerschlagen helfen! Nicht einmal ein Wunder also konnte da noch retten!

Schaudernd, noch enger, noch schmaler, noch nichtsfüchtiger kroch sie zusammen am Holze. Und noch tiefer in die Luft hinab sank ihr das Haupt. Nicht, natürlich, gewahrte dies Haupt dabei, daß es gerade, indem es so sank, erblickt, und zwar just von jenem jungen Mann in jener weit, weit entfernten Bahnhofsrestauration erblickt wurde. Ganz auf einmal, und zwar haargenau erblickte er es. Aber, merkwürdigerweise, auch sie ihn; im ganz gleichen Augenblick auch sie

Digitized by Google

ihn. Ja, sie erblickte sogar das schmutzige, rot-weiß karierte Tischtuch, auf dem seine Arme lagen, und den Manschettenknopf an seinem linken Armelende und das Stück weißen Papiers unter seinen Händen. Hingegen erblickte sie nicht den Zug tiefster, oh, zu jeder, ja jeder Verzeihung bereiten Liebe, der in seinem Gesicht aufflammte, als er sie nun erblickte, und zwar ebensowenig, wie er ihre schlotternde Verzweiflung erkannte. Gleichgültig kühl vielmehr, ja geradezu hochmütig schien ihm dies gesunken in die Luft hinabhängende Haupt herüberzusehen. ‚Ich habe dir doch offen erklärt, daß ich in meiner Ehe bleiben werde!' Während sein Gesicht, so, wie sie es erblickte, ihr aus wandweißer Verachtung heraus die Worte herüberschleuderte: ‚Niemals hätte ich's für möglich gehalten, daß du d a s übers Herz bringst!' Trotz alledem, und dies wohl war von allem Merkwürdigen das Allermerkwürdigste: plötzlich, und ehe sie noch zu erfassen vermochten, daß jetzt auf einmal nicht nur jeder den andern sah, sondern nun auch schon wußte, daß er auch vom andern gesehen wurde: plötzlich, und zwar genau zur selben Sekunde, da, in seiner weit, weit entfernten Bahnhofsrestauration draußen, er vom Sessel aufsprang, schnellte sie von der Söllerbrüstung zurück und standen sie einander schon gegenüber.

Nichts in dieser Begegnung aber war so niederschlagend wie die Erkenntnis, die sie im ersten Blick schon durchzuckte: trotz allem Wissen um das Entsetzliche, das seit einer Stunde zwischen uns steht, — jauchzend einander in die Arme fallen müßten wir; auch hunderttausend Besudelungen, Vergewaltigungen, ja Verbrechen der Untreue vermöchten dies Wiederineinanderstürzen nicht mehr zu verhindern!

Allein auch dies Erfassen währte nur so lange, als ein Blitz braucht, um zu zünden: er erlosch, und mit einem Aufschrei des Erlöstseins brach die junge Frau in Tränen aus. In ein Meer von Tränen. Im Nu war sie nichts mehr als Tränen, Hände, Brust, Wangen, Mund und Arme, dieser ganze, zerschundene Leib nur noch Träne. Die Finger um die Brüstung gekrallt, auf daß sie nicht sinke, dennoch gebeutelt von oben bis unten von der Flut, die nun, nicht mehr zu bändigen, aus ihrer Wunde hervorbrach, bebte sie zwischen Luft und Luft, Nacht und Nacht, Ton und Ton wie ein stürmisch dahinbrausendes Rohr, das nicht eher mehr aus diesem schwelgerischen Pendeltanz in den Rhythmus der Ruhe zurückebben will, als bis auch sein letzter Rest Mark, zu Hauch, Hall und Klang gelöst, in das endgültig entbindende Nichts hinausgeweint sein wird.

Gerade diese Hemmungslosigkeit aber und dies frönende Sichdahingeben an sie war es, was den jungen Mann da vor ihr bis zur besinnungslosen Wut erbitterte. ‚Jetzt, natürlich, weil es zu spät ist,' fuhr er empört auf sie los, ‚jetzt heulst du! Und ich habe ihn erst noch gesehen, deinen grauen Erich! Hinter dem Pfeiler des Bahnhofsausganges stand ich gestern morgen verborgen, um ihn mir noch anzuschauen! Und für diese Karikatur nun, diesen Philister, Pedanten und Egoisten, hast du mich verlassen! Mich! Der dich liebte, wie er noch niemals einen Menschen geliebt hat! Und dem du selbst eingestandest, daß er der erste und einzige sei, den du..., ach, schade um jedes Wort! Eine Frau, die das über sich bringt, hat kein Recht mehr zu weinen! Gehört mit vollem Fug in eine solche Ehe! Und nicht in die Liebe! Der gebührt dieses Zuchthaus!'

Jedes dieser Worte, jedes dieser Worte hörte sie; genau sogar. Auch, daß er sich nun geradezu haßvoll aus dem Fleck Boden losriß, auf dem er gestanden, und im Nu darauf, und wie von unwiderstehlichem Abscheu hinweggetrieben, über den Söller zurückschwang und an jenen trüben Tisch in der weit, weit entlegenen Bahnhofsrestauration zurückflog, nahm sie deutlich wahr. Dennoch rührte sie auch nicht ein Fingerchen dagegen. Im Gegenteil! ‚Du hast recht! Tausendmal recht! Vollkommen recht! Ich selbst, ganz allein ich selber habe dies dir und mir angetan!' schien sie mit jedem Glied, das da zwischen Ton und Ton, Luft und Luft, Nacht und Nacht unheilbar weiterweinte, ergeben zu nicken. Dabei, sonderbarerweise, sah sie ihn, trotzdem er doch nicht mehr da war, immer noch. Schmetternd krähte ein Hahn irgendwo. Jäh eine bleiche Spur Ungewiß, blitzschnell aufraschelnd und ebenso geschwinde wieder ersterbend, flog über den dampfenden Rasen unten hin. Oder war das gar schon eine Frühglocke? Höllenstrafen: diese Glocke, dieser Husch, dieser Hahnschrei! Aber die allerbitterste von all diesen Strafen war doch die: daß sie den Mann immer noch sah! Mit aller Gewalt richtete sie sich auf und taumelte an die Wand zurück. Aber auch jetzt sah sie ihn noch! Wie durchspießt von seinem unbarmherzigen Blick ließ sie sich auf die Bank niederfallen. Aber auch jetzt sah sie ihn noch! Auf! Und ans Holz zurück! Aber auch jetzt sah sie ihn noch! Allein — und dies nun erst, bei Gott, war die entsetzlichste von allen Strafen! — keine einzige Träne saß jetzt noch ungeweint in ihr drinnen. Alle, bis auf die Neige alle waren sie ausgeweint. Und dennoch: selbst mit diesem leergeplünderten, blank beraubten und unwiederbringlich auch

Digitized by Google

noch um ihren letzten Schatz, ihren Schmerz, betrogenen Auge sah sie ihn immer noch. Immer noch! Zwar sah sie nicht, wie er jetzt plötzlich, mit entschlossenem Ruck, das funkelnde Blatt Papier vom Tischtuch unter seinen Händen heraufholte, den Bleistift ansetzte, und nun endlich und wirklich zu schreiben anhub; sondern nur, wie er, unversöhnbar verstockt, den Kopf in die kalte Gräue des Raumes emporriß, von neuem wie ein Messer den Blick durch das dämmernde Fenster hinausstieß, und nun ...

Als ob ein Erdbeben an die Mauern, die sie trugen, heranpolterte, erzitterte sie. Denn das ist ja nicht möglich! Das ist Täuschung! Phantasie! Dieses Auge da draußen ... dieses Auge da haßt ja nicht! Und diese Stirn da verachtet ja nicht! Und dieser Mund da, dieser zärtliche Mund ...

Es war wahr! Dieser Mund lächelte! Wohl Leid war's, was er lächelte; ein ganzes, volles Grab von Glück, Sehnsucht und Sonne. Aber selbst dieses Grab war nur Liebe! ‚Täusche dich nicht!' redete ihr jeder Zug dieses Liebesgesichts unversehrt und eindeutig durch die Ferne herüber zu, ‚ich weiß, daß du es noch schwerer hast als ich! Weiß es gut! Aber' — und noch starrer erstaunte sie: ward es jetzt nicht sogar schelmisch, dies Lächeln? — ‚aber, gesteh es doch offen, wären wir nicht einfach zu prügeln, ja, zu prügeln, wenn wir uns nun als nicht erwachsen genug erwiesen, unser Unglück mit unserem Glück zu ... besiegen? Freilich, durch und durch muß man das Leben schon kennen, um das zustande zu bringen! Aber ... wenn wir zwei es seit vorgestern nicht kennten? Nicht wahr?'

Kaum zu atmen wagte sie zur Antwort. Und noch weniger dies Lächeln, diesen Schalk und diese Worte zu glauben. War aber das Morgenwerden schon soweit vorgeschritten, daß ihr Gesicht sich so lebendig erhellte und ihr Leib sich so leicht zu erheben verstand? Hoch oben, links, aus dem weichenden Dunkel, sah sie, stieg ein vertrauter Gipfel mit dem ersten Schein Lichts in die Wolken. Nein, nein, gewiß nicht wird diese süße Verheißung sich erfüllen! Tagelang, wochenlang, jahrelang vielmehr wird es weiterregnen, und einsam ... ‚oh, einsam,' rief sie plötzlich, wie mit einem Schlag neu erwacht, ins Erwachen der Welt hinaus, ‚wird es sein, und wird bleiben! So einsam! Aber ...'

Unsicher, in einem allerletzten schwindeligen Zweifel, floh sie einen Schritt nach hinten. Gleich darauf aber wieder an die Brüstung zurück. Nein! Kein Zweifel mehr! Klarheit ist's; Wahrheit! ‚Aber ... ein Herz hab' ich jetzt!'

Und jauchzend, und wie um ihn schon anzubeten, diesen himmlischen Strahl, der nun endlich die Finsternis ihres Suchens zerbrach und sie schon strömend mit Glanz überschwemmte, preßte sie die Hände aufs Herz. Da, da drin, ja, da drin lebt und stirbt alle Welt jetzt! Alles was ist und nicht ist, rauscht und schweigt jetzt da drinnen! ‚In meinem Herzen! In diesem Menschenherzen! Und nichts mehr, selbst die Sintflut nicht, wenn sie noch einmal herabstürzte und diese Welt da ersäufte, kann es je noch erreichen! Nein! Nichts mehr! Gar nichts mehr!' Wie vorausgesehen erblich oben links in der Höhe der erste Schein Morgens schon wieder. Und stieß Südwind, schwarzblau und feucht, an das zuckende Holz heran. Und ... fielen schon Tropfen. Gleichviel! Nur noch inbrünstiger die Hände über dem neugeborenen Herzen, das in stürmischer Ungeduld schon Hammer auf Hammer in den werdenden Tag hinausschlug, um ihn, und wäre er auch aus grauestem Zinn gefügt, zu Gold umzuhämmern, stand die Sehende, Hörende, Wissende klar und frei vor dem wieder sinkenden Regen. Und lächelte. Leid, oh, ein ganzes Riesengrab Glück, Sommer, Sehnsucht und Wonne! Aber auch die Ahnung, nein, schon volle Gewißheit davon, daß sie bis in die sprödeste Zelle ihres Wesens hinab von nichts anderem mehr angefüllt war als von brausender Liebe! Und daß die ganze Welt, ja selbst diese trostlos entstellte und zerpflückte Welt rings um sie da herum wie ein zweites, gleich trunkenes Liebesherz ihr inständig entgegenbebte: „Du und ich! Ich und du!" Und daß das Weib, das da stand und jetzt brennend auf Bruderschaft den ersten Blick neuen Lichts in die Zukunft hinauswarf, nie mehr das einsame Ichlein werden konnte, das es bis zu jenem Kuß auf dem Gipfel — einem einzigen Liebeskuß! — sinnlos gewesen war!

Nicht mehr darum erstaunte sie, als sie plötzlich die Stimme des Geliebten von neuem durch die Ferne herübertönen hörte. „Rede nur!" schien sie ihm vielmehr heitersten Lachens entgegenzurufen. „Rede nur! Ich verstehe jetzt alles!"

‚Ich habe vorgestern gesagt,' gehorchte diese Stimme sogleich, und als ob es ganz, ganz nahe vor ihr schwebte, sah sie das Auge, das geheimnisvoll zwinkerte, indem es so redete: ‚Ich habe vorgestern gesagt: vielleicht lernen wir zwei nun auch dies: daß einzig der Glückliche auch der ... Unglückliche ist! Nun aber, unterdes, siehst du, habe ich auch noch ein anderes erfahren: daß auch nur ...'

‚Nein! Laß mich das sagen!' unterbrach

Digitized by Google

sie ihn fliegenden Atems und riß die Hände vom Herzen herab. ‚Daß auch einzig der Unglückliche — der Glückliche ist! Stimmt es?' — ‚Genau!'

*

Als der Legationsrat seine Gattin — er hatte weder ihr Verschwinden noch ihre Wiederkehr bemerkt, so friedlich hatte er geschlafen — beim Frühstückstisch begrüßte, schmunzelte er, klopfte ihr gönnerhaft beide Wangen ab, und sagte: „So laß' ich mir's gefallen! Gestern noch habe ich dich kaum mehr erkannt; heute aber bist du schon wieder die alte! Ja, ja, die Ehe!" Worauf die junge Frau nur undurchsichtig lächelte, der Legationsrat aber sich nur noch befriedigter an den Tisch setzte. Er kam überhaupt erst heute dazu, sich seines Urlaubs so richtig zu freuen. Zwar schüttete es wieder, aber erstens mußte das gerade um so eher aufhören, und zweitens gab es die erwünschte Gelegenheit dazu, das Haus zu durchstreifen, Wohnung, Küche, Speisekammer, Holzlege, Milchkeller und die Wirtschaftsbücher zu kontrollieren, und dabei — vor allem! — besitz- und autoritätssicher in jenes einzig gemäße Familienhaupt-Verhältnis zurückzuwachsen, das, bei aller Zärtlichkeit, ja Sentimentalität, nicht davor zurückscheute, dann und wann der Gattin auch eine ordentliche Nase und den Kindern eine Tracht Prügel zu versetzen. Als es sich aber, wider alles Erwarten, am Nachmittag sogar fügte, daß Fredy in der Scheune drüben, und zwar an einem morschen Balken, einen eben erst ausgeschlüpften Eichenschwärmer entdeckte, kannte des Legationsrats Zufriedenheit überhaupt keine Grenzen mehr. „Das läßt sich ja gar nicht übel an!" Er kam, das Exemplar sachverständig zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, an den Jausentisch heran. „Wenn es da Eichenschwärmer schon in der Scheune drüben gibt, läßt sich bei Gott erwarten . . . oh, du hast einen Brief bekommen? Wird denn auch nachmittags Post ausgetragen hier?"

„Nur Eilpost." — „Eine Eilkarte? Von wem? Von Mama?"

„Nein." — „Papa?" — „Auch nicht."

„Nun?" — „Von meinem Bergsteiger."

„Vom Onkel! Verstehst du denn nicht?" riefen wie aus einem Mund die zwei Kinder.

„Darf man sehen?"

„Natürlich."

Die Karte, zu deren Bekritzelung der junge Mann in der weit, weit von diesem Haus entfernten Bahnhofsrestauration draußen vier geschlagene Nachtstunden gebraucht hatte, war eine simple und noch dazu uralte Ansichtskarte, wie sie heut nur noch die Nester hinter den Brettern der Welt verschleißen. Zudem war ihr Text — er umfaßte nur drei Zeilen — gröblichst vom Regen verwischt.

„Aus Indien!" erklärte protzig Surri. „Er ist nach Indien gefahren!"

Fredy gab ihr nichts nach. „Weil er mir, hat er gesagt, dort eine Riesenschlange fangen wird. Eine echte! Lebendige!"

„Aber diese Schrift!" Überdies hatte der Legationsrat ja noch immer den Eichenschwärmer zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken. „Die reinsten Hennenfüße!"

Schließlich aber gelang es ihm dennoch, — er hatte sich zuletzt allerdings den Zwicker hierzu aufgesetzt — sie zu entziffern. Stumm die Lippen bewegend, dabei aber von Wort zu Wort belustigter lächelnd, las er: „Unterdes aber — geben Sie acht! — habe ich noch ein zweites erfahren: daß auch einzig der Unglückliche der . . . Glückliche ist!"

„Du!" Mit einem dröhnenden Auflachen machte er die Karte zur Gattin zurückfliegen. „Das muß ja ein vollkommen meschuggener Mensch gewesen sein! Was?"

Vom Scheitel bis zu den Sohlen eine einzige Flamme; war die junge Frau Flamme, Licht, Leben, Wissen, Gewißheit und Glück. „Ja," erwiderte sie, indem sie das Auge, vollen Sieg, ins Gelächter des Gatten hineinversenkte, die Karte vom Tisch aufhob und ohne Scham in ihren Busen schob, „diesen Eindruck hätte er dir gewiß gemacht! Aber . . ."

Und erhob sich. Und abermals, und auch diesmal Glanz und Glück ohne Schatten, blitzte sie den verdutzten Mann siegreich durch und durch. „Aber jetzt pack' dich! Und ihr auch! Fahrt in eure Goiserer hinein, und dann los! Es hat zu regnen aufgehört, und ich weiß da im Wald oben einen Platz, wo meines Erachtens ganz gewiß etwas für dich herumflattern wird! Marsch!"

Digitized by Google

Leckerbissen des Meeres

Gastrosophische Plauderei von Dr. Anton Mayer

Immer wechselnd, bewegt, überraschend und anziehend ist der Anblick des Meeres, das die unerschöpfliche Fülle seiner wohlschmeckenden Bewohner in grüner oder blauer Undurchsichtigkeit verbirgt. Wie es im Gegensatz zum festen Lande keine gleichgültigen oder langweiligen Strecken aufzuweisen hat, sondern, ob ruhig oder vom Winde rhythmisch gegliedert, überall die gleiche nie zu bändigende Natur selber verkörpert: so haben seine Geschöpfe, mit ganz wenigen Ausnahmen, im Gegensatz zur Tierwelt des Erdbodens keine Arten aufzuweisen, die nicht alle die äußerst angenehme Eigenschaft des reinsten Wohlgeschmacks besäßen. Muscheln, Krebse, Krabben, Fische: in unübersehbarem Gewimmel bieten sie die reichste Auswahl für die kulinarischen Sehnsüchte des Menschen: sogar die Pflanzenwesen des salzigen Elements tragen zu dieser Mannigfaltigkeit bei, da es eßbare Algen von sehr feinem, etwas bitterlichem, leicht an Chicorée erinnerndem Charakter gibt. Allerdings stellen sich der Nutzbarmachung der Meeresschätze für die meisten große Schwierigkeiten entgegen: denn viele der oft sehr zarten Gebilde des Wogenreiches lassen sich, auch in Eis verpackt, nicht transportieren, und andere verlieren durch weite Verschickung so viel von ihrer ursprünglichen Köstlichkeit, daß sich die Kosten des anzuwendenden Verfahrens in keiner Weise als lohnend erweisen können.

Das Verhältnis jedes Menschen zum Meere ist völlig selbständig und hängt von seiner Artung ab. Die Trennung — eine der vielen, die vorgenommen werden können — in solche, welche die See lieben, und solche, denen sie gleichgültig oder gar unangenehm ist, würde in den meisten Fällen die Naturanlage des einzelnen beleuchten. Es ist also auch klar, daß, wer dem Meer verfallen ist — ich bekenne, dies seit meiner frühesten Jugend vollkommen zu sein —, Geschöpfe, die den Duft des Salzwassers um sich haben und den Segen des geliebten Elementes, in dem sie gelebt haben, verbreiten können, als Geschmacksobjekt am höchsten schätzt. Kein in der Luft lebendes Tier vermag die Vorzüge der Atmosphäre zu bewahren, keine Gemse das Aroma des Hochgebirges, kein Reh den Geruch des Waldes, kein Hase die warme Herbstsonne der Felder festzuhalten, denn sie stehen bei Lebzeiten doch in loserer Beziehung zu den sie umgebenden Schichten als die schwimmenden Gesellen oder ruhig verharrenden Muschelsiedler im Wasser. Bergen sie doch bereits das unbedingt notwendige Gewürz jeder Küche, das Salz in sich. Daher denn auch der grundlegende Unterschied zwischen Fluß- und Meerfischen, deren erste, nach meiner Ansicht, den zweiten schon aus diesem Grunde unterlegen sein müssen. Zwar gilt die Forelle aus klaren Gebirgsbächen, deren Flüssigkeit die lebendigste und sozusagen geistvollste alles Süßwassers ist, als das am höchsten bewertete Flußtier, wenigstens in Europa. In Trinidad aber, auf dem schönsten Eiland der Antillen, lebt im Caroni-River die Cascadura, ein herrliches Wesen von unwahrscheinlicher Zartheit und Frische, der einzige Süßwasserfisch, der es mit jedem Kollegen aus dem Meer aufnehmen kann — man sagt auch, daß niemand, der jemals Cascadura gegessen habe, lange entfernt von Trinidad zu existieren vermöchte und nie die Sehnsucht nach der glücklichen Insel verliere ... Es ist etwas Wahres daran ...

*

Wir dürfen nie vergessen, daß die kümmerlichen Reste von Meertieren, die im Innern des Festlandes in Wirtschaften, auf Märkten und in Handlungen zu finden sind, nur noch wenig Ähnlichkeit mit dem besitzen, was sie im Leben oder kurz nach ihrem Tode gewesen sind. Nichts macht den ungeheuren Unterschied klarer, den Fangart, Verpackung, Verschickung und Zeitablauf bedeuten, als ein Vergleich, der sogar zwischen Hamburg und Helgoland in bezug auf den Schellfisch vorgenommen werden kann. Im allgemeinen zählt der Schellfisch durchaus nicht zu den Aristokraten des Meeres; er wird zu Tausenden und Tausenden von den Fangnetzen der Fischdampfer erfaßt, an Bord in Eis gepackt, nach wenigen Tagen in Hamburg auf den Markt gebracht und etwa bei Kölln oder Ehmke sehr gut zubereitet, mit zerlassener Butter als sympathisches Gericht verzehrt, ohne daß der Speisende grade in einen Taumel der Begeisterung zu geraten brauchte. Dabei aber kann eben der Schellfisch zu den allerfeinsten Genüssen aufsteigen, die uns das Meer zu bieten hat: allerdings gehört dazu, daß man sich im Winter in Helgoland aufhält, denn nur dann und dort ist er in seiner höchsten Form, als Angelschellfisch, zu erhalten. Die Helgoländer Fischer, welche im Winter lediglich den Bedarf der Einwohner an Fischen decken, fahren manchmal bei ruhigem Wetter mittags hinaus und angeln Schellfische, die lebend an Bord gehalten und eine bis drei Stunden nach dem Fang verkauft werden, ohne daß sie in Netzen gedrückt oder in Eis herumgefahren worden sind. Der so vielleicht

Digitized by Google

um 4 Uhr geangelte, um 6 Uhr verkaufte und um 7 Uhr auf dem Eßtisch erscheinende Fisch gehört zu den größten Delikatessen, die mir in meinem leidlich bewegten kulinarischen Leben vorgekommen sind; ein sechs Monate währender Winteraufenthalt in Helgoland hat mich einigemale des Glückes zuteil werden lassen, das der Angelschellfisch zu spenden imstande ist.

Man lernt in solchen einsamen Meerwintern auch noch andere seltenere Fische sehr hoch schätzen, die ganz ausgezeichnet und im Sommer niemals zu bekommen sind; so stellt sich der seltsam und grimmig aussehende Knurrhahn als ein ungewöhnlich weich befleischtes Wesen von großer Zartheit heraus, während des Rochens greuliche Mißgestalt, von der bei der Zubereitung leider das meiste wegfällt, weißes, festes, sehr stark an Hummer erinnerndes Fleisch von nußartiger Süße aufweist. Leider ist grade der Rochen so gut wie gar nicht zu versenden; für meinen Begriff ein großer Verlust, aber dieser Fisch muß allerdings ganz frisch genossen werden, da er aus irgendwelchen chemischen Gründen der Zersetzung sehr schnell anheimfällt.

Helgoland ist, besonders im Winter, für den Liebhaber von Meertieren ein Paradies; aber allen, die im Sommer den roten Felsen betreten, sei auf das dringendste ans Herz gelegt, sich morgens die noch warmen Fische aus der Räucherei zum Frühstück zu holen; die Tiere werden abends frisch eingeliefert und bilden die wundervollste Beigabe von der Welt zum Tee. Auch hier die vielen Arten: Schellfisch, Schollen, Makrelen (diese nur im Sommer), dann Rochen — besonders prächtig — und Haifische, die etwa einen Meter lang werdenden Katzenhaie, die an den Klippen nordöstlich der Düne mit Angeln gefangen werden. Ihr festes Fleisch ist von sehr kräftigem Geschmack, manchmal ein wenig zäh; aber es bildet gegen die weichere Masse anderer Räucherware zuzeiten ein recht angenehmes Gegengewicht. Diese grade aus dem Rauch kommenden Fische sind mit allen auf dem Festland verkauften geräucherten Meertieren an Wohlgeschmack und ihrem im besten Sinne frischen Fett in keiner Weise zu vergleichen.

*

Natürlich besitzen andere Länder mit ausgedehnten Küsten und großen Städten in der Nähe ihrer Waterkant, wie England und Frankreich, eine außerordentliche Anziehungskraft für den Meermenschen im Natur- und Küchensinn. Italien, das wegen seiner Eßkultur sonst heißgeliebte, läßt leider in Seebeziehung manches zu wünschen übrig — einige Ausnahmen sollen noch gerühmt werden —, wie denn der Mittelmeerstrand aus gesundheitlichen Rücksichten, die sich auf alle Muschel- und viele Schalentiere erstrecken, nur mit größter Vorsicht zu durchforschen ist. Leider, denn in Marseille und Neapel, in Venedig und Palermo sieht die „Frutta di mare" immer so appetitlich aus, wird mit grünen Blättern in Körben so reizvoll feilgeboten, daß heftige Gelüste oft nur schwer zu bezwingen sind. Der Fremde tut jedenfalls gut daran, ihnen nicht nachzugehen, denn hinter der Lockung lauern Typhus und andere böse Dinge . . . Schade!

England dagegen besitzt die bezaubernd-sten Fischlokale in großer Fülle, darunter das für mich schönste und liebste der Welt: Scotts am Piccadilly-Circus. Zwei Meergerichte sind, abgesehen von den winterlichen Austern, Spezialität: Hummer und die ganz unbegreiflicherweise in Deutschland völlig mißachteten Crabs, die großen Taschenkrebse, welche von unseren Hummerfischern als Lockspeise in die Fangkörbe gelegt und dann — weggeworfen werden. Ich habe mir in Helgoland häufig zum allgemeinen Erstaunen welche kochen lassen, und kann nur jedem dringend raten, meinem Beispiel zu folgen. Man ißt sie kalt, mit Mayonnaise wie Hummer; das Fleisch der Scheren ist weiß und bedeutend zarter als das des großen zweischerigen Verwandten; das Innere des Leibes wird, nach Ausscheidung der schlechten Eingeweide, zu einer festen Masse vereinigt, die es an Wohlgeschmack mit jedem Malassol aufnehmen kann. Bei Scotts werden die Crabs „dressed" angerichtet serviert, das Fleisch zerkleinert und um das Innere garniert, eine der besten Meerplatten, die mir bekannt sind; ein wenig englischer Senf dazu ist sehr zu empfehlen.

Es hat nicht den geringsten Sinn, sich bei uns mit der Zubereitung der klassischen südfranzösischen Fischsuppe abzugeben: die Bouillabaisse wird mit den Nord- oder Ostsee-Exemplaren, die wir zur Verfügung haben, doch nicht richtig. Ich habe es oft und mit den verschiedensten Zusammenstellungen probiert, sie nachmachen zu lassen oder selbst zu bereiten — vergeblich: der gewisse Hauch des Südens, der in Marseille, am besten bei Basso, über der Terrine schwebt, stellt sich nicht ein. Es gehören in die Bouillabaisse unbedingt die etwas weichlichen Mittelmeerfische, wie z. B. die Triglie — übrigens der einzige Meerfisch, der, „à la Livornese" zubereitet, nach meinem Geschmack ein Greuel ist, in der provençalischen Komposition sich aber vorzüglich ausnimmt. Auch ist die Languste eine bessere Zutat als der Hummer, und schließlich bleibt immer noch ein unerklärliches Küchengeheimnis: die Luft oder der genius loci, der nördliche Ausgaben dieses fesselnden Safrangemenges als schlechte Nachahmung erscheinen läßt. Mir ist die Bouillabaisse zusammen mit den venezianischen Scampi und Gamberetti, den kleinen Krebsen und den Krabben der Adria, die man nach meinen Erfahrungen ohne Besorgnis ver-

Digitized by Google

Die alte Kirche (Kirche in Laffaux)
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Digitized by Google

speisen kann, immer als die Krone der Mittelmeergenüsse erschienen; die Seezunge, Sogliola, ist gewiß auch dort ausgezeichnet, wahrt aber nicht so ihr Gesicht wie die genannten, nur am Mittelmeer erhältlichen Köstlichkeiten.

*

Je weiter wir nach Süden kommen, je blauer der Ozean sich färbt, desto reicher wird er für uns an fremdartigen Wundern des Geschmacks. Fliegende Fische tauchen ohne Unterlaß auf der Flucht vor Raubfischen auf; wir können nicht umhin, den grausamen Verfolgern völlig recht zu geben, denn allerdings ist der fliegende Fisch eine große Delikatesse, die ihre ganz besondere kulinarische Heimstätte auf der Insel Barbados, gar nicht weit von der Cascadura entfernt, gefunden hat. In Butter gebraten sind die kleinen silberglänzenden Flugwesen ganz ausgezeichnet. Allen, die an den Küsten des südlichen Europas entlang gefahren sind, ist der Tümmler, der antike Delphin, wegen seiner so lustigen Sprünge und Spiele um den Bug des Schiffes, lieb geworden. Seine Harpunierung ist ganz gewiß verwerflich und schmerzt jeden Tierfreund — aber ist er einmal erlegt, so kann man ihn schließlich auch essen, denn er schmeckt ganz ausgezeichnet, wie zartes Schweinefleisch, nur noch frischer und duftiger. Er begleitet den Reisenden durch alle tropischen Meere, und findet dort selbst die unwahrscheinlichste Mannigfaltigkeit für seine Nahrung: so leben bei dem besonders von der Natur verhätschelten Trinidad etwa 120 verschiedene Arten Meerfische, von denen nur etwa dreißig Sorten wegen ihres Körperbaues und ihrer Grätenfülle nicht eßbar sind. Es gibt vielleicht nichts Schöneres als bei den Bahamas- oder den Bermudasinseln, die beide reine Korallengebilde sind, in einem mit gläsernem Boden versehenen Boot über die „Gardens of the sea" hinzuschweben, und zwischen den phantastischen Formen der Korallen das bunte und vielgestaltige Leben der Meerwelt zu betrachten: Fische aller Größen, Formen und Farben, die wie Schmetterlinge umherflattern, behagliche Krebse, wunderliche Muscheln, wehende Algen und langbeinig stakende Spinnen: ist es etwa allzu materiell empfunden, sich aus dieser Sinfonie von Farben und Formen, nachdem die Augen sie genossen, die reizvollsten Dinge für den Gaumen auszusuchen? Die lieblichsten Zusammenstellungen nach künstlerischen Gesichtspunkten lassen sich treffen und im New Colonial Hotel zu Nassau auf Providence, Bahamas, zu Gedichten vereinen, welche die Güte des spendenden Meeres besingen.

*

Von manchem Liebling unter den Seetieren haben wir gesprochen und haben der Krone der Meerschöpfung nicht Erwähnung getan, die Auster mit Stillschweigen übergangen. Es ist kein Sakrileg; nein, der perlmutterschimmernden Königin alles Wassermärchentums ist die stumme Verehrung der Seeergebenen sicher. Jeder, der ihre salzige Kühle schlürft, die vom rötlichen Chester als schützender Klippe eingefaßt wird, jeder, der mit ihrem Leib das Meer selbst zu genießen meint und die nie schlummernde Sehnsucht sich regen fühlt: jeder wird schon einmal den bei uns unerfüllbaren Wunsch gespürt haben, Austern im Sommer zu essen, den reinigenden Meeratem in sich zu spüren, wenn es heiß ist, nicht nur im Winter. Es ist mir vergönnt gewesen, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, und die verheißene Seligkeit war in ihm. In San Francisco bieten sich die Austern auch im Sommer dar; mit stiller und heiliger Rührung betrat ich jedesmal von der julisonnenüberglänzten Straße aus das Dämmerlicht des backsteinausgelegten Grillrooms im St. Francis Hotel, um bald in den köstlichsten Austern meiner Erinnerung das weite und geheimnisvolle Rund des Stillen Ozeans zu grüßen, dem sie entstiegen waren.

Pfingst-Andacht

Der Abend brannte feierlich zu Tal,
Die Birken waren lauter Glanz und Gnade.
Ich trat in ihren golddurchspielten Saal
Und wanderte noch nie betretene Pfade.

Die Gräser sprachen, und die Wipfel klangen,
Es war ein wundersames Quellentönen.
Und als dann rings die Nachtigallen sangen,
Da ward es heilig wie im Land des Schönen.

Mein Ahnen wuchs und mit ihm mein Vertrauen,
Es war, als ob ein Himmel mich umwehte.
Ich stand in Demut, mit gesenkten Brauen,
Und stammelte die innigsten Gebete.

Hans Bethge

Digitized by Google

Liebeslieder aus Benediktbeuern

Von Dr. Otto Schumann

Zu den kostbarsten Schätzen der Bayerischen Staatsbibliothek in München zählt der Codex latinus 4660, der in dem uralten, an der Loisach nördlich von Kochel gelegenen Kloster Benediktbeuern 1803, bei der Säkularisation, aufgefunden worden ist. Er enthält eine umfangreiche Sammlung von meist lateinischen Dichtungen, die in der Hauptsache dem 12. und 13. Jahrhundert angehören. Als Johann Andreas Schmeller diese Sammlung 1847 zum ersten Male vollständig veröffentlichte, gab er ihr den Titel „Carmina Burana", „Lieder aus Benediktbeuern". Sie hat ihn seither behalten und wird ihn weiter behalten.

Die Handschrift ist in Bayern — ob in Benediktbeuern selbst, wissen wir nicht — gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der Hauptsache von zwei Schreibern aufgezeichnet worden. Auch wer diese Schreiber waren, ist unbekannt. Schwerlich ist sie ursprünglich ein „Vagantenliederbuch" gewesen, eine Sammlung von Vortragstexten für „fahrende Schüler". Dazu ist sie zu sorgfältig angelegt und zu fein mit farbigen Initialen, Miniaturen u. dergl. ausgeschmückt. Sie ist nicht ganz fertig geworden, und spätere Zeiten haben ihr übel mitgespielt, so daß vor allem große Teile verloren gegangen und die übrigen durcheinander geraten sind; dennoch stellt sie noch heute ein erfreuliches Beispiel seiner mittelalterlicher Buch-

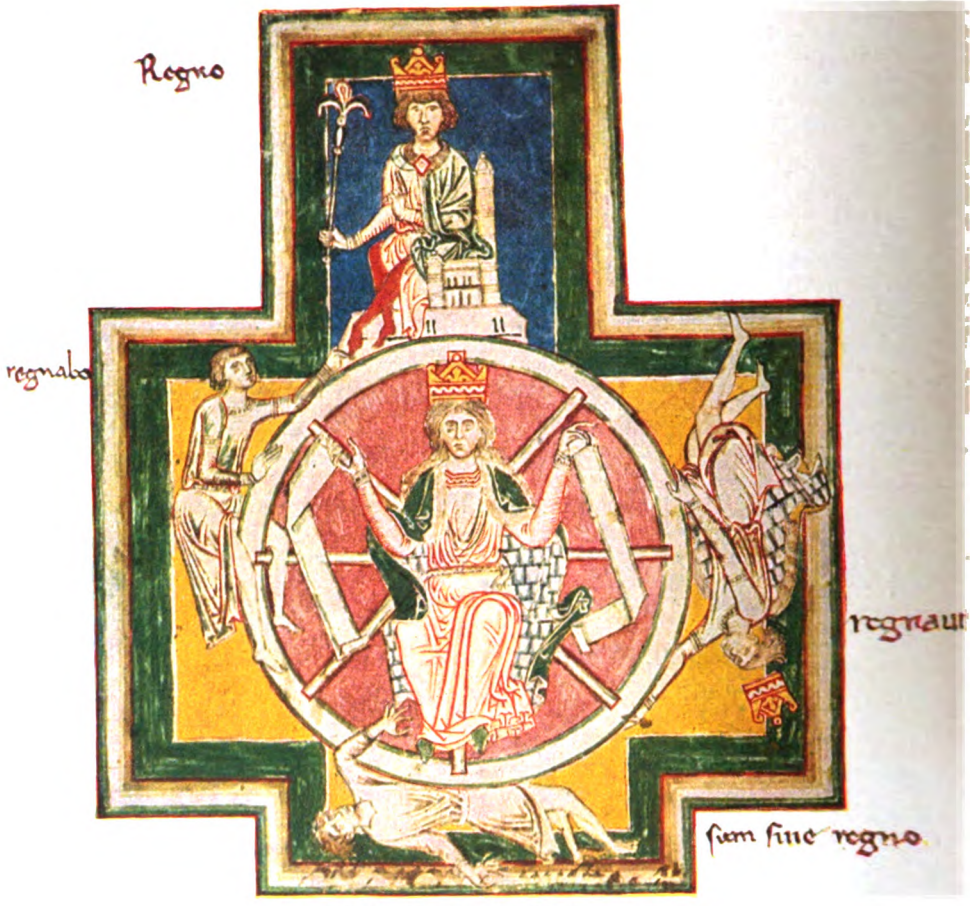


Abb. 1. Das Rad der Fortuna

Digitized by Google

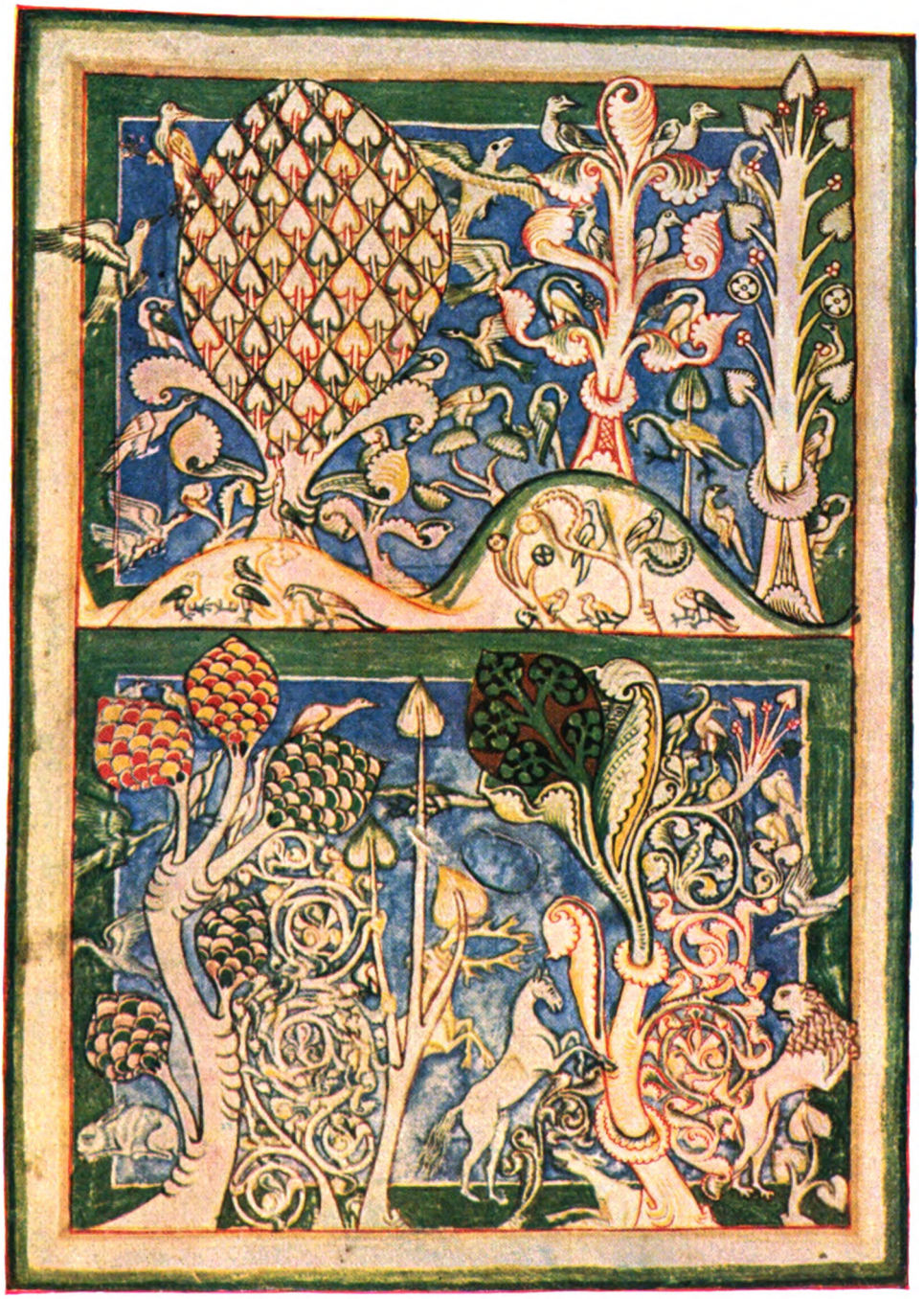


Abb. 2. Phantasielandschaften

kunst dar. Daher ist eher anzunehmen, daß hier ein Bibliophile, vermutlich ein höherer Geistlicher, hat zusammenschreiben lassen, was ihm von den Dichtungen dieser Art zusagte.

Wie vielfach moderne lyrische Anthologien, so ist auch diese nicht nach Verfassern angeordnet, sondern nach dem Inhalt. Die Verfasser sind sogar nirgends genannt, nur hie und

Digitized by Google

Abb. 3. Liebeserklärung „durch die Blume“
„Nimm, Blume, die Blume, denn die Blume ist ein Sinnbild der Liebe“

da kennen wir sie aus anderen Quellen. Vier große Abteilungen haben wir zu unterscheiden: 1. moralisch-satirische Dichtungen; 2. Liebeslieder; 3. Trink- und Spielerlieder und verwandtes; 4. geistliche Dramen. Von den ersten drei Abteilungen zerfällt jede wieder in eine Anzahl von Gruppen. Auch innerhalb dieser ist man bemüht gewesen, verwandtes in gefälliger Ordnung aneinanderzureihen. In der Regel am Schlusse solcher Gruppen stehen die acht farbigen Miniaturen, die den Hauptschmuck der Handschrift bilden.

Die erste dieser Miniaturen ziert jetzt freilich den Eingang der Handschrift. Sie ist aber erst nachträglich dorthingestellt worden, als der ursprüngliche Anfang verloren gegangen war. Ehedem stand sie mitten in der Abteilung der moralisch-satirischen Dichtungen, deren einzelne Gruppen Gegenstände der verschiedensten Art behandeln: Klagen über die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen; Ermahnungen zu frommem und bußfertigem Lebenswandel; eine Jeremiade über das auch heute wieder „aktuelle“ Thema, daß die jungen Leute in der Schule nichts mehr lernen („Es blühte sonst das Studium, heut kehrt es sich ins Bummeln um“; ich zitiere nach der genialen Übertragung einer Auswahl aus den Carmina Burana und verwandten Sammlungen von Ludwig Laistner in seinem heute leider nur noch antiquarisch aufzutreibenden Büchlein „Golias“ [Stuttgart 1879]); Satiren auf die Habgier und Bestechlichkeit der römischen Kurie, die an Witz und Schärfe den gegen diese gerichteten Sprüchen Walters von der Vogelweide nichts nachgeben; Aufforderungen zum Kreuzzug u. a. m. Eine dieser Gruppen handelt von dem Wankelmut der Fortuna, einem Gegenstand, den das Mittelalter nach antikem Vorbild unendlich oft behandelt hat. Das beliebteste Symbol dieses Wankelmuts in der Dichtung sowohl wie in der bildenden Kunst war das Rad; und dieses sehen wir denn auch auf unserer Miniatur, die ursprünglich den Abschluß jener Gruppe gebildet hat. Vor dem Rade thront Fortuna als Herrscherin, zwei Rollen in den Händen haltend, auf denen wir uns das Glück einerseits, das Unglück anderseits verzeichnet zu denken haben. Rings herum hat ein (späterer) Schreiber einen Spruch aufgezeichnet: regnabo — regno — regnaui — sum sine regno („ich werde König sein — ich bin König — ich bin König gewesen — ich bin ohne Reich“). In dieser Reihenfolge muß er gelesen werden, denn es ist ein regelrechter leoninischer (d. h. gereimter) Hexameter (Abb. 1).

Die nächste Abteilung, die der Liebeslieder, enthält ebenfalls Texte, die sowohl formal wie inhaltlich ganz verschieden sind: langatmige Liebesklagen und Liebesbeteuerungen; Aufforderungen an die Kameraden, hinauszuziehen und im jungen Lenz mit hübschen Jungfräulein in Spiel und Tanz das Leben zu genießen; eine entrüstete Verwahrung gegen den von Verleumdern erhobenen Vorwurf der Untreue („Lügenzungen, diese frechen! Wie sie giften, wie sie stechen! Zungen, wert sie auszureißen und ins Feuer sie zu schmeißen!“); Berichte über Liebesabenteuer teilweise bedenklichster Art und vieles andere.

In dieser Abteilung stehen die drei nächsten Miniaturen, auch sie wieder jeweils am Schlusse einer Gruppe inhaltlich zusammengehöriger Gedichte. Eine dieser Gruppen behandelt in der Hauptsache diejenige Liebesgeschichte des Altertums, die auch im Mittelalter ständig den größten Anteil erregt hat, den Roman von Aneas und Dido. Das Ende dieses Romans stellt die zugehörige Doppelminiatur in sechs Szenen dar: oben links der Abschied des Aneas von Dido, in der Mitte Dido zwischen zwei Begleiterinnen (die eine wohl ihre Schwester und Vertraute Anna, die auch auf dem Bilde links zu sehen ist, wo sie der Mantel von den übrigen Frauen des Gefolges abhebt); weiterhin Dido, wie sie sich in den Scheiterhaufen stürzt, sich zugleich mit

Digitized by Google

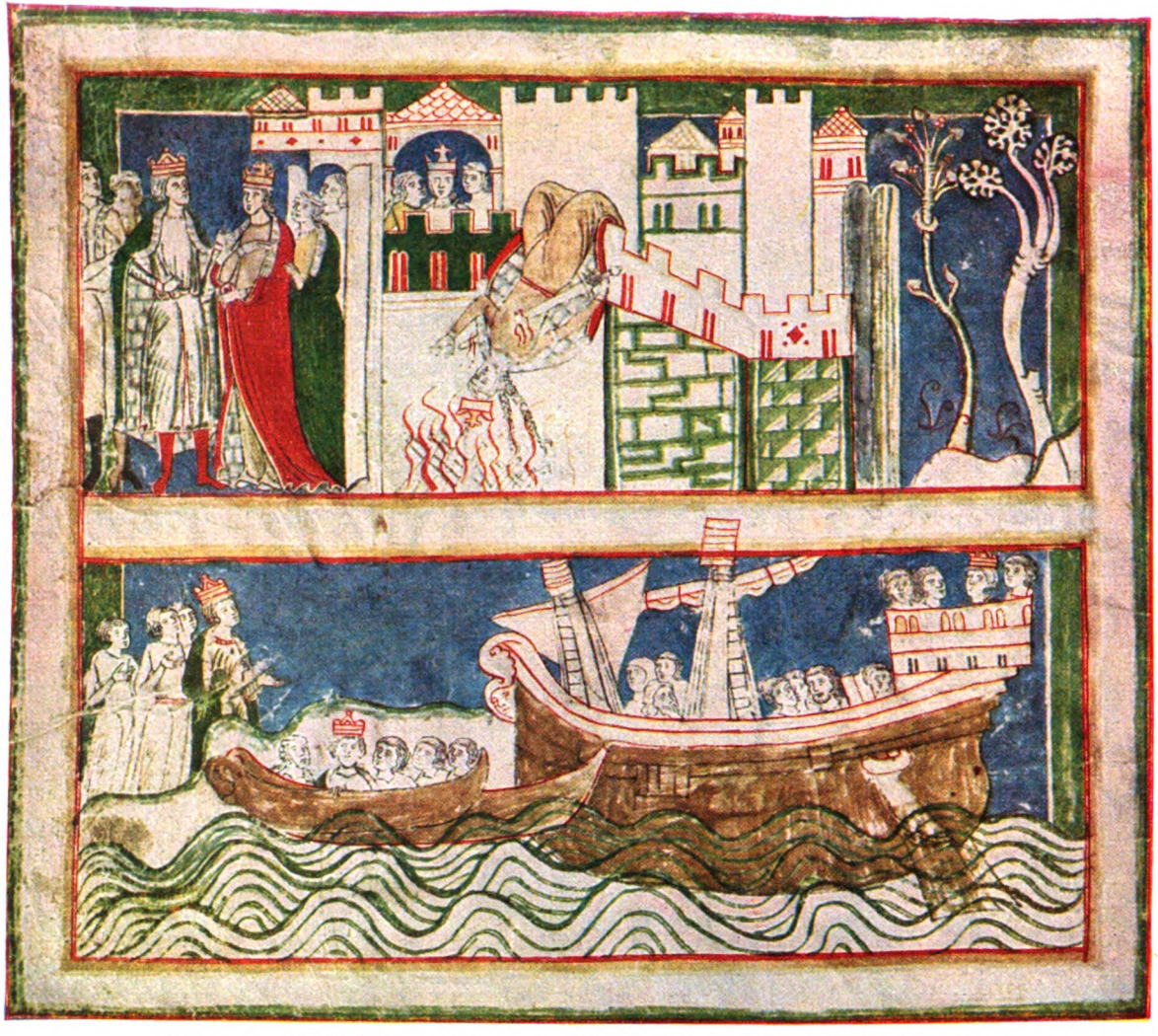


Abb. 4. Szenen aus der Geschichte von Aneas und Dido

Digitized by Google

Abb. 5. Trinkszene

dem Schwerte durchbohrend. Unten die Abfahrt des Aneas: links Aneas mit Begleitern am Strande, winkend (und rufend), daß man sie an Bord hole; Überfahrt im kleinen Boot; Abfahrt des mit Gallion, Hinterkastell, zwei Masten und dem Steuerruder ausgestatteten Schiffes (Abb. 4).

Auch die dritte Miniatur ist ein Doppelbild. Die Frühlingsschilderungen, mit denen die meisten der vorhergehenden Gedichte beginnen, werden den Anlaß geboten haben, es hierher zu stellen. Aber keine deutsche oder überhaupt europäische Frühlingslandschaft ist wiedergegeben: dem oben bergigen, unten flachen Boden entsprießt eine Fülle ganz phantastischer Pflanzen, zwischen denen es von allerhand Getier wimmelt, besonders von Vögeln, großen und kleinen, in den verschiedensten Stellungen. Unten erscheinen daneben auch Vierfüßler, selbst ein Löwe ist darunter (Abb. 2).

Die ganze Abteilung der Liebeslieder endet etliche Seiten später mit einem Gedicht, in welchem ein Liebhaber seiner angebeteten Flora als Zeichen seiner Neigung eine Blume überreicht (Suscipe, flos, florem, quia flos designat amorem: „Nimm, Blume, die Blume, denn die Blume ist ein Sinnbild der Liebe"); wobei er natürlich zugleich in echt mittelalterlicher Weise auf ihren Namen anspielt (Abb. 3).

Wir treten nunmehr ein in die dritte Abteilung, die der eigentlichen „Vagantendichtung". Hier finden wir vor allem eine reiche Auswahl von Trinkliedern („So wir sitzen in der Schenken, darf uns Erdennot nicht kränken; nein, da gilt es Kurzweil treiben, also war's und soll es bleiben"), z. T. in der Form von Parodien, darunter eine ebenso witzige wie unerhört freche „Sauf- und Spielermesse". Zum Trunk gehört das Spiel, das Würfelspiel zumal; von ihm ist in vielen dieser Texte ausgiebig die Rede. Aber auch dem harmloseren Schachspiel sind zwei Gedichte gewidmet. Der gütige Hospes wird gepriesen, den Knausern ein Pereat gebracht, die sogar gebrauchte Kleidungsstücke lieber umarbeiten lassen als sie verschenken. Daneben und dazwischen stehen, seltsam genug, aber sicherlich mit Absicht so eingestreut, höchst ehrbare Warnungen vor allzu leidenschaftlicher Hingabe ans Spiel, Ermahnungen zur Mäßigkeit im Essen und Trinken und zu einem verständig geregelten Lebenswandel überhaupt. Die Bilder dieser Abteilung führen alle in die Kneipe (Abb. 5 bis 8). Die vierte Abteilung, die der Dramen, enthält keine Miniaturen.

*

Werfen wir auf die acht Bilder, die wir betrachtet haben, einen zusammenfassenden Rückblick, so wird man leicht feststellen, daß sie alle zum mindesten derselben Schule, sehr wahrscheinlich aber demselben Künstler gehören; ich vermute, daß es der eine der beiden Hauptschreiber gewesen ist. Nicht zu ihnen gehört die Federzeichnung, die das neunte Bild wiedergibt. Sie steht am Rande neben dem Eingang eines berühmten Streitgedichts, in welchem zwei Prinzessinnen, Phyllis und Flora, die Frage erörtern, ob als Liebhaber der Kleriker oder der Ritter vorzuziehen sei; die Entscheidung, die am Hofe Amors getroffen wird, fällt natürlich zugunsten des Klerikers aus. Diese Zeichnung, die wohl eine jener Damen vorstellen soll, ist offensichtlich Zusatz eines Späteren (Abb. 9). In den acht farbigen Bildern sind in allem Wesentlichen gleichmäßig die Technik der Zeichnung, die Farbengebung, die Umrahmung; gleichmäßig die Darstellung der Gesichter, die Haartracht (Bubikopf und Simpelfransen bei den Männern!), die Gewänder. Es ist eine primitive Kunst. Ihr kommt es wohl darauf an, einen Vorgang oder einen Zustand anschaulich darzustellen; aber „Naturwahrheit" in unserem Sinne ist zwar in Einzelheiten vorhanden (man beachte z. B. das reizende Häslein auf Abb. 2 unten links!); in der Gesamtkomposition aber ist sie nicht einmal angestrebt.

Gering ausgebildet ist auch die Fähigkeit, individuelle Gesichter zu zeichnen und Ausdruck hineinzulegen. Aber etliche Male, vor allem bei dem Manne unter dem Rade der Fortuna und bei dem Schachspieler auf Abb. 8 rechts, ist es doch geglückt. Im übrigen müssen Arm- und Handbewegungen als Ersatz für den mangelnden Gesichtsausdruck dienen.

*

Die Hauptbedeutung des Codex beruht auf den Texten. Er enthält vor allem die wichtigste, umfangreichste und vielseitigste Sammlung der weltlichen Klerikerlyrik, die man für gewöhnlich, aber mit unberechtigter Verallgemeinerung, als „Vagantenlyrik" zu bezeichnen

Digitized by Google

Abb. 6. Würfelspiel

pflegt. Die „Vaganten" sind stark daran beteiligt, sie werden auch zur Verbreitung der Texte wesentlich beigetragen haben; im übrigen aber ist diese Dichtung, als Ganzes genommen, Gemeingut der lateinisch Gebildeten, also des Klerus im weitesten Sinne gewesen. Sie steht an Umfang, Vielseitigkeit und Wert der Troubadourdichtung und dem deutschen Minnesang nicht nach.

Ein Nachklang dieser Dichtung hat in dem „Gaudeamus igitur", das unsere Studenten noch heute singen, die Zeiten überdauert. Sonst war sie jahrhundertelang vergessen. Erst im 19. Jahrhundert hat man sie wieder aus dem Schlafe erweckt. Aber in weiteren Kreisen weiß man noch heute von ihr nicht allzuviel, und die Vorstellungen, die man von ihr hat, sind vielfach unklar und geradezu falsch. So überschätzt man ihren Erlebnisgehalt, vor allem den der Liebesdichtung. Man muß bedenken, daß diese Dichtung in engem Zusammenhang steht mit der Schule, wo man ja das Latein lernte und die Autoren las, die als vorbildlich galten, vor allem Ovid. Manches Thema ist da Tradition, literarische Mode gewesen. Auch populär war diese Dichtung nicht, denn die Kenntnis der lateinischen Sprache beschränkte sich auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis. Ja, die Dichter wollten gar nicht populär sein; geistiger Hochmut, Verachtung der Ungelehrten kann gar nicht unverblümter ausgesprochen werden, als es in einigen Carmina Burana geschehen ist.

Unser Codex ist keineswegs die einzige Handschrift, in welcher uns jene weltliche Klerikerdichtung überliefert ist. Sie ist nicht einmal die beste. Die Texte sind in ihr nur zu oft verstümmelt und sonst entstellt. Viele sind anderwärts weit besser überliefert. In aller Herren Ländern liegen die Handschriften; schon das wirft ein Licht auf den internationalen Charakter, der für diese Dichtung ebenfalls wesentlich ist. Von manchen Gedichten kennen wir die Verfasser; so ist u. a. auch von

Abb. 7. Puff- oder Tricktrackspiel

Digitized by Google

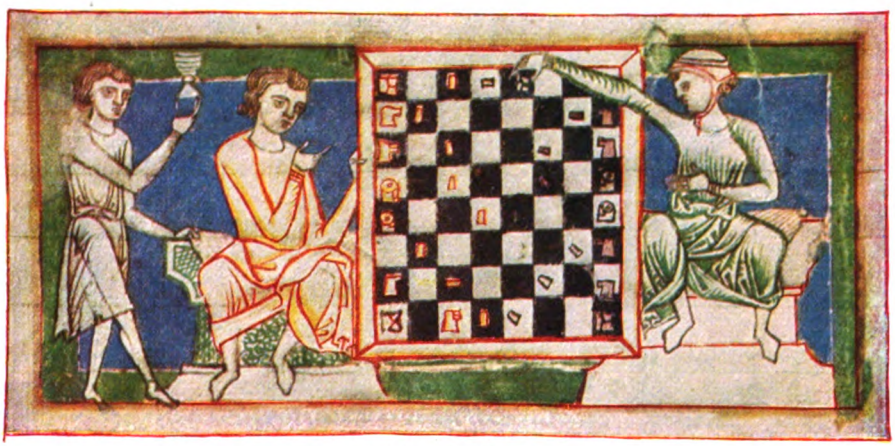


Abb. 8. Schachspiel

dem genialsten dieser Dichter, dem „Archipoeta", einiges im Buranus enthalten, vor allem seine „Beichte", aus der ein Ausschnitt, beginnend Meum est propositum in taberna mori, von Bürger prachtvoll, aber auch in einer das Original stark entstellenden und vergröbernden Weise nachgedichtet worden ist („Ich will einst, bei Ja und Nein, vor dem Zapfen sterben"). Bei anderen Texten können wir wenigstens feststellen oder vermuten, was für ein Landsmann der Dichter gewesen ist; aber verstanden wurden sie überall in den Kreisen, die lateinisch sprachen, und so erlangten denn bessere Gedichte eine weite Verbreitung. Das Mittelalter hatte eben, wenigstens im abendländischen Kulturkreis, in diesem Latein das, was man in unserer Zeit künstlich und bisher ohne wirklichen Erfolg zu schaffen sucht: eine Weltsprache.

Neben den rein lateinischen Gedichten enthält unsere Handschrift auch solche, die aus lateinischen und romanischen oder aus lateinischen und deutschen Zeilen gemischt sind; so beginnt ein Scheltlied auf die knauserigen geistlichen Herren also: Audientes audiant! („Wer Ohren hat zu hören, der höre!") diu Schande vert al uber daz lant. Außerdem aber bietet die Handschrift eine große Anzahl von deutschen Strophen, die lateinischen Gedichten angehängt sind, mit welchen sie formal mehr oder minder genau übereinstimmen. Einige von ihnen sind anderwärts unter dem Namen bekannter Minnesänger, wie Walter von der Vogelweide und Heinrich von Morungen, überliefert. Unter den übrigen ist manche dürftige Reimerei, stilistisch meist dem späteren Minnesang, nicht, wie man lange geglaubt hat, „Minnesangs Frühling" angehörig; einige aber sind von um so höherem Wert, fast die einzigen uns überlieferten Reste einer altertümlichen, wirklich volksmäßigen und unhöfischen Lyrik wie dieses reizende Tanzliedchen: Swaz hie gat umbe, daz sint allez megede; die wellent an man alle disen sumer gan: „Was sich hier im Reigen dreht, das sind lauter Jungfern; die wollen ohne Schatz alle diesen Sommer gehn." Eine Trutzstrophe also, beim Frühlingstanz den Burschen zugesungen. Die werden die Antwort nicht schuldig geblieben sein. Aber erhalten ist sie uns nicht. Dergleichen wurde weder von den Klerikern noch in ritterlichen Kreisen der Aufzeichnung für wert erachtet; so ist diese ganze Dichtung — denn wo dies war, da war noch mehr — unwiederbringlich verschollen, und wir müssen froh sein, daß wir wenigstens diese winzigen Reste noch haben.

Abb. 9. Illustration zu „Phyllis und Flora"

So ist denn der Codex Buranus auch für die Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung von unschätzbarer Bedeutung. Dank sei den Mönchen von Benediktbeuern, die sicher gewußt haben, daß Verfängliches darin steht, und die dennoch den Schatz gehütet haben!

Digitized by Google

Bilderstürmer

Ein Erlebnis aus dem heutigen Rußland

Von German v. Schmidt

Unbewegt standen sie nun schon seit Stunden. Dicht gedrängt. Kein Blatt hätte zu Boden fallen können. Nikiforoff las Gottes Wort. Schön las er, mit seiner weichen, klangvollen Stimme. In tiefem Baß hatte er begonnen. Immer höher wurde der singende Tonfall. Hatte früher jemals einer es zuwege gebracht, so lange und so schön zu lesen? Ja, es hatte sich vieles verändert, seitdem das rote Banner mit der Sichel und dem Hammer über den Kremlmauern wehte. Wo hätte früher ein rechtgläubiger Diakon Gottes Wort aus dem Kirchenslawischen in die lebende Sprache des Volkes zu übertragen gewagt? Batjuschka Timophei tat es jetzt, und nun vernahm auch das Herz Tröstliches, nicht nur das Ohr. Schön und wohllautend war es, wenn Nikiforoff, der Kosak, die frohe Botschaft las, schöner noch, wenn Batjuschka Timophei sie ins Russische übersetzte. „Kein Wort setze ich hinzu, Kinder, keins lasse ich aus. All das steht hier geschrieben!" Wer wollte es dem Alten nicht glauben? Pjatigoroff hatte es überdies bestätigt. Pjatigoroff hatte das Gymnasium absolviert, noch vor dem Kriege, und auch Kirchenslawisch gelernt. Er konnte die Bibel nicht nur lesen, er verstand auch das Gelesene. So recht aber erst jetzt, seit zwei Jahren etwa, wie er beteuerte. Da war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen.

Ob der Kosak bald aufhört, ob Batjuschka Timophei bald heraustritt aus dem Allerheiligsten mit den tröstenden russischen Worten?

Aber sie sind geduldig, die russischen Menschen. Und in der Kirche ist es so ruhevoll, trotz den knatternden Traktoren vor ihren bunten Fenstern, trotz kreischenden, heisergebrüllten Kinderstimmen auf dem weiten Platz um den Sobor. Arme Kinderchen! Sie müssen ja schreien und johlen und immer wieder nur das eine Lied singen: ‚Steh auf, erheb dich, Arbeitervolk, der Tag der Freiheit brach an!' Sie müssen singen, sie müssen pfeifen. Der Lehrer wacht streng darüber. Prügel setzt es zwar nicht mehr, wenn eins nicht gehorcht. Aber es gibt da neue Strafen: Entziehung der Brotration auf einen Tag, auf mehrere ... Hunger tut weh! Arme Kinderchen!

Das Kreischen! Das Knattern und Rattern der Traktoren — fast ist es schon zur gewohnten Begleitmusik geworden. Manchmal nur horchen sie auf. „Hörst du, jetzt singen sie wieder die Internationale!"

„Aber, aber! O, ist der Nikiforoff ein Teufelskerl. Jetzt singt er die zweite Stimme dazu. Doch Gottes Wort liest er weiter, legt es einfach der Melodie unter. Ein Teufelskerl, bei Gott, ein Teufelskerl!"

„Warum lästerst du, Grischa? Und der Nikiforoff tut es auch. Er singt das Lied des Antichrist: er schändet die Heilige Schrift!"

„Aber er macht, daß das Ohr nicht beleidigt wird, daß du Gottes Wort hörst, schön und lauter, trotz den Schreihälsen da draußen, Marfa. Merkst du denn das nicht?"

„Still, Batjuschka Timophei kommt!"

*

Genosse Broschkin hat das Wort zum Bericht." Der Vorsitzende des Orts-Sowjets steckte sich eine Papyros an und lehnte sich behaglich zurück. Sein Plan lag fest. Broschkin würde ihm die Begründung zum größten Teil abnehmen. Zweifellos! Broschkin war ein Feuerkopf. Er hatte die besten Beziehungen zu Mitgliedern des Obersten Rates in Moskau. Er war ehrgeizig. Er würde Karriere machen. Man mußte ihn fördern, ihn hinaufloben. Gleich mit einem Sprung sollte er in die Zentrale. Das war gewiß die beste Weise, ihn hier loszuwerden, ehe er nach dem Vorsitz im Orts-Sowjet Gelüste bekam ... Sfiloff war zufrieden mit dem Erreichten: hier in Dnjepro-Petrowsk war er der Erste. In Moskau gab es neben dem Gewaltigen nur Handlanger, Prikaschtschiki. Wenn es Broschkin nach einer solchen Stellung gelüstete — aber bitte sehr!

„Die antireligiöse Propaganda," hörte Sfiloff Broschkin ausführen, „in ihrer bisherigen Durchführungsform versagt gegenüber den Kniffen dieses Kultusdieners Timophei. Wenn verhindert werden soll, daß dem armen, durch die Ränke der Pfaffen in Dunkelheit und Unkultur gehaltenen Volk durch das Opium der Religion weiterhin der Blick für die Segnungen der neuen Zeit

Digitized by Google

getrübt wird, wäre die Schließung der Kirche oder ihre Umwandlung in ein Kino oder einen Arbeiterklub wünschenswert. Ich bin der Überzeugung, daß die Mehrheit der werktätigen Bevölkerung für die Schließung der Kirche stimmen würde, gäbe man ihr Gelegenheit dazu. Ich schlage vor, in allen Fabriken Listen auszulegen, in denen sich alle einzutragen haben, die für die Schließung der Kirche sind."

„Der Vorschlag des Genossen Broschkin ist wie gewöhnlich ausgezeichnet!" nahm Ssiloff das Wort. „Ich werde nach Moskau darüber berichten und vorschlagen, diese neue Form der antireligiösen Propaganda allerorts zu empfehlen. Wie wäre es, wenn wir andere Städte zum Wettbewerb herausforderten? Sieger bleibt die Stadt, die am schnellsten die prozentual zur Bevölkerungszahl meisten Stimmen für die Schließung der Kirchen sammelt."

„Bravo! Ausgezeichnet, Genosse Ssiloff!" pflichtete man dem Vorsitzenden von allen Seiten bei.

„Alsdann, Genosse Tschernilnikoff, nimm im Protokoll auf: Der Orts-Sowjet beschloß in seiner heutigen Sitzung einstimmig . . ."

*

Broschkin, Mitglied des Orts-Sowjets, Betriebsratsvorsitzender in der 1. Reichs-Eisenbahn-Werkstatt, künstlerischer Berater des Klubs der Komsamolzen (Jungkommunisten), ging leise pfeifend durch die Packerei. Von den hier beschäftigten Frauen und Mädchen hatte sich kaum eine in die Liste für die Schließung der Kirche eingetragen. Die Genossin Tarakanowa, seit langen Jahren Mitglied der Partei und Funktionärin, begann offenbar ihren Pflichten gegenüber lasch zu werden. Man würde ihr zeigen, wie es gemacht wird . . .

Bei der Packerin Anna Petrowa blieb Broschkin stehen. Er bemerkte, daß sie blaß wurde. „Wie geht es deiner kranken Mutter, Genossin Petrowa?"

„Danke der Nachfrage, es wird wohl bald wieder besser gehen!"

„Du bist wohl sehr durch die Pflege in Anspruch genommen?"

„Wieso?"

„Ich bemerkte Nachlässigkeit gegenüber deinen Pflichten . . ."

„Mache ich meine Arbeit etwa nicht ordentlich?!" Ihr schossen die Tränen in die Augen.

„Es gehört auch zu den Pflichten jeder klassenbewußten Proletarierin, die Anschläge am schwarzen Brett zu studieren. Das hast du augenscheinlich versäumt und so auch die seit nunmehr schon drei Tagen ausliegende Stimmliste übersehen. Das läßt Schlüsse auf die Qualität der übrigen Arbeitsleistung zu, Genossin Petrowa. Ich rate dir, hüte dich im eigenen Interesse, in den Verdacht der Sabotage zu geraten. Die G. P. U. paßt in letzter Zeit höllisch scharf auf. Denn es ist nicht zu leugnen, daß Kontrerevolutionäre unter uns sind."

Am Abend brachte die Funktionärin Tarakanowa dem Betriebsratsvorsitzenden Broschkin die Liste: „Alle Arbeiterinnen der Packerei haben sich freiwillig eingetragen, Genosse!"

„Du bist eine tüchtige Propagandistin, Tarakanowa! Ich wußte es ja. Was ich übrigens noch wissen wollte, stimmt es, daß dein Großvater Pope war? Oder war es dein Vater? — Also doch der Großvater. Na, dann brauchst du ja bei der Tschistka, der Reinigung der Staatsbetriebe von Elementen kapitalistischer Herkunft, kaum etwas zu befürchten. Immerhin, man muß seinen Eifer um die Sache der Weltrevolution ins rechte Licht zu setzen wissen."

Die Tarakanowa hatte kalten Schweiß auf der Stirn, als sie das Zimmer Broschkins mit freundlichem Gruß verließ.

Broschkin sah ihr mit gefurchter Stirn nach. ‚Es wäre doch schade um das hübsche Mädel!' dachte er . . .

*

Im Morgengrauen eines der nächsten Tage fanden Bauern die Kirchentür mit Brettern vernagelt. Ein Plakat pappte daran: ‚Diese Kirche wurde auf Wunsch der werktätigen Bevölkerung von Dnjepro-Petrowsk geschlossen. Alle Stimmberechtigten beteiligten sich in heller Begeisterung an dem vom Orts-Sowjet organisierten Volksbegehren!'

Die Männer starrten stumm und finster auf die amtliche Bekanntmachung. Frauen waren dazugekommen. Eine schluchzte laut auf, als man ihr die beiden Sätze vorlas. Ein Greis mit schlohweißem Bart nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich, tief sich verbeugend. Andere folgten seinem Beispiel.

Die Schar wuchs. Auch Städter wagten sich nun unter die Menge. Murrten sie?

„Wo ist Batjuschka Timophei? Väterchen, tröste du uns. Waren denn nicht alle Steuern rechtzeitig bezahlt? Die Miete etwa für die Kirche im Rückstand? Wir werden sammeln, Batjuschka. Die letzte Kopeke werden wir hingeben, wenn sie nur die heilige Stätte uns wieder öffnen!"

Beschwichtigend ging der alte, freundliche Seelenhirt durch die Reihen: „Es ist nichts

Digitized by Google

versäumt, Kinder. Gott hat gegeben, Gott hat es wieder genommen, Gottes Name sei gelobt! — Seht, dort oben auf dem Kirchturm das Kreuz. Es leuchtet euch wie bisher voran auf der dornigen Straße. Wer wollte da murren?"

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge: Das Kreuz! Seht das Kreuz an! Wie es leuchtet!

Einer fängt zu singen an, die nächsten stimmen ein: Ich bete an die Macht der Liebe . . .

Da fällt drüben, von der Milizkaserne her, ein Schuß. Die Menge wogt auf und duckt sich wie das Korn auf dem Acker, wenn der Sturm darüber geht. Peng, peng! Zwei weitere. Der Gesang ist abgerissen.

Broschkin wendet sich lächelnd an den Milizoffizier: „Das war ausreichend, Genosse Offizier. Drei Schüsse in die Luft. Schon erinnern sich die verdammten Kulaken wieder an das Verbot von religiösen Versammlungen unter freiem Himmel. Die werktätige Bevölkerung soll unter der Dummheit kapitalistischer Bluthunde nicht leiden. Deine Leute dürfen auf keinen Fall scharf schießen."

„Du hast wohl Angst, sie zu reizen? Ich befürchte keinen Widerstand von dieser Rotte." Der Offizier sieht den nervös auf und ab trippelnden Betriebsratsvorsitzenden spöttisch an.

„Ich weiß, daß du keine Furcht kennst, Genosse Offizier. Du bist ein Held, ein Staatskerl! — In manchen Fällen ist es aber klüger, ein Auge zuzudrücken und mit dem anderen zu zwinkern! — Ich weiß etwas Besseres, Genosse Offizier!"

Er neigt sich zu dessen Ohr und flüstert eilige Worte.

Der Offizier grinst: „Hältst du das für ungefährlicher?"

*

Also, Genosse Krysha," wandte sich Ssiloff an den Dachdecker, „du bist qualifizierter Facharbeiter. Du wirst morgen mit zwei Gehilfen das Kreuz von der Kirche entfernen!"

„Es tut mir leid, Vorsitzender. Wie ich schon sagte, allein kann ich den Auftrag nicht ausführen, und Gehilfen bekomme ich nicht. Die Schweine behaupten allesamt, sie wären in solcher Höhe nicht schwindelfrei. Das braucht nicht erlogen zu sein. Denn auf Hoch- und besonders auf Kirchenbauten haben die Genossen ja nie gearbeitet. Ich selbst habe seit 15 Jahren solche Arbeit auch nicht mehr gemacht . . . Es geht nicht!"

„Vorwände!" mischte sich Broschkin ein. „Hör' mal, Genosse Broschkin," — der Dachdecker Krysha trat bedrohlich nahe an ihn heran — „hier wäre eine Gelegenheit für dich, den Leuten zu zeigen, daß es keinen rächenden Gott gibt. Steig mit mir herauf und schlag dem Götzen das Kreuz von der Stirn . . ."

Ssiloff hielt es jetzt doch für ratsam, für Broschkin einzutreten: „Broschkin hat anderes zu tun, als euch Dachdeckern die Arbeit wegzunehmen, Genosse Krysha. Du bist Mitglied der Partei. Gib acht, daß du dich dessen immer würdig erweisest, mein Lieber!"

Krysha grinste höhnisch. „Sag' mal, Brüderchen Ssiloff, war der Genosse Trotzky nicht dein besonderer Freund? Ich glaube mich zu erinnern, daß du dich dessen rühmtest, bevor man ihm die Extrapost einspannen ließ . . . Zwei Gehilfen, mindestens einen, aber einen tüchtigen! Dann mach' ich's! Verstanden?" Krysha ging und pfefferte die Tür hinter sich zu.

*

Eine Woche verging. Eine zweite, die dritte brach an. Das Kreuz leuchtete weiter in der Finsternis. Täglich fanden sich jetzt Gläubige ein, die in seinem Schatten auf freier Straße die Herzen beugten, nachdem der Auferstehungstag, der Sonntag, mit Einführung der Fünftagewoche aufgehört hatte, ein Tag der allgemeinen Ruhe, Erholung und Besinnlichkeit zu sein. Täglich ging tröstend Batjuschka Timophei durch die Reihen. Dann kam doch ein Tag, wo die Menge vergebens auf ihn wartete. In der Nacht zuvor hatte die G. P. U. bei ihm Haussuchung abgehalten, hatte jeden Behälter aufgebrochen und nach Beweismaterial für die staatsumwälzende Gesinnung des alten Geistlichen durchstöbert. Die Wände der Wohnung hatten die Milizionäre mit den Gewehrkolben nach Hohlräumen abgeklopft. Die Tapete hatten sie abgefetzt, den Kachelofen zerschlagen — auf der Suche nach Schuldbeweisen. Schließlich hatten sie ihn mitgenommen, zur Vernehmung.

*

Sie hatten Batjuschka Timophei wieder freilassen müssen. Er hatte bei den endlosen Verhören die Nerven nicht verloren. Die zahllosen Gesetze und Verfügungen, mit denen der hochaufgezäumte Amtsschimmel in Moskau die vereinigten Räterepubliken überschwemmte, kannte er besser als die Mehrzahl der Beamten.

Als man mit dem Gesetz ihn nichts anhaben konnte und auch Drohungen wirkungs-

Digitized by Google

los blieben, hatte man ihn durch Geldangebote und sonstige Versprechungen für die Anti-Gott-Propaganda zu gewinnen versucht. Er war standhaft geblieben. Auch aus dem Schreckensgewölbe im Keller des G. P. U.-Gefängnisses, in das man ihn für 48 Stunden unter Entziehung von Speise und Trank eingesperrt hatte, kam er zwar am Leib, nicht aber an der Seele gebrochen heraus. Unter Androhung des Todes verbot man ihm, über das Erlebte zu sprechen, und ließ ihn frei.

Broschkin vernahm gerade zwei Milizionäre, die beim Diebstahl staatlichen Eigentums ertappt worden waren, als ihm die Freilassung gemeldet wurde. Er begann zu toben. ‚Wenn man nicht alles selber macht, werden die größten Dummheiten von diesen Hundesöhnen begangen. Nicht einmal richtig zu vernehmen verstehen sie!' Er stürmte wütend aus seinem Arbeitszimmer zu Ssiloff. Die Milizionäre benutzten die Gelegenheit, um sich zu drücken.

Als sie über den Marktplatz der Kaserne zugingen, kam Batjuschka Timophei, schwer auf seinen Stock gestützt, um die Kirche herum ihnen entgegen. Der Milizionär Labsktis spuckte im Vorübergehen vor dem Alten aus: ‚Du Schwein von einem Kultusdiener!' schrie er hinter ihm her.

„Plötzlich hörte ich dicht neben mir einen Schuß fallen," gab er später ins Protokoll, das der Genosse Milizoffizier selbst über den Vorfall aufnahm. „Ich sah den Kultusdiener Timophei vornüber in die Knie sinken. Er wandte den Kopf meinem Kameraden Smertnoff zu und fragte mit ruhiger Stimme: ‚Was tat ich dir zuleide, Bruder?' Jetzt erst bemerkte ich, daß Genosse Smertnoff seinen Dienstrevolver in der Hand hatte. Ehe ich es verhindern konnte, hob er die Waffe aufs neue und schoß sehr schnell hintereinander alle sechs Kugeln, die er noch in der Trommel hatte, auf den Kultusdiener Timophei ab. Beim zweiten oder dritten Schuß sank der Oberkörper des Getroffenen auf das Straßenpflaster zurück. Das Gesicht war mit den weitaufgerissenen Augen dem Kreuz auf dem Kirchturm zugewendet. Eine weitere Kugel zerschmetterte das eine Auge, die letzte traf in den Unterleib. Erst jetzt kam ich soweit zur Besinnung, daß ich den Genossen Smertnoff packen und den wütend um sich Schlagenden abführen konnte. Ich erstattete dem Genossen Vorgesetzten sofort Meldung von dem Vorfall."

„Auf Befragen über den Grund seiner Tat," heißt es weiter in jenem Protokoll, „erklärte der Milizionär Smertnoff: Jedesmal, wenn ich so einen verfluchten Volksverführer von Popen sehe, gerate ich in Wut. Durch Unannehmlichkeiten im Dienst war ich schon in großer Erregung, als mir der Kultusdiener Timophei begegnete. Ich habe dann ohne Überlegung gehandelt."

Das Protokoll schloß mit dem Bemerken, daß der Milizionär Smertnoff bis zur Gerichtsverhandlung in Freiheit belassen werde, da Fluchtverdacht oder Verdunkelungsgefahr nicht vorliege.

*

Tags darauf war an den Straßenecken eine amtliche Verfügung folgenden Inhalts angeschlagen: ‚Das werktätige Volk von Dnjepro-Petrowsk empfindet das Kreuz auf der Kirche als Provokation. Ein Genosse Milizionär ist durch das Kreuz und die Kultusdiener soweit gereizt worden, daß er sich zu Unüberlegtheiten hinreißen ließ. 100 Rubel Belohnung werden daher demjenigen zugesichert, der innerhalb der nächsten drei Tage das Kreuz vom Kirchturm auf beliebige Weise entfernt.
Der Vorsitzende des Orts-Sowjets, Ssiloff.'

*

„Also Genosse Smertnoff," wandte sich der Advokat an seinen Klienten, „nun schenke mir mal reinen Wein ein. Die Angelegenheit steht schlechter, als du dir vorstellst. Warum hast du den Popen erschossen? Hat er dich angerempelt oder sonstwie beleidigt? Warst du betrunken?"

„Sieh mal, Genosse Advokat, die Sache war so: Es gibt hier im Orts-Sowjet einen Streber, will sagen einen besonders eifrigen Genossen. Den Namen brauche ich nicht zu nennen. Du kennst ihn. Der hat mich dabei erwischt, wie ich mir eine Türklinke und ein Stückchen Barchent sozusagen ohne Bezugsschein erstehen wollte. Du mußt wissen: meine Frau klagt, daß es so kalt sei in der Wohnung. Keine Tür geht zu verschließen. Man muß immer ein Stück Zeitung zusammenfalten und zwischen Tür und Rahmen klemmen. Kommt dann ein Windchen, so hält, Gott sei's geklagt . . ."

„Wie sagtest du?"

„Ach, pfui Teufel, mit diesen gemeinen Redensarten. Man kann sie sich immer noch nicht abgewöhnen. Was ich sagen wollte, Genosse Advokat, bei jedem Windstoß fliegt diese verdammte Tür auf. Von der Zugluft hat's meine Frau dauernd auf der Brust. Denn weißt du, Genosse Advokat, was Warmes anzuziehen, wie der Genosse Arzt es ihr verordnet hat, besitzt sie auch nicht. Ich kann mich doch nicht beim Konsum wegen eines

Digitized by Google

Arschin Stoff stundenlang anstellen. Das verbietet mir der Dienst. Und ihr verbietet's die Gesundheit!"

„Ich verstehe nur nicht, Genosse Milizionär, was das mit deiner Schießerei zu tun hat?"

„Dazu komme ich auch noch. Also, und aus dem Barchent, da sollte sich die Jefimia, was meine Frau ist, weißt du, eine Unterhose nähen, weil sie doch immer so friert. Und da kommt nun gerade dieser, dieser . . . Betriebsratsvorsitzende dazu und macht ein Wesen von der Geschichte — man hätte glauben können, er hätte mich als Kontrerevolutionär entlarvt. Und wie er gerade das Protokoll aufnehmen will, kommt einer von der G. P. U. und erzählt, sie hätten den Kultusdiener Timophei, dieses Aas, wieder freilassen müssen — aus Mangel an Beweisen. Da hättest du, Genosse Advokat, mal unseren Broschkin sehen sollen. Getobt hat er. Schaum stand ihm unter der krummen Nase. Also nicht zu sagen, wie der Mensch sich aufgeregt hat . . . Wie mir der Batjuschka Timophei dann so über den Weg lief, dachte ich: ‚Der Broschkin bringt dich um die Stellung, ja ins Gefängnis wegen dieser verfluchten Türklinke, wenn du ihm nicht einen großen Gefallen erweist.' Na — und da hab' ich diesen rebellischen Hund von Kultusdiener erschossen — dem Broschkin zu Gefallen . . . Zwei Wochen früher oder später, auf dem Marktplatz oder im Gefängnishof — macht das einen Unterschied?"

Smertnoff rieb sich kichernd die Hände. „. . . und die Jefimia hat doch 'ne warme Bux gekriegt!"

*

Und dann fand sich schließlich doch einer, der das Wagnis unternahm, das Kreuz vom Kirchturm zu holen. Durch die betende, mit ihren Leibern die Kirche schützende Menge bahnte man ihm den Weg. Mit Gewehrkolben und Bajonetten. Mit spöttisch verzogenem Mund, die Hände in den Hosentaschen, im roten Satinhemd, wie es die Komsamolzen so gern tragen, schritt er dahin.

Er war ein Besprisórnyi gewesen, hatte zu den verwilderten, vertierten Kinderbanden gehört, die bettelnd, raubend, im Hunger vor Mord und Brandlegung nicht zurückschreckend, die Städte und das flache Land beunruhigten. Bis man in Moskau die Gefahr erkannte und diese kleinen, vielfach verseuchten Bestien einfing und in Erziehungshäuser sperrte. Elfjährige Mütter gibt's unter ihnen, Dreizehnjährige, die zum zweitenmal ein Junges werfen. Die Männchen, die zwölf- bis vierzehnjährigen Väter, sind unermüdlich auf der Suche nach Nahrung — im Kehricht, in den Schweinekoben, an den Freßnäpfen vor den Hundehütten. Sie sind nicht mehr zu zähmen. Man erwehrt sich ihrer mit Knüppeln, geht zum Arzt und läßt sich vorsichtshalber Salvarsan einspritzen, wenn man von so einem Besprisórnyi gebissen wurde . . .

Ilja, der Kreuzbezwinger, gehörte zu den Geretteten. Er war ein aufgeweckter, frischer Junge. Hatte im Erziehungshaus sich sehr brav gehalten, hatte mit Feuereifer Lesen und Schreiben gelernt, war in die Arbeiterschule gekommen und sollte späterhin die Volksuniversität beziehen. Nicht nur in den wissenschaftlichen Fächern, auch im Sport gehörte er zu den besten: mithin das Ideal eines Jungkommunisten.

Die Milizionäre entfernten die Bretter von der Kirchentür. Ilja verschwand im Innern. Es dauerte geraume Weile, bis man ihn im Glockengestühl auftauchen sah. Er winkte von oben. Verschwand wieder. Dann öffnete sich eine Luke im grünen Zwiebeldach. Die Sonne hatte den Weg durch das jagende Gewölk gefunden. Strahlenbündel fielen auf das rote Hemd. Auffunkelte das goldene Kreuz.

„Der Herr wird es nicht dulden. Er wird ihn in die Tiefe stürzen, den Frevler!" murmelte Nikiforoff.

Ilja kletterte weiter, an unsichtbaren Sprossen. Jetzt hat er das östliche Halteseil erreicht. Er zieht etwas aus der Tasche, beginnt an den Krampen zu hantieren. Die scharfe Augen haben, sehen nach einiger Zeit das Seil schlaff werden. Dann reißt Ilja die Mütze vom Kopf und winkt: „Urräh!"

Er klettert zum Fußpunkt des Kreuzes. Fast eine Stunde mühte er sich nun schon dort herum. Die Menge unten wankt und weicht nicht. Jetzt sieht man den Burschen sich zurechtsetzen: er hat sich wahrhaftig eine Zigarette angesteckt und erholt sich von der Arbeit.

„Mittagspause!" grinst der Milizionär Labskis, der unten an der Kirchentür Wache hält. „He, Ilja, soll ich dir den Borschtsch da oben servieren lassen?" brüllt er. Seine Kameraden schlagen sich auf die Schenkel vor Begeisterung über den Witz.

„Warum lacht ihr nicht?" fährt Labskis die nächststehenden Bauern an. Erschreckt weichen sie einige Schritte zurück. Die Antwort bleiben sie schuldig.

Ilja nimmt die Arbeit wieder auf. Plötzlich pfeift eine Bö heran. Die Drähte, die das Kreuz noch von drei Seiten halten, singen. Die Kirchentür schlägt krachend ins

Digitized by Google

Schloß. Die Milizionäre, erbleichend, reißen die Gewehre hoch. „Es hat einer geschossen?“

Die Bauern rund herum haben die Schaffellmützen von den Köpfen gerissen. Sie bekreuzigen sich. „Mit seinem Atem hat ihn der Herr heruntergeweht. Er läßt sich nicht spotten!“

„Halleluja!“ beginnt da der alte Petro zu singen.

„Still, Väterchen, still! Er ist noch oben! Gott hat erst gewarnt. Der Herr ist barmherzig. Der Junge weiß ja nicht, was er tut. Feuer und Schwefel auf seine Verführer!“

Ilja arbeitet unentwegt. Da neigt sich das Kreuz plötzlich nach Westen. Neigt sich. Noch stürzt es nicht. Die drei Halteseile stützen es. Ilja klettert herunter. Am nördlichen sägt er, dann kriecht er herum zum südlichen.

Wieder braust der Sturm heran, und da ist kein Halten mehr. Es stürzt. Einen Teil der Kuppel reißt es mit sich. Ein einziger Aufschrei, ein tierhaftes Stöhnen geht durch die Menge . . .

Plötzlich ist Broschkin da, wo das Kreuz liegt. Er tanzt und brüllt und lacht wie ein Irrer: „Da liegt euer goldenes Kalb, das ihr angebetet habt, ihr Toren! Da liegt es. Bis wir es einschmelzen werden, um einen neuen Gott daraus zu gießen: die Maschine!“

*

Im Triumph holten sie Ilja, den Kreuzbezwinger, ein. Der Vorsitzende Ssiloff selbst überreichte dem Komsamolzen die ausgeschriebene Belohnung. Er durfte als Ehrengast an der Gerichtssitzung gegen den Milizionär Smertnoff teilnehmen, die im großen Schwurgerichtssaal abgehalten wurde.

Die Beweisaufnahme war schnell beendet. Der Täter leugnete ja nicht. Der Prokureur ergriff das Wort. Er konnte sich kurz fassen: „Nach gerichtsärztlichem Befund hat der Genosse Smertnoff in geistiger Umnachtung gehandelt. Er, ein treuer Diener des Staates, war durch den Kultusdiener Timophei und seine Anhänger aufs schwerste provoziert worden. Ich beantrage die Freisprechung und werde bei seinen Vorgesetzten einen längeren Erholungsurlaub zur Wiederherstellung der Nerven befürworten!“

Ilja war der erste, der spontan Beifall spendete. Tosend pflanzte sich der Applaus im Zuhörerraum fort. Der Vorsitzende des Gerichtshofs erhob sich, bat um Ruhe. Dann verkündete er den Freispruch, der allein, wie die Kundgebung eben bewiesen habe, dem Gerechtigkeitsempfinden des Volkes zu entsprechen vermöge.

„Steh' auf, erheb' dich, Arbeitervolk!“ erklang die Internationale . . .

*

Smertnoff und Ilja, der Kreuzbewinger, feierten gemeinsam. Broschkin hatte für Wodka gesorgt, und auf Anordnung Ssiloffs war ein Hammelbraten geliefert worden, an dem man sich mal wieder richtig sattessen konnte.

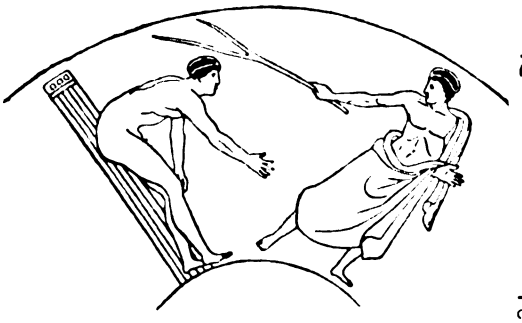
Jefimia nahm natürlich an dem Festschmaus teil. Jefimia hatte rote Wangen und blühende Lippen im ovalen, freundlichen Gesicht. Man sah ihr die böse Krankheit nicht an. Jefimia war zärtlichkeitsbedürftig, wie Lungenkranke nun einmal sind. Jefimia fühlte sich wohlig satt. Smertnoff aber hatte hauptsächlich der Wodka zugesprochen und war mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen. Ilja aber war ein hübscher, starker Junge und der Held des Tages.

Als Smertnoff in der Morgendämmerung fröstelnd ins Bett kriechen wollte und Ilja, den Kreuzbezwinger, in Jefimias Arm schlafend fand, erwürgte er ihn. Dann ging er und hängte sich an der Türklinke auf, die er aus Staatsbesitz gestohlen hatte.

Heimat. Von Franz Sagebiel

Wo ist meine Heimat? — Ich finde sie nicht.
Ich habe gesucht mein Leben lang —
Schwer drückt meiner Schritte stummes Gewicht,
Meine Straße wehen Blätter entlang,
Im herbstlichen Sonnenlicht. —
Wo ist meine Heimat? — Ich glaube fast,
Wenn zerschellt ihre Welt, die in mir lag,
Die mit ihrer Sehnsucht drückender Last
Mich fast zerbrach —
Wenn einst der müde Tod zu mir spricht,
Und er alles, auch ihr Bild zerbricht,
Find' ich doch noch die Heimat im leuchtenden Tag. —

Digitized by Google



Ein Läufer beim Start von einer Säule aus Neapel, Museum

Olympische Spiele

Von Univ.-Prof. Dr. R. Rosemann

Körperliche Übungen bildeten bei den alten Griechen einen wesentlichen Teil der Erziehung des Knaben und Jünglings, und selbst der erwachsene Mann nahm an den Leibesübungen nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Mitstrebender mit Begeisterung teil. Die Wertschätzung der körperlichen Ausbildung und die planmäßige Pflege des Körpers unterschied die Griechen von den umwohnenden Barbaren. Mit Verachtung sahen sie auf die weiße, sorgfältig vor Sonne und Luft geschützte Haut und die verweichlichten Gestalten der Perser, die ihnen wie Weiber erschienen. Auch den Römern war die systematische Körperübung der Griechen durchaus unbekannt; ihnen war die körperliche Ausbildung höchstens Mittel zum Zweck, um brauchbare Soldaten zu erzielen, nicht ein an sich erstrebenswertes Ziel.

Die rein verstandesmäßige Überzeugung von dem Werte der körperlichen Ausbildung allein hätte aber wohl sicher nicht genügt, den Leibesübungen eine so allgemeine Verbreitung und eine so hohe Wertschätzung in der griechischen Welt zu verschaffen, wenn nicht noch die den Griechen eigentümliche Freude am gegenseitigen Messen der Kräfte, am Wettkampfe hinzugekommen wäre. „Immer der Beste zu sein und vorzustreben den andern", das war die Mahnung, die der Vater dem Sohne mit auf den Lebensweg gab. Es ist erstaunlich, eine wie große Rolle der Wettstreit bei den Griechen spielte. Wettkämpfe wurden veranstaltet in Weisheitssprüchen, im Rätselraten und Redenhalten, bei geselligen Zusammenkünften wetteiferte man in Tischgesängen, im Bekämpfen des Schlafes usw. Es gab Wettkämpfe in der Schönheit, im Weintrinken, ja sogar von einem Wettkampfe im Küssen, der alljährlich im Frühjahr in Megara stattfand, wird uns berichtet.

Langstreckenläufer. Panathenäische Vase London, Britisches Museum

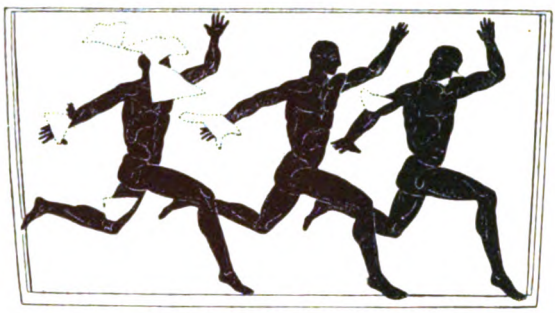
Gymnastische Wettkämpfe fehlten in keiner größeren Stadt Griechenlands; sie schlossen sich entweder an uralte religiöse Gebräuche an oder an Totenfeiern der Helden und Fürsten. Alle Veranstaltungen dieser Art werden jedoch weit in den Schatten gestellt durch den Glanz und den Ruhm der vier heiligen gymnastischen Spiele, der Pythien, Isthmien, Nemeen und vor allem der olympischen Spiele.

Den Preis bildete in alter Zeit, wie bei Homer, aber wohl auch später bei den kleineren Wettkämpfen, ein Wertgegenstand. Bei den großen heiligen Festen erhielt der Sieger nur einen Kranz, in Delphi vom Lorbeer, in Nemea vom Eppich, auf dem Isthmus von der Fichte und in Olympia von dem wilden Ölbaum. Aber dieser unscheinbare Kranz galt den Griechen mehr als Gold und Goldeswert.

Von den großen Festen sind uns am besten die olympischen Spiele bekannt, sowohl aus den Angaben in der Literatur als auch durch die Ausgrabung der heiligen Stätte, die in den Jahren 1875 bis 1881 von der deutschen Regierung unter Beihilfe der griechischen ausgeführt wurde. Nach dem auf Grund der Ausgrabungen entworfenen Plane und der Rekonstruktion kann man sich ein ziemlich gutes Bild von der ganzen Örtlichkeit der Spiele und den auf dem Festplatze errichteten Tempeln und Gebäuden machen.

Noch im 2. Jahrhundert n. Chr., als der Reiseschriftsteller Pausanias Olympia besuchte und eingehend besichtigte, standen in Olympia weit über 200 Bildsäulen, und doch war längst bereits das Beste von den nach griechischen Kunstwerken begierigen römischen Eroberern geraubt

Digitized by Google



Endspurt oder Kurzstreckenläufer. Panathenäische Vase

und nach Rom geschleppt worden. Wenn man bedenkt, daß bei den Ausgrabungen in Olympia noch 130 mehr oder minder wohl erhaltene Statuen, Reliefs usw. aus Marmor, 13 000 Gegenstände aus Bronze, 1000 Terrakotten und anderes mehr gefunden worden sind, so gewinnt man aus diesen trockenen Zahlen doch ein gewisses Bild von dem gewaltigen Strome griechischen Lebens, der einst über diese Stätten im Laufe der Jahrhunderte dahingeflossen sein muß.

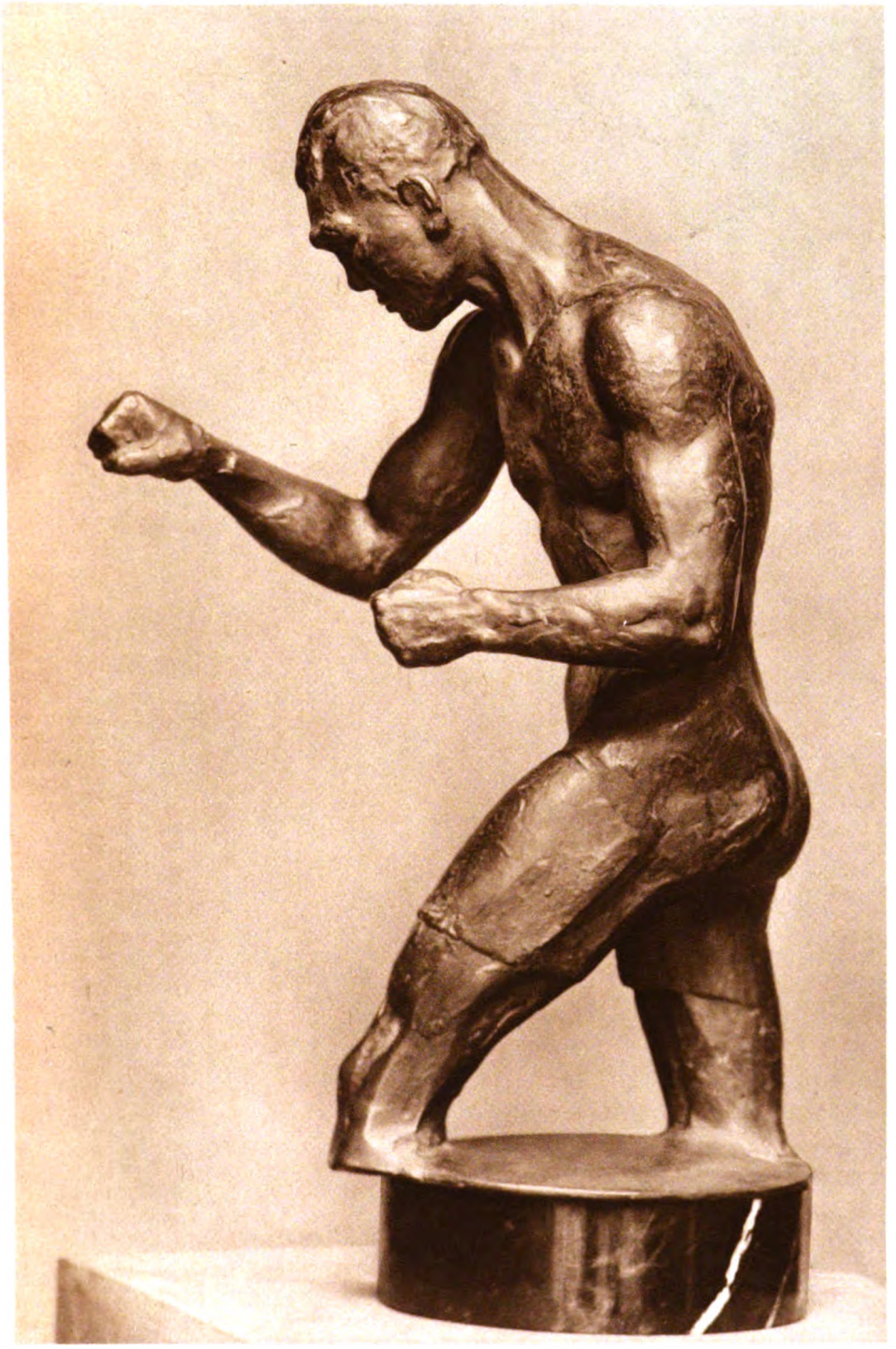
Die olympischen Spiele sind nachweislich vom Jahre 777 v. Chr. bis zum Jahre 393 n. Chr. regelmäßig alle fünf Jahre abgehalten worden, also über einen Zeitraum von weit mehr als 1000 Jahren. Wenn die Zeit der olympischen Spiele herannahte und in ganz Griechenland der Gottesfriede angesagt worden war, der jedem nach Olympia Reisenden sichere Fahrt gewährleistete, dann strömte von allen Orten die schaulustige und festesfreudige Menge nach der geheiligten Stätte. Allerdings: Frauen durften an den olympischen Spielen nicht teilnehmen; sie hatten ein eigenes Fest der Heräen in Olympia, bei dem Wettläufe von Mädchen verschiedenen Alters stattfanden, wie denn besonders in Sparta die Mädchen durchaus ebenso wie die Knaben an allen gymnastischen Übungen teilnahmen.

Die Beteiligung an den olympischen Spielen war sicherlich sehr groß. Wer es nur irgend ermöglichen konnte, machte sich auf, dieses größte Ereignis der hellenischen Welt mit eigenen Augen mitanzuschauen. Keineswegs etwa nur die, die an den körperlichen Übungen irgendwie selbst beteiligt waren und daher an ihnen ein besonders ausgesprochenes Interesse nahmen, zogen nach Olympia; wir treffen dort Staatsmänner, Dichter, Redner, Philosophen, also erst recht die Kreise des Volkes, die auf die höchste Bildung Anspruch machten.

Wer daran denken wollte, in einem der großen Spiele um den Kranz sich zu bewerben, der mußte natürlich lange zuvor zu Hause im Gymnasium und in der Palästra seine Kräfte geübt und ausgebildet haben. Die Leitung und Beaufsichtigung bei den gymnastischen Übungen der Knaben und Jünglinge unterstand einem besonderen Gymnasten oder Paidotriben; auf Vasenbildern sehen wir ihn regelmäßig neben den übenden Jünglingen dargestellt, als Zeichen seiner Würde trägt er einen Stock oder eine in zwei Zweige gespaltene Rute. Die Ausführung der gymnastischen Übungen und der Wettkämpfe war durch strenge Vorschriften bis ins einzelne geregelt; jede Abweichung davon hatte die körperliche Züchtigung zur Folge. So bildete sich allmählich eine besondere Wissenschaft der Gymnastik heraus, deren Lehren auch in Büchern niedergelegt worden sind. Leider sind uns meist nur die Namen der Verfasser überliefert, während ihre Werke zugrunde gegangen sind, nur die Schrift des Philostratos über die Gymnastik aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. ist uns erhalten. In Olympia leiteten und überwachten die Spiele die Hellanodiken. Bei den Hellanodiken hatten sich die Bewerber, die an den olympischen Spielen teilnehmen wollten, zu melden, sie wurden von ihnen in eine Liste eingetragen. Die Meldung mußte bereits sehr zeitig erfolgen, denn 10 Monate lang mußte der Bewerber in seiner Heimat sich gewissen Regeln unterwerfen, deren Innehaltung er vor Beginn der Kampfspiele eidlich zu erhärten hatte, und weiterhin in der Hauptstadt Elis selbst sich unter der Aufsicht der Hellanodiken einer 30tägigen Probezeit unterziehen. Als nach dem Ausgang des peloponnesischen Krieges die sittlichen Anschauungen der Griechen zu sinken begannen, verlor auch der Eid an Heiligkeit, Fälle von Eidbruch und Bestechung mehrten sich in Olympia, und die Strafgelder, die von den überführten Übeltätern eingezogen wurden, erreichten im Laufe der Zeit eine derartige Höhe, daß man aus ihnen dem beleidigten Zeus nach und nach 16 Statuen setzen konnte.

Von den einzelnen Arten der körperlichen Übungen und Wettkämpfe war der Wettlauf der Überlieferung nach die erste und lange Zeit sogar in Olympia die einzige Kampfart; später eröffnete er zum mindesten die Reihe der Spiele, und nach dem Sieger im Wettlauf wurde die Olympiade bezeichnet. Die Länge der geradlinig verlaufenden Bahn betrug in Olympia 190 Meter. Man unterschied den einfachen Lauf, Stadion, bei dem die Länge der Bahn von der Ablaufstelle bis zum Ziel einmal zurückzulegen war, den Doppellauf, Diaulos, bei dem der Läufer die Bahn zweimal durchmessen mußte, indem er vom erreichten Ziele aus sofort wieder zum Ausgangspunkt zurückzulaufen hatte, und den Langlauf, Dolichos, der nicht nur Schnelligkeit, sondern auch Ausdauer erforderte, wahrscheinlich betrug in Olympia die Strecke beim Langlauf 24 Stadien, also 4600 Meter. Besondere

Digitized by Google

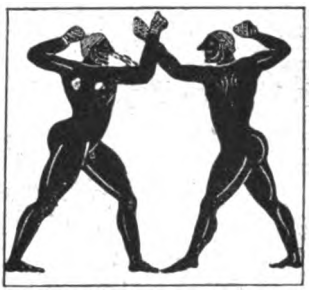


Max Schmeling. Bronzebildwerk von Rudolf Belling

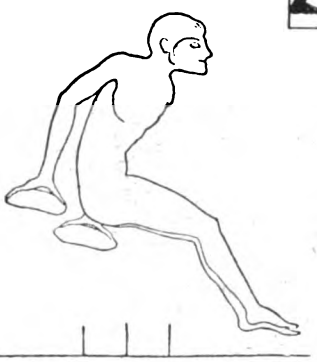
Digitized by Google

Digitized by Google

Formen des Laufes waren außerdem der Waffenlauf, bei dem die Läufer den Schild, zuweilen auch noch dazu Helm und Beinschienen trugen, und der Fackellauf, bei dem eine brennende Fackel ohne auszulöschen bis ans Ziel getragen werden mußte. An beiden Enden des Stadions befanden sich Ablaufstellen mit besonderen Ablaufmarken für den Start, sie sind bei den Ausgrabungen aufgedeckt worden. Sie bestanden aus einer Reihe aneinander gelegter Steinplatten, auf denen zwei vertiefte, parallele Rillen als Marken für die vor Beginn des Rennens einzunehmende Ruhestellung der Füße angebracht waren, die Stellung beim Start war also wesentlich anders als heutzutage. Philostratos sagt: „Der Anfang des guten Laufs ist der gute Stand," man war sich also der Bedeutung einer guten Anfangsstellung wohl bewußt. Die griechischen Vasenbilder zeigen uns deutlich, daß auf den richtigen Stil beim Laufen nicht weniger geachtet wurde als heutzutage. Die Bewegung der Arme war beim Langstreckenläufer eine andere als beim Endspurt oder beim Kurzstreckenläufer. Ein Vasenbild mit drei Langstreckenläufern zeigt, wie die Arme im Ellbogengelenk ungefähr rechtwinklig gebeugt am Körper seitlich hin und her schwingen, während andere Bilder, die das Ende des Laufes oder den Lauf über die kurze Strecke darstellen, die Arme in äußerst lebhafter Bewegung zeigen. Sehr auffällig erscheint es, daß auf manchen Vasenbildern die Läufer so dargestellt werden, daß sie den linken Arm und das linke Bein zu gleicher Zeit nach vorn bewegen, während wieder auf andern Bildern, so wie wir es gewohnt sind, der Arm der einen und das Bein der andern Seite zugleich nach vorn oder nach rückwärts schwingen. Die erstere Art der Bewegung würde dem entsprechen, was man beim Pferde als Paßgang bezeichnet. Ob es sich hierbei nur um ein Ungeschick des Zeichners handelt oder ob wirklich bei den Griechen ein Laufen im Paß geübt wurde, ist nicht zu entscheiden. Ich möchte das letztere doch nicht für ganz undenkbar halten. Auf zwei Vasenbildern, die einen Waffenläufer darstellen, ist der Läufer selbst im Paßgang dargestellt, während der zur Ausschmückung auf seinem Schilde abgebildete Läufer in der gewohnten Weise läuft; man sollte nicht glauben, daß diese Abweichung in der Bewegung der beiden Figuren von dem Künstler ohne Absicht ausgeführt worden ist.



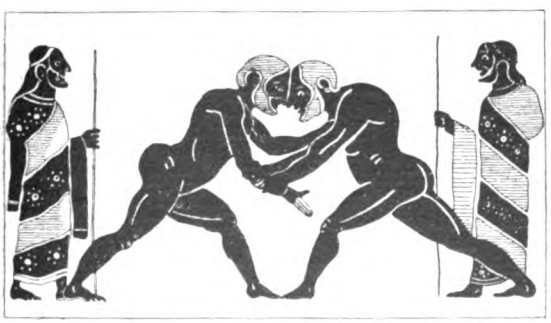
Faustkämpfer



Springer beim Niedersprung. Unter ihm die Marken für die Weite der Sprünge seiner Mitkämpfer. Amphora, London, Britisches Museum

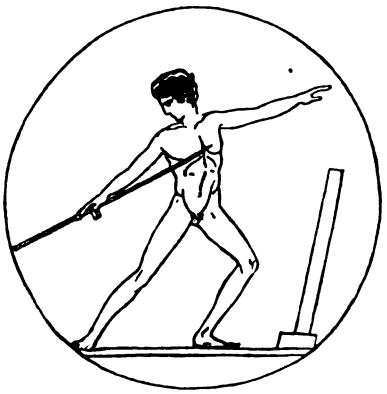
Diskuswerfer im Wurf
Neapel, Museum

Neben dem Laufen stellt wohl das Springen eine der ursprünglichsten körperlichen Betätigungen des Menschen dar. In Olympia trat es nicht als eigene Art des Wettkampfes auf, sondern nur als Teil des sogenannten Fünfkampfes. Auffälligerweise wurde nur der Weitsprung, nicht der Hochsprung und der Sprung mit dem Stabe geübt. Dabei bedienten sich die Springenden der sogenannten Halteren oder Sprunggewichte, die in beiden Händen gehalten und beim Sprung nach vorn geworfen wurden, um die Weite des Sprungs zu vergrößern. Eine Anzahl solcher Sprunggewichte ist auf uns gekommen;



Ringkampf. Neben den Kämpfenden die Kampfrichter Amphora. London, Britisches Museum

Digitized by Google



Speerwerfer. Berlin, Museum

sie bestehen aus Stein oder Metall und sind von sehr verschiedener Form, wahrscheinlich wurden zu verschiedenen Zeiten verschiedene Modelle benutzt; sie erinnern in der Form an unsere Hanteln. Das Gewicht der erhaltenen Stücke schwankt meist zwischen 1 und 2 Kilogramm, doch sind auch noch schwerere gefunden worden. Das Sprunggewicht ist aus Blei; die Inschrift lautet: „Im Springen siegte Epainetos hierdurch."

Zum Wettlauf und Springen gesellten sich als weitere körperliche Übungen das Werfen des Diskus und des Wurfspeeres; auch sie traten in den Wettkämpfen zu Olympia nicht als einzelne Arten des Wettkampfes, sondern nur als Bestandteile des Fünfkampfes auf. Der Diskuswurf ist in seinen verschiedenen Phasen auf den griechischen Vasenbildern häufig dargestellt; bekannt ist die prachtvolle Statue des Diskobolos des Myron. Eine ganze Anzahl solcher Disken sind uns überliefert, der Durchmesser schwankt von 16 bis 34 Zentimeter, das Gewicht von 1,2 bis 5,7 Kilogramm, der heute benutzte Diskus hat einen Durchmesser von 22 Zentimeter und wiegt 2 Kilogramm. Ein prachtvoller, in Ägina gefundener Diskus befindet sich im Berliner Museum; er zeigt auf der einen Seite das Bild eines Springers mit den Sprunggewichten in den nach vorn gestreckten Händen, auf der andern Seite einen Speerwerfer in dem Augenblick des Ausholens zum Wurfe. Der Wurfspeer wurde geschleudert mit Hilfe eines um den Speer gewundenen Wurfriemens, in dessen Schlinge der Finger der werfenden Hand gesteckt wurde. Sowohl der Diskus wie der Wurfspeer wurde nicht etwa nach einem bestimmten Ziel geworfen, nur auf die Weite des Wurfes kam es an.

Die Zahl der fünf Übungen des Fünfkampfes wurde voll gemacht durch den Ringkampf, der aber auch als selbständige Kampfart in Olympia geübt wurde. Die Griechen bildeten den Ringkampf geradezu zu einer Wissenschaft aus, die in der Palästra systematisch, fortschreitend vom Einfacheren zum Schwierigeren, gelehrt wurde. Es wurden zwei Arten des Ringkampfes unterschieden: das eigentliche Ringen im engeren Sinne, das aufrechte Ringen genannt, bei dem es darauf ankam, den Gegner zu Boden zu werfen, womit der Kampf beendet war, und das Ringen am Boden, bei dem der Kampf auf der Erde fortgesetzt wurde, bis einer der beiden Kämpfer sich als besiegt erklärte. Das aufrechte Ringen begann natürlich damit, daß die beiden gegeneinander antretenden Kämpfer jeder den andern in der günstigsten Weise zu fassen suchten; diesen Augenblick, wo die beiden Gegner, vorgebeugt, mit den Köpfen aneinander gelehnt, wie Homer sagt: „wie die Sparren eines Daches," dastehen, finden wir mehrfach in Vasenbildern dargestellt. Hatten sich endlich die Kämpfer gefaßt, so begann der eigentliche Kampf. Anschaulich schildert uns Homer den Ringkampf zwischen Ajax und Odysseus, „wie die Rücken knirschen unter den umspannenden Armen, rings der Schweiß niederströmt und an Seiten und Schultern, rot von schwellendem Blut, die Muskeln hervorspringen." Bei dem aufrechten Ringen galt der als Sieger, der den Gegner dreimal hintereinander geworfen hatte, anderen Falls war der Kampf unentschieden. Beim Ringkampf, aber auch bei den andern gymnastischen Übungen, rieben sich die Kämpfer vor Beginn des Kampfes mit Öl ein, um die Glieder geschmeidig zu machen; beim Ringen wurden die eingeölten Leiber dann wieder mit Sand beworfen. Nach Schluß des Kampfes wurde das Öl, der Schweiß und der Sand mit einem eigenen Werkzeug, der Striegel, vom Körper abgestrichen, die bekannte Statue des Apoxyomenos stellt einen Jüngling bei dieser Beschäftigung dar. Den Griechen war die Herstellung der Seife unbekannt; es wird uns aber berichtet, daß zum Bestreuen des mit Öl eingeriebenen Leibes auch Holzasche verwandt wurde: diese gibt mit Öl einen seifenhaltigen Schaum, der gewiß zur Reinigung der Haut sehr nützlich war.

Die fünf aufgeführten Übungen: Wettlauf, Springen, Diskus- und Speerwurf, sowie der Ringkampf, wurden im Fünfkampf oder Pentathlon zu einer einheitlichen Form des Wettkampfes, die so auch bei den olympischen Spielen erscheint, vereinigt. Die Zusammenstellung dieser fünf Kampfarten zu einer Einheit gibt uns einen sehr vorteilhaften Eindruck von der wissenschaftlichen Überlegung, mit der bei den Griechen die Gymnastik betrieben wurde. Besser hätte es eben nicht gemacht werden können, wenn man eine den ganzen Körper gleichmäßig durcharbeitende Übungsart hätte ersinnen wollen.

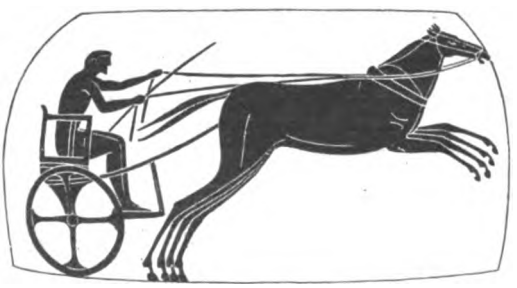
In einem gewissen Gegensatz zu den bisher aufgeführten Übungen, die durchweg

Digitized by Google

einen ästhetisch schönen Eindruck auf den Zuschauer machen mußten, steht der Faustkampf, der aber gleichwohl einen regelmäßigen Bestandteil der Wettkämpfe bildete. Er wurde entweder allein ausgeführt oder mit dem oben erwähnten Ringkampf am Boden vereinigt, diese Kampfart wurde als Pankration bezeichnet. Die Wirkungen des Faustkampfes wurden dadurch noch verderblicher gestaltet, daß die Schläge nicht mit der unbewehrten Faust ausgeteilt wurden, diese wurde vielmehr, wenigstens bei dem eigentlichen Faustkampf, mit starken ledernen Riemen umwickelt; beim Pankration allerdings, bei dem ja die Hand nicht nur zum Zuschlagen, sondern auch zum Fassen des Gegners dienen mußte, war die Hand unbewehrt. In der späteren Zeit wurden diese Riemen sogar noch mit metallenen Platten und Buckeln ausgestattet, ein solches Schlaginstrument, Caestus genannt, mußte allerdings geradezu mörderische Wirkungen entfalten. Auf den Vasenbildern, die Szenen aus dem Faustkampfe darstellen, sieht man denn auch das Blut in Strömen aus der Nase spritzen und die Zähne gleich zu mehreren aus dem Munde fliegen. Uns erscheint das leicht in einem unbegreiflichen Gegensatz zu dem sonst so sehr für das Schöne empfänglichen Sinn des Griechen zu stehen. Aber hüten wir uns vor einem zu vorschnellen Urteil, der Mensch gewöhnt sich leicht daran, über das Unästhetische hinwegzusehen. Gilt doch in England seit alters her das Boxen für eine durchaus erfreuliche Art der körperlichen Betätigung, und wer zum ersten Male einer studentischen Schlägermensur beiwohnt, wird wohl auch sehr leicht die zerfetzten, von Blut überströmten Gesichter als recht unästhetisch empfinden, und doch halten wir an der Schlägermensur wegen all dessen, was uns an ihr wertvoll erscheint, fest und freuen uns des ritterlichen Kampfmutes unserer akademischen Jugend. Nicht anders wird es den Griechen mit dem Faustkampfe gegangen sein. Bemerkenswert ist es, daß beim Faustkampf stets beide Hände zum Schlagen benutzt werden, auf den Vasenbildern wird sogar regelmäßig der entscheidende Schlag mit der linken Hand geführt.

An allen diesen Übungen und Kämpfen konnte jeder Grieche, wes Standes er auch war, ob arm oder reich, teilnehmen. Nur eine Kampfart blieb der Natur der Sache nach das Vorrecht der Hochstehenden, der Begüterten, die die Mittel dafür aufbringen konnten: das Wagenrennen. Könige und Fürsten und wer zu den Oberen dieser Erde sich rechnete, sie alle setzten ihren Ehrgeiz darein, edle Rosse zu halten und sie entweder selbst im Wagenrennen zu führen oder für sich durch andere laufen zu lassen. Sogar Frauen, die ja, wie erwähnt, selbst an den Spielen in Olympia nicht teilnehmen durften, ließen dort ihre Pferde laufen. Im Homer wird bei den Festspielen zur Leichenfeier des Patroklos das Wagenrennen mit ganz besonderer Ausführlichkeit geschildert, es war eben offenbar der Glanzpunkt des Ganzen. Die Wagen hatten die eine Seite der Rennbahn zu durcheilen bis zur Zielsäule, diese nach links hin zu umfahren und dann auf der andern Seite bis zum Ausgangspunkte zurückzukehren. Das Umfahren der Zielsäule war ein besonders wichtiger und gefährlicher Moment. Der Wagen mußte möglichst nahe um die Zielsäule herumbiegen, um Raum und Zeit zu gewinnen, anderseits bestand die Gefahr, hierbei mit den Rädern der Säule zu nahe zu kommen und den Wagen zu zerschmettern.

Die gymnastische Durchbildung des griechischen Volks hat im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. ihren Höhepunkt erreicht. Von der Mitte des 5. Jahrhunderts an beginnt der Niedergang. Die gymnastischen Übungen wurden zu einem Geschäft gemacht. Es entstand die besondere Berufsklasse der Athleten, die sich einzig und allein darauf legten, ihren Körper für eine bestimmte Art der Leibesübungen, z. B. für den Faustkampf auszubilden, und die dann von dem einen Ort gymnastischer Wettkämpfe zum andern zogen, um den Sieg, der ihnen bei ihrer spezialistischen Ausbildung nicht leicht entgehen konnte, und die mit ihm verbundenen Ehren und materiellen Vorteile einzuheimsen. Von einer harmonischen Durchbildung des Körpers war nicht mehr die Rede, im Gegenteil, eine übermäßige Entwicklung der Muskulatur erschien zweckmäßig und wurde dementsprechend bewundert, eine Darstellung dieses Ideals haben wir in der Statue des Farnesischen Herkules. Die große Masse des Volkes gewöhnte sich daran, nur noch bei den Wettkämpfen zuzuschauen, die Leistungen der Athleten zu bewundern und die Aufregungen des Kampfes zu genießen; selbst daran teilzunehmen, erschien nunmehr unter der Würde eines gebildeten Mannes. Damit hatten auch die gymnastischen Übungen selbst den stärksten Anreiz zu ihrer Pflege verloren, ihre Volkstümlichkeit schwand mehr und mehr, bis sie endlich ganz erloschen.



Wagenrennen. London, Britisches Museum

Digitized by Google

Mit Motorboot und Schlitten in Grönland

Von Univ.-Prof. Dr. Alfred Wegener

Wir kennen wenig von Grönland, und doch ist es für uns, insbesondere für die Entwicklung unsrer Wetterkunde, unsers Flugverkehrs, sehr wichtig, es genau kennenzulernen. Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft hatte deshalb schon seit längerer Zeit den Plan einer Inlandeis-Expedition ins Auge gefaßt. Sie findet in diesem Jahre statt. Ihr voraus ging im vorigen Sommer eine andere, die den günstigsten Punkt für die wissenschaftliche Arbeit auf dem Inlandeis finden sollte. Sie wurde geführt von dem Grazer Professor Dr. Alfred Wegener; seine Begleiter waren Reg.-Rat Dr. Georgi, Hamburg, Dr. Loewe, Berlin und Studienrat Dr. Sorge, Berlin. Die Expedition, die nebenbei die erste Besteigung des bisher für unbezwinglich gehaltenen Umanak durchführte, ist glänzend gelungen und läßt die Ergebnisse der neuen, großen Expedition dieses Jahres ahnen. Die spannende Schilderung ihrer zum Teil gefährlichen Erlebnisse bringt ein im Verlag von Velhagen & Klasing erscheinendes reich illustriertes Werk. Hier veröffentlichen wir einen Aufsatz, den Prof. Wegener für die Hefte geschrieben hat und der erkennen läßt, daß der Forscher auch künstlerisch zu sehen und zu gestalten versteht.

Wem sich zum ersten Male der Blick über die weiße Eisfläche des Inlandeises erschließt, der fühlt etwas Weihevolles. Es ist ein feierlicher Augenblick. Vielleicht ist es der restlose Sieg dieser einen Naturkraft über alles andere, die Überwältigung des Bodenreliefs durch die Eisüberschwemmung, die uns packt; vielleicht ist es auch nur dies, daß der Blick, bisher gehemmt durch schroffe Felswände, plötzlich haltlos in die Ferne irrt wie beim Meer. Man fühlt sich Aug' in Auge mit der Unendlichkeit und wird stumm und klein.

Das Inlandeis steigt überall vom Rande nach dem Innern an mit einer allmählich immer sanfter werdenden Neigung; aber der Anstieg vollzieht sich nicht gleichmäßig, sondern in Wellen, so daß etwas steilere Zonen mit ungefähr horizontalen abwechseln. Die etwa 30 Kilometer breite Randzone besteht aus Gletschereis. Hier gibt es Spalten, Schmelzknollen, Mittagslöcher, Oberflächenbäche und -Seen, hier herrscht kein Mangel an photographischen Motiven. Obwohl auch dies Eis sehr weiß ist, erscheint es doch gegen den Schnee nur grau, oft bläulichgrau oder auch grünlichgrau. Im Frühjahr blicken nur vereinzelte dunkle Stellen solchen aperen Eises aus der Schneebedeckung heraus, aber im Lauf des Sommers verschwindet die Schneedecke ganz, denn in der Randzone überwiegt die Abschmelzung.

Hat man aber die Firngrenze überschritten, so gibt es nur noch Schnee und wieder Schnee, auf viele Hunderttausende von Quadratkilometern. Hier ist der Wind Alleinherrscher, der stets vom Innern dieser Schneewüste nach außen weht. Er versieht die Schneeoberfläche mit der zarten, moireeartigen Modellierung der Schneewehen, den sogenannten Sastrugi, in unendlicher Mannigfaltigkeit und doch Einförmigkeit.

Und doch kann diese Wüste, je nach der Beleuchtung, die verschiedenartigsten Eindrücke gewähren. Wenn der Fegeschnee mit leisem Zischen über die endlose Fläche dahinzieht, bei wolkenlosem Himmel und ungehinderter Sonne, so erglänzt die niedrige, fließende Schicht in einem eigenartig weichen Seidenglanz. Bei halb bedecktem Himmel liegen tiefblaue, scharfe Wolkenschatten auf der weißen Fläche und täuschen Höhenzüge oder gar Land vor. Bedeckt eine gleichmäßige, verwaschene Wolkenschicht den Himmel, so verschwindet in dem diffusen Licht das ganze Windmuster auf dem Schnee, und seine Oberfläche gleicht zum Verwechseln der grauen Himmelsfläche, nur die Horizontlinie bildet noch eine Grenze zwischen oben und unten. Senkt sich aber die Wolke bis zum Boden herab, so verschwindet im Nebel auch der Horizont, und man ist allseitig von grauer Unendlichkeit umgeben. Und im Schneesturm existieren nur noch die nächsten 5 Meter um den Beobachter, alles übrige ist eine fremde Welt, von der er nichts weiß und die ihn nichts angeht.

Solange man noch nicht so weit von der Küste entfernt ist, bringen auch die Küstenberge noch Abwechslung in die Bilder. So, wenn elegante Föhnwolken in Form von Hinderniswogen über ihnen stehen, oder wenn die neckische Luftspiegelung sie wie im Vexierspiegel verzerrt, auf den Kopf stellt und vervielfältigt.

Erst ganz im Innern, in mindestens 250 Kilometer Abstand vom Rande, ändert sich nochmals der Charakter der Landschaft. Mit dem Wind verschwinden hier die Sastrugi, und die Schneeoberfläche wird so eben wie ein Tischtuch. Leichter Nebel umgibt ständig den Beobachter, erzeugt einen Moosteppich von Reif auf der Schneeoberfläche und in der Luft Nebensonnen, die Temperatur sinkt auf unerhörte Tiefen, und der Reisende wird erschreckt durch das ruckartige Zusammensinken ausgedehnter Schichten des hier sehr lockeren Schnees, den „Firnstoß". Vor 16 Jahren hatte ich dies zentrale Gebiet mit J. P. Koch durchquert;

Digitized by Google

Zehn Hunde fallen in die Gletscherspalte. Phot. Georgi

diesmal wollten und konnten wir nicht so weit vordringen.

★

Wissenschaft gibt schweres Gepäck. Allein für die Eisdickenmessungen waren 200 Kilogramm erforderlich. Zählte man alles zusammen, so kam man auf fast 2000 Kilogramm, die über den Kamarujuk-Gletscher auf das Inlandeis hinaufzuschaffen waren.

Da gab es für den Expeditionsleiter Arbeit. Denn diese große Unternehmung sollte hauptsächlich mit den Hilfsquellen durchgeführt werden, die uns die Kolonie Umanak und die Außenstelle Uvkusigsat boten.

Aber als wir schließlich am 18. Juli 1929 mit 8 Grönländern, 32 Hunden und 7 Schlitten zur Kamarujukbucht fuhren, konnte ich in mein Tagebuch schreiben: „Ich bin fast erstaunt, wie reibungslos und schließlich auch schnell diese ganze Ausrüstung vor sich gegangen ist. Nirgends die geringste Schwierigkeit, nirgends ein unwilliges Wort, nirgends eine Überforderung oder sonstige ärgerliche Zwischenfälle, ohne die so etwas in Europa einfach undenkbar wäre."

★

Die Natur im Kangervluk-Fjord ist von einer jedes menschliche Gefühl niederdrückenden Wildheit und Unzugänglichkeit.

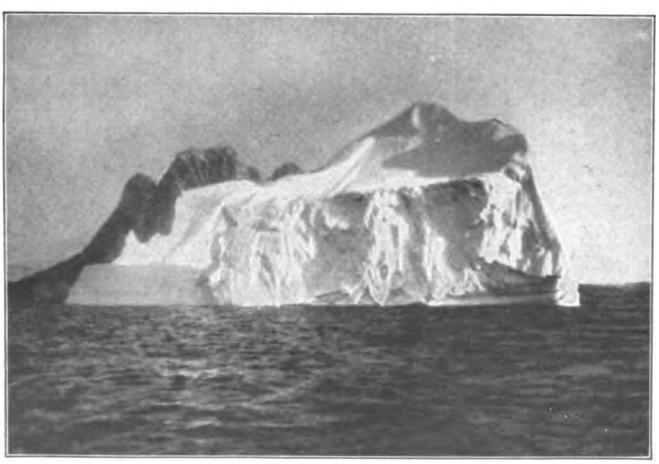
Stundenlang fährt man an 1000 Meter hohen Felswänden entlang, wo kein Fuß breit einer Schutthalde oder eines Uferstrandes vorhanden ist. Hängegletscher schauen über die Waldränder und senden Eislawinen herab. Auf unserer Gletscherwanderung sahen wir eine solche Eislawine herabstürzen und hörten noch eine andere, die wir nicht sehen konnten. Selbst die Bäche müssen Hunderte von Metern in wilden Wasserfällen durch die Luft stürzen, um herabzukommen. Und unten im Fjord rasen

Lager-„Abschied". Phot. Georgi

Digitized by Google

Der Umanak. Phot. Georgi

Landung des Gepäcks am Quervains-Hafen
Phot. Georgi



Ein Eisriese vor dem Umanak. Phot. Georgi

Kalbungswellen am Ufer entlang, wälzen sich Eisberge, und geht ein reißender, von Moränenschlamm getrübter Strom nach außen. Und darüber hinweg braust der Föhnsturm!

*

Am 24. August nahmen wir Abschied. Georgi und ich brachen auf, begleitet von Johann Davidson, dem einzigen Grönländer, der sich bereit gefunden hatte, uns weiter auf das Inlandeis hinauf zu folgen.

Wir fuhren mit drei Schlitten. Ich hatte das Hundegespann übernommen, das dem Grönländer Apraham aus Uvkusigsat gehörte. Es war mit 9 Hunden an Zahl das stärkste, galt aber als das schwierigste. Der Leithund war bissig, und es war eine läufige Hündin im Gespann, die immer wieder aus ihrem Geschirr schlüpfte, frei herumlief und dann das ganze Gespann nach sich zog. Johann schlug vor, wir sollten sie schlachten und essen. Aber ich machte noch einen Versuch, indem ich ihr mit einem Bindfaden das Geschirr um den Unterleib herum festband. Das half. Sie entschlüpfte auf der ganzen Reise nicht wieder und gehörte zu den besten Zieh-Hunden.

Wir legten täglich 25 Kilometer gegen Wind und Schneefegen zurück. Die Temperatur war zwischen minus 10 und 20 Grad. Jeden Morgen mußten wir durch langwierige und ermüdende Grabungen Schlitten, Hunde und Zelt aus den großen, über Nacht entstandenen Schneewehen befreien. Die Hunde waren des Morgens bisweilen so unter dem Schnee verborgen, daß nichts von ihnen herausah.

Digitized by Google

So arbeiteten wir uns Tag für Tag weiter vorwärts. Alle 5 Kilometer errichteten wir einen Schneemann, und alle Kilometer steckten wir vom fahrenden Schlitten aus, ohne anzuhalten, ein schwarzes Papierfähnchen an den Schnee, um den Rückweg wiederfinden zu können.

Es war hart, so gegen den ständig fegenden Schnee Tag für Tag anzukämpfen. Wegen der bedeutenden Seehöhe waren wir zu kurzatmig, um uns durch Mitlaufen warm zu machen. Und der kalte Wind ging uns durch Mark und Bein, wenn wir auf unseren Schlitten saßen. Die Folge waren Zahnschmerzen, Rheumatismus, erfrorene Finger und Augenentzündungen. Mein Tagebuch aus diesen Tagen des Vormarsches ist eine wahre Jeremiade. Es läßt sich nicht leugnen: die Reise ins Innere durch die Windzone ist hart, unsäglich hart. Nur ein eiserner Wille ist imstande, sich hindurchzutrotzen!

Der Schlammstrom der Randsee-Entleerung stürzt über die Gletscherfront in den Fjord hinab. Phot. Sorge

Der 30. August war unser letzter Vormarschtag. Er brachte uns, bei — 16 Grad und Schneefegen, weitere 26 Kilometer vorwärts, so daß unsere Gesamtentfernung vom Rande des Inlandeises 209 Kilometer betrug. Die barometrische Höhenmessung ergab 2500 Meter über dem Meere.

Es war mir ordentlich feierlich zumute bei dem Gedanken, daß nun das letzte Ziel unserer Expedition erreicht war. Ich holte unsere deutsche Flagge heraus und befestigte sie an unserer letzten Bambusstange.

*

Zur Aufsuchung der günstigsten Aufstiegstelle im Distrikt der Kolonie Umanak in Westgrönland diente auf der Expedition 1929 ein kleines Motorboot, das von den Expeditionsmitgliedern selbst bedient wurde. Mit diesem Boot wurden im Laufe des Sommers in den eiserfüllten Fjorden insgesamt 3800 Kilometer zurückgelegt, wobei zahlreiche Schwierigkeiten zu bestehen waren, die durch Föhnstürme, Riffe, große Kalbungswellen und Eispressungen verursacht wurden. Einmal schlug das Eis dem Boot die Schraube ab, so daß es sich nur noch mit den Hilfssegeln weiterbewegen konnte. Auf diesen Erkundungsfahrten, an die sich zahlreiche Gletscherbegehungen und Touren über Land anschlossen, wurde die heutige Lage von zehn Gletschern vermessen, die größtenteils erhebliche Rückgänge seit ihrer letzten Vermessung aufwiesen. Auch wurde der Umanakberg, der seit Whympers vergeblichem Versuch für unbesteigbar gehalten wurde, von Sorge und Georgi erstiegen, was bei den Grönländern der Kolonie Umanak ungeheure Begeisterung erweckte. Die Expedition drang mit ihrem Boot weit in die berüch-

Die ersten Schwierigkeiten auf dem Inlandeis. Phot. Georgi

Digitized by Google

tigten Eisfjorde des Rink-Gletschers, des Karajak und des Torsukatak ein. Um auch den größten, den Jakobshavner Eisstrom zu vermessen, mußten zwei Expeditionsmitglieder eine lange Fahrt mit einem Faltboot unternehmen, die sich durch Zufrieren des Fjords sehr gefährlich gestaltete. Als Ergebnis dieser Erkundungsfahrten wurde ein relativ leichter Aufstieg über einen Gletscher in einem nördlichen Seitenarm des Ingneritfjordes im Bezirk Umanak gefunden.

Die Trägerkolonne im Gletscherbruch. Phot. Georgi

Neben anderen Beobachtungen, von denen hier nur die meteorologischen, die Strahlungsmessungen und solche mit der magnetischen Feldwaage genannt seien, wurden aber vor allem zum ersten Male Messungen der Dicke des Inlandeises ausgeführt, und zwar nach der von Dr. Mothes, Göttingen mit Unterstützung der Notgemeinschaft ausgearbeiteten Methode. Sie beruht auf seismischer Registrierung künstlicher Erdbeben, die durch Dynamitexplosionen auf der Eisoberfläche verursacht werden. An vier Stellen wurde diese Messung durchgeführt, und wir erhielten, vom Rande des Inlandeises nach innen zu gerechnet, der Reihe nach die Werte 300, 600, 750, 1200 Meter. Der letzte Meßpunkt liegt bei 40 Kilometer Abstand vom Rande bereits im Firngebiet. Damit ist zum ersten Male nachgewiesen, daß die Methode auch im inneren Gebiet des Inlandeises, wo dies aus sehr lufthaltigem Firnschnee besteht, anwendbar ist. Allerdings sind hier größere Sprengstoffmengen nötig; die entscheidende Registrierung wurde in unserem Falle durch eine Sprengung von 13½ Kilogramm Dynamit erhalten. Außerdem ist der Wert von 1200 Meter die größte überhaupt bisher gemessene Eisdicke. Von besonderem Interesse ist aber dies Ergebnis, weil die Oberfläche des Eises an dieser Stelle nur 150 Meter über dem Meere liegt, so daß für das Land unter dem Eise nur 300 Meter bleiben, obwohl es doch in den Küstenbergen über 2000 Meter ansteigt. Diese unerwartet schnelle Senkung der Erdoberfläche unter dem Eise legt die Frage nahe, ob etwa im mittelsten Teile Grönlands die Erdoberfläche unter dem Meeresspiegel liegt. In diesem Falle wäre das Inlandeis beträchtlich dicker, als man bisher angenommen hat. Doch läßt sich dies erst durch eine weitere Ausdehnung der Eisdickenmessungen beurteilen, wie sie neben anderen Untersuchungen für die große Expedition des Jahres 1930 geplant ist.

Aprahams Gespann. Phot. Georgi

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Hanns Johst

Karl Benno von Mechow: Das ländliche Jahr (Albert Langen, München)
E. v. Handel-Mazzetti: Frau Maria (Verlag Kösel & Pustet, München)
Josef Magnus Wehner: Die Sieben vor Verdun (Georg Müller, München)
Hans Morgenthaler: Gadscha Puti (Verlag A. Francke, Bern)
Hans Kaltneker: Die drei Erzählungen (Paul Zsolnay Verlag, Wien)
Alexander Gregory: Die P.... kehrt zurück (Engelhorn, Stuttgart)
Eduard Reinacher: Bohème in Kustenz (Georg Müller, München)
Paul Oskar Höcker: Die sieben Stufen (August Scherl, Berlin)

Das Jahr und seine Zeiten im Kreislauf der Monde, Das ländliche Jahr, ist das große und ernste Thema, das Karl Benno von Mechow sich in seinem Erstling stellt.

Dieses Buch beginnt mit dem Frühling, aber es endet mit der mächtigen Vereinfachung aller Natur, in der Umhüllung des Winters.

Die Pflugscharen ziehen ihre Furchen, die Mähmaschinen sausen durch fette Wiesen, köpfen reife Getreidefelder, die Motoren der Dreschmaschinen rattern, die Kartoffeln schleudern aus den Zeilen in die emsigen Körbe, die Milch schäumt in den Handel, und die Händler sind Wirklichkeiten, die in einem gesunden Etat berechnet werden wollen.

So saugt sich in das Idyll der ländlichen Arbeit die Berechnung der Wirtschaft, und das kleine Subjekt des Inspektors ist ein Posten im Getriebe der Welt. Ein Mensch ringt mit den Dämonen der Verwaltung und mit den Charakteren seiner Umwelt und er resigniert schließlich, wie die Erde resigniert, die immer fruchtbar bleibt, solange man sie bestellt.

Die Arbeit dieses Benno von Mechow ist deswegen so bedeutend, weil hier seit Jahren zum erstenmal wieder auf das offene Land hingewiesen wird, ohne falsches Pathos, ohne Rousseausche Geste.

Ewig trägt das Land, das ewig gärende, treibende, wuchernde, wachsende Land, willkürlich fast die Last und den Hochmut der Städte. Wenn das Land kein Korn gibt, keine Milch, kein Fleisch, wo bleibt dann der Zauber, das Virtuosentum der Hochhäuser und der Hochöfen, der Kinopaläste und der Regierungshäuser?

Der kleine Inspektor mit seiner kleinen Pflicht und seiner Treue zu seinem Dienst, er hält keine großen Reden, er hält es mit dem Wort Salomons: „Wo man arbeitet, da ist genug. — Wo man aber mit Worten umgeht... da ist Mangel!"

Er dient, und sein Dienst an der Erde ermöglicht viel von dem, was mit Worten umgeht, in den Städten, ihren Programmen und Weltanschauungen.

Der kleine Inspektor ist ein großer Lehrmeister. Er gibt in diesem Buche vielen Leuten die Hand, die alle seinesgleichen sind, wenn sie einander auch fremd bleiben und für andere Artung bestimmt aufwuchsen.

Alle Typen des Landes kommen und gehen, und sie haben das knappe Profil, wie wir es von Fontane her kennen, knapp und eindringlich. Dieser Roman ist künstlerische Zucht, Arbeit und Wurf in einem. Es ist einer der besten Romane, die ich im vergangenen Jahr zu Gesicht bekam. Dieser Roman ist kein Kunstdünger, der literarische Vegetation auf dem Pflaster aufquellen läßt und Üppigkeit vortäuscht. Das ist alles Jahreszeit, Erde und natürlicher Wuchs. Das Menschenleben ist wieder einmal gehorsam und bescheiden in den Kreislauf des Lichtes und des Himmels eingeordnet, und das tat not und tut gut!

★

Ein Buch von ergiebiger Frauenliebenswürdigkeit: Frau Maria von E. v. Handel-Mazzetti. Dieser Roman ist als erster Teil gedacht und trägt den Untertitel „Das Spiel von den zehn Jungfrauen". Dabei ist er fünfhundertsiebzig Seiten lang. Ich las noch keinen historischen Roman, der seine Zeit dergestalt bis in die engste kulturhistorische Zelle hinein eindringlich und dabei graziös verlebendigte, wie es dieser vermag, der seine Welt phantastisch und exakt in die Zeit Augusts des Starken in und um die Mauern und Höfe eines alten Reichsstiftes in Ablauf setzt. Wie ernsthaft und wie putzig in ihrem Ernst leben die Frau Äbtissin und die Gräfin Dekanissa, der Herr Kommissionsrat und dann die Pröpstin, die Gräfin von Königsmarck, die die ganze Welt kennt und auch ein wenig jene halbe, der man gesitteterweise nicht nachsagen

Digitized by Google

soll, daß sie die bessere sei... und schließlich Maria, das kleine, blutjunge, arme Adelsmädel. Und in dieses Stift und die Stille der Höfe und Gemächer tritt: Ulrikus von König, Hofpoet und Zeremoniarius Seiner Majestät des Königs August von Polen, Elekteurs von Sachsen. Und dieser Hofpoet zieht nun mit seinen Terzinen und Reimen die Spieldose auf, deren zitterndes, seliges, melancholisches, erregtes und verklingendes Lied der ganze Roman bedeutet. Alles, was geschieht — und es geschieht im Grunde nur die Aufführung eines allegorischen Spieles — ist bis in das letzte hinein erörtert und in der Sprache jener Tage sorgfältig kopiert. Über den Gobelins liegt Staub, auf den Stühlen liegt ein wenig Staub, ja, in der Luft zerstäubt die Sonne selbst. Die Perücken rieseln Puder, und auf den Gesichtern und den Händen ruht der Glanz dieses schlohweißen Zauberers, der keine Runzeln, keine Falten duldet, sondern alles zu Porzellan werden läßt und bezaubernder Maske.

★

Zwischen Geschichte mit ihrem historischen, sachlichen Charakter und Magie mit ihrem übersinnlichen, phantastischen Reiz treten: „Die Sieben vor Verdun" von Josef Magnus Wehner.

Die heilige Sieben und das mörderische Verdun, Weltgeschichte und ihre Entwicklung, Entscheidung und Erlebnis als Wunder innerlicher Reife, Würde und seelischer Werte.

Alles, was ich bei meinen bisherigen Hinweisen auf Kriegsbücher missen mußte, hier ist es endlich versucht und geglückt. Das Erlebnis des Krieges ist entrückt zu historischem Geschehen und dieses objektive Geschehen wiederum dichterisches, visionäres Erlebnis geworden. Keine Zeile Klischee oder Journalistik, Rapport oder Reportage, alles, alles Material ist dichterisch überwältigt, ist Gestalt. Der Krieg und sein zerfetzendes und verpflichtendes Ausmaß ist Apokalypse, und die Helden des Krieges, die Toten wie die Überlebenden, sind keine Plakate für irgendwelche politischen Absichten, sondern sie sind Reiter des Schicksals, Boten der Menschheit, die immer am menschlichsten ist, wenn sie am gräßlichsten wirkt. Die Maschinengewehre, der Stahlhelm, die Handgranate sind plötzlich ihrer technischen Herkunft und Berechnung entkleidet, Genossen, Kameraden, Gefährten, Hilfe und Trost in der großen Einsamkeit, eben so viel wie Marterwerkzeug in der Seligpreisung von Heiligen. In diesem Werk, zum erstenmal, atmet unsere Nation, wie sie war und ist. Es gibt in diesen Stoßtrupps und Sturmkolonnen natürlich genau so den bitteren Alltag wie immer und überall. Aber ein Dichter verquält sich hier nicht in dieser Bitternis und Alltäglichkeit, sondern er besingt den Stoß und den Sturm, er wehklagt über scheinbare Sinnlosigkeit, aber er erfühlt im gleichen Augenblick seiner Klage den ungeheuren Sinn einer überirdischen Erscheinung. Alles ist Beschwörung und Läuterung, alles Geheimnis und heiliges Land. Soldaten sind Priester, Soldaten sind Bauern... Soldaten weihen Leben und Sterben und Soldaten ackern die Erde um und um. Soldaten sterben und Soldaten wissen um das Sterben. Das ist es: um das Sterben wissen und in den triumphierenden Tod gehen, um des Lebens willen! Dieses Buch lesen ist eine Pflicht für Deutschland. Sein Anfang macht stutzig. Der Soldat, der es schrieb, scheint, wie die Frontbücher gern, mit einer Kritik des Generals Falkenhayn zu eröffnen. Die Front und der Stab, die Hand und der Kopf scheinen sich streiten zu wollen, ein Streit, der wohl immer fruchtlos bleiben wird. Aber dann vergessen wir dieses Besserwissen, und das schöpferische Kreißen der Wehen, der Blutwurf von Vernichtung und Bejahung beginnt. Soldaten werden von der Front aufgesaugt... Divisionen... Bataillone... Kompagnien... Männer... und immer mehr und mehr die Herzen der zwei ringenden Nationen, der Franzosen und der Deutschen.

Wie ist das Ereignis gestaltet, da eine Handvoll Deutscher hineinsieht nach Verdun, in das offene Frankreich, und wie sie zurückmüssen. Der dieses Buch schrieb, stand vor mehr als zehn Jahren in meiner Studierstube, ausgemergelt vom Leid, und befragte mich um seine Bestimmung. Er brachte mir Novellenfragmente und Gedichte, und ich sagte „Nein!" dazu und erschwerte ihm sein Leben damit. Wie hat dieser Josef Magnus Wehner meinen guten Willen von damals beschämt!

★

Vom Historischen in das Exotische führt uns der Schweizer Dichter Hans Morgenthaler mit seinem Roman Gadscha Puti. Wir sind in Siam... wir sind in einer Firma... wir ziehen mit ihren Ingenieuren los und werden auf Erz scharf, als ob unsere Seligkeit davon abhinge. Ein guter Roman, dieses Buch, weil es unter der Nüchternheit der kaufmännischen Geste den lyrischen Blick des berauschten Schauens dieser herrlichen Umwelt nicht vergißt.

Der Schweizer Robert Imfeld will bieder und solid sein und bleiben und reibt sich auf in der Habgier von Firmen, Unternehmern und Spekulanten. Das Wesentliche an diesem Buch sind gewiß nicht seine Vorgänge, nicht einmal das Exotische des Stoffs — das Wesentliche sind die Charaktere der einzelnen Weißen

Digitized by Google

unter den Farbigen, ihre Art von Selbstschutz gegen Sonne und Wildnis, gegen die diabolische Umklammerung und Überwucherung der Natur und ihrer magischen Triebe, Gründe und Geheimnisse.

Das Buch schließt mit den Worten eines Briefes von draußen und drüben: „... Aber nicht wahr ... vergessen Sie nicht, hier draußen ist alles, alles immer ein bißchen unbestimmt ...“ Das ist es — dieses Unbestimmte!

Da will ein ganzer Kerl treu sein, und er wird treulos; da will einer die Welt aus den Angeln heben und er verfällt dem Schlaf der Urwälder; da will einer ... und er wird, wird immer gewollt von der dunklen Gewalt, die dieser Erdteil mit ihm beabsichtigt. Ein farbiges, wirbelndes und dabei doch innerlich bleibendes Buch. Das Nachwort besagt, daß sein Dichter starb. Es stimmt traurig zu ahnen, daß der Held des Romans der tote Dichter ist. Man bekommt eine schmerzliche Sehnsucht nach vielen Büchern von diesem klugen, feinen, verfieberten Menschen ...

★

Auch ein Nachlaßwerk sind die drei Erzählungen, die der Zsolnay-Verlag von Hans Kaltneker erscheinen läßt.

Die Magd Maria ist schön und legendär in ihrem Bericht. Eine Wiener Prostituierte hört zur Zeit einer großen Wassernot in der Kirche eine Predigt aus der Offenbarung Johannis und sie hört, daß die große Hure Babel Schuld hat und fallen muß, ehe es besser werden kann. Und sie geht nach Hause und zündet das Haus an, in dem sie mit ihresgleichen ihrem Gewerbe nachgeht, sie bringt das Opfer und bringt die Hure Babel um ...

Alles brennt nieder, die kleine Hure verbrennt und das ganze böse Haus ... und in der Nacht darauf regnet es seit sieben Wochen zum erstenmal.

Ich mag an sich die Geschichten nicht, die den Versuch machen, einen armseligen Menschen zu schildern, um ihn schließlich als Heiland zu deuten. Hilligenlei, Narr in Christo sind die ein wenig Mode gewordenen Vorbilder. Kaltneker gibt in „Gerichtet! Gerettet!“ die Alltäglichkeit und den Verfall eines Sohnes, mit Namen Tobias Wottawa. Unheimlich und erregend die Geschichte dieser Verwesung eines Menschen.

Die Mutter, die Schwester, die Schüler ... alle Welt rückt von ihm ab, denn das Fleisch löst sich und fällt widerlich von ihm. Und siehe, da er am häßlichsten ist, und da sein Odem wie Pest Gift wird, erfüllt sich sein Leid, und zwei Männer, deren Gestalt wie der Blitz war und dessen Gewand weiß wie Schnee, sagen das erlösende Wort: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden!“ (Luk. 24.)

Er ist menschlich, der Versuch, erzieherisch darstellen zu wollen, daß Jesus Christus wiederkehren könne in jeder Gestalt. Man findet diesen Willen in sogenannten liberalen Theologenkreisen.

Mich fröstelt bei diesem hochmütigen Verfahren, Pädagogik und Humanität zusammenzuspannen, um den Herrgott einzufahren wie eine Ernte. Ich bin anderer Ansicht. Der Mensch gehört uns als Aufgabe und in ihm seine religiöse Sehnsucht, aber Gott und Gottes Sohn zu vermenschlichen und als Exempel des Alltags zu statuieren ...? Es ist ein Unterschied, ob Gott seinen Sohn einmal in die Welt schickte oder ob ein Mensch — und sei sein Wille noch so anständig — sich für berufen nimmt, von sich aus Gottes Sohn in diese Gegenwart zu stellen.

Hans Kaltneker ist tot. Man fühlt in dieser, seiner grandiosen Erzählung die Sehnsucht nach Trost vor der Furcht, die nun, da er starb, von ihm genommen wurde.

★

„Die P... kehrt zurück“ und drei andere Novellen gibt Alexander Gregory heraus. Diese Erzählungen imponieren zunächst einmal, abgesehen von ihrem Inhalt, durch den strengen und seltenen Willen zur Zucht. Jeder Satz ist geprägt. Die Sprache ist durchaus gewichtig genommen, und die Worte und ihre Werte sind gegeneinander und aneinander abgewogen. Eine Tatsache, die wir erwähnen müssen, da der sprachliche Leichtsinn nachgerade für unser dichterisches Erbe gefährlich zu werden beginnt. Es wird heute viel zu viel im saloppen Ton der Journalistik gedruckt.

Während die erste Novelle die Rückkehr einer gefeierten Sängerin in ihre Heimat unter romantischen Umständen erzählt und schildert, wie sie diese Heimkehr das Leben kostet, eine jener Novellen also, die im kleistischen Sinne sich an einer tödlichen Verwirrung von Herz und Umwelt, Zufall und Schicksal übt, besteht künstlerisch am selbständigsten wohl die seltsame Geschichte vom „Zerstörten Menschen“.

Wie hier ein ganz gediegener und zunächst artiger junger Mensch durch wunderliche und doch wiederum auch ganz natürliche Umstände das Los eines Verfalles und Zusammenbruchs erleben muß, ist ungewöhnlich fähig gestaltet. Ein junger Musiker wird ausgebildet, und eine Ärztin, die ihn lieb gewinnt, behandelt ihn, verwirrt durch die Unklarheit ihrer eigenen Motive, derartig, daß er als Morphinist sinnlos in der Gosse endet. Wie hier Aktivität und Passivität des Lebens, bewußt und unbewußt,

Digitized by Google

Liebe und Schwäche in jeder Brust miteinander ringen, das ist bei der Ökonomie der Mittel sehr beachtlich.

Auf drei tragisch eingestellte Novellen folgt die Heiterkeit eines komödischen Abgesangs.

Ein Fabrikant rührt die Pegasusflügel, und als er seine Nase glücklich in den literarischen Betrieb gesteckt hat, hat er die Nase voll und läßt den „Dichter" ebenso schnell öffentlich sterben, als er ihn anonym in sich entwickelte. Er weiß nunmehr, daß der Unterschied zwischen Vertrieb von Schamotte und Gedichten gar nicht so groß ist, und läßt Schamotte und Lyrik. Die Novelle endet: „Nach Erledigung dieses Gespräches" (das Gespräch interessierte sich für die Fusionsverhandlungen mit der Konkurrenzfirma) „bat er das Amt um eine neue Verbindung und sagte sich bei seiner Witwe zum Abendbrot an." Diese Witwe ist eine alte Gewohnheit seiner Behaglichkeit, Gemütlichkeit, kurz, er geht zu ihr wie ein Beamter in die Pension, man bekommt etwas, ohne Gegenleistung... So etwa... nicht wahr, wir verstehen uns schon...

*

Da wir an der Heiterkeit angelangt sind, gehört jetzt ein humoristischer Roman erwähnt: Bohème in Kustenz von Eduard Reinacher. Reinacher ist sonst ein pathetischer, ekstatischer Dichter. Hier veralbert er sich selbst, stellt sich auf den Kopf und gestaltet aus dieser Perspektive das Leben des Malers und Dichters Koloman, des Gotikers. Endlich wieder einmal ein humoristischer Roman, ein Roman, der alle gewohnten Vorzeichen verändert, der einen phantastischen Mann in die Realität einer spießbürgerlichen Kleinstadt stellt und jedem Beteiligten sein sogenanntes gutes Recht läßt. Die Schildbürgerstreiche, die so entstehen müssen, sind gewissenhaft aufgezeichnet. Jeder nehme sich ernst, ist etwa das Motto, gehörig ernst, dann entsteht der Humor von selbst. Das Ganze hat Reinacher als eine Art seriösen Boxkampf mit ideellen Schlagworten aufgezogen. Die einzelnen „Bücher" tragen etwa Überschriften wie „Er springt in den Ring"... „Er gewinnt Punkte"... Der tiefe Sinn des Dichtermalers ist, sich eine Existenz zu erkämpfen, und dieser Existenzkampf besteht weniger in der Leistung auf künstlerischem Gebiet, als auf dem weiten Gebiet des originellen Pumpes. Das Buch ist geradezu ein Nachschlagewerk für Bohémiens, wie man auf die verzwicktesten Methoden zu dem notwendigen Märchentaler kommt, mit dessen Hilfe man sich Schlagrahm, Wein und Zigarren erstehen kann, diese weltliche Trinität, ohne die nun einmal die Voraussetzungen für eine gedeihliche Produktion fehlen. Die Kleinstadt obsiegt natürlich über Herrn Koloman. Er sitzt schließlich angeheitert im Zug, der ihn nach dem emsigen Betrieb des Nordens entführt. Aber er sitzt eben „angeheitert" im Abteil, er triumphiert also noch in der Niederlage.

Mehr von diesem lustigen Buch berichten, hieße seine Heiterkeit ernst nehmen, hieße an seiner ausgelassenen Laune selbst zum Spießer werden.

Ich werde mich hüten...

*

Beim Abschluß dieses Berichtes erreicht mich Paul Oskar Höckers Roman „Die sieben Stufen" als Buch.

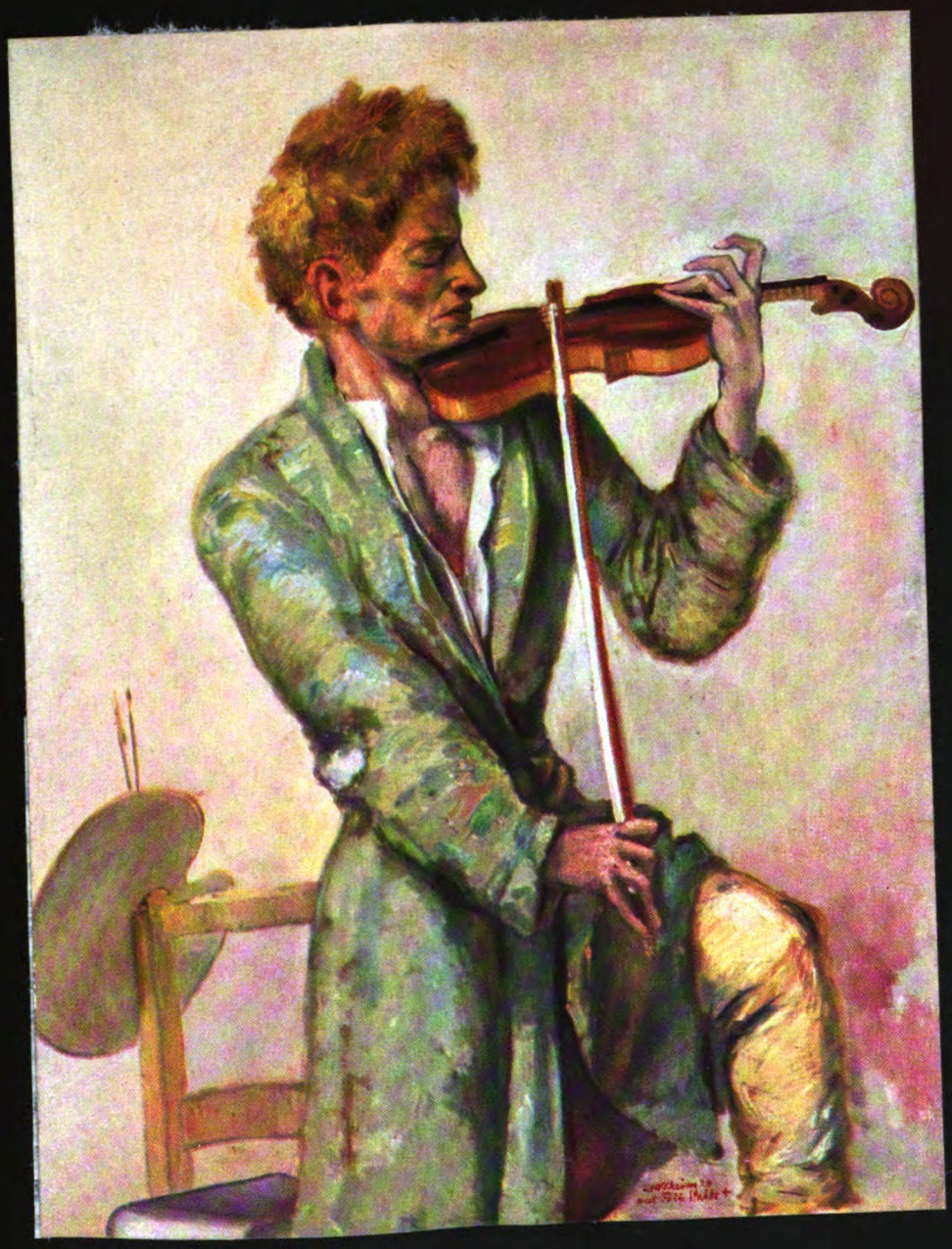
Wir haben diese soziale Odyssee einer gegenwärtigen Jugend alle gemeinsam bei ihrem Erscheinen in diesen Heften erlebt. Das Buch bestätigt als Ganzes den Eindruck, den die erste Lektüre in Fortsetzungen machte. Wie es Paul Oskar Höcker hier geglückt ist, den Tumult von gehetzten Menschen, die Vielfältigkeit ihrer entgegengesetzten Lebenskurven sich schneiden zu lassen, um Tumult und Hast und Gegensatz schließlich aufzuheben in dem Besitz des Herzens — alle Wandlungen, Verwandlungen, Wege und Umwege stufen sich hinauf auf die freie Gewißheit dieses beglückenden und beseligenden Gefühls.

Der Brunnen. Von Irene Forbes-Mosse

Ich saß im Glühn der toten Mittagsstunde,
Und alles Leben schien so blaß und weit,
Die Götter träumten um mich in der Runde,
Der Brunnen flüsterte: „Trink und gesunde,
Ich bin das Wasser der Vergessenheit!"

Ich saß in Nacht und schickte die Gedanken
In jene Tage, da wir froh und jung,
Ich sah den Silberstrahl im Mondlicht schwanken:
„Trinkt nicht, trinkt nicht, ihr armen Fieberkranken,
Ich bin das Wasser der Erinnerung!"

Digitized by Google



Der Geiger. Gemälde von Gert Wollheim

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Kuckuck, Kuckuck!

Wir wissen, daß er verliebt und auch brutfaul ist. Wir freuen uns, wenn wir ihn im Frühjahr zum erstenmal hören, denn er gilt mit Recht als der Herold der grünen Jahreszeit. Und niemand von uns hat dem Aberglauben widerstanden, der seinen prophetischen Ruf umgibt. „Kuckuck an Hewen, wo lang sall ick lewen?“ — so fragten wir als Kinder und sind noch heute, längst erwachsen, froh, wenn er fleißig ruft und uns nicht bloß zwei, drei verdrießliche Jahre hinwirft. So stehen wir alle in einem nahen, ja höchst persönlichen Verhältnis zu ihm; wir binden ihn an unser Schicksal, machen ihn zu seinem Herrn. Aber die wenigsten von uns haben einen Kuckuck in der Freiheit, im Walde gesehen. Denn er ist ein scheuer Vogel, über dessen Leben wir trotz zahlreichen und liebevollen Beobachtungen von Aristoteles bis Brehm noch immer nicht einwandfrei unterrichtet sind. Das Volk wurde von einem richtigen Gefühl geleitet, als es ihn des Teufels Küster nannte. Sagte man ihm doch sogar das Zauberkunststück nach, daß er sich im Winter in einen Sperber verwandele. Wie selten ist es geglückt, den Kuckuck in der Freiheit zu photographieren. Auch der vortreffliche Braunschweiger Photograph Hermann Rüstig hat viel Geduld und List aufwenden müssen, um das hier wiedergegebene scharfe

Männlicher Kuckuck. Naturaufnahme von Hermann Rüstig

Digitized by Google

Mann im Wind. Holzbildwerk von Otto Hitzberger

Lichtbild zu erzielen, ein Vergnügen für jeden Naturfreund, eine Ermunterung für manchen Sommerfrischler, der mit mehr Liebe als Verständnis den Wald durchstreift. Vielleicht sehen wir in diesem Sommer doch einmal den Kuckuck durch die Baumkronen streifen und erkennen ihn in Erinnerung an dieses photographische Kunstwerk, an diese naturwissenschaftliche Urkunde.

Mann im Wind

Professor Otto Hitzbergers Holzplastik zeigt die eckig-herbe, deutsch-gotische und dennoch moderne Art des Künstlers. Er stammt aus München (geb. 1878) und bildete sich in Partenkirchen, München und Stuttgart zum Holz- und Steinbildhauer aus. Das waren schwere Jahre, denn Hitzberger war völlig mittellos, und nur der felsenfeste Glaube an seine künstlerische Sendung hat ihn aufrechterhalten. Zwei Jahre walzte er als richtiger Handwerksbursche durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Dalmatien, ja er kam sogar nach Afrika, ein „armer Reisender", der unterwegs reich wurde, denn allerorten gab es zu sehen, zu lernen. Dann kehrte er nach Partenkirchen zurück, leitete 1913 bis 1917 Wackerles Werkstätten in Berlin und erhielt darauf eine Bildhauerklasse an der Kunstgewerbeschule oder, wie man jetzt sagt: an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin. Sein Ziel ist: innerliches Erleben zu gestalten, und er sieht den Weg, den er gehen muß, trotz inneren und äußeren Kämpfen, trotz der kulturfeindlichen Einstellung unserer Zeit. Er schafft ehrlich, überzeugt; das sieht man diesem „Mann im Winde" an, so gut wie den

Digitized by Google

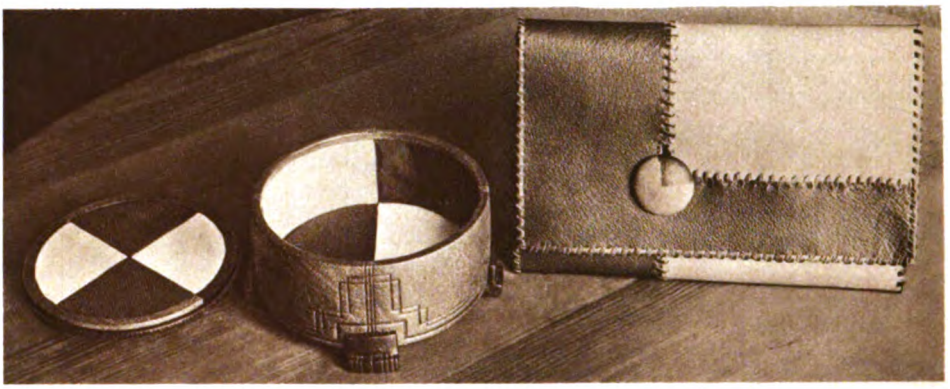
Fifth Avenue in Neuyork
Aufnahme von E. O. Hoppe vom Jahre 1928. Unten links die gleiche Straße vor 50 Jahren

mannigfachen, rein kunstgewerblichen Arbeiten des Meisters.

Neuyork heute und vor fünfzig Jahren

Die Fifth Avenue ist noch immer eine der vornehmsten Straßen von Neuyork. An ihr liegen die prachtvollsten Hotels, glänzende Klubhäuser und einige der mächtigsten Kirchen der Stadt. Aber die reichen Leute wohnen nicht mehr hier. Es ist ihnen zu laut geworden, und eine ähnliche Entwicklung wie in Berlin, wo die Linden reine Geschäftsstraße wurden, hat die Bewohner in die Park Avenue gedrängt. Aber während man die Linden auch in Bildern, die ein paar Menschenalter zählen, wieder erkennt, hat sich die 5. Avenue gründlicher umgestaltet. Fünfzig Jahre — das sind in Amerika eben 200! Unsere große Aufnahme gewährt einen Blick von Norden. Links ganz vorn ragt der Turm der Patricks-Kathedrale; in der Ferne

Digitized by Google



Dose und Tasche. Lederarbeiten der Kunstgewerbeschule in Hannover

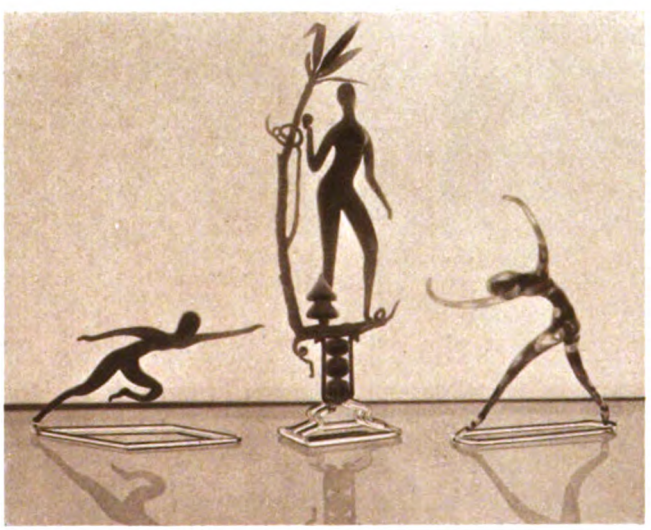
rechts sehen wir den Turmbau der öffentlichen Bibliothek; schräg gegenüber links liegt der Zentralbahnhof. Das kleine Bild vor fünfzig Jahren ist von der noch heute bestehenden grünen Insel des Madison-Squares nach Norden zu aufgenommen. Auch damals waren die Häuser stattlich, aber noch ganz im Stil einer europäischen Großstadt, und auf der Straße selbst herrschte vorörtliche Ruhe.

Die Kunstgewerbeschule in Hannover

blickt auf eine sehr lange Geschichte zurück; ihre Ahnfrau ist die 1791 gegründete „Freie Zeichenschule" für Handwerkslehrlinge, aus der eine Gewerbe- und endlich eine Kunstgewerbeschule wurde. Seit 1922 ist es eine Werkstättenschule geworden. In rascher Folge entstehen Tischlerwerkstätten, Werkstätten für Holz- und Steinbildhauer, keramische, graphische, typo- und chemigraphische Werkstätten. Auch Buchbinder, Mechaniker, Weber und Schneider können hier lernen. Die Leitung hat ein Architekt: Prof. F. W. Jochem; außer ihm und seinen engsten Fachkollegen wirken Maler und Graphiker, Bildhauer und Modezeichner, Tischler und Schlosser, Stickerinnen und Weberinnen, Buchbinder und Töpfer als Lehrer und Meister. Wir bringen zwei hübsche Schülerarbeiten: die seidengefütterte Lederschachtel aus schwarzem und grauem Maroquin von Wilhelm Köneker; die handgeflochtene Tasche aus schwarzgelbem Oasenziegenleder von Annemarie Baumgarten.

„Nippes"

Man soll das lange verpönte Wort, das so peinlich an die gute Stube, an Staubwedel und an verschrobene Etagen erinnert, ruhig wieder gebrauchen, denn die Sache ist auch wieder da, und warum sollen nichtsnutzige Niedlichkeiten zu kunstgewerblichen Offenbarungen hochgeschraubt werden? Sagen wir Nippes! Auch zu so reizenden und fabelhaft bewegten Glasfiguren, wie sie in der Glasausstellung der Berliner Akademie zu bewundern waren. Vielleicht sollte man unter derselben Überschrift auch über die



Aus Glas geblasene Nippes

Strandanzüge

etwas sagen, die auf S. 445 nach amerikanischen Photographien wiedergegeben sind. Der eine, leicht an ostasiatische Motive anklingend, ist in kirschrot und weiß gehalten, der andere in blau und gelb.

Walter von Molo

begeht am 14. Juni seinen 50. Geburtstag, und auch wer mit seinen neuesten Werken nicht so einverstanden ist wie mit sei-

Digitized by Google

Strandanzug. Aufnahme „Ifag"

nem „Schiller" oder seinem „Fridericus", wird die in unseren Heften erschienenen Lebenserinnerungen mit lebhafter Freude lesen. Wir bringen diesmal Molos „Studentenjahre" und finden, daß sich in diesem Beitrag sehr deutlich und erfrischend ausspricht, was zu den unverwelklichen Vorzügen des Dichters gehört: ein aufrechter und freier Sinn. Man hat dem Präsidenten der Dichterakademie gerade im letzten Jahre allerlei Unfreundliches vorgehalten. Viele glauben, daß es besonders mutig sei, Verdienste zu zerpflücken und guten Willen zu verdächtigen. An diesem Tage werden sich auch die Gegner an das Tüchtige erinnern, was Molo geleistet hat. Unsere Hefte, die einen der ersten Beiträge Molos veröffentlichen durften — er war damals ein junger Ingenieur und schrieb auf Anregung von Hanns von Zobeltitz über das Perpetuum mobile — unsere Hefte danken ihm für seine treue Mitarbeit. Wir sehen ihn vor uns mit seinen gescheiten, lebhaften Augen, ein zum Preußen gewordener Süddeutscher, unpolitisch, oft unvorsichtig, aber immer ehrlich, hilfsbereit, jung! Wie er aussieht, wissen die Leser, seit sie Büttners treues Bildnis kennengelernt haben. Als ein Meisterwerk der modernen Photographie bringen wir eine Aufnahme, die Helmar Lerski von Molos Tochter Gertrud gemacht hat.

Molos Werke erscheinen seit einigen Jahren im Verlage von Paul Zsolnay in Wien. Gerade recht zum Geburtstag kommen Molos gesammelte Reden und Aufsätze heraus, unter dem schönen

Strandanzug. Aufnahme „Ifag"

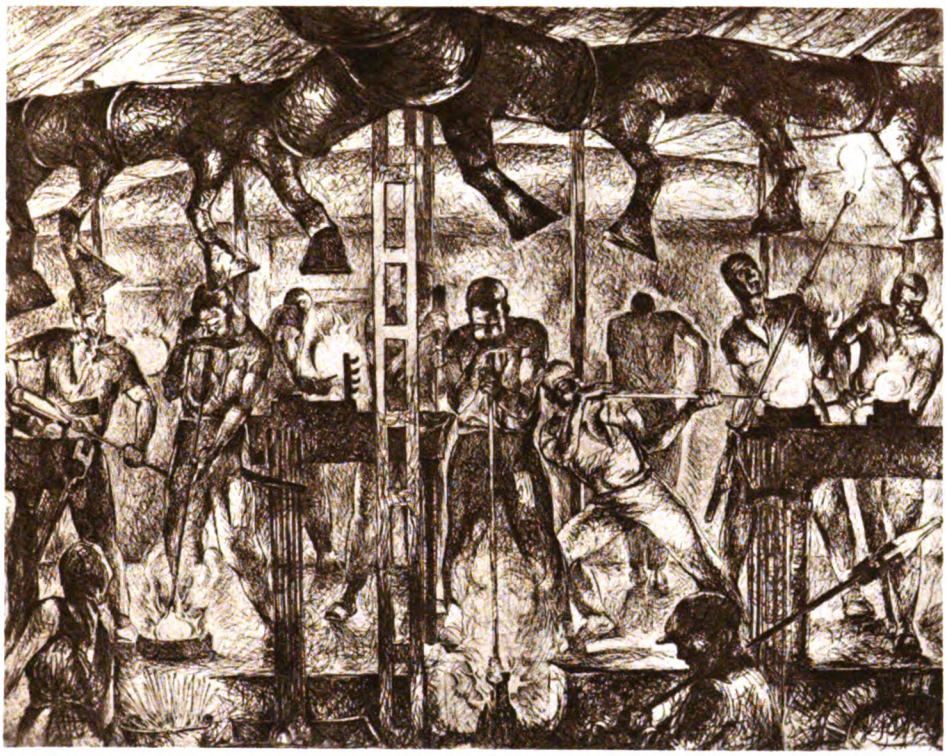
Digitized by Google

Gertrud von Molo. Aufnahme von Helmar Lerski-Berlin

Titel: „Zwischen Tag und Traum". Der Danziger Senator Dr. Strunk hat dem Buch eine freundschaftliche und verständnisvolle Einleitung mit auf den Weg gegeben. Auch er preist als das Beglückende an diesem Mann, daß er an die Fragen der Zeit ohne Vorurteil als Mensch und Künstler herangeht. Molo setzt sich in diesen Arbeiten mit Persönlichkeiten und Werken der Vergangenheit als mit heut wirkenden Mächten auseinander: mit Luther, Lessing, Schiller, Friedrich I., Kleist, Tolstoi, Hamsun. Er dient dem neuen Deutschland, vor allem der neuen Jugend, als deren väterlicher Freund er oft das Wort ergriffen hat. Diese Reden und Aufsätze sprechen die schöne Sprache der Lauterkeit und der Schlichtheit.

Toni Schönecker, der deutschböhmische Maler, ist unsern Lesern, namentlich von seinen flotten, farbigen Sportzeichnungen und Sportbildern

Digitized by Google



Flaschenbläser. Radierung von Toni Schönecker

her bekannt. Seine Radierung „Flaschenbläser" zeigt ihn in einer anderen Technik und von einer wesentlich ernsteren Seite. Auf diesem Blatt ist der Böhme ein Heimatkünstler. Aufs genaueste hat er die Glasbläser bei der Arbeit beobachtet und Dunst, Licht und Hitze des Raumes auf seine Platte gezaubert. Aber er hat — was uns mehr bedeutet — auch etwas von dem Geheimnis des Handwerks, der Kunst bewahrt, wie sie etwa durch Hauptmanns Glashüttenmärchen geisterhaft schwingt.

Die Versteigerung der Sammlung Figdor in Wien und Berlin ist ein Ereignis, das Kunsthändler und Kunstfreunde seit langem bewegt. Die Museen in Wien haben vorweg für 2 Millionen Mark Kunstwerke erhalten. Was versteigert wird, sind immer noch etwa 5000 Nummern, wenn man angesichts so seltener Kostbarkeiten von Nummern reden darf. Der Sammler war kein Spezialist; er hat alle Gebiete der Kunst geliebt. Um so erstaunlicher seine umfassende Kennerschaft, sein untrüglicher Geschmack. Gobelins, Perser, Möbel, Plastiken, Bilder, Emaillen, Elfenbeinarbeiten — es ist ein unerhörter Reichtum, der selbst die berühmtesten europäischen und amerikanischen Museen mit glänzenden Stücken zu bereichern imstande ist. Unter den Gemälden ragt der „Verlorene Sohn" von Hieronymus Bosch hervor, ein Stück erstaunlicher Malerei des „Teufels-Bosch", eintönig hell, ockergelb; unheimlich der ausgestoßene Landstreicher, unheimlich das Spukhaus mit dem Liebespaar in der Tür, dem keifenden Weib im Fenster.

Zu unseren Bildern

Fritz Erlers Titelbild grüßt die Leser ebenso liebenswürdig wie vertraut. — Herber ist die Kunst Ubaldo Oggis, der drei Ärzte, gegensatzreiche Köpfe, in der gebändigten Erregtheit eines Konsiliums gemalt hat (zw. S. 344/345). — Karl Sterrer, dem die Hefte vor einigen Jahren einen Aufsatz gewidmet haben, wird neue Bewunderer seiner strengen und erhabenen Malerei mit seinem „Vormittag" gewinnen (zw. S. 388/389). — Der Wiener Amadeus Dier liebt die alten Meister, die „Probleme" wie im Spiel lösten, weil sie eben sehr große Künstler waren, und er möchte ihre Leichtigkeit auch in seinen Bildern Gestalt gewinnen lassen. So greift er z. B. mit „Perseus und Andromeda" (zw. S. 396/397) einen Stoff von Rubens auf und formt ihn mit ursprünglicher Frische neu. — Kraftvoll wie das Urbild ist der „Stier" von Reent Looschen (zw. S. 404/405), ein Eindruck von Dauer. — Ernst Liebermanns andächtige Treue und poetische Stimmung erfüllen auch sein Bild „Die alte Kirche" (zw. S. 412/413). — Eine Welt trennt diese Liebe von Bellings „Boxer" (zw. S. 428

Digitized by Google

Der verlorene Sohn. Gemälde von Hieronymus Bosch. (Sammlung Dr. Albert Figdor, Wien)

und 429), einem naturalistischen Werk voll Kraft und Nachdruck. — Viel näher steht ihr das Geigerbildnis von Gert Wollheim, einem Expressionisten, der in dieses Gemälde die Trauer um einen teuren Toten hat Gestalt annehmen lassen. Wollheim zählte mit Dix, Mense, Nauen zum kunstrevolutionären Jungen Rheinland und ist ein Maler von gewissenhafter Sorgfalt geworden (zw. S. 440/441).

Zwei Notizen

Der ausgezeichnete Aufsatz „Olympische Spiele" von Univ.-Prof. Dr. R. Rosemann hat leider lange auf sein Erscheinen warten müssen. Er ist vor dem Buch des Dresdner Professors Dr. Bruno Schröder, Der Sport im Altertum, geschrieben und von uns erworben worden, beruht also auf eigenen Forschungen Rosemanns. Unser verehrter Mitarbeiter aus Münster hat ein Recht auf diesen Hinweis.

Ein liebenswürdiger Leser aus Zürich versucht, den Namen Münsinger für eine Straße auf den liparischen Inseln zu erklären (Märzheft 1930). Er erinnert an den Schweizer Werner Munzinger, geb. 1832, der 1875 als Pascha im Land der Gallasneger ermordet wurde. Er war 1873 Gouverneur des ägyptischen Sudans, und unser Leser hat wahrscheinlich recht, wenn er Beziehungen zu Italien annimmt, denn Munzinger hat auch auf heutigem italienischem Kolonialgebiet segensreich gewirkt.

P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Hohlweg mit Blick in ein Tal
Gemälde von Jacques d'Arthois (1613—1686)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Juli 1930 / 11. Heft

Die Torheit einer Liebe

Roman von Hanns Johst

(Fortsetzung)

25. Juni

Die Rittmeisterin hat zu Hutter gesagt, daß ihr der Major gesagt habe, Peter hätte seiner Frau etwas ganz Gemeines nachgerufen.

Ich bin ein guter Kerl gewesen, wollte die Geschichte aus der Welt schaffen und der kleinen Frau eine Aufregung ersparen. Aber der Major sah mich geradezu feindlich an und fragte, wie ich dazu käme.

Kurz und gut, er legte Wert darauf, daß sich die Baronin selbst für die Unart ihres Kindes entschuldige.

Ich sagte sehr höflich: „Lieber Herr Major, ist es nicht besser, wir ersparen der Baronin die Erregung? Ich verspreche Ihnen, ich werde dem kleinen Übeltäter die Leviten gehörig lesen."

Der Major beharrte auf seinem Standpunkt.

Ich sagte also: „Gut, ich werde die Frau Baronin von dem Vorfall unterrichten."

Die Baronin war sehr vernünftig. Sie rief Peter, klemmte ihn zwischen ihre Knie und fragte ihn, was er der Frau Major Häßliches nachgerufen habe. Der Bub konnte sich erst lange nicht erinnern. Endlich entsann er sich. Es handelte sich um ein Goethe-Zitat.

Dann ist die kleine Frau hinübergelaufen und hat die Frau Major herzlich um Verzeihung gebeten. Der Major hat sie zurückgebracht, und ich sah sie auf dem Gartenweg daherkommen.

Er sprach von Herrn Hutter. Herr Hutter sei sicher ein Ehrenmann, aber unter vier Augen und ganz persönlich, aus reinster und uneigennützigster Fürsorge für den Ruf der Baronin, müsse er ihr sagen, niemand wisse, woher eigentlich Herr Hutter stamme, wie er zu Geld gekommen sei . . .

Ich unterbrach das Gespräch. Die kleine Frau fragte ganz unbefangen, was ich von Herrn Hutter hielte. Ich roch den Braten und versalzte dem Herrn Major die Suppe. „Herr Hutter," sagte ich sachlich, „ist mein Freund!"

„Wie lange kennen Sie ihn?" fragte der Major dazwischen.

„Ich kenne ihn, seitdem ich sehe, mit welcher Ritterlichkeit er sich der Frau Baronin zur Verfügung stellt."

Das war eindeutig. Der Major flatterte mit den Schultern. Dann lenkte er ab, zückte eine Tafel Schokolade und fütterte die Kinder.

„Sie werden mit dem Major auch in das Theater gehen müssen, Baronin," sagte ich, als er weg war.

„Wieso?"

„Er ist, scheint es, eifersüchtig!"

Die kleine Frau lachte.

Dann schalten wir gemeinsam auf ihren Mann, der sie so ungeschickten Geschichten aussetzte. Schließlich sagte sie, und es schien fast, als ob aus dem Scherz ein Ernst wüchse: „Ich wollte ihm schon längst schreiben. Nun soll er ihn haben, den Brief — und es wird ein Brandbrief. Dafür garantiere ich!"

*

28. Juni

Im großen und ganzen gehen die Tage gleichmäßig dahin.

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Es gibt viel Gartenarbeit. Nichts ist schöner, als die Stunden, da wir die Gemüsebeete richten.

Ich arbeite mit dem Spaten und werfe Erde um. Die kleine Frau richtet die Beete neu für Blumenkohl her. Gewiß, wir haben schmutzige Hände und verschwitzte und verschmierte Gesichter, aber der Garten gehört dann zu uns und die Sonne verschwistert sich uns, und die Obstbäume sind unsere Kameraden.

Die Baronin entschuldigte sich, als sie das erstenmal in einem braunen Schürzenkittel auftauchte. Sie war barfuß und stand in der Erde, als ob sie gerade selbst herausgetrieben worden wäre aus dieser magischen Werkstatt.

Sie spricht gern in die Arbeit hinein. Sie erzählt mir von ihrem Elternhaus. Sie ist im fernen Osten geboren. Ihr Geburtsort hat einen ganz fremden Klang. Ich sehe kleine Koreaner wie Gnomen um ihre ersten Lebensjahre trippeln. Sie spricht von ihren Geschwistern. Ich sage ihr dagegen, daß ich gar keinen einzigen Bruder, keine einzige Schwester besäße. Sie sieht mich an, wie einen ganz armen Menschen.

Sie war achtzehn Jahre alt, als sie heiratete. Als sie gerade ihr erstes Kind stillte, beugte sich die Frau Schwiegermama über das Bett, besah sich die Enkelin und hieß sie als freiherrliches Tippfräulein auf ihre skeptische Weise willkommen. Der jungen Mutter tat dies nicht wohl. Als das zweite Kind ein Junge wurde, gab es dagegen ein großes Familienfest und die kleine Frau wurde mitgefeiert. Vom dritten Kind an galt ihre Fruchtbarkeit als unanständig.

Männer überwinden nie die Mutter in sich. Auch ihr Mann bekam Angst vor ihrer Liebe. „Der Stall" wuchs ihm über den Kopf.

„Dabei," sagte sie, „ging die Landwirtschaft gut. Meine Mama hatte uns nämlich in Niederbayern eine Klitsche gekauft. Wir lebten wie der König in Frankreich. Wir schlachteten Göckel und Tauben, Truthühner und Schweine. Wir hatten alle Gemüse und Beeren. Es war eine herrliche Zeit!" Sie schüttelte Unkraut aus den Spatenschollen.

Warum sie nicht auf dem Gute geblieben wären, fragte ich.

„Mein Mann bekam es mit dem Nachdenken. Ich hatte schwarze Fingernägel und obendrein mußte ich sie ganz kurz schneiden, etwas, was er nicht ausstehen konnte. Eine Baronin trägt lange Fingernägel! Er hat solche Zwangsvorstellungen aus der Familientradition. Eine Baronin tut das, läßt jenes! Ich lachte darüber. Da begegnete er einer Nachbarin, die kam seiner Vorstellung von einer Freifrau entgegen. Sie hatte lange, gepflegte Fingernägel, trug Schuhe mit hohen Absätzen, schwärmte für Literatur, Kammermusik und hielt Kinderkriegen für eine Indiskretion der Liebe ... Mein Mann verkaufte Hals über Kopf. Wir zogen in die Stadt. Gut, was tut nicht eine Frau ihrem Manne zuliebe? Ich ließ mir die Fingernägel wachsen, ich trug Schuhe mit 20 Zentimeter hohen Absätzen, ich redete über Premièren, ich schwärmte für Hindemith ... Mein Mann taute auf. Wir waren glücklich und bekamen dann glücklich den fünften Baron ... Das bißel Kapital näherte sich seinem Ende. Eines Tages erhielt ich ein Telegramm vom Bord der ‚Cap Polonio'. Irgendein Freund hat ihm zu diesem letzten, radikalen Versuch geraten ... Seitdem ..." Sie schwieg.

Da fiel mir der Brief ein, den sie kürzlich schreiben wollte.

„Haben Sie Ihren Groll Richtung: Südamerika schon frankiert?"

Ihr Mund wurde schmal. „Ja, richtig ... Er liegt in der Bibliothek ... Es gab allerhand zu schreiben ... Gehen Sie heute zur Post? Sie können ihn mitnehmen."

Dann hat sie mich nach einer langen Pause sehr beschenkt. Sie stützte sich auf den Rechen und sah sich um, ob auch die Kinder nicht in der Nähe wären. Dann sagte sie: „Ich habe Sie neulich angelogen ... das mit den Karten ist anders ..."

Ich sagte und ich fühlte meine Verlegenheit beschwerlich und sah nicht auf: „Das war keine Lüge ... Notlügen sind keine Lügen!"

„Warum wir eigentlich lügen?" fuhr sie unvermittelt fort, „warum sagen wir nicht immer die Wahrheit?"

„Weil wir uns täuschen ... Wir treiben Tausch und Austausch mit Gegenständen und Gesinnungen, und es kommt bei keinem Handel der Welt auf die Wahrheit an, sondern auf den Gewinn!"

„Ist das Leben eine Ware?"

Was soll man auf solch eine Frage antworten? Die Wahrheit? Ich kenne sie nicht. Soll man eine Illusion geben? Welche ist die tragfähigste? Mir hat einmal ein Arzt gesagt: ‚Wenn dich ein Patient über sein Leiden aushorchen will, stelle dich als Hansnarr, verstehe kein Wort und sprich von etwas ganz anderem ...'

So sagte ich plötzlich: „Schauen Sie nur, wie die drei Krähen von der Birke äugen. Sie sehen die fetten Engerlinge und haben Sehnsucht ..."

Die kleine Frau sah aber nicht nach den

Digitized by Google

Krähen, sondern steckte ein neues Beet ab. Sie hatte an ein Scheit Holz einen Bindfaden geknotet. Das Holzscheit klopfte sie in die Erde und mit dem Faden zog sie eine gerade Linie für den Weg.

„Es ist eine komische Geschichte," schloß sie schließlich ihr Schweigen ab. „Grübelt man nach, wird man schwermütig. Und gibt man es auf nachzudenken, wird man leichtsinnig. Oder haben Sie einen guten Rat für mich?"

„Guter Rat ist teuer. Ich bin ein armer Schlucker!"

Die Baronin nahm mir den Spaten aus der Hand. Wir gingen Kaffee trinken.

Dann trug ich den Brief zur Post.

‚Was für eine Art von Korrespondenz ist das,' überlegte ich mir. ‚Die kleine Frau schreibt einen Brief, der nach drei Wochen etwa gelesen wird, und seine Antwort ist frühestens in sechs bis sieben Wochen hier. Wenn er überhaupt eine Antwort findet ...'

Ich wog den Brief in der Hand. Er hatte Überporto, so schwer war er. Was sie ihm wohl alles schreibt? Was sie nur alles schreibt?

*

5. Juli

Man sagt: Eine Mutter ernährt leichter sieben Kinder, als sieben Kinder eine alte Mutter ... Ich weiß nur, wie schwer es ist für eine Mutter, fünf Kinder zu ernähren. Kürzlich saßen wir im Garten und sahen den Amseln zu, die ihre Brut fütterten. „Und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch!" sagte die kleine Frau heiter. ‚Das ist das Verteufelte an jedem Glauben,' grübelte ich, ‚er wächst an seinen Märtyrern; an denen, denen es schlecht geht, steigert sich die Zuversicht der Gläubigen ...'

Die Geldration wird weniger. Natürlich kommen wir noch über den Sommer, aber dann? Der Herbst, der Winter ...? Die kleine Frau riefelt eine alte Wollweste von ihrem Mann auf. Er trug die Weste im Felde. Die Fäden will sie zu warmen Höschen verstricken für die Kinder. Wir haben beschlossen, Holz lesen zu gehen. Eigentlich braucht man ein Armutszeugnis dazu, aber ich sagte ihr, wir gehen los. Fängt uns der Förster ein, können wir uns immer noch um das Zeugnis bemühen.

„Und dabei die Baronin spielen?"

Ich sagte: „Natürlich! Man trägt den Kopf oben. Man spricht über Winterkostüme. Man stellt fest, daß man eigentlich nach Berlin müsse, nein, nach London."

Übrigens, das mit dem Holz lesen hat sich heiter angelassen. Heute sind wir zum ersten Male losgefahren. Die Baronin schob den Kinderwagen, und ich zog einen kleinen Leiterwagen. Die Kinder tollten um uns herum. Ich hatte ein paar alte Säcke mitgenommen für Tannenzapfen. Wir hatten Glück. Der Sturm der letzten Tage hatte uns viel dürres Holz zurechtgerichtet. Im Hochwald nach Walpertshofen zu fanden wir viel vorjährige Tannenzapfen. Den Kindern versprach ich für einen vollen Sack fünf Pfennige. Welche Freude! Welches Arbeitsfieber! Ich beobachtete die Baronin, während sie die dürren Zweige sammelte. Sie hob einen Ast auf, brach ihn über dem Knie und schichtete Lagen auf. Sie war ganz bei der Sache, ganz bei der Sache. Ich hatte Schnur mit und bündelte das von ihr geschichtete Holz. So bekamen wir mehr auf den Leiterwagen. Als er hoch beladen war und wir sechs pralle Säcke voll hatten, spannte ich die größten von den Kindern vor den Wagen zum Pferdespielen. So zogen wir unter Hott und Hüh die Landstraße nach Hause, und es sah alles aus wie ein improvisierter Scherz, wie ein Mutwille der ausgelassenen Kinder.

Als wir am Abend allein waren, sagte die Baronin plötzlich: „Darf ich einmal sentimental werden?"

Ich sagte: „Nein!" Da lachte sie.

Oh, wir sind gute Kameraden! Aber vielleicht hätte ich sie doch sich aussprechen lassen sollen ...?

*

8. Juli

Ich bin heute mit der Baronin spazieren gegangen. Das erstemal.

Ich hatte Sorge wegen des Gesprächs. Im Hause geben sich die Worte von selbst. Sie sind nur Notbehelf zu dem notwendigen Einverständnis, das sonst zwischen uns herrscht. Wir arbeiten zusammen, und dabei gibt ein Wort das andere. Aber Spazierengehen! Schon bei der Vorstellung dieses Wortes sehe ich Vatermörder und steifen Spazierstock und einen langweiligen Sonntagnachmittag ...

Herr Hutter hatte sie seit einer Woche etwa nicht abgeholt. Da hielt ich es für gut, ihr den Spaziergang anzubieten.

„Ist Hutter wohl krank?" fragte ich die Baronin.

„Nein ..." sagte die Baronin.

„Was ist denn mit ihm los?" fragte ich weiter.

„Er ist mit mir nicht zufrieden!"

„Nicht zufrieden?"

„Er schlug mir eine Reise vor, eine Reise von vier, fünf Tagen, in die Berge. Ich, schlug ab, und nun ist er böse."

Digitized by Google

Ich schüttelte den Kopf. Der Hutter hat schon eine eigene Art, das muß ich sagen. Setzt den Trotzkopf auf, als ob er damit bei einer Frau, wie es die Baronin ist, etwas durchsetzen könnte.

„Warum tun Sie ihm eigentlich nicht den Gefallen? Fahren Sie doch mit in die Berge. Oder finden Sie etwas dahinter?"

„Ja, die Kosten!"

Das Gespräch war zu Ende.

Dann gingen wir über einen Steg. Das Wasser unter ihm war flach und in seinem Lauf von vielen Steinen zerspellt. Ich sah eine Forelle.

„Eine Forelle?" Die Baronin machte ganz große Augen. „Wissen Sie, wann ich die letzte gegessen habe?" Woher sollte ich das nun wieder wissen? Ich sagte aufs Geratewohl: „Kürzlich nach der Oper?"

„Nein." Sie lachte. „Da habe ich ganz etwas anderes gegessen. Das Souper hörte überhaupt nicht auf! Denken Sie . . ."

Ich unterbrach sie hastig: „Wann haben Sie in drei Teufels Namen die letzte Forelle genossen?"

„An meiner Hochzeit . . ."

Sie stand auf dem Steg im grünen Schatten des hohen Waldes. Ihre Arme hingen herab. Sie sah für mich wieder aus wie eine Braut.

„Was wäre, wenn wir versuchten, ein paar zu fangen?"

„Voraussichtlich wäre es ein Diebstahl!"

„Und darüber hinaus eine kleine Freude?"

„Eine große, eine große!" Sie war ganz Feuer und Flamme. Ich zog Schuh und Strümpfe aus. Die Baronin mußte den Horchposten beziehen, eine Stelle des Weges, von der aus sie ein gutes Stück auf und ab überschauen konnte. Ich trabte in den Bach. Ich fühlte die Steine ab, griff unter die Ufer. Die Ufer waren von Grasnarben zusammengehalten. Sie waren weit über das Wasser vorgewachsen und ich mußte mich tief bücken, um ihr hinteres Ende abzutasten.

Schließlich zog ich das Hemd aus, damit ich freie Hand bekam. Nur noch mit der kurzen Hose bekleidet, ließ sich die Jagd schon viel ungezwungener an. Es dauerte auch nicht lange, und ich packte das erste Tier. Aber seine Angst war größer als meine Habgier, und es entkam. Endlich gelang es mir, ein Exemplar zwischen den Kiemen zu greifen. Es mochte meine Finger für Wurzelwerk gehalten haben, denn es huschelte sich geradezu in meine Hand. Welch ein Triumph!

Ich plantschte aus dem Bach. Ich schwang meinen Fang über den Kopf. Die Baronin kam gestürzt. Sie strahlte. Sie taxierte die Forelle auf zweihundert bis dreihundert Gramm. Sie knotete mein Taschentuch zu einem Beutel. Die erste Beute wurde hineingezwängt.

Ich verschwand erneut. Das Glück war mir günstig. Unter einer überhängenden Erle fing ich noch zwei, unter einem Staubalken, den das Forstamt eingerammt haben mochte, noch eine große und fette. Wir führten vor Freude einen Indianertanz auf. Ich war ein Held! Patschnaß und schlammig, aber ich war der Held.

Die Baronin behauptete dann, nun müsse sie auch eine Forelle fangen. Ich sollte Obacht geben, und wenn jemand komme, die Arie aus „Bohême" pfeifen, damit sie sich still unter einem Zweig verstecke. Ich stellte mich also auf und spitzte meine Ohren.

Erst war es ganz still, so daß man den weichen Schritt des Windes auf den Tannen hörte. Aber plötzlich begann ein gewaltiges Rumoren und Plantschen, und dieses Hin und Her und Kichern und Schelten wurde immer ungenierter, so daß die Neugier mich alle Vorsicht vergessen ließ und ich zum Bach hinabschlich.

War das ein lustiges Bild! Die schräge Sonne fiel auf die kleine Frau, die nichts anhatte, nur eine Art geschlossenes Hemd — ich weiß so wenig in Damenwäsche Bescheid, daß ich nicht einmal eintragen kann, wie das duftige Kleidungsstück heißt, das allein den Körper ein wenig zu verhüllen sich redlich mühte.

Sie sah mich, blieb völlig unbefangen, ja, war derartig vom Jagdfieber gepackt, daß sie mir hieß, ihr zu Hilfe zu kommen. Ein Riesenkerl treibe seinen Schabernack mit ihr! Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Ich sprang an ihre Seite. Wir stellten uns dicht an dicht und verstellten mit unseren Beinen zunächst einmal den schmalen Verlauf des Wassers. Vor diesem Wehr fuhrwerkten wir mit unseren Händen herum wie mit Netzen. Wirklich ließ sich die Forelle vor uns hertreiben. Bald führte sie, bald ich den Fisch, und es gab jedesmal ein reichliches Gestolpere und Gepatsche und viel trübes Wasser. Aber immer wieder entkam der gerissene Bursche.

Wir spiegelten uns im Bach. Als wir unsere verzerrten Karikaturen entdeckten, lachten wir. Sie hob ihren Arm und strich mit der inneren Seite des Unterarms ihr Haar aus der Stirn. Sie begegnete meinem Blick, und mit einemmal, ohne jedes Verschulden von irgendeiner Seite, waren wir still, nahmen das Fischen ernst.

Wir fingen die Forelle unter einem Stein, den wir zuvor gewissenhaft mit unseren Füßen abgeriegelt hatten. Wir fingen sie ge-

Digitized by Google

meinsam. Unsere vier Hände zerrten sie hervor, und unsere Köpfe glühten. Ich tötete das Tier. Sie knöpfte ihr Gewand an der Schulter zu und schien betroffen über das Geschick, das ich beim Umbringen der Forelle zeigte.

Der Abend war herrlich. Während sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, war ich nach Hause geeilt und hatte mich in meinen Frack geworfen. Ich zog mich feierlich an, fand auch die Lackschuhe und endlich sogar den Zylinder. So, als Weltmann und Elegant, trat ich in ihr Haus.

Sie kannte mich nicht wieder. „Wie er Ihnen steht, der Frack! Sie sollten viel mehr aus sich machen, mein Freund!" riet sie und war recht zufrieden mit meiner Figur und meiner ganzen Erscheinung. Das hob mein Selbstgefühl natürlich nicht wenig.

Während sie ein Abendkleid anzog, band ich mir eine große Wirtschaftsschürze um und versuchte mich an den Forellen. Sie nahm mir bald die Arbeit aus den Händen. Dann richtete sie den Abendtisch, besorgte Blumenschmuck, ließ von der Lampe Birkenzweige rieseln und umsteckte die Servietten mit Maßliebchen. Zwei Flaschen Wein hatte ich in der Manteltasche mitgeschleppt gebracht.

Dann schrieb ich heimlich Tischkarten aus und malte Speisekarten.

Suppe à la reine
Forelle blau à l'impératrice
Kartoffeln à la princesse
Kopfsalat à la comtesse
Kaffee à la baronesse.

Ich führte sie zu Tisch. Wie schön sah sie aus in dem Kleid. Es war eines jener modernen Kleider, die wie ein ärmliches Stück Stoff hilflos um den Körper geheftet scheinen, hilflos, weil es ihnen selbst vergeblich vorkommt, die Schönheit des fraulichen Körpers noch verschönern zu wollen. So tun sie es denn nur widerwillig und lassen frei, was irgend die gesellschaftliche Gewohnheit erlauben könnte. Wir aßen uns sehr vornehm durch den Witz der Speisenfolge, rauchten dann, ich meine schwarze Zigarre, sie ihre russische Zigarette, und tranken dazu den alten, öligen Pfälzer.

Schließlich setzte sie sich an das Klavier. Sie spielte aus der „Bohême". Das heißt, sie intonierte nur so. Ich erinnerte sie an einzelne Szenen, die zwischen den Partien lagen, an denen sie sich versuchte.

„Jetzt bangt er, der Herr Maler, um seine kleine Liebste!"

Und sie fand mit schnellem Fingern ein paar von jenen Tönen . . .

„Jetzt sorgt sich Mimi um ihn . . . um ihn . . ." und gemeinsam suchen wir das Motiv.

Unsere Finger vertreiben sich gegenseitig aus dem Bereich der weißen Tasten und stoßen sich in die Skala der schwarzen. Welch ausgelassenes Begehren nach der Melodie der Sehnsucht, der Zärtlichkeit!

Als es immer später geworden war, suchten wir den Balkon auf. Wir gingen durch ihr Schlafzimmer. Sie hatte Licht angezündet, und die Ampel bestrahlte eine große Unordnung. Auf dem Bett lagen viele durcheinander gewühlte Kleidungsstücke in allen Farben.

„Verzeihung," sagte die erschrockene Baronin und knipste das Licht rasch wieder aus. Das Bett und das Vielerlei an Wäsche lag wie Schnee in der plötzlichen Finsternis.

Die Baronin führte mich zur Tür und auf den Balkon. Wie seltsam die Nacht! Zu unseren Füßen die runden Wipfel des gedrängten Gartens. Die Felder davor wirkten durch die Schleier der Dämmerung auch wie versunkene Wälder. Wir fühlten uns im neuesten Weltraumschiff und sausten gespenstig durch gehäufte Wunder.

Wir wiesen unter uns. „Was mag es mit jener weißen Fläche für eine Bewandtnis haben? Vielleicht noch ein Haus?"

„Was für ein Haus?"

„Vielleicht wohnen Proslenen da . . . Vielleicht Polyphem . . .?"

„Vielleicht ein Schuhmacher . . .?"

„Ah, da . . . ein Tier . . ."

O, nein, es war ein Sternbild! Wir nannten es Antilope, weil es über die Gebirge der Finsternis setzte und sich nicht verlief. Endlich ein Laut, ein Geräusch!

„Wir nähern uns einem Planeten!"

„. . . der Erde . . .?"

„Ganz richtig . . . Man sagt ihr nach, daß sie rund sei! Sie hält sich aber nur für vollschlank. Man hat auch das Gewicht der Dame berechnet, aber ich habe es wieder vergessen, denn ich bin höflich . . ."

Von der Chaussee her klopften Schritte.

Wir wußten, daß wir vor dem Licht der Balkontüre Hand in Hand standen. Keines wollte auffällig die Hand des anderen loslassen und den kleinlichen Verdacht der Flucht auf sich nehmen. Schließlich fielen die Hände gleichzeitig auseinander.

Die Schritte hatten haltgemacht. Wir fühlten uns beobachtet. Aber wir mochten uns getäuscht haben, denn dann, wie ein Uhrwerk, das man schüttelt, pendelte wieder der Schritt auf der Straße der Nacht.

Wir standen im Schlafzimmer. Die Baronin schloß die Türe und machte Licht.

„Gute Nacht!" Sie hielt mir ihre Hand hin. Sie hielt sie weit von sich weg an ihrem nackten Arm.

Digitized by Google

11. Juli

Also die Sache ist so: Die Frau Rittmeister, nicht wahr, hat einen Bruder. Er war im Kriege Seeoffizier, soviel ich hörte. Nach dem Kriege studierte er Jus und heiratete eine Riesenhauber, von den Riesenhaubers in Augsburg. Es ist sehr viel Geld in der Familie. Er ist seit sieben Jahren verheiratet und besitzt ein wunderschönes Cabriolet, Typ 8/50, wenn es das gibt. Ich kenne mich auf dem Gebiet gar nicht aus, ich rede da so mit, weil doch alle Welt heute die Menschen nur noch mit den Pferdestärken und der Steuermarke charakterisiert, die sie in ihrer Garage haben.

Ich ging also mit der Baronin und den Kindern auf der Straße. Wir wollten bei dem Krämer Makkaroni holen — ich halte Makkaroni für billig und nahrhaft — als dieser Bruder der Rittmeisterin mit seinem Auto angebraust kam.

Er erkannte mich und, wie es seine Art ist, er hielt, und ich machte ihn mit der Baronin und den Kindern bekannt. Ein Wort gab das andere. Er ist ein lustiger und schlagfertiger Gesell, und da sein Auto ein Zweisitzer ist, so gab es sich ganz von selbst, daß er die Baronin eben einmal um den See schaukelte, wie er es nannte, während ich mit den Kindern die Makkaroni einkaufen ging.

Ich freute mich für die Baronin der Abwechslung halber und tat mir sogar etwas darauf zugute, diese Bekanntschaft vermittelt zu haben.

Am nächsten Tag bremst der Bursche am Gartentor ab und befiehlt der Baronin einen Spritzer nach Garmisch.

„Ich fahre nicht mehr als 90," als sie sich noch sträubt, „als 80...!" Lachend schlägt sie ein. Sie sausen davon. Ich sehe vom Balkon aus nach. Es ist ein staubgrauer Wagen. Er springt wie ein Panther auf die Wölbungen des Weges ein. Im Augenblick ist er fort, man hat das Gefühl: aus der Welt! Herrlich solch ein Tempo!

Hutter kommt.

„Ich möchte die Frau Baronin abholen." Er hat einen Strauß tiefblauer Kornblumen gepflückt.

„Die Baronin ist eben im Auto in die Berge!"

„Im Auto...?"

„Der Bruder der Rittmeisterin bat sie um diesen Ausflug."

„Wohin...?"

„Nach Garmisch."

„Unerhört!"

„Wie, bitte...?"

„Unerhört!!"

„Haben Sie sich mit der Baronin verabredet?"

„Nein!"

„Ja," frage ich fast betroffen, „was ist da eigentlich unerhört?"

„Nun, Sie geben zu — ich gehe fast täglich mit ihr spazieren... kaum kommt da irgendein wildfremder Mensch mit einem Auto, schon..."

Ich unterbreche seine Entrüstung: „Wildfremder Mensch? Er ist der Bruder der Frau Rittmeister. Was haben Sie gegen diesen prächtigen, famosen, lustigen Menschen?"

„Na, hören Sie," sagt Hutter, „das ist ein durchaus leichtsinniger Bursche, ein Frauengenießer!"

„Aber das sind wir doch hoffentlich alle! Wir lieben sie doch alle!"

„Wen lieben wir alle?" fragte Hutter fast gereizt.

Ich verstehe ihn nicht in seiner Nervosität. „Nun, die Frauen... die herrlichen Frauen!!" schwärme ich.

„Ja natürlich... so im allgemeinen... Aber in unserem Fall!... Die Baronin hat einen Ruf zu verlieren!"

„Den verliert sie im Auto ebensowenig wie auf Spaziergängen!" sagte ich.

„Machen Sie sich über mich lustig?" brauste Herr Hutter auf.

Ich verstehe den Mann überhaupt nicht mehr. Aber wenn ich jemand nicht verstehe, pflege ich ernsthaft zu werden. „Ich bin kein Clown und kein Lustigmacher!" sage ich und drehe ihm den Rücken.

Er entschuldigt sich. Er sagt, er habe sich auf den Spaziergang gefreut, er hätte die Kornblumen gepflückt... Ich müsse das doch verstehen... Freilich, ich sei den ganzen Tag im Haus und die halbe Nacht... oder vielleicht auch ganze Nächte... Er zählte das auf. Ich sah in sein Gesicht, aber es war ohne Falsch. Er sagte, er habe uns kürzlich nachts auf dem Balkon gesehen, er sei aber weitergeschritten, um nicht zu stören... Ich sagte, er hätte gewiß nicht gestört, die Frau Baronin ließe sich nie stören...

„Nein," lachte er da, „Sie haben ganz recht, die kleine Frau läßt sich von nichts und in nichts stören!"

Ich mag es übrigens durchaus nicht, wenn Herr Hutter „kleine Frau" sagt. Für ihn ist die „kleine Frau" die „Frau Baronin". Ich muß ihr das gelegentlich sagen, daß sie einmal darauf achtet. Wenn ich es sage, ist es etwas ganz anderes. Erstens bin ich älter, zweitens sind wir viel mehr zusammen, drittens sage ich es sehr respektvoll, und viertens ist es überhaupt ganz etwas anderes!

Digitized by Google

Schließlich aber endigte dieser leicht gereizte Tag harmonisch: Die Baronin kam zurück. Das Auto sauste ohne weiteres davon. Die kleine Frau sprang atemlos zu uns in den Garten, umarmte die Kinder, die um uns herum tobten, begrüßte uns und ging mit Herrn Hutter eben noch ein paar Schritte spazieren, nur um ihm zu zeigen, daß sie das Laufen noch nicht verlernt habe. Hutter strahlte.

Wir gaben uns die Hand, und ich sagte zu ihm: „Sehen Sie, Herr Hutter! Und nun führen Sie die Baronin noch ein Stück in den Abend. Aber ich bitte Sie — ich wollte es Ihnen schon längst sagen — nicht zu sehr rennen! Und darauf achten, daß sie tief atmet! Auf eins: Einatmen, auf zwei: den Atem einhalten und auf drei: den Atem durch den Mund ausstoßen ... So, nun übt schön!" Sie lachten und gingen.

Ein richtiger Kavalier ist der Hutter doch nicht. Der Major scheint mit seinen Bedenken recht zu haben. Er hat der Baronin Vorwürfe gemacht, weil sie mit dem Auto gefahren ist. Die kleine Frau hat es mir leider unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, so daß ich ihm den Kopf nicht waschen kann. Als ob es nicht gleich wäre, wie sie ausspannt und mit wem! Es kommt nur darauf an, daß sich die Frau Baronin erholt, und sonst auf nichts!! Er scheint zu glauben, die Spaziergänge dienten seinem Vergnügen... Die Männer sind doch naiv!

★

17. Juli

Ich sehe eben die letzte Eintragung. Nein, wirklich, die Frauen sind auch naiv!! Heute spricht also die Frau vom Bruder der Frau Rittmeister ganz einfach hier vor.

Die Damen reden längere Zeit zusammen. Der Ton wurde spitz und spitzer und geriet in die Nähe jenes Falsett, das sich bereits mit Kreischen bezeichnen läßt, wenigstens, was die Stimme der Dame im Trenchcoat betrifft. Sie schlug beim Gehen die Gartentüre ins Schloß, daß die Funken gestoben wären, wenn unsere gute Gartentüre noch auf Affekte reagieren würde. Da sie aber morsch ist, munkelte sie nur ein wenig und wiegte sich in den schwammigen Pfosten.

Auf mein Drängen — die kleine Frau atmete hastig und zog die Wäscheleine auf eine Art, als wolle sie den ganzen Tag, nein, die ganze Welt daran aufhängen — auf mein Drängen also, erklärte mir die kleine Frau, daß diese Dame eine Aussprache herbeigeführt habe, um sie zu bitten, doch von jeder weiteren Ausfahrt mit ihrem Gatten abzustehen.

Mir verschlug es die Sprache. Ich suchte die Wäscheklammern, die ich leider nicht fand. Die Kinder hatten zuletzt Soldaten damit gespielt, wie sich herausstellte. Die Baronin hatte sie gleich: die ersten staken in den Hosentaschen der Buben, der Rest im Musiksalon hinter dem Klavier, in der lang vermißten, grünen Schürze von Didi.

Ich wendete ein, um meine vergeblichen Bemühungen zu entschuldigen: „Daß Kinder aber auch immer mit Dingen spielen müssen, die an sich keine Spielsachen sind!"

„Natürlich haben die Kinder schuld! Wenn ich schon ‚an sich' höre! Fangen Sie auch schon an??" Zwei Fragezeichen knallten mir um die Ohren.

Mein Gott, nichts lag mir ferner, als die Gereizte noch mehr zu reizen, als die Mutter ihrer Kinder auch nur im geringsten zu verstimmen.

Ich gab ihr das ruhig und freundlich zu verstehen. Sie lenkte ein.

Wir hängten die Wäsche auf und gingen dann in das Bibliothekszimmer.

Sie schloß die Fenster und zog die Gardinen vor. Das tut sie immer vor einer ernsten Aussprache.

„Sie kennen mich?"

„Ja!"

„Es ist entsetzlich... es ist ekelhaft...!"

Pause.

„Diese Frau... diese Dame sagte also: ‚Frau Baronin, es beunruhigt mich, wenn Sie mit meinem Mann Auto fahren...'"

Ich suchte sie zu beruhigen. Sie wurde ständig gereizter. „Lassen wir das. Nehmen wir an: der Mann würde mich lieben, nehmen wir an... Verstehen Sie mich?"

Ich verstand, mir blieb gar nichts anderes übrig.

„Ist denn jedes Gefühl noch standesamtlich verpflichtet?"

„Ja..." sagte ich.

Sie trommelte an der Fensterscheibe, wendete sich dann mir zu, sah mich lange, und ich muß sagen, eindringlich an. „Sie sagen ja?"

„Ja..." sagte ich.

„Sie haben recht! Gut, Sie sollen recht haben. Wenn der Mann nun aber ein Gefühl für mich hätte... nehmen wir es einmal an... Wie?"

„Dann hätte der Mann ein verbotenes Gefühl!"

„Ja, gibt es denn das? Verbotenes Gefühl? Was stellen Sie sich denn darunter vor?"

„Eben das, was Sie andeuteten, Frau Baronin. Ihre Andeutung ist verboten!"

„Aber Gefühle lassen sich nicht verbieten!"

Digitized by Google

„Vielleicht Gefühle nicht. Aber alle Erweiterungen von dergleichen Gefühlen.“ Ich sagte ‚Erweiterungen‘ und kam mir vor, wie ein gedrucktes Ergänzungsblatt irgendeiner juristischen Wochenschrift.

„Ich sehe schon, mit Ihnen ist nicht zu sprechen!“

„Ich lasse mit mir reden,“ sagte ich und lachte hilflos dazu.

Da lachte sie auch. „Ach, Spaß beiseite... im Ernst... Was kann ich dafür, wenn sich irgendein Mensch für mich begeistert?“

„Eine goldene Uhr, nicht wahr, die kann nichts dafür, wenn sie gestohlen wird? Die läuft einfach ihre Zeit ab. Basta! Die kümmert sich weder um Verbot, noch um Diebstahl. Aber eine Dame ist schließlich keine goldene Uhr!“

„Das sind Vergleiche!“

„Sie begannen mit Annahmen!“

„Ja, aber was soll ich denn machen? Soll ich dieser bleichsüchtigen, eifersüchtigen Frau Ordre parieren? Soll ich einfach auf das Vergnügen verzichten, weil es irgendeinem wildfremden Menschen nicht in seinen Kram paßt? Was geht mich dieser wildfremde Mensch an? Nichts! Nicht das geringste!“

„Ihr Ruf steht auf dem Spiel!“

Frauen bleiben nur selten bei einem Thema. Die Baronin fragte in diesem Augenblick jedenfalls, wie es komme, daß ich derartig streng gesinnt sei. Ich lehnte das Wort „streng“ ab und nannte meine Einstellung nur folgerichtig. Ich griff das Wort vom „Alles verstehen — alles verzeihen“ auf und griff es an. „Verstehen und Verzeihen überhaupt in Zusammenhang bringen, ist falsch! Ich kann selbstverständlich verstehen, daß der Arme dem Reichen Besitz wegnimmt, verstehen, daß der Zornige, der Eifersüchtige, den Nebenbuhler tötet. Aber es haben sich Gesetze gebildet, lebendige Gesetze, und die haben ihres Amtes zu walten, unerbittlich! Alles verzeihen? Ich hasse diesen Aberglauben, der an eine Überwindung des Bösen durch die Nachsicht glaubt. Gut und Böse, das sind zwei Fronten, das sind zwei feindliche Armeen. Es gibt nur eine Haltung: Kampf! Man kann nur sittlich sein oder unsittlich, gut oder schlecht. Es gibt auf dieser Ebene kein: einesteils — andernteils. Es gibt in der moralischen Welt keinen Pazifismus!“

Die kleine Frau warf einen Blick auf mich, wie damals, als ich die Forellen tötete.

Ich möchte dem Erfinder der Moral ein paar hinter die Ohren hauen!

*

25. Juli

Didi kam verheult nach Hause. Man hat sie wegen ihres Strohhutes ausgelacht. Das Kind hat einen Schulweg von einer halben Stunde. Der Weg führt durch Felder, in der prallen Sonne des Mittags. Ich habe ihr bei Tietz für 85 Pfennige einen Strandhut besorgt, einen Hut mit weiter Krempe. Sie war stolz auf den Hut, denn wir fanden ihn alle sehr praktisch, sehr billig und sehr schön. Jetzt haben die Kinder in der Schule sie verhöhnt. Haben, als sie sich wehrte, mit Stöcken nach ihr geschlagen, mit Steinen geworfen und ihr viel häßlichen Schimpf angetan. Didi mag den Hut nicht mehr tragen, dabei klagt sie über Kopfschmerzen. Sie verträgt die grelle Sonne nicht. Was tun? Ich habe sie in die Schule gebracht. Ich habe sie abgeholt. Nichts geschah! Natürlich geschah nichts! Die Reptilien waren durchaus freundlich.

Heute kam sie wieder verheult nach Hause, und der Hut war zerknittert und beschmutzt. Man hatte sie wieder vorgehabt.

„Didi,“ sagte ich, „du bist eine Baronesse, das heißt, daß du immer mehr bist als die anderen, die dafür die Mehreren sind!“ Das Kind schaute mich verwundert an. Ich sagte: „Du weißt, daß es in den Märchen Prinzen und Prinzessinnen gibt, nicht wahr?“ Didi nickte. „... und daß es immer böse Geister gibt, die Prinzen und Prinzessinnen verzaubern?“ Didi nickte wieder. „So etwa ist es mit dir und deinen Geschwistern. Ihr seid ein wenig verzaubert. Das ist kein großes Unglück, denn eines Tages flattert der Strohhut, der die dummen Kröten da draußen ärgert, fort und du trägst ein Krönchen wie eine richtige Prinzessin. Und da werden sie genau so schmähen. Die Dummen und Vielen sind immer die Neidischen. Das darf dich nicht kümmern... Du mußt ungeheuer stolz und tapfer werden. Immer mit der Faust in die Gesichter hinein. Wenn es wieder Püffe setzt? Zähne fest zusammengebissen! Es gibt nur das einzige Mittel gegen die Dummen und ihre Übermacht und gegen die Vielen und ihren Neid: Zähne zusammengebissen und den Nacken steif und die Nase hoch und den Strohhut gerade zum Trotz tragen, als ob er schon eine Krone wäre!“

Didi bekam Glanz in die verweinten Augen. Mein Rezept begann ihr zu gefallen.

„Du mußt dir einen aus dem Haufen herausholen und den verwalken und nicht lockerlassen, sondern ihn windelweich hauen. Und die andern mögen währenddessen noch so sehr auf dir herumprügeln, laß deine ganze Wut an dem einen aus. Der eine

Digitized by Google

In den Dünen. Aquarell von Averil Burleigh

Digitized by Google

Digitized by Google

hat dann Respekt und Furcht vor dir. Und seine Furcht wird das zweitemal die ganze Herde überfallen, denn keiner von den Dummen und den Vielen weiß, wen du dir herauslangst... Die Dummen und Vielen sind immer feig... alle feig!"

*

25. Juli

Didi kam gestern zerkratzt und zerprügelt nach Hause, aber ohne Tränen. Heute kam sie lachend. Peter sagt: „Wir sind Prinzen und Prinzessinnen." Er war im Märchen.

Die Baronin nahm mich in dem Bibliothekszimmer vor. Ich verdürbe ihr die Kinder. Sie erzöge sie zur Bescheidenheit und zur Einordnung.

Ich war wütend, ja, ich wurde wütend. „Bescheidenheit gilt nur unter Gleichen. Die Voraussetzung zur Bescheidenheit ist die Bescheidenheit der Gemeinschaft! Sie erziehen zur Einordnung? In welche Reihen? In welche Ordnung? Seine Majestät der größere Haufen? Ihre Majestät die Überzahl? Wie die Verhältnisse liegen, können Sie Ihren Kindern nichts geben als Stolz!"

„Bettelstolz?"

„Ja, Bettelstolz! Bettelstolz hat die Geschichte aus den Angeln gehoben! Der Adel war immer bei den Wenigen, im Grunde immer Einsamkeit. Er kann nie mit der Masse paktieren. Er muß, muß sie beherrschen, oder er wird beherrscht. Und beherrschter Adel? Adel, der seine Befehle von Mehrheitsbeschlüssen entgegennimmt? Ein trauriges Bild! Machen Sie Wölfe aus Ihren Kindern! Reißende Tiere! Oder es werden verhöhnte Schafe, adlige Tippfräuleins, Sekretärinnen und Sekretäre für Organisationen, die den Adel aus der Welt schaffen!"

Ich schnipselte für Peter ein Katapult, damit er eine Waffe habe, mit der er seine Schwester schützen kann, wenn es mit den Fäusten nicht mehr geht. Strohhut und Märchen, die Fäuste und Katapulte... mehr kann ich euch nicht mitgeben, meine Kinder! Aber damit könnt ihr die Welt erobern! Mit nichts anderem! Es gibt keine anderen Mittel. Los!

*

26. Juli

Ich werde von der Baronin nicht schlecht ausgelacht.

Peter, der damische Bengel, hat mir mit dem Drei-Teufels-Katapult einen Kirschkern in die Schulter geschossen, daß ich mir fast gelähmt vorkomme vor Schmerz.

„Die Zähne zusammengebissen!" sagt Didi. Ich könnte sie ohrfeigen! Peter habe ich übergelegt und ihm dann erörtert, daß es unerhört wichtig sei, mit seiner Waffe politisch umzugehen, das heißt, nicht ins Blaue hineinzuschleudern, sondern ins Schwarze zu treffen!

Ich denke, jetzt ist die Weiche endgültig richtig gestellt! Los! Peter setzt meinem pädagogischen Enthusiasmus einige Reserven entgegen.

„Der Junge muß jeden Morgen um fünf kalt abgewaschen werden!"

Die Baronin ist einverstanden.

*

26. Juli

Ich fürchte, die Mittel werden bedenklich knapper.

Die Baronin gab mir heute schon wieder einen Brief nach Südamerika mit. Er hatte Überporto.

*

27. Juli

Der Förster stellte uns beim Holzlesen im Walde. Die Baronin muß zum Ortsvorstand und um ein Armutszeugnis einkommen. Der Gang fällt ihr nicht leicht.

Wir saßen heute abend vor dem Hause. Aus den offenen Fenstern des Kinderzimmers brümmelten Rufe und Seufzer. Es ist eine schwüle Nacht. Ein Käuzchen dunkelt mit seinem unheimlichen Stöhnen vom Wald herüber. Irgendwo reißt ein Hund an seiner Kette und zerbellt die Nacht. Das Gesicht der Baronin sieht weiß aus wie ein Stück Laken, wie das Schweißtuch der heiligen Veronika, denke ich.

Ich weiß, was sie bewegt. Sie fürchtet sich vor dem Gang morgen vormittag. Es ist nicht leicht, in einer fremden Amtsstube, vor fremden, breiten Männern mit behäbigen, festbesoldeten Bewegungen zu stehen und klar und eindeutig, tapfer und stolz zu sagen: ich bin arm. Natürlich gibt es das Gleichnis von den Kamelen und dem Nadelöhr. Aber diese Gleichnisse liegen weit zurück.

„Ob wir das Geld für das Holz nicht doch zusammenbringen?" frage ich unvermittelt.

„Vor wem sollte ich mich genieren? Vor Herrn Hutter? Vor Majors? Vor Rittmeisters? Vor dem Gemeindevorstand? Sie lohnt nicht, diese konventionelle Scham!"

„Ich komme mit, selbstverständlich mit," beeilte ich mich zu sagen.

„Ach so?" Damit durchschaute sie mich.

*

Digitized by Google

29. Juli

Wir trieben die Kinder vor uns her und machten uns auf den Weg zum Gemeindeamt. Wir gingen durch den Wald, ich dachte, wir würden abkürzen. Das war natürlich falsch, weil die Kinder im Walde ununterbrochen etwas finden. Man glaubt nicht, wie wenig man weiß, mit wie wenig Wissen man durch die Landschaft trollt. Kindern nageln einen unerbittlich als Ignoranten fest.

„Was ist das für ein Baum?"

„Wie alt ist der Baum?"

„Was ist das für ein Stein? Wo kommt der her? Wachsen die Steine? Wie heißt jener Berg, der durch die Stämme schaut? Wie hoch ist er? Woher weiß man um die Höhe eines Berges? Was ist das: Meeresspiegel? Was ist eine Wolke? Warum heißt sie Wolke? Was ist ein Gnom? Was ist ein Pilz?"

Oh, diese Fragen umschwirren einen schlimmer als lästige Fliegen. Die Kinder stellen immer neue Fragen. Natürlich kann man sie einfach ablehnen: Ein Tor fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. Es steht auf jedem Leichenstein ein Trost, nicht wahr? Aber viele dieser Fragen springen einem mitten in ein schlechtes Gewissen. Man ist darüber hinweggegangen, man hat die Fragen beiseite gestellt auf eine günstigere Gelegenheit. Und nun umtollen sie einen! Es ist die Jugend selber, die fragt und fragt. Und man weiß sich plötzlich auf dem Altenteil. Die Jugend fragt einen, und man hat keine Antworten. Die Handvoll kläglicher Weisheit, mit der man sich behilft, mit der man sich herausredet, die läßt einen die innere Leere und Armut nur doppelt fühlen.

Wenn man schon sagt: Dieser Stamm, mit der roten Willkür seines Wuchses ist eine Kiefer. Was ist eigentlich gesagt? Ein bloßes Erinnerungswort aus einem Handbuch der Botanik. Man hat es einmal gelernt. Aber man hat nichts dazugelernt. Man ist der Kiefer nicht näher gekommen. Der heilige Franziskus, der lernte von sich her Bruder Baum sagen...

Ach, man weiß es plötzlich, unter den Kinderblicken: Man ist kein Heiliger geworden, und die Bäume und die Tiere des Waldes haben sich einem ganz verschlossen.

„Wem gehört dieser Wald?"

„Dem Staat!"

„Was ist das: Staat?"

„Schaut, eure Mutter macht heute Staat. Sie hat ein schönes Kleid an und einen feinen Hut auf..."

„Und...?"

Ich rede... rede weiter...

„... Und so machen die Städte und die Länder auch Staat." Die kleine Frau schüttelt den Kopf.

Dann stehen wir vor der Gemeindekanzlei. Ich sehe vor so einem Gebäude bei mir immer nach, ob auch alle Knöpfe zugeknöpft sind und fest am Faden. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber ich kann von einem unheimlichen Respekt vor solch einem Hause nicht lassen.

Mit dem lieben Gott, nicht wahr, steht man schließlich auf du und du. Aber mit einem Beamten? Ein einziges kleines Du und man ist wegen Beamtenbeleidigung vorbestraft! Vielleicht ist es das...

Ich bleibe mit den Kindern auf dem Platze vor der Kanzlei.

Mit einem Male bin ich froh, daß ich nicht hineinbrauche.

Die Baronin drückt tapfer auf die Klinke, öffnet die Tür.

Ich sehe, wie der Lehrer aufsteht. Die Türe schließt.

„Was tut Mama da drinnen?" Michel fragt.

Ich sage: „Schau, Michel, das schöne, bunte Taubenhaus!"

Michel fragt: „Was tut Mama da drinnen?"

„Ich sage: „Fang Purzel, schnell, schnell! Er darf keine Hühner jagen." Didi fängt Purzel.

Michel fragt: „Was tut Mama da drinnen...?"

Ich sage: „Sie hat etwas zu besorgen."

Michel fragt: „Was hat Mama zu besorgen?"

„Sie braucht ein Zeugnis."

„Was ist ein Zeugnis? Dauert ein Zeugnisbesorgen lange?"

Ich wische mir den Schweiß.

Eine Bäuerin schreit, schimpft. Peter kommt mit dicken Hosentaschen angeförstert. Die Bäuerin hinterher. Peter verschwindet blitzschnell in die Kanzlei. Die Bäuerin steht neben mir.

Ob das mein Junge sei? Nie verleugnete ich ein Kind mit leichterem Herzen! Der Bengel habe mit Steinen in ihre Frühbirnen geworfen. Das komme vor, sagte ich, daß Lausbuben mit Steinen in fremde Obstbäume schmissen. Ich sollte mich schämen, wenn ich nichts dabei fände! Ich sei wohl auch so einer? Nein, ich wäre nicht so einer, versicherte ich. Da wurde sie ruhiger, zumal ich ihr hieß, den Buben ordentlich zu verhauen. Diese Aufforderung besänftigte sie völlig.

Hauen...? Prügeln brauche man nun

Digitized by Google

auch nicht gleich. Aber so wären schon alle Männer! Gleich um sich schlagen wie die Rösser!

Dabei war sie geflogen gekommen wie eine wütende Gluckhenne, die keine Gnade kennt! Man schlage keine Kinder, keine fremden Kinder. Ich sei sicher so einer, so ein Roher.

Kurz, das Bild hatte sich geändert. Ich schwieg. Hätte ich noch ein Wort über das Kind verloren, es wäre mir schlecht gegangen.

‚So sind die Menschen' — dachte ich —, als die Bäuerin mir den Rücken gedreht hatte.

Peter wurde zur Tür herausgesteckt. Er verschwand lautlos um die nächste Hausecke. Es verging viel Zeit. Das heißt, in diesem Dorfe gab es keine Zeit, nur die Jahreszeiten. Ich wurde fast schläfrig vor lauter schwerer Sonne...

Dann stand die Baronin in der Tür. Ich sah den Lehrer wieder. Er blieb diesmal sitzen.

Wir suchten in der Wirtschaft den Ortsvorstand. Er wäre auf dem Felde, hieß es vom Schenktisch her. Wo das Feld wäre? Man wies es uns.

Endlich fanden wir den Ortsvorstand. Er fluchte gerade auf seine Ochsen ein. Er gab einem Knecht das Gespann. Er hatte schlechte Laune.

Er ging breit vor uns her auf seinen runden Beinen. Er trug einen Bauch und am Halse einen Kropf. Er roch nach Schweiß und putzte sich die Nase mit den Fingern. Ich kenne ihn. Er pflegt zu sagen: „Wir Sozialisten..."

Eine Baronin und ein Armutszeugnis, das war ein Fressen für ihn!

Das war ein Zeichen der Zeit, nicht wahr? Triumph der Partei, nicht wahr? Der Adel ist aufgehoben... Gleichheit und so... Alle Schlagworte von vielen Wahlversammlungen läuteten ihm in der Hitze von weither ... Seine Laune wurde besser.

Er blieb stehen. „Ja, ja..." sagte er. Er sah sich die Baronin an, wie sich der Metzger ein Stück Vieh ansieht, mit Wohlwollen, mit Mißtrauen, mit Verständnis...

Das heißt, mit Verständnis? Ist es nicht seltsam? Vor sich sah er eine Dame mit Kleid und Hut, mit Handschuhen... Und so was kam um ein Armutszeugnis ein? Gewöhnlich sah der Schlag anders aus...

Was kümmert es ihn? Er wird die Papiere prüfen. Oho, an ihm soll es nicht fehlen.

Er wird ordnungsgemäß vorgehen. Er schnauft tief und setzt sich wieder in Bewegung.

Aufpassen muß er bloß, daß er es fertig kriegt, daß diese Frau und ihre fünf Kinder nicht seiner Gemeinde zur Last fallen. Er muß nach der Heimatberechtigung fragen. Ich sehe ordentlich seine Gedanken, so ringt er sie sich langsam und zäh, trotz der Hitze ab.

Wir sind vor der Kanzlei. Die zwei stapfen hinein: der dicke Mann und die kleine Frau. Der Lehrer steht wieder auf: der Wirt vertritt die mächtigste Partei am Ort, nicht wahr? Die Kinder haben Schuhe und Strümpfe ausgezogen und spielen im Bach.

‚Eure Mutter, verehrte Gören, geht einen schweren Gang. Ihr könntet etwas bei der Sache sein!' Nein, ich unterbrach mich unwillig, ich alter, sentimentaler Esel!

Die kleine Frau wird die Sache schon schmeißen. Sie wird furchtbar liebenswürdig sein und dann wieder etwas hilflos. Sie wird Eva sein.

Und die zwei Männer? Ach, sicher, der Dicke wird seine Partei vergessen, und der Herr Lehrer seinen Gehalt, und die beiden Helden werden ihr möglichstes tun. Politisch denken wir Männer alle nur in der Theorie oder unter uns. Wenn eine Frau auftritt, setzt eine ganz andere Politik ein.

Ich sollte mich getäuscht haben!

„Unsereiner ist an Händen und Füßen gebunden. Die Verordnungen knebeln einen überall. Man kann nicht, wie man möchte."

Oh, sie waren geschulte Diplomaten. Sie hatten ihr die Tür geöffnet und komplimentierten die Baronin geradezu hinaus.

Ich bekam fast Respekt vor dieser Selbstverwaltung der Völker.

Welche Füchse im verlorensten Bau!

Die Baronin dampfte vor Zorn. Lauter Scherereien sah sie vor sich. Sie mußte noch mindestens fünfmal auf das Amt.

Ich war der Ansicht, wir hatten unsere Pflicht getan. Wir gehen nun ruhig Holz lesen und weiter wollten wir ja nichts.

Auf dem Heimweg trafen wir die Frau Rittmeister. „Woher des Wegs?" fragte sie uns schon von weitem.

„Besorgungen... Besorgungen!" rief ich.

„Ich bin um ein Armutszeugnis eingekommen," sagte die Baronin.

Die Rittmeisterin glaubte kein Wort und hielt die Bemerkung der Baronin für einen schlechten Witz.

„Wer käme jetzt nicht gern um den Armenschein ein? Das Geld liegt auf der Straße. Man braucht in der Tat nur den Armenschein, und man geht stempeln!" Die Rittmeisterin sprang wieder auf ihr Rad und fuhr die Straße zurück, auf der wir kamen.

Digitized by Google

Wir sahen ihr nach.

„Gute Figur, wie?"

„Ich kenne mich in diesen Dingen nicht aus."

Warum fragt mich die kleine Frau? „Ich glaube, die gute Rittmeisterin interessiert sich für Sie..." Wirklich, so sagte die Baronin. Sie sprach es ganz einfach aus, als ob es die natürlichste Sache der Welt wäre, daß sich eine Frau für mich interessieren könnte. Ich muß sagen, ich verwunderte mich.

„Ich kann es mir nicht denken," so ungefähr antwortete ich, „daß sich eine Frau für mich interessiert."

„Oho! Weswegen nicht?"

Sie sah mich mit schrägem Kopf an, als nehme sie den Tatbestand noch eben einmal recht unbefangen auf.

„Oho! Weswegen nicht!?" wiederholte sie sich.

Dann unterbrach uns Michel, der in einen Glasscherben getreten war. Ich war wütend, daß er unser Gespräch auf diese blutige Weise unterbrach, unser Gespräch, das mich gerade sehr anging.

Die kleine Frau verübelte mir meinen Ärger und sprach kein Wort mit mir, den ganzen weiteren Weg nicht. Sie verband den Fuß mit ihrem Taschentuch und machte mit Michel Huckepack.

„Ich bitte Sie, der Bengel ist vier Jahre alt!" Es quälte mich zu sehen, wie sie auf ihrem Rücken den Jungen trug, aber sie duldete nicht, daß ich ihn ihr abnahm.

Michel streckte mir obendrein die Zunge heraus, so sehr genoß er den Schutz seiner mütterlichen Liebe, und ich konnte kein Wort darüber verlieren, denn es wäre jetzt alles mißverstanden worden. Die kleine Frau hatte ihren eigenen Kopf.

Zu Hause taute sie wieder auf. Wir brachten die Kinder gemeinsam zu Bett. Sie ist nie stolzer als bei diesem Geschäft, wenn sie ihre Kinder splitternackt um die Badewanne herumstehen hat. Dem Mädel bürstet sie das Haar, dem Ältesten streichelt sie über die kräftigen Schultern, dem Baby beklopft sie den runden Reisbauch, Michel massiert sie schnell die Beine, die sich ein wenig zu beugen drohen. Alle diese Körper sind ihr Eigentum. Sie hat sie auf die Welt gebracht.

Mutter werden, heißt die Erde um Möglichkeiten vergrößern. Die Mütter sind die Phantasie in der Welt ...

*

Jetzt, da ich bei mir zu Hause bin, überlege ich mir wieder und wieder ihre ernsthafte Frage: „Oho, weswegen nicht?" Ja, sie sagte sogar: ‚Oho! Weswegen sollte (oder könnte, sagte sie) sich eine Frau nicht für Sie interessieren?' Ja, weswegen nicht? Weswegen eigentlich nicht?

Ich wurde fröhlich. Die kleine Frau hatte sich bei diesem: Oho! ganz instinktiv etwas gedacht. Sie hatte mich gegen mich selbst sozusagen in Schutz genommen. Darüber hinaus hatte sie sich nicht ein ganz klein wenig verraten? Das war die Frage...

Ich fand, es lohnte sich, dieser Frage nachzugehen.

Ich fand heiteren Schlaf.

Ich ging auf Korea — ja, ich wußte, es war der Ort, da sie geboren war — einer Straße nach. Ich war sehr jung. Mandelbäume blühten, und über ziseliertes Gemäuer dehnten sich verzerrte Kakteen. Ich trat in einen Garten. Die Bilder des Gartens wechselten schwarz auf weiß, als ob Kinderhände, etwas ungeschickt, eine primitive Laterna magica bedienten. Ein Mädchen trat auf mich zu. Wir gaben uns die Hand. Ich atmete auf. Die Baronin war also doch noch ein junges Mädchen. Ich hatte es immer im Gefühl und nun erlebte ich es Aug' in Auge. Ich hielt ihre Hand in der meinen. Ich wußte nichts zu sagen. Aber auch sie wußte nichts zu sagen. Diese unsere Unwissenheit erschloß unser Glück. Sie führte mich in ihr Elternhaus. Und wir lebten in einem unfaßbaren Gefühl von Zärtlichkeit. Wir bekamen Kinder. Wie lustig das war! Eines nach dem andern, fünf an der Zahl... Ich kannte die Kinder schon... Woher nur...? Die Bilder wurden verworrener... rissiger... dunkler... Namen fielen mir ein: Didi... Peter ... Michel ...

Ich wachte auf...

*

3. August

Der Bruder der Rittmeisterin hatte die Baronin mit dem Auto abgeholt. Sie wollte, wie sie sagte, diese Beziehung nicht jäh durch eine Absage abbrechen. Sie sind also vorgestern losgefahren, haben eine Panne erlebt und kamen erst heute zurück.

Gestern schon war die Frau Major bei mir. Was ich dazu sage? Ich sagte: „Die Autos sind technisch noch nicht auf der letzten Höhe. Es kommen Pannen vor."

Er hat bei Rittmeisters angerufen, sie säßen hinter Innsbruck fest. Die Rittmeisterin hätte gesagt: „Hinter Innsbruck! Dabei wollte er nur nach Tölz!" Die Schwägerin sei außer Rand und Band.

Ich schüttelte den Kopf zu dem allen.

Die Majorin fragte weiter, ob es wahr sei, daß die Baronin um ein Armutszeugnis

Digitized by Google

eingekommen sei. Ich bejahte das. „Entsetzlich... entsetzlich... und fährt dabei draußen im Auto herum...!" Die Frau Major war ganz ratlos in einem Durcheinander ihr gänzlich entlegener und unmöglicher Vorstellungen. Ich konnte ihr beim besten Willen nicht helfen.

Die Frau Majorin fragte weiterhin, ob denn der Herr Baron von sich hören lasse und ob Aussicht bestehe, daß sich die Verhältnisse besserten. Ich erklärte, daß ich über die internen Familienverhältnisse keineswegs unterrichtet sei. Dann suchte ich abzulenken und fragte nach dem Befinden des Herrn Majors und weswegen er sich so gar nicht mehr bei der Baronin sehen ließe. Sie machte ein ganz verstecktes Gesicht und deutete mehr an, als daß sie es verlauten ließ: eine Ehefrau habe die Pflicht, ihren Ehemann vor gewissen Gefahren zu behüten. Man sehe es an dem Bruder der Rittmeisterin, wohin allzu große Freiheit führe ... bis hinter Innsbruck... So beendigte sie ihr aufschlußreiches Gespräch.

Ich wurde nur noch gebeten auszurichten, daß die Tennisspiele abgebrochen seien, die Frau Rittmeister fühle sich nicht wohl. Dann verabschiedete sie sich.

Ich hatte das Gefühl, sie hätte der Baronin gern ein Erbauungsbuch oder einen Katechismus auf den Nachttisch gelegt.

Die Baronin selbst kam ganz harmlos nach Hause. Nur um ihre Kinder war sie besorgt gewesen, so sagte sie. Sie kann ihre Kinder so reizend begrüßen. Es ist dann immer ein Gezwitscher, als ob sie die ganze Welt umsegelt habe, als ob sie wunder was erlebt hätte.

Sie freute sich und zeigte sich sehr dankbar, daß ich ohne weiteres bei den Kindern geschlafen hatte.

„Auf Sie ist Verlaß!" sagte sie und drückte meine Hand. Von dem Besuch der Majorin sagte ich kein Wort.

*

5. August

Didi kam aus der Schule. Die Lehrerin hat auf ihren Kopf gesehen, weil eine gesagt habe, sie hätte Ungeziefer, und sie solle zu Hause ausrichten, daß sie Läuse habe, und das sei eine Schande.

Wir griffen uns an den Kopf: Didi Läuse!

Ich holte das dicke Doktorbuch vor und las nach. Es war auch eine vergrößerte Zeichnung auf Seite 736 von einer Laus zu sehen. Ich mußte der Baronin den ganzen Text vorlesen. Scheußlich ... scheußlich!

Schließlich guckten wir auf dem Kopfe von Didi nach. Richtig, hinter den Ohren bewegte sich etwas.

Oh, es war ein ekelhaftes Geschäft, das nun begann. Und dabei wurde ich den Gedanken nicht los: Mit der Armut kommt die Laus...

Besonders bitter schmeckte mir die Rede der Lehrerin. Sie habe gesagt: „Baronesse haben Läuse!"

Sie hatte natürlich ihr volles Recht dazu. Lehrerinnen haben immer recht. Aber die Läuse haben doch wirklich nichts mit der Baronesse zu tun. Nur über den Weg der Armut...

Der Lehrer hatte es dem Fräulein erzählt, daß die Baronin um das Armutszeugnis eingekommen war. Und nun tat es ihr scheinbar wohl, ein wenig über den Adel zu ironisieren.

Man lehre mich die Menschen kennen.

Wir haben in der Apotheke ein teures Mittel gekauft. Es heißt Goldwasser und kostete fünf Mark.

*

5. August

Wir gingen mit den Kindern in die Pilze.

Mir steht der Angstschweiß auf der Stirn! Die kleine Frau schneidet mit ihrem fixen Küchenmesser Kraut und Rüben ab und versichert, es seien Delikatessen. Ich habe bisher nur Steinpilze, Rehlinge und zur Not Rotkappen gegessen. Das wird jetzt anders werden. Fichtenreizker. Diese schimmlig-roten Kerle mit ihrem Röhrenstiel und dem Grünspan auf dem Käppi. Ritsch-Ratsch... Delikatesse... schon im Korb... Habichtspilze...! Sehen aus wie verluderte Habichte... Ritsch-Ratsch. Der lila Keulenpilz!... Ein Jubelschrei der ganzen Kohorte!

Dabei sieht jedes Gift noch freundlich aus gegen die fette Heimtücke dieses Burschen, der sich am Waldrand von Buchenlaub zu mästen scheint. Baby stolpert über einen vermorschten Baumstamm. Baby schreit! Die kleine Frau triumphiert: Baby, das Glückskind, hat mit seinem Pech Hallimasch entdeckt.

„Sie wissen nicht, was Hallimasch ist? Sie haben noch nie Hallimasch gegessen? Austern kennen Sie, wie? Oh, ihr Dummköpfe von Junggesellen, die ihr Köche füttert, die euch nichts als Seiten von Kühen oder Schweinen braten! Sucht Hallimasch!!" Die kleine Frau schwärmte.

Ich werde immer mißtrauischer. Hallimasch essen? Das ist die Krone des Leichtsinns. Das ist verkappter Selbstmord! Dieser Pilz schlägt wie eine Totenhand aus der

Digitized by Google

Verwesung des Wurzelstockes. Es riecht in seiner Nähe nach Keller, Moder und Grabgesang.

Ein neuer Schrei läßt mich bereits vor dem Genuß dieser Pilzserie erblassen. Ein anderer Fund ist entdeckt: Eine Gruppe von Runzelschipplingen. Entsetzlich! Der Mensch ist der verkörperte Hunger! Er könnte sonst nie den Runzelschippling eines einzigen Blickes gewürdigt haben. Dieser Pilz, dieses verquollene, weißlich-violette Etwas wurde mit dem Messer nahe am Boden abgeschnitten, als handelte es sich um — ja, ja, das Wort will wieder niedergeschrieben sein, dieses selbstmörderische Wort — eine Delikatesse. Die kleine Frau kniete im Moos vor diesen Stumpen und war geradezu zärtlich zu ihnen. Sie strich die Wundstellen mit Erde zu, damit der Nachwuchs nicht gefährdet wurde.

Nachwuchs? Ich sah nichts vor Augen, als eine siebenfache Pilzvergiftung. Ich las es schon fettgedruckt in der Zeitung: „Nach dem Genuß von Runzelschipplingen..." Leichtsinn? Nein! Hunger und Armut!

Ich wurde elegisch und zärtlich zu den Kindern. Ich sah sie sozusagen schon als Engel zwischen den Stämmen schweben. Zu guter Letzt entdeckten diese Engel eine Pilzsorte, die dem Faß meiner Befürchtungen den Boden ausschlug. Im Chor gröhlten, nein lobsangen sie: „Brätlinge! Brätlinge!"

Ich traute meinen Augen nicht. Aber ich schwieg. Ein roter, rostroter Pilz, fettig, mit Lamellen, die wie Wegweiser nach dem Friedhof zeigen, und einem Dach, das nach Scharlach aussieht, wurde mit Freudengeheul begrüßt. Man brach die Kuppe ab und man zeigte mir das weiße Eiter, das aus ihm heraustroff. Man nannte diese häßliche Flüssigkeit: Milch. Ich schwieg.

Zu Hause stürzte ich in die Bibliothek. Die kleine Frau mir nach. Endlich fanden wir das Pilzbuch. Sie zeigte mir Pilz um Pilz auf bunten Tafeln. Sie las mir die guten Eigenschaften dieser Herrschaften vor, sie glaubte Wort um Wort, wie es da geschrieben stand, und das Wasser lief ihr im Munde zusammen. Leider sahen nur die geschilderten und friedlich gemalten Exemplare unseren Findlingen überhaupt nicht ähnlich. Ich wies erregt auf diesen immerhin nicht unwichtigen Umstand hin, aber die Baronin behauptete, ich hätte keinen Blick für Pilze.

„Jetzt gibt es täglich Pilze, Pilze, Pilze. Nur die Kartoffeln sind so rasend teuer. Die Alten haben nur noch Abfall, und die neuen sind eigentlich unbezahlbar."

Ich sagte verstohlen über das Pilzbuch weg: „Ich weiß einen Acker mit neuen Kartoffeln. Würden Sie wohl aufpassen... wie bei dem Forellenfang?"

Sie nickte. Ich fühlte, sprechen konnte sie nicht, obwohl sie diese Exkursion natürlich auch humoristisch auffaßte.

Die Kinder waren im Bett.

Während des Betens wagten wir beide nicht aufzusehen... Wir beide? Der Wahrheit die Ehre: ich jedenfalls nicht, aber wie könnte es ihr leichter fallen?

„Gefahr in Verzug... Mann stellen!" mit diesem Kommando nahm ich eine Hacke und den Korb.

Die Baronin sollte mir in etwa dreißig Meter Entfernung folgen. Es war dunkel, fast zu dunkel.

Ich riß zunächst mit beiden Händen eine Zeile entlang Kraut heraus. Hurra! Es blieben viele Kartoffeln hängen, und die Guten leuchteten weiß. Also rein in den Korb! Dann mit der Hacke nachgelesen. Ich arbeitete, als ob ich Millet für ein soziales Gegenstück zu den Ährenleserinnen Modell stehen müßte... Der Korb voll! Bis zum Rand voll. Rings kein Laut.

Die kleine Frau kam näher, trat herzu. Wir trugen die Last gemeinsam den Rainweg entlang, zuletzt quer über Feld zu unserem Gartenzaun. Wir waren wohl für vierzehn Tage die Sorgen los.

Ich wusch mir stolz die Hände im Badezimmer. Aller Dreck ging ab, so weiß wusch ich mich. Ich hatte nicht das geringste schlechte Gewissen, denn die kleine Frau hatte die Kartoffeln bei Lichte besehen und gelobt.

Wir saßen noch ein wenig beisammen. Sie sagte: „Ist es nicht verwunderlich? Sie stehlen für mich und meine Kinder Kartoffeln, und der Vater der Kinder, mein Mann, läßt nichts von sich hören!"

„Hat er noch nichts von sich hören lassen?" fragte ich nur.

Ich fand ihre Verwunderung, ohne mich selbst loben zu wollen, für angebracht.

„Er hat kein Herz!"

Da hielt ich es für vornehm, ihm noch einmal zur Seite zu stehen. Ich sagte leise: „Vielleicht... kein Geld...?"

„Geld?... Geld?... Zu einer Postkarte würde es langen!"

Ich mußte ihr recht geben. „Nein... nein ... er hat kein Herz ... oder ...?" Ich überlegte einen anderen Ausweg.

„Oder?... Ah... Sie meinen, er hat sein Herz einer anderen geschenkt?" Ich hatte nichts gemeint, aber sie ließ mir keine Zeit mehr zum Sprechen. „Eine andere...?

Digitized by Google

Natürlich! Dieser... dieser..." Entrüstung oder Eifersucht? Ich habe sie jedenfalls noch nie so aufgebracht gesehen. Warum schreibt er auch nicht! Es ist unmöglich... wirklich ganz unmöglich!

Als ich ging, gab sie mir die Hand und sah mir dankbar in die Augen. Sie ist ein ganzer Kerl! Ihr Mann ist mein Gegner, ernstlich mein Gegner!

*

Auf dem Heimweg traf ich Hutter. Ich erkannte ihn sofort. Er kam von einer Bridgepartie bei Majors, so sagte er. Warum ich mich so gar nicht mehr sehen ließe?

Ich sagte, ich habe so ganz andere Dinge im Kopf, als Karten spielen. Er meinte, es ließe sich doch alles vereinigen. Er sei für Ordnung, selbst in Dingen der Romantik. Er kam sich gerissen vor bei dieser Bemerkung und machte ein Gesicht, als ob sie einen Doppelsinn habe.

Ich verabschiedete mich. Sollte ich vielleicht Herrn Hutter klarmachen, daß es in diesem Leben Dinge gibt, die sich nicht ordnen lassen wie Kartenspiel, Tennispartien und Ausflüge? Es lohnt sich nicht!

Er pfiff unternehmungslustig durch die Zähne: „Auf in den Kampf..." und trollte sich auf den Weg hin, den ich herkam. Oh, diese Männer!

Sie haben recht, kleine Frau! Alle haben wenig Gewicht, wenig Seele. Da ist einer in Südamerika. Gut, daß er in Südamerika ist! Ich würde ihm — begegnete er mir jetzt — einen Korb mit Kartoffeln über den Kopf hauen! Und dieser Hutter? Bridge im Kopf. Sonst nichts. Ein bissel Pfeifen ... ich höre ihn noch durch die Nacht her... ‚Pfeif nicht so laut, eitler Tropf! Du kommst jetzt am Haus der Frau Baronin vorüber, und die hat, weiß es Gott, andere Sorgen, als von der Straße her durch dergleichen Querpfeifereien behelligt zu werden!

‚Sie wird jetzt schon zu Bett sein. Im dunklen Zimmer noch einen Augenblick wach liegen und ... vielleicht ... zwei Männer gegeneinander abwägen ... Kleine Frau, fallen meine Kartoffeln in das Gewicht ...?'

*

6. August

Die kleine Frau sieht blaß aus.

Sie sagt, sie habe kein Auge zugemacht. Da sind wir Männer ganz anders. Ich habe herrlich geschlafen. Sie inzwischen, die Arme, hat wahrscheinlich ihre bösen Worte über die Männer bereut. Sie befürchtete, sich mir zu sehr ausgeliefert zu haben, denn wenn sie auf ihn schilt... nicht wahr...? Es liegt klar auf der Hand...

Oder ob sie Angst vor den Pilzen hat, die heute mittag gegessen werden sollen?

Ich bin ausgezeichneter Laune. Ich necke sie. Ich ziehe sie mit den Pilzen auf. Dabei bin ich doch etwas besorgt. Ein paar Pilze, die ganz schwarz angelaufen waren, habe ich zum Fenster hinausexpediert.

Nach Tisch holte Herr Hutter die kleine Frau zu einem Spaziergang ab. Er hatte auch ausgezeichnet gute Laune. Ich entschuldigte seine laute Heiterkeit bei der Baronin damit, daß er im Bridge gestern Glück gehabt.

„Er weiß immer alles!" sagte Hutter in bezug auf mich.

Oh, ich war da einmal schlagfertig. Ich erwiderte: „Nicht gerade alles. Aber hier und da merke ich auch etwas."

Ich sagte es in Hinsicht darauf, daß die kleine Frau auf die Männer gescholten hatte, und ich sah sie zu meinen Worten ermutigend an. Aber sie hielt ihr Gesicht gesenkt. Sie wollte unser Einverständnis nicht preisgeben.

Am Abend erkrankte Michel. Der kleine Kerl phantasierte. Ich hatte noch nie ein Kind erlebt, das mit glührotem Kopf im Bett liegt und seltsames, wunderliches Zeug redet. Michel wirft in seinem Kopf alles durcheinander. Bald fühlt er sich vollgeregnet, bald ist er unwirsch, daß ihn die Sonne blendet. Dann schreit er unvermittelt auf, weil der schwarze, fremde Mann mit ihm Huckepack machen will. Plötzlich wiederum jagt er hinter flüchtigen Pilzen her.

Man sitzt da, hört die Wortfetzen wie häßliche Spinnweben im Zimmer flattern, und man kann nicht hinein in die verfieberte, überhitzte Welt des Knaben. Man sitzt am Bettrand und wechselt den kühlenden Umschlag. Seine Hände und Arme werden zu Flügeln einer überanstrengten Windmühle. Bald ist die Hand geballt. Dann wieder bettelnd in dem Bettuch versteckt. Jetzt will der Arm über den Kopf hinaus, um etwas zu verscheuchen. Jetzt krümmt er sich und scheint ein Gefäß umklammern zu wollen.

Ich sitze zur Linken des Jungen. Auf der anderen Seite hockt die Mutter, neben ihr auf einem Stuhl das Waschbecken mit frischem Wasser und ein Glas mit Zitronensaft. Wir schauen beide auf das Kind. Mir ist, als grüben wir zwei Menschen in uns hinein mit unseren Gedanken, um jene Zeit freizulegen, in der einmal unsere Mütter an unseren Betten unser erstes wildes Fieber behüteten.

Wir reden kein Wort. Nur manchmal sucht die kleine Frau eine der erregtesten Bewegungen einzufangen und zu besänf-

Digitized by Google

tigen. Oder sie sagt wie eine Beschwörung einen leisen Laut. Sie sagt ihn ganz anders, als sie sonst spricht. Er klingt wie der Anfang eines Schlummerliedes. Was immer sie auch sagt, es ist alles durchklungen von Sorge und Fürsorge.

Erst als der Morgen dämmert, weichen die Phantasien, und der Junge sinkt in die Wohltat eines Schlafes. Wir nicken uns zu und tasten uns auf den Zehen zur Tür.

Wie schön waren diese frühen Stunden. Wir machten Feuer in der Küche, und ich kochte einen starken Kaffee. Wir waren gar nicht müde. Es ging uns alles leicht von der Hand. Dann tranken wir den heißen Kaffee, und die kleine Frau strich mir Pflaumenmus auf eine große, runde Brotscheibe.

Laut zu sprechen wagten wir immer noch nicht, obgleich der Patient gewiß nichts hätte hören können.

„Womit mag er sich verdorben haben? Ich habe mir so viel Vorwürfe gemacht. Ich gehe nie wieder ohne die Kinder spazieren."

Ich faßte das als eine Art Tadel für mich auf. Aber sie schalt mich wegen meiner Empfindsamkeit. Sie habe wirklich nur darüber nachgedacht, ob es recht sei, daß sie die Kinder hier und da auf eine oder die andere Stunde verlasse. Ich sagte ihr, daß es meine Ansicht sei, sie tue ihre Pflicht, wenn sie sich Freude hole, wo und wie immer sie sich damit zu stärken vermöge.

„Meinen Sie wirklich, daß ich tun und lassen darf, was ich will?"

„Aber natürlich!" Ich war meiner Sache sicher. „So, wie Sie Pilze holen oder Kartoffeln, genau ebenso dispensiere ich Sie von allen Bedenken, wenn sich Ihre Natur dadurch gestärkt hat. Glauben Sie mir doch," fuhr ich fort, „es ist so gleichgültig, was Sie sich dabei oder darüber für Gedanken machen! Die Entscheidung ist und bleibt der Umstand, ob Sie heiterer heimkehren. Ihre Gesundheit ist das tägliche Brot Ihrer Kinder."

„Aber wir wissen oft von vornherein nicht, was uns stärkt und was uns schwächt!"

„Dann haben wir Freunde, die uns beraten!"

„Sie meinen also, ich brauche mir keine Vorwürfe zu machen?"

„Nicht einen einzigen!"

„Aber was wissen Sie von mir?"

„Alles," sagte ich.

Sie sah mich erschrocken an. Sie suchte lange und unnachsichtig in meinem Gesicht. Sie wiederholte: „Alles...?"

„Ich glaube es."

„Und wenn Sie wirklich alles wüßten... ich meine, wenn Sünden darunter wären und böse und häßliche Dinge... was dann?"

„Warum quälen Sie sich mit Schatten ab und Phantasien? Sie sind müde."

„Ja, ich bin wohl müde..."

Sie ging am Schreibtisch vorüber und — was Frauen manchmal für unerklärliche Bewegungen haben — sie nahm das Bild ihres Mannes und legte es um, so daß es auf dem Gesicht lag.

Warum tat sie das? Sollte er nichts sehen und nichts hören?

Ich nahm das Bild und stellte es ruhig wieder auf.

„Wir brauchen diesen Blick nicht zu scheuen... wir zwei..." sagte ich.

„Nein, wir zwei nicht..."

Sie ging aus dem Zimmer.

Auf meinem Heimweg fuhren die Bauern in den Klee. Über dem See wölkten sich die weißen Nebel, aber von dem Süden her schauten die Berge in das Gelände, nahe und zutraulich. Ich dachte: ‚Die kleine Frau macht sich Vorwürfe. Ich muß sehr behutsam mit ihr umgehen. Ich bestürme sie wohl zu eindringlich mit dem Mut meines Herzens.' Und ich beschloß, viel aufmerksamer und viel vorsichtiger zu werden. Sie soll durch keinen Blick, durch keine Regung meiner Hände beunruhigt werden. Das beschloß ich.

Der Morgen wuchs mit jedem Schritt in größere Klarheit.

★

11. August

Drei Kinder mit Fieber im Bett! Der Doktor war da. Er sprach verdammt leise. Ich sagte ihm unter vier Augen, ob er wohl am Abend noch einmal nachsehen werde.

Er sagte, es sei nicht durchaus nötig und würde der Baronin zu teuer kommen. Er könne seine Besuche leider nicht verschenken und er habe gehört, daß sie um ein Armutszeugnis nachgesucht hätte.

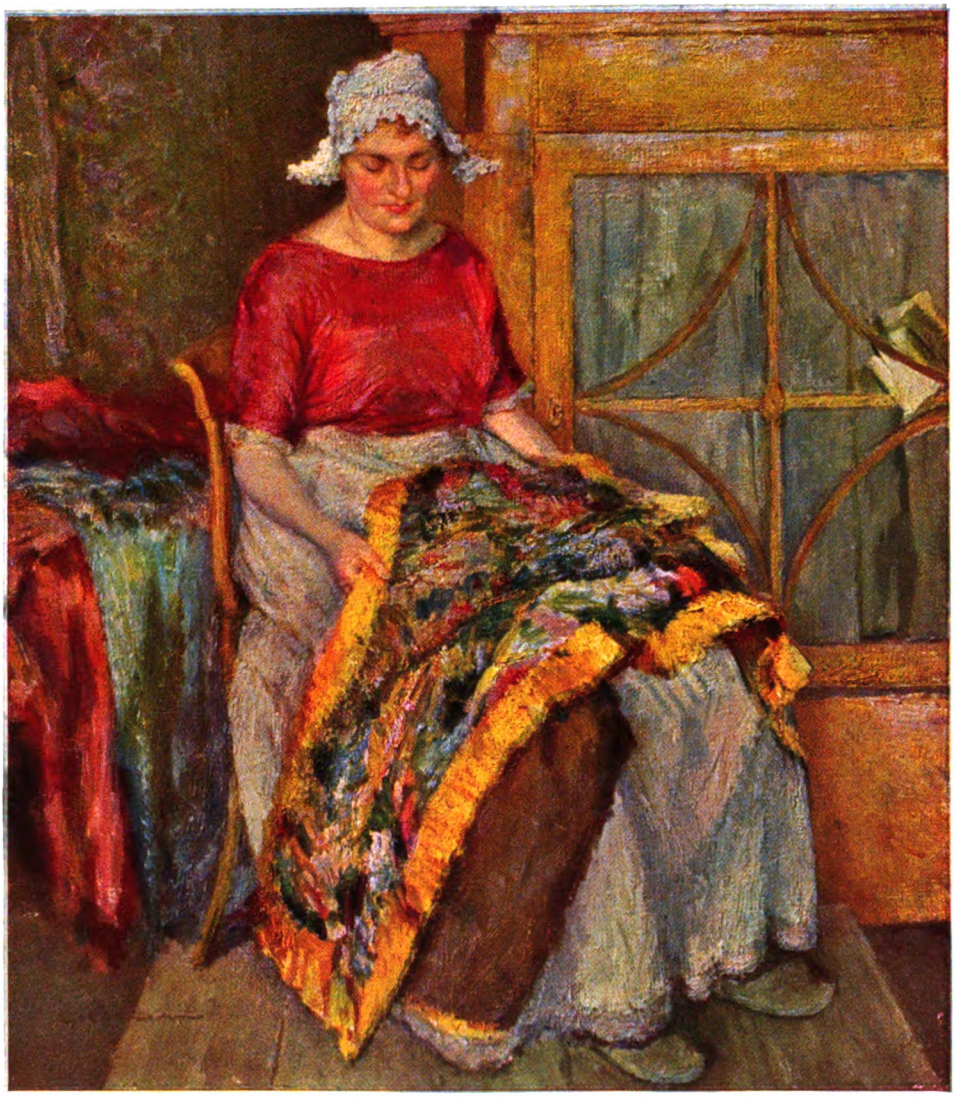
Ich habe der kleinen Frau gesagt, der Arzt hätte mich beruhigt, er käme vielleicht übermorgen wieder vorbei... Ich sagte: „Wenn er nicht kommt, wenn er seinen Besuch nicht früher für nötig hält, dann steht es gut...!"

Sie sah mich mißtrauisch an. —

Hutter schickte einen Brief. Er habe gehört, die Kinder seien krank, er wünsche recht gute Besserung. Das habe er geschrieben, erzählte mir die Baronin. Er schickte den Brief durch die Post. Die kleine Frau zitterte, als sie diesen Brief las. Sie muß ihn später verbrannt haben, denn er lag nicht mehr auf dem Tisch, als sie im Garten Gemüse holte.

Sie kam aus dem Garten zurück und sagte, wie aus heiterem Himmel: „Ich

Digitized by Google



Teppichſtopferin. Gemälde von Ludwig Muhrmann

Digitized by Google

Digitized by Google

schäme mich." Ich sah sie an. Ich verstand kein Wort. „Lassen Sie sich mit diesem Wort genügen . . . Ich schäme mich."

Dann fragte sie mich, ob ich nicht ängstlich sei wegen der Ansteckung. Ich machte einen guten Witz und fragte sie, ob sie die Armut meine. Sie gab sich Mühe zu lächeln. Sie fühlte meine gute Absicht.

Wir haben tüchtige Arbeit mit den Kindern. Eine dankbare Arbeit. Bald müssen wir nasse Wickel machen, daß die Kerlchen schwitzen. Dann muß ich vorlesen, während die Baronin kocht und pruzelt, denn jedes hat irgendeinen ganz ausgefallenen Appetit. Und man möchte doch, so weit es irgend geht, jedem zu willen sein. Dann müssen wir wieder die Betten richten, frische Wäsche überziehen. Ich stelle mich schon sehr geschickt an, versichert die kleine Frau.

Ich weiß nicht, was sie hat. Wenn sie mir nur nicht auch noch krank wird!

Es ist zu viel. Ich weiß es. Was alles auf ihr lastet.

Als ich Brot beim Bäcker besorgte, traf ich Hutter und die Schwägerin der Frau Rittmeister. Es schien ihnen nicht ganz lieb, daß ich sie gerade sah, als sie sehr dicht beieinander standen. Hutter sprach aufgebracht auf sie ein. Es sah aus, als ob er sie umarmen wolle, es sich aber nicht getraue.

Ich grüßte. Sie dankten ein bißchen verlegen. Ich erzählte meine Begegnung der kleinen Frau. Sie sagte: „So . . . so . . ."

Mein Gott, man will ihr etwas erzählen, um sie auf andere Gedanken zu bringen, nicht wahr?. Ich habe aber nicht viel Glück damit, das hörte ich aus dem „So . . . so . . ." nur zu deutlich heraus.

*

15. August

Die Kinder sind über die Krisis hinweg. Das Fieber fällt.

Armut ist an sich gar nicht so schlimm. Das Traurigste sind die Menschen. Sie fliehen die Armut wie die Pest. Die armen Leute werden geradezu gefürchtet. Es muß einen Aberglauben geben, der da sagt, Armut steckt an.

Ich habe mir nie über diese Dinge Gedanken gemacht. Aber jetzt zwingen sich mir Gedanken auf. Das Wunderlichste dabei: ich hatte mir unter Armut immer schlechte Luft vorgestellt und Lumpen.

Daß alles im Leben anders ist, als man es sich einmal vorgestellt hat! Das heißt: anders? Das ist so eine Sache . . .

Da ist etwa der Punkt mit den Lumpen . . .

Ich sah mir während der Krankheit der Kinder die kleine Frau oft an. Sie sucht sich täglich schön zu machen. Aber sie hat das Nähen wohl nicht ordentlich gelernt. Bückt sie sich oder strengt sie sich beim Heben eines Kindes zu sehr an — sie ist in ihren Bewegungen nicht geschickt und haushälterisch wie eine geübte, gelernte Kraft — so reißt der Stoff. Die Kleider sind nun einmal nicht für dergleichen Arbeit bestimmt gewesen, als sie in einem eleganten Modenhaus gekauft wurden. Zumindest springt ein Druckknopf ab oder eine Naht geht auf.

Gut! Am nächsten Tage passiert das gleiche Unglück an einem anderen Kleid. Und der Wahrheit die Ehre: von dem Reiz der Kleider ist eigentlich alles verloren gegangen. Es ist schon ein Jammer, jedes einzelne ist ein notwendiges Kleidungsstück geworden und — man ahnt es nur noch — ist dabei ein fröhlicher und geschmackvoller Schmuck gewesen! Das Schlimmste ist anderseits: als bloßes Bekleidungsstück ist es nicht praktisch genug, wirkt es fast liederlich. Man sagt sich: nun, zur Arbeit könnte man, weiß Gott, ein solideres Kleid tragen. Die Machart müßte einfacher sein und schlichter. Solch ein hauchzarter Stoff muß ja bei der ersten festen Bewegung zerreißen. So ist es.

Sie behilft sich von Tag zu Tag mit einem neuen Notbehelf aus dem Kleiderschrank. Das geht so eine Zeitlang hin. Aber es ist keine Frage: Sie kommt herunter . . . Ich schreibe das nieder. Es ist gut, wenn man sich alles eingesteht, so wie man es erlebt.

Denn eines ist gewiß: die kleine Frau erlebt es sicher auch.

Ich sehe es ja, wie sie der Reihe nach ihre Kleider abträgt und abnützt. Sie will immer wieder sich fangen. Mit einem neuen Kleid zieht sie immer wieder ein altes Stück Selbstvertrauen an.

Aber nur zu schnell verschleißt sich alles.

Sie sieht sich flüchtig im Spiegel an und bringt schnell etwas in eine Art Versteck durch ein Faltenlegen oder eine Schürze darüber. Und ich kann ihr natürlich nicht sagen: „Baronin, der Anzug tut es wirklich nicht! Sie sind für mich und bleiben die Baronin, als die ich Sie kennenlernte." Wie könnte ich so etwas sagen? Man sagt also nichts. Aber dieses stumme Nichts wuchert als ein ganz bestimmtes Etwas unheimlich. Dieses Schweigen über dieses klägliche Thema hetzt mich in manch häßlichen Monolog.

Trost, Mitleid und Entschuldigung liegen mir auf der Zunge und schmecken bitter.

*

Digitized by Google

16. August

Heute hatte die Baronin einen kleinen Riß mit einer Sicherheitsnadel zusammengeheftet. Das blaue Kleid, das sie damals zum Tee trug, mit einer Sicherheitsnadel geheftet! Ich dachte, es wird sie schmerzen, als ob sie sich die Nadel in das Fleisch gesteckt hätte. Ich dachte fernerhin: ‚Helfe, was helfen mag — diese verdruckte Situation!' Ich sagte: „Es geht auch so. Es geht sogar recht gut mit dieser Nadel."

„Natürlich geht es sehr gut mit dieser Nadel, Herr Damenschneider!" sagte sie. „Sehen Sie so etwas überhaupt? Oder? Oder wollen Sie etwas aussetzen...? Dann bitte deutlicher!"

Mein Gott, wohin habe ich mich verloren!

Die kleine Frau hatte ihren Kopf natürlich nur bei den Kindern.

Kein Gedanke, kein blasser Gedanke an die Kleider! Sie waren, sie sind ihr absolut gleichgültig. Herrlich! Herrlich!!

Sie merkt gar nichts. Ein heißer Nähfaden und, schwupp-di-wupp, die Sache ist in Ordnung. Die Kinder, die Kinder und ihre Gesundheit — alles andere ist sentimentaler Kitsch von mir.

Meine Frage hätte mich da in eine bedenkliche Lage bringen können. Wie gut, daß sie nichts merkt. Eine Sicherheitsnadel, basta! Die hilft ihr über alles! Armut? Ah bah! Der Fehler liegt nur bei mir! Ich ekelhafter Kerl habe wie ein Schulmeister die kleine Frau auf Fehler und Mängel kontrolliert! Ich ekelhafter Kerl bin so äußerlich, daß ich an Rissen und Flecken verweile! Oh, wir Männer! Wir recht hat die kleine Frau, daß sie die Männer alle in einen Topf wirft!

*

20. August

Ich war auf der Post.

„Briefe...? Ah... für mich?... Ausgezeichnet... und für die Frau Baronin...?"

„Nichts."

„Nichts...? Kein Brief vom Ausland...?"

„Nein... Aber halt, eine Nachnahme von der Apotheke... Sieben Mark fünfzig."

„Sieben Mark fünfzig...? Bitte da." Ich legte das Geld rasch aus. Es handelte sich um „Lausana". Das Goldwasser hatte nicht geholfen. Im Gegenteil...

*

2. September

Die Zeit fliegt davon.

Wir sind täglich in den Pilzen gewesen oder haben Reisig gesammelt. Das Mädchen blieb bei den Kindern, sie lagen auf dem Balkon die letzten sonnigen Tage über. Sie sind vom Fieber noch übermüdet.

So kommt es, daß sie folgen und während unserer Abwesenheit geschnittene Pilze zum Dörren auf weiße Zwirnfäden reihen. Wir indes, wir grasen, mit Rucksäcken und Körben bewaffnet, durch die Wälder und säbeln ab, was sich eßbarer Pilz heißt. Ich bin jetzt schon so weit, daß ich den großen Schirmpilz für Schweinebraten esse und den weißen Röhrenreizker für Kalbfleisch.

Ich habe früher gelegentlich Pilze gesucht, aber das war eine dilettantische Unterhaltung, eine Art Spaziergang gewesen. Jetzt ist das etwas anderes. Die Pilze sollen den Winter über eine Familie ernähren. Wir leben nicht nur jetzt davon. Wir dörren nicht nur, sondern wir wecken ein. Die kleine Frau hat von ihrem Gut her ein paar hundert Weckgläser.

Sie erzählt manchmal, während sie eine saftige Pilzstelle aberntet, von ihrem Gut in der Regensburger Pflege. Sie erzählt von den Kühen und den achtzig Schweinen, deren Aufzucht ihr besonderer Ehrgeiz war, und von den Truthühnern. Und das Schönste: sie erzählt nie, als ob es eine Erinnerung wäre, eingerahmt von einer verstaubten Rührung mit Lavendelgeruch, im Gegenteil, sie erzählt... erzählt... Und sie fuhrwerkt dann auf dem Gehöft herum, als ob es ihr ganz natürlicher Weise noch gehöre, und sie nur auf einer Reise sei, auf einem Urlaub oder so... Sie macht auch ihrem Mann nie einen Vorwurf, weil er die Sache fast ohne ihr Wissen, Hals über Kopf, verkauft hat. Wie sollte sie auch? Sie besitzt ja doch noch alles, was sie je einmal besaß. Im Gegenteil, durch die Entfernung wird es mehr.

Es geht auch das mit rechten Dingen zu. Denn, nicht wahr, die Kühe und die Schweine werfen Junge? So kommt es, daß sie jetzt schon hundertzwanzig Säue besitzt, wenigstens als sie heute wieder davon erzählte. Das nächste Mal sind es bestimmt einhundertundfünfzig...

Nebenbei haben wir immer einen Krug, in den wir Beeren lesen. Erdbeeren, Himbeeren und jetzt auch Heidelbeeren. Aber es lohnt nicht recht. Nur für eine Kaltschale reicht es hier und da.

Gestern war der Lichtmensch da, ich meine den Mann mit der Rechnung vom Elektrizitätswerk. Er wollte — sage und schreibe — vierundfünfzig Mark!

Ich sagte zu ihr: „Ich glaube, die Rechnung müssen wir zahlen."

Digitized by Google

Sie lachte fast geringschätzig: „Diese Rechnung jetzt zahlen? Der Mann war ja erst zum zweitenmal da. Nur die Leute nicht verwöhnen."

So ist sie. Sie hat eine große Ruhe.

Ich geniere mich immer, wenn so ein Mann im Gang steht und redet und droht. Aber die kleine Frau schaut ihm auf ihre nette Weise in das Gesicht und gibt ihm in allem recht. Nur sein gutes Geld, das gibt sie ihm nicht. Sie bringt es fertig, derartig mit ihm über alles und jedes zu plaudern, daß ihm sein Unglück erst eine halbe Stunde hinterher einfällt.

*

Die Kinder essen, wie nur Kinder essen können. Sie essen einander die Teller leer. „Sie bunkern wie leere Frachtkähne!" sagt die kleine Frau und ist stolz darauf, als ob sie ihren Gören nicht nur das Essen, sondern auch den Hunger liefere.

„Eigentlich brauchten sie Fleisch, meinen Sie nicht?" fragte sie mich auch schon.

Da habe ich gestern aus den Haselnußstauden zwei Eichkatzel geschossen mit meinem Tesching. Das gab eine kräftige Suppe. Ich war selber erstaunt. Ich habe nämlich einen Löffel voll gekostet.

Zum Metzger können wir nicht gut. Er hat schon ein paarmal die Rechnung geschickt. Wir hatten aber immer Glück, konnten uns zur Zeit verstecken und waren also nicht zu Hause. Heute abend sitze ich mit der Baronin im Garten und putze beim letzten Licht des Tages Pilze über Pilze... Mein Gott, was für Hände man davon bekommt! Plötzlich horcht sie auf. Richtig, durch eine Lücke im Zaun tritt ein Reh. Wir halten den Atem an. Es geht, als ob sich das so gehöre, durch die Gemüsebeete und wechselt unter die Obstbäume. Da, ich traue meinen Augen nicht, folgt der Herr Gemahl, ein deftiger, feister Sechser. Sie schnorpseln unser Fallobst, daß es nur so durch die Stille kracht.

Die kleine Frau sieht mich an. Ich hebe den linken Arm, ziele mit schrägem Kopf und zugedrücktem linken Auge und drücke ab. Ich halte zwischen Halswurzel und Blatt. Oh, ich kenne mein Tesching! Die kleine Frau nickt begeistert. Sie sieht, im Geiste, ein gutes Dutzend Weckgläser voll Wildbret.

Unser stumm gedachtes Einverständnis hat die Tiere geschreckt, sie fliehen im schlanken Trab. Als ich sie außer Hörweite weiß, sage ich: „Auf Wiedersehen!" Die Baronin hat die Hand auf meinen Arm gelegt: „Wollen Sie den Bock wirklich schießen?"

Ich machte mein erstauntestes Gesicht, so als ob ich täglich drei bis vier Böcke wilderte. „Ja, glauben Sie, der kommt uns aus?"

*

In der Nacht haben wir noch etwas sehr Wichtiges getan.

Die kleine Frau hatte eine Idee. Sie setzte sich an den Schreibtisch. Die Bewegung, mit der sie die Photographie ihres Mannes zur Seite schob, wie sie ihm die kalte Schulter zeigte! Aber ich sah, er spitzte die Ohren aus dem Rahmen heraus, genau wie ich selbst, denn ich wußte auch noch nicht, wohin die Reise ging.

„Also, so geht es bestimmt nicht weiter...!" begann sie.

Ich holte tief Atem. Es war mir lieb, daß sie einmal davon anfing, selbst anfing, denn die Lage ist nicht mehr rosig, wirklich nicht, schon kaum noch violett.

„Was tun?!" fragte ich und fuhr fort: „Also morgen warte ich zunächst mal auf den Bock."

„Sehr gut, glänzend! Immerhin ist meine Lage dadurch nicht zu retten, daß Sie einen Bock schießen!"

Oh, sie macht so gerne kleine Witze. Ich lache dann immer furchtbar. Das ist das größte Geschenk, das man ihr machen kann: Über ihre Witze lachen...

„Etwas ganz anderes und etwas Ernsteres!"

Ich gruppierte nun meine Züge dienstefrig um. Diese Abendstunden im Bibliothekszimmer sind immer herrlich. Wir tun dann einander alles zuliebe. Also ich ihr bestimmt alles! Ich gebe ihr zum Beispiel aus Prinzip auch immer recht. Sie soll und soll eine Freude haben!

Also, sie setzt mir auseinander, daß wir eine Anzeige aufsetzen wollen. Ihre Blicke durchbohren den Rücken der Photographie und durchbohren auch noch mich. Sie hätte die Sache satt! Sie nähme die Sache jetzt selbst in die Hand! Gewisse Männer seien nicht wert, daß man warte und warte!

Ich dachte: ‚Mein Gott, sie läßt eine Heiratsanzeige los!' Ich sah Tausende von Briefen in das Haus kommen. Möbelwagen voll von Liebesbriefen! Mir wurde angst und bange.

Da sagte sie: „Los, schreiben Sie!" Das war leichter gesagt als getan. Doch sie kennt da keine Rücksicht. „Also los!" wiederholte sie schon leicht gereizt.

Ich suchte vergeblich einen Federhalter. Die Kinder, nicht wahr? Als ich ihn hatte, war die Tinte ausgetrocknet. Wir haben

Digitized by Google

nicht viel zu schreiben. Wohin sollten wir schließlich Briefe schreiben, nicht wahr?

„Vielleicht wählt der hohe Herr! Vielleicht begnügt er sich mit einem Bleistift!"

Ich widerspreche der kleinen Frau nicht gern, aber diese Ironie war wirklich nicht angebracht, denn woher einen Bleistift nehmen? Es geschehen Zeichen und Wunder. Im Diwan, in dem Loch, durch das man in die Federung hineingreifen kann, fand die findige Baronin, die für solche Dinge einen fabelhaften Instinkt hat, endlich einen Bleistift, übrigens neben vielen anderen, lang entbehrten Gegenständen, wie einer Schere und einer Rolle weißen Nähgarns.

Ich zückte das Blei. „Also los!"

„Ja, bitte?" Ich wurde doch etwas scharf mit meiner Frage.

„Ja, haben Sie es noch nicht begriffen, was Sie sollen? Sie sollen eine Anzeige aufsetzen, der zufolge dieses Haus hier, wie es steht und liegt, das, das... das Kinderheim Südbayerns ist!"

Mir fiel der Unterkiefer auf die Hemdbrust.

Die kleine Frau setzte sich im Rückgrat zurecht. Eine Bewegung, die ansagt, daß sie geladen ist.

Ich schrieb:

„Erholungsheim

in herrlicher Lage, am See, noch ein paar Betten für die Wintermonate frei. Erstklassige Küche. Liebevolle, durchaus individuelle Pflege zugesichert. Arzt und Unterricht nach Übereinkunft..."

Ich wurde unterbrochen: „Wollen Sie einen Roman schreiben? Sie müssen bedenken, jedes Wort kostet Geld!"

„Die Kosten der Reklame trägt die Kundschaft!" Oho, ich war im richtigen Fahrwasser. Ich bewunderte wieder einmal die Baronin. Tadellos! Wirklich eine Idee!

Sie war mir im ersten Augenblick komisch vorgekommen, aber jetzt war ich Feuer und Flamme. Schließlich, wo fünf Kinder sind, nicht wahr, kommen auch zehn oder zwanzig nicht um?

Die kleine Frau war mit mir zufrieden. „Ich sehe, Sie sind nicht schwerfällig!"

Das war ich durchaus nicht. Wir schmiedeten Pläne, daß es nur so rauchte. Unsere Anzeige war ein Meisterwerk. Sie hatte Saugkraft. Wir fühlten, wie sie die blassen Kinder aus den vergeblichen Bemühungen ihres Elternhauses herausriß und in unsere Gemächer bettete.

Das mit den Gemächern wollte freilich noch ein bissel bedacht sein. Doch die kleine Frau wußte Bescheid. „Das hat Zeit! Erst die Kinder, das übrige bekommt man heutzutage alles auf Kredit und gegen Ratenzahlung!"

Ich wurde überzeugt.

Wir gaben die Anzeige für das „Daheim" auf. Dann klebten wir den Brief an die Anzeigenverwaltung gewissenhaft zu, sagten uns gute Nacht und sind nun guter Dinge...

(Schluß des Romans im nächsten Heft)

Grüßt Mund den andern Mund...

Schlägt mir mein Herz an deins,
Dröhnt das Gericht.
Rieselt dein Haar in meins,
Die Welt zerbricht,
Es wird das Ruhn ein Wehn,
Wie sich zwei Sterne drehn,
Im ew'gen Licht.

Hand wird an Hand vertan,
Zeit wird Verzicht,
Nimmt mich dein Auge an,
Bin ich zunicht.
Hoch über allem Fern
Dreht sich ein einz'ger Stern
Im ew'gen Licht.

Grüßt Mund den andern Mund,
Der nichts mehr spricht,
Wird aller Dinge Grund
Zur höchsten Sicht.
Wie in der Frucht der Kern,
Versenkt sich Stern in Stern
Im ew'gen Licht.

Ruth Schaumann

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV. zum ersten Male am Rhein

Von Präsident Dr. Dr. Dr. Paul Kaufmann

Während der wortkarge und schwunglose Friedrich Wilhelm III. den Rheinländern immer fremd geblieben ist, hat sich sein liebenswürdiger und aufgeknöpfter Sohn Friedrich Wilhelm IV. in den neuen Westprovinzen rasch Zuneigung erworben. Lebhaften, hellen Geistes zeigte er Verständnis für die leichtbeschwingte, lebenbejahende rheinische Art. Sein phantasiereicher, geschichtlich gerichteter Sinn begeisterte sich für die großen rheinischen Erinnerungen, die landschaftlichen Reize des sonnigen Landes des Weines und der Lieder. An dem aufblühenden rheinischen Wirtschaftsleben nahm er lebhaften Anteil. Beglückt ruhte sein für alles Schöne empfängliches Auge auf den ehrwürdigen Denkmälern rheinischer Kunst. Die hochherzigen Bemühungen der preußischen Regierung um die Erhaltung des trümmerhaft unvollendeten Kölner Domes waren ihm zu danken. Friedrich Wilhelm hat 1842 den Grundstein zum Fortbau des Domes gelegt. Auch der Köln benachbarte wundervolle Altenberger Dom ward durch ihn vor dem Untergang gerettet.

Reizvoll ist es, an der Hand der zum Teil noch ungehobenen Schätze des Hohenzollernschen Hausarchivs und des Preußischen Geheimen Staatsarchivs den frühesten Beziehungen Friedrich Wilhelms IV. zur Rheinprovinz nachzugehen. Im November 1813 stand er zum ersten Male am alten deutschen Schicksalsstrom. Er hielt sich damals im preußischen Hauptquartier zu Frankfurt a. M. auf und besuchte von dort den Rheingau. Seiner Lieblingsschwester Charlotte, der späteren Kaiserin von Rußland, hat er am 9. Dezember 1813 von Frankfurt geschrieben: „O! Dios, warum schreibe ich nicht rosa; ich hab ja den Vater Rhein geschaut. Göttlich Wißbaden, Maynz, Biberich, Johannisberg." Auf einer Zeichnung, mit welcher der Kronprinz den Brief schmückte, sehen wir die Rheinlandschaft von Mainz-Castell-Kostheim. Der „Theuersten, herzliebsten Sorella" schickte der Bruder von Frankfurt Offenbacher Pfeffernüsse und „6 Römer, d. h. Rheinische Gläser, 1 für jede Fürstlichkeit, zum Benebeln für alle Tage, zum Betrinken auf alle 8 Tage und zum Knüppel- und Kanonenartigen Besaufen auf jeglichen Geburtstag". Über Freiburg und Basel ging der Prinz Ende Dezember nach Frankreich. Das Rheintal von Mainz bis Köln lernte er erst zwei Jahre später kennen.

Nach der Flucht Napoleons von Elba und seiner Landung in Cannes Anfang März 1815 hatten neue Kämpfe begonnen. Im Juni reiste der Kronprinz, seit April 1815 Bataillons-Kommandeur im Ersten Garde-Regiment, nach Frankfurt a. M., wohin ihm alsbald der König und Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, gefolgt waren. Anfang Juli trennte sich Friedrich Wilhelm IV. von ihnen, um mit seinem Adjutanten Major Wilhelm Karl von Schack, seinem Vetter Prinz Friedrich von Preußen und dem Grafen Friedrich Heinrich von Wylich und Lottum über Köln und Lüttich zum Bülowschen 4. Armeekorps zu stoßen. In tagebuchartigen Briefen an den ehemaligen Erzieher und späteren preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ancillon hat der Kronprinz auch seine Rheinfahrt von Mainz nach Köln ausführlich geschildert. Dies Kriegstagebuch von 1815 verrät noch, wie die Briefe des Kronprinzen aus den voraufgehenden Jahren, eine gewisse Kindlichkeit. Man begegnet in ihm zahlreichen burschikosen Wendungen. Fast ungezügelter Enthusiasmus und Schwelgen in Gefühlsausbrüchen zeigen den Verfasser als echtes Kind einer von Romantik gesättigten Zeit.

Bei Oppenheim war der Kronprinz über die Rheinbrücke gegangen. „Ich tauchte meine Rechte in den Rhein und bekreuzte mich. Welch ein göttlicher Strohm! Diese Breite! Diese Ufer! Diese Ströhmung! Wie ein Gebirgsbach so vehement!" — „Nach dem Jordan und Ganges und Nil der erste Strohm der Welt!" Am 2. Juli 1815 fuhr er auf einer Jacht von Mainz ab, besuchte in Gesellschaft „des berühmten Weinhändlers" Mappes aus Mainz, dessen köstlicher Markobrunner ihn entzückte, den Johannisberg, und kam bis Koblenz. In den Abendstunden des folgenden Tages begrüßte er zum ersten Male Köln und seinen „heiligen" Dom. Von dort sandte er nur ein kurzes Schreiben an Ancillon und fand erst in St. Quentin und Paris Zeit, den Bericht über seine Rheinfahrt zu vollenden. Aus ihm hat in seiner Schrift über Ancillon und Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. Paul Haake einige Stellen abgedruckt. Sie behandeln aber zumeist die Erlebnisse vom 2. Juli 1815. Was der Kronprinz am nächsten Tage auf

Digitized by Google

der Fahrt von Koblenz nach Köln und während des 4. Juli 1815 in der rheinischen Metropole gesehen und gehört hat, wird nachstehend zum ersten Male veröffentlicht.

*

Der Kölner Brief — die in ihm erwähnte „Brandenburg" war die Tochter Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff, Gräfin Julie von Brandenburg, spätere Herzogin von Anhalt-Köthen — lautet:

Kölln, d. 4. July 1815

Da bin ich in der heiligen Stadt Kölln!!! Ich sende Ihnen hier für Charlotte eine Kiste Eau de Cologne, von Maria Farina, dem Matadore aller Köllner, gebraut und gekauft! Sehen Sie drauf, daß es unter alle gut vertheilt wird. Die Brandenburg muß mehr als die Übrigen haben, denn ihr hab ich schon so oft welche versprochen, ohne es zu tun. — Ich kann leider heut im Tagebuch nicht fortfahren; Gott gebe mir Muße dazu. — — — Wegen des Köllnschen Wassers schicke ich schon jetzt diesen Brief ab, sonst würde ich warten, bis mein Tagebuch mich eingeholt hätte.

Grüßen Sie alle I. Theuren!!! Kommen Sie zu mir! (O Gott der Dom!)

Adios Ihr treuer Fritz.

Die Rheinfahrt von Koblenz nach Köln und der dortige Ruhetag sind beschrieben:

St. Quentin, d. 9. July

Am 3ten July, des Morgens um 4 Uhr bestiegen wir schon die Trümmer des Ehrenbreitsteins; eine wahre Götterlage! dann um 5 Uhr schifften wir ab, lange Zeit von vielen Kähnen und vielen Schiffen begleitet. Nachdem wir wieder allein waren, zogen wir bei Neuwied vorbey, bekomplimentirt vor Andernach vorüber, und so wieder ins Gebirge hinein, die hier ganz eigen den Fluß begrenzen, weil er viele Meilen weit fast schnurgerade aus geht. Das alte Schloß Hammerstein, oder vielmehr seine ungeheuer hohe Lage (denn von den Trümmern ist nur wenig über) dicht am Strohm, entzückte uns übermäßig. Leider war unser Gespiele vom vorigen Tag, ein kleiner, weißer und schwarzer Hund, den wir Monerle nannten, über Nacht abhanden gek. Über dem Städtchen Rehmagen liegt der deliziöse St. Apollinarisberg, der in dem Gang durch Kölln aus dem Legenden-Almanach (welches ich sehr zu lesen empfehle, Charlotte hat es) eine so große Rolle spielt und welchen die Boiserés gekauft haben; diese mußten wir sehen; glücklicherweise erwartete uns kein Mensch zu Rehmagen, wir stiegen also an's felsig'te Ufer, im Angesicht des Siebengebirges und namentlich des Drachenfels und Nonnenwerths und Roland-Ecks und stiegen den gekrümmten Felsweg hinauf. Ein wahres Heiligthum des Friedens!!!!!!

Paris, den 16ten July 1815

Auf dem St. Apollinarisberg blieben wir stehen, — zunächst setzten wir unsern Fuß an's Land auf der Insel Rolandswerth und Nonnenwerth; wo wir das Kloster besuchten. Dies Kloster, wünschte ich, bliebe in aller Würde und Strenge ein Kloster; es ist zwar noch ein Nonnenkloster, aber die armen Jungfern dürfen seit franz. Zeit nicht mehr ihre Tracht tragen; — die Lage ist geradezu unbeschreiblich! Der Rhein bricht sich an der Insel, und schießt wie ein Pfeil so geschwind vorüber; die herrlichste Vegetation ist drauf; der Drachenfels und Rolands-Eck auf beyden Seiten, dabey sieht man die 7te Spitze des Siebengebirges!!!!! Doch ich werde zu weitläufig, — eh wir die Insel verließen, trafen wir am Kahn die über 80 Jahre alte Äbtissin; eine ehrwürdige, herzliche alte Frau, die uns mit der größten Freundlichkeit Kuchen und Wein darbot, für uns zu beten versprach im Ton ächt christlicher Liebe, und noch lange, lange mit ihrem Tuch nachwinkte (als uns der Strohm schon weit fortgetrieben hatte), welches wir lange erwiderten; wir waren tief gerührt, noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung dran denken. — Der Drachenfels stand gar zu göttlich da! Wir konnten dem Trieb nicht widerstehen, und obgleich es 2 Uhr und sehr heiß war, stiegen wir aus, nahmen uns einen Bothen aus den einzelnen Häusern am Fuß, und klommen hinan; Lottum, der unpäßlich war, blieb bey den Häusern; 2mal ruhten wir, eh wir die kleine von den fürchterlichsten Abgründen umgebene Fläche erreichten, auf welcher dem Boltenstern, der bey Kölln ertrank, und den gebliebenen überhaupt, ein großer Obelisk errichtet worden (Major von Boltenstern, der unter Blücher gekämpft hatte, fiel beim Versuch, den Rheinübergang zu erzwingen, an der Spitze des Bergischen Landsturms im Januar 1814 bei Mülheim am Rhein), gerade unter diesem ist der Theil des Felsens, aus welchem alle Steine zum Köllner Dom gebrochen wurden. Noch höher stiegen wir in die Ruinen des alten Schlosses Drachenfels, von denen nur noch ein halber Thurm steht, der mir aber älter als das Schloß selbst, d. h. Römisch scheint, seines überaus prächtigen Steinbau's wegen; Nonnenwerth liegt wie ein Enklaves unter einem; dort sah ich auch Kölln zuerst wieder, Bonn liegt wie zu des Felsens Füßen, mit einem Wort, es gleicht alles einer göttlich belebten Landkarte von oben. Wir rannten den Berg hinunter, denn die Steilheit ermüdete uns zu sehr, wenn wir langsam gingen. Unten im Lande hatte man indessen Wind von unsrer Ankunft bekommen, und der Landsturm, alle Schuhlbengel mit Fahnen, standen ebenfalls aufmarschiert.

Paris, d. 17ten July

Doch der Rhein, ach, der göttliche Rhein, er ist die letzte Ursach zu meinem Heimweh, Dank ihm!

Bekanoniert und beschrien von beyden Ufern, gelangten wir bis vor Bonn, dessen

Digitized by Google

Ufer ganz dicht mit Menschen besetzt war, die ihren Kehlen freyen Lauf ließen; man wollte durchaus, wir sollten aussteigen; das ging nicht; das heilige Kölln war noch weit, und die Gegend färbte sich schon durch tiefer ziehen der Sonne. Von Bonn an hoffte man gar nicht mehr auf uns, weil alle glaubten, wir schliefen dort; daher legten wir uns ruhig hin und schliefen abwechselnd; die Ufer sind nun ganz flach, aber sehr grün und reich; wir waren in rechter Seelenruhe; die Fahrt dauerte so in dem Schloraffen Tone wol noch 3 Stunden; da endlich lag im röthesten goldensten Glanz der eben untergegangenen Sonne der Dom und seine Stadt vor uns; wir hatten fleißig im Gang durch Kölln gelesen, und nun stimmte die erste Beschreibung des Anblicks durchaus mit der unseren überein! Als wir um den Bayen Thurm herum schifften, kam auf kleinem, magern Boot der große Dicke Ende, der Commendant an; Sie kennen ihn ja — Er erzählte uns, daß (ohne daß wir ein Wort gesagt hätten) unser Feldjäger auf eigne Hand alle Freudensbezeugungen verbothen habe; es freute und ärgerte mich zugleich; man soll wirklich ganz herrlich zu Kölln gesonnen seyn! — Wir wohnten (eng) mit schöner Aussicht im Heiligen Geist, am Rhein. Ein Ruhetag war für nöthig erachtet, und so sahen wir denn außer Ende und Gen. Rauch (Gustav Rauch, Chef des Ingenieurkorps und Generalinspektor der Festungen, 1837/41 Kriegsminister) den Abend keinen Menschen.

Am 4ten July nach 10 Uhr kommen alle Authoritäten, magistratus, Pfaffen, Kaufleute etc. etc. etc., nachher das ganze Offic.-Corps; Wallraf, das wandelnde Archiv von Kölln, war auch da — Ich war hallali, dann setzten wir 2 Fürsten uns mit Ende und Rauch in Wagen, und besahen den neuen und alten [hier ist ein Wort ausgefallen], machten die ganze Tour um die Stadtmauern dergestalt, und fuhren dann zu Frau v. Zoedwuyck (Sudwich, wie sie sich schreibt), bey der wir hatten wohnen sollen; dort glaubten wir kaum gemeldet zu seyn, da war aber der Kukuk los; alle Pensionats de jeunes demoiselles waren dort, und presentirten Arbeiten, die sie zum Besten der Verwundeten machen; da war der ganze Frauenverein, da waren Reden und Kränze, und ein Dejeuner, kurz, wie gesagt, der Kukuk los. Die Damen vom Verein gefielen mir sehr wohl, in Kölln gefällt mir alles. Von da ging's in St. Gereon dicht dabey, mit Wallraf und dann zuhaus, wo wir mit einigen Honoratiores aßen; nach Tisch gingen wir zuerst in St. Mariä in Capitolio, dann in's Lazareth im Cecilien Kloster (sehr schön und gesund), von da in's Rathhaus und dann in den Dom!!! der war ganz voll; erst jetzt wurde mir seine ungeheure Größe anschaulich! Im Chor war prächtige Kirchen Musik; ich war entzückt, ganz hin; von da gings zum göttlichen Bilde, und dann zu den h. 3 Königen; von dort in den Schatz, der ganz geplündert, doch noch Millionen werth ist; darauf bestiegen wir die verschiedenen Gallerien, die äußerlich und innerlich das Chor verzieren; leider war die oberste verschlossen. — Wir beschlossen, den Dom in der Nacht noch einmal zu besuchen, zu Haus, wo wir mit Ende und Rauch suppten, von Mappes Markobbronner tranken, und schliefen; O! was vergesse ich; eh wir aßen, nach ½9 Uhr, zogen wir im Überrock, unerkannt zum Dom, nur 1 Lampe brannte seitwärts, nicht weit vom Bilde, vor den Hostien. Das Gebäude machte den Eindruck eines Waldes, denn vom Chor, war (auch als alle Kerzen des Hochaltars brannten) das Gewölbe, nicht zu sehen; wir blieben lange; O! wie innig gedachte ich Ihrer, und der Lieben aller!!! übernatürlich gestimmt, zogen wir, einmal unerkannt, durch die herrlich illuminirte Stadt; bey Tisch hatten wir Musik von einem Rgt., einige Schwärmer wurden über den Rhein geschossen, und es kam ein Trupp Jungen mit Mützen und Stangen und Fahnen, einen kleinen, sehr gut blasenden Trompeter vorauf, wir riefen sie herauf, da wurde ihnen Wein credenzt, sie schrien, und zogen ab.

Den tiefen Eindruck, den der sagenumwobene Rhein, seine gesegneten Ufer und der treudeutsche Geist seiner Bewohner hinterlassen hatten, bestätigten nachstehende Betrachtungen, die der Kronprinz in St. Quentin seinem Feldtagebuche anvertraute:

O, dies gesegnete deutsche Land, dies göttliche Deutschland, hat das Heimweh, nicht nach dem berliner Schloß oder Monbijou allein etc., nein, nach deutscher Zunge und deutscher Luft; ich kann's nicht beschreiben, wie beklommen mir in diesem verfluchten Lande ist; das Aussehen der Franz. kommt mir sogar viel scheußlicher jetzt als vor'm Jahr vor, geschweige denn was sie thun. Nein, die Horreur, die ich diesmal hier empfinde! büh — — —

Dagegen haben wir bis zur Grenze in unserm heiligen deutschen Lande wirklich viel Liebes erfahren, einstimmig ist sogar der Aachner Geist wirklich bedeutend besser geworden, nun und der in Kölln soll ganz gülden seyn; man hat uns ganz mit Aufmerksamkeiten, die nicht erzwungen schienen und nicht weh thaten, überhäuft, und erst jetzt, seitdem ich das französische Scherzen und acclamiren gehört habe (denn von Lüttich an hat das nicht abgerissen), bin ich (ich hoffe mit Grund) zu der Überzeugung gekommen, die deutschen Kehlen schrien, weil das Gemüt im Spiel war, hier thun's die Kehlen allein!

Ich sage Ihnen, die Rheinfahrt kommt mir wie ein goldner Traum vor, der sich jetzt in einem Alpe endigt.

Digitized by Google

Albert Haueisen

Von Dr. Ludwig Moser

Wir kennen Künstler, für die das Kunstwerk, in dem Maße wie sie reifen, immer mehr zur magischen Rune wird. Wieder andere gibt es, deren Ausdruck durch die sozialen Zustände ihrer Zeit fast eindeutig geprägt wird. Eine dritte Gruppe bildet sich aus den Schöpferischen auf dem Gebiet der künstlerischen Methoden. Albert Haueisens Malerei hat mit jeder dieser Gruppen gewisse Berührungspunkte gemeinsam, ohne sich an sie zu verlieren. Ebenso ausgeprägt ist ihre Selbständigkeit gegenüber den künstlerischen Richtungen, welche die letztverflossenen Jahrzehnte hervorgebracht haben. Hierdurch kommt in sein Schaffen eine für einfachere Gemüter fast beängstigende Fülle der Gesichtspunkte. Man könnte zunächst glauben, einen Virtuosen vor sich zu haben, wenn nicht gerade die Abwesenheit aller Routine deutlich eines anderen belehrte.

Haueisen ist ein echter Süddeutscher. Geboren am 7. Juli 1872 in Stuttgart als Sohn begüterter Eltern, verbrachte er seine Jugend im pfälzischen Ludwigshafen. Durch keinerlei wirtschaftliche Bedenken gehemmt, konnte er seine künstlerische Ausbildung früh beginnen; wir finden bereits den Fünfzehnjährigen auf der Karlsruher Kunstschule — die bald darauf Akademie wurde — im Jahre 1887 als Lernenden. Mit Beginn der neunziger Jahre übersiedelte er dann nach München, von wo aus er eine große Italienreise unternahm. Die Mitte derselben Jahre sieht ihn dann wieder in der Heimat, in Ludwigshafen und auf dem elterlichen Besitztum zu Jockgrim, am Hochufer des Rheins. Von hier aus besuchte er im Winter abermals die Karlsruher Kunstakademie, deren Ruf sich durch den Einzug neuer bedeutender Lehrkräfte sehr gefestigt hatte. Der inzwischen zum Mann gereifte Künstler schloß sich als Schüler zunächst an Leopold von Kalkreuth, später, als Hans Thoma im Jahre 1899 nach Karlsruhe berufen wurde, an diesen an.

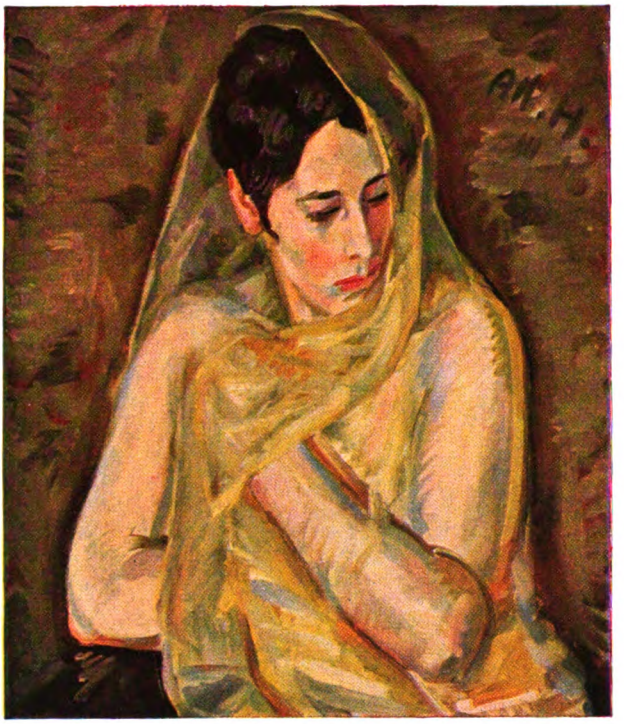
Den Karlsruher Studienjahren folgte dann zu Beginn des neuen Jahrhunderts die Eheschließung und gleichzeitig damit der Eintritt in eine neue künstlerische Epoche: Haueisen übersiedelte mit seiner Frau in die Zurückgezogenheit des Schwarzwalddorfes Bernau, des Geburtsortes Hans Thomas. Während des Krieges lebte der Künstler dann in Frankfurt, das er im Jahre 1919 verließ, um einem Ruf an die Karlsruher Kunstakademie zu folgen. Deren Direktor blieb er, bis ihre Vereinigung mit der Kunstgewerbeschule zur Landeskunstschule vorgenommen wurde, an welcher er heute noch als Professor und Meisterlehrer tätig ist.

Schon aus diesen rein äußeren Daten des Lebensganges Albert Haueisens ergibt sich ein auffallender und sehr bezeichnender Zug seines Wesens: die Bindung an eine Heimat, an eine bestimmte Landschaft, der er zugehört und die ihm ihre besten Kräfte schenkt, es ist der Südwesten Deutschlands, es ist vor allem die Pfalz, die er geliebt und von der er sich nie gelöst hat. Dieses Bestimmtsein durch den Geist der Landschaft hat hier etwas durchaus Schicksalhaftes und geht weit über die doch mehr zufälligen und äußerlichen Eigenheiten der Motivwahl hinaus.

Indessen lohnt es sich, zunächst einmal die geistige Umgebung zu betrachten, aus der der junge Künstler entscheidende Eindrücke während seiner Studienzeit empfing. Es handelt sich um die idealistische Bewegung, die sich in Europa seit etwa der Mitte der achtziger Jahre zunehmende Geltung verschaffte und sich, je nach den engeren Kreisen, in denen sie sich durchsetzte und den Methoden, deren sie sich bediente, bald „Neuidealismus", bald „Symbolismus", bald, zumal in Architektur- und Kunstgewerbe, auch „Jugendstil" nannte. Man muß sich vor Augen halten, daß Karlsruhe um die Jahrhundertwende eines der europäischen Zentren dieser Bewegung war, so gut wie Paris, wie Wien, München, Darmstadt, und daß der junge Haueisen somit von den Einwirkungen einer in künstlerischer Hinsicht nichts weniger als provinziellen Umwelt betroffen wurde.

Die Grenzen dieser Bewegung gegen den vorausgegangenen Naturalismus waren unbestimmt; sie wuchs aus ihm heraus und wurde ein gutes Stück Wegs von seinen Kräften getragen und gefördert. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die internationale Verflechtung und Repräsentation dieses Stiles im einzelnen aufzuzeigen: es genügt, Namen wie Cézanne, van Gogh und Munch und, für Karlsruhe natürlich beson-

Digitized by Google



Bildnis von 1916

ders wichtig, den des Schweizers Hodler zu nennen. Außerdem aber hatte für die Karlsruher Gruppe gerade der größte deutsche Künstler dieser Bewegung, Hans von Marées, besondere Bedeutung, da sein Beispiel auf Hans Thoma anregend und befruchtend gewirkt hatte. Eine mehr oder weniger starke Neigung nach dieser Seite hin hatte auch Leopold von Kalkreuth, Haueisens erster Lehrer, schon gezeigt. Ferner wirkte an der Akademie der als Lehrer und Anreger sehr bedeutende Ludwig Schmid-Reutte. Nennt man noch die Namen Ludwig Dill und Hans von Volkmann, von Kunstgewerblern und Architekten Willy Süs, Max Läuger, Hermann Billing, und erwägt man, daß auch zu Nachfahren der älteren heroischen Landschaft wie Emil Lugo und Wilhelm Klose noch Beziehungen bestanden, so wird man

Vorfrühling im Bernauer Tal. Gemälde von 1904

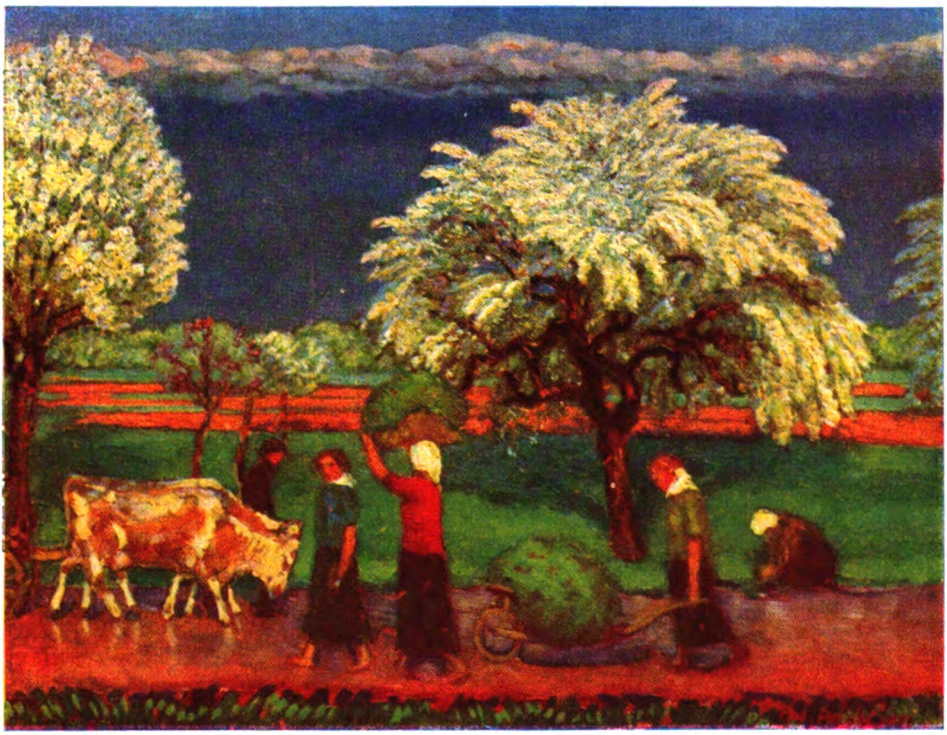
Digitized by Google

Rheinebene im Sommer. Gemälde

zugeben müssen, daß die Front dieser künstlerischen Bewegung gerade in Karlsruhe sehr stark gefügt und ausreichend mit namhaften Kräften durchsetzt war.

Was war nun das gemeinsame Band, welches die Grundüberzeugung, wodurch diese im Grunde doch so außerordentlich verschiedenartigen Künstler zusammengehalten wurden? Sie bestand in der Erkenntnis der Wichtigkeit des künstlerischen Schöpfungsprozesses und der künstlerischen Persönlichkeit nicht nur für die Kunst als solche, sondern für das Leben überhaupt. Hatte noch einige Jahre vorher der Künstler die Aufgabe zugewiesen erhalten, die Natur abzuschreiben, um überhaupt „wahr" sein zu können, so wandte sich nun das Blatt ganz erheblich. Der Wissenschaft selber wurde nämlich klar, daß aus der bloßen Reihung mühsam im einzelnen erforschter Tatsachen niemals eine zureichende Erkenntnis des Wesens der Natur erwachsen werde, und sie zog daraus die Folgerung, die Naturgesetze nur als vom Menschen selbst geschaffene Symbole zu betrachten. Es liegt auf der Hand, daß diese neue Einstellung für die Rolle der Kunst innerhalb der allgemeinen menschlichen Arbeit von unabsehbarer Wichtigkeit sein mußte. Wenn schon führende Gelehrte — sogar Naturforscher selbst, wie der französische Physiker Henri Poincaré — das Bedürfnis, die Ergebnisse ihrer Forschung in Gesetzen zu formulieren, als ein ästhetisches begründeten, so war damit nichts anderes als der Vorrang des Künstlers ausgesprochen. Denn der Künstler war gerade der „schöpferische Mensch", der eigentliche „Gesetzgeber" und Führer geworden, und daraus ergab sich weiter, daß jeder nur Mensch war, soweit er an diesem Schöpfertum teil hatte, soweit er also selbst ein Stück Künstler war. Der zunehmende Wert des kunstgewerblichen Schaffens war durch diese Gedankengänge gerechtfertigt. Ein anderer Vorgang von Wichtigkeit war der Übergang der Architektur aus der Bauwissenschaft in die Baukunst, wobei ein bedeutender Teil der neuen Architekten — z. T. heute noch lebende — wieder aus der Malerei heraus sich entwickelte. Verständlich aber wird, daß auf der anderen Seite die gedankliche Grundlage, von der wir oben gesprochen haben, zur Begründung — bei schwächeren Naturen — eines hem-

Digitized by Google



Aufziehendes Frühlingsgewitter. Frankfurt a. M., Sammlung Duncke

mungs- und uferlosen Dilettantismus herhalten mußte, der auch heute noch weite Gebiete unseres Kunstlebens überschwemmt und versumpft.

Die Entwicklung Albert Haueisens nun stand inmitten dieses mannigfach verästelten Stromes. Hierzu kamen die bedeutenden Eindrücke der Italienreise, die für den jungen Künstler eine stete Mahnung bedeuteten, sich nicht in Kleinlichkeiten zu verlieren. Ein überraschend feines Bild aus dem Jahr 1894, die große Promenade in den Anlagen des Monte Pincio zu Rom schildernd, die dort am Spätnachmittag und Abend die Wege mit Menschen und Fahrzeugen allerart belebt, gibt einen Begriff, wie stark die Fähigkeit des kompositionellen Aufbaues bereits bei dem Zweiundzwanzigjährigen ausgebildet war. Nicht zu verkennen in ihrem Zeitcharakter ist die Großzügigkeit der Silhouettierung, durch welche die Einzelgestalt hervorgehoben und umrissen wird, und die Verflechtung der so entstehenden Linien und Flächen zu einem kontrastreichen, kontraststarken Ganzen. Dieses frühe Bild, im Äußerlichen der Handschrift an Werke Munchs erinnernd, zeigt doch schon die Eigenart und die besondere Stärke von Haueisens Kunst, die gerade in der Herausarbeitung energischer Gegensatzwirkungen immer wieder ihr eigentliches Thema finden sollte. Den vollen Akkorden, die hier gleichsam zur Probe angeschlagen wurden, folgen dann Versuche, an landschaftlichen und figürlichen Gegenständen der Heimat der Grundlagen plastischer und räumlicher Komposition durch die Farbe mächtig zu werden, die Gefahr dekorativer Flächigkeit und damit der Festlegung im „Kunstgewerbe" zurückzudrängen. Dann, mit der Aufnahme der persönlichen Beziehungen zu Thoma, macht sich dessen Einfluß fühlbar, ebenso aber auch der Gegensatz der beiden Naturen. Es entstehen breit ausholende Schwarzwaldlandschaften, aber diese Motive stiller Gebirgswiesen und klarbesonnter Hochtäler zeigen nicht die kristallreinen Horizonte und das gelassene Veratmen des Geländes wie bei dem Meister selbst, sondern eigenartige Spannungen und Verschiebungen zwischen körperhaften, flächigen und linearen Formen. Man merkt wohl, daß die Stille dieser Welt auf nur zeitweiliger Bändigung beruht. Immerhin ist die Annäherung an Thoma in dieser Zeit verhältnismäßig stark, der Versuch, der „Einfach-

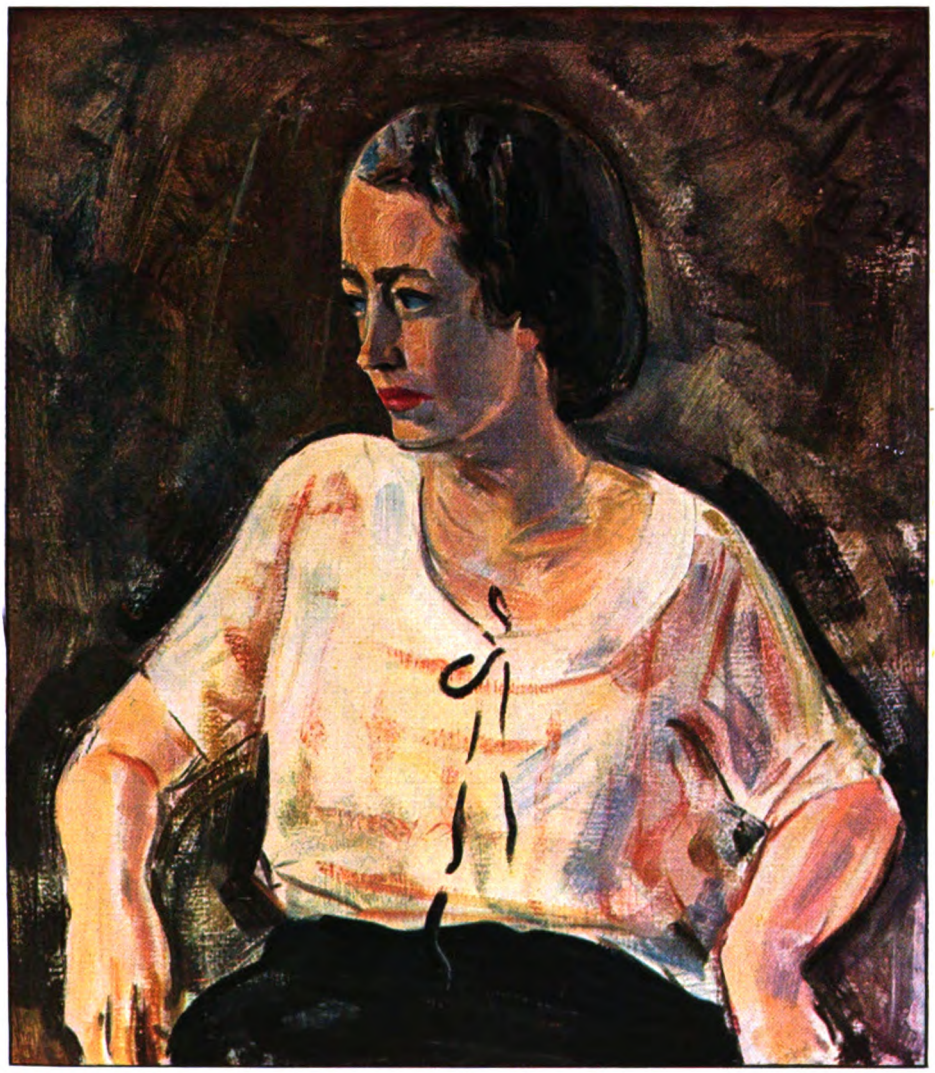
Digitized by Google

Blumen. Gemälde von 1927

heit" dieses Mannes nahezukommen, durchaus ernsthaft, wie Bildnisse des Malers mit seiner Gattin und dieser allein, dann aber auch ein Gemälde des Bernauer Tals von 1904, das hier wiedergegeben ist, beweisen. Sogar in diesen Stücken jedoch fällt die Eindringlichkeit der plastischen Motive auf, etwa der Hände oder eines Armes oder wie hier der Häusergruppe des Vordergrundes. Ihre stärkste Steigerung findet diese Anlehnung an Thoma kurze Zeit vorher in dem schönen Porträt des Bruders, das besonders auf die Wirkung des schlichten Umrisses und der Senkrechten und Wagrechten in der Komposition gestellt ist, wie sie für den Lehrer charakteristisch war.

Auf die Dauer freilich konnte Haueisen nicht in dieser Bahn bleiben, dazu regten sich gerade seine auf malerische Bewegtheit und die plastische Ausdeutung farbiger Kontraste gestellten Anlagen zu stark in ihm. Ja man kann nicht einmal sagen, daß die Werke, welche er, etwa beginnend mit der in München 1904 ausgestellten „Villa Madama bei Rom" schuf, irgendeine erkenntliche Verbindung mit Thoma zeigten, so sehr ist hier alles Flüssigkeit der Farbe, Breite des Pinselstriches, Energie der zusammengeballten Formen. Das „Innere einer Scheuer" aus dem Jahr 1905 und eine Reihe mächtig aufgebauter Stilleben, für die schon äußerlich die Massen großer Blumenbüsche bezeichnend sind, zeigen die Eigenart des nun gereiften Künstlers. Gelegentlich allerdings, bei schwächeren Stücken, bleibt diese Großzügigkeit auch in der Flächigkeit dekorativer Gebärde stecken, deren Gefahren dann wieder in andern Arbeiten

Digitized by Google

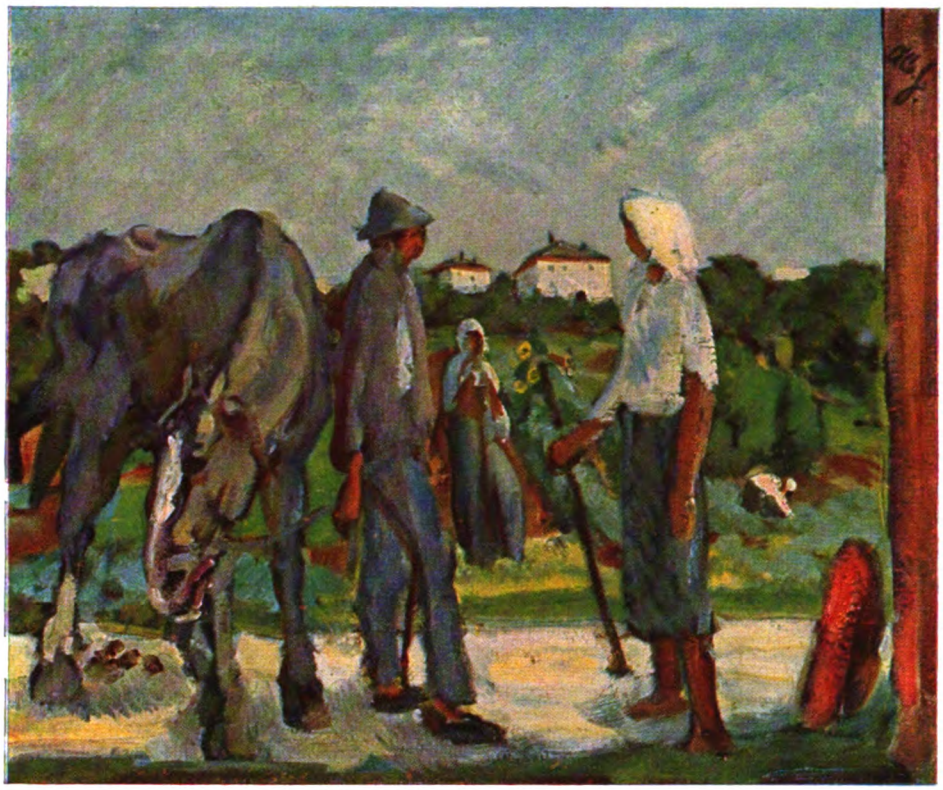


Bildnis. Gemälde von 1924

instinktiv entgegengetreten wird. So malt der Sechsunddreißigjährige ein meisterliches Atelierstilleben, worin Möbel, Hut, Pinseltöpfe, Zeitungen und Palette in unübertrefflicher Sachlichkeit bis ins einzelne ihrer Gestalt verfolgt werden. Um dieselbe Zeit dann, um 1907 bis 1908, taucht ein Formmotiv auf, das für Haueisens Malerei von wesentlicher Bedeutung in der Zukunft werden sollte, die Ausdruckstendenz der bewegten Linie. Es ist wohl kein Zufall, wenn gerade in den Landschaften, die dieses Motiv stark herausarbeiten, die Felder und welligen Gelände um das heimatliche Jockgrim eine beherrschende Rolle spielen.

Mannigfache Umstände, die mit dem Krieg zusammenhingen, veranlaßten den Maler, eine Umsiedelung vorzunehmen. Haueisen zog nach Frankfurt. Und mit diesem Aufenthalt, der während des Krieges dauerte, beginnt ein neuer Abschnitt seines Schaffens. Er wird so Anlaß zu einer besonderen Verfeinerung und Veredelung der malerischen Mittel, einer Erziehung der künstlerischen Sinnlichkeit zur zurückhaltenden und mehr diskreten Wirkung, ohne daß man sagen könnte, der ursprünglichen Breite und Saftigkeit des Vortrags geschehe dadurch Eintrag. Haueisens Künstlertum gewinnt in dieser Zeit einen weltmännischen

Digitized by Google



Pfälzer Bauern. Gemälde von 1918

Einschlag, der ihm sehr zum Vorteil gereichen sollte. Ein besonders schönes Beispiel dieser malerischen Reife gibt ein Frauenporträt von 1916 im Besitz der Karlsruher Kunsthalle, das verwandte Züge zu dem hier abgebildeten mit dem gerafften Umhang enthält.

Im Jahre 1919 erfolgt dann die Berufung an die Karlsruher Akademie, welche eine neue Ausweitung seiner künstlerischen Vorsätze und Fähigkeiten mit sich brachte. Insbesondere kommt nun eine Wendung zu repräsentativen Aufgaben größeren Umfangs und zum Entwurf zyklischer Kompositionen. Wieder gibt ihm die nahe heimatliche Landschaft Jockgrims entscheidende Befruchtung: auf der „Großen Deutschen Kunstausstellung", die in Karlsruhe 1923 stattfand, überraschen Haueisens mächtige „Ernte"-Bilder durch den ungewöhnlichen Schwung ihrer weitausholenden Rhythmen, die ungesuchte Energie ihrer breiten Zusammenfassung.

Es folgen daraus eine Reihe bedeutender monumentaler Aufträge: die Schöpfung des Altars in der Karlsruher St. Konradskirche, dann die malerische Ausschmückung im Innern des Neubaues der „Rheinischen Kreditbank" und Wandgemälde mit Darstellung der Jahreszeiten in der Technischen Hochschule zu Karlsruhe. Die Krönung dieser Monumentalarbeiten bringt die jahrelang dauernde und erst 1929 endgültig abgeschlossene Umgestaltung und Ausmalung der katholischen St. Peter- und Paulskirche in dem Karlsruher Vorort Mühlburg, die als einer der interessantesten und bemerkenswertesten Versuche moderner Kirchenmalerei in Deutschland gelten darf. Besonders hervorzuheben ist hier nämlich, daß der Maler über die Schmückung der Wand hinausgreift in den Raum, daß durch Änderung der Lichtzufuhr, geeignete Fassung von Altären und Mobiliar, durch überlegte Steigerung der Farben- und Lichtstärke von den Nebenräumen her zu den Hauptteilen der Kirche aus einem normalen Bau im Renaissancestil vom Ausgang des 19. Jahrhunderts eine mächtige Gesamtwirkung herausgeholt wird, mit der der ursprüngliche Zustand in keiner Weise zu vergleichen ist. Hierbei zeigt der Kreuzweg an den Wänden

Digitized by Google

der Seitenschiffe bei fast nicht zu überbietender dramatischer Gewalt der Passionsschilderung eine große Sparsamkeit in der Verwendung der malerischen Mittel, da der Grundton der Gemälde in einem gedämpften Grau gehalten ist, um eine Konkurrenz der Wirkung mit Hauptschiff und Altarraum zu unterbinden.

Verkehrt aber wäre es nun, anzunehmen, daß diese monumentalen Aufgaben den Stil Haueisens eindeutig bestimmt und, wenn man so sagen darf, in der großen Geste eingefangen und gefesselt hätten. Vielmehr gelang es dem Künstler überraschend gut, den besonderen Charakter des Staffeleibildes in einer Reihe von Stilleben und Bildnissen herauszuarbeiten. Gerade jetzt erwarb er die Fähigkeit, mit einem denkbar geringsten Aufwand von Mitteln eine sinnliche Nähe und suggestive Körperlichkeit seiner Motive und Gestalten zu erzielen, die zur denkmalhaften Kühle und Distanz der Monumentalgemälde in größtem Gegensatze steht. In den Stilleben ist die pompöse Üppigkeit der Sonnenblume, die ihn anregt, das naßquellende Rot und Gelb eines gewaltigen Stückes Ochsenlende, und im Bildnis erreicht seine Kraft, Licht, Farbe und lineare wie räumlich gestaltende Funktion der Geste und Haltung zu einem unzerreißbaren Komplex zusammenzufassen, einen Höhepunkt. Diese letzten Werke beweisen, daß Haueisen der Gefahr, in einer erfolgreichen Manier seine Unmittelbarkeit zu verlieren, dieser Gefahr, die seiner sehr großen technischen Begabung wohl näher lag wie so manchem anderen Maler, endgültig entronnen ist und seinen Weg als Künstler auch mit einem Achtung gebietenden Gesamtergebnis abschließen wird.

Es hat nicht allzuviel Zweck, wollten wir nun den Anregungen, die Haueisen von andern bedeutenden Künstlern außer seinem Lehrer Thoma empfangen hat, im einzelnen nachgehen. Wichtiger ist, einzusehen, daß der Vielfältigkeit der Anregungen ein unerhört starker Trieb, das Leben in seiner Breite, in seiner Üppigkeit und Fülle zu er-

Ernte. Wandgemälde im Studentischen Tagesheim der Technischen Hochschule, Karlsruhe

Digitized by Google

Heimkehr. Gemälde

faſſen, zur Urſache ward, und daß es ſehr verkehrt wäre, die Entwicklung Albert Haueiſens als eine weſentlich artiſtiſche, im Äſthetiſchen ſich erſchöpfende aufzufaſſen. In den Schwächen wie in den Gipfeln ſeiner künſtleriſchen Leiſtung wird man den Geiſt der heimatlichen Landſchaft, der pfälziſchen Rheingegenden nicht verkennen, deren blütenüberſchütteten Frühling, deren glühenden Sommer und im Fruchtſegen gewaltigen Herbſt er mit Gewiſſenhaftigkeit und Inſtinktſtärke darzuſtellen nicht müde wurde.

Digitized by Google

Der Besuch

Novelle von Fred Hildenbrandt

Der Lehrer Johannes Übelöhr rumorte nervös in seinem kleinen Garten herum, er arbeitete ohne Rock, der Tag war warm, und er streifte ab und zu hastig seine Hosenträger über die Schultern hoch.

Es war Sonnabend nachmittag, für alle Lehrer und alle Kinder in der ganzen Welt ein wunderbarer Tag, mit seiner Aussicht auf freie Stunden ohne Zahl, auf Ausschlafen am anderen Morgen und einen ganzen Sonntag vor sich. Johannes kümmerte sich um die Radieschen und um die knallroten Tulpen, aber er bückte sich ziemlich wahllos über die Beete und war nicht recht bei der Sache.

Einige Schritte weiter auf dem Kies saß seine Tochter Lisbeth und betrachtete mit aufmerksamen Augen ihren Vater, dann und wann wühlte sie zerstreut in den kleinen Steinen und endlich konnte sie es nicht mehr aushalten.

„Du!"

Johannes sah herüber.

Er fand die großen, kugelrunden Augen von Lisbeth mißbilligend auf sich gerichtet.

„Ja?" fragte er ungeduldig und schob sich die stark gelichteten, blonden Strähnen aus der Stirne.

Lisbeth deutete düster auf seine Schultern. „Die Hosenträger!"

Johannes sah sie verständnislos an, dann lachte er. „Ach so, na, dann geh hin und hole mir den Gürtel."

Und die Lisbeth stand auf und fegte in das Haus, indessen sich Johannes die Hosenträger abknöpfte und sie auf die Bank warf, die vor dem Hause stand. Das waren nun alles so Dinge, dachte er ein wenig verstimmt, das waren nun alles so Dinge, in denen er gewohnt war, nachzugeben, und er mußte sich gestehen, daß ihm in manchen Fällen dieses Nachgeben genützt und wenigstens in keinem Falle geschadet hatte. Was jedoch diesen Fall mit den Hosenträgern betraf, so rebellierte er in seinem Innern auf das heftigste, denn es war nicht einzusehen, warum ein Lehrer auf dem Lande, wenn er am Sonnabend nachmittag in seinem Garten zu arbeiten hatte, nicht in Hosenträgern arbeiten konnte.

Nein, er konnte es nicht, denn ein braunhaariges, schlankes Wesen mit Namen Gertrud Übelöhr, vormalige Gertrud Damschke, Ehefrau des Lehrers Johannes Übelöhr, wollte es nicht, daß ihr Mann, so er den Rock ablegte, in Hosenträgern herumlief.

Sie hatte ihm einen Gürtel gekauft, einen schönen, breiten Ledergürtel mit einer Nickelschnalle.

„Es ist auch nicht unbequemer und sieht netter aus," sagte sie.

So war sie, mit ihren Einfällen und ihren Ansichten und ihrem Geschmack, und sie selber lief in ihren leichten Kleidern vorbildlich reizend in der Welt herum, und das bißchen Geld, das sie für solche Zwecke zur Verfügung hatte, wurde unter ihren geschickten Händen und unter ihren sicheren Augen zu beinahe eleganten und kostspielig aussehenden Wundern.

Das größte Wunder indes war, nicht für Johannes, aber für viele Leute, daß sie, diese hübsche Person, sich mit dem Volksschullehrer Johannes Übelöhr begnügte und in den sieben Jahren ihrer Ehe so vergnügt geblieben war, wie am ersten Tage.

Johannes war ein dünner, unansehnlicher Mensch mit dürftigen Schultern und einem vorgebeugten Gang, mit einer goldenen Brille und blaugeäderten Händen, mit einem gelichteten, blonden Scheitel und ohne Hinterkopf, ein braver und rechtschaffener Mensch, und in dieser Rechtschaffenheit und Einfachheit wäre er niemals auf den Einfall gekommen, nachzuprüfen, ob Gertrud sich herabgelassen hatte, als sie ihn nahm, ob er ihrer würdig wäre und ob er sich dieses Glück und diese Frau immer wieder etwa von neuem erobern müßte.

Johannes nahm nachdenklich den Gürtel aus den Händen seiner Tochter, nicht ohne einen Augenblick kopfschüttelnd diese übermäßig dreckigen Kinderhände betrachtet zu haben. Aber er sagte kein Wort, weil er neben seiner Rechtschaffenheit ein Erzieher von Gottes Gnaden war und weil er insbesondere vollkommen davon überzeugt war, daß für Kinder das Sich-dreckig-machen-dürfen ein wahrhaftes und unverfälschtes Stück aus dem Paradiese bedeutete.

Lisbeth ihrerseits begab sich zufrieden und herrschsüchtig wieder zu ihrem Kies zurück.

Johannes sah ihr in heiterer Wut nach, sie steckten jederzeit unter einer Decke, diese beiden Weiber, und sie hatten eine Menge kichernder Geheimnisse miteinander, denen Johannes nicht gewachsen war.

Gertrud kam aus dem Hause. Sie sah eine Weile schweigend ihrem Manne zu und beachtete die bedeutenden und rätselhaften Blicke

Digitized by Google

nicht, die ihre Tochter zu ihr hinschickte, Johannes hingegen war plötzlich neugierig und schielte hin.

Lisbeth stand auf, schlich sich hinter dem Rücken ihrer Mutter zur Bank, wickelte heimlich die Hosenträger in ihre Spielschürze und verschwand.

Sie war sehr verdutzt, als sie wiederkam und ihr Vater sie unter der Haustüre mit einem stummen und kräftigen Händeschütteln und unter mächtigem Augenzwinkern begrüßte und dann ernsthaft wieder zu seinen Beeten ging.

Gertrud verfolgte die Zeremonie mit hochgezogenen Augenbrauen.

Aber Vater und Tochter waren versunken in ihre Arbeit, der eine mit einem Lächeln und die andere mit hochroten Backen.

Gertrud setzte sich auf das Stück Rasen am Hause. „Wann kann dein Freund kommen?"

Johannes sah zur Kirche hinüber, die Turmuhr blendete mit den goldenen Ziffern über die Gipfel der Bäume hinweg. „So gegen acht Uhr wird er hier sein." Dann bückte er sich wieder. „Ich freue mich sehr," sagte er froh.

Ja, es stand ihnen ein seltener und bemerkenswerter Besuch bevor. Friedrich Breuer kam heute abend, und damit waren eine Menge von Erinnerungen verbunden und eine Menge romantischer Geschichten. Friedrich Breuer war ein Seminarfreund von Johannes, und es war eine jener Freundschaften gewesen, in denen ein Starker einen Schwächeren begönnerte und beschützte, und welcher von ihnen der Starke und welcher der Schwache gewesen, das wußte man sofort, wenn man Friedrich Breuer ansah und wenn man auch sonst nichts von ihm gewußt hätte. Und wenn man zu diesem Anblick noch erfuhr, welchen Beruf Friedrich ausübte, war weiter kein Wort mehr über diese Frage zu verlieren.

Friedrich Breuer übte einen der modernsten und einträglichsten Berufe aus, die es zur Zeit in der Welt gab, er war Boxer, und die Liste seiner Siege konnte man in allen Zeitungen verfolgen. Diese Listen hatte Johannes, soweit er ihrer habhaft werden konnte, seit Jahren gesammelt und säuberlich eingeklebt, und auch alle Photographien, die er in den illustrierten Blättern gefunden hatte, waren dort zu sehen.

Daß Friedrich nun zu ihnen kam, war etwas, was das empfängliche Herz von Johannes rascher schlagen ließ. Nicht etwa, daß Friedrich, wie er geschrieben hatte, in seinem Auto kam, das bedeutete für Johannes nichts, nicht, daß Friedrich reich geworden war und berühmt, das gönnte er ihm, aber auch das bedeutete weiter nichts, aber daß er die weite Reise aus der Hauptstadt unternahm, um seinen Freund zu besuchen, das war das Schönste und Bedeutungsvollste, was geschehen konnte.

„Du sollst sehen," sagte er plötzlich zu Gertrud, „es wird ihm bei uns gefallen."

Sie nickte.

„Wenn ich daran denke," fuhr Johannes fröhlich fort, „daß er im Seminar der faulste und schlechteste Schüler war. Immer hatte er Krach mit jemand. Er konnte einfach nicht anders. Er war ein Rowdy erster Klasse. Man wußte keinen Augenblick, was er nun wieder vorhatte. Sie machten ihm auch das Leben schwer, kann ich dir sagen." Johannes richtete sich auf und wischte sich die Tropfen aus der Stirne. „Und weißt du, was bei all dem das Komische war? Er hatte immer nur Krach mit den Kriechern, mit den Schuften und Strebern, die wir unter uns hatten, und natürlich mit sämtlichen Lehrern, die konnte er aus Prinzip nicht leiden. Nur vor einem hatte er Respekt und den liebte er, glaube ich, sogar, das war ein Oberlehrer mit einem Klumpfuß, ein schwächlicher und kranker Mensch. Gegen den war er sanft wie eine Taube und die Höflichkeit selber."

Johannes lachte laut auf.

„Einmal sagte ihm der Physiklehrer, als Friedrich an der Tafel eine Formel nicht ausführen konnte, Breuer, sagte er, versuchen Sie doch einmal einen Faustschlag, vielleicht rührt sich die Formel. Hauen Sie zu, Breuer, vielleicht löst sie sich vor Schreck alleine. Das waren Zeiten!"

Johannes lachte schallend.

Unmotiviert wie oft und aus heiterem Himmel stimmte Lisbeth grell in das Lachen ein, hatte den blondgesträubten Kopf ins Genick geworfen und krähte mit geschlossenen Augen in den Himmel.

Dann schluckte sie und starrte zu ihren Eltern herüber.

„Kleiner Kavalier," sagte Gertrud zärtlich.

Johannes sah sie unsicher an, sollte sie die Geschichte mit den Hosenträgern bemerkt haben?

„Wir könnten ihm eigentlich ein Stück auf der Landstraße entgegengehen später, er findet es leichter," schlug Gertrud vor.

Johannes war sehr einverstanden. „Das werden wir, er freut sich sicher darüber. Aber wenn er schnell fährt, wird er uns gar nicht sehen."

„Wir stellen uns mitten auf die Straße," erklärte Gertrud.

„Jawohl," rief ihr Mann begeistert, „wir halten einfach jedes Auto an."

*

Gegen Abend brachen sie auf und gingen durch das Dorf, junge Mädchen kamen in langen Reihen Arm in Arm ihnen entgegen, die

Digitized by Google

Bauern saßen vor ihren Haustüren, sie hatten die Straßen blitzblank gefegt, und die Abendsonne vergoldete sie und ihre Häuser.

Johannes führte Lisbeth an der Hand, es konnte keine Rede davon sein, daß sie schlafen gehen mußte, wenn ein solches Fest im Anmarsch war, ein Fest, das schon mit einem Abenteuer sondergleichen begann: ein Auto auf der Landstraße anhalten!

Die Bauern riefen ihre Grüße über die Straße, und dann und wann huschte ein Kind zu ihnen her und reichte dem Lehrer mit verlegenen Zöpfen und barbarischen Knicksen die Hand.

Johannes war froh. Dies war sein Reich, und er wünschte sich nichts anderes. Dies war sein Glück, und davon hatte er geträumt.

Und nun ging er seinem Freunde entgegen, der ihn besuchen kam, und für Johannes schienen die Bäume in ihrer sterbenden Blüte heftiger zu duften, die bescheidenen Häuser schienen farbiger, und die ganze Welt war herrlicher als jemals.

So wanderten sie zu dreien Hand in Hand, ihre Fröhlichkeit ging von dem Herzen des einen durch das Herz des Kindes zum andern und kam reicher mit jedem Schritte zurück. Sie ließen die letzten Häuser hinter sich und gingen in den Abend hinaus auf die Landstraße.

Die Lisbeth stieß einen gellenden Schrei aus und deutete in die Ferne. „Ein Auto!" sagte Johannes erregt und eilte mitten auf die Straße. Gertrud stieg die Böschung hoch und brach einen Blütenzweig ab. Die Lisbeth schlenkerte vor Aufregung beide Hände auf und ab.

Ein dunkler Kasten kam näher gelärmt und Johannes trat zur Seite. Der Kreisarzt schwenkte verwundert seinen Hut und sah verdutzt zu Gertrud hinauf, die mit dem Blütenzweig in der Hand grüßte.

„Ach, Sie sind's!" sagte Johannes enttäuscht. „Wir erwarten nämlich Besuch und dachten, Sie wären es."

Der Arzt fuhr weiter, und die Lisbeth schimpfte hinter ihm her.

„Der Kreisarzt!" stieß Johannes ärgerlich hervor.

Sie liefen weiter und lange hinaus in die Landschaft und schließlich setzten sie sich müde an die Böschung.

Johannes verbarg seine Unruhe nicht. „Er wird sich doch nicht verfahren haben?"

Die Lisbeth schwenkte gereizt ihre Füße hin und her.

Nach einer Weile stand Johannes auf und kletterte einen schmalen Weg hinauf, der zum Walde führte.

Und so geschah es, daß Friedrich Breuer, der in einem Höllentempo um eine Kurve schoß, plötzlich die Bremse treten mußte und ärgerlich auf eine Frau blickte, die in einem wehenden, roten Kleide mitten auf der Straße hielt und mit einem Blütenzweig winkte.

Friedrich fuhr langsam und sagte wütend: „Ich kaufe keine Blumen."

Er wollte den zweiten Gang einwerfen, aber die Frau ging nebenher und reichte ihm den Zweig: „Ich schenke sie Ihnen, lieber Herr Breuer, und willkommen bei uns!"

Sie wurde rot.

„Friedrich! Friedrich!" schrie jemand aus der Höhe, und Johannes stolperte den Abhang herunter. Er sprang auf das Trittbrett und schüttelte dem Freunde beide Hände, Friedrich brüllte: „Mensch, Mensch, da bist du ja!" Er fuhr den Wagen zur Seite und stieg aus.

Gertrud sah ihn entzückt an. ‚Wie schön kann ein Mensch sein,' dachte sie spontan.

„Dies ist meine Frau," sagte Johannes mit glänzenden Augen.

Friedrich zog die Kappe vom Kopf und nahm vorsichtig ihre Hand. „Entschuldigen Sie, liebste Frau Übelöhr, das ist ja komisch, ich dachte, Sie wollten Blumen verkaufen! Zu komisch." Er wandte sich zu Johannes. „Überall stehen nämlich auf der Landstraße Leute und wollen Blütenzweige an die Autos verkaufen, und ich dachte wirklich —" Er schüttelte die mächtigen Schultern vor Lachen. „Ja, zu komisch, ich dachte wirklich —"

Gertrud lächelte froh zurück. „Das macht nichts, und nun können Sie mir den Zweig wirklich abnehmen."

„Das ist meine Tochter, die Lisbeth." Johannes zog das Kind hinter seinem Rücken vor, und die Lisbeth benahm sich auch, als ob sie soeben aus der hinteren Rocktasche ihres Vaters gezogen worden wäre. „Das ist die Lisbeth," wiederholte Friedrich, dann setzte er mit einem kleinen Schwung das Kind ohne weiteres in den Wagen. „Hoppla!" sagte er und hielt verdutzt inne, denn im Wagen erhob sich jemand aus dem Sitz.

„Willst du mich nicht vorstellen, Breuer?"

„Ach, du Donner!" schrie der Boxer, „natürlich will ich dich vorstellen, ich habe dich ganz vergessen, das ist meine Freundin Lucie."

Gertrud hatte schon minutenlang das schmale Gesicht angesehen, und als Lucie sich nun in ihrer ganzen Größe, ihrer schmalen, anmutigen, weichen Größe erhob, war sie für den Freund ihres Mannes tödlich verlegen, daß er sie übersehen hatte und daß er dies unbekümmert zugab.

Friedrich machte eine weite Armbewegung über die drei hin.

„Da stehen sie."

Ja, da standen sie, und mit Lucie kam eine zarte Wolke von Parfüm auf sie her-

Digitized by Google

unter aus einem hellblauen Seidenmantel, aus einem hellblauen Seidenturban und aus einem Pastellgesichtchen.

Ja, es war ein unerhörter Besuch, der da zu Übelöhrs ins Dorf kam. Die Lisbeth starrte mit offenem Mäulchen die fremde Dame an, so was Feines!

Aber es blieb den dreien nicht lange Zeit, über das Feine, das da in solchem Übermaß angekommen war, weiter zu grübeln, denn der Bozer riß die Notsitze auf. „Lucie, setz' dich mit Frau Übelöhr hinten 'rein, Johannes kommt zu mir nach vorne, und die Lisbeth nehmen wir zwischen uns."

Johannes wollte einen Einwand machen, aber Lucie war schon dabei, Gertrud in den Sitz zu helfen, und bevor sie sich alle zurechtgesetzt hatten, warf Breuer schon den Wagen an, und sie stoben dahin, und wenn die Familie vorher beinahe eine ganze Stunde unterwegs gewesen war, so brauchte sie jetzt zur gleichen Strecke einige wenige Minuten, dann fuhren sie schon durch das Dorf. Die Bauern saßen in der zunehmenden Dämmerung immer noch vor ihren Türen.

*

Johannes kam leise in die Küche und schloß die Türe hinter sich. „Was machen wir nun?" fragte er verblüfft.

Gertrud sah vom Herde auf. „Wir stellen die Liegechaise aus deinem Zimmer in seines," sagte sie verlegen.

Johannes nickte. „Und wenn — ich meine — es kann ja sein — wenn die Leute fragen sollten, du kennst sie ja, wenn der Pfarrer oder der Apotheker oder jemand, ich meine, wir müssen doch etwas sagen?"

Nun richtete Gertrud ihre klaren Augen auf ihn. „Ja, glaubst du denn, daß sie nicht verheiratet sind, Johannes?"

Johannes schwieg bestürzt.

Gertrud kam näher. „Sind sie denn nicht verheiratet?"

Johannes spielte mit einem Holzlöffel und murmelte, Friedrich habe doch gesagt, es sei seine Freundin, und man sage doch nicht von seiner Frau, dies ist meine Freundin, sondern man sage eben, dies ist meine Frau.

Es klopfte an die Tür, und Friedrich schob sich herein, er besah sich die beiden mit einem listigen Grinsen.

„Möchte euch aufklären: Offiziell den Leuten gegenüber sind wir verheiratet, damit du keine Schwierigkeiten hast, wir bleiben ja nur zwei Tage."

„Du hast gehorcht."

„Ja, zugegeben, ich habe gehorcht."

Unbekümmert sah sich Friedrich in der Küche um. „Ich hätte es euch vorher schreiben sollen, daß Lucie mitkommt."

Johannes schlug mit dem Löffel auf den Tisch. „Lieber Gott," sagte er wütend, „was soll das alles eigentlich heißen, du bist da und du kannst machen, was du willst. Solange ihr hier seid, wird uns ja niemand besuchen, und wenn jemand kommt, seid ihr Herr und Frau Breuer. Und überhaupt, wir werden uns verhalten, wie wir wollen, und das geht niemand etwas an. Wir stellen dir meine Chaise noch ins Zimmer, nicht wahr? Und jetzt wollen wir essen und eine Flasche Wein trinken, das ist viel wichtiger." Johannes zog seinen Freund aus der Küche.

„Ich war tatsächlich einen Augenblick unsicher, wie wir es machen," gestand er draußen. Friedrich öffnete die Tür zu seinem Zimmer, und Johannes wandte sich rücksichtsvoll ab, denn er sah Lucie in blauem Schlüpfer und einem Büstenhalter stehen, sie kam aber sorglos näher und fragte neugierig: „Was ist los, ich bin noch nicht fertig."

Friedrich legte ihr feierlich die Hand auf den Kopf. „Du bist Frau Breuer, verstanden?"

„Was bin ich?" Lucie schaute fragend zu Johannes.

Der zwang sich in diesen Augenblicken mit aller Gewalt, nicht und um keinen Preis auf Lucies Beine zu blicken, obwohl dieser Blick nichts Schlimmeres gewesen wäre, als der uralte Männerblick, den jede Frau seit Jahrtausenden gewohnt ist und den sie niemals übelnimmt. Es ist nun einmal so eingerichtet, daß der Blick des Mannes angesichts eines schönen Geschöpfes unweigerlich zu den Beinen gleitet, und auch Johannes machte hierin keine Ausnahme, wiewohl er sich zusammennahm und krampfhaft Lucie in die Augen blickte.

„Friedrich meint," stotterte er, „solange Sie hier sind, wäre es — wegen der Leute —"

Lucie lachte. „Ach so, aber natürlich, gerne."

Sie warf lachend die Türe zu, und die beiden Freunde gingen in den Garten.

Friedrich sah nach seinem Wagen, der noch auf der Straße stand. „Wo soll ich ihn unterstellen?"

„Ein wunderbarer Wagen," sagte Johannes zerstreut. „Du kannst ihn im Goldenen Hirsch unterstellen."

Sie gingen, nachdem sie unter viel Umständen den großen Wagen in der Remise untergebracht hatten, durch das Dorf zurück.

Friedrich hakte sich in den Arm seines Freundes ein. „Ich könnte es hier nicht aushalten," erklärte er etwas nervös; „aber du hast es gut hier, nicht?"

„Ja, ich habe es sehr gut. Ich habe ja nichts anderes gewollt, als gerade so etwas."

Digitized by Google

Friedrich meinte: „Das kann sein, aber möchtest du nicht einmal reisen?“

Johannes nickte lebhaft. „Doch, wir reisen auch. In den Sommerferien fahren wir jedes Jahr nach dem Rhein zu meinen Schwiegereltern, nach Andernach. Vier Wochen.“

Friedrich sagte ungeduldig: „Nein, das meine ich nicht. Weiter reisen, meine ich, in die Welt, weiter fahren, in den Süden, in andere Länder. Möchtest du das nicht einmal?“

Johannes schüttelte den Kopf. „Ja, vielleicht möchte ich das auch einmal. Aber glaubst du, daß ein Volksschullehrer soviel verdient? Venedig möchte ich gerne sehen, oder auch Oslo, aber am liebsten nach Paris. Wenn die Lisbeth größer ist, das habe ich mir fest vorgenommen, fahre ich mit Gertrud nach Paris. Es gibt billige Gesellschaftsreisen. Hast du das schon gehört? Stimmt das? Man kann, sagen die Leute, drei Wochen für wenig Geld alles sehen.“

Friedrich gab keine Antwort, er pfiff vor sich hin, und Johannes kannte das, er war wieder einmal mit seinen Gedanken ganz woanders, war ungeduldig und gereizt ohne Grund.

„Ja,“ sagte Johannes fröhlich, „bevor ich alt werde, möchte ich Paris gesehen haben, es muß merkwürdig sein, wenn auf einmal alle Leute eine fremde Sprache reden. Ich kann vom Seminar her noch ganz gut Französisch. Außerdem gebe ich Nachhilfeunterricht darin.“

Der Boxer schritt schweigend mit langen Schritten vorwärts.

Aber wenn Johannes vermutete, daß seine Gedanken nicht bei der Sache waren, so täuschte er sich, denn Friedrich war sehr bei der Sache, er war zu dieser Minute versunken in der Erinnerung an einen gewissen Musterschüler namens Übelöhr, der zeit seines Lebens gewußt hatte, was er wollte, der in einer Bravheit sondergleichen seinen bescheidenen Weg gegangen war, der schon im Seminar haushälterisch mit seinem bißchen Gelde, mit seinen einfachen Kleidern und mit seinen Büchern umgegangen war und der nun als den Preis für alle Zuverlässigkeit, allen Fleiß und alle Bravheit hier saß in diesem verschollenen Erdenwinkel.

Und glücklich war. Ja, das war es. Glücklich war er.

Friedrich wurde sehr gerührt. Und er erinnerte sich an das fulminante Schlußzeugnis, das Johannes mitbekommen hatte, und gleichzeitig erinnerte er sich an sein eigenes, das von katastrophalen Bemerkungen wimmelte, und er lachte laut auf.

Johannes lachte mit. „Jetzt lachst du mich aus, Friedrich. Du hast recht. Das sind so Träume eines kleinen Schulmeisters. Aber du bist in der halben Welt gewesen, nicht? Du kennst wohl alles? Warst du auch in Paris?“

„Ja, schon viermal.“

„Venedig?“

„Ja.“

„Amerika, — da warst du wohl auch schon?“

„Ja, da will ich jetzt wieder hin.“

Johannes seufzte, dann klinkte er die Gartenpforte auf, da war der Tisch schon auf dem Rasen gedeckt, die kleine Lampe blühte in vielen Farben aus der Dunkelheit, und die beiden Frauen saßen schon bereit.

Lucie kam ihnen entgegen. „Breuer, die Lisbeth hat mir gesagt, daß sie dich lieber hat. Und ich rieche ihr zu stark. Und sie gibt nicht gerne Küßchen. Und zu Abend beten tut sie nur mit ihrer Mutter.“

Gertrud sagte verlegen: „Morgen abend wird sie auch mit Ihnen zu Abend beten, und ein Küßchen werden Sie auch noch bekommen, sie ist nämlich hierin kein Charakter.“

Nach dem Abendessen griff Lucie plötzlich über den Tisch und nahm Friedrich das Weinglas weg. „Du weißt doch, daß du nicht viel vertragen kannst.“

Der Boxer sah sie unfreundlich an.

Lucie wandte sich an Johannes. „Natürlich kann er Wein vertragen, müssen Sie wissen, aber nicht zwischen den Kämpfen, wenn er im Training ist. Da soll er keinen Tropfen anrühren. Außerdem ist er komisch, wenn er getrunken hat. Er wird bösartig.“

Der Lehrer horchte auf. „Hast du wieder einen Kampf vor?“

Friedrich schob die Unterlippe vor und sagte mürrisch: „Ja, gegen Küchenmeister in Dortmund. In acht Tagen.“ Er sann vor sich hin.

Da sagte Lucie scharf: „Es ist einer der härtesten Gegner, die er bisher gehabt hat. Und da reißt er aus dem Training aus, fährt davon, sein Trainer ist außer sich und sein Manager tobt. Sie glauben nicht, was ich mich gegen diese blödsinnige Reise gewehrt habe. Sie kann sein Ruin sein. Wenn er gegen Küchenmeister verliert, unterschreiben sie ihm den amerikanischen Vertrag nicht.“

Lucie warf erbitterte Blicke auf den Boxer.

Gertrud und Johannes saßen höchst verlegen. Ja, was sollten sie dazu sagen?

Gertrud sah verwundert, wie sich das schöne Gesicht von Lucie verändert hatte, die Backenknochen traten vor und waren scharf geworden, die Augen waren zugekniffen, und der bemalte Mund zeigte beinahe keine Lippen mehr, ihre Hände spielten gereizt mit der Tischdecke.

Friedrich sah in die Lampe. Dann sagte er langsam und deutlich: „Wenn du deine verdammte Schnauze nur halten würdest und mich in Ruhe lassen!“

Digitized by Google

Fassungslos starrte Johannes ihn an.

Lucie lachte, aber es war bei Gott ein höhnisches Lachen, und es ging den beiden durch Mark und Bein, der Abend war wie zerstört und verrostet, und Johannes suchte in gräßlicher Verlegenheit ein paar Worte, die alles gutmachen könnten.

Was war plötzlich in diese Menschen gefahren und wie redeten sie zusammen?

Endlich faßte er sich. „Nun ja," sagte er leise, „du mußt ja wissen, was du tun mußt. Ich freue mich jedenfalls, daß du einmal hier bist." Sie schwiegen. „Und es wäre mir nicht recht, wenn du durch diesen Besuch einen Verlust hättest," schloß er. Unsicher sah er zu Lucie hinüber. „Vielleicht tut es ihm ganz gut, wenn er einmal ausspannt."

Lucie nahm ihren Schal am Halse zusammen. „Haben Sie eine Ahnung," sagte sie spöttisch, „ausspannen im Training, wer hat je sowas gehört! Arbeiten soll er." Dann beugte sie sich über den Tisch. „Du weißt doch ganz gut, daß Küchenmeister seit zwei Jahren auf dich wartet? Weißt du das nicht mehr?"

Friedrich zuckte die Achseln. „Laß ihn doch warten, länger als zwei Runden braucht er nicht zu warten, dann weiß er Bescheid."

Das Mädchen schnippte mit den Fingern.

„Dummes Frauenzimmer!" knurrte Friedrich.

Jetzt stand Johannes auf. „Aber was ist denn auf einmal los mit euch beiden? Wir haben uns — — —"

Der Boxer unterbrach ihn. „Ach was, gar nichts ist los, hol' noch eine Flasche. Der Wein ist gut. — Der ist aus Ihrer Heimat?"

Gertrud nickte schüchtern. „Ja," sagte sie bekümmert.

Und indessen Johannes eine Flasche holen ging und Friedrich auf den Tisch trommelte und Lucie mit der Zunge zwischen den Lippen spielte, versuchte sie vergeblich, ihr Gleichgewicht wieder zu finden. Es war das erstemal in ihrem sanften und wohlerzogenen Leben, daß sie zwei Menschen die Beherrschung verlieren sah miteinander und daß sie hörte, wie an ihrem Tische Ausdrücke fielen, die sie nur aus der Ferne und bei Leuten kannte, mit denen sie noch nichts zu tun gehabt hatte.

Sie tranken die zweite Flasche leer, und Johannes freute sich unwillkürlich, daß sein Freund ungefähr dreiviertel der Flasche in Anspruch nahm und also von seiner Borstigkeit und seinem Eigensinn anscheinend nichts in den Jahren eingebüßt hatte.

Nach einer Weile sagte Johannes: „Wenn ihr nichts dagegen habt, machen wir noch einen kleinen Spaziergang auf den Berg."

Der Boxer erhob sich erleichtert. „Jawohl, gehen wir auf den Berg."

Die beiden Frauen räumten den Tisch ab, und Friedrich nahm seinen Freund auf die Seite. „Schaff' mir bloß das Mädchen ein bißchen vom Halse. Rede ihr zu, sie soll mich in Ruhe lassen."

Johannes versprach es.

„Sie muß mich wenigstens in diesen zwei Tagen in Ruhe lassen," flüsterte der Boxer rasend, „verstehst du, mir ist ohnehin nicht vergnügt zumute. Ich will nichts sehen und nichts hören. Satt bis an den Hals habe ich den Dreck. Das kann ich dir sagen. Sie macht mich verrückt. Ich wollte sie gar nicht mitnehmen, aber sie wäre mir nachgefahren."

Und der kleine Lehrer Übelöhr nahm seinen riesigen Freund am Arm und ging mit ihm auf und ab. „Mach' dir nichts draus," tröstete er, „du hast immer solche Stimmungen gehabt, das kenne ich an dir. Im Seminar, weißt du noch? Laß dich ja nicht unterkriegen. Du bist ein Sanguiniker und — — —"

„Was bin ich?"

„Ein Sanguiniker," erklärte Johannes bestimmt. „Das ist ein Mensch, der mal so ist und mal so, dem es aber zuletzt immer gut geht. So einer bist du. Das geht vorüber. Und schließlich liebt sie dich sicher und hat Angst um dich."

Friedrich lachte leise. „Mich lieben auch noch andere, Gott sei Dank, Johannes, darauf kannst du dich verlassen. Ich weiß nicht einmal, warum ich gerade sie mitgenommen habe. Ich Rindvieh."

Johannes blieb verdutzt stehen. „Was sagst du da, du hast viele Freundinnen? Und du hättest einfach eine andere mitnehmen können? Junge, Junge!"

Johannes kicherte vor sich hin.

Ja, das war schon im Seminar so gewesen, und viele Geschichten gingen da um von Friedrich Breuer und seinen Mädchen. Und indessen sich Johannes in solche Erinnerungen versenkte, erschien ihm diese ganze Geschichte heute abend nicht mehr des Aufhebens wert. Wie oft war Friedrich in solche Abenteuer verwickelt gewesen, in komische und auch schlimmere, und bei manchen von ihnen hatte der starke Mensch gezittert vor Depressionen, das hatte aber niemals länger gedauert als einen einzigen Tag. Frauen hielt er nicht stand, das wußte Johannes, das war von jeher so gewesen und würde weiter so sein, und also hatte es auch keine tiefere Bedeutung.

„Ich werde ihr wirklich zureden," sagte Johannes entschlossen, „kümmere dich nicht um sie, du sollst dich hier erholen, weiter nichts."

Und als die beiden Frauen aus der Haustüre kamen, rief Johannes Gertrud zu, sie möge mit Friedrich vorausgehen und ihm den Weg zeigen, er selber wolle mit Lucie nach-

Digitized by Google

kommen, am Aussichtshäuschen sollten sie warten.

Friedrich ging neben Gertrud durch das Dorf, und sie wanderte beklommen neben ihm her, kaum reichte sie ihm unter die breiten Schultern, sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und suchte vergebens nach einigen Worten, mit denen sie dem Freunde ihres Mannes Freude machen konnte.

Aber er schien keinen Wert auf eine Unterhaltung zu legen, schweigend schritt er aus und steckte sich nach einer Weile eine Zigarette an.

„Das darf sie auch nicht sehen, sonst keift sie wieder," knurrte er und stieß sich den Rauch um die Nase.

Gertrud seufzte. Dann versuchte sie es. „Muß man denn auf so viele Dinge verzichten, wenn man Boxer ist, darf man nicht trinken und nicht rauchen?"

Friedrich räusperte sich. Dann schob er seinen Arm unter den ihren und sie schrak zusammen. „Man darf nicht trinken und nicht rauchen und nicht lieben," erklärte er grade heraus, „man muß viel schlafen, richtig essen und trainieren, das ist alles. — Und dann," ergänzte er grimmig, „wenn man dann im Ring steht, muß man schlagen und geschlagen werden."

Sie hatte kein Wort von dem gehört, was er gesagt hatte, denn sie fühlte dicht an ihrem Arme und an ihrer Seite seine mächtigen Muskeln und ihre Bewegung und sie erinnerte sich an den Arm ihres Mannes, wenn sie auf diese Weise zusammengingen.

Nein, es war keine Sinnlichkeit, die sie erregte, davon wußte sie in diesem Augenblicke wenig, obwohl sie es zuweilen ganz gut wußte, aber es war der Urgrund aller Sinnlichkeit, auf welchem sie jetzt am Arme dieses Mannes in die Nacht hinauswanderte. Dieser schöne und starke Körper neben ihr in seinem Spiel der Muskeln, in seinem leichten Gang und seiner tierhaften Anmut, in seinen weichen und beinahe zärtlichen Bewegungen.

Manchmal drückte Friedrich mitten in der Rede seinen Arm enger an die Frau, er dachte sich nichts dabei. „Zuerst, als ich anfing, machte ich es mit dem Geschlagenwerden, wir nennen es Nehmen, denn der eine kann nicht gut nehmen und der andere kann es. Ich ließ auf mir herumprügeln, und da fiel es allmählich auf, daß mich keiner zu Boden brachte. Das ist schon sehr viel in unserem Berufe. Meine Nase ist zweimal gebrochen, einmal mein linker Daumen, aber zu Boden kam ich nicht. Und das war mein Glück. Da machten sie sich an mich heran und nahmen mich vor. Und dann lernte ich das andere, das Schlagen. Und das haben sie mir gründlich beigebracht."

Gertrud hörte noch immer nicht, was er sagte. Es war ihr zuerst wunderlich zumute gewesen und zuletzt etwas beklommen, als sie den Druck seines Armes wieder und wieder verspürte, sie wagte schließlich kaum zu atmen, der Duft der Bäume und der Wiesen bedrängte sie, der starke Geruch des Waldes kam aus der Höhe ihnen entgegen, die Sterne schimmerten über ihren Köpfen, und unten im Tale sahen sie die wenigen warmen Lichter des Dorfes heraufglänzen.

Friedrich stieß vergnügt beide Fäuste hoch, als ob er den Sternenhimmel ein wenig lüften wolle. „Ach!" rief er. Dann zog er plötzlich seine Jacke aus und reichte sie Gertrud. „Ich gehe lieber so," sagte er unbekümmert und stieg bergan.

Gertrud hielt verblüfft die Jacke etwas von sich ab, dann nahm sie die Jacke gehorsam an ihre Hüfte. ‚Er ist es mit Lucie so gewohnt,' dachte sie nachsichtig, ‚und warum soll ich ihm schließlich nicht seine Jacke tragen?' Aber als sie sich vorstellte, daß Johannes einmal auf denselben Einfall kommen würde, mußte sie lachen.

Friedrich war einige Schritte vorausgegangen, nun wandte er sich um, sie sah den hellen Umriß seiner Schultern. „Haben Sie gelacht?" fragte er, „das ist hübsch. Es ist das erstemal, daß ich Sie richtig lachen höre, schade, daß es dunkel ist, ich hätte es auch gerne gesehen. Macht Ihnen das schnelle Steigen Mühe? Ich kann auch langsamer gehen. Passen Sie, bitte, auf, daß die Brieftasche nicht aus dem Rock fällt."

Und sie hörte sein tiefes und ruhiges Atmen sich entfernen.

‚Lieber Gott,' dachte sie jetzt ärgerlich, ‚ich werde schon auf seine Brieftasche aufpassen.'

Sie kamen an die erste Serpentine, und dort wartete der Boxer auf sie.

„Ich gehe nicht gerne Serpentinen, das ist langweilig, wenn Sie können, klettern wir quer durch den Wald den Berg hoch."

„Wird es nicht zu dunkel sein?" fragte sie schüchtern und etwas außer Atem.

„Ich fasse Sie an der Hand, kleine Frau," gab er gönnerisch zur Antwort. Und schon war er über dem kleinen Graben und reichte ihr die Hand herüber; sie kam gar nicht dazu, sie abzulehnen, denn Friedrich riß sie mit einem Schwung auf seine Seite.

Gertrud stieß einen kleinen Schrei aus. „Ich glaube, die Tasche ist in den Graben gefallen."

Friedrich schüttelte den Kopf. „Kinder, Kinder," brummte er verweisend und stieg hinunter und kramte auf dem Grund des Grabens herum, bestürzt folgte Gertrud nach, sie krochen gewissenhaft durch das Gras und tasteten hin und her, bisweilen trafen sich ihre Hände, bis-

Digitized by Google

weilen streiften ihre Haare sich, und einmal rannten sie mit den Schultern heftig aneinander. Schließlich fand Friedrich die Tasche, und Gertrud sammelte ängstlich die Papiere auf, die herausgefallen waren.

Dann setzte sich Friedrich auf den Grabenrand und wischte sich über die Stirne. Sie kniete noch unten zu seinen Füßen und fuhr sich ebenfalls über die erhitzte Stirne.

Er reichte ihr sein Taschentuch. „Ihr habt ja doch keins bei euch, wenn ihr euer Täschchen nicht habt."

Gertrud war etwas verletzt, wie er mit ihr umging, aber zugleich konnte sie sich eines ganz kleinen und behutsamen Entzückens nicht erwehren. Nun kletterten sie kreuz und quer durch den Busch, zwischen Baumwurzeln und Farnkräutern hoch, manchmal spürte sie seine barbarische Körperkraft, wenn er sich mit einer Hand an einem Ast festhielt und sie mit der anderen sanft und mühelos zu sich heraufzog. Die ganze Sache machte ihr unendliches Vergnügen, obwohl sie spürte, daß Dornen und kleine Zweige ihre Strümpfe zerrissen und daß ihre Beine von der Anstrengung schmerzten. Sie trug immer noch getreulich seine Jacke und sie fand es vollkommen in Ordnung, daß er noch nicht einmal das Anerbieten äußerte, ihr dieses lästige Bündel abzunehmen. ‚Wer so stark ist,' dachte sie einfach, ‚dem kann man dienen.'

Wieder trafen sie auf die Straße, und Gertrud hoffte sehr, daß er nunmehr seine Abneigung gegen Serpentinen überwände, aber schon überquerte er den Weg und begann den nächsten Hang zu ersteigen.

Als sie zum zweiten Male wieder auf die Straße trafen, blieb sie stehen, und es war ein unverhohlener Trotz in ihrer Stimme, als sie erklärte: „Jetzt kann ich wirklich nicht mehr."

Er kam zu ihr heran und starrte ihr enttäuscht ins Gesicht. „Sie können nicht mehr?" Dann wurde er freundlicher. „Nun ja," gab er zu, „es war schon alles mögliche, daß Sie bis jetzt mitgemacht haben. Lucie hätte schon längst gebrüllt. Glauben Sie, die steigt mal mit mir auf eine Ruine, wenn wir von der Landstraße eine sehen? Sie denkt nicht daran. Sie ist faul. Und dumm ist sie auch."

Mit einem Seufzer drehte er sich zum Gehen, und Gertrud nahm die Jacke auf den anderen Arm, der noch nicht abgestorben war, dann sagte sie sanft: „Wenn wir die Serpentinen gegangen wären, könnten wir schon bei der Ruine sein."

„Was sollen wir da?"

Gertrud sah verblüfft zu ihm hin. „Aber ich denke, Sie haben Ruinen gerne?"

Friedrich blieb stehen. „Ich? Ruinen? Ach so, Sie meinen, weil ich eben von Lucie — nun ja —" Er lachte. „Wissen Sie, ich mache mir nicht viel aus Ruinen. Ich möchte auch wissen, warum ich mich plötzlich für Ruinen interessieren sollte. Nein, ich wollte Ihnen nur erklären, warum mich Lucie nervös macht. Verstehen Sie, wenn sie nur ein einziges Mal zu etwas, was ich will, ja sagen würde, zum Beispiel mit so einer Ruine unterwegs, wenn sie sagen würde, ja, los, wir steigen hinauf, das wäre nett von ihr. Glauben Sie, ich würde wirklich hinaufsteigen?"

Gertrud fand sich nicht gleich zurecht mit diesem etwas gewaltsamen Beispiel, aber sie fühlte wohl, wie vergnügt man mit diesem Jungen sein konnte, und sie fühlte auch, daß diese Fröhlichkeit eine andere war, als die gemessene und überlegene Fröhlichkeit ihres Mannes.

Friedrich ging nun mit ihr die Straße entlang, und nach einer Weile kamen sie an die Ruine, die ihre dunklen Steinscherben mit zerbrochenen und zerzackten Rändern vor den Sternenhimmel hielt, und es überraschte sie nicht im geringsten, daß Friedrich unverzüglich daran ging, die alten Mauern zu erklimmen. Sie sah ihn an den Steinen hochklettern.

„Fallen Sie bloß nicht herunter," ermahnte sie ihn mütterlich, aber sie hatte keinen Augenblick lang eine Befürchtung, daß er herunterfallen könnte, und auch er schien nicht dieser Meinung zu sein, denn er rief zurück: „Wenn ich oben einen Sitz finde, hole ich Sie hinauf."

Gertrud setzte sich einstweilen auf einen Stein und erholte sich.

Die Ruine stand weit vorgeschoben auf einer schmalen Terrasse des Berges, unten rauschten die Wipfel der Wälder, am Tage überblickte man das ganze Tal weit hinaus, jetzt glitzerten nur aus einsamen Gehöften die Lichter aus dem blauen Nachtnebel herauf.

Sie sah verträumt in den Abend.

‚Mit welchem Fanatismus er sich erholt und vergnügt,' dachte sie froh. Beinahe wie die Lisbeth, die augenblicklich und unverzüglich sich mit ihrer ganzen, kleinen Person hineinstürzte, wo nur etwas los war. Und in aller Unschuld überlegte sie sich, was für ein Kind die Lisbeth wohl geworden wäre, wenn ihr Vater nicht Johannes, sondern Friedrich hieße. Es war nicht auszudenken, wahrscheinlich läge sie schon längst im Grabe vor Aufregung und Kummer.

„Gertrud!"

Sie fuhr auf und erschrak heftig, es war zum ersten Male, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte.

„Ich komme hinunter und hole Sie, es ist wunderbar hier oben."

Gertrud nickte.

„Hallo! Wollen Sie nicht? Wo stecken Sie?"

Digitized by Google

„Hier bin ich!“ rief Gertrud schnell, „kann ich wirklich hinaufkommen? Ich werde aber leicht schwindlig.“ Sie hörte ihn herunterklettern. Dann sprang er vom letzten Mauerabsatz ab und kam weich wie eine Katze auf den Boden.

„Also kommen Sie.“

Zunächst mußte sie sich nahe an das Gemäuer stellen, dann faßte er sie kurzerhand um die Hüfte und stellte sie wie eine Puppe auf den ersten Absatz, sie drückte die Jacke ängstlich an sich. Er stieg neben sie und half ihr weiter, es war gar nicht schwierig, und jetzt fiel ihr ein, warum sie eigentlich niemals auf den Einfall gekommen war, bei ihren vielen Ausflügen hierher einmal hinaufzuklettern, zumal sie gar nicht schwindlig war, sondern nur ein bißchen damit kokettiert hatte. Aber wie hätte sie jemals auf einen solchen Einfall kommen können, nicht einmal die Lisbeth hatte solch abenteuerliche Ideen, von Johannes gar nicht zu reden.

Nun saßen sie oben zwischen einer Fensteröffnung nebeneinander und ließen die Beine über einen Abgrund hängen, dessen Tiefe sie nicht erkennen konnten, aus dem aber drohend die schwarzen Gipfel der Tannen heraufkamen und sich hin- und herwiegten.

„Schön ist das,“ sagte Friedrich befriedigt. Er verschränkte die Arme und lehnte sich zurück.

Gertrud saß steif aufgerichtet wie in einer Schulbank, sie hatte die Jacke sorgsam im Schoß und darüber die Hände gefaltet, der zarte Nachtwind wehte ihr die Haare in die Schläfen, sie saß ein wenig erregt und beklommen, wer hätte sich jemals träumen lassen, daß sie hier einmal in der Nacht säße?

„Wissen Sie,“ verkündete Friedrich plötzlich, „das Leben ist doch verdammt schön!“ Und er deutete mit einer vagen Handbewegung in die Tiefe.

Ja, dazu war nichts zu sagen, das Leben war schön, und Gertrud saß wunschlos in diesem Abenteuer.

Und das Leise und Bebende begann mit einem Male sich in ihr zu regen, das Rätselhafte und immer Gleiche, das Uralte und Unbestimmte, mit einem Male wurde ihr Gesicht brennend heiß, ihr Herz begann schneller zu schlagen, und ihre Hände wurden wärmer, sprachlos über sich selber hielt sie unter diesem Überfall still und erduldete ihn. Sie wagte kaum zu atmen und sie hielt ihre Augen krampfhaft in die ferne Dunkelheit gerichtet. Sie brauchte keineswegs mit sich zu ringen und mit sich zu rechten, denn sie wußte für die unbekannte Süßigkeit, in die sie plötzlich getaucht war, keinen Namen und sie überließ sich diesem Gefühl, ja, sie wagte sich übermütig einen Schritt weiter darin und wäre beinahe von ihrem Sitz gefallen, zu Tode erschrocken klammerte sie ihre Hände ineinander. Denn sie hatte einen Schritt zuviel getan und diesem war sie nicht gewachsen, sie hatte sich vorgestellt, daß Friedrich seine Hand auf die ihrige legen könnte, weiter nichts.

Aber diese Vorstellung baute eine feurige Wand vor ihr auf, vor der sie entsetzt zurückwich.

„Sehen Sie mal.“ Sie fuhr auf. Friedrich deutete ins Tal hinunter. „Ein Auto,“ sagte er.

Ein schmales, schneeweißes Bündel von Licht kam vom jenseitigen Waldrand und in leisem Schwanken auf und nieder zog es weich durch die Landschaft.

„Die fahren schnell,“ stellte Friedrich interessiert fest.

Und Gertrud kehrte zwischen diesen belanglosen und unbedeutenden Sätzen wieder zu sich selber zurück. Ein Hauch hatte sie gestreift, ein Atem angetastet, ein Lächeln war über sie niedergesunken, und daraus kehrte sie nun zurück wie aus einer unendlichen Wanderung, unversehrt, aber durchleuchtet von der Ahnung eines übermenschlichen und untragbaren Glückes, wie sie es niemals seither empfunden hatte. Dieses Glück hatte, darüber war sie sich sofort klar, nicht das mindeste mit einem Manne namens Friedrich zu tun, mit dem sie hier oben in dieser verrückten Ruine saß und den sie nun von der Seite vergnügt betrachtete.

Welch ein entzückender Junge! Und sie war stolz auf diesen Freund ihres Mannes.

„Jetzt müssen wir wieder herunter,“ murmelte er, „die beiden anderen werden sicher herangekommen sein.“

Als sie wieder auf der Straße standen, putzte Friedrich sorgfältig mit seinem Taschentuche, soweit er in der Dunkelheit das Gröbste entdecken konnte, Gertruds Rock ab.

„Du lieber Gott,“ schrie er plötzlich, „Ihre Strümpfe sind zerrissen!“

„Ja,“ sagte Gertrud übermütig, „machen Sie sich nichts daraus.“

Friedrich stand nachdenklich auf. „Lucie muß Ihnen ein Paar von den ihrigen schenken.“

Johannes und Lucie, die soben um die Serpentine kamen und sehr gemächlich einhergingen, fuhren zusammen, als sie aus der Dunkelheit eine mächtige Stimme hörten.

„Lucie!“

Das Mädchen blieb stehen und legte die Hand an den Mund, schrie zurück: „Ja?“

„Du mußt Gertrud ein Paar Strümpfe schenken!“

Johannes und Lucie sahen sich entgeistert an.

„Was soll ich ihr schenken?“ murmelte Lucie geistesabwesend.

„Ja,“ sagte Friedrich, als sie zusammen-

Digitized by Google

standen, „die kleine Frau hat sich die Strümpfe zerrissen, wir sind quer durch den Wald geklettert."

„So," sagte Lucie ahnungsvoll, „gerne. Das kann passieren."

Mit einem kleinen Seufzer schob sie ihren Arm unter den Friedrichs und verzieh ihm alles und jedes, was auch vorgefallen sein mochte, sie hatte Übung in solchen Exerzitien ihres Herzens.

Johannes war in bester Laune.

War das nicht ein nettes, liebenswürdiges und kluges Mädchen aus der großen Welt? Hatte sie nicht alles eingesehen, was er versucht hatte, ihr klarzumachen, hatte sie nicht zu allem ja und amen gesagt? Wohlan, es wehte eine frischere Luft durch den Lehrer Johannes Übelöhr, ein Hauch von Parfüm und die Ahnung von Begebenheiten, die des Lebens wert waren.

„Jetzt kommt ein Vorschlag," rief Johannes fröhlich, „gehen wir noch eine Viertelstunde gradeaus, da ist ein kleines Wirtshaus, wenn die Leute noch wach sind, trinken wir einen guten, roten Landwein."

„Und wenn sie nicht mehr wach sind, werden sie herausgetrommelt," sagte Gertrud entschlossen.

„Ja," stimmte Johannes verblüfft zu und sah sich nach seiner Frau um, „dann werden sie herausgetrommelt."

Sie bogen aus dem Walde und sahen zwei Fenster im Wirtshaus erleuchtet.

Sie fanden unter einer dicken Petroleumlampe am großen Ecktisch sitzen den Wirt und einen alten Holzknecht, die aus tausendjährigem Grübeln auffuhren.

Dann trug ihnen der Wirt den roten Wein in einer Karaffe hin, und Friedrich lud ihn samt dem Holzknecht ein, mitzutrinken.

Die Wirtsstube wurde bald laut.

Friedrich erzählte, und wenn er eine Pause machte, erzählte Johannes, und sie zauberten Erinnerungen herauf und lachten unbändig. Der Wirt seinerseits grölte geschmeichelt mit, und sogar der alte Holzknecht stieß unförmige, gewaltsame Geräusche unter seinem fahlen Schnauzbart hervor.

Nach einer Weile stand Lucie auf und winkte Gertrud, sie gingen zusammen hinaus in die Nacht.

„Mir ist der Rauch zuviel," erklärte Lucie.

Sie standen an der Holzgalerie am Aussichtspunkt.

Lucie machte nicht viel Federlesens. „Gefällt Ihnen Friedrich?"

Gertrud sagte ohne Zögern: „Der ist ja ganz entzückend."

„Nicht wahr, könnten Sie sich vorstellen, daß Sie mit ihm so durch die Welt reisen?"

Gertrud nickte: „O ja, das könnte ich ganz gut, das muß wundervoll sein."

„Sehen Sie," sagte Lucie nach einer Pause düster, „und ich fände es wundervoll, in Ihrem Dorfe zu leben, Ihr Mann ist ein ganz seltener Mensch, so etwas Ruhiges und Klares, das findet man nicht oft."

Sie schwiegen eine Weile.

„Er ist so unglaublich kräftig," sagte Gertrud dann versonnen.

„Daraus mache ich mir gar nichts," antwortete Lucie, „ich bin mehr für eine gute Unterhaltung, und dafür ist Friedrich nichts, er unterhält mich niemals. Er denkt nicht daran, er ist faul. Und dumm ist er auch."

Gertrud schwieg bestürzt.

„Doch," wiederholte das Mädchen boshaft, „er ist faul und dumm, darauf können Sie sich verlassen."

Gertrud wehrte ab: „Das glaube ich nicht."

Die andere zuckte hochmütig die Schultern. „Ob Sie es glauben oder nicht, ist egal. Die Hauptsache, daß ich es weiß."

„Aber Sie lieben ihn doch!"

Lucie klopfte gereizt auf das Geländer. „Lieben! Lieben! Als ob alles gleich Liebe ist! Natürlich liebe ich ihn, aber ich glaube, daß ich Ihren Mann noch mehr lieben könnte. Richtig lieben, wissen Sie, mit der Seele lieben, nicht nur so, küssen und so."

Gertrud lächelte. „Wenn Sie ihm das sagen würden, würde er sich sicher freuen," sagte sie sanft.

„Auch das noch!" entsetzte sich Lucie und sah unsicher zum Wirtshaus zurück, aus dem erheblicher Lärm durch die Nacht scholl. Aber plötzlich drehte sie sich mit einem Ruck zu Gertrud. Ihre Augen flammten, erregt rief sie: „Gut, ich werde es ihm sagen, und Sie werden Friedrich sagen, daß Sie ihn lieben, abgemacht?"

Gertrud richtete sich auf, etwas von der Furienhaftigkeit der anderen war auch über sie gekommen und etwas von der rheinischen Leichtigkeit und etwas von einer wahnsinnigen Lust am Kopfüberspringen.

„Ja," flüsterte sie, „ich liebe ihn und ich werde es ihm sagen."

Lucie fiel ihr um den Hals und schluchzte. „Sehen Sie, ich habe es gewußt. Sie lieben ihn. Und ich liebe Johannes."

Gertrud fieberte, sie nahm das Gesicht des Mädchens hoch und küßte es auf den Mund. Lucie drückte ihre heißen Wangen an die Schultern Gertruds. Lange standen sie so, und das Abenteuer, das so unverhofft auf sie hereingeprasselt war, ging ihnen bis zum Halse.

„Wer hätte das gedacht," sagte Lucie, nachdem sie sich beruhigt hatte, „denken Sie nur, vor ein paar Stunden sind wir gekommen!"

Digitized by Google

Gertrud schwieg, sie wiegte das Mädchen leise hin und her, und wieder stand sie inmitten jener unbekannten Süßigkeit, aber jetzt wußte sie einen Namen dafür und dieser Name hieß Friedrich. Und einen Augenblick überlegte sie, ob sie toll geworden sei. Und sofort rief sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele, ja, sie sei toll geworden, wohlan, sie drückte das Mädchen an sich, möge es sich vollziehen, wie es wolle.

Sie gingen langsam zum Wirtshaus zurück.

Vor der Türe blieb Lucie stehen und holte tief Atem. „Es bleibt dabei."

Gertrud nickte abwesend. „Ja, es bleibt dabei." Und mit einem schnellen Ruck öffnete sie die Türe.

Und da war allerlei zu sehen.

Friedrich hatte sein Hemd abgelegt und machte mit nacktem Oberkörper Schattenboxen, Johannes saß mit glänzenden Augen dabei und schrie besessen, der Wirt grölte dazu, und der Holzknecht hieb ohne Unterbrechung einen Stuhl rhythmisch auf den Boden.

Friedrich hatte ein rotes Gesicht, seine Muskeln spielten, er hieb mit zusammengebissenen Zähnen um sich, duckte sich, holte aus, drehte sich pfeilschnell um sich selber und suchte den Gegner, trieb ihn zurück, wurde selber zurückgetrieben, hieb zu und knallte den Kerl an die Wand, zog das Kinn ein und stieß gewaltige Kinnhaken, Leberhaken und Herzhaken, verteilte auch Schwinger, schoß wie ein Stier in eine Ecke und brach wie ein Elefant aus dem Urwald, lauerte und kniff die Augen zusammen.

Johannes sang Lieder, alle welche ihm einfielen. Der Holzknecht hatte es soweit gebracht, den Schemel zu zersplittern, und er holte sich den nächsten, der Wirt stierte bedrohlich auf sein Möbel und schwankte nach einigem Zögern brummend mit der leeren Karaffe davon, um sie von neuem zu füllen.

Die beiden Frauen sahen mit aufgerissenen Augen diesem Veitstanz zu.

Dann ging Lucie zu Friedrich.

Er sah sie kommen und hob die rechte Faust, aber sie kannte den Rummel, sie unterlief ihn und klammerte sich an seinen Hals. „Liebling," rief sie entsetzt, „reg' dich doch nicht auf. Das schadet dir!" Und sie überschüttete sein Gesicht mit Küssen.

Gertrud saß neben ihrem Manne, und augenblicklich ward er ruhig.

„Ich glaube, ich bin betrunken," sagte er wehleidig und lehnte sich an die Schultern seiner Frau. „Das macht nichts, Johannes," rief sie, „das erstemal in deinem Leben."

Der Wirt kam mit der vollen Karaffe herein. Friedrich winkte ab und setzte sich müde an den Tisch. Beleidigt trug der Wirt die Karaffe wieder fort.

Eine Viertelstunde später gingen vier durch den Wald hinunter in das Tal.

Gertrud hatte sich bei ihrem Manne eingehakt; unsicher, aber wenigstens ohne die Straße zu verlassen, trotteten sie dahin.

Zu Hause saß die Lisbeth aufrecht im Bettchen. „Na ja," sagte sie und blitzte mit den Augen, „ich meinte schon, ihr wäret ohne mich verreist."

„Nein," sagte Johannes mit zusammengerissener Würde, „ohne dich wird nicht gereist."

„Ist gut," sagte die Lisbeth und legte sich mißtrauisch in die Kissen.

Gertrud holte aus der Küche Wasser, die Türe zu dem Zimmer von Friedrich stand auf.

„Wenn ich dich nicht hätte, Lucie," sagte Friedrich drinnen stöhnend und murmelte etwas.

„Na siehst du," antwortete Lucie. Und Gertrud schloß leise die Türe.

Johannes schlief längst, als Gertrud noch wach in den Kissen saß.

Sie dachte nichts, und es stand nur in ihrem Gesicht ein Lächeln ohnegleichen, eines, das man niemals an ihr gesehen hatte, und das niemand jemals sehen würde.

Das Lächeln der Heimgekehrten, der Unversehrten, das Lächeln vielleicht der Clowns, welche die großen Späße machen.

„Ist gut," sagte sie laut und bettete sich zum Schlafen.

Papierlaternen im nächtlichen Garten. Von Hermann Hesse

Warm in dunkler Gartenkühle
Schweben bunte Ampelreihn,
Senden aus dem Laubgewühle
Zart geheimnisvollen Schein.

Eine lächelt hell zitronen,
Weiß und rote lachen feist,
Eine blaue scheint zu wohnen
Im Gezweig wie Mond und Geist.

Eine plötzlich steht in Flammen,
Zuckt empor, ist rasch verloht.
Schwestern schauern still zusammen,
Lächeln, warten auf den Tod,
Mondblau, weingelb, sammetrot.

Digitized by Google

Bayreuther Stimmungsbilder von 1873

Unveröffentlichte Briefe von Malwida von Meysenbug

Mitgeteilt von Berta Schleicher

In die Zeit, da allmählich aus dem „kleinen, abgelegenen, unbeachteten Bayreuth" die weltberühmte Richard-Wagner-Stadt wird, führen uns die folgenden Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Pflegetochter Olga Monod-Herzen zurück. Malwida, die nahe Freundin des Wagnerschen Hauses, siedelt im August 1873 nach Bayreuth über, zuerst in eine Mietswohnung, dann zu Wagners, die damals noch in dem Haus an der Dammallee wohnten. Treulich nimmt sie teil an den Freuden und Sorgen der Freunde um ihren Hausbau — den doppelten: droben auf dem Hügel und drunten in der Stadt am Rand des Hofgartens. Denn es ist ja die Zeit, die glückliche, da Nietzsche noch jubelt: „Nun haben wir ein Haus, und das ist jetzt unser Wahrzeichen!"

Fülle von Anregung für Geist und Gemüt fällt auf jene Monate, die Malwida im Kreise Wagners und der Seinen verbringt, wie ein Glied der Familie von allen geliebt und geehrt. Ihre Briefe an die ferne Pflegetochter gewähren reichen und unmittelbarsten Einblick in das innige Zusammenleben. Aber auch ein wehmütiger Ton durchzieht von Anfang an diese Blätter — die Vorahnung der Entsagung, die Erkenntnis, diese Heimat der Seele bald wieder aufgeben zu müssen. Und wie sie vier Monate später den Brenner hinunter gen Süden zieht, da entringt sich ihrer einsamen Seele der Seufzer: „Alles, was ich noch auf Erden liebe, blieb hinter jenen Riesenwänden zurück."

★

Bayreuth, August 1873

Geliebte Olly, nun bin ich wirklich da, seit vorgestern nachmittag, geteilt zwischen Freude und Leid. Ich weiß nicht, ob ich recht getan habe, diese Heimat zu wählen, weil ich nicht weiß, ob ich es ertragen werde mit dem Klima?

Wagner empfing mich in der herzlichen Weise, die Du kennst. Die Kinder sind reizend, groß geworden, Eva noch viel schöner wie früher, Fidi (Siegfried) ist noch etwas schüchtern, doch fängt er heute schon an vertrauter zu werden. Nach einiger Zeit der Plauderei gingen wir zum neuen Haus (Wahnfried), das längst unter Dach ist, doch innen noch nicht eingerichtet. Es wird wunderschön werden, alles von Wagner selbst erdacht und geleitet, aber dabei so praktisch eingerichtet, so aus dem Bedürfnis heraus erwachsen, so künstlerisch und so wohnlich zugleich, daß alle Baumeister etwas daran lernen könnten. Der Garten ist geschmackvoll angelegt und macht mit den dunklen prachtvollen Bäumen des Hofgartens dahinter einen freundlichsten Eindruck. Auch eine Gruft haben sie sich bereits bauen lassen in dem grünen Schatten der Bäume, wo sie dereinst begraben sein wollen und wodurch sie ihren Kindern den Ort zu einer unveräußerlichen Heimat machen wollen. Der Abend war sehr herzlich und schön. Gestern hat mir Cosima aus Nietzsches Buch vorgelesen; es ist dies Buch nicht ganz gelungen; natürlich schon der Gegenstand ist weniger bedeutend und interessant, da es nur eine Polemik ist gegen das Buch von Strauß „Der alte und neue Glaube", worin Strauß die absolute Glückseligkeitstheorie aufstellt in dieser besten aller Welten, das Leiden als Grundton des Lebens leugnet, findet, daß alles vortrefflich geht, daß die Menschen herrlich gebildet sind usw., kurz, Du weißt, gerade das Gegenteil von Schopenhauer, gerade das Gegenteil von unserer Lebensanschauung. Dagegen zieht nun Nietzsche in gerechtem Zorn los, der Anfang ist sehr schön und sehr gerecht, wo er den Deutschen Demut predigt und ihnen sagt, daß die deutsche Kultur durchaus nicht gesiegt habe in dem Kriege, weil sie sich noch immer von französischem Wesen, französischer Mode und Kultur beherrschen lasse. Nachher hat er nicht immer den ganz richtigen Ton getroffen, hat sich zu sehr in den Spott und zu sehr in direkte Schmähreden gegen Strauß eingelassen, dazwischen kommen dann aber wieder wunderschöne Stellen, ganz Nietzsches würdig. Der Ärmste leidet noch immer sehr an den Augen, aber Wagner sagt es beständig, daß unter allen seinen jungen Anhängern Nietzsche der bedeutendste, höchstbegabte und edelste sei.

★

Bayreuth, Ende August 1873

Wir fuhren zum Theater, die Sonne kam gerade hervor und beleuchtete den überraschenden Bau. Wagner erklärte uns alles, und ich war wirklich tief ergriffen, nun schon ins Leben getreten zu sehen, was wir vor einem Jahr nur erst ahnten. Es ist großartig und wird einzig in seiner Art werden,

Digitized by Google

aber ach die lange Zeit noch, bis es fertig wird, und was kann alles noch vorfallen bis dahin! In diesen Tagen schicke ich Dir die letzte Broschüre mit den wirklichen echten Bauplänen. Das Geld für den äußeren Bau haben die bisherigen Patrone bezahlt, nun fehlt noch das Geld von vielen Unterschriften, und es müssen noch neue Patrone geworben werden für das zweite Drittel, das den inneren Bau bestreitet; das dritte Drittel für die Sänger und Musiker zu bezahlen, wird mit Sicherheit einkommen, wenn die Aufführung nahekommt, wo dann der Zudrang gewiß so groß und größer sein wird wie in Ammergau. Jetzt aber kommt es darauf an, die zweite Summe für die innere Einrichtung zu beschaffen.

Fidi ist mein treuer Freund, er kommt wenigstens zweimal des Tags und ist sehr stolz darauf, daß er den kleinen Weg allein machen darf, und sein heiteres, unschuldiges Wesen und kindliches Geschwätz tun mir sehr wohl. Man kann sich wirklich keine reizenderen Kinder denken wie Eva und Fidi, beide so gut, so rein kindlich, so bescheiden, so heiter und so respektvoll. Auch jetzt, während ich Dir dies schreibe, sitzt Fidi bei mir und schreibt, wie er sagt, d. h. kritzelt auf einem Papier und singt dabei leise vor sich hin.

Von mir kann ich Dir leider noch nichts Besseres sagen. Im Gegenteil nimmt das Kopfleiden immer zu. Ich hätte noch auf dem Lande sein sollen. Es tut mir furchtbar leid, einesteils um meiner selbst willen, weil ich hoffte, hier die wahre Ruhe zu finden, dann wegen Wagners, die bis zum Übermaß a l l e s tun, was die Freundschaft tun kann.

*

Bayreuth, 3. September 1873

Gestern nachmittag war ich nach dem Essen zu Haus, weil es regnete, da kamen plötzlich Wagner und Cosima herein, waren sehr erstaunt, wie wohnlich ich mir mit wenig Mitteln das eine provisorische Zimmer gemacht habe; Wagner ging dann weg, und Cosima eröffnete mir, daß sie sich ausgedacht hätten, sie wollten mir anbieten, mit in das neue Haus zu ziehen. Sie war dabei so liebevoll, küßte mich und sagte mit Tränen in den Augen, wie lieb sie mich alle hätten und wieviel sie von meinem Beispiel für ihre Kinder hoffte und wie ich es gut haben sollte bei ihnen und ein geehrtes und geliebtes Mitglied der Familie sein. All meine Einwände schlug sie als ungültig zurück, und als später mit Wagner wieder darauf die Rede kam, wollte der gar nichts von Einwänden hören.

*

Bayreuth, 11. September 1873

Ich bin überzeugt, daß diese 8 Tage hier für Edouard (Schuré, 1841—1929, franz. Schriftsteller, trat seit 1867 in Paris für Wagners Kunst ein) von der größten Wichtigkeit gewesen sind. Die scharfe, höchst bedeutende Kritik, die Cosima an seinem Buch geübt, die merkwürdigen Gespräche Wagners, der ganz besonders angeregt war diese Zeit, alles das hat ihn mächtig ergriffen und er sagte gestern abend: „Nichts soll davon an mir verloren gehn." Vorgestern abend las uns Wagner „Hamlet" vor; es war wieder ganz göttlich, und das gewaltige Stück ergriff mich aufs neue, als hörte ich es zum erstenmal, so neue Lichter gingen mir noch darüber auf bei d i e s e m Lesen. Gestern war es schlechtes Wetter, Sturm und Regen, so daß an Gartengehen nicht zu denken war; da kam plötzlich nachmittags Wagner, klopfte an mein Fenster und sagte, ich solle hinüber kommen, er rufe alles zusammen, wir wollten musizieren. Um 5 Uhr versammelte sich denn auch der kleine Kreis, die zwei jungen Musiker (Hermann Zumpe und Anton Seidl), Kietz (Bildhauer), Edouard und ich; und nun spielte und sang Wagner bis 7 Uhr aus der „Götterdämmerung", so daß wir doch jetzt den größten Teil davon gehört und wenigstens eine Ahnung haben, was es sein wird, etwas so Kolossales, so unerhört Gewaltiges und Schönes, wie noch nichts dagewesen ist. Nach dem Abendessen las er uns dann seinen Entwurf zum „Parsifal", den er schon vor einigen Jahren gemacht, vor, und auch das ist so himmlisch, so wundervoll, daß man gar nicht begreift, wie eines Menschen Gehirn so viel Wunderbares hat schaffen können.

*

Bayreuth, September 1873

Wie Wagners sich gegen mich benehmen, haben sich n i e Menschen gegen mich benommen, Cosima ist mir die zärtlichste, aufmerksamste, mitfühlendste Tochter, und ich habe doch gar nichts für sie getan! Je mehr ich sie sehe, je mehr bewundere ich sie. Ja, sie ist in ihrer Art ebenso außerordentlich wie Wagner; ihrem merkwürdigen Manne eine völlig ebenbürtige Frau. Wagner ist rührend gut, er sagt immer, er habe eine Heidenangst, daß ich es hier nicht aushielte, und nun erfindet er Dinge, die er vielleicht sonst nicht täte, um mir nur Freude zu machen. So war gestern abend wieder Musikabend. Kietz und ich waren zum Essen da, nach dem Essen kamen die zwei jungen Musiker und spielten nun beinahe die ganzen „Meistersinger" vierhändig unter Wagners Direktion, Angabe der tempi etc. Er selbst sang auch die herrliche Stelle von Hans Sachs im Fenster, als er sich des Meisterstreites und der herrlichen Improvisation des jungen Ritters erinnert, ehe Eva kommt. Du entsinnst Dich? Ach, wie mir die Erinnerung an München wiederkam, an jene schöne, schöne Reise, die uns zuerst nach Deutschland führte, und jene himmlische Aufführung, all

Digitized by Google

die Proben, das dîner, das Wagner uns gab etc.

Das war doch schön? Besseres konnte Dir Deine alte Mutter nicht schaffen; aber das hatte sie Dir geschafft und es muß Dir doch eine Erinnerung bilden, um die Dich viele beneiden, denn wir erinnerten uns noch gestern, Cosima und ich, dieser vollendeten Aufführung, die wirklich nichts zu wünschen übrig ließ. Ach, wenn ich diese Musik so höre, dann leide ich auch lieber immer noch körperlich, als das wieder entbehren.

★

Bayreuth, Oktober 1873

Morgen kommt die Frau von Schleinitz, die in München war, sich von Lenbach malen zu lassen. Ich freue mich, sie etwas näher kennenzulernen, da Wagners so viel Gutes von ihr sagen.

Neulich spielten Wagner und Cosima vierhändig aus den „Meistersingern" und die Mädchen hörten zu, Blandine und Isolde mit Papierrollen eifrig den Takt dazu schlagend, sogar auf Vater Richards Rücken. Nachher sagte Wagner, Daniela solle einmal herkommen, und nun spielte er mit ihr das wundervolle „Wachet auf" aus dem letzten Akt, was voriges Jahr auch hier beim Fest gesungen wurde. Daniela spielte es vom Blatt, es ging ganz gut und sie war sehr stolz, mit Vater Richard gespielt zu haben.

★

15. Oktober

Frau von Schleinitz ist fort. Montag abend verbrachten wir noch wunderschön zusammen. Wagner spielte uns den 3. Akt von „Tristan" vor, für mich eins der wunderbarsten Musikstücke, die es gibt, das mich ergreift bis in die innersten Lebenstiefen und mir gänzlich das Gefühl nimmt, als sei es etwas Erdachtes, sondern als käme es aus den Urtiefen des unbekannten, geheimnisvollen „Dings an sich" (Du, meine Schülerin, weißt, was ich damit sagen will). Die Schleinitz hat mir diesmal sehr gut gefallen, man muß es ihr hoch anrechnen, daß sie in dem Leben, welches sie führen *muß*, ihrer Stellung nach, so viel Sinn für das Wahre, Gute, Erhabene bewahrt hat und so unerschrocken dafür kämpft. Ich habe ihr ein Exemplar meiner Mémoires geben müssen, weil Cosima ihr davon so viel erzählt hatte, daß sie mich bat, es ihr auf die Reise mitzugeben, da ich einige Exemplare hier hatte. Cosima schwärmt für mein Buch und behauptet, das und das Tagebuch von Mademoiselle de Guérin (Schwester des Maurice) seien die einzigen Bücher von Frauen, die sie liebe.

★

[Am 31. Oktober fand in Bayreuth eine Delegiertenversammlung der Wagner-Vereine statt, zu der auch Nietzsche von Basel gekommen war, mit seinem „Mahnruf an die Deutschen" — einem Aufruf zugunsten des Bayreuther Werkes. Darauf beziehen sich folgende Zeilen.]

Bayreuth, 1. November 1873

Nietzsche vermittelt nicht zwischen allen Gegensätzen, sondern er *wählt*, und deshalb ist er ein Held und deshalb schätze ich ihn. Es war ein sehr schöner Abend, wirklich ein Abendmahl von Brüdern, die alle vom selben Geist beseelt waren, und rührend ist's zu sehen, wie treu diese Männer alle an der Idee und Wagner hängen und kein Opfer scheuen, denn die Reise hierher in dieser Jahreszeit für einen Tag ist auch keine Kleinigkeit.

★

Bayreuth, 11. November 1873

Eben habe ich Meschtschersky (1839—1914; russischer Fürst, politischer und Roman-Schriftsteller) zur Eisenbahn geleitet, der gestern um 2 Uhr ankam und heute um 2 fortfuhr. Sein Besuch hat mich wahrhaft gerührt, es ist wirklich ein guter und treuer Freund, den Umweg zu machen, bloß um mich Alte zu sehen. Ich ging gleich gestern mit ihm zum Theater hinaus, das ihn sehr interessierte.

Abends war ich mit Meschtschersky bei Wagners, die sehr liebenswürdig mit ihm waren. Er war auch sehr nett, lebendig und geistvoll und war ganz *entzückt* von Cosima, fand alles schön an ihr, die höchste Weiblichkeit, Schönheit, Anmut, Geist und Güte, und in der Tat, sie ist auch ein wundervolles Wesen. Jeden Tag entzückt sie auch mich mehr, je mehr ich diese seltene Vereinigung von Eigenschaften kennenlerne. Sie wird auch täglich vollkommener und so edel schön, ich sehe sie manchmal mit Entzücken an, wie schön sie ist. Heute morgen war Fidi hier, als Meschtschersky kam, der machte natürlich gleich tausend Spaß mit ihm und fand ihn auch ganz reizend.

★

21. November 1873

Gestern morgen ist Wagner auf einige Tage mit Feustel (Bayreuther Bankier) nach München in Angelegenheiten des Theaters. Cosima hatte ihn auf die Eisenbahn begleitet und kam dann zu mir. Wir sprachen ernst und eingehend über meinen Zustand, da Wagner ihr aufgetragen hatte, sie solle in der Zeit meine Übersiedlung in ihr Haus machen; sie selbst schien, obgleich mit tiefer Wehmut, einzusehen, daß es besser sei, ich kehre nach dem Süden zurück, ehe das Übel unheilbar werde. Als sie von mir fortging, hatte sie gleich an Wagner geschrieben, um ihn darauf vorzubereiten, da er auch eine so wahre, ernste Freundschaft für mich hat. Ja, es ist eine harte Wahl, denn

Digitized by Google

so etwas werde ich nicht wieder finden, solche wahre tätige Freundschaft und solchen Umgang. Gestern abend kam Cosima zu mir um 7, um mir den Abendausgang zu ersparen. Wir lasen über Indien zusammen, die ganze Entwicklung der indischen Religion von den Veden zum Brahmanismus und nachher kommt dann als Hauptsache der Buddhismus. Es ist so erhaben schön zu sehen, wie diese uralte Weisheit die tiefsten Probleme des Lebens in viel tiefsinnigerer Art erfaßte und löste als alle folgenden Religionen und Philosophien. Es ist wirklich, als habe damals der Menschengeist noch in den Urtiefen des Daseins gelesen und sei den ewigen Quellen näher gewesen als jetzt. Ja, das ist meine Religion, mein Glaube, den ich immer mehr zur Wahrheit in mir zu machen strebe und dessen Ende das Brahma-Nirwana ist, nicht das Nirwana als Nichts, als völliges Vergehen, sondern als Rückkehr in Brahma, in den Urgeist, in die Weltseele, Atma. Es ist die Lehre, auf die ich Dich einst am Gardasee taufte, diejenige, von der Schopenhauer sagt, sie sei der Trost seines Lebens gewesen und werde auch der seines Sterbens sein. Wir waren beide ganz entzückt, Cosima und ich. Mit Cosima so allein zusammen zu lesen und zu sein, ist mir beinahe noch lieber, als wenn Wagner dabei ist; sie ist so edel, so schön und so klug und wir ergehen uns dann in Besprechungen des Gelesenen und tauschen unsere Ansichten aus.

*

23. November

Heute will ich bis zum Abend bei Wagners bleiben, da die Kinder um 4 Uhr mit ihrem Puppentheater eine Aufführung machen, d. h. die zwei großen; die kleinen sind Zuschauer, sowie Wagner, Cosima und ich; wir müssen auch entrée bezahlen. Sie arbeiten schon die ganze Woche an Kleidern für die Puppen und haben bereits ellenlange Zettel geschrieben vom großen Drama, das sie sich ausgedacht.

*

25. November

Sonntag abend sprachen wir noch viel über die indische Religion und Wagner las uns den Entwurf zu einem indischen Drama, den er schon vor längerer Zeit gemacht, vor. Ach, so etwas Wundervolles gibt es kaum in irgendeiner Literatur irgendeiner Zeit. Es ist ebenso erhaben schön wie der Entwurf zum „Parsifal", und wäre es ihm vergönnt, die beiden noch zu vollenden, so hätte er damit einen erhabensten Kreis von Schöpfungen, welche den Geist aller großen Religionen wiedergeben, vollendet; den der nordischen Mythologie in den Nibelungen, den der christlichen Mythologie im Parsifal, den der indischen in den „Siegern", wie er es nennt. Mit tiefer Wehmut hatten Cosima und ich tags vorher, als Cosima mir davon erzählte, gedacht, wie er wohl schwerlich mehr dies werde vollenden können. Er aber sagte: „Den ‚Parsifal' mach' ich mit 70 Jahren, die ‚Sieger' mit 80." Gebe der Himmel, daß ihn diese Zuversicht nicht täusche und daß diese Monumente eines der kolossalsten Geister, die je gelebt, der Welt noch zuteil werden, obgleich sie sie kaum verdient, einzelne ausgenommen, die aus der unbekannten Menge auftauchen und ihn verstanden haben und hingerissen sind von ihm. Davon kommen fortwährend Beweise — erfreuliche Beweise einer Wirkung dieses mächtigen Menschen, aber leider ist die Hilfe im großen nicht so rasch und durchgreifend, als sie sein sollte, sonst würde man eilen, ihm alles zu ermöglichen, damit er der Welt noch all das Große schenken kann, was noch in seinem Geiste lebt.

*

[Am 27. November siedelte Malwida zu Wagners in das Haus an der Dammallee über.]

30. November

Mir geht es etwas besser hier im Hause, obgleich ich noch immer nicht viel vertragen kann. Trotzdem weiß ich noch nicht, wie es in der kälteren Zeit gehen wird. Freilich, ein solches Zusammenleben werde ich nicht wieder finden. Jetzt eben haben wir zwei höchst interessante Tage gehabt, indem der berühmte Maschinist Brand aus Darmstadt und der Maler Hoffmann aus Wien hier waren; der letztere, um seine Entwürfe zu den Dekorationen der Nibelungen zu zeigen. Gestern abend haben wir sie bei Gasbeleuchtung, heute morgen bei Tageslicht gesehen; sie sind wundervoll, Werke eines großen Künstlers und werden im großen ausgeführt bezaubernd sein. Es sind die wahren Dekorationen in Wagners Geist und es war herrlich, zu hören, wie Wagner auseinandersetzte, wie in diesem Zusammenwirken der Schwesterkünste zu einem großen, überzeugenden vollendeten Ganzen, ohne daß die eine oder die andere Kunst etwas Apartes für sich sein wollte, eben das bestehe, was er sich als das Kunstwerk der Zukunft gedacht. Der Maler begriff dies auch vollkommen, es war wirklich ein Genuß, zwei solche Künstler so harmonisch sich vereinigen zu sehen zu höchstem Wirken. Im Februar oder März wird der Maler hierher ziehen auf 1½ Jahre und hier in einem beim Theater gebauten ungeheuren Saal anfangen, die Dekorationen zu malen.

*

2. Dezember 1873

Cosima ist schon ganz in den Weihnachtsvorbereitungen und ich werde auch meine Anstalten machen müssen, denn es rückt nahe und ich sehe doch nicht ein, wie ich vorher fortkommen soll, ohne Wagners tief zu kränken. Ich möchte, Du könntest mir für die

Digitized by Google

Kinder schicken: eine Anzahl der reizenden kleinen Püppchen, wie ich sie Dir damals zu Deinem Theater geschenkt hatte. Man bekommt sie nur in Paris, sie sind mit Gelenken, beweglich und so wunderbar fein und hübsch gemacht; ich möchte sehr gern welche für das Theater der Kinder haben, das sehr hübsch ist, aber die Puppen sind häßlich. Sie gaben uns neulich eine köstliche Vorstellung, d. h. die beiden Großen spielten, die Kleinen und wir 3 Alten sahen zu und „Vater Richard" spielte in den Zwischenakten die Musik, furchtbar komisch, aus allen Opern zusammengesetzt, bald hoch tragisch, bald zum Totlachen trivial, bald rührend etc. Wir haben wieder milderes Wetter, aber grauen Himmel und feuchte Erde. Ach, und ich fühle es doch, daß nur ein milderes Klima, Sonnenschein und warme Lüfte für mich taugen. Wäre ich nur nicht hergekommen, denn nun ist es ein neuer Schmerz, *solche* Freunde und solches Zusammenleben zu verlassen, wenn es doch noch dazu kommen muß. Freilich habe ich auch Unsterbliches davon gehabt und meinen Geist noch einmal wieder an ewigen Lebensbächen erneuert und getränkt, auch eingesehen, daß er noch des höchsten Fluges fähig ist, wenn die irdische Schwäche ihn frei läßt und seine Flügel nicht lähmt.

Neulich sagte Fidi: „Du mußt immer, immer bei uns wohnen, im neuen Haus auch und wenn wieder ein Haus gebaut wird — auch!" —

*

Bayreuth, 20. Dezember 1873

Seit gestern morgen ist Gersdorff (Nietzsches Freund) hier; wie er seine Reise mit Bayreuth begonnen, schließt er sie auch damit. Er sieht wohl aus und ist der alte, vortreffliche, treue Mensch. Gestern abend las uns Wagner „Heinrich IV." von Shakespeare vor; es war ganz köstlich. So wie Wagner Shakespeare liest, habe ich ihn nie lesen hören, es ist wundervoll, ich meine immer, ich läse zum erstenmal. Und wie wunderbar ist dieses Stück, Shakespeare überhaupt!

Gersdorff geht nun auf sein Gut und will sich vorbereiten, ein tüchtiger Landwirt zu werden und, falls es mal nötig sein sollte, seinen geliebten Nietzsche bei sich aufzunehmen, wenn dessen Gesundheit ihm einmal Ruhe von der Arbeit für eine Zeitlang nötig machen sollte. Er ist ein selten trefflicher Mensch, Wagners schätzen ihn auch außerordentlich hoch. Nach Weihnacht werden Nietzsche und Overbeck kommen, freilich nur für einen oder zwei Tage. So ist es eigentlich hier fortwährend von Besuchen voll, aber es ist das Angenehme dabei, daß es immer bedeutende Menschen sind, denen man sich dann die Tage über ganz widmet, sich gegenseitig das Beste gibt und neu und fester im Geiste vereint von ihnen scheidet, um das stille, regelmäßige, ungestörte Leben wieder zu beginnen.

Bayreuth, 28. Dezember 1873

Denke Dir, daß jetzt, während ich Dir schreibe, auf der anderen Seite der Vorhänge wunderschön aus „Lohengrin" gesungen wird. Gestern ist nämlich Richter aus Pesth gekommen und hat einen jungen Ungarn mitgebracht, der Vermögen hat, studiert hat und Jurist wird, aber ein begeisterter Wagnerianer ist, eine wunderschöne Tenorstimme hat und den Siegfried in den Nibelungen hier einstudieren möchte, bloß um hier in den Aufführungen mitzuwirken, aber nicht um auf das Theater zu gehen. Wie mich diese himmlischen Klänge des „Lohengrin" rühren! Es ist wirklich wie Töne aus einer besseren Welt, heiligend, verklärend und beseligend.

Denke Dir, daß Eva geboren ist, während Wagner leise das wundervolle Waltherlied aus den „Meistersingern" im Nebenzimmer spielte. Wie schön und heilig, welch ein Empfang in dieser Welt für ein junges Wesen!

*

München — Hôtel Bellevue,
Anfang Januar 1874

Hoffentlich hast Du meinen Telegramm-Gruß von heute morgen erhalten und weißt nun, wo ich bin. Ich ging zu Fischer, fand den guten alten Mann in seinem Dir bekannten Arbeitsstübchen. Er war so freundlich, untersuchte genau und sagt, ich *müsse* ins mildere Klima zurück. Ich hoffe Freitag abzufahren, den ersten Tag nur bis Innsbruck, den zweiten nach Bozen, den dritten vielleicht bis Mailand und den vierten bis San Remo.

Ja, Wagners werden sehr traurig sein. Cosima, die mich an die Eisenbahn brachte, schloß mich so fest in ihre Arme, als wollte sie mich nie wieder loslassen. Und nun gar die liebenswürdigen Kinder! Jedes hatte ein gutes Wort, einen freundlichen Wunsch. Daniela rief: „Du *mußt* wiederkommen, wir können nicht mehr ohne dich leben!" Fidi wollte durchaus mit mir.

Das ist gewiß, daß ich solch ein Leben und solche Freundschaft nicht wieder finde. Freilich, sie bleibt mir und umschwebt mich auch in der Ferne, aber es ist doch nicht dasselbe, nicht das herrliche, tief verständnisvolle Zusammenleben, besonders mit Cosima, und die reizende Erheiterung im Umgang mit den sinnigen, frischen Kindern. Indes, ich muß mich dem Schicksal beugen und bin ruhig und gefaßt, von jedem Schwanken erlöst, entschlossen zu tun, was mir noch möglich ist. Und indem ich innerlich dem Vaterland wohl das letzte Lebewohl sage, segne ich es für die hohe geistige Belebung, die es mir, freilich mit *großem* physischen Schaden, in diesen Monaten gereicht.

Leb' wohl, Geliebte, für heute. Ich segne und liebe Dich, mein liebstes Kind.

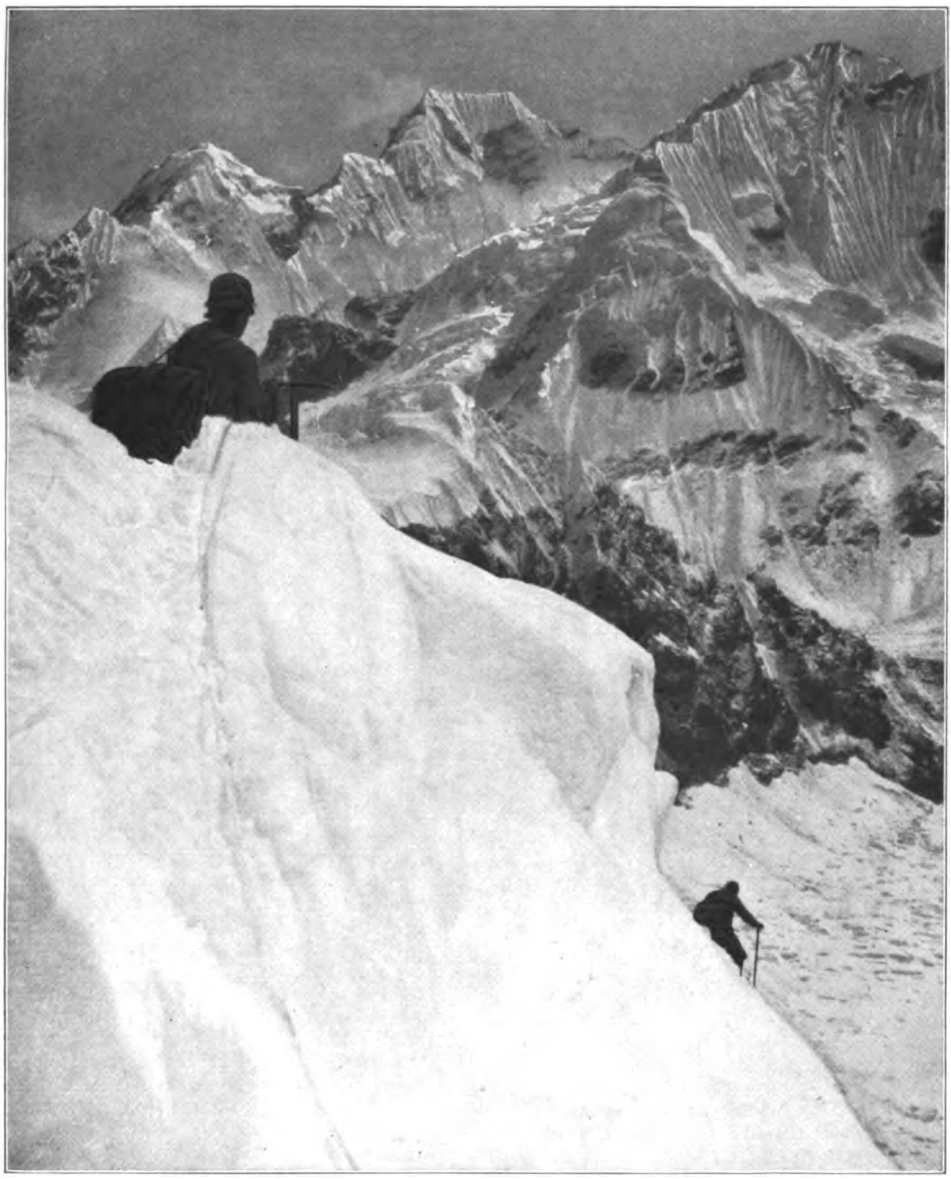
Deine alte Mutter.

Digitized by Google

Deutsche Himalayafahrt 1929

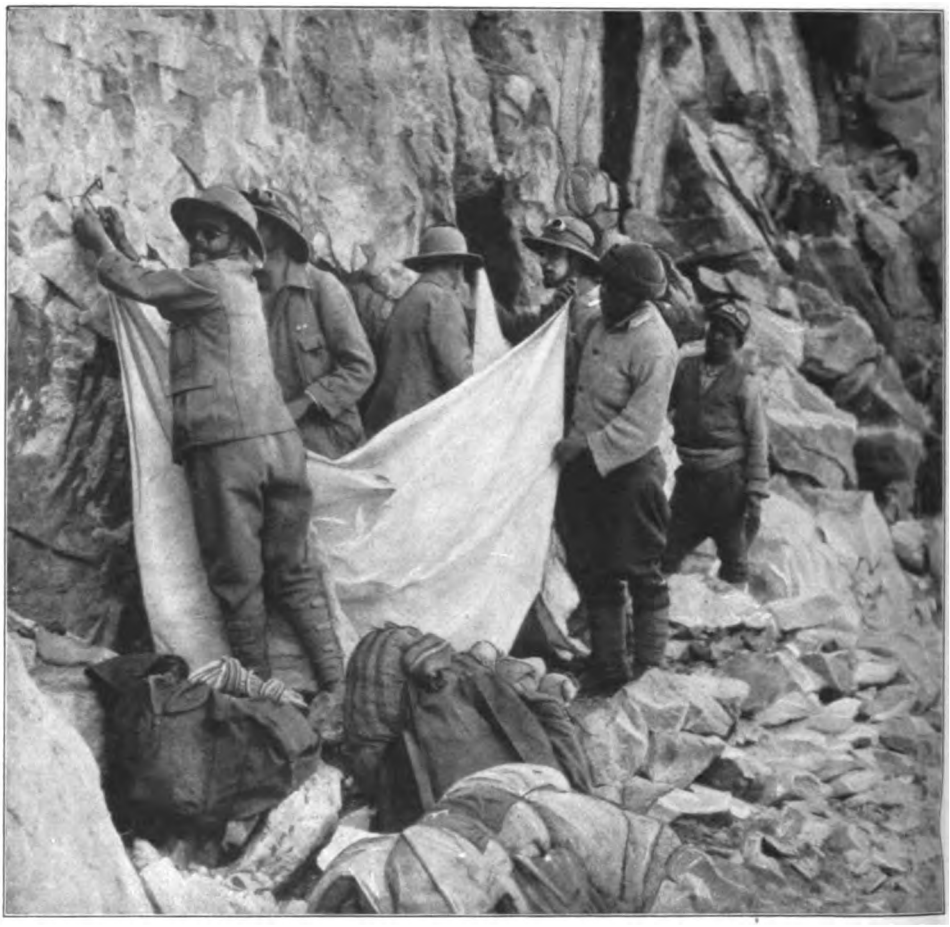
Von Notar Paul Bauer

Als gewaltiger Beherrscher des östlichen Himalaya schaut der Kanchanjanga mit seinen fünf Gipfeln über die Waldschluchten Sikkims, wo über ein Dutzend stolzer Eisriesen von mehr als Montblanc-Höhe seine Vasallen sind. Er bildet mit seinen wilden Graten und eisgepanzerten Flanken eine unübersteigliche Mauer zwischen Sikkim und dem den Europäern verschlossenen Nepal, er grüßt vertraut nach



Blick vom Zeltplatz des „Little Camp" (6200 m) nach Osten zum Siniolchu und Simvu

Digitized by Google



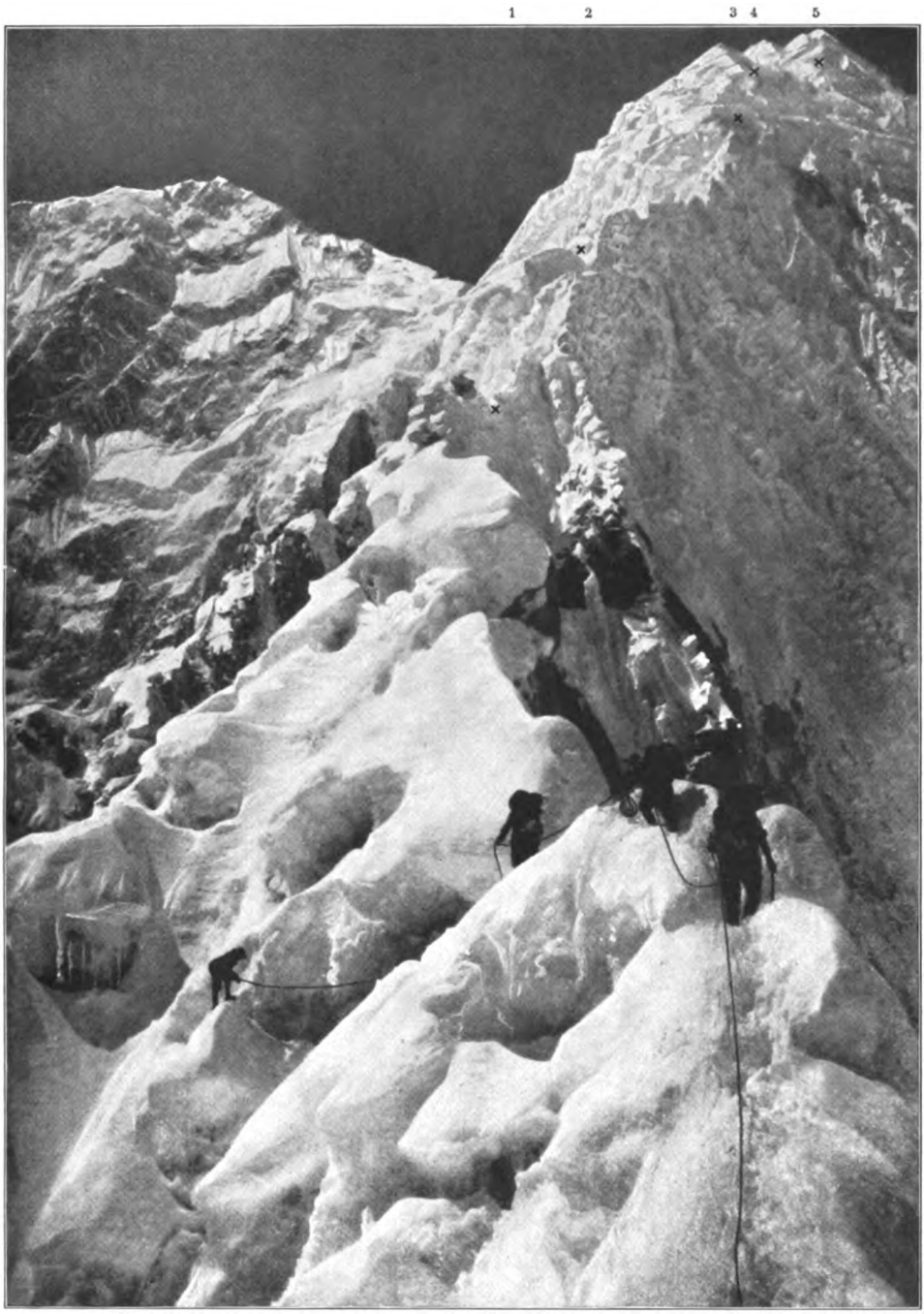
Das Zelt des Lagers VII: „Adlerhorst" wird an der Felswand des großen Turmes befestigt

den braunen Hügeln und Steppen Tibets im Norden, er schaut ernst und unnahbar nach Süden, nach den fieberheißen Urwäldern der bengalischen Tiefebene. Als stolzester Recke steht er im Gefolge des Gipfels der Erde, des 150 Kilometer entfernten Everest, den die Tibeter unter dem Namen Tschomolungma, d. i. „Göttinmutter des Landes" verehren. Die exakten englischen Messungen, die schon Jahrzehnte zurückliegen, bezeichnen den Kanchanjanga mit 28 146 ft (8580 Meter) als den dritthöchsten Gipfel der Erde, außer vom Everest nur noch vom Mount Godwin Austen oder K/II im Karakorum an Höhe übertroffen. Der tibetische Name Kan-chan-janga bedeutet fünf große eisige Schatzkammern; denn fünf mächtige glänzende Eisströme ziehen von den fünf Gipfeln des Riesen ins Menschenland, und der Hirte auf den Weideplätzen Sikkims und Nepals, der Mönch in den zahlreichen Klöstern zu Füßen des „heiligen Berges", sie denken beim Gebet am klaren Morgen und in der stillen Vollmondnacht an die herrlichen Schätze, die die Götter droben bereit halten für alle, die je den Gipfel besteigen.

Auf vielen Tausenden von Gipfeln in unseren Alpen, im Kaukasus und im Hochland von Pamir mußten wir erst gestanden sein, bis wir es wagen konnten, uns diesem ungeheuren Berg zu nahen. Am 8. August 1929 standen wir neun deutsche Bergsteiger — Dr. Eugen Allwein, Peter Aufschnaiter, Dr. Ernst Beigel, Julius Brenner, Wilhelm Fendt, Karl von Kraus, Joachim Leupold, Alexander Thönes und ich mit Leutnant-Colonel Tobin, der uns als gern gesehener Kamerad und Freund eine Strecke Weges begleitete, und einem großen Trägertroß — an seinem Fuß in dem 2800 Meter hoch gelegenen Hirtendorf Lachen (spr. Latschenn) im Innern Sikkims.

Umrahmt vom Dunkelgrün der ersten Nadelwälder schmiegt es sich in die sommerlich leuchtende, fast tropisch üppige Farben-

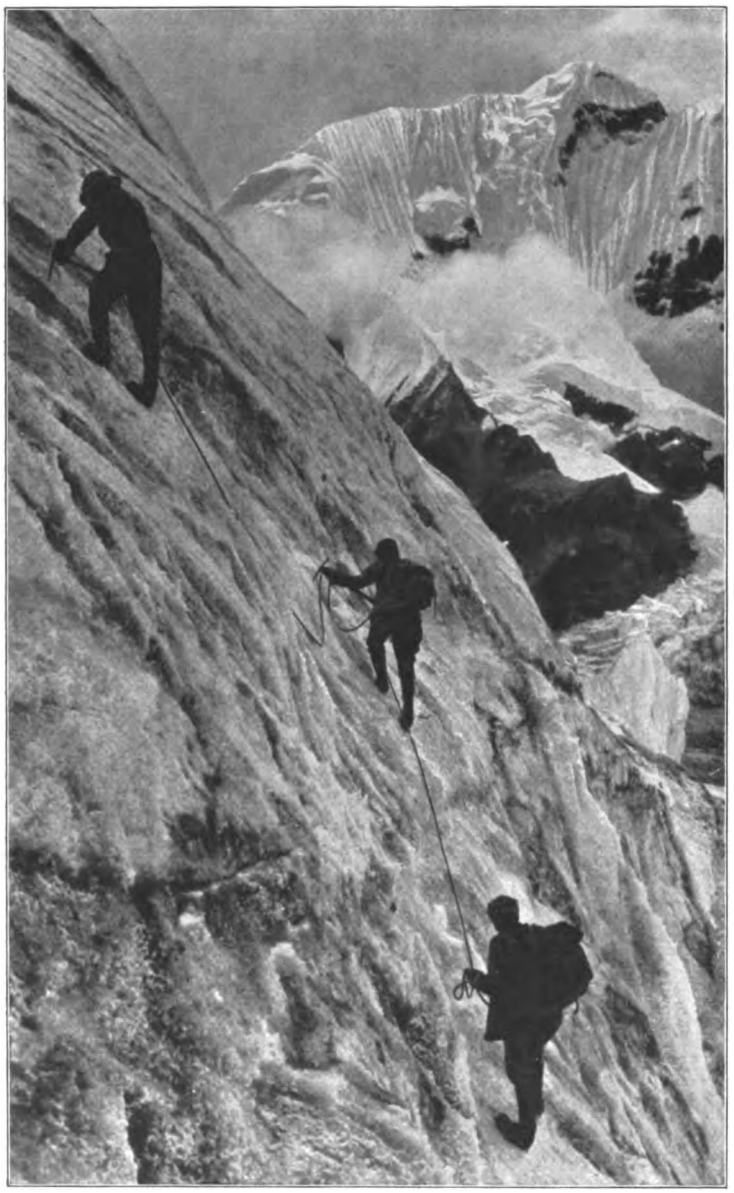
Digitized by Google



Auf dem wagerechten Gratstück (etwa 6000 m) vor dem Steilaufschwung des Nordostsporns. Links im Hintergrunde der Hauptgipfel des Kanchanjanga (8580 m). 1. Little camp. 2. Lager VIII. 3. Lager IX. 4. Lager X. 5. Höchster erreichter Punkt

pracht einer lieblichen Almmulde, wie irgendein Dorf zwischen Arlberg und Dachstein, fremd nur durch die beiden buddhistischen Klöster und die Gebetsfahnen. Die vorausgehenden acht Marsch- und Reittage waren für uns Europäer sehr anstrengend gewesen,

Digitized by Google



Aufstieg durch den Gletscherbruch. Im Hintergrund der Simvu

denn sie hatten uns täglich in die tropisch heißen und feuchten Schluchten des Tistagebietes hinab- und über die zwischen ihnen liegenden 1600 bis 2400 Meter hohen Rücken hinübergeführt. Aus 300 bis 400 Meter hoch gelegenen Bambus-, Farn- und Lianendickichten, in denen uns nur die schwere Uniform einigermaßen vor den unglaublich angriffslustigen sikkimesischen Blutegeln schützte, in denen nur das Chinin uns vor der Malaria bewahrte, waren wir in Rhododendron- und Eichenwälder hinaufgestiegen. In Darjeeling, dem Ausgangspunkt unserer Expedition, hatten wir uns für den Marsch über Gangtok, die Hauptstadt des unabhängigen Sikkim, nach Lachen und damit zum Vorstoß gegen das Kanchanjangamassiv von der Nordostseite her, über den 20 Kilometer langen Zemugletscher entschieden.

Während unsere Träger nach und nach die 60 Zentner Expeditionsgepäck nach Lachen schafften, drang der Spitzentrupp in Richtung auf dem Zemugletscher nach Westen vor. Im Zemutal wurde es lebendig. Mit Seitengewehr, Kindschal und Beil bahnte der Spitzentrupp einen Weg durch Rhododendrongestrüpp und Bambusdickicht des Urwaldes und machte ihn für die schwer beladenen Träger gangbar. Lager entstanden, Gletscherbäche wurden überbrückt, Träger kamen und gingen. — Am 16. August flatterten unsere Fahnen über dem Hauptlager, einer durch Rasenmauern geschützten Zeltstadt im Moränental auf der Nordseite des Zemugletschers in 4400 Meter Höhe. Um uns standen die Eismauern 3000 Meter hoch: die prachtvolle Eisnadel des Siniolchu, des „schönsten Berges der Erde", das gewaltige Massiv des Simvu, der breite Nacken des Tent-Peak, die alles überragende Gestalt des Kanchanjanga.

Am 18. August begannen die Erkundungsvorstöße. Ein Trupp suchte — durch tiefen

Digitized by Google

Schnee behindert — vom Simvusattel im Süden, ein zweiter in unsichtigem Wetter von der Nordkette aus Einblick in den Aufbau des Gebirges zu gewinnen. Eine Abteilung kam am dritten Tag nach anstrengenden Märschen durch heiße Gletschermulden und durch ein Gewirr riesiger Moränenblöcke voll gespanntester Erwartung an den Fuß des Steilaufschwungs, an den Eckpfeiler, der zum Gipfel führen sollte.

Der Anblick, den uns der Weg zum Scheitel der Erde hier am Ende des Zemugletschers bot, war niederschmetternd. Wir verstummten vor der schauerlichen Wildheit und Größe der Naturgebilde. Eine steile Eis- und Felswand von 500 Meter Höhe führte zum Grat. Ein guter Eisgeher konnte sie schließlich überwinden. Was aber dann kam, war furchtbar: ein Eisabbruch türmte sich über den andern, 2000 Meter hoch. Kein noch so wildes Eisgebilde der Ostalpen, des zentralen Kaukasus und der 6- und 7000er des Hochlandes von Pamir konnten wir zum Vergleich heranziehen. Und doch blieb dieser „Weg" die einzige Möglichkeit.

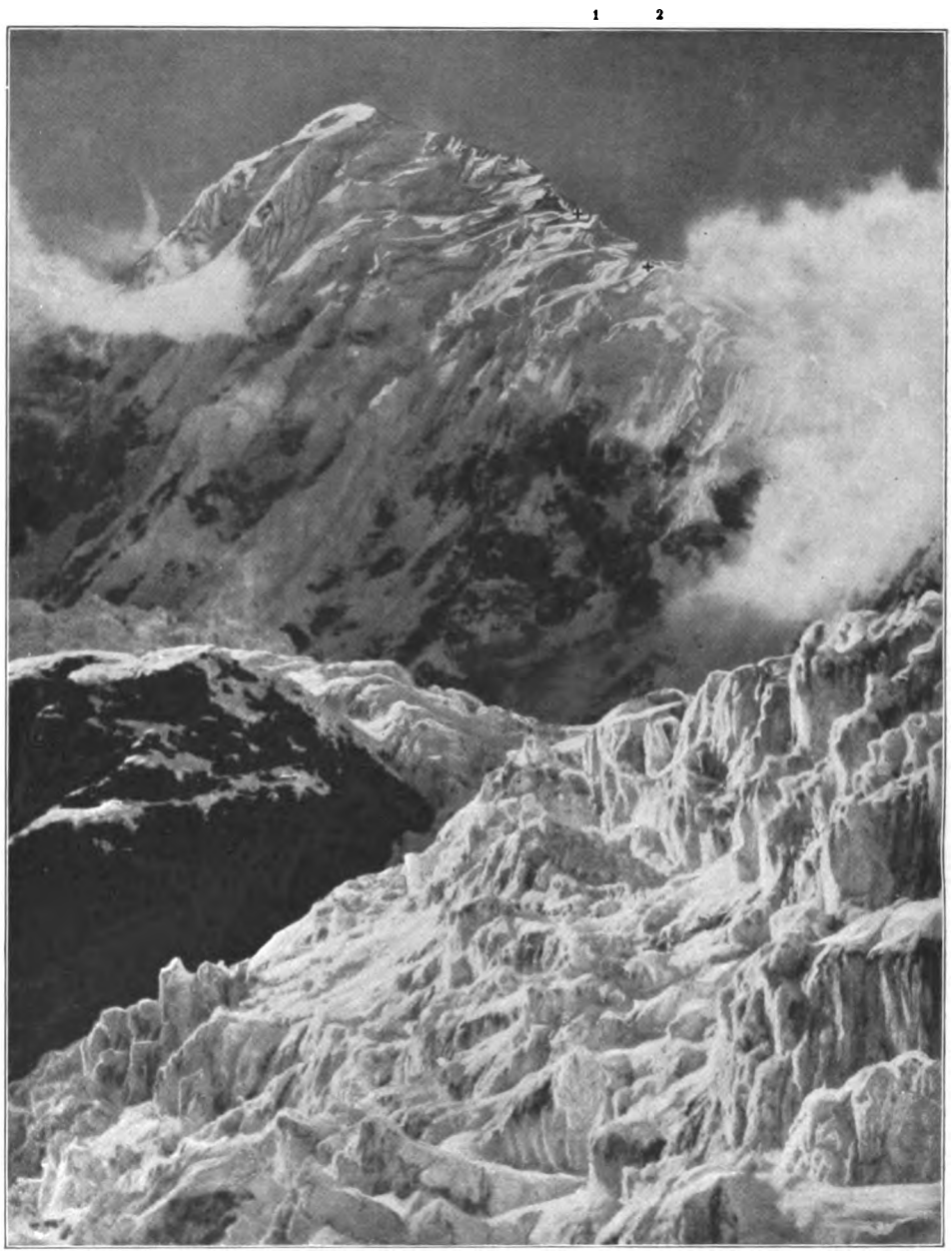
Der Koch Tenchädar beim Morgengebet

Im Lager III wurden alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Die Hochträger wurden ausgewählt und eingekleidet. Sie hatten einen frohen Tag, als sie in den alten Berganzügen, in den verschiedenen Kriegs- und Friedensuniformen, die Münchner Freunde für sie zusammengesteuert hatten, mit Schneebrille, Pickel und Steigeisen herumstolzierten. Später zeigte sich, daß sie die Handhabung der alpinen Geräte geschickt und mutig lernten und zuletzt aus reiner Freude an der Unternehmung bis zum höchsten Punkt mitkamen. Ihre Ausdauer, ihre Zuverlässigkeit und Treue und nicht zuletzt ihr immer frohes Wesen haben uns unschätzbare Dienste geleistet.

Verteilung der Fettration an die Träger
Die Yak-Butter ist in Felle eingenäht

Am 28. August wurde das zweite Hauptlager in 5200 Meter Höhe am Fuß des Nordostsporns errichtet, Tenchädar, unser Koch, hat uns dort sechs Wochen lang als

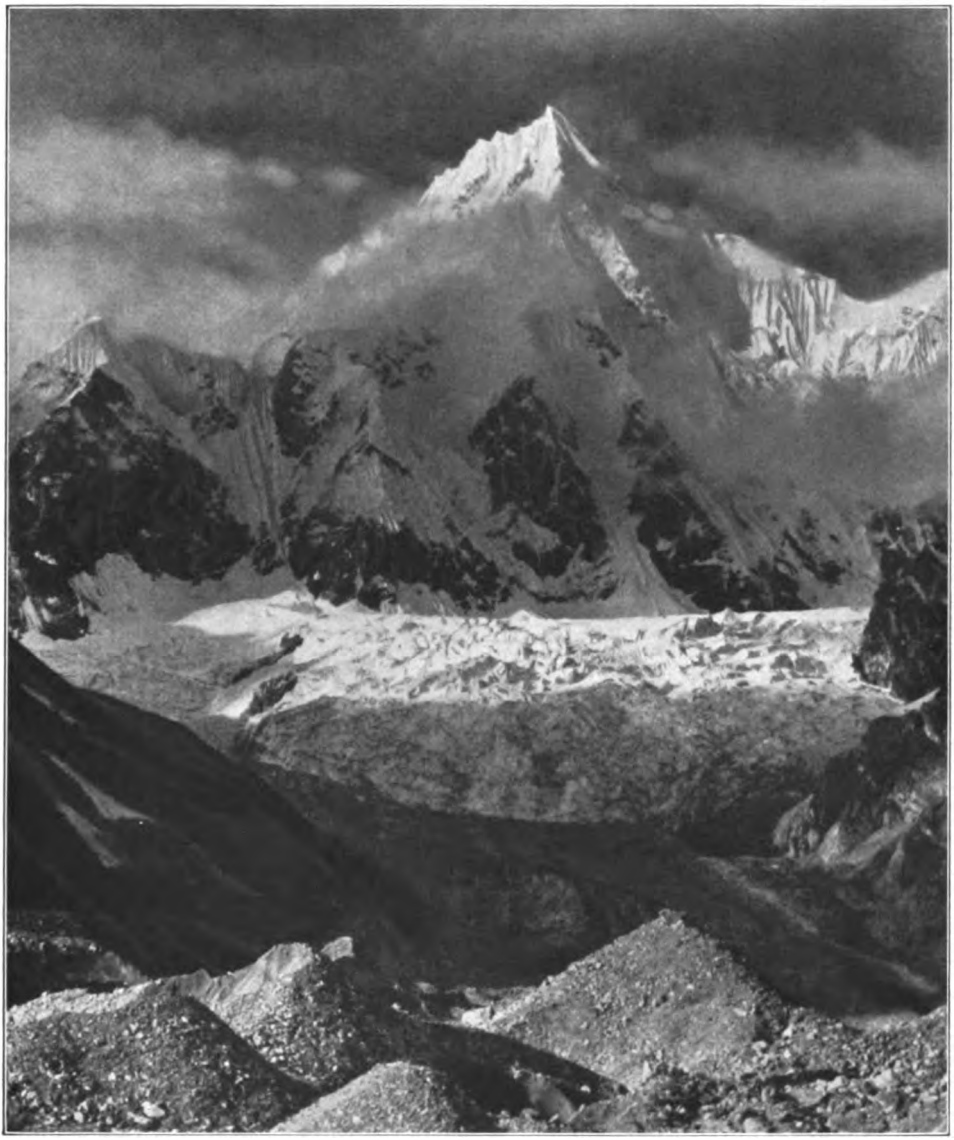
Digitized by Google



Der Nordostsporn des Kanchanjanga,
gesehen von Lager VI aus mit dem erreichten höchsten Punkt (1) und Lager X (2)

der gute Geist dieses Lagers hausgehalten. Zunächst mußte nun durch den sehr steilen Gletscherbruch oberhalb dieses Platzes ein für Träger gangbarer Durchstieg gefunden werden. Hierbei wurden die besten unter ihnen mit Seil, Steigeisen und Pickel einexerziert. Als Stützpunkt auf dem Weg zum Grat erstand oberhalb des Bruches am Fuß der 500 Meter hohen Wand Lager VII. Nach heftigen Schneefällen wurde es an den Fuß eines großen Felssturmes in die Wand hineinverlegt, wo die Zelte an die Felsen angenagelt und der Zeltboden durch Entfernen von Felsblöcken geschaffen werden mußten. Wir nannten es den Adlerhorst, denn kühn und luftig klebte es am

Digitized by Google



Siniolchu, der „schönste Berg der Welt" (etwa 7000 m Höhe)

Felsen in nächster Nachbarschaft gewaltiger Lämmergeier und gegenüber standen die Eiswände des Kanchanjanga und des Simvu, über die die Eislawinen fast ohne Unterbrechung herniederdonnerten.

Die Gewinnung des Grates von hier aus erforderte zäheste Anspannung und Ausdauer und gelang erst nach mehreren vergeblichen Versuchen. Die Wand ist in ihrem oberen Teil von steilsten Eisrinnen durchzogen, zwischen denen sich scharfe, schneehaubenbesetzte Kämme erheben. Ein kühner Aufstieg durch eine Rinne senkrecht zum Grat hinauf kann wohl dem einzelnen gelingen und gelang auch zweien von uns, doch ist das kein Weg für die Träger, die bei jedem Wetter schwer beladen unterwegs sein müssen. Eine Querung der zahllosen Rinnen und die Überschreitung der ebenso zahllosen Schneehaubenkämme schien äußerst steinschlag- und lawinengefährlich, bis wir beim ersten allerdings mit größter Vorsicht unternommenen Überschreiten merkten, daß die Schneehauben von armdicken Eiszapfen und ganzen Eisvorhängen durchzogen sind, die ihnen eine unerwartete Festigkeit ver-

Digitized by Google

leihen. Der Schlüssel zur Gewinnung des Grates war noch vor den Septemberschneefällen gefunden. Nach einigen erzwungenen Rasttagen begann am 14. September das Eishacken in 6000 Meter Höhe im Tropenhelm. Unter möglichster Schonung unserer Kräfte — man war bisher allgemein der Anschauung, daß der Mensch so große körperliche Anstrengungen in dieser Höhe kaum mehr leisten könne — schlugen wir in stundenlanger Arbeit Breschen in die Wächtenkämme und gruben Pfade durch die Eisrinnen. Am späten Nachmittag des 16. September kamen wir endlich auf den Grat.

Phantastische Gebilde wilder Winter- und Wettergewalten starrten uns entgegen. Drei ungetüme, mit haushohen Schneeaufbauten gekrönte Grattürme trennten uns noch von dem Punkt, wo der Steilaufschwung des Nordostspornes ansetzte. Gleich einem gefrorenen Wasserfall stürzte er dort in drei großen Abbrüchen, von schreckenerregenden unnahbaren Eistürmen besetzt, aus 8000 Meter Höhe hernieder. Senkrecht fielen die Wände von Grat hinunter zum Twinsgletscher. Der Anblick war noch weit schlimmer, als wir gefürchtet hatten. Da sich jedoch die Schneegebäude als fest erwiesen hatten, da das Wetter dem Sommerwetter in unseren heimatlichen Bergen ähnelte, da alle Mann den großen Höhen gewachsen und auch unsere Träger als brauchbar befunden waren, hofften wir, die drohenden Türme mit dem Pickel zu überwinden. Es folgten nun die Wochen, während denen wir mit Ablösung in den Eismantel des Kanchan mit Ausdauer und List unseren Weg zum Gipfel hackten, soweit, bis wir in 7100 Meter Höhe nach Überwindung von 14 Eistürmen das anscheinend so unangreifbare Bollwerk des stolzen Riesen besiegt hatten und den Weg zum Gipfel verhältnismäßig einfach vor uns sahen. Die Vielgestaltigkeit der Eisgebilde gab uns Gelegenheit, mit kühner Phantasie und Geschicklichkeit immer neue Techniken zu erproben. Den Glanzpunkt unserer Erfindungen bildete ein acht Meter hoher senkrechter Eistunnel in einem wilden, kleinen Turm und die Überwindung des letzten 60 Meter hohen Eisaufschwunges. Zwei Tage lang war an dem Tunnel von zwei „Sahibs" gehackt worden. Die letzten drei Lager, Nr. VIII, IX und X in 6300, 6600, 7100 Meter Höhe, wurden zu geräumigen Eishöhlen ausgebaut, die Unterkunft für sechs bis acht Mann boten. Wir mußten sie jeden Abend um fünf Uhr erreicht haben; denn sobald der Nordostsporn im Schatten lag, sank die Außentemperatur rasch bis auf — 20 Grad und mehr, während sie in den Höhlen nicht unter — 2 bis — 3 Grad herunterging. Abend für Abend bestand unsere Beschäftigung für

Im Urwald von Sikkim (etwa 3400 m Höhe)

Digitized by Google

die ersten Stunden vornehmlich darin, die halb erstarrten Füße gegenseitig wieder warm zu reiben.

Auf den Eiswegen des Nordostsporns herrschte nun ein reger Verkehr. Spitzentrupps lösten sich ab. Träger mit Proviant und Ausrüstungsgegenständen stiegen auf und überwanden, von den „Sahibs" gesichert, die schwierigsten Stellen. Auch der Tunnel wurde bald mit 50 Pfund Gepäck begangen. Drunten auf dem Gletscher herrschte ein regelmäßiger Verkehr von Lager zu Lager. Unser Freund Leupold war nach Hauptlager III zurückgegangen, um dort als umsichtiger Etappenkommandant den ganzen Nachschub von Gangtok bis Lager VI zu leiten. Der Forest-Offizier Mr. Shebbeare, Teilnehmer der Everest-Expedition 1921, benutzte seinen Urlaub, um uns im Lager VI zu besuchen und uns neben Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen auch die Erlaubnis des Maharadschas von Nepal zur Durchreise durch sein Land zu bringen.

So standen Anfang Oktober sechs Deutsche und vier Träger in Lager X in 7100 Meter Höhe bereit. Bei einem Erkundungsvorstoß, der Allwein und v. Kraus bis in 7400 Meter Höhe geführt hatte, war festgestellt worden, daß der rund 8000 Meter hohe Vorgipfel ohne weitere Schwierigkeiten zu erreichen war. Der Kanchanjanga schien, nachdem sein Eisbollwerk in unserem Besitz war, zu besiegen. Doch er hatte noch andere Waffen. Er erwachte in furchtbarem Grimme und schüttete seine Schneemassen über uns. Vom 4. bis 8. Oktober schneite es mit kurzen Unterbrechungen. Es schneite fürchterlich. Zusammengeduckt saßen wir im Toben der Elemente in unserer Eishöhle. Der Gipfel, den wir mit zähester Ausdauer unter unsäglichen Entbehrungen erstrebt hatten, rückte in weite Ferne. Es gehörten schon gute Nerven dazu, um an den Rückzug zu denken. Baldmöglichst wurde die Besatzung von Lager X, zu dem nunmehr kein Proviant mehr heraufgebracht werden konnte, verringert. Da der Kanchan aufgegeben war, sollte Beigel eine Abteilung durch Nepal zurückführen, um die Westseite wenigstens zu erkunden; er ging mit Aufschnaiter zurück. Mit den Trägern Pasang und Keddar versuchten Allwein und ich, als es am 6. Oktober noch einmal aufklarte, den Vorgipfel zu erreichen. Unendlich mühsam, bis in die Mitte der Oberschenkel im Schnee versinkend, spurten wir noch oben. Es war unmöglich, das Lagergepäck genügend hoch hinauf zu bringen. So spurten wir, alle vier ohne Gepäck, noch eineinhalb Stunden weiter. Wir gewannen einen einzigartigen Einblick in die überwältigende Größe und Einfachheit des Himalaya. Es sollte unser letzter Vorstoß gewesen sein.

Am nächsten Morgen war unsere Höhle zugeschneit und es schneite weiter mit nie gesehener Heftigkeit. Am 8. Oktober begannen wir zu viert mit rund zweiundeinhalb Zentner Gepäck, bis an die Brust versinkend, den Rückzug. Es wurde ein ernster Kampf mit Schnee und Kälte und Lawinen, den wir ohne den nächtlichen Schutz unserer Eishöhlen nicht hätten durchhalten können. Voll der allerschlimmsten Befürchtungen näherten wir uns am Nachmittag des 11. Oktober dem Adlerhorst. Doch Gott sei Dank fanden wir alle wieder. Allerdings Beigels schwere Erfrierungen, die er sich nach mancherlei Mißgeschick durch ein Freibiwak am Grat unterhalb von Lager VIII in 6000 Meter Höhe zugezogen hatte, dämpften die Wiedersehensfreude.

Die Besatzung des Lagers VI hatte uns schon entgegengespurt. Trotzdem kamen wir erst am späten Nachmittag des 12. dort an. Auch hier herrschte große Freude, daß niemand von uns dem Berg zum Opfer gefallen war. Nach einem Rasttag marschierten wir dann durch knietiefen, glitzernden Schnee mit gewaltigem Gepäck in vier Tagen hinaus zum Lager III, das seit fast drei Wochen durch die Schneemassen vom Verkehr mit uns abgeschnitten war. Alle Abteilungen, die nach oben hatten durchstoßen sollen, waren vollständig erschöpft unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt. Das Land leuchtete noch einmal in seinen herrlichsten Farben auf, als wir die deutsche Flagge in Lager III einzogen und von dem uns so vertraut gewordenen Zemugletscher Abschied nahmen.

Noch am gleichen Tage überfiel uns abermals ein Unwetter. In dicken, nassen Flocken fiel der Schnee zwei Tage lang und machte unsere Lasten schwerer und schwerer. Tief verschneites Bambus- und Rhododendrongestrüpp machte die Urwaldzone nahezu ungangbar. Lawinen schossen plötzlich durch den Wald. Stundenlang wateten wir bis zum Knie durch Schneewassertümpel, und wenn sich auch zum Schluß noch die ganzen Berghänge in Bewegung setzten und die Muren aus ungeheuren Höhen über die zitternden Bergflanken herunterdonnerten in die Tistaschlucht, so kam doch endlich am 20. Oktober gegen Mitternacht auch der letzte Mann der Expedition lebend in Lachen an.

Fünf qualvolle Reittage waren unserem erkrankten Freund noch beschieden, bis wir ihn endlich, zwanzig Tage nach seiner Erfrierung, in Kalkutta in Pflege geben konnten. Einen Monat später waren wir alle wieder wohlbehalten in Deutschland.

Es war seit den Tagen der Gebrüder Schlagintweit die erste selbständige deutsche Bergsteigerabteilung, die den Himalaya aufsuchte. Gemessen an dem Ziel, das wir uns bei der Ausreise gesteckt hatten, war es ein voller Erfolg. Es war einer jener seltenen Fälle, wo alle Teilnehmer nach so vielen entbehrungsreichen Monaten noch einträchtiger und fester zusammenstanden als zu Beginn. Es war auch wohl das erstemal, daß ein so gefährliches Unternehmen ohne jeden Verlust an Menschenleben zu Ende geführt worden war.

Digitized by Google

Der Kaiser und sein Feldherr

Ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte vor dreihundert Jahren

Von Univ.-Prof. Dr. Gustav Roloff

Zweimal hat die Verflechtung politischer und kirchlicher Fragen das deutsche Volk vor Aufgaben gestellt, deren Lösung Jahrhunderte erforderte. Im Zeitalter der Salier und Staufer hat der gemeinsame Kampf der Kirche und der Reichsfürsten gegen die Kaisermacht die Kraft der Krone gebrochen, die Reichsverfassung fast aufgelöst und einen bis heute nachwirkenden Gegensatz zwischen der Zentralgewalt und den Sondergewalten geschaffen. Luthers Tat weist dann der deutschen Nation eine Arbeit zu, an der die ganze Menschheit Anteil erhält: sie muß den Kampf um die Einheit der autoritativen Kirche und um das Recht einer neuen, im letzten Grunde auf dem individuellen Gewissen ruhenden Weltanschauung durchfechten, und mit diesem Streit der höchsten geistigen Prinzipien verflicht sich sogleich wieder der alte, noch nicht ausgetragene Hader zwischen Kaiser und Fürsten. Karl V. machte sich anheischig, beide Probleme zu lösen. Mit Hilfe der gewaltigen Macht, die ihm Spanien, sein deutsches Erbland, Italien und die Neue Welt zur Verfügung stellten, hoffte er, die neue Lehre unterdrücken und zugleich die Selbständigkeit der deutschen Reichsstände vermindern zu können: nach einem Menschenalter aufreibenden Ringens fühlte er seine Kraft vor der Zeit ermatten und zog sich mißmutig aus der Welt zurück (1556). Die Gegensätze lebten in alter Stärke weiter, und was dem Gebieter der halben Welt versagt blieb, schien zwei Menschenalter später Ferdinand II., weder an Macht noch an persönlicher Begabung mit seinem Vorfahren vergleichbar, auf dem Wege zu erreichen.

Bei seinem Regierungsantritt (1619) war Ferdinand II. fast ohnmächtig und in der höchsten Gefahr. Der größte Teil seiner habsburgischen Erblande war gegen ihn in Aufruhr, Böhmen und Niederösterreich hatten ihn sogar abgesetzt: nach einem Jahrzehnt hatte er alle Aufstände gebändigt und die landesherrliche Gewalt in seinem österreichischen Besitz in niegekannter Stärke hergestellt. Alle Feinde waren geschlagen worden; zuerst der Kurfürst von der Pfalz, der nach der böhmischen Krone gegriffen hatte, dann der Dänenkönig, der mit Unterstützung Englands, Hollands und Frankreichs aus politischen und kirchlichen Gründen dem Aufsteigen der habsburgischen Macht Halt gebieten wollte, ebenso mehrere deutsche Fürsten und Söldnerführer, die jenen zur Seite getreten waren. Im Kampf gegen die Feinde im Süden und Norden hatten die kaiserlichen Heere ganz Deutschland durchzogen, zeitweilig hielten sie sogar Jütland besetzt, und obgleich sie die dänischen Inseln nicht erreichen konnten, hatte König Christian sich doch zum Frieden und zu dem Versprechen, sich künftig jeder Einmischung in die deutschen Dinge enthalten zu wollen, verstehen müssen (Juli 1629). Noch nie hatte seit dem Rotbart ein deutscher Kaiser eine so mächtige Stellung im Reiche, insbesondere in Norddeutschland, eingenommen. Die kaiserlichen Truppen standen in zahlreichen Quartieren verteilt, von den Alpen bis zur See, und brandschatzten alles Land nach Willkür; mehrere deutsche Fürsten waren als Gegner des Kaisers vertrieben worden oder hatten große Abtretungen auf sich nehmen müssen. Mit ihrem Land waren Bundesgenossen des Kaisers oder verdiente Generale ausgestattet worden, so der Herzog von Bayern mit der Pfalz, Wallenstein mit Mecklenburg, Tilly mit Kalenberg: alles nach kaiserlichem Machtspruch ohne Beachtung der herkömmlichen rechtlichen Formen. Neben der politischen ging die kirchliche Machtentfaltung einher. Kaiser Ferdinand erließ ohne Befragung des Reichstags ein Edikt (April 1629), das die Zurückgabe aller seit dreiviertel Jahrhunderten von den evangelischen Reichsständen eingezogenen Kirchengüter anordnete. Das evangelische Schul- und Kirchenwesen, das im wesentlichen auf dem ehemaligen katholischen Kirchengut begründet war, sollte hierdurch zerstört und die Rekatholisierung der unter dem Schutz des Augsburger Religionsfriedens (von 1555) evangelisch gewordenen Landschaften erreicht werden. Unverzüglich wurde das Werk in Angriff genommen. Mehrere evangelische Fürsten, die an der Spitze ehemaliger Bistümer standen, wurden entsetzt, Klöster wiederhergestellt und allerlei Ordensniederlassungen eingerichtet. Es waren Gewalttaten über Gewalttaten, aber die kaiserliche Macht fühlte sich stark genug, jeden Widerstand zu erdrücken: keinen Willen schien sie neben sich anerkennen zu wollen.

Aber welch ein Bild zwei Jahre später: Der Schwedenkönig Gustav Adolf hat, unterstützt von deutschen Fürsten und Städten, begeistert vom evangelischen Volke begrüßt, in unaufhaltbarem Siegeszuge Deutschland von der Ostsee bis zum Rheine durchzogen und

Digitized by Google

die kaiserliche Armee zersprengt; überall kehren die vertriebenen Fürsten und die evangelischen Prediger zurück; alles, was der Kaiser in einem Jahrzehnt politischer und kirchlicher Kämpfe im Reiche aufgerichtet hat, ist in einem Feldzug von kaum einjähriger Dauer zusammengebrochen.

Die Erklärung dieses reißend schnellen Umschwungs geben die Ereignisse, die ihren Brennpunkt in dem Kurfürstentag von Regensburg und in Wallensteins Entlassung (August 1630) finden, sie haben die Großen, die dem Kaiser die wunderbare Machtentfaltung ermöglichten, zum guten Teil wieder zerstört.

★

Nicht aus eigner Kraft war Ferdinand aus seiner Ohnmacht emporgestiegen. Die Truppen, die ihm Böhmen wiedererobert und den Pfälzer verjagt hatten, hatte ihm zumeist die Liga, ein Bund katholischer Fürsten unter Führung des Herzogs Maximilian von Bayern, gestellt; von Spanien, dem Papst und von Polen war ebenfalls Hilfe gekommen, so daß ein großes internationales katholisches Einverständnis begründet worden war, während auf der evangelischen Seite völlige Zersplitterung geherrscht hatte. Aber in dieser habsburgisch-katholischen Gemeinschaft lebten von Anfang an gefährliche Keime des Zwiespalts. Die Reichsfürsten der Liga vertraten nicht bloß kirchliche, sondern auch politische Gedanken; nicht weniger als die Ausbreitung ihres Glaubens lag ihnen die Wahrung und Steigerung ihrer landesherrlichen Macht am Herzen. Sie waren daher von vornherein mißtrauisch gegen jede Vergrößerung der habsburgischen Macht; sie wollten zwar ihre Vernichtung durch rebellische Untertanen verhindern, aber zugleich verhüten, daß der Kaiser durch die Niederwerfung der Evangelischen sich über sie selbst erheben könne; immer lebte in ihnen die Besorgnis, daß ein starker Kaiser sich versucht fühlen könne, in Deutschland eine Monarchie wie in Spanien oder Frankreich zu errichten. Ähnlichen Gedanken gab sich der Papst hin. Er fühlte sich nicht nur als geistliches Haupt der Kirche, sondern zugleich als italienischer Territorialfürst, und als solcher quälte ihn beständig die Furcht vor der spanisch-habsburgischen Macht, der Herrin von Neapel und Mailand; je stärker das deutsche Haus Habsburg und je enger seine Verbindung mit dem spanischen wurde, desto drohender wurde die Gefahr einer habsburgischen Oberherrschaft über Italien. Spanien selbst endlich begehrte als Lohn für seine Hilfe bald auf Reichsboden, bald im habsburgischen Hausgebiet Abtretungen, die dem Kaiser lästig waren. Das einigende Band unter den Bundesgenossen war der katholische Gedanke, politische Fragen konnten sie auseinandertreiben.

Es war das Verhängnis Ferdinands, daß er diese Gefahr nicht beseitigen konnte, sie vielmehr verstärken mußte. In dem Kampfe gegen den Pfälzer war er, fast ohne eignes Heer, abhängig von seinen Bundesgenossen gewesen: es lag in der Natur der Dinge, daß er, sobald sich seine Stellung in den Erblanden befestigte, danach strebte, eine eigene Militärmacht zu begründen. Das verlangte ebenso seine Würde als Reichsoberhaupt wie als Habsburger und größter deutscher Territorialfürst. Die Rücksicht auf die großen Kosten schreckte zwar von der Ausführung des Gedankens ab, aber der Angriff des Dänenkönigs zwang über diese Bedenken hinwegzugehen, und man weiß, wie Wallenstein dies Hindernis beseitigt hat: mit eignen Mitteln, mit Beiträgen der kaiserlichen Erblande und vor allem mit Hilfe großer Kontributionen brachte er ein mächtiges Heer zusammen, größer als das ligistische und alle anderen, die bisher in Deutschland aufgetreten waren. Keinem gab es an militärischer Tüchtigkeit nach, im Kampfe gegen die Dänen tat es das Beste, so daß der Ruhm Tillys, des Ligagenerals und Siegers in der Schlacht am Weißen Berge, neben dem Wallensteins zu verblassen begann.

Es ist einleuchtend, daß das Auftreten dieser neuen Größe sogleich die Beziehungen zwischen dem Kaiser und der Liga trüben mußte. Schon bei der Verabredung der Operationen gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Oberfeldherren, und noch mehr stritt man sich bald um Quartiere und Werbungen. Kraft seiner Eigenschaft als kaiserlicher Feldherr beanspruchte Wallenstein das Recht, im ganzen Reiche, auch in den Ländern der Liga, die Werbetrommel zu rühren und Truppen einzulagern; rücksichtslos forderte er Zahlungen und Lieferungen von allen Reichsständen, mochten sie Freunde oder Feinde des Kaisers sein; in eroberten Plätzen gar wollte er dem Kaiser allein das Garnisonrecht vorbehalten und die Ligisten ausschließen. Nicht minder gebieterisch trat er in politischen Fragen auf. Nach der Niederlage König Christians führte er die Friedensverhandlungen fast allein; die verbündete Liga sah sich in die untergeordnete Rolle einer Hilfsmacht herabgedrückt, während sie vorher entsprechend ihren militärischen Leistungen auch die Leitung der politischen Dinge beansprucht und besessen hatte.

Man versteht leicht, daß die Bundesgenossen diese Veränderungen übel vermerkten. Binnen kurzem gab es Klagen über Klagen; die Liga, der mehrere durch die Kontribution schwer betroffene Reichsstände angehörten, ließ durch ihren Führer, den Kurfürsten von Bayern, Beschwerde in Wien erheben, die sich bis zur Drohung, das Bündnis lösen zu wollen, steigerten. Damit war der Gegensatz noch nicht erschöpft: Wallenstein stand auch kirchlich auf anderem Boden als die Häupter der Liga. Maximilian und Tilly waren begeisterte Katholiken und fühl-

Digitized by Google

ten sich zur Bekämpfung des evangelischen Glaubens durch ihr Gewissen getrieben, Wallenstein war solchen Regungen fremd. Wer die von ihm vertretene kaiserliche Politik unterstützte, war ihm willkommen; Katholiken und Protestanten nahm er in sein Heer auf, einer seiner besten Unterführer, Feldmarschall von Arnim, war Protestant. Auf seinen Besitzungen ließ er das evangelische Bekenntnis unbehelligt; es sei seine Regel, sagte er den mecklenburgischen Ständen, niemand in seiner Religion und seinem Gewissen zu beunruhigen. Somit trat der kaiserliche Generalissimus in doppelten Gegensatz zur Liga und zugleich in grundsätzlichen Widerspruch zu dem Gedanken, der das große Bündnis zusammengehalten hatte.

★

Wie immer brauchten die Keime der Zwietracht Zeit, sich zu entwickeln. So lange es noch starke auswärtige Gegner zu bekämpfen gab, hielt das Bündnis zusammen, nach der Überwältigung des Dänenkönigs brach die Zwietracht mit aller Macht hervor. In den Kreisen der Fürsten und besonders der Kurfürsten, die die Führung der Reichsstände übernahmen, warf man Wallenstein vor, er wolle die „löbliche uralte Reichsverfassung zur Eversion bringen und einen neuen unhergekommenen Dominat" einführen; Wallenstein, herrisch und launisch wie er war, erwiderte, es sei in der Tat Zeit, mit dem Wahlrecht ein Ende zu machen und dem Hause Habsburg die erbliche Kaiserwürde zu übertragen. So ist es verständlich, daß die Kurfürsten und die Liga an den Kaiser mit der Forderung herantraten, er möge seine Armee, die dem Reiche beschwerlich falle, vermindern, den ungefügen Wallenstein entlassen und einen Reichsfürsten, von dem man solche Umsturzpläne nicht zu befürchten habe, zum Obergeneral bestellen. Unverhüllt lag darin die Absicht, die kaiserliche Macht zu schwächen, die Militärhoheit und die oberste politische Leitung einem Vertrauensmann der Reichsstände zu übertragen. Eine neue Machtprobe zwischen dem kaiserlichen und reichsständischen Prinzip stand bevor.

Das kirchliche Moment konnte Kaiser und Liga nicht versöhnen, es wirkte vielmehr auf die Länge der Zeit nicht weniger zersetzend. Zwar jenes Edikt über die Rückgabe der Kirchengüter entsprach dem Sinne des Kaisers nicht weniger als dem der katholischen Kurfürsten; die Restitution sei der Zweck und die Frucht des ganzen Krieges, sagte Ferdinand. Aber in der Ausführung schieden sich sofort die Wege. Der Kaiser wollte über die Verwendung des gewonnenen Gutes allein bestimmen und insbesondere die neu zu besetzenden Bischofsstühle an Mitglieder seines Hauses oder ihm sonst Nahestehende bringen; die katholischen Fürsten erhoben für sich ähnliche Ansprüche, erklärten das kaiserliche Vorgehen für einen Rechtsbruch und sahen darin ihre Befürchtungen vor einer kaiserlichen Gewaltpolitik bestätigt. Ganz abweichender Meinung endlich war der kaiserliche Feldherr. Er erkannte sogleich, daß die evangelischen Fürsten und Städte, voran die mächtigen norddeutschen, sich der Ausführung des Edikts mit aller Kraft widersetzen und die kaiserliche Macht von der Lösung der wichtigsten auswärtigen Aufgaben abziehen würden. Bisher seien die Evangelischen, sagte er, durch politische und innerkirchliche Fragen gespalten und zur gemeinsamen Opposition gegen den Kaiser unfähig gewesen; jetzt würden sie durch diesen Angriff auf ihre kirchliche Existenz gewaltsam geeinigt und zum Kampf mit dem Kaiser gezwungen. Den Schaden werde die kaiserliche Armee tragen müssen, viele Evangelische würden ihr den Rücken kehren. Der Kaiser brauche, war sein Schluß, nicht geistliche Reformen, sondern Rekruten. Wallenstein hatte daher immer wieder in Wien Verständigung mit den Evangelischen empfohlen; habe man dadurch den inneren Frieden gesichert, brauche man weder auswärtige Feinde noch die Opposition der Liga zu fürchten. Indessen, so großes Gewicht seine Stimme am Hofe haben mochte, in dieser Frage trug die katholische Überzeugung Ferdinands den Sieg über alle politischen Gründe davon. Es springt in die Augen, wie die kirchliche Entscheidung des Kaisers seine politische Stellung beeinträchtigte: unmöglich konnte er den General, auf dessen Erfolgen seine gewaltige Machtsteigerung seit mehreren Jahren beruhte, noch mit voller Energie gegen die Angriffe der Liga verteidigen, wenn dieser mit der Grundlage der kaiserlichen Politik nicht mehr völlig übereinstimmte.

★

Dieser Riß innerhalb der kaiserlich-katholischen Partei trat nun grade in einem Augenblick zutage, als neue auswärtige Gefahren nur durch Einigkeit abzuwenden waren. Noch waren nicht alle Anhänger König Christians geschlagen, Magdeburg und andere norddeutsche Städte setzten den Widerstand fort, und von draußen drohte ein neuer Feind: Gustav Adolf von Schweden bereitete offenkundig eine Landung vor. Er fühlte die Verpflichtung, das evangelische Bekenntnis in Deutschland vor der Ausrottung zu schützen, und war überzeugt, daß nach der völligen Niederwerfung der deutschen Protestanten die habsburgische Macht im Bunde mit Polen auch die Ostsee überschreiten und Schweden im eignen Lande angreifen werde. Nur durch schleunige Herstellung einer starken protestantischen deutsch-schwedischen Macht glaubte er diesem Geschick begegnen zu können. Wallenstein hatte diese nordische Gefahr längst kommen sehen, aber er fürchtete sie nicht. Wenn der Kaiser, sagte er, sich mit den Protestanten vertrage, werde der Schneekönig in Deutschland keine Bun-

Digitized by Google

desgenossen finden und die Landung unterlassen oder schleunigst den Rückweg über die Ostsee antreten. Eine schwere Entscheidung für den Kaiser: auf der einen Seite trieb ihn sein katholisches Gefühl zur Verständigung mit der Liga und zur Durchführung des Restitutionsedikts, aber wie konnte er, wenn hieraus unfehlbar ein neuer innerer und äußerer Krieg entspringen mußte, der unerbittlichen Forderung der Liga nachgeben und seinen siegreichen General, an dessen Namen der Bestand seiner Armee hing, entlassen?

Aber Schweden war nicht einmal der einzige auswärtige Gegner. Hinter ihm stand Frankreich, denn der Leiter der französischen Politik, Kardinal Richelieu, hatte längst das Wachsen der habsburgischen Macht mit großer Sorge betrachtet. Sein Ziel war, Frankreich zur ersten Macht Europas zu erheben: er wollte die Franche Comté und Flandern, französisch sprechende Landschaften im spanischen Besitz, erobern, auch auf Lothringen, das Elsaß und anderes rheinisches Gebiet richtete er seine Blicke: alles das setzte eine Überwältigung der spanisch-kaiserlichen Macht voraus. Richelieu hatte daher schon den Dänenkönig begünstigt und jetzt trat er Gustav Adolf zur Seite und versprach ihm Hilfsgelder für den Krieg in Deutschland. Seine Gesandten waren, wie in Wien nicht verborgen blieb, unermüdlich, um die evangelischen Fürsten zum Bündnis mit Schweden zu mahnen, ja England, Holland und Venedig hoffte er in einer großen habsburgfeindlichen Koalition zusammenzufassen. Damit nicht genug. Richelieu packte seine habsburgischen Gegner an einem empfindlichen Punkte direkt an. In der habsburgischen Länderkette vom Mittelmeer bis zur Nordsee war ein unentbehrliches Glied Italien, das die Verbindung Spaniens mit den Niederlanden und mit Österreich sicherte, in der Behauptung Mailands und Neapels, sowie im Ausschluß jeder anderen Großmacht vom italienischen Boden hatte daher die habsburgische Politik seit Karl V. stets eine ihrer Hauptaufgaben gesehen. Jetzt trat ihr hier Richelieu in den Weg. Als die Herzogsfamilie Gonzaga in Mantua ausstarb (1627), wollte der Kaiser dies Reichslehen dem König von Spanien übertragen, um seine oberitalienische Stellung zu verstärken, Richelieu forderte es dagegen für einen französischen Vasallen, den Herzog von Nevers, der als Verwandter der Gonzaga erbberechtigt war, um es in enge politische Verbindung mit Frankreich zu bringen. Es war eine Vorbereitung zum Angriff auf Mailand. Zwar suchte der Kaiser Mantua durch einige Wallensteinische Truppen zu schützen, aber Richelieu brach während der letzten Monate des dänischen Krieges in Italien ein und sicherte sich wichtige Grenzposten, im folgenden Jahre eroberte er gar Savoyen und bereitete sich in derselben Zeit zum Angriff auf Mantua vor, als Gustav Adolf die letzten Vorbereitungen zur Landung in Pommern traf (Frühjahr 1630). Von Norden und Süden drohten also neue gefährliche Angriffe und zwangen den Kaiser, seine Macht zu teilen. Und was war natürlicher, als daß mit der Großmacht Frankreich sogleich die schwächeren Gegner des Hauses Habsburg in Verbindung traten? Für den Kardinal konnte es nichts Erfreulicheres geben als das Bestreben der Liga, das kaiserliche Heer zu verringern; er ermutigte den Kurfürsten Max, unbeugsam zu bleiben, und verhieß ihm für den äußersten Fall militärische Unterstützung gegen den Kaiser. Maximilian wünschte zwar keinen Bruch mit dem Kaiser, aber die diplomatische Unterstützung ließ er sich gern gefallen. Das ganze Römische Reich, erwiderte er Richelieu, sei dem König von Frankreich hoch obligiert, daß er für seine „Libertät" sorgen und verhindern wollte, daß der Kaiser „monarchiam" erlange.

Ohne Zweifel lag in der bayerischen Politik ein Widerspruch: man wollte den katholischen Glauben durch die Ausführung des Restitutionsedikts stärken, verband sich aber mit Frankreich, dem Bundesgenossen Schwedens, dessen Ziel grade die Verhinderung des Edikts war. Indessen man schmeichelte sich in München mit der Hoffnung, Frankreich zur Neutralität bestimmen und dann den Schwedenkönig leicht abschlagen zu können. So glaubte Maximilian seinem katholischen und seinem reichsfürstlichen Interesse zugleich dienen zu können. Gewissensbedenken konnten den Kurfürsten bei der Verbindung mit dem Bundesgenossen Schwedens um so weniger befallen, als der Papst die Verständigung dringend empfahl und auch die täglich enger werdenden Beziehungen zwischen Schweden und Frankreich guthieß, obgleich ihm sein Gesandter am Wiener Hof schrieb, der Schwedenkönig sei ein höchst kriegserfahrener Mann und vermöge mehr, als er selbst glaube, weil alle Evangelischen ihn als Retter begrüßen würden.

*

So verdüsterte sich die Lage des Kaisers auf allen Seiten. Neue Gegner erhoben sich, und seine Bundesgenossen wendeten sich schon halb ins feindliche Lager. Aber lange Zeit verschloß Ferdinand seine Augen dagegen. Als Gustav Adolf schon in Pommern gelandet war (6. Juli 1630) und die Liga ihre Fäden zu Frankreich enger zog, hoffte er noch, auf einem Tag zu Regensburg die Kurfürsten seinem Willen unterwerfen zu können: sie sollten seinen Sohn zu seinem Nachfolger wählen und ihm Hilfe gegen Schweden und Frankreich zugleich gewähren. Er erfuhr eine ungeheure Enttäuschung. Die katholischen Kurfürsten — die evangelischen blieben überhaupt fern — wiesen, des Einverständnisses mit Frankreich sicher, jedes Entgegenkommen weit ab und beharrten un-

Digitized by Google

verbrüchlich auf ihrem Verlangen, die „Kriegsdirektion" der kaiserlichen Armee gründlich zu ändern. Sie wußten, daß Ferdinand nachgeben werde, wenn sie nur fest blieben. Wie sollte er es über sich gewinnen, mit den Vertretern des katholischen Gedankens, der Liga und dem Papst zu brechen? Und sollte er sich in diesem Kampfe auf Wallenstein, der seine katholische Politik mißbilligte, oder gar die Ketzer stützen? Sobald dem Kaiser diese Konsequenz klar wurde, war sein Entschluß gefaßt: er opferte Wallenstein und bewilligte die übrigen militärischen Forderungen, in der Hoffnung, dafür die Wahl seines Sohnes und Hilfe gegen Schweden und Frankreich zu erhalten (August 1630). Der Lohn für dieses Entgegenkommen blieb aus. Die Kurfürsten waren weit entfernt, ihre Verbindung mit Frankreich zu lösen, sie wollten vielmehr mit seiner Hilfe dem Kaiser völlig ihre Politik aufzwingen. Von der Wahl des Kaisersohnes war keine Rede, und in der italienischen Streitfrage stellten sie sich auf die Seite Frankreichs, so daß der Kaiser nachgeben und Mantua dem Prinzen von Nevers ausliefern mußte: eine Niederlage für beide Häuser Habsburg zugleich. Kurfürst Max und seine Freunde triumphierten. Sie glaubten jetzt Frankreich befriedigt und erwarteten, daß es seine Hand von Schweden abziehen werde, aber sie mußten erfahren, daß sich Richelieu von ihnen nicht seine Wege vorschreiben ließ: der Kardinal hielt an Schweden fest und zog die in Italien ausgebrochenen Feindseligkeiten so lange hin, daß ein beträchtlicher Teil der kaiserlichen Truppen dort gefesselt wurde und an den entscheidenden ersten Kämpfen gegen Gustav Adolf nicht teilnehmen konnte. Aber noch größeren Schaden brachte der erste Regensburger Entschluß: die Entlassung Wallensteins und die Verminderung der Armee führten zur Auflösung der Manneszucht und zum Auseinanderlaufen vieler Regimenter, so daß man keine genügende Macht hatte, die ursprünglich schwache schwedische Armee durch einen raschen Angriff zu zertrümmern: grade im Angesicht eines neuen Feindes hatte man seine Waffen zerbrochen. So bekam Gustav Adolf Zeit, auf deutschem Boden Bundesgenossen zu gewinnen, und sobald er erst stark genug zum Angriff war, führten ihn sein strategisches Genie und die überlegene Kriegszucht seiner Armee von Sieg zu Sieg.

*

Die Ereignisse von 1630 zeigen aufs deutlichste, wie unfähig Deutschland war, sein Geschick selbst zu bestimmen. Drei Gruppen standen einander gegenüber: die kaiserlich-habsburgische, die reichsfürstlich-katholische und die reichsfürstlich-evangelische, keine stark genug, sich aus eigner Kraft zu behaupten, geschweige denn eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen. Alle bedurften ausländischer Hilfe; Spanien, Frankreich und Schweden erlangten notwendig großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches. Eine Lösung der Deutschland zerreißenden Frage konnte von den Fremden nicht ausgehen, aber die besprochenen Vorgänge bilden doch einen wichtigen Wendepunkt: sie bedeuten die Rettung des Protestantismus, denn eine ähnliche Machtfülle wie zur Zeit des Restitutionsedikts haben die ihm feindlichen Gruppen nie wieder erlangt. Und die Sicherung des Protestantismus, mit der die Verdrängung des habsburgisch-spanischen Einflusses aus Norddeutschland verbunden war, wirkte weit in die Zukunft: sie ermöglichte die Bildung einer neuen deutschen Großmacht, von der in inneren und äußeren Kämpfen von mehr als zwei Jahrhunderten die Schaffung eines deutschen Nationalstaats unter Ausschluß fremder Beteiligung ausgehen konnte.

Domplatz

Die Domuhr tönt elf Schläge in die Nacht.
Sie klingen tief in weihevoller Schwere.
Der halbe Mond liegt überm Häusermeere
In silberweißer, hingehauchter Pracht.

Am Turm kein Stein, auf dem nicht Silber liegt,
Kein einz'ger Zierat, der nicht schneeig schimmert.
Und während oben jede Zacke flimmert,
Liegt rings der Platz in Nacht und Schnee gewiegt.

Kein Wagen lärmt, es stört kein lauter Schritt
Die Andacht, die ich tiefst in mir empfinde.
Vor solcher Schönheit wird der Mann zum Kinde,
Die Stille betet, und ich bete mit. –

Die Mondnacht stäubt ihr weiches Zauberlicht
Auf einen Christus, der in Stein gehauen.
Ich seh' ihn gütig auf mich niederschauen
Mit einem wundervollen Lächeln am Gesicht.

Max Stebich

Digitized by Google

Das Geheimnis der fliegenden Blüte

Von Wilhelm Bölsche

Mit 11 Aquarellen von L. von Korff

Es geht uns mit der Natur ja wie so oft im näheren Menschenleben. Man möchte die lieben Menschenseelen ganz verstandesgemäß durchsichtig haben wie gläserne Uhren. Und wenn man ein langes Leben miteinander gegangen ist oder verliebt ist oder den Genius verehrt, so merkt man, daß das Hübscheste immer wieder die ewig neu verhängte blaue Geheimnistiefe bleibt. Ich will von einem solchen Restchen Geheimnis an einer Naturstelle erzählen, die scheinbar uns allen seit süßer Jugendseelei im hellsten Sonnenlichte liegt und auch vom Verstande tatsächlich heute sehr weit aufgeklärt ist, wennschon nicht ganz. Auf den bunten Schwingen von ein paar Buttervögeln.

Meine frühesten eigenen Beziehungen zum Schmetterling gehen auf Herrn Käfer zurück. Einen Kölner Elementarlehrer, der natürlich nicht so nett hieß, — aber wir nannten ihn so. Er war ein sinniger Naturfreund, der sich die Langeweile von Privatstunden durch Spaziergänge in den damals schon etwas dornröschenhaft versponnenen Wallgräben unserer alten Festung zu versüßen pflegte. Und von solchem Gang brachte er eines Tages auch zwei frisch erbeutete Schmetterlinge zur Stunde mit. Es war ein sog. Blausieb (Kastanienspinner) und der goldbraune große Fuchs. Mit ihnen ist der Grund nicht nur meiner eigenen Schmetterlingsliebe, sondern vielleicht alles dessen gelegt worden, was ich auch sonst später in der Naturgeschichte getrieben habe. Natürlich habe auch ich lange nur auf den reinen Sammeltrieb hin gejagt. Wer dann ein bißchen Sonntagskind ist, der kommt von selbst schon tiefer und gelegentlich auch aufs „Geheimnis".

Was für ein Zauber lag aber doch schon in diesem reinen Kennenlernen draußen in der wilden Natur selbst! Dem ersten Segelfalter etwa in den wundervollen, fast schon südlich angehauchten Jagdgründen auf dem heißen Trachyt des rheinischen Siebengebirges, die bleichgelben Schwanzflügel grau durchschnitten wie von den langen Baumschatten seiner verschwiegenen Waldwiesen. Oder auf einer stillen Landstraße im Odenwald bei einem Morgenspaziergang, breit und tot hingestreckt als Opfer irgendeines nächtlichen Abenteuers, dem ersten riesigen Blauen Ordensband. Dann dem freudigen Schreck, daß an den Alpenrosenmatten des Sankt Gotthard plötzlich der wunderschöne Apollo flog mit seinen rotbäckigen Augenflecken im silberig glastenden Schneekleid seiner fernen Urheimat am Altai. Oder an der Azurküste von San Remo statt unseres schlichten Zitronenfalters so die edle Cleopatra, die noch extra ein Stück Apfelsinenschale auf ihren Schwingen führt.

Eines Schmetterlingsereignisses muß ich mich aber doch noch besonders erinnern. Es lag bereits viel, viel später, schon in den Grübeljahren. Es war an einem silbernen Lebensnachmittag in Frascati. Während sich in unendlichem Silberduft unten die Campagna dehnte bis zum weißen Streif des heiligen Meeres, in das die Sonne einen noch weißeren Elfenbeinreflex schnitt. Die Fernsicht, die Richard Voß so geliebt hat! Ausgesucht in diese Romantik mußte mir ein kleiner Italienerbengel ein lebendes Prachtexemplar des Großen Nachtpfauenauges bringen. Es war das erste, das ich damals im Freien zu sehen bekam, und ich meine, nie vorher so von der Magie ergriffen worden zu sein, die sich in der Zeichnung solchen Schmetterlingsflügels offenbart.

Dieser Nachtpfau war unser größter europäischer Schmetterling. Er blieb aber noch weit hinter den Wundern der Tropen zurück, die doch auch allmählich in meine Kästen kommen sollten, wenn auch jetzt nur aus den unerschöpflichen Schätzen der Dresdner Weltfirma Staudinger, deren Kunde einst schon der große Darwin war. Die reichlich viertelmeterbreite Agrippina, vom Anblick einer schneeweißen, nur mit entzückendstem Ornament eben fein bräunlich überzeichneten Wollfledermaus, die der brasilische Indianer mit dem Blasrohr aus ihrem dichten Blätterverdeck schießt und von der es heißt, daß sie fast den ganzen Atlantischen Ozean überqueren könne. Die herrlichen Vogelschwinger (Ornithopteren) aus den fieberschwangern Sagosümpfen der Gewürz- und Paradiesvogelküsten, deren Männer das Meerblau, Malachitgrün und leuchtende Topasgelb unserer schönsten Halbedelsteine führen, während die noch imposanteren Riesendamen das Ebenholzbraun der mit hellen Elfenbein-Intarsien ausgelegten Schmuckkästchen dazu geben. Die südamerikanischen Morphiden, die oft so metallblau funkeln, daß das Auge daran blaublind wird und ihr Umrißbild im tiefen Orange der Komplementärfarbe noch einmal daneben gemalt glaubt. Das Wunder Chrysiridia der blühenden afrikanischen Mango- und Magnolienbäume — der Name gleißt schon, aber keine lehrhafte Diagnose hat bisher in Worte zu fassen vermocht, wie hier über dem klarsten

Digitized by Google

Goldspiegel des Smaragdmeers noch einmal eine brandrote Leuchtwolke halb durchsichtig zu schweben scheint. Der Herkules vom Sattelberg in, wie die Schildchen noch wehmütig künden, Deutsch-Neuguinea, von dem ein Pärchen gerade einen großen Sammelkasten füllt, die Flügel ausgeschweift wie phantastische Bögen einer Barockkirche, der scheinbar in tiefe Schächte eingelassene Glasfenster in Gestalt unbestäubter Stellen ein mystisch unbekanntes Licht vermitteln. Der schwere, kostbare Homerus von Jamaika, an dem die breiten Gelbbänder zu blauen Sternen fließen wie wirklich im strengen Faltenkleide einer trojanischen Helena. Die Heliokopiden, auf deren Unterseite in diesmal wahrer Plastik die Goldquarzstückchen aus dem sagenhaften Waldläufertal unserer spannendsten Jugendromantik gehäuft liegen. Und der völlig verrückte Lidderdalei vom Himalaja, der wie die im Sturze zerfetzte grün karierte Hose eines Lustspiel-Lords ausschaut mit einem Blutfleck am Knie und von der die Wimpel flattern.

Goethe hat einmal zu Herder gesagt: ob der Schmetterling nicht bloß eine „fliegende Blüte" sei? Wie in der Metamorphose der Pflanze sich zuerst Wurzel, Stengel und Blatt anlegten, um dann erst auf ihrer Höhe die Blüte zu treiben, so sei doch auch der Schmetterling eigentlich nur die schön entfaltete Liebesblüte seiner trägen, fressenden, rein vegetativen Raupe. Bloß daß bei ihm diese Blüte auch fortfliegen könne. Herder mag den Gedanken damals nur für einen poetischen Scherz gehalten haben. Wir würden sagen, daß er nur die einfachste wissenschaftliche Realität für uns heute ausdrückt. Es gibt eine Masse auch von Tieren, die diese Zweiteilung gleichsam ihrer Individualität in eine mehr vegetative Freßstufe und eine beweglichere Liebesstufe als eine Art Arbeitsteilung durchgeführt haben. Bei den Quallen im Wasser ist es auf den Gipfel gebracht, indem hier wirklich auch die tierischen Liebesstadien sich ganz wie Blütenglöckchen ablösen und davonsteuern. Wir wissen auch heute (und Goethe erfuhr es noch im Alter), daß es unter den Pflanzen selber noch eine kleine Gruppe (Vallisneria und Genossen) ebenfalls im Wasser gibt, wo die männliche Blüte auch so abfällt und sich zu den lose angeseilten weiblichen von der Welle hinüberschaukeln läßt. Auf dem Lande aber, wo so oft das Fliegen an Stelle des Schwimmens getreten, mußte das ganz naheliegend auch zur fliegenden Tierblüte führen.

Extrem ist noch heute in seiner Weise auch der Schmetterling bloß „Liebesblüte". Um Liebesvereinigung und dann nur noch Eierlegen dreht sich sein meist so kurzer Lebensabschnitt. Während die Raupe eine wahre Freßmaschine ist, gleich Blatt und Wurzel, nascht er eigentlich nur noch wie ein Verliebter, der am Sektglas nippt, und so mancher kann überhaupt keine Nahrung mehr von außen zu sich nehmen. Dann bringt er es nicht einmal zu Monaten, sondern nur zu Tagen, ja bei gewissen Männchen kürzer als bei der berühmten Eintagsfliege zu einer halben Stunde, und alle Arbeit muß sich mit rasender Hatz in diese geringe Spanne drängen. Ist sie getan, diese Arbeit, so fällt er wohl wie vom Schlage getroffen dahin — Tod als der Minne Sold.

Man versteht aber, wie gerade auf dieses wunderbare Schlußstadium, das als Regel doch noch die Begegnung zweier Individuen forderte, der Flug sich als die berufenste Technik einstellen mußte. Er hätte sich auf ein Geschlecht, etwa das stets aktivere männliche, beschränken können, was auch vorkommt, am besten doch traf er beide. Wir wissen (interessant, wie uns selber alles Flugliche heute ist) ziemlich genau auch jetzt, wie diese engere Technik der „fliegenden Blüte" sich vollzieht. Man kann ja technisch sehr verschieden fliegen: auf den Flossen, wie der fliegende Fisch, mit den Armen auf Fingerhäuten, wie die Fledermaus, oder zu Federn umgewandelten Reptilschuppen, wie der Vogel. Der Falter, auch darin Symbol der Liebe, fliegt ausschließlich mit Amorettenflügeln. Es gibt da ja einen alten Streit zwischen Künstler und Naturpedant: ob Raffaelsche Engel nicht zoologiewidrige Monstra mit vier Armen wären, maßen der Maler ihnen zu ihren richtigen Armen hinten noch Vogelflügelchen ansetze, die doch eigentlich auch Arme enthielten. Prinzipiell natürlich ein pedantischer Unsinn, da der schaffende Künstler nicht auf Zoologie vereidigt ist. Aber der Schmetterling darf sich auch wirklich zoologisch solche Schulterflügel leisten, denn bei ihm haben sie mit den Gliedmaßen nicht das geringste zu tun, sind vielmehr besondere durchnervte und durchaderte Hautplatten, die unabhängig oberwärts aus den Brustringen wachsen. Heute vier an den zwei hinteren dort, bei alten Vorfahren ursprünglich sogar sechs, so daß auch der vorderste Ring noch sein Paar entsandte. Indem die Ringe sich in wunderbarer Technik aber selber wölben und engen, stellen sie den Motor für diese Platten ein, auch sie zu gewaltigem Ruderflug belebend. Obwohl die wirkliche Atmung des Schmetterlings eine ganz andere ist, könnte man doch im Bilde sagen, der Motor arbeite durch die rhythmische Atembewegung hier des Brustkastens. Im ganzen doch auch eine prachtvolle Maschine, die bei unserm Taubenschwanzfalter mit über 70 Schlägen in der Sekunde reagiert und ihn in noch nicht vier Minuten 108 Veilchen mit seinem langen Rüssel absuchen läßt, nach Bedarf auch gleitendes Schweben als Papierdrache und schwirrendes Stehen in der Luft ermöglicht und Liebe zu Liebe bis zu sechs Meter in solcher Sekunde befördert. Wenn der Apparat auf Dreiviertelmeter klaftern könnte (also die Dimension einer kleineren Gans) wie bei gewissen Ur-Libellen der Schöpfungsvergangenheit gewiß auch für uns etwas zum Bangemachen.

Digitized by Google

Der herrliche blauschillernde Morpho cypris (Männchen) aus Kolumbien, ein Juwel der tropischen Schmetterlingswelt

Schöpfungsvergangenheit. Ja wir glauben heute auch schon einiges über den Weg zu wissen, wie diese Tierblüte ursprünglich zu ihrem Flug gekommen ist. Trotz all ihrer Gegensätzlichkeit auf Fresser und Erotiker verknüpft doch heute, wie sie vor uns stehen, Raupe und Schmetterling auch wieder das innerste Band, und es offenbart sich nicht schöner, als wenn man sich darein versenkt, wie noch jetzt die Blüte, der Schmetterling, jedesmal aus ihrem Stamm, dieser Raupe persönlich wieder erwächst. Wenn die Raupe sich zunächst für ihr Teil entwickelt, so grundsätzlich scheinbar anders als der nicht mehr wachsende, kaum noch fressende, dafür aber zeugende und fliegende Schmetterling, so tut sie das doch aus einer ursprünglichen Keimanlage, die auch den Schmetterling als Anlage bereits völlig umschließt. Aber sie entnimmt dieser Anlage zunächst nur den Teil, der eben zu ihr paßt, entwickelt ihn einseitig für sich und läßt den andern gleichsam noch in zugeklebten Kuverts mit Zukunftswechseln vorerst im Fach bei sich liegen. Imaginalscheiben (Imago ist zoologisch der spätere Schmetterling) nennt man diese Reservekuverts in der Raupe. Wuchernd mit ihrem Pfande wird die reine Raupe als solche reif und fett, dann aber kommt eines Tages auch die Auferstehung für das andere angelegte Kapitalteil. Die Raupe geht in ihren Ruheschrein, die Puppe ein, da drinnen aber arbeiten jetzt wie endlich erlöst jene Imaginalscheiben los, und was sie aus sich machen, das ist natürlich jetzt Schmetterling. Sie bauen Flügelmotoren und all das andere dort, während zugleich eine Art eigener vernichtender Zellenpolizei, sogenannte Freßzellen, über die alten verbrauchten Raupenrestbestände herfallen und sie wegzehren; nur das Herz, die Geschlechtsanlage und der Zentralteil Gehirn bleiben unversehrt und gehen auch in den neuen Schmetterling über.

So sieht man es heute an. Aber im eigentlichen geschichtlichen Ursprung des jetzt so eng verknüpften Raupen- und Schmetterlingswesens muß der Hergang doch noch ein klein wenig anders gewesen sein. Ihr kennt die Vexierfrage: Was war zuerst — das Huhn oder das Ei? Also wer könnte auch hier den Anfang gebildet haben: die Raupe oder der Schmetterling? Und da kann wohl kein Zweifel sein, daß rein historisch zunächst einmal etwas im Wesen wenigstens Raupenhaftes existiert hat, das damals auch selber noch Kinder bekam, aber noch nicht flog. Diese Urlarven lebten zur älteren Steinkohlenzeit vermutlich sämtlich noch im Wasser, wie ja auch heute noch, wenn es auch wenig bekannt zu sein pflegt, eine ganze

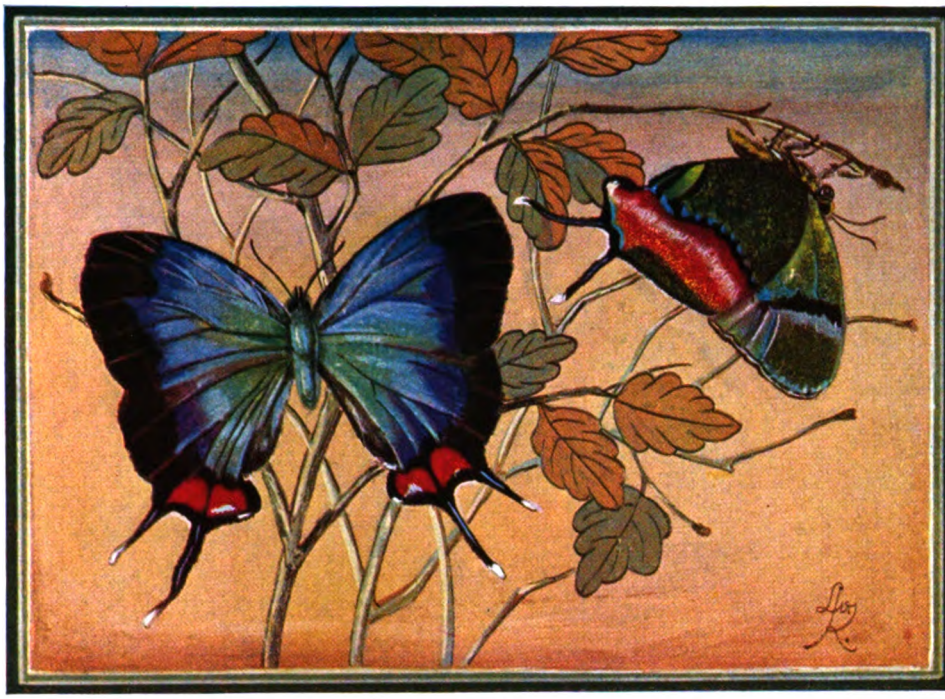
Digitized by Google

Deutsche Schmetterlinge: oben links der Kleine Fuchs (Vanessa urticae), rechts der bei Tag fliegende Schwärmer Taubenschwanz (Macroglossa stellatarum), unten links der Hornissenschwärmer (Algeria apiformis), bekannt als Nachahmer der bösen Hornisse, rechts das sog. Blausieb (Zeuzera pyrina)

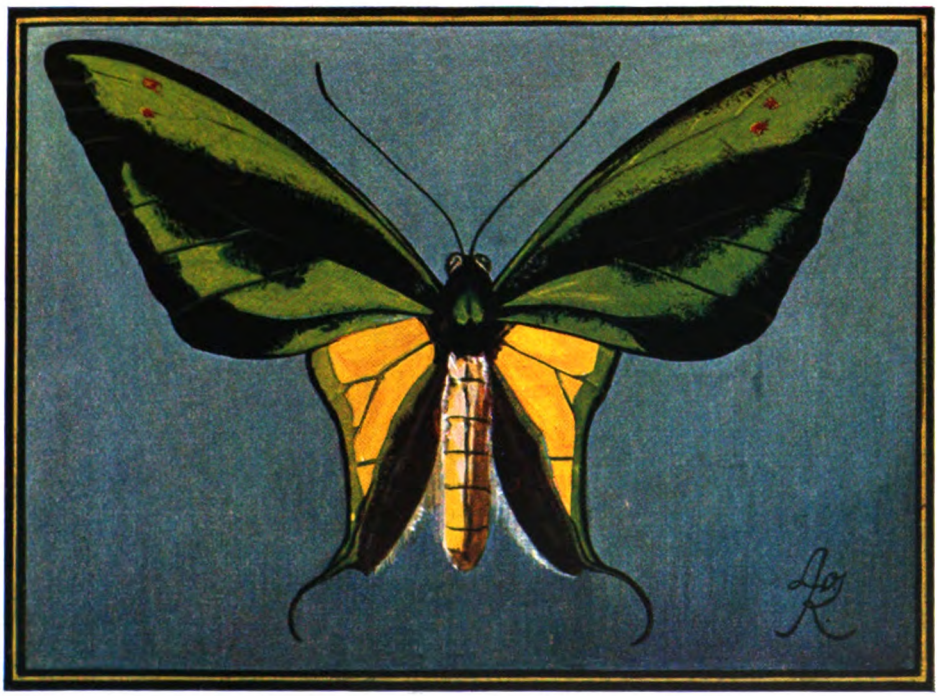
Reihe von echten Schmetterlingsraupen unserer Heimat solche Wassertiere sind, die zum Teil dort mit richtigen Kiemen atmen. Ob diese Urinsekten oder Urlarven selber ursprünglich aus Krebsen oder sonst einem niedern Gliedertiertyp hervorgegangen seien, ist Streitfrage. Jedenfalls aber ist anzunehmen, daß sie eines Tages in ihrem nassen Element einen sehr kühnen Versuch unternommen haben müssen. Vielleicht weil ihre Tümpel öfter austrockneten, vielleicht auch, weil das Liebesleben selbst zu weiterer Beweglichkeit drängte — kurz, sie machten zeitweise wohl Sprungversuche aufs Land und über Land, wobei sie sich wie Flugfische auch auf Körperverbreiterungen tragen ließen. So oder ähnlich ist bei allen späteren Fluginsekten das Fliegen begonnen worden. Bei dem Vorteil der Ortsveränderung grade für das Liebesleben hat dieses sich jedenfalls früh besonders eng daran angeschlossen, womit sich auch jene sinnreiche Arbeitsteilung innerhalb des Individuums — ein Teil noch als altes raupenhaftes Urinsekt und ein Teil mit Liebesflug — ergab. Bereits im späteren Steinkohlenwalde selber ist auch dieser Weg offensichtlich schon beschritten worden.

Uns gehört zur echten Blüte hergebracht der lockende Duft. Auch der Schmetterling selbst aber besitzt diese Blütengabe und nützt sie für sein eigenes Liebesleben. Es gilt Signale geben, damit der Flug, der die Geschlechter einen soll, sich möglichst zielgerecht vollziehe. So weiß man längst, daß der weibliche Falter, kaum daß er zur Liebe da ist, besonders bei kurzfristigen Arten weithin eine sonderbare Attraktion auf die Männchen ausübt, die zunächst schier telepathisch dünken könnte. Manchmal entwickelt er sie schon im Auskriechen, ja durch die Puppenhülle selbst. Und alsbald kommen jene Männchen der gleichen Art gradlinig von den verschiedensten Seiten an. Man sieht diese Attraktion über alle Gerüche einer ganzen Großstadt hinweg bis fern in den Wald wirken, jedenfalls mehrere Kilometer weit. Es besteht aber begründete Vermutung, daß auch diese rätselhafte Fernwirkung in Wahrheit nur auf einen unendlich feinen Blütenduft der Weibchen gehe, auf den die Organe an den Fühlern der Männchen entsprechend fein wie auf Rundfunkwellen reagieren. Menschliche Nase (miserabel wie sie ist) hat allerdings dieses Parfümgeistes sublimster Natur noch nie selber einen Hauch verspürt. Wie toll gebärden sich dagegen die Bewerber, wenn sein Bannkreis sie berührt, zu Hunderten stürmen sie das Haus, wo hinter geschlossenen Glasfenstern in einer Schachtel solche Liebesblüte duftet, sie stürzen sich in den Schornstein und kommen schwarz wie die Mohren aus dem Kamin. Auf nächste Entfernung dient dann das Parfüm, von besondern Körperapparaten zerstäubt, auch der Geschlechtsreizung selbst, wobei jetzt umgekehrt die Männchen sogar sehr derbe Moschus- und Vanilleproduktion merkbarster Wirkung betreiben können, und eben diese

Digitized by Google



Der südamerikanische Bläuling (Thecla [Marsyas] coronata), links von oben gesehen, rechts mit geschlossenen Flügeln hängend



Der vogelschwingige Schwalbenschwanz (Papilio [Ornithoptera] paradisea) aus chem. Deutsch-Neuguinea Männchen. Das größere Weibchen ist ganz anders gefärbt

Digitized by Google

Drei durchsichtige Schmetterlinge der Gattung Callitaera des südamerikanischen Urwaldes

Gegenleistung legt nahe, daß auch drüben ein Duft im Spiel ist. Sonderbarste Dinge schon in alledem genug, und doch beginnt das eigentliche „Geheimnis", das auch der Schmetterling noch immer für uns undurchdringlich bewahrt, erst bei einem noch wieder andern Blütenbezug.

Wenn die Geißblattlaube, oft auch menschlichen Liebenden so verschwiegen hold, ihren Falter heranduftet, so wissen wir doch auch, daß diese Pflanzenblüten noch einen zweiten Bannzauber haben, der diesmal sehr offen auf das Auge zielt: ihre weithin sichtbare Farbe. Liegt es nicht nahe genug, zunächst ganz allgemein gesprochen, daß der Falter auch diese Pracht der Blüte an sich entwickele und, wie den Duft, in den Dienst seiner eigenen Zwecke stelle?

Die Schmetterlinge bieten aber nicht bloß geschickt gruppierte Farbflecke, sondern noch unendliche Einzelheiten. Ja vom Detail auf ihren Flügeln ist zu sagen, daß es uns mit allen Kennzeichen eines ungeheuren Schriftsystems entgegentritt — bald wie eine Art Keilschrift, die bloß durch Anordnung wirkt, bald als bildhafte Hieroglyphen oder auch ein in Gold und Farben ausgemalter Miniaturenschatz.

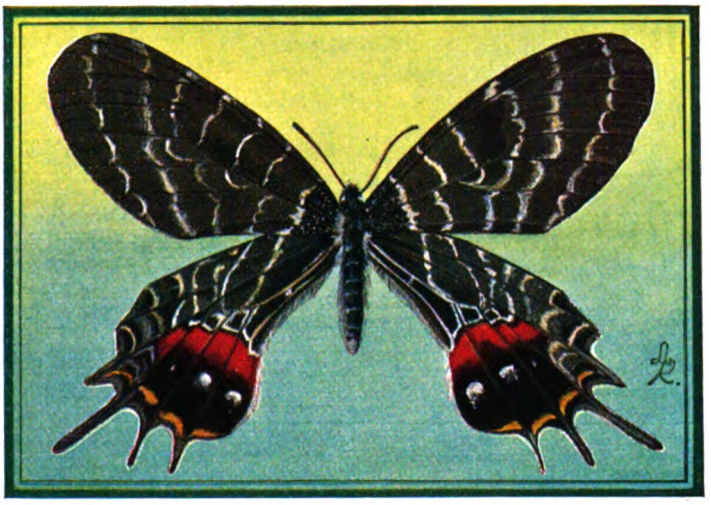
Daß auch sie einen Sinn haben muß und nicht bloß auf ein paar Zufällen beruhen kann, lehren schon ihr Umfang und gewisse wiederkehrende Regelmäßigkeiten innerhalb so großer Mannigfaltigkeit, wozu in engerer Schau überall die Spur einer höchst geheimnisvollen Vergeistigung tritt.

Was den Umfang angeht, so ist sie uns entsprechend der heutigen Annäherungsziffer bekannter Schmetterlingstypen in mindestens einer Viertelmillion von Einzeldokumenten überliefert, von denen jeder kleinste Mottenflügel doch in so geschlossener Einheit dasteht, wie eine Seite Homer in der Kombinationsmöglichkeit griechischer Buchstaben. Von dem Reichtum mag etwa das neueste Prachtwerk über „Die Großschmetterlinge der Erde" von Seitz ein Bild geben (Kernens Verlag, Stuttgart), eine Monumentalleistung deutscher Arbeit in schwerer Zeit. Wer diese vielen Hunderte von Blättern in stiller, denkender Schau durchwandert, der wird sich auch eine Meinung bilden mögen über die verschiedenen Versuche, die bisher zur Deutung dieser Schmetterlingsschrift unternommen worden sind.

Ich lasse beiseite, daß es einige Schmetterlingscharaktere gibt, die unmittelbar an unsere Buchstaben oder Zahlzeichen selbst erinnern und ihren heimischen Trägern seit alters nette Namen verschafft haben wie C-Falter, Goldene Acht oder Gamma-Eule; bei einigen Tropentypen ist das zum wahren Vexierspiel gediehen (Catagramma), aber

Digitized by Google

man wird sich sagen müssen, daß auch diese Zeichen bei uns ursprünglich alle einen Ornamentcharakter hatten, also in jedem größern Ornamentenschatz als solche (z. B. die Zahl 8) auch unabhängig wieder auftauchen können. Es war aber zunächst eine gewisse magische Bedeutung als eine der ältesten auch in unserm Schrifttum, die einen Moment den Ariadnefaden für das ganze Geheimnis zu liefern schien. Man fand in der Fülle der Falterhieroglyphen eine beschränkte Anzahl, die in der Tat den Besitzer ihres Kennworts unsichtbar machen oder ihre Gegner lähmen oder schrecken sollten. Es sind das die berühmten, heute bereits in jedem Schulbuch mitgeführten Fälle sogenannter Mimikry, das Wort einmal im weitesten Sinne hier gebraucht. Beispiele also wie der tropische Blattschmetterling Kallima, der in der Tat nach Umriß und Charakteren ein vergilbtes Blatt mit Stiel und Pflanzengeäder, selbst Löchern und Schimmelpilzen bis zur absoluten Täuschung nachahmt. Oder wehrlose Schmetterlinge, die in die Gestalt böser Hummeln und Hornissen verhext scheinen, und wirklich giftige, die das mit einer immer wiederkehrenden grellen Signal-Inschrift Angreifern entgegenschreien, und wieder ungiftige, die doch dieses Signal nachäffen und so auch durchkommen. Schließlich Pfauenaugen, die jenes Augenornament bis zur wirklichen Ähnlichkeit böser blutunterlaufener Schleichkatzenaugen treiben, wobei die erhobenen Oberflügel auch noch die Katzenohren dazuschwindeln. Kein Zweifel, daß in all diesen prägnantesten Exempeln ein wirklicher Schutzzauber sich geltend macht. Man hat das sehr mit Unrecht bestreiten wollen, und Laien plappern diese voreilige Kritik bisweilen heute schon kritiklos genug nach. Gerade das Seitzsche Werk hat erst die ganze Bedeutung dieser Bezüge erschlossen und zum Teil mit dem überraschendsten ganz neuen Material gestützt. Wer das Arabeskengewebe moderner Naturforschung kennt, weiß auch, wie oft richtige Ideen darin von nachfolgenden schlechteren Beobachtern leichtsinnig verworfen werden, um dann ebenso rasch ihre Rehabilitierung zu erfahren. In Wahrheit ist der Besitz der Tarnkappe durchweg verkoppelt mit genau parallelen Instinkten, und diese Doppelsicherung spricht



Der nordindische Schwalbenschwanz (Armandia lidderdalei), der sich vom Winde zwischen den Baumkronen wie ein trockenes Blatt dahinwirbeln läßt

Unser Blaues Ordensband (Catocala fraxini), Vorderflügel zusammengeklappt, rindenähnlich, Hinterflügel entfaltet, farbenprächtig

Digitized by Google

Der Apollofalter (Parnassius apollo), unser schönster europäischer Gebirgsschmetterling, bedarf dringend des Naturschutzes

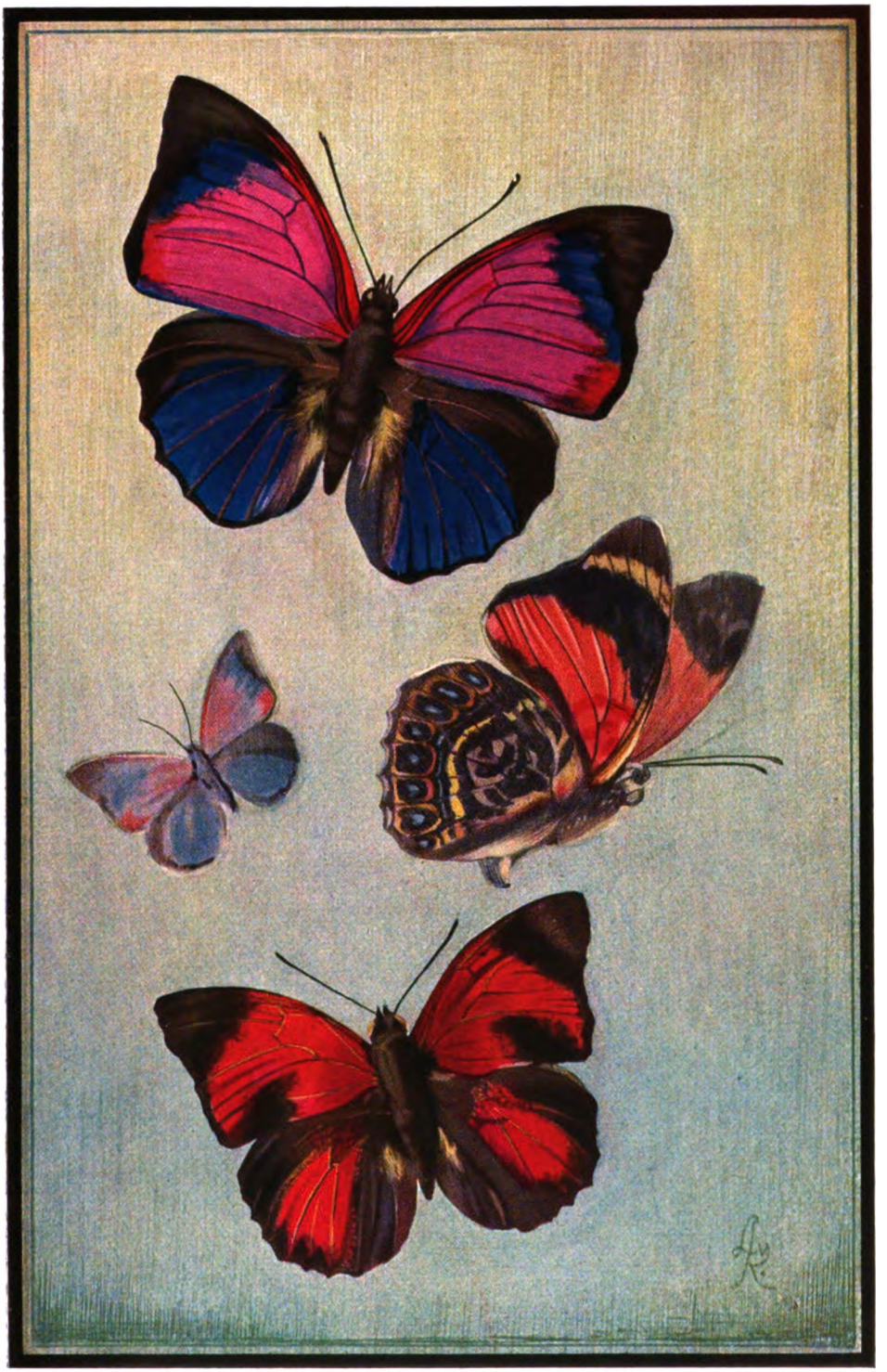
entscheidend für den Zweck. So kriecht der Kallimaschmetterling verfolgt auch aktiv zwischen dürres Laub, wobei er blitzschnell seine nachahmende Unterseite entblößt wie eine geheime Palimpsestschrift, die bis dahin die indifferent bunte Schrift der Oberseite überdeckte. Der Hornissenschwärmer lärmt auch wie solche Hornisse, und unsere Pfauenaugen entfalten scheinbar dräuend ihre unechten Augen so wirksam, daß Hühner davor flüchten. Ganz ersichtlich hat eben hier ein Teil des allgemeinen Schutz- und Trutzsystems im großen Parteikampf der Natur auch die kleine Schriftmagie gelegentlich in seine Mittel aufgenommen.

Was aber wirklich an der Idee verkehrt war, war der Glaube, als werde so die ganze Schrift selber schon lesbar gemacht. Jene Mimikryfälle bilden immer nur eine beschränkte Auswahl neben einer Unendlichkeit von Flügelschrift ohne jeden Schutzbezug. Und überall sieht man ihr Material vieltausendfach vorher ausgebreitet, ehe sie es im konzentrierten Einzelfall einmal auch so benutzt. Die Blattadern, die der Blattzauberer einmal allerdings wie in einen Brennspiegel fängt, gehen als zerstreutes Ornament durch zahllose Flügel schon sonst, ohne dort Talisman zu werden. Und niemals hätte die Mimikry arbeiten können ohne diesen schon gegebenen Ornamentenschatz. Der mit solcher Verschwendung ausgestreute Farbenrausch bis in seine Gold- und Edelsteinwunder besonders auf den Oberseiten unserer Tagfalter ist aber offenster Hohn auf alle „Anpassung" als vermeintliches Universalprinzip. Hat auch seine „Schrift" einen Sinn, so ist es niemals der Versteck- oder Schreckensinn. Selbst jene „Schreckaugen" bilden nur eine kleine sekundäre Verwertung eines reinen Ornaments, das mit unerhörter Kunst an Farben, Lichteffekten und Schattenplastik längst vorher und nebenher diesen Sinn in eigenen Stilgesetzen auslebte. Das alles auf Mimikry beziehen zu wollen, kommt mir vor, wie wenn einer die menschliche Kunst damit erklären wollte, daß man gelegentlich, wie die belagerten Römer gegen die stürmenden Goten, auch einen Praxitelischen Apoll einem Angreifer in der Not auf den Kopf schmettern kann oder ein helldunkler Rembrandt vielleicht bei barbarischer Zerstörung einer Galerie leichter übersehen würde. Rembrandt und Praxiteles haben selbst so wenig an etwas derart gedacht, wie offensichtlich der allgemeine Ornamentalgeist in den Schmetterlingsflügeln.

So hat eine andere Deutung doch auch hier bei dem Liebesbriefsteller anzuknüpfen versucht. Wäre die ganze Herrlichkeit auch dieses Dokuments zuletzt nichts als, vergleichbar jenem Duft für andern Sinn, ein ungeheurer optischer Liebestelegraph und Geschlechtssteckbrief für die Brautpartner der gleichen Art auf eine gewisse engere Sicht? Für eine Viertelmillion Arten, wenn sie sich

Der den Schwärmern nahestehende, aber bei Tage fliegende ostafrikanische Schmetterling Chrysiridia croesus, der zu den farbenprächtigsten der Erde gehört und äußerlich an einen Schwalbenschwanz erinnert

Digitized by Google



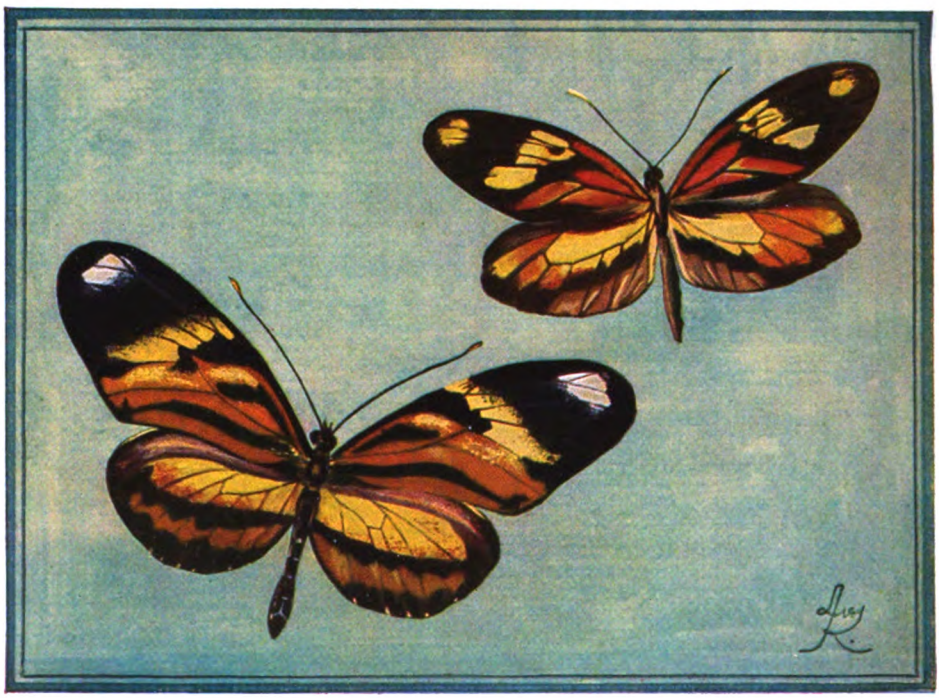
Zwei der schönsten Schmetterlinge der Welt: oben Agrias sardanapalus, Mitte und unten Agrias claudia, von der Seite und von oben, beide aus dem tropischen Südamerika

Digitized by Google

zur Liebe jede einzeln wieder erkennen sollten, bedurfte es tatsächlich einer solchen Viertelmillion verschiedener Kennworte in Gestalt stets ganz andersartig angeordneter Schriftzeichen, wobei ein gewisser sinnfälliger Rhythmus (gleichsam ein Reimvers) von Nutzen war. Die Erklärung hat auf den ersten Blick etwas Verblüffendes. Mit dem nächsten merkt man aber auch schon wieder ihre Schranke. Es ist wie drüben bei den Blumen selbst: die Schrift der Flügel ist unendlich viel reicher als auch solche Kennworte nötig machten. Man betrachte nur einen einzigen Mottenflügel daraufhin in seinem Detail. Ich will nicht davon reden, daß viele grade dieser kompliziertesten und schönsten Zeichnungen Nachttieren angehören. Aber um in jenem Bilde zu bleiben: das kniffelige Einzelornament geht so weit, als wenn statt eines kleinen Kennversleins jedesmal ein ganzer Gesang Homer aufgeschrieben wäre, der zur steckbrieflichen Identifizierung erst gelesen werden müßte. Ich fürchte, wenn die Liebenden alle diese subtilsten Zickzackschnörkelchen, Reflex- und Reliefkunststücke auf „Bist du's wirklich?" durchstudieren müßten, daß nie ein neuer Schmetterling zustande käme.

Das begriff denn auch seinerzeit schon der alte Meister Darwin, und deshalb brachte er noch einen Gedanken hinein, der nun allerdings grade diesen Luxus erklären würde. Die verliebten Schmetterlinge, so meinte er, sind nicht bloß mit Kennworten zufrieden. Besonders die Weibchen sind in diesem Falle die Oberästheten, die genau so hübsch die kleinsten rhythmischen Finessen würdigen wie wir. Und sie verlangen von den Männchen jedesmal zunächst das Aufsagen solcher ganzen Augenmelodie, worauf sie dann das Männchen, das es am besten macht, allein annehmen. Durch diese Wahl aber ist die Schrift der Flügel an sich immer schöner und reicher und künstlerischer geworden bis zu dem heutigen Effekt.

Kein Zweifel: diese Lehre hat den großen Mut (den ja Darwin immer hatte), wirklich von der Schönheit als solcher auszugehen. Bloß daß sie die ungeheure Voraussetzung hat, daß sie die Schmetterlinge selber zu den Ästheten machen muß, die sich aus Schönheitssinn die Pracht auf den Leib geschrieben hätten. Man muß sich aber ausdenken, was das besagt. Die Schmetterlinge müßten seit alters bereits alle tiefste Gabe des Menschenkünstlers besitzen. Sie malten oder dichteten zwar nicht direkt auf die Flügel, aber sie taxierten beständig vorgelegte Proben auf ein inneres Kunstideal ab, bis immer nur die besten übrig blieben und dem Ideal ständig näher kamen. Im Grunde der Weg, wie ein Menschenkünstler bei seiner inneren Konzeption auch verfährt, indem er Worte, Farben, künstlerische Ideen auftauchen, Revue passieren läßt, hier wählend, dort verwerfend. Eben weil man sich das aber wie-



Links der ungenießbare und deshalb von Angreifern gemiedene Schmetterling Heliconius narcaea, rechts ein Weißling Dismorphia astynome, der den andern täuschend nachahmt. (Sog. Mimikry)

Digitized by Google

der nicht denken konnte, hat sich auch Darwins kühne Idee nie recht durchgesetzt. Man wird ja auch das Tier nicht zu niedrig taxieren. Wenn der Schmetterling die Augenmelodien dieser Viertelmillion Flügelmotive, die mit all unsern raffiniertesten Kunsttechniken bereits arbeiten und Ziele erreichen, vor denen jedes menschliche Künstlerauge sich bewundernd beugt, selbsttätig schon geschaffen hätten, so ist nicht einzusehen, warum ihre Kollegen, die Heuschrecken, nicht bereits Konzerte geben, zu denen man verwöhnteste Menschenhörer zusammenlädt. So hübsch die Idee wäre: sie scheitert eben doch an allem, was wir sonst vom Tier wissen.

Fassen wir zusammen. In gewissem Sinne können wir Menschen wirklich die Schrift der Schmetterlingsflügel lesen, weil wir Kunst kennen. Auch sie enthält Rhythmen, Melodien, Kunstarbeit. Sie ist nicht bloß Nützlichkeit, sondern eben Luxus, wie es stets die Kunst zu solcher ist. Besser als Luxus vielleicht noch gesagt: sie enthält künstlerischen Selbstzweck. Vom Schmetterling selbst ist sie als solche nicht gemacht. Und ebenso von uns nicht, obwohl wir, weil wir anderweitig auch so etwas können, sie immerhin zu würdigen wissen. Wer aber hat sie nun mit diesem Inhalt da hinaufgeschrieben? Wer hat diese Noten, diese Verse, diese Miniaturen erfunden und auf wen zielte er, daß er sie läse und verstände?

Hier liegt das „Geheimnis", von dem ich ausgegangen bin.

In Celebes wohnt ein gewaltiger, überaus bizarr, wenn auch innerhalb dessen durchaus künstlerisch wirkender Schmetterling, eine Aktias-Art, nach der alten Göttermutter Isis benannt, der Gattung nach in die unmittelbare Reihe auch jener Nachtpfauenaugen gehörig. Laut Seitz fliegt er normal nur bei Nacht. Männchen und Weibchen sind ziemlich stark verschieden, doch nicht so, daß etwa das Männchen alle Schönheit vorwegnähme. Das Weibchen ist nicht nur größer, sondern in vieler Hinsicht noch viel auffälliger als das Männchen. Die Hinterflügel beider Geschlechter laufen in ungeheure nachschleifende Fahnen von der Länge einer Kinderhand aus, worin man doch wohl kaum eine Schutzanpassung, sondern auch schon ein gewisses Luxusornament sehen wird. Das kolossale Weibchen ist in der Grundfarbe weithin leuchtend schwefelgelb, und in diesem Grundton schwebt beiderseits über die beiden Flügel einheitlich fort, als seien sie nur eine Fläche, eine entzückende bräunliche Zickzackzeichnung von höchster rhythmischer Regelmäßigkeit wie ein aufgelegtes feines Spitzenmuster. Vom parallel zu ihrer Welle noch besonders randgewellten Hinterflügel fließt dieses edle Kastanienbraun jene Riesenschwänze entlang, bis deren unterste starke Verbreiterung erneut von dem leuchtenden Gelb erfüllt wird. Bei dem Männchen ist genau umgekehrt der Grundton vom schönsten Rotbraun, in das die Spitzenwelle, oben verdoppelt, mit Gelb diesmal breit eingezeichnet ist und allerlei Ornamentfinessen auch sonst da, dort sich erstrecken. Dazu aber jetzt noch bei dem Weibchen eine raffinierteste, sich am meisten aufdrängende besondere Ornamentalzugabe beider Flügelpaare. In jedem Hinterflügel frei schwebend eine äußerst kunstvoll auf Rundung schattierte Kugel, in Wahrheit natürlich auch nur ein Fleck in der Fläche, dem aber diese Schattierung die Plastik gibt. Am First der Vorderflügel aber entlang ein dicker, sich verjüngender schwarzbrauner Ast, der oben wieder symmetrisch an das Spitzenornament schließt, nach unten dagegen von seiner Mitte etwa abzweigend in das freie Gelb des Flügelfeldes hinein ein großes krumm sichelförmiges Gebild ebenfalls scheinbar frei herabhängen läßt, das entfernt, obwohl es durchaus auch ornamental bleibt, an eine lange Knospe oder Schote gemahnen könnte. Auch diese Kunstfigur ist ebenfalls durch die technisch glänzendste Schattierung vollkommen plastisch gemacht, dabei korrespondiert aber ihre Schattierung genau mit der an der entsprechenden Kugel unten, als käme die Beleuchtung innerhalb der Malerei von ein und derselben Seite. Beim Männchen sind diese Teile der Zeichnung durch Einlagerung in das Rotbraun nicht ganz so herausdrängend, aber im Detail eher noch intimer durchgearbeitet. In beiden Fällen aber ist der ganze Schmetterling offensichtlich als eine künstlerische Einheit gesehen unter bestimmtem hineingetragenem Gesichtswinkel und darauf durchschattiert. In dieser Einheitsschau liegt für mich das Zeugnis künstlerischer Gestaltung auf eine zusammengefaßte Wirkung — das Geheimnis . . .

Gibt es Gewalten, die im Organischen arbeiten und die uns doch geistig verwandter sind als das Tier selbst?

Wie wir selber ein irgendwie manifestierter Naturgeist sind — könnte es noch unendliche unbekannte Mächte dieser Ähnlichkeit geben, die wir nur dunkel ahnten und dämonisch in solchem Naturwerk gelegentlich bei ihrer Arbeit erhaschten?

Ich habe es immer als arm empfunden, das Geistige nur als Tier unter uns und gleich als Endwert etwa des Allgeistes über uns zu suchen. Wie viele Emanationen unsichtbarer Verkörperungen im Sinne platonischer Ideen können noch dazwischen sein . . .

Vielleicht, gewiß sind auch das nur rechte Buttervogelgedanken einstweilen, die erst einen Moment über uns gaukeln dürfen, um dann wieder im tiefen Urwalde des Geheimnisses selbst zu verschwinden.

Ich habe aber doch die Idee, daß sie sich allmählich, je mehr auch der Forscher wieder unbefangen über das Geistige nachzudenken beginnt, verdichten werden und daß irgendein Sonntagskind sie uns eines Tages formulieren wird — mit jener Frechheit des genialen Einfalls, der auch in uns selber wohl ein Geschenk jener Dämonenwelt darstellt.

Digitized by Google

Rennen mit alten Planwagen

Cowboy-Olympiade

Von Arthur Rundt

Vielleicht ist es nötig, zuerst einmal zu sagen, daß es Cowboys nicht nur im Film und in der Zirkusmanege gibt, sondern daß Cowboy-Sein in den Farmen und Prärien des nordamerikanischen Kontinents ein Beruf ist mit Dollar-Wochenlöhnen wie viele andere. Die ihn ausüben, rühmen ihn als den schönsten und freiesten, den man sich auf der Erdkugel aussuchen kann; die ihn verlassen haben, trauern ihm ihr Leben lang nach.

Ich habe vor ein paar Monaten in Neuyork den großen Tom Mix ganz melancholisch von seiner Villa in Hollywood erzählen hören, sie sei großartig, habe eine Bibliothek, einen gepflegten Garten mit einem buntgekachelten Schwimmbassin, aber bisweilen langweile ihn das alles und er denke mit Wehmut und Sehnsucht an die Zeit zurück, in der er als Cowboy in einer Holzhütte gelebt hat.

Tom Mix ist sozusagen ein Symbol für die Entartung des Cowboytums, das am weitesten sichtbare Symbol.

Ich sah ihn damals auf seinem berühmten Pferd Tony in einer phantastischen Gala-Cowboyuniform mit weißem Hut in einen der größten Säle Neuyorks hereinreiten, der Boden des Saales war mit einem weichen Teppich bedeckt, ringsherum saßen Filmmagnaten und Kinobesitzer. Der dicke Teppich statt des harten Prärieboden, der schneeweiße Galahut statt des schmutzig lehmfarbenen, die Villa, der Garten mit Kieswegen und das gekachelte Schwimmbad — das alles ist Entartung. Freilich eine Entartung, von der mancher naturechte Cowboy sehnsüchtig träumt.

Es gibt auch Wege, die Ranch nur zeitweise zu verlassen, solche, bei denen man sich dem Agenten und der höheren Gage nicht ganz und für immer verkauft.

Die großen Berghotels in den Rocky Mountains engagieren in jedem Sommer ein paar Dutzend Cowboys für eine in Europa unbekannte Tätigkeit. Der europäische Bergsteiger beginnt seine Tour mit dem langsam ansteigenden Pfad, der ihn durch Wald und Krummholz, über Hänge und Matten oft erst nach Stunden zum Gletscherrand führt oder zum Kletterfels. Dieses Verfahren ist dem amerikanischen Touristen zu langweilig, es bedeutet ja Zeitverlust. Deshalb sind die Cowboys engagiert, deshalb ist ein stattlicher Pferdestall ans Riesenhotel gebaut: jeden Morgen reiten kleine und größere Trupps so weit in die Berge hinein, als ein Pferd nur irgend kommen kann, meist bis unmittelbar an die steile Wand oder zu den ersten Gletscherspalten, und der engagierte Cowboy ist bis dorthin Führer der Gesellschaft. Natürlich macht's so einem Mädel aus Chicago oder aus San Francisco viel mehr Spaß, mit einem Cowboy hinaufzureiten, als neben dem aus der Schweiz importierten Führer zu trotten. Und den Cowboys, so wird erzählt, macht's natürlich auch ein Riesenver-

Digitized by Google

Der Kälberfang

gnügen, im Sommer ein paar Wochen lang mit diesen netten Mädels aus Chicago oder aus San Francisco in die Berge zu reiten, während Papa und Mama unten im Hotel warten.

Außer dem Engagement ins Berghotel gibt's für den Cowboy noch die Chance, an einer oder mehreren „Stampeden" teilzunehmen. „Stampede" ist ein Wort indianischen Ursprungs, aber vom englischen Kanadier auf seine Art geschrieben und „stempiede" gesprochen, mit dem Ton auf dem „ie". Stampede, das ist das Zusammentreiben des Viehs oder der Pferde in der Prärie, wenn sie Miene machen auseinanderzulaufen. Und von daher hat das Wort noch eine zweite Bedeutung bekommen, die eines großen Festes, eines Rummels, den manche kanadische Städte alljährlich veranstalten, mit Viehausstellung, mit Pferderennen und vor allem mit Cowboy-Wettspielen.

Die größte und berühmteste Stampede findet in Calgary statt, in der kanadischen Provinz Alberta. Zu ihr strömen Cowboys aus dem ganzen Kontinent zusammen, aus Kanada selbst, aus allen Staaten der Union, aus dem Süden bis von Mexiko her. Die Cowboy-Spiele und Wettkämpfe in Calgary sind eine Art Weltmeisterschaft. Deshalb nenne ich die große Stampede von Calgary die Cowboy-Olympiade.

Calgary — wer kennt bei uns den Namen? — ist eine Stadt von fast 100 000 Einwohnern im Vorgelände der Rocky Mountains, so hoch gelegen wie die Spitze des Brockens, das Zentrum eines reichen Farmdistrikts, eine fleißige, eine aufblühende Stadt.

Calgary steht in der Stampede-Woche durchaus im Zeichen des Cowboys. Die Gasthäuser nageln um ihre sonst zivilisierte Front aus Mauerwerk, Messing und Glas-

In 29 Sekunden zu Pferde mit Lasso gefangen und gebunden

Digitized by Google

scheiben eine rohe Bretterwand, um sich der Prärie zu nähern, um den Cowboy an die Holzhütte zu erinnern. Jedermann trägt einen Cowboy-Hut und ein buntes Seidentuch um den Hals, nach Art der Apachentücher, die vor einigen Jahren europäische Damenmode waren.

Die Stampede beginnt am Montag früh und endet am Samstag abend.

Am Montag vormittag zieht von zehn Uhr ab stundenlang eine große Parade durch die Straßen. Mit der rotjackigen berittenen kanadischen Polizei an der Spitze, mit dem Generalgouverneur der Dominion, der aus Ottawa drei Eisenbahntage weit hierher gereist ist, im ersten Auto, mit alten, maskenhaften Pionieren in ihren vorsintflutlichen Planwagen, mit Indianern, weiß und gelb angemalt im alten Kriegsschmuck, mit Heilsarmee und vielen Reklamewagen und vor allem mit vielen, vielen Cowboys.

Die Cowboys bändigen sich und die Gäule mit aller Kraft und wider die Natur zum gemächlichen Tempo des Festzugs, aber wenn die Parade aufgelöst ist, wird die Gangart gewechselt, dann rasen sie im gestreckten Galopp durch die menschenwimmelnde Stadt, kein Schutzmann wagt die Hand vor ihnen zum Halt zu erheben. Die Parade ist um die Mittagsstunde zu Ende, der Nachmittag gehört ihnen, den Cowboys. Dieser erste Nachmittag des Festes und alle folgenden der ganzen Woche.

Der Festplatz liegt draußen vor der Stadt: Ausstellungspark, Rummelplatz und Rennbahn. Ja, es sind großartige landwirtschaftliche Maschinen da und Zuchtvieh in nie gesehener Qualität; es finden auch den ganzen Nachmittag über ein paar Pferderennen in der Bahn statt, unter ihnen ein Rennen der indianischen Jugend. Aber die Hauptattraktion sind im Innenraum der Arena die Cowboys.

Es ist eine Arena. Deshalb wehren sich die Cowboys im Programm: „No Artificials Stage Effects! No Climax Rehearsed!" — „Keine Bühneneffekte mit probierten Höhepunkten!" Sondern: „It's a natural at Calgary, Alberta, the Cowboy Capital!" — „Alles ist echt! Wir sind hier in Calgary, Alberta, der Metropole des Cowboytums!" Und: daß hier die Könige des

Reiterspiele auf wilden Stieren

Digitized by Google

Indianer im alten Kriegsschmuck als Gäste

Sattels, des blanken Pferderückens und des geworfenen Seils ehrliche ernste Wettkämpfe zeigen, um hohe und wertvolle Preise.

Einen hat der Prince of Wales gestiftet, einen andern der Generalgouverneur; wer die große Meisterschaft erringt, bekommt eine Sondertrophäe, die Ken. Maynard, der berühmte Filmstar, von First National aus Hollywood geschickt hat; und eine große Konfektionsfabrik, die widerstandsfähige Kleider für Farmer und Landarbeiter herstellt, will 100 000 Dollar dem Gewinner der Nordamerikanischen Cowboy-Meisterschaft zahlen, wenn er — die Konkurrenz in einem von ihr hergestellten Overall bestreitet.

Die Wettkämpfe beginnen nachmittags um halb zwei unter glühender Sonne und dauern bis zur sinkenden Nacht. Als einem Fremden von der andern Seite des großen Wassers hat man mir eine Karte für die Honoratiorentribüne geschickt. Dort sitze ich unter ernsten Männern sehr schüchtern, sehr beschämt, deshalb, weil mein Hut, der in Europa als breitrandig gilt, neben den Hüten rings um mich her so schmal aussieht, geradezu dürftig; ich habe auch nicht den Mut aufgebracht, ein himmelblaues Seidentuch um den Hals zu schlingen. Meine Zivilkleidung verrät mich als Fremden und trägt mir von links und von rechts, aus der Reihe vor mir und aus der hinter mir Erklärungen dessen ein, was zu sehen ist.

Da ist also die „Nordamerikanische Meisterschaft im Kälberfangen". An einem Ende der langgestreckten Bahn wird ein Kalb losgelassen, der Cowboy zehn Meter hinterher. Er hat vom galoppierenden Pferde aus das Lasso nach dem Kalb zu werfen, dann, wenn das Kalb jäh stillsteht, ganz schnell abzusteigen und das gefangene Tier an allen Vieren so zu binden, daß es sich nicht rührt. Jagen, Fangen, Abspringen und Binden müssen in sechzig Sekunden erledigt sein.

Jack McKnight aus Big Valley in der Provinz Alberta sieht mit 32⅕ Sekunden nach dem Sieger aus, aber im letzten Moment macht Mike Stuart aus Casa Grande in Arizona mit glatten 29 Sekunden das Rennen.

Mancher der Burschen — das ist das Erstaunliche — ist trotz dem schnellen Pferd nicht imstande, dem Kalb nachzukommen; manches der kleinen Tiere ist in seiner Angst schnell genug, sich rechtzeitig am andern Ende der Bahn in Sicherheit zu bringen.

Dann gibt's die Cowboy-Meisterschaft im „Wild Steer Decorating", im Befestigen des roten Bandes am Horn eines Stieres. Gleichfalls vom galoppierenden Pferde aus. Heranreiten, den Stier an den Hörnern fassen, vom Pferd, das natürlich weiter läuft, herunterrutschen und — decorating, das heißt dem Stier das rote Band applizieren. Die meisten Stiere haben es nicht gerne. Und das macht die Sache schwierig. Deshalb verkündet bisweilen zur Beruhigung des Publikums der Lautsprecher Sätze wie: „Roy Adams, den man soeben aus der Bahn getragen hat, ist schon wieder vollkommen wohl! Er wird in wenigen Minuten erschei-

Digitized by Google

nen und an den weiteren Konkurrenzen teilnehmen!"

Aber Roy Adams erscheint nicht mehr, nimmt an diesem Tage und wohl noch längere Zeit hindurch an nichts mehr teil. Niemand merkt es, niemand denkt mehr an ihn, weil inzwischen eine andere Konkurrenz begonnen hat, mit andersgearteten Unfällen.

Das Leben des Cowboys dreht sich um zwei Tiere: ums Pferd und um den Stier, die Kuh, das Kalb. Also sind auch die Spiele auf diese Tiere konzentriert. Also reiten sie nicht nur auf Pferden, sondern auch auf Stieren, denen, damit sie um Gottes willen sich nicht allzu manierlich benehmen, um den Hinterleib ein Riemen mit Glocken gebunden ist. Auf dem gereizten Tier sich recht lange zu halten, eine gute Figur zu machen, womöglich kühn den Hut zu schwingen, als wär's ein Kinderspiel, das alles ist die eine Hälfte der Kunst; die andere heißt möglichst elegant herunterzukommen, wenn's irgend geht, sogar unbeschädigt. Was oft gelingt, aber nicht immer.

Ähnlich ist's mit dem Reiten von Pferden, die noch nie einen Sattel, noch nie einen Reiter getragen haben, die, aus der Herde gefangen, beides hier zum erstenmal spüren sollen. Das Tier wird in einen viereckigen, ganz engen Verschlag gebracht, er ist kaum so groß, daß es dort stehen kann. Dann werden ihm listig mit flinken Handgriffen von der Seite und von unten Sattel und Zaumzeug angelegt, dann springt von oben her der Reiter an seinen Platz. Der Lautsprecher verkündet: „Achtung! Bob Crosby aus Kenna, New Mexiko, wird auf ‚Nicht-leicht-zu-satteln' aus Koje 17 herauskommen — Achtung!"

Die Koje 17 ist einer der vielen Verschläge, in denen die Pferde zum erstenmal mit Leder und Menschenlast Bekanntschaft machen. Das Tier, frisch aus der Prärie geholt, hatte bis jetzt noch keinen Namen, soeben erst ist es nach den Erfahrungen der letzten Minuten „Nicht-leicht-zu-satteln" getauft worden.

Jetzt wird das Tor der Koje geöffnet, auf dem riesengroß, der ganzen Arena sichtbar, die Ziffer „17" steht. Jetzt stürmt das Tier heraus.

Man sieht ihm ordentlich das Staunen darüber an, daß da etwas ganz Neues, nie Geahntes mit ihm geschieht: ein anderes Tier sitzt auf ihm, ein sehr geschicktes, das mit einem Gliedmaßenpaar ihm den Leib umfaßt und zusammenpreßt und außerdem ruckend und zerrend irgendwelche Gewalt über seinen Hals und Kopf hat vermittelst einer tückischen Einrichtung, die in den Maulwinkeln wehtut. Auf das Erstaunen weniger Sekunden folgt wilde Entschlossenheit: das Tier muß von meinem Rücken herunter. Um dieses Ziel zu erreichen, macht das Pferd Bewegungen, die es wahrscheinlich noch nie gemacht hat, die es wahrscheinlich nie wieder machen wird. Es springt mit scharfgekrümmtem Rücken, die Beinpaare aneinanderziehend, hoch und streckt sich dann wieder. Der Versuch wird zehn-, zwölfmal wiederholt, aber das Pferd ist nicht unermüdlich — wenn der Reiter lange genug oben bleibt. Diese Sprünge sind eher erstaunliche und schöne Bewegungen als

Der Lautsprecher verkündet: „Achtung! Bob Crosby aus New Mexico wird auf ‚Nicht-leicht-zu-satteln' aus Koje 17 herauskommen — Achtung!"

Digitized by Google

Ein frisch eingefangenes Prärieпferd soll zum erstenmal gesattelt werden

zweckmäßige, denn — immer vorausgesetzt, daß der Reiter durchhält — dann gibt der Gaul das Buckelmachen auf, streckt sich, streckt sich zum Galopp, dann ist unter rauschendem Beifall Tausender das Tier auf dem Pferderücken — Reiter geworden. Dann ist das Pferd zum ersten Male „gebrochen", und der Boy, nun über die Bahn fliegend, schwingt zum Zeichen des Sieges den Hut.

Einmal wird das Satteln der wilden Pferde aus dem engen Raum der Koje ins Freie gelegt und als besondere Programm-Nummer gezeigt, gleichfalls als eine Nummer mit ungewöhnlichen Bildern tierischer Kraft und Schönheit.

„Event Nr. 22" ist „Canadian Cowboys Wild Milking Contest", zu deutsch „Wettmelken wilder Kühe, offen für kanadische Cowboys".

Schon lange vorher wird von dieser Programm-Nummer geredet, ich weiß also, was es bedeutet, wenn's jetzt plötzlich im Innenraum hoch hergeht von wild durcheinander rennenden Kühen und jagenden, fangenden, haltenden, abgeschüttelten Boys. Der Kampf wird in Zweiergruppen ausgetragen, das heißt zwei Mann sind immer ein Team: der eine hält die Kuh bei den Hörnern, der andere melkt sie. Wenn er kann. Alle Konkurrenten tragen in ihren Brusttaschen kleine Ginger Ale-Flaschen von etwa einer Viertelliter-Fassung. Wer seine Flasche zuerst vollgemelkt hat, läuft so schnell, als er kann, zur Richtertribüne und hält sie hin. Wer dem Richter die volle Flasche zuerst hinhält, hat gewonnen. Auch dieses Wettmelken ist wie das Kälberfangen und das Stierdekorieren aus verschiedenerlei kombiniert: der eine Mann muß die Kuh von der Wichtigkeit des Gemolkenwerdens überzeugen, damit sie

Zwei Sieger aus der Cowboy-Olympiade

Digitized by Google

Mit wilder Entschlossenheit versucht das Präriepferd Leder und Menschenlast herunterzuwerfen

stillhält und dem Partner Gelegenheit gibt, am Euter sein Werk zu verrichten. Überflüssig zu sagen, daß beides, das Halten der Kuh und das Melken, nicht immer ungefährlich ist. — Die Namen des Siegerpaars beim Wettmelken sind im Lautsprecher nicht zu verstehen, das Gebrüll der Arena ist zu toll. Aber es sind zwei nette Jungens, die Menge hebt sie auf die Schultern und trägt sie herum.

Das Wettmelken der wilden Kühe liegt schon gegen das Ende des Nachmittags. Vorher hat's in der Arena ein seltsames Schauspiel gegeben: Vorstellung der Artisten, die im Stampede-Programm des Varietés am Abend auftreten werden. Sie stehen in einer langen Reihe auf einem Podium, der Lautsprecher nennt ihre Namen, rühmt, was sie können. Und immer wenn ein Name genannt wird, macht der, den's angeht, eine Verbeugung. Alle haben das Kostüm an, das sie sonst nur auf der Bühne bei künstlichem Licht tragen; hier im grellen Sonnenschein sehen die Farben seltsam verändert aus, unwahrscheinlich. Parterreakrobaten im Trikot nicken kurz mit dem Kopf, eine seriöse Sängerin in großer Abendtoilette verbeugt sich feierlich, Clowns winken verheißungsvoll mit der Hand.

Diese Vorstellung ist der Wegweiser zum Abend. Wenn's finster wird, hören die Rennen zwar nicht auf: es gibt ein Rennen der altertümlichen Planwagen, mit zerbrochenen Achsen, auch Indianerspiele, aber die Cowboys verschwinden aus der Arena.

Auf dem Bretterboden eines Zeltes ist Cowboy-Tanz, mit den Mädels der Stadt und mit den mitgebrachten. Es wird nicht übel getanzt. Der Tanz im Zelt ist Vorübung für den großen Cowboy-Ball im Festsaal vom Palliser Hotel am Freitag, dem vorletzten Tage des Fests. Da geht's hoch her, die Royal Air Force Band aus London, die zu Gast hier ist, spielt ohne Pause. Der Saal ist zu klein, auch auf der Straße vor dem Hotel drehen sich die Paare im Shimmy.

Das ist die Nacht vom Freitag zum Samstag. Am Samstag werden die Sieger verkündet, die glücklichsten, die am meisten einheimsen, sind zwei Brüder, Slim und Geo Watrin aus High River in Alberta.

Dann ist's aus, denn auf den Samstag folgt der stille Tag ohne Tanz, ohne Musik, an dem die Arena öde daliegt. Im Laufe des Sonntags verschwinden die Stierreiter und Lassowerfer schnell aus der Stadt. Mancher macht anschließend an die große Olympiade vielleicht noch eine Extratour zu einer kleineren Stampede, aber für die meisten ist der Ausflug ins Städtische zu Ende; sie fahren ein paar Stunden lang nach Big Valley in der Provinz Alberta oder etwas weiter nach Casa Grande in Arizona oder in den Süden des Kontinents bis nach Mexiko. Sie fahren verschieden lange Strecken nach verschiedenen Richtungen in weit auseinanderliegende Länder, aber alle in ihre gemeinsame freie Heimat, in die Prärie. —

Digitized by Google

Blackfeet-Indianer. Gemälde von Winold Reiß

Digitized by Google

Digitized by Google

„Drumm sag' ich es ehrlich"

Novelle von Georg Wasner

Hegemeister war oben in Bad Süß gewesen, das die Italiener in „Bagno dolce" umgetauft hatten, und war nun willens, mit einer noch zu erstehenden Zeitung die Stunde bis zum Frühstück auf der Chaiselongue oder vor dem Hotel auf der Terrasse zu verbringen. Aber da bemerkte er, daß ihm der amerikanische Professor entgegenkam, und ohne jedes Besinnen schlug er sich seitwärts. Nicht einmal die innere Föhnpromenade genügte ihm, er ging weiter, bis er die ganze Berglehne zwischen sich und dem anderen hatte. Wenig später gelangte er an eine versumpfte Stelle, die augenscheinlich von einer unterirdischen Quelle durchwässert wurde. Das ließ ihn versuchen, sich zurechtzufinden. Hoch über ihm war das Belvedere und also auch die äußere Föhnpromenade, und drüben drückte der unvermeidliche Schlern. Mithin war das der Wald, in dem die Atzwanger Aussicht lag. Er ging am Rande des Sumpfes noch mehr nach links und erreichte einen festen Weg, der gar nicht anderswohin als zur Atzwanger Aussicht führen konnte.

Er führte aber doch nicht dahin, schon weil er an einem vermooften Felsblocke aufhörte. Doch lichteten sich hier die Bäume bereits, und, in seiner Richtung bleibend, hatte Hegemeister wenigstens die Genugtuung, daß er mit einem Male dicht am Absturz auf einem kahlen Flecke stand, der es bezüglich der Aussicht getrost mit dem von ihm gesuchten Punkte aufnehmen konnte. Wie eine Festung drohte der Latemar; soweit der Schlern ihn nicht mit seiner Südflanke verdeckte, krauste sich der Rosengarten; bis zur Verachtung einsam ragte der Langkofel, und links von ihm wölbten sich schief die Geislerspitzen. Unten aber, viele hundert Meter tief, schäumte der Eisack, und noch kürzer war das schmale, graue Stück, das dicht daneben lief, die Brennerstraße.

‚Schön ist es ja doch,' dachte er und widerrief damit, was er in den letzten Tagen gegen die Berge gehabt hatte. Und war es, weil es doch so schön war, oder war es die Wohltat des Schattens, jedenfalls geschah, was der Tiergarten und der Grunewald auch an ihm kannten. Mit einer großartigen Armbewegung deklamierte er plötzlich über die weite Tiefe zum Eisack hinunter und zum Schlern hinüber: „Drumm sag' ich es ehrlich, mit beidem vertraut, Mannesliebe zum Weibe ist windig. Wir reden klug und wir denken schlecht und trügen der Klügsten Vertrauen." Kaum war das letzte Wort verhallt, so hatte er die Empfindung, daß er nicht allein wäre. Er drehte sich um. In der Tat stand unter den ersten Bäumen eine Dame mit einer Dogge, und beide sahen ihn an, die Dogge mit Augen, die an schlechte Milch erinnerten, die Dame aus einem schmalen, gelblich getönten Gesicht heraus mit graugrünen Augen, in denen der Spott nicht zu verkennen war. „Verzeihung," sagte er und lüftete den Hut.

Die Dame neigte den Kopf ein wenig und blickte nieder, und eben wollte sie sich wenden, als geschah, was selbst ihn überraschte. Einen Schritt auf sie zutuend, hörte er sich fragen: „Gnädige Frau, ob ein nicht einmal besonders ausgeprägter Stabreim nicht dieselbe Eigenschaft hat wie ein heruntergefallenes Taschentuch oder ein Fensterplatz in der Eisenbahn?"

„Und?" entfuhr es ihr unwillkürlich.

„Und ob jemand, der schon am elften Tage hier ist, in dieser ganzen Zeit aber mit niemand gesprochen hat außer mit einem amerikanischen Geschichtsprofessor, der nicht in Frage kommt, ob der nicht einen Anspruch darauf hat, von dieser Eigenschaft Gebrauch zu machen? Monologe allein tun es nicht." Da verstand sie besser, sagte: „Ah so," und sah ihn weiter an, sehr kontemplativ, zu kontemplativ, wie er fand. Und schon drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß sie für seine Methode nicht empfänglich wäre, als er bemerkte, daß es um ihre Lippen zu zucken begann. Das gab ihm wieder Vertrauen zu ihren geistigen Fähigkeiten, er bat: „Gnädige Frau, es wäre wirklich wie ein Trunk in der Wüste."

Wie sie jetzt antwortete, geschah es mit einer Stimme, in der deutlicher ein heller Alt schwang als bei ihrem ‚Und' und ‚Ah so'. Sie fragte: „Warum kommt der amerikanische Professor nicht in Frage?"

„Weil er, obgleich ehemaliger Lamprechtschüler, im letzten Semester über griechische Geschichte mit oder ohne Diadochon gelesen hat und im nächsten über Wilson und Roosevelt lesen will."

Digitized by Google

„Das ist allerdings eigenartig, oder . . ." Der spöttische Ausdruck trat abermals in ihre Augen . . . „Oder spricht dabei die Kollegenschaft mit?"

„Ganz, glaube ich, das nicht verneinen zu dürfen, obgleich die Branchen freilich verschieden sind." — „Gewiß. Aber Sie sind aus Berlin?" — „Fragen gnädige Frau das wirklich noch ernsthaft?" — „Nein, nein," rief sie und mußte lachen. „Also, da bitte, begleiten Sie mich ein Stück. Ich bin allerdings auf dem Heimwege."

„Das macht doch nichts," sagte er, nannte, den Hut nochmals lüftend, seinen Namen, und sie wandte sich, die Dogge desgleichen.

Kaum hatten sie zu gehen begonnen, so sagte sie: „Ich bin schon lange nicht mehr in Berlin gewesen. Es wird hier ja nicht gern gesehen, wenn man um einen Auslandspaß einkommt. Wie ist es denn jetzt dort?"

„In Berlin ist es heutzutage wie im Wartezimmer eines Zahnarztes. Selbst diejenigen, bei denen die Schmerzen aufgehört haben, seitdem sie an Ort und Stelle sind, trauen dem Frieden nicht." — „Auch im gesellschaftlichen Leben nicht?" — „Oh! In dem haben wir sogar eine eigenartige Spezialität ausgebildet. Man amüsiert sich immer nur innerhalb derselben Gesinnung." — „Nein," sagte sie und hemmte den Fuß.

„Doch, gnädige Frau. Von einigen Übertreibungen abgesehen, ist es schon so." — „Aber wie kann es da richtige Geselligkeit überhaupt noch geben?" — „Ja," sagte er und zuckte mit den Schultern, und sie schritt wieder zu und fragte weiter: „Und rein äußerlich, sind da große Veränderungen vorgenommen worden?"

„Nein. Man geht aus, und eines Tages hängt eine Laterne über der Straßenkreuzung, die bald grün und bald rot aufleuchtet, ich glaube, auch gelb, für die Autos. Anderes ist nicht zu vermelden." — „Aber die Regentenstraße existiert noch?" — „Die Regentenstraße?" Er sah sie aufmerksamer an. „Ah ja. In deren Nähe wohne ich ja sogar." — „Ja?" fragte sie erfreut. „Ist sie noch immer so still?" — „Das wohl nicht gerade, aber ihre Qualitäten hat sie schon noch."

„Ja, ja," murmelte sie, ließ den Kopf sinken und lächelte verträumt, und weil sie das tat, sagte auch er nichts mehr, sondern wollte warten, bis sie wieder sprechen würde. Dafür gewahrte er, daß sie doch auf einem richtigen Wege gingen, und las an einer Art Wegweiser sogar, daß es der Weg zur Atzwanger Aussicht wäre. Und was die Regentenstraße und den Auslandspaß betraf, so war sie wohl mit einem Italiener verheiratet oder einem, der Italiener hatte werden müssen. Alter? Mitte dreißig. Kaum hatte er das festgestellt, so blickte sie wieder auf, sagte: „Verzeihung," und fragte: „Woher waren die Stabreime vorhin?" — „Aus der Edda." — „Oh," sagte sie, und ihre Brauen spielten. — „Ja. Es ist schon ziemlich lange her." — „Und warum zitierten Sie gerade sie? An der Stelle, an der Sie standen, hätte anderes doch näher gelegen."

„Sicherlich. Aber darf ich eine Gegenfrage stellen? Hätte ich zitiert: ‚Sagt es niemand, nur den Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet,' oder: ‚O Lebensmittag! Feierliche Zeit! O Sommergarten,' oder sonst was aus meinem Repertoir, würde ich da ein schlechtes Gewissen gehabt und mich umgedreht haben? Ohne das aber hätte ich doch nicht die Ehre, hier neben Ihnen zu gehen."

„Wahrscheinlich nicht. Nur wußten Sie doch nicht, daß ich da war," wandte sie ein. — „Vielleicht wußte es etwas in mir . . . Ja," fügte er auf ihren Blick hinzu, „unbedingter Vertreter des Verstandes bin ich nicht." — „Aber ein schlechtes Gewissen hatten Sie wenigstens?" — „Freud hat uns ja alle Harmlosigkeit genommen."

„Oh, oh," rief sie und lachte auch jetzt, und da sie mittlerweile in gleiche Höhe mit der Stützmauer der Terrasse gekommen waren, über und hinter der sich sein Hotel hufeisenförmig aufbaute, erkundigte sie sich: „Wohnen Sie hier?" und sprach weiter: „Wir wollten es zunächst auch, haben nachher aber lieber oben hinter dem Bahnhof gemietet. Es ist stiller dort."

Gleich darauf erreichten sie den Platz, zu dem sich die Straße zwischen Terrasse und Hotel erweiterte, die Dame machte halt und sagte: „Es ist komisch. Ich komme in Rom doch öfter mit Deutschen zusammen, aber noch nie ist mir die Vergangenheit so lebendig geworden, wie gleich nach den ersten Worten mit Ihnen. Ich möchte Berlin schon wirklich gern einmal wiedersehen... Und jetzt," fügte sie lächelnd hinzu.

„Ja, gnädige Frau," entgegnete er, „da Sie stehen geblieben sind, heißt das für mich doch wohl, daß ich mich zu verabschieden habe?"

„So war es nicht gemeint. Aber es ist doch," sie sah auf ihr Uhrenarmband, „schon halb eins durch und also Frühstückszeit." Und weil er schwieg, trat wieder in ihren Blick das Kontemplative, bis sie plötzlich sagte: „Ich komme ja manchmal hierher. Und nun... Ich habe mich sehr gefreut." Sie reichte ihm die Hand, dann schritt sie mit der Dogge neben sich auf den schmalen, schat-

Digitized by Google

tigen Gang zu, der zum Bahnhof führte, und er sah ihr nach, dachte: ‚Besser, sie lebt in Rom als hier,' und schlenderte durch die Sonne zum Hotel, vor dem die Kellner schon hin und her schossen.

Wie er in der Garderobe Hut und Stock aufhing, hörte er hinter sich: „Herr Doktor kennen Frau Gräfin Giambelli?" Ohne daran zu denken, daß er dem Anmeldezettel seinen „Professor" unterschlagen hatte, drehte er doch den Kopf, sah, daß es der Besitzer des Hotels war, der ihn angesprochen hatte, und hörte weiter: „Ich sah Herrn Doktor eben mit Frau Gräfin sprechen. Frau Gräfin kommt mitunter zu mir."

„Ja, sie sprach davon," sagte er und wollte noch etwas sagen oder fragen, wußte aber nicht gleich was, und ließ es überhaupt. Zu erwartungsvoll sah ihn der Mann an. „Ich muß ja wohl," meinte er also nur, und wie er hinter der ihm schnell geöffneten Glastür den langen Speisesaal mit seinen vielen kleinen Tischen überblickte, all die schon essenden Menschen und die schnurrigen Schablonierungen an den Wänden, fiel ihm ein, daß Fontane einmal gesagt hatte, es wäre schade, wenn der Adel abgeschafft würde, damit ginge viel Poesie verloren. ‚Also gut, umgeben wir sie mit Poesie,' dachte er und drängte sich zu seinem Einzelgängertischchen.

*

Hegemeister lag auf der Chaiselongue, hatte die Augen auch noch geschlossen, aber die Hände schon unter den Kopf geschoben und stellte eben fest, daß das Sprichwort: Aller Anfang ist schwer, auch zu den fragwürdigen gehörte. Anfänge waren nach seiner Meinung manchmal gar nicht schwer, aber die Fortsetzungen. Und daß die Dame, die also eine Gräfin war, sich etwa auf der Föhnpromenade alle die Ahs und Ohs anhörte, wenn der Zauber drüben mit den Bergen wieder einmal losging, dazu hatte sie sicher zu viel Geschmack. Also wo begegnete er ihr weiter? Nun, bestimmt nicht hier in seinem Zimmer. Er richtete sich schnell auf und wollte ganz aufstehen, aber da er in seiner gehobenen Stimmung beim Frühstück mehr als sonst getrunken hatte, waren die Blutverhältnisse in seinem Kopfe noch nicht in Ordnung. Vor sich hinbrummend: „Auch eine Alterserscheinung," blieb er vorerst noch sitzen.

Eine Viertelstunde später stand er unten vor der Tür neben der Kabine des Portiers und blickte auf den hufeisenförmig eingeschlossenen Vorplatz. Rote Schirme hier wie jenseits der Straße auf der Terrasse; Menschen hier wie dort an den runden Tischen, auf denen Kaffeegeschirr in jeglicher Gestalt und flache Gläser mit Eis oder Pfirsich Melba standen, und drüben, hinter der großen Senke, unentwegt der Schlern. In sich wieder meldender Unzufriedenheit drehte er den Kopf weg und schritt auf einen leeren Tisch zu. Hier zog er einen Stuhl hervor und bestellte, und schon waren seine Gedanken wieder bei der Gräfin, bei seiner Iphigenie, wie er sie inzwischen im Hinblick auf das Paßverbot wirklich getauft hatte.

Er beschäftigte sich noch mit ihr, als er mit allen Zeichen seiner Überraschung durch das Gezweig der rosa blühenden Oleanderbäume blickte, die den Vorplatz von der Straße schieden. Ja, sie war es, hatte ein wenig Toilette gemacht und trug jetzt zu einem leichteren, hellen Rock eine goldgelbe Strickjacke. Da sie jetzt auch ohne Hut war, konnte er ferner feststellen, daß ihr in der Mitte gescheiteltes, schwarzes Haar sich zu beiden Seiten der Stirn wellte und hinten in einen griechischen Knoten endete. ‚Also wirklich, wie Feuerbach sie gemalt hat,' dachte er und meinte noch immer die Iphigenie, gewahrte nun aber auch, daß neben ihr ein Herr herankam, ein sehr sauber in weißes Piqué gekleideter Herr, ein kleiner Herr, ein verwachsener Herr. War das etwa ihr Mann? Ob er es wollte oder nicht, war sofort eine ganze Gedankenreihe da, Regentenstraße, reiche Leute, ehrgeizige Töchter, wenn nicht ein heimischer, dann ein ausländischer Graf, und ging es gar nicht anders, sogar ein buckliger, das waren die Glieder dieser Kette. Und als er auch noch sah, daß die beiden Karabiniers, die mit ihren roten Streifen an den Beinkleidern und ihren Zweispitzen eben angebummelt kamen, vor dem Paar Front machten und die Rechte erhoben, und daß der kleine Herr mit einer ebenso verbindlichen wie schwungvollen Handbewegung dafür dankte, erinnerte er sich auch des Umstandes, daß er in einem geknebelten deutschen Lande war. ‚Widerlich,' dachte er und warf die Zigarette in die Oleanderbüsche.

Das ungleiche Paar verschwand, die Karabiniers bummelten noch einmal vorüber, und während einzelne Gruppen mit gesteigerter Lebhaftigkeit aufbrachen, erschienen andere erst jetzt zum Kaffee. Er aber hatte den Arm aufgestützt und die bärtige Wange an die Faust gelegt, und wenn er es auch schon lange wußte, daß es ihn nicht im geringsten anginge, wen sie geheiratet hatte, etwas arbeitete in ihm, das es doch anging. Was? Ach, das war ja egal. Mochte eine Frau wie sie sich auch zehnmal weggewor-

Digitized by Google

fen haben, und mochte es auch Grenzen geben, ästhetische und natürliche, oder die Sache schlug ins Perverse um.

Als das Paar wieder erschien, ging der kleine, weiße Herr allein in der Richtung weiter, aus der er vorhin gekommen war, die Gräfin aber tauchte in der Lücke der Oleander auf, übersah auf der Suche nach einem ihr zusagenden Platze den gleich neben den Oleandern sitzenden Hegemeister und wollte sich eben niederlassen, als sie ihn doch erblickte. Sofort lächelte sie, und halb noch stehend und halb schon sitzend, schwankte sie, ob sie warten sollte, bis er sie gewahrte, oder ob sie ihn, der so versunken dasaß, überraschte? Sie entschied sich für letzteres. Es entsprach mehr dem Stile ihrer Bekanntschaft. Sich wieder aufrichtend und stärker lächelnd, ging sie auf ihn zu und sagte: „Es hilft Ihnen doch nichts. So ohne weiteres lasse ich mich nicht übersehen."

Es geschah nicht, was sie erwartete, er fuhr nicht auf und freute sich nicht, aber er erhob sich immerhin schnell, nachdem er erst gemacht langsam den Kopf von der Hand genommen hatte, und sagte: „Verzeihung."

„Damit müßte ich eigentlich auch beginnen," fuhr sie heiter fort. „Ich bin doch auch an Ihnen vorübergegangen, ohne Sie zu bemerken, aber ich denke, wir wiegen es gegeneinander auf. Und daß ich Sie überhaupt hier vorfinde? Bisher war es doch nicht der Fall."

„Nein," antwortete er. „Ich wurde aufgehalten, sonst wäre ich auch heute auf der Wiese." — „Auf welcher Wiese?" — „Ach! Auf dem Wege nach Oberinn. Man sieht von dort den Ortler und die Brenta. Das hier," verächtlich wies er mit dem Daumen über die Schulter, „geht mir allmählich auf die Nerven."

„Nun," meinte sie und schenkte wenigstens ihrerseits dem Schlern einen Blick, und Hegemeister wieder ansehend, machte sie mit dem Kopf eine kleine, aufmunternde Bewegung zum Tisch hinab und fragte: „Und?"

„Jawohl," entgegnete er. „Ich wußte nur nicht, ob Sie mir die Ehre erweisen wollen, Gräfin." Es wiederholte sich, was schon einmal gewesen war. Halb noch im Stehen und schon im Sitzen, sah sie ihn fragend an. „Jawohl," antwortete er aus irgendeinem Grunde auch darauf und sprach weiter: „Aber um nicht in falschem Lichte zu erscheinen ... Der Hotelier hatte uns mittags zusammenstehen sehen und sprach mich daraufhin an."

„Ja, ich bin hier bekannt," meinte sie und ließ sich ganz nieder, er folgte ihrem Beispiel, und nachdem sie den Kellner herangewinkt und bei ihm Eis bestellt hatte, sann sie kurz vor sich hin und sagte und fragte mit leichtem Auflachen: „Da muß ich mein Inkognito wohl ganz lüften. Aber Sie sind Germanist? Das stand mir gleich fest. Also... Ich bin eine geborene..." Sie nannte ihren Mädchennamen, und der konnte allerdings auch in seinen Ohren nicht besser klingen. Trotz allem, was er gegen sie hatte, glitt ein Glanz über sein Gesicht, und sie fuhr fort: „Ja, ich bin eine Enkelin oder Großnichte, wie Sie wollen. Ich dachte es mir gleich, daß es Eindruck auf Sie machen würde, und hätte es Ihnen am liebsten schon am Vormittag gesagt. Aber da erschien es mir noch zu intim. Es ist merkwürdig, was so ein paar Stunden Zwischenzeit alles ändern. Freilich habe ich auch über Sie gesprochen." Den Kopf schräg nehmend, strich sie mit gestreckten Fingern am Tischrande entlang.

Da wußte er es mit einem Male, daß, wenn sie keine Bankdirektorstochter war, sondern aus einem so erlauchten, wissenschaftlichen Hause stammte, noch viel schlimmer wäre, was sie getan hatte, und wenn er es auch nicht wollte, er fragte doch: „Zu Ihrem Herrn Gemahl?" — „Zu meinem Manne?" Wieder aufsehend, zog sie die Stirnhaut hoch. — „Ja, ich sah Sie vorhin mit ihm vorübergehen und sah auch, wie die beiden Karabiniers, die freilich wohl überhaupt nichts anderes zu tun haben, wenn sie nicht etwa dazu da sind, um aufzureizen, vor ihm Front machten ..."

„Mein Mann ist das, was man in Deutschland einen Unterstaatssekretär für Kunst und Wissenschaft nennen würde. Und nun gestatten Sie wohl, daß ich mein Eis esse, sonst zerfließt es mir noch ganz."

Mit respektvoller Beflissenheit trat der Hotelier heran und erkundigte sich, ob die Frau Gräfin zufrieden wäre oder noch weitere Wünsche hätte, und sie dankte ihm für seine Frage und fügte ein paar liebenswürdige Worte hinzu, von beiden Seiten in italienischer Sprache. Das war es. Wie kamen die beiden dazu, vor ihm italienisch zu sprechen? Bei ihr, gut, es paßte nur zu dem Eindruck, den er jetzt von ihr hatte, aber warum verleugnete auch der Hotelier seine Heimat? Kaum hatte der sich ebenso respektvoll verabschiedet, wie er herangekommen war, so fragte Hegemeister schon: „Der spricht wohl auch nur deutsch, wenn es sich um des Geschäfts willen empfiehlt?"

„O nein," entgegnete sie heiter. „Ich habe ihn darum gebeten, mit mir italienisch zu sprechen." — „Aber bitte, Gräfin, auch ich spreche italienisch." — „Mit Ihnen möchte ich deutsch sprechen. Aber wollen Sie nicht

Digitized by Google

nach links blicken? Eben beginnt der Schlern zu glühen."

Die wenigen, die noch hier saßen, sprangen mit lauten Rufen auf und liefen zur Terrasse hinüber, von der aus man auch ein Stück des Rosengartens und den Langkofel sah. Er aber hatte sich schon wieder abgewandt und hielt die Brauen zusammengezogen. Die Gräfin lachte leise.

Und dann wurde es kühl, die Sonne war hinter die Berge gegangen, die Temperatur mußte sich ausgleichen. Und ein Wind erhob sich und fegte über den Platz. Die Gräfin fuhr dann auch zusammen und meinte: „Ja, da wird es für mich auch Zeit, nach Hause zu gehen. Aber schade, heute vormittag waren Sie amüsanter. Und gefragt hätte ich Sie gern noch allerlei. Nun, vielleicht beim nächsten Mal." Sie winkte dem Kellner, zahlte und erhob sich, und wie sie Hegemeister die Hand reichte, sah sie ihm plötzlich mit einem besonderen Blick in die Augen, lachte nochmals leise und schritt hurtig auf den schmalen Gang zum Bahnhof zu. Die eine Braue höher als die andere gezogen, setzte er sich wieder.

★

Heute hatte er nicht ausweichen können, heute hatte ihn der amerikanische Professor gestellt, doch konnte Hegemeister damit eigentlich ganz zufrieden sein. Hatten sie doch ein Thema angeschnitten, das zum mindesten ihn interessieren mußte, die Frage, ob nicht etwas im Menschen stecke, das zeitlos ist, das nicht mitaltert, das bei vierzig und fünfzig noch dasselbe ist wie bei fünfzehn und zwanzig? Nur daß der Kollege von jenseits des Wassers unter Berufung darauf, daß der menschliche Körper sich innerhalb eines gewissen Zeitraumes immer wieder neu aufbaut, dagegen war. Und das ihm gegenüber, der noch vor vierundzwanzig Stunden mit einer gewissen studentischen Keckheit eine ihm unbekannte Dame angesprochen hatte, der fünf Stunden später schon ihretwegen Weltschmerz gehabt hatte wie ein Primaner, und der wie ein Sekundaner heute bereits den der Atzwanger Aussicht ähnlichen Fleck gesucht, aber nicht gefunden und sich in der Nähe des Bahnhofs herumgetrieben hatte. Voll Mitleid sah er seinen Gefährten von der Seite an und hörte nicht mehr zu. Wenig später hörte er aber doch wieder zu. Mit einem Male sprach der andere von Sulden, wohin er mit seiner Familie zu gehen gedachte. Nach Sulden aber wollte auch Hegemeister, das war sein neuster Plan. Heraus hier aus all dem Humbug und hinein in das schmale Tal, in dem einem nicht die Sonne fortgesetzt auf den Schädel brütete, in dem die Berge nicht wie auf einem Präsentierteller lagen, und wo es ehrlichen Schnee und ehrliches Eis gab. Und da wollte das Untier hier auch hin? „Was wollen Sie denn in Sulden?" fragte er. „Da ist doch nichts los. Nach Trafoi müssen Sie gehen. Trafoi, nur Trafoi. Da haben Sie eine Stelle, an der ein Engländer seine Frau hinabgestürzt hat. Sie haben einen Stein hingestellt, wahrscheinlich zu weiterem Gebrauch. Da haben Sie die berühmte Stilfserjochstraße mit ihren noch berühmteren Kehren und die Dreisprachenspitze, und wenn Sie sich umdrehen und dem Ortler, der auf dieser Seite auch viel höher ist als auf der Suldener, den Rücken wenden, so sehen Sie die Wildspitze und die Weißkugel. Haben Sie die Weißkugel schon einmal gesehen?"

„Nein," antwortete der andere und setzte die verbogene Spitze seines Schirmes vorsichtig auf den Kies, denn sie promenierten vor dem Hotel auf und ab. „Aber Weißkugel sagen Sie?" — „Jawohl, Weißkugel. Wer die Weißkugel von Trafoi aus nicht gesehen hat, kennt Tirol überhaupt nicht. Und nun werde ich auf mein Zimmer gehen. Auf Wiedersehen."

Ziemlich hastig entfernte er sich. Zu dem Hotelier, dem er im Hausflur begegnete, sagte er: „Ich wollte Sie gestern schon danach fragen: Sagen Sie, warum sprachen Sie mit der Gräfin italienisch, wie Sie zu uns an den Tisch traten?"

„Die Frau Gräfin hat mich darum ersucht," antwortete der Wirt. — „Ja. Das weiß ich. Aber warum?" — „Frau Gräfin meint es sehr gut... mit uns hier," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Ah so. Ich verstehe. Aber deshalb brauchen Sie doch nicht italienisch miteinander zu sprechen." — „Es ist auch vorgekommen, daß Hotelgäste, die hörten, daß sie Reichsdeutsche ist, mit ihr über unsere Verhältnisse zu sprechen gesucht haben, oder sie haben, wenn sie am Nebentische saß, absichtlich so laut gesprochen, daß sie es hören mußte. Und sie kann doch nichts dafür, daß," noch mehr dämpfte er die Stimme, „ihr Schwager sein guter Freund ist."

„Nein, nein," gab Hegemeister zu und hatte die Stimme ebenfalls gedämpft, „aber Sie meinen: ihr Mann." — „Ihr Mann?" — „Ja, der kleine Herr in Weiß, mit dem sie gestern hier vorüberkam." — „Das ist doch nicht ihr Mann, sondern ihr Schwager. Ihr Mann ist im Kriege gefallen."

‚Ihr Mann ist gefallen,' dachte Hegemeister und schloß daran den durchaus logischen Satz: „Da muß sie ja Witwe sein."

Digitized by Google

Aber das war sie nach ihren eigenen Worten doch nicht, oder... „Mann," sagte er plötzlich, packte den andern bei beiden Armen und sah ihn drohend an. „Ist es nicht umgekehrt? Ist nicht ihr Schwager gefallen und ihr Mann der Unterstaatssekretär?"

„Aber Herr Doktor." Er lächelte, wie nur je ein Hotelier über die Dummheit seiner Gäste gelächelt hat, und dieses selbstsichere, überlegene Lächeln brachte Hegemeister zu sich. „So," sagte er, löste den klammernden Griff und stieg mit langen Schritten die Treppen empor.

Balkontür und Fenster seines Zimmers waren geöffnet. Sofort sah er wieder den Schlern, sein grünes, ansteigendes Vorland mit den weißen Ortschaften und den fadendünnen Wegen und seine graugelbe Mauer. Aber was bedeutete ihm das noch, da er zugleich etwas anderes sah, einen Menschen, der sich wie ein dummer Junge benommen hatte? ‚Und da meint der Esel noch, daß es nichts Zeitloses um uns gibt,' dachte er empört und durchmaß das Zimmer von einer Ecke zur andern.

Die nächste Phase war, daß er die Gräfin zur Heiligen erhob. Aus Heiligkeit war sie eine Art guter Engel für ihre bedrückten Landsleute; aus Heiligkeit hatte sie gegen ihn Partei genommen und ihn bei dem Glauben gelassen, der kleine Bucklige sei ihr Mann, und aus Heiligkeit hatte sie zu ihm am Schluß doch so verzeihende Worte gesprochen und ihn so angesehen. Hier wollte er zwar zu der Vorstellung abschweifen, daß auch Malice dabei gewesen sein könnte, aber für einen solchen Gedanken war er zur Zeit nicht reif. Und der Schluß war wieder eine Invektive gegen sich: ‚Da mußte ich Jämmerling ihr auch noch vorschlagen, mit mir italienisch zu sprechen, obgleich ich seit dem Kriege gar nicht mehr italienisch gesprochen habe. Ich hätte gut abgeschnitten.' Die vorläufig letzte Phase seiner Erregung, seiner Scham und so ganz nebenbei auch seines Glückes aber war, während unten schon die große Glocke zum Frühstück geschwungen wurde, daß sein Gang sich mäßigte und seine Rechte emsig an dem gespitzten Barte zerrte. Denn natürlich mußte er ihr schreiben und sich entschuldigen. Daß der Hotelier, der so viel wußte, auch genau wußte, wo sie wohnte, erschien ihm dabei so selbstverständlich, wie uns selbstverständlich erscheint, was notwendig ist. Und wie er sich endlich erinnerte, daß zum Lunch geläutet worden war, dachte er ärgerlich: ‚Ja doch. Immer diese verdammte Esserei,' ging aber doch auf die Tür zu.

*

Hegemeisters Brief hatte gelautet: „Verehrteste Gräfin! Obgleich es für mich beschämend genug ist, daß ich diesen Brief überhaupt schreiben muß, habe ich doch in meinem ganzen Leben keinen lieber geschrieben. Trotz meinen vierundvierzig Jahren habe ich bisher noch nicht gewußt, daß es auch ein Glück sein kann, von sich gestehen zu müssen: Ich war gestern ein Flegel und undankbar noch obendrein. Sie werden wahrscheinlich nicht damit einverstanden sein, daß ich mir sogar daraus ein Glück mache, es wäre aber unehrlich von mir, wenn ich etwas anderes schriebe. Warum es so ist, darauf einzugehen habe ich kein Recht, ebensowenig wie die Bitte auszusprechen, die mir in der Federspitze sitzt. Aber ich hoffe auf Ihre Güte! Ehrerbietigst Hermann Hegemeister."

Und nun handelte es sich also darum, wie die Gräfin auf dieses Schreiben reagierte. An sich war es natürlich völlig sinnlos, das durch alle Stadien hindurch zu erwägen, denn es war ja zu einer dieser so unangenehmen Angelegenheiten geworden, bei denen man selbst nichts mehr tun kann, sondern alles von dem Willen des andern abhängt, aber reizvoll war es doch. Und weil es reizvoll war, hatte er schon damit begonnen, als der Brief noch auf dem Zylinderbureau des Hoteliers lag, und war er noch in gleicher Weise beschäftigt, wie er wieder bei den Oleandern saß. Bis draußen das ungleiche Paar in Weiß und Goldgelb erschien und die Gräfin in den Vorplatz hereinsah. Ob auch dahin, wo er gestern gesessen hatte und heute wieder saß, konnte er der Oleander wegen nicht feststellen, aber es war ihm so, obgleich sie natürlich auch nur vorübergegangen sein konnte, um vor ihrem Schwager das Dekorum zu wahren. Seine rechte Braue verriet Neigung, sich höher als die linke zu stellen. Auch dauerte es heute unendlich viel länger als gestern, als die beiden zurückkehrten. Dann ging der kleine Herr freilich allein weiter, und die Gräfin kam ohne jeden Umweg auf ihn, der schon aufgesprungen war, zu, lachte ein wenig, wie sie sagte: „Wenn Sie mir solche Briefe schreiben," und reichte ihm die Hand. Und ohne ihn im geringsten um Erlaubnis zu fragen, setzte sie sich, winkte dem Kellner mit dem Kopfe und bestellte Eis. Hierauf erst sah sie Hegemeister mit dem ihm bekannten Spott in den Augen richtig an und fragte: „Und?" — „Ja, Gräfin," antwortete er, „wenn ich so sein darf, wie mir in diesem Augenblick zumute ist, so bitte ich, mich auf Förmlichkeit einstellen zu dürfen. Reue, Dankbarkeit, Ehrerbietung sind nun einmal

Digitized by Google

Erscheinungen, die sich am besten hinter Korrektheit verbergen."

„Davon dispensiere ich Sie," sagte sie. „Sie sollen so sein, wie Sie gestern vormittag waren. Aber neugierig bin ich allerdings." — „Gut. Neugier gibt größeren Spielraum. Also, ich habe es natürlich vom Hotelier gehört. Dieses Mal hat er aber nicht mich angesprochen, sondern ich ihn. Und nachher bin ich erst recht zerknirscht gewesen, denn vorher war ich es auch schon."

„Das meine ich nicht," entgegnete sie, und er fuhr fort: „Sehr wohl. Sie würden nicht darauf gekommen sein, wenn ich es Ihnen nicht durch meinen Irrtum nahegelegt hätte. Alles übrige aber hat Ihr Verlangen nach Gerechtigkeit getan. Die Schale, die durch meine aggressiven Bemerkungen niedergedrückt war, sollte wieder emporschnellen oder sich wenigstens gleichstellen." — „Gewiß. Aber warum haben Sie diese Bemerkungen gegen meinen Schwager überhaupt gemacht?" — „Darauf, bitte ich, Ihnen die Antwort schuldig bleiben zu dürfen."

„So," sagte sie, dankte dem Kellner, der ihr das Eis brachte, und sah Hegemeister weiter an, und obgleich sie doch etwas von seinem Gesicht ablesen wollte, sah sie nur, daß seine Stirn zwar von mäßiger Höhe, aber eckig, seine Nase gerade und sein Bart zugespitzt war. Auch fiel ihr ein, daß er Hermann mit Vornamen hieße. „Also, wenn Sie es mir nicht sagen wollen, werde ich lieber mein Eis essen," sagte sie und tat, wie angekündigt, und er blickte auf ihre Hand, blickte auf den spatenförmigen Löffel, den sie zum Munde führte, und blickte auf diesen Mund. Worauf er endlich einmal wieder zitierte: „Volk und Knecht und Überwinder, sie gestehn zu jeder Zeit: Höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit... Er hätte zwar auch sagen können: Ist doch die Persönlichkeit. Konjunktive sind schlapp. Aber auch so ist es ja gut." — „Das Eis? Sehr gut." — Verhalten verbeugte er sich.

Als sie nach entsprechender Zeit mit dem Eis fertig war, hatte er noch immer nichts gesagt, dafür fragte sie, Schale und Löffel von sich schiebend: „Was hat Ihnen der Wirt noch erzählt?"

„Ich habe ihm nicht mehr viel Gelegenheit gegeben, mir etwas zu erzählen," antwortete er. „Ich mußte allein sein. Nur noch, wie verehrt Sie hier werden, und daß Ihr Herr Gemahl im Kriege gefallen ist." — „Nur noch?" — „Verzeihung. Aber ich meinte das natürlich nur in quantitativer Beziehung."

Sie blickte nieder, die Brauen etwas zusammengezogen, und strich, wie gestern auch, mit gestreckten Fingern am Tischrande entlang, dann sah sie mit Augen wieder auf, die dunkler geworden zu sein schienen, und fragte und sagte: „Wissen Sie, daß mein Mann durch eine deutsche Kugel gefallen ist? Im Oktober siebzehn. Als Sie Ihren Vorstoß zum Piave machten. Bei Conegliano."

Bei Conegliano hatte er, obgleich Dragonerrittmeister, ein Bataillon geführt und sogar das Gewehr eines Gefallenen genommen und mitgeschossen, weil es an seiner Stelle nicht recht weiter gegangen war. Ebenso erschrocken wie schnell fragte er: „War Ihr Herr Gemahl aktiv?"

Ja, das war dieser zweite, jüngere Graf Giambelli gewesen und als solcher auch zwei Jahre lang italienischer Militärattaché in Berlin. Außerdem hatten sich sein Vater, in jener Zeit Italiens berühmtester Archäologe, und ihr Großvater freundschaftlich nahe gestanden. So war es zu Bekanntschaft und Verlobung gekommen. „Worauf er natürlich zurückberufen wurde," fuhr sie fort und lächelte jetzt doch wieder. „Ja, ich war auf einmal eine wichtige Person geworden ... Aber nun holen Sie nach, worum Sie mich gestern gebracht haben. Erzählen Sie wieder von Berlin. Auguste wird sonst unzufrieden."

„Wer ist Auguste?" fragte er.

„Auguste ist das Mädchen, das ich einst mit nach Rom genommen habe und das auch hier auf dem Ritten bei mir ist, wie gern es auch nach Deutschland zurück möchte." — „Sie nicht?" — „Ich," tat sie erstaunt, „ich habe doch meinem Schwager die Wirtschaft zu führen." — „Nur?" — „Ach! Auch dazu sagen Sie: Nur?" — „Dieses Mal sogar qualitativ." — „Sehen Sie an. Ich habe aber jetzt mehr zu repräsentieren als zu Lebzeiten meines Mannes. Und also: Was macht der Tiergarten?"

Dem ging es nach Hegemeisters Mitteilung gut, und daß er, der Tiergarten, vor Jahren ausgeholzt worden war, wußte sie noch. Hingegen konnte sie sich keine Vorstellung davon machen, daß der neue Westen sich so ausgedehnt hatte und Halensee eigentlich schon mitten in der Stadt lag. Was aber den Autoverkehr auf den Straßen anging ... „Ah ja," antwortete er, „wo sich Lärm machen läßt, machen wir ihn schon. Wir sind doch die amerikanischste Stadt Europas." So und noch mehr mußte er erzählen, nicht nur der Auguste wegen, er sah es ihrem glücklichen Gesicht an, und diejenigen Gäste, die nicht auf die Föhnpromenade

Digitized by Google

gegangen waren, eilten auch heute auf die Terrasse hinüber. Wie auch heute die Temperatur plötzlich sank und der Wind aufsprang. Doch schob die Gräfin nur beide Hände in die Taschen ihrer Jacke. Die eine, die rechte, zog sie sogar gleich wieder heraus, hielt ihm etwas zerdrücktes Weißes hin und lachte: „Da.“ Wiederum verbeugte er sich verhalten. „Ja, ich habe mich nicht von ihm trennen können,“ sprach sie weiter und steckte Brief und Kuvert in die Tasche zurück. „Auf dem ganzen Wege um die Föhnpromenade herum habe ich ihn in der Hand gehalten. Er ist noch ganz warm davon. Aber wenn ich nach Hause komme, soll die Auguste ihn ausplätten. Und was werden Sie morgen tun?“

„Morgen werde ich dasselbe tun, was ich heute getan habe,“ antwortete er nicht ohne Gewicht. „Ich werde die Stelle in der Nähe der Atzwanger Aussicht suchen und hier herumbummeln und in der Nähe des Bahnhofs.“

„Am Bahnhof auch? Nun ja, da ist ja auch immer am meisten los. Ich kann mir schon denken, daß es Sie einsamen Junggesellen lockt, das zu kontrollieren. Ja,“ sagte sie noch und strich auch jetzt mit gestreckten Fingern am Tischrande entlang, und indem sie ihn wieder ansah, fuhr sie fort: „Man tändelt und tändelt, und es ist doch alles so ernst.“

„Wieso denn?“ protestierte er.

„Doch, es ist ernst. Aber damit Sie mich nicht für gar zu leichtfertig halten . . . Mein Schwager ist der beste Mensch, den es gibt, und in jeder Beziehung eine vornehme Natur. Aber er kann nicht heiter sein, und für das, was wir Deutsche Humor nennen, hat er überhaupt keinen Sinn. Indessen,“ setzte sie schneller hinzu und fuhr auch mit der Hand durch die Luft, „das ist ja noch nichts für Sie. Wenn ich mich recht erinnere, kennen wir uns erst seit gestern vormittag. Und wenn Sie etwa auch morgen früh um halb neun am Bahnhof sein sollten . . . Bis gegen eins hätte ich Zeit. Wir könnten uns dann einmal Ihre Wiese mit dem Blick auf den Ortler und die Brenta ansehen. Aber, bitte,“ sie lachte nochmals, „blicken Sie mich nicht so bestürzt an. Sonst denken die Leute, wir wären verschiedener Meinung, und das ist doch nur bei Ehepaaren üblich.“

*

Die Gräfin wohnte oben, hinter dem Bahnhof, am Lärchenwald, im oberen Stock einer Villa, mit ihrem Schwager, der Auguste und dem Diener und hatte eben die Treppe erstiegen, als ihr, graublond und mit breiten Schultern und Hüften wie nur je eine Pommerin, die Auguste entgegentrat und ihr zuflüsterte: „Exzellenz hat schon gefragt.“

„Ist was passiert?“ erkundigte sie sich, hörte, daß ein Kurier aus Rom dagewesen wäre, und wandte sich, ohne erst die Jacke abzulegen, mit den Worten: „Das ist doch nichts Besonderes.“

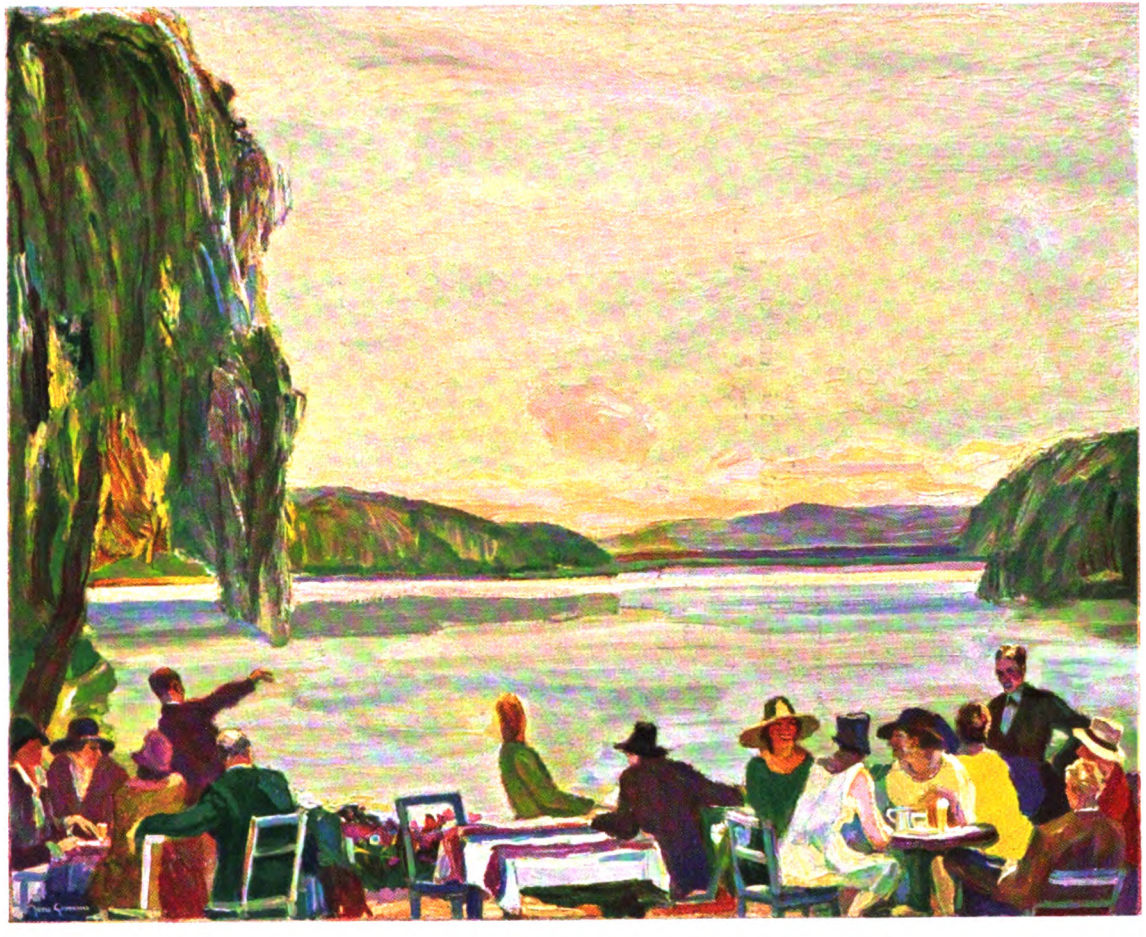
Weiß, klein und verwachsen saß Giambelli auf einem untergeschobenen Kissen an seinem Schreibtisch, ließ sich heruntergleiten und überreichte ihr einen Brief. Es handelte sich um folgendes: Im Oktober sollte er eine Inspektionsreise nach Leptis magna antreten, diese siegreiche Konkurrenz Pompejis, und die Gräfin wollte ihn begleiten. Nun schrieb aber sein Stellvertreter in Rom, der Senator Bonfadini, daß aus bestimmtem Grunde diese Reise schon im August gemacht werden müßte, und das hieß nicht nur, daß sein Aufenthalt hier auf dem Ritten demnächst zu Ende war, sondern auch, daß seine Schwägerin ihn nicht begleiten konnte, denn im August fuhr keine Dame nach Tripolis. Wie sie aber, sofort um ihn, der ja doch nicht der Stärkste war, besorgt, einwandte: „Wenn du es tust, kann ich es doch auch,“ sagte er: „Maria,“ hob abwehrend beide Hände, die Innenflächen ihr zugekehrt, und drehte den Kopf zur Seite, als wollte er auch nicht sehen, was sie sagte. Worauf er weiter sprach: „Nein, du bleibst hier, oder falls du dich hier zu bedrückt fühlst, gehst du an den Lido oder an einen der Küstenorte Genuas. Den Diener muß ich allerdings mitnehmen.“

Ohne zu antworten, trat die Gräfin ans Fenster, das sich über Bahn und Wiesen hinweg zum Latemar und zu dem eigentlichen Italien öffnete. Die Farben waren inzwischen fahl geworden, wie tot lag das ferne Felsgestein, und nur ein winziges Stück Firn, noch weiter weg und ganz oben, glänzte im letzten Gruß der niedergestiegenen Sonne. Zu dem sah sie hin, wie sie fragte: „Wieviel Zeit rechnest du auf deine Reise?“, erhielt den Bescheid: „Vier bis fünf Wochen,“ und hörte weiter: „Von hier abzufahren gedenke ich Sonnabend nächster Woche. Vorher ist er ja nicht in Rom.“

Am Sonnabend nächster Woche. Das waren noch zehn Tage. Sie dachte an Hegemeister und lächelte flüchtig, und nachdem sie ein paar Schritte gemacht hatte, sagte sie und wunderte sich doch, daß sie es tat: „Nicht hier und nicht an den Lido oder nach Genua, aber nach Deutschland würde ich während der Zeit gern fahren.“

„Nach Deutschland,“ wiederholte er über-

Digitized by Google



Sommertag am See. Gemälde von Prof. Josse Goossens

Digitized by Google

Digitized by Google

rascht und legte den Kopf ganz in den Nacken, und wie sie fragte: „Hast du was dagegen?", antwortete er: „Aber Maria! Ich habe selbst oft genug daran gedacht, und nur, weil du niemand mehr dort hast . . ."

„Trotzdem. Es lockt mich schon lange," fiel sie ein.

„Und warum hast du mir das nie gesagt?"

Ja, warum hatte sie es ihm nie gesagt? Es hatte dabei wohl eine gewisse Schwerfälligkeit mitgesprochen, und, seitdem es mit Südtirol so gekommen war, allerdings auch die Furcht, sie könnte ganz in Deutschland bleiben wollen, wenn sie es erst einmal wiedergesehen hätte. Aber das war natürlich töricht. Wie zur Bekräftigung dessen, daß es töricht war, steckte sie beide Hände in die Taschen ihrer Jacke, zog aber auch jetzt die Rechte mit Hegemeisters Brief heraus und sah darauf hin. Und während sie antwortete: „Ich wollte dich so lange nicht allein lassen," ging es ihr durch den Kopf: ‚Am Ende kommt er gar noch mit.' Schnell und erheitert, schob sie den Brief in die Tasche zurück, sagte noch: „Wir können ja nachher bei Tisch weiter darüber sprechen," und fragte: „Und jetzt soll ich wohl wieder gehen? Du hast doch noch zu tun?"

„Der Kurier wartet allerdings," gab er zu.

„Eben. Das dachte ich mir. Also nachher." Ihm zunickend, schied sie schon wieder und stand dann draußen auf dem Balkon, der zum Wohn- und Eßzimmer gehörte und denselben Blick gegen Süden hatte wie nebenan das Fenster. Auch das kleine Stück Marmolata glänzte jetzt nicht mehr, kalt und starr lagen Nähe und Ferne.

*

Hören Sie," sagte am folgenden Morgen, schon gestiefelt und gespornt, Hegemeister zum Hotelier, „ich möchte ein Paket zurechtgemacht haben. Etwas kaltes Huhn, Schokolade, Obst und eine halbe Flasche Wein nebst Becher, einer genügt. Außerdem möchte ich einen Jungen haben, der das Paket an Ort und Stelle trägt. Um halb elf muß er da sein, aber mitkommen soll er nicht."

„Ganz wie Sie wollen," sagte der Wirt und ließ sich beschreiben, wohin der Junge das Paket tragen sollte.

Als Hegemeister den Anfang des schmalen, eingestuften Weges zum Bahnhof erreichte, war es erst fünf Minuten vor acht. Das war zu früh. Er setzte sich auf eine Bank und begann zu repetieren, was er der Gräfin sagen wollte. Es zerfiel in zwei Teile: der eine enthielt, was gesagt werden mußte, der andere, was nur gesagt werden sollte, wenn die Gelegenheit sich bot. Dann beschäftigte ihn der Umstand, daß er jetzt vierundvierzig zählte und sie genau seit eben so viel Stunden kannte. Nachdem er berechnet hatte, daß eine Stunde der acht- bis neuntausendste Teil eines Jahres war, dachte er: ‚Aber dazu wird es ja nicht kommen. Sie wär' ja auch schön dumm. Bei Berliner Professoren gibt es heutzutage nichts zu repräsentieren,' und um einiges später zog er wieder die Uhr, wollte es nicht glauben, mußte es glauben und erstürmte den schmalen, eingestuften Weg.

„Nun, und?" fragte die Gräfin, die wie bei ihrer Begegnung zu dem breitrandigen Hute und Stock den schweren, glatten Rock trug und gleich vorn an der Bahnhofsecke stand, mit hochgezogenen Brauen, und auch die Dogge sah ihn mit ihren an schlechte Milch erinnernden Augen wie fragend an.

„Ja, verzeihen Sie," antwortete er ziemlich atemlos. „Ich habe eben auf der Bank meines Schicksals gesessen. Als ich mich auf sie setzte, war es noch zu zeitig, als ich aufsprang, schon zu spät. So ist es mir in meinem Leben manchmal ergangen."

„Also soll es das wenigstens heute nicht," sagte sie und wandte sich. „Ich bin auch eben erst gekommen."

Der Weg nach Kematen war steinig wie immer, das letzte Stück sogar verhältnismäßig steil. Aber wie wunderbar leicht stieg die Gräfin. Nur um das immer wieder auf sich wirken zu lassen, blieb er dann und wann ein paar Schritte zurück. Und oben, an dem kleinen weißen Kirchlein mit seiner verbogenen Turmspitze, umschritten sie den Gutshof und näherten sich so der mit Bäumen bestandenen Schlucht. Dann folgte das Bildstöckel, bedeutsamer in seinem Namen als in der Substanz, und dahinter begann der lichte, von der Sonne durchflutete Wald. Sie aber sagten dies und das, es war herzlich bedeutungslos, und nur einmal geschah etwas. Wie die Gräfin haltmachte, die Luft tief einzog und Hegemeister anlächelte. „Danke," sagte er, „das habe ich nötig." Doch weil sie daraufhin die Brauen verzog und ihr Blick ein anderer wurde, beeilte er sich hinzuzusetzen: „Nein, nein. Man ist sich selbst gegenüber doch zugleich Subjekt und Objekt. Welche Kapriolen das Subjekt auch machen möchte, das Objekt steht daneben, lächelt ironisch und sagt: ‚Alter Freund.'"

„Ja, bitte, lassen Sie es das sagen," entgegnete sie und schritt wieder zu. Und es

Digitized by Google

kamen der Zaun, die Wiese, die vereinzelten Lärchen, selbst die vom Blitz getroffene, und drüben, über der Mendel, fing es mit der Brenta an, ging zu Pressanella und Adamello über und endete grauweiß mit Cevedale, Königspitze und Ortler.

Der Platz, den sie sich zum Rasten ausgesucht hatten, befand sich etwas abseits bei einem Heuschuppen. Hegemeister, am linken Flügel, lag ausgestreckt auf der Seite und hatte den Kopf aufgestützt; die Gräfin saß, die Beine mit beiden Händen umschlungen, und sah über ihre Knie hinweg gen Westen; und die Dogge, die zuerst Umstände gemacht und sich mehrmals um sich selbst gedreht hatte, war jetzt auch zur Ruhe gekommen und blinzelte, mit dem Kopfe auf den Vorderpfoten. Um sie herum aber läuteten Hummeln und zog Heuduft, irgendwo erklang eine Kuhglocke, auch erste Herbstzeitlose waren schon da, und war es auch noch nicht Pans Stunde, leicht zu merken, daß sie herannahte. Da sagte die Gräfin, ohne den Blick von den fernen Bergen zu lassen: „Ich glaube, von jetzt ab werde ich auch manchmal hierher gehen." — Hegemeister nickte, wie er erwiderte: „Sie stammen ja auch aus Iphigeniens Geschlecht."

„Auf einmal?" fragte sie, löste die Hände und stützte sich, ihm zugewandt, auf die Linke, so daß deren goldenes Kettenarmband ganz nach unten glitt. „Und Sie sind natürlich Pylades?"

„Den haben Sie vorhin kaltgestellt. Aber das laute Echo der leisen Stimme in Ihrem Innern werde ich nachher sein." — ‚Leisen Stimme in meinem Innern,' dachte sie, erriet nicht und fragte: „Welcher leisen Stimme?" — „Nachher." — „Ach, Sie sind ja verdreht," sagte sie, nachdem sie ihn noch angesehen hatte, und nahm ihre frühere Stellung wieder ein.

Wenig später durchschnitt ein greller Pfiff die Stille. Hegemeister wälzte sich herum und schwenkte den Arm gegen den Durchlaß des Zaunes, und als der Junge mit dem Paket herangekommen war, nahm er ihm das ab, gab ihm ein paar Zigaretten und schickte ihn zum Zaun zurück. „Ich hab' aber gar keinen Appetit," sagte die Gräfin, als sie wieder allein waren. — „Ich auch nicht. Aber was ist zu machen." Er packte aus, und weil, was sich vor ihnen auf Pergamentpapier ausbreitete, recht einladend aussah, war wirklich nichts zu machen. Dann zog er den kleinen Becher aus, spülte ihn mit Wein und fragte: „Darf ich?" — Sie antwortete: „Aber bitte, nur halb." Er tat, wie ihm geheißen, und reichte ihn ihr, und wie er ihn wieder in der Hand hielt, lächelte er eigenartig und sagte: „Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, wüßte ich genau, was ich jetzt zu tun hätte."

„Sie sind aber nicht zwanzig Jahre jünger."

„Nein, nein. Und auch dem Wirt werde ich nicht sagen, daß er verloren gegangen sei. Aber auf Ihr Wohl bitte ich daraus trinken zu dürfen." Ohne den Becher herumzudrehen, füllte er ihn jetzt ganz und leerte ihn, und, ihn neben das von ihr verschmähte Fernglas stellend, sagte er noch: „Es geht auch so."

Sie hatten gegessen und getrunken, auch die Dogge war nicht vergessen worden, dann rief Hegemeister den Jungen und hieß ihn einpacken und sich trollen. Und da die Gräfin den Kopf schüttelte, wie er ihr sein Zigaretten-Etui präsentierte, fragte er: „Aber ich darf mir eine Zigarre anstecken?"

„Bitte," sagte sie. „Aber Sie sind wirklich von einer bewundernswerten Ruhe."

„Man ist mitunter auch ruhig, weil die Unruhe zu groß sein würde, wenn man sie an sich heranließe," antwortete er, fuhr nunmehr aber gleich fort: „Also Gräfin, wahrscheinlich wird Ihr inneres Gleichgewicht schon erschüttert gewesen sein, als es zwischen Italien und uns zum Kriege kam. Dann ist Ihr Herr Gemahl gefallen, was in derselben Richtung gewirkt haben muß, und seitdem man in Südtirol das Deutschtum unterdrückt, ist auch das noch hinzugetreten. Nun haben Sie mir gestern gesagt, eine wie gütige und vornehme Natur Ihr Herr Schwager ist, und daß Sie infolge seiner Stellung einen viel größeren Wirkungskreis haben als früher. Es rühren also von seiner Seite die Komplikationen her, die Ihre sonst ganz einfache Angelegenheit schwierig machen. Ich bewege mich da zwar auf unbekanntem Terrain, aber jedenfalls steht es auch trotzdem so, daß Sie niemals Ihr Gleichgewicht wiederfinden werden, solange Ihr eigenes Urteil es nicht entschieden hat, wieviel Ihnen Deutschland und Berlin noch bieten. Um das festzustellen, bedarf es nur einer Kleinigkeit, einer Reise nach Deutschland. Und ist es nicht auch ein gänzlich verpflichtungsloser Versuch? Vielleicht gefällt es Ihnen gar nicht mehr bei uns. Ich könnte es mir schon denken. Und wenn ich vorhin von Iphigenie sprach... Diese berühmte Dame wollte doch nach Griechenland zurück, Sie aber, Sie sollen umgekehrt nur nach Taurien. Wenn Sie innerlich also wieder frei werden wollen, müssen Sie die Probe machen, die Regentenstraße ruft, die Regentenstraße, die ich aus naheliegendem Grunde seit vorgestern so deutlich sehe, wie

Digitized by Google

selbst dann nicht, wenn ich durch sie gegangen bin. Gewiß mag sich manches in ihr geändert haben, und eine Gesandtschaft der Vereinigten Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen hat es zu Ihrer Zeit bestimmt dort nicht gegeben, aber die Hauptsachen sind alle noch da. Gleich hinter dem Kanal das famose, schmiedeeiserne Gitter, von dem es mir ist, daß es in Ihrer Nähe gewesen sein muß, während mich eine andere Einbildung glauben läßt, daß Sie auf der linken Seite gewohnt haben; die vorspringenden Häuser und die zurücktretenden; die Kugelakazien und der Drachenbaum; der Efeu an den Wänden und der wilde Wein über den Gartenmauern. Und das soll einer der schmalen Straße auch erst nachmachen, mit wie zierlichem Halbkreis sie die Sigismundstraße in sich aufnimmt. Also, das alles wartet auf Sie, und es tut es natürlich, weil es einfach Zeit geworden ist... Na, ist so schlimm, was ich Ihnen vorschlage?" setzte er nach kurzem Innehalten und bestrebt, wieder Herr seines Atems zu werden, noch hinzu und sah sie erwartungsvoll an.

Sie antwortete nicht gleich, denn abgesehen von ihrer Überraschung und einer Erheiterung, von der sie freilich noch nicht ganz genau wußte, ob sie berechtigt war, war da ja auch eine Rührung, die erst überwunden werden mußte. Dann sagte sie mit einer Kopfbewegung und einem Lächeln, die er reizend fand, und die vielleicht auch wirklich reizend waren: „Nein, es ist nicht so schlimm."

„Sie haben es sich natürlich auch schon selbst gesagt?"

„Oft. Aber ich kann nicht undankbar sein."

„Mein Gott," rief er und stützte sich, wie sie vorhin, auf die ihr zugekehrte Hand, „ist das schon Undankbarkeit, wenn Sie Ihre alte Heimat einmal wiedersehen wollen?" Da sie auch darauf nicht antwortete, fuhr er fort: „Wie die Frauen doch sind. Einmal führen sie einen Kampf auf Tod und Leben um eine Bagatelle, und dann wieder werfen sie aus einfacher Gefühlsregung alles hin, wenn es sich um Wichtigstes, um Allerwichtigstes handelt... Na, ich bin der letzte, der es anders haben möchte, aber..." Er schüttelte den Kopf. Da begann sie wieder zu sprechen, sie sagte jetzt: „Es wäre natürlich keine Undankbarkeit, wenn ich nur Deutschland wiedersehen wollte. Aber es wird dazu, wenn ich mit dem Bewußtsein reise, ganz dort zu bleiben."

„Ja, aber darum handelt es sich doch gar nicht," rief er abermals.

„Es könnte aber dazu kommen. Und Sie wissen ja nicht, was ich meinem Schwager alles verdanke. Alles nach Ernestos Tode, kann ich ruhig sagen. Und selbstverständlich spricht auch noch anderes mit. Verwandte habe ich in Deutschland nicht mehr, und Ihre Inflation ist an mir auch nicht spurlos vorübergegangen, wenn ich auch noch leidlich genug dabei fortgekommen bin. Was wäre ich also noch in Berlin?"

„Ja, Gräfin," sagte er nach einigem Schweigen und schlug mit dem Stock, den er nur zu diesem Zwecke ergriffen hatte, auf den Rasen, „da war es vorhin von Ihnen aber unrecht, mir ein Redeverbot aufzuerlegen. Schließlich ist das Objekt doch auch dazu da, daß es erklärt, was das Subjekt tut," und fuhr auf ihr: „Also bitte, da sprechen Sie schon, wenn es durchaus sein muß," erleichtert fort: „Ich will es Ihnen doch auch nur erklären, wie ich es mir erklärt habe. Wie ist es denn sonst bei zweien? Er begegnet ihr auf einer Gesellschaft, einem Feste oder sonstwo, und sie sprechen miteinander, wie man bei solchen Gelegenheiten eben spricht. In einiger Zeit treffen sie sich wieder und sprechen in gleicher Weise miteinander, und nach ein paar Monaten meinen sie dann, daß sie füreinander bestimmt seien. Was aber wissen sie wirklich voneinander? Nichts, gar nichts. Sie hatten ja keine Gelegenheit, etwas Ernsthaftes zu erfahren. Demgegenüber ich! Allein schon, daß Sie mich bezüglich Ihres Schwagers in meinem Irrtum beließen. Die meisten Frauen würden es aus Eitelkeit richtiggestellt haben, andere hätten die Wahrheit um der Wahrheit willen gesagt, bei Ihnen sprach Ihr Gerechtigkeitsbedürfnis. Glauben Sie, daß unter zehntausend, und mögen sie sich auch ein ganzes Jahr gekannt haben, auch nur ein einziger eine solche Erfahrung macht? Oder, ich schreibe Ihnen einen Entschuldigungsbrief. Gut, er erledigt, was zu erledigen ist, Sie können ruhig wieder Eis essen kommen. Aber was tun Sie noch obendrein? Ganz einfach sagen Sie mir, daß wir heute hierher gehen wollen. Wer hätte das sonst noch getan? Also, an den achtundvierzig Stunden, die wir uns jetzt kennen, ist wirklich nicht Anstoß zu nehmen. Unsere Intensitäten hängen nicht von der Länge der Zeit ab. Und dazu kommt doch noch... Also, Schopenhauer hätte seinen Pessimismus nicht so verfochten, wenn der nicht vorher schon in ihm gesteckt hätte. Alles, was er geschrieben hat, diente doch nur diesem Primären. Und wenn ich von diesem Primären in mir ausgehe... Ich bin nicht vierundvierzig geworden, um nicht

Digitized by Google

zu wissen, warum es gewartet und gewartet hat."

Nach einer Weile, in der sie wieder erst in sich hatte nachschwingen lassen, was er eben gesagt, und sich auch mit ihrem Rock beschäftigt hatte, um das Zucken ihrer Mundwinkel zu verbergen, machte sie dieselbe Kopfbewegung, die er vorhin so reizend gefunden hatte, und sagte: „Nachdem Sie also jetzt gesprochen haben, eine einfache Frage: Was ändert sich dadurch für mich? Sie haben mir, falls ich nicht irre, sagen wollen, daß, wenn ich in Deutschland auch keine Verwandte mehr habe, ich doch Sie haben würde. Ich danke Ihnen dafür. Aber ich finde nicht, daß ich dadurch von der Dankbarkeit, die ich Francesco schulde, entbunden werde. Und wie ich es auch drehe und wende, dahinter komme ich ebenfalls nicht, daß zu der Reise nach Deutschland, zu der Sie mich doch überreden wollen, diese Mitteilung überhaupt notwendig war."

„Na ja," sagte er, nachdem er ein paar starke Züge aus der Zigarre getan hatte, „ich ahnte es ja schon unten auf der Bank, daß ich mich in die Nesseln setzen würde. Und natürlich haben Sie recht. Nach achtundvierzig Stunden tut man so etwas wirklich nicht, obgleich ich es auch schon vorgestern nachmittag hätte tun können. So sicher war ich meiner selbst. Ja... Na," er machte eine kurze Bewegung mit der Hand, „also weiter im Text. Glauben Sie, daß Sie glücklicher sein werden, wenn Sie nicht nach Deutschland fahren?"

„Das behaupte ich ja nicht."

„Nein. Es wäre auch absurd. Und... Verzeihen Sie, daß ich eine Waffe gegen Sie anwende, die Sie mir selbst in die Hand gegeben haben... Ich meine, daß Ihr Schwager nicht heiter sein kann. Sie brauchen es aber doch. Ihr Wesen braucht es. Sie sind ja gar nicht Sie selbst, wenn es Ihnen fehlt. Ihr ganzer Charme geht dadurch verloren. Außerdem, ich weiß ja zwar nur, was Sie mir über ihn gesagt haben, aber ich müßte mich doch sehr irren, wenn nicht ein einziges Wort über die Reise bei ihm genügen würde. Oder soll ich mit ihm sprechen?"

„Sie? Was für ein Gedanke." — „Wieso denn? Und natürlich erst nach gebührender Zeit." — „So. Erst nach gebührender Zeit. Nun ja, vor mir haben die Karabiniers ja auch nicht Front gemacht. Aber sagen Sie: Wie lange bleiben Sie denn noch hier?" — „Bestimmen Sie nur." — „Ich weiß ja nicht, wie lange Ihre Ferien noch dauern." — „Bis Ende Oktober."

„Nur," rief sie und konnte nicht mehr anders und mußte endlich lachen. „Ende Oktober werde ich schon lange in Leptis magna sein. Mein Schwager muß noch einmal hin und hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten. Aber was machen Sie denn für ein Gesicht? Ich kann doch nichts dafür, daß Leptis magna Mussolinis Steckenpferd ist." Noch sah sie ihn mit glitzernden Augen an, dann sagte sie gütig, wie eine Mutter zu ihrem Kinde und legte für einen Augenblick auch ihre Hand auf seinen Arm: „Es ist ja alles nur ein Spiel, das Ihr Subjekt mit Ihnen und wir beide miteinander treiben. Und nun kommen Sie. Es muß schon lange Zeit sein." Sie sprang auf.

*

Übermorgen mußte Giambelli abreisen, am Dienstag oder Mittwoch wollte es die Gräfin tun, Hegemeister wußte noch immer nichts, obgleich er bei jedem Zusammensein doch immer wieder von Berlin angefangen und einmal auch erwähnt hatte, daß sein Vater ihm in Schöneberg Terrains hinterlassen hätte, die, an die Stadt abgetreten, ihm eine gute Rente sicherten. Und natürlich hatte auch diese Situation ihre Bedenklichkeiten, denn je länger sie ihm verheimlichte, was sie vorhatte, desto berechtigter war er, sich nachher ihre Reise in seinem Sinne auszulegen. Aber dagegen war eben nichts zu machen. Um nichts in der Welt sollte er es auch nur eine Stunde früher als nötig erfahren. Dazu war es viel zu amüsant, viel zu beglückend, ja, war vielleicht sogar das Glück selbst, jetzt, da sie sich nicht mehr nur Stunden, sondern schon eine ganze Reihe von Tagen kannten und sie also nicht mehr für ihre Frauenwürde zu fürchten beauchte. Und weil es vielleicht das Glück selbst war, hatte sie ihn gestern nachmittag auch versetzt und war, anstatt Eis zu essen, ihres Passes wegen mit ihrem Schwager zum Präfekten nach Bozen hinuntergefahren, wissend, daß sich auch das gut machen ließ. Was gestern aber natürlich eine große Enttäuschung hervorgerufen und heute in Hegemeister die Überzeugung erweckt hatte, daß er einen so faden Vormittag noch nie erlebt hätte, einen Vormittag, der auch dadurch nicht besser geworden war, daß er in seinem Verlauf den Portier dreimal gefragt hatte, ob ein Brief für ihn abgegeben wäre.

Um halb sechs wurde aber alles wieder gut. Das ungleiche Paar ging draußen vorüber, die Gräfin sah lächelnd in den Vorhof, und da Hegemeister heute so saß,

Digitized by Google

daß man ihn von der Lücke aus unbedingt sehen mußte, so nickte sie auch und sagte zu ihrem Begleiter ein Wort. Worauf derselbe ebenfalls hereinsah und genau so verbindlich und schwungvoll mit der Hand winkte, wie seinerzeit zu dem Gruß der Karabiniers.

‚Das muß etwas bedeuten. Ganz bestimmt bedeutet es was,' dachte Hegemeister und setzte sich wieder. ‚Oder sie reisen ab!'

Dann geschah, womit er erst recht nichts anzufangen wußte. Die Gräfin bog ab, ihr Schwager desgleichen, sie trat in die Lücke, Giambelli ebenfalls, beide näherten sich seinem Tische, und er erhob sich, obgleich es noch gar nicht nötig war, und er blickte dem Ereignis mit einem Weihegefühl entgegen, das er sonst nicht an sich kannte.

„Vorzustellen brauche ich wohl nicht erst," sagte die Gräfin mit gefälliger Handbewegung, und Hegemeister dienerte und wollte es bestätigen, aber das Gespräch kommandierte jetzt ein anderer. Indem Giambelli seine Rechte ausstreckte und Hegemeister mit seinen großen, hellbraunen Augen aufmerksam von untenher ins Gesicht sah, sagte er in vorsichtiger deutscher Sprache: „Herr Professor, da ich leider übermorgen von hier fort muß" — Hegemeister durchfuhr es — „kann ich es mir nicht versagen, Sie wenigstens noch flüchtig kennenzulernen und Ihnen dafür zu danken, wie Sie sich meiner Schwägerin angenommen haben. Ich bitte Sie, das auch weiterhin zu tun," — Hegemeister durchfuhr es schon wieder. „In welcher Weise, darüber wird Maria noch mit Ihnen sprechen."

‚Maria,' dachte Hegemeister noch schnell, dienerte abermals: „Jawohl, Exzellenz," und deutete auf seinen Tisch. Aber wieder kommandierte der andere das Gespräch, er sagte: „Nein, um diese Zeit im Freien zu sitzen, muß ich mir leider versagen." Und damit war es natürlich festgelegt, daß die Unterhaltung nicht mehr lange dauern konnte. Nur noch ein paar Bemerkungen, dann verabschiedete Giambelli sich, und wie Hegemeister, der bis zur Lücke mitgegangen war, zurückkam, sah er die Gräfin an. „Was denn?" fragte sie, und es war nicht zu verkennen, daß sie auch jetzt spöttisch blickte.

„Wohin fährt Ihr Herr Schwager denn?" — „Nur nach Leptis magna." — Er fuhr zurück. „Nein?!" — „Ja, leider. Aber sagen Sie, wie hat er Ihnen gefallen?" — „Nein, Gräfin, das jetzt nicht." — „Nicht? Aber setzen darf ich mich wenigstens?" — „Verzeihung," stieß er aus und rückte ihr schnell den Stuhl zurecht, und sie winkte dem Kellner und bestellte Eis, er aber sah sie an.

„Bitte nicht so," sagte sie daraufhin und fuhr fort: „Deshalb bin ich auch gestern nicht gekommen. Wir waren in Bozen unten auf der Präfektur. Dienstag oder Mittwoch fahre auch ich." — „Aber nicht nach Leptis?" — „Nein. Dorthin nicht." — „Sondern?" fragte er, nachdem er gewartet, ob mehr käme.

„Ich weiß noch nicht genau. Ich denke... Aber verzeihen Sie, da kommt ja das Eis. Nur einen Löffel oder zwei. Ich finde, es ist heute noch heißer als sonst." Sie nahm auch wirklich die zwei Löffel, zwei grausame Löffel, dann sagte sie leichthin: „Ich denke, ich werde zunächst in München Station machen. Sie sind dann auch die Verpflichtung los, die Ihnen mein Schwager auferlegt hat, und können noch feststellen, ob Ihr amerikanischer Kollege nicht doch nach Sulden gegangen ist."

Jedoch, was war ihm das noch? Er sagte lieber gar nichts, aber er richtete sich auf und zog sich das Jackett glatt, und plötzlich lachte er, zwar nur innerlich, aber so stark, daß es eine Erschütterung gab, und sagte nun doch: „Da brauchen sich meine Spezialkollegen in Berlin also nicht erst den Kopf zu zerbrechen. Da reiche ich kein Krankheitsattest ein, lasse im Winter die Vorlesungen nicht ausfallen und verbringe ihn nicht in Rom. Oh, Gräfin."

„Bitte," sagte sie wiederum und lehnte sich zurück. „Aber sagen Sie, wie hießen doch die Stabreime aus der Edda? Ich habe vergebens versucht, sie zusammenzubringen."

„Die Stabreime?" fragte er. „O die... die heißen: Drumm sag' ich es ehrlich, mit beidem vertraut, Mannesliebe zum Weibe ist herrlich. Wir dichten zwar schlecht, aber wir fühlen echt und verdienen wirklich Vertrauen."

„Ja. Sie dichten schlecht," sagte sie, aber in ihren graugrünen Augen leuchtete es warm auf. „Sonst will ich Ihnen aber glauben. Nur, nicht wahr, ich bin trotzdem frei? Und was die Zukunft auch bringt, ganz verlassen werde ich ihn nicht. Aber davon später, jetzt, worauf es zunächst ankommt... Bitte, fahren Sie am Dienstag hier ab, die Auguste und ich, wir folgen am Mittwoch, und daß es wohl auch Ihnen so lieber sein wird, empfangen Sie uns schon in München und nicht erst in Berlin. Oder," sie lachte, „wollen Sie erst noch eine Tour auf den Schlern machen? Sehen Sie, er fängt eben an zu glühen."

Digitized by Google

Natur und Zivilisation

Reisewerke. Besprochen von Dr. A. Haushofer

James F. O'Connell
Elf Jahre in Australien und auf der Insel Ponape (August Scherl, G. m. b. H., Berlin. 1929)
Hans Staden
Ein deutscher Landsknecht in der Neuen Welt (Brockhaus, Leipzig. 1929)
Hans Krieg
Indianerland, Bilder aus dem Gran Chaco (Strecker & Schröder, Stuttgart. 1929)
Willi Rickmer Rickmers
Alai! Alai! (Brockhaus, Leipzig. 1930)
E. W. Pfizenmayer
Jagd- und Volksbilder aus dem Kaukasus (Bonz & Comp., Stuttgart. 1929)
Egon v. Kapherr
Murf Tatzelbrumm, ein Sohn der Wälder (Brunnen-Verlag, Berlin. 1929)
Friedrich Christiansen
Die spanische Riviera und Mallorca (August Scherl, G. m. b. H., Berl. 1929)
E. Schäfer
Spanien, eine Fahrt nach Andalusien, Monographien zur Erdkunde (Velhagen & Klasing, Bielefeld. 1928)

James F. O'Connell ist ein irischer Matrose, der auf Südseefahrt Schiffbruch erlitt und das Glück hatte, mit einem Kameraden nach Ponape verschlagen zu werden, einer Insel, die zufälligerweise die soziologische Lösung des Übervölkerungsproblems nicht in Gestalt der Menschenfresserei gefunden hatte. So ging es ihm dort ganz leidlich. Zwar wurde er gewaltsam tätowiert, auch ohne viel Befragen mit der Tochter eines Häuptlings verheiratet, aber das Leben auf Ponape hatte manche schätzenswerten Seiten. Eine ganze Reihe von Jahren mußte er dort bleiben, bis ein vorbeifahrendes Schiff ihn mitnahm; er hatte Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß die Wilden bessere Menschen waren als zum mindesten der Kapitän dieses Schiffes und gewisse Kolonialbehörden auf den Philippinen. Drei Jahre nach seinem Entkommen von Ponape schrieb O'Connell seine Erinnerungen nieder und veröffentlichte sie 1836; sie waren bis auf ein einziges Exemplar verschollen und werden nun, ausgestattet mit hübschen Aufnahmen, von Prof. Hambruch in deutscher Sprache neu herausgegeben. Sie sind spannend wie ein Roman, haben aber den Vorzug schlichter Wahrheit: eine völkerkundliche Quelle erster Ordnung. Wer heute in der Südsee reist, findet auf den meisten dieser schönen Inseln eine zivilisatorisch verseuchte, heruntergekommene und aussterbende Bevölkerung. Bei O'Connell sieht man, wie es vor 100 Jahren dort aussah, welch blühendes Leben auf ihnen herrschte, wie groß die Opfer sind, die die Ausbreitung der europäischen Zivilisation an ursprünglichen Werten menschlichen Lebens gekostet hat.

Noch weiter in die Vergangenheit führt ein zweites Buch solcher Art. Es ist ein Deutscher, der seine Erinnerungen niedergeschrieben hat. Hans Staden stammte aus Hessen und schloß sich einer der ersten spanischen Expeditionen nach dem La Plata an. Die Expedition war ein Mißerfolg, und Staden landete in Südbrasilien in der kleinen portugiesischen Kolonie Santa Catharina. 8 Jahre, von 1547—1555, verbrachte er in der Neuen Welt. Heimgekehrt, schrieb er seine „Wahrhaftige Historia und Beschreibung eines Landes mit wilden, nackten und grimmigen Menschenfressern, welches in der neuen Welt Amerika gelegen ist," und er erzählt darin, „wie er daselbst im Lande der wilden Tupin Ikin als Büchsenschütze gegen die Feinde verwandt, schließlich von diesen gefangen und weggeführt wurde und zehnthalben Monat lang in Gefahr schwebte, von den Feinden getötet und gefressen zu werden." Wir erleben mit, wie die portugiesische Kolonie ihren Kleinkrieg gegen die ursprünglichen Herren des Landes führt. Auf San Vicente wurde Staden von den Wilden gefangen; er beschreibt mit nüchterner Sachlichkeit, wie er behandelt wurde, und erzählt, was er gesehen hat; abgesehen von der ständigen Gefahr des Gefressenwerdens ging es ihm nicht allzu schlecht, und er muß wohl ein ganzer Kerl gewesen sein, um sich schließlich durch allerlei Zauber, medizinische Hilfe und diplomatische Verhandlungen bei seinen indianischen Herren durchzusetzen. Schließlich wurde er ausgelöst und kam nach Deutschland zurück, wo er sich zur Ruhe setzte. Prof. Lehmann-Nitsche hat seinen Bericht neu herausgegeben und mit Photographien nach den alten Illustrationen geschmückt. Diese lassen an Deutlichkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig. Staden verleugnet nicht, daß er ein Deutscher ist, denn er verzeichnet im zweiten Teil seines Berichtes in systematischer Übersicht alle von ihm beobachteten Gebräuche und Sitten der Indianer, deren Gefangener er war. Wertvolles Material, für den Völkerkundler unschätzbar — denn heute gibt es auf San Vicente keine freien Indianer mehr, und durch den Kanal,

Digitized by Google

auf dem die Indianer ihren Gefangenen wegschleppten, ziehen die kaffeebeladenen Dampfer von Santos.

Heute muß man schon weiter ins Land ziehen, wenn man noch unberührte Naturvölker treffen will. Selbst im Gran Chaco ist es höchste Zeit. Dort hat, wie die Leser der Hefte aus einem reizenden Beitrag seiner Feder wissen, der Münchner Zoologe Krieg geforscht. Es ist üblich geworden, daß auch Gelehrte populäre Reisewerke schreiben, bevor sie in dicken Folianten ihre wissenschaftlichen Ergebnisse vorlegen. Nicht immer sind solche Werke ein Genuß zu lesen. Die Skizzen von Krieg aber sind eine Freude. Hier spürt man, unterstützt von ausgezeichneten Skizzen, das Leben der Wildnis; man spürt kaum etwas von dem Ernst der Forschung und weiß dennoch, daß sie im Hintergrund steht; man sieht, wie drei Europäer mit hellen Augen, dem Leben der Wildnis verbunden, durch unbesiedelte Weiten ziehen, die Tiere und die spärlichen Menschen beobachten und sich immer der Spannung bewußt sind, in der sie leben.

Nicht minder lebendig ist das Reisewerk eines Mannes, der im Jahre 1928 eine große Expedition geleitet hat. Mit Dutzenden von wissenschaftlichen Mitarbeitern, unterstützt von der russischen Akademie und der deutschen Notgemeinschaft, mit einem riesigen Forschungsprogramm zog Willi Rickmer Rickmers in das zentralasiatische Hochland der Pamire, auch er unsern Lesern aus einem Beitrag „Die reisende Wissenschaft" vertraut. Wildes, zum großen Teil noch nie betretenes Bergland gab es im Transalai und Seltau zu erforschen. Über 7000 Meter ist der höchste erstiegene Gipfel, 77 Kilometer der längste der erforschten Gletscher. Rickmers war, wie er bescheiden sagt, „nur" der technische Leiter der Expedition. Aber was bedeutet das? Er schildert seinen „Betrieb" in der Form eines Tagebuchs, und schon bei der Charakterisierung seiner Mitarbeiter staunt man über den überlegenen Humor, die allen Dingen und Menschen gerechtwerdende Persönlichkeit des Verfassers. Er ist der Meinung, daß die Zeit der Abenteuer auf Expeditionen vorüber sei, Abenteuer nennt er schlicht Betriebsunfälle. Aber welche Leistung steckt dahinter, sie wirklich zu verhindern! Wie schwer mag es gewesen sein, in einem unwegsamen Bergland, Tausende von Quadratkilometern groß, die an verschiedensten Stellen arbeitenden Forscher und Bergsteiger zusammenzuhalten! Man erlebt mit Rickmers alle Überraschungen seines Hauptquartiers, man sorgt sich mit ihm, wenn von gefährdeter Stelle die erhoffte Nachricht ausbleibt, man freut sich mit ihm überraschender wissenschaftlicher Entdeckungen, man gönnt es ihm schließlich, wenn er einmal aus dem Hauptquartier ausreißt und selber Bergluft um die Nase haben will (aber was heißt Bergluft, wo doch das Lager selbst schon in 3500 Meter Höhe liegt? Da muß er schon auf 5500 Meter klettern!)

Auch der Kaukasus hat seine großartigen Wildheiten, aber es ist doch etwas anderes, ob man von Tiflis aus mit der Jagdgesellschaft eines Großfürsten auf Treibjagd geht oder ob man vom „Staublager" im Pamir monatelang eine Expedition zusammenhält. Pfizenmayer erzählt aus versunkenen Tagen kaukasischer Jägerherrlichkeit, aus dem schönen Georgien der Vorkriegszeit. Sein Buch ist in erster Linie ein Jagdbuch; bei der Auswahl der Abbildungen bedauert man, daß die Zahl charakteristischer Landschaftsaufnahmen so gering ist.

Auch Egon v. Kapherr ist ein Mann der Jagd. Viele wertvolle Schriften sind ihm zu verdanken, und wenn er es unternimmt, in der Art, wie wir sie etwa von Ernest Seton Thompson kennen, die Tierwelt des Ural in ihrem Leben zu zeigen, dann darf man ihm glauben, daß er sie kennt. Freilich — es ist immer etwas schwierig, die Tiere zu vermenschlichen, und Kolk der Rabe ist vielleicht ein gar zu philosophisches und gar zu wissendes Tier. Aber dieses eine ist erreicht: daß der Leser die Geschicke der einzelnen Tiere mit Spannung verfolgt und gleichzeitig ein wehes Empfinden dafür bekommt, wie auch diese Urwelt, diese in sich harmonische Landschaft durch den Eingriff des rodenden Menschen zurückgedrängt und zerstört wird. Und schließlich versteht man die Wut des alten Bären, mit der er, einsam und krank, ins Dorf einbricht, um eine letzte Abrechnung mit den Menschen zu halten.

Sechs Bücher: alle mit einem leisen oder lauten Unterton der Klage über die Vernichtung ursprünglichen Wesens, unverdorbener Natur durch die Zivilisation der europäischen Menschheit. Zum Schluß ein Gegenbild! Mit freundlicher Gesinnung hat der Hamburger Großkaufmann Christiansen, der lange Zeit in Spanien verbracht hat, die spanische Riviera und Mallorca geschildert: eine Kulturwelt, die, auf römischen und arabischen Traditionen aufgebaut, noch heute geschlossen und ungestört in sich ruht, wenn man von der Allerweltsstadt Barcelona absieht.

In sehr viel stärkerem Maß als die spanische Ostküste ist Andalusien Reiseland geworden. Dorthin führt Schäfer in einem angenehm geschriebenen und vor allem mit Illustrationen glänzend ausgestatteten Band. Sevilla, Granada — leuchtende Stätten alter Kultur. Freilich, nur ein Teil dessen, was in maurischer Zeit hier geschaffen wurde, blieb erhalten; vieles ist teils zugrundegegangen, teils zerstört worden vom Unverstand späterer Geschlechter. Denn eines hat auch diese alte Kulturlandschaft mit den unberührten Wildnissen des Pamir und des Chaco gemein: auch hier kann durch den naturfernen und kulturunsicheren Menschen der Neuzeit viel verdorben werden!

Digitized by Google

Das Rote Meer

Von Wilhelm Hausenstein

Unser Bild gehört dem frühen 16. Jahrhundert an. Es ist das Werk eines italienischen Meisters: des Bernardino Luini. Man findet das Fresko in der Pinacoteca di Brera zu Mailand.

Luini, der Schöpfer des Bildes, zählt zu den minder bekannten Meistern der italienischen Hochrenaissance. Darum ist aber nicht etwa minder wahr, daß er zu den feinsten Meistern der Zeit um 1500 gerechnet werden muß. Luini ist ein Opfer unzureichender Bewertung durch die Wissenschaft geworden. Der Blick blieb ihm gegenüber sonderbar verschlossen. Man nahm den Meister nicht recht wahr — wie man zum Beispiel auch den Vittore Carpaccio nicht wahrzunehmen verstand, den Venezianer, den Maler der Geschichte der heiligen Ursula in der Akademie am Canal grande, und wie man dem Pinturicchio zu wenig Ehre antat, dem Maler der köstlichen Fresken zur Geschichte des Papstes Enea Silvio Piccolomini in der Libreria des Doms zu Siena. Nur allmählich erkennt man, daß diese beiden Zeitgenossen und (in gewissem Maß) auch Artgenossen des Luini und er selbst zu den kostbaren Gestalten der Epoche gehören.

Bernardino Luini wurde zwischen 1475 und 1480 geboren: zu Luino am Ostufer des Lago maggiore, wie der Name andeutet; dort, wo heute den Reisenden, der von Mailand kommt, an bescheidener Lände das Dampfschiff nach dem Tessin erwartet. Der junge Künstler bildete sich in seiner natürlichen Hauptstadt: in Mailand. 1498, in einem Augenblicke, da Luini ein staunender Jüngling war, beendete Lionardo da Vinci für das Refektorium der Dominikaner von Santa Maria delle Grazie in Mailand das große Abendmahl, dessen Vollkommenheit über aller Bewunderung steht. Wenig später, um 1500, um 1510, nahm im Gefolge des lionardesken Stils die milde, eingezogene Meisterschaft des Luini ihren Anfang. Als Meister blieb er in der Provinz, wo er geboren war; er blieb Lombarde. Man denkt ihn gern als einen Menschen von stiller Bewegung. Heimweh würde ihn ergreifen, verließe er den Mond, den silbernen Morgen der Heimat. Zwischen den Jahren 1531 und 1532 liegt die Grenze seines Daseins.

Gegen 1525, in der Reife vollendete Luini die Dekorationen der Villa Pelucca bei Monza. Diese Dekors sind in die Mailänder Brera übergeführt worden. Sie sind mannigfachen Stoffen gewidmet. Man findet Motive genrehaften Wesens: ein Spiel, ein entzückendes Mädchenbad. Man findet die heilige Katharina, aber auch die heidnischen Götter Pan und Vulkan, die Verwandlung Daphnes in einen Lorbeerbaum, auch Venus und Adonis. Eine Reihe von zehn Bildern trägt die Geschichte des Moses vor. Zwei dieser Bilder malen den Durchgang durchs Rote Meer; eins der beiden zeigt den Untergang der Verfolger.

Das Bild erzählt den Vorgang — und „erzählen" ist wahrhaftig das rechte Wort. Es wird eine Geschichte berichtet, eine richtige „Geschichte". Wir schauen hin, und siehe, das Stoffliche erregt unsere Neugier. Wir stellen fest, was alles passiert: daß hier zwei Beine eines Ertrinkenden noch in die Luft fahren; daß ein Kriegswagen sich neigt; daß die schneeweißen Häupter streitbarer Rosse noch eine Weile über den verzehrenden Wogen bleiben; daß hinten das kluge kleine Auge des Kriegselefanten der Pharaonen und der große, hinundherklappende Lappen seines Ohrs bald ebenso unter dem Wasser werden verschwunden sein, wie der Rüssel schon darin verschwunden ist. Wir sehen die nassen Scheitel der Schwimmenden, das schon tote Antlitz eines Umhertreibenden, das Geräufe der Hinterbleibenden, die sich vergeblich retten wollen einer auf Kosten des andern; wir erblicken die Räder eines Karrens, den die Fluten umgekehrt haben; wir schauen in alle diese Aufregung um Leben und Tod, und der Ausdruck in Menschengesichtern und Tiergesichtern, auf mancherlei Art verzweifelt, spannt unser Gefühl, unsere Nerven. Es wird erzählt, wie in Märchen zu Kindern geredet wird. Wir studieren und begreifen die Fülle des Ereignisses, wie Kinder tun, wenn sie in ihren Geschichtenbüchern an die Seiten mit den Bildern gekommen sind. Ein Bilderbogen für Große ist hier gemalt, und sie entsinnen sich der besonderen Suggestivität, mit der ihnen vor einem Menschenalter in ersten Religionsstunden die Geschichte vom Roten Meer, von den Kindern Israels erzählt wurde.

Aber seit damals sind wir eben „die großen Leute" geworden, und also sehen wir Bilder nicht mehr an, um bloß das Ereignishafte hinzunehmen; wir haben gelernt, auch die Form ins Bewußtsein zu nehmen. Die Form entspricht hier dem sachlich vermeldenden Sinn des Bildes; sie entspricht unserer gegenständlich gespannten Neugier; es ist eine recht „darstel-

Digitized by Google

Der Durchzug durchs Rote Meer
Gemälde von Bernardino Luini. Mailand, Brera

Digitized by Google

Digitized by Google

lende" Form. Doch dies ist nicht alles. Da lebt und webt auch das gewissermaßen „Abstrakte" der schönen Form: die Reinheit des Bildgefüges, die Klarheit des Bildbaus, die Sauberkeit der Zeichnung, der Bildkonstruktion, die Durchsichtigkeit der Linienordnung, die Zartheit, die fast frauliche Zartheit der Farben und Töne — eine Zartheit wie die eines Gedichts. Und dies alles, dies „Formale an sich", ist nun noch einmal ein Erlebnis, ein zweites; ähnlich wie die „Musik" eines Gedichtes noch einmal „an sich" ein Erlebnis ist oberhalb der lyrischen oder balladenhaften Inhalte der Verse und Strophen. Da verweilt man nun viele innige Minuten lang im Anblick eines Reisigen vorn, und man wird nicht müde, das Gebilde seines Rückens anzusehen, obwohl man doch längst nicht mehr an Rücken und Helm, an Bart und Wangen denkt: denn nun ist gleichsam nur noch eine sinnvolle Arabeske übrig von den Ereignissen und von den Gegenständen, das Gebilde „an sich", die Form „an sich", Linie, Kurve, Fläche, Gewebe, die teppichhafte Schönheit. Zuletzt verliert man sich in der magischen Ungewißheit des Hintergrundes...

Der Maler dieses Bildes mag eine seltsame Mischung gewesen sein aus Naivität und überlegen-bewußter Feinheit, aus knabenhafter Unschuld und pflegender, verantwortender Empfindsamkeit — vergleichbar vielleicht unseren Nazarenern nach 1800. Vergleichbar vielleicht auch dem geliebten Moritz Schwind, der ja auch nicht nur ein wunderbarer Erzähler, sondern dazu ein bewußter, ein großer Meister der Form gewesen ist. Freilich ist bei dem späten Schwind und bei dem frühen Luini, seinem Ahn, den er kaum kannte, das Gefühl für die Schönheit der Form immer fest eingebunden gewesen in die Wahrheit des gegenständlichen Berichtes — und so war beim einen wie beim andern zwischen Form und Inhalt das rechte Verhältnis gefunden.

An eine geliebte Landschaft. Von Josef Friedrich Perkonig

Auf deinen Hügeln könnten die Trauben reifen,
In deiner sanften Schale wird lau der Wind,
Dort wo die schweigenden Wanderer streifen,
Wo sich die Erde des lächelnden Himmels besinnt.

Hoch über deinen warmen, samtenen Fluren
Wallfahren die Wolken in andächtigem Zug.
Sehnsucht begleitet sie. Silberne Spuren
Ziehen die Lieder der Vögel im Flug.

Höre ich nur deine dunklen Bäume wehen,
Spüre ich die leise Welle über dem Sand,
Ob nun die Väter säen oder die Söhne mähen:
Immer ahne ich Gott über deinem Land.

Ich habe glühende Freude bei dir geborgen,
Ich habe auf deinem stummen Boden manchmal geweint.
Ich fluchte dem Gestern, ich traute dem Morgen
An deinem kühlen Herzen, verschwiegener Freund.

Ich bin dein Echo. Es hallen unter meinen Gängen
Deine Stimmen noch einmal heimlich zurück.
Du wandelst meine Klagen zu Gesängen.
In deinen Düften wird alles zu Glück.

Oh, ich darf in deinen stillen Schatten leben
Ewig lang, als dein ehrfürchtiges Kind.
Aus dir werde ich mich in die Himmel heben,
Selig erlöst, nur noch Welle und Wind.

Digitized by Google

Anekdoten

Von Robert Neumann

Anekdoten vom Balkan

Diese Geschichte ist verbürgt, und es ist von ihr sowohl im Vierzehnten Bericht des Politischen Komitees zu Odessa an Lenin die Rede als auch in einer Chifferdepesche des österreichisch-ungarischen Botschafters Grafen Mensdorff an den Minister Czernin. Ein Balkanstaat, dessen Namen ich nicht nennen will — und der es im übrigen verstanden hat, anläßlich der großen Teilung der Beute sich den Wanst wie wenig andere vollzuschlagen und seine Grenzen um ein beträchtliches nach Norden und Westen weiterzurücken —, ein Balkanstaat wußte, als der große Brand in Europa ausbrach, so lange und geschickt zwischen Mittelmächten und Entente zu lavieren, bis schließlich um ihn zwischen Österreich und Rußland ein regelrechtes Wettbieten anhob. Sagten die einen Beute zu im Nordosten, so versprachen die andern Land im Südwesten, sprachen die einen von Geld, so sprachen die andern von Gold, wußten die einen den Weg zu drei Ministern zu finden, so bestachen die andern drei weitere — es war zu keinem Ende zu kommen. Verhandelte man mit den Russen in Odessa, so verhandelte man mit den Österreichern in Budapest — bis es schließlich doch den Russen gelang, dem Minister des königlichen Hauses ein kleines Bankdepot in der Schweiz zu errichten und so den ganzen Staat auf ihre Seite zu ziehen. „Also topp," sagte der Russe. Aber der Unterhändler der Balkanleute lehnte sich in seinem Sessel zurück und sagte: „Noch einen Augenblick. Wir sind also bereit, für unsere heiligen Belange zum Schwert zu greifen. Aber ist den Herren bekannt, daß unsere Ausrüstung höchst mangelhaft ist?" Der Russe winkte ab und sagte: „Was Ihre Armee zur vollen Ausrüstung braucht, wird selbstverständlich von uns zur Verfügung gestellt." — „Alles?" — „Alles." — „Dann bitte ich um Aufnahme dieses Punktes in den Vertrag." Aber auch als dieser Wunsch erfüllt war, konnte der Balkanmann sich noch nicht zur Unterzeichnung verstehen. „Übermorgen, meine Herren, übermorgen," antwortete er auf alles Drängen. Das war am 12. September. Am 14. erschien der Balkanmann in Odessa. „Ein Mann — ein Wort," sagte er mit Lächeln und unterschrieb. Erst am 15. traf bei den Russen die offizielle Mitteilung ein, daß sie dem neuen Bundesgenossen eine neue Artillerie zur Verfügung zu stellen hatten — der Bundesgenosse hatte am 13. seine gesamten Kanonen an Österreich verkauft, an der Landesgrenze übergeben und mit blanker Münze bezahlt bekommen.

*

Dieser gleiche Balkanstaat hat also bei der großen Teilung der Beute den Wanst nach Kräften sich vollgeschlagen — aber doch nicht so sehr, daß nicht seine Währung zugleich mit den Währungen der Staaten ringsum nach Friedensschluß im allgemeinen Aschermittwoch ins Gleiten gekommen wäre. Und da eben damals große Banknotenfälschungen sich fühlbar machten (wie ja die Fälscher ganz allgemein und sehr verschieden den Ratten sinkende Schiffe den seetüchtigen vorziehen), und da gleichzeitig von Leuten, die man nicht zu der Krippe gelassen hatte, ein paar großartige Unterschleife und Durchstechereien an den Tag gebracht wurden (was der strauchelnden Währung einen neuen Prügel zwischen die Füße warf), und da anderseits den großen Bundesgenossen im Westen es wichtig schien, diesem Straucheln beizeiten eine Krücke zu reichen (und das, die Wahrheit zu sagen, nicht so sehr aus Bundesgenossenschaft als weil die verschiedenartigsten Friedens-, Kriegs-, Eisenbahn-, Tabaks-, Salz- und weiß Gott was für Anleihen dieses Balkanstaates an der westlichen Börse notiert und in der Hand von Leuten waren, die es nicht lieben, ihr Geld zu verlieren) — sahen die guten Balkanesen, die nicht verfehlt hatten, aus vollem Hals um Hilfe zu rufen, ihre Finanzen wohl mit einem Schlage saniert, sich selbst aber aus ihrer eigenen Geldwirtschaft mit gelinder Gewalt verdrängt und so gründlich vor die Türe gesetzt, daß schließlich seine Exzellenz der Herr Erste Minister, ob er nun sich selbst ein neues Automobil oder seiner Kanzlei eine Schachtel neuen Schreibpapiers kaufen wollte, zu solchem Staatsakt der Genehmigung durch drei englisch-französische Aufsichtsräte bedurfte. Unnötig zu sagen, wie wenig das nach der Herren Geschmack war. „Sind wir dazu für die heiligen Ideale unserer Nation auf sechsunddreißig Schlacht-

Digitized by Google

feldern in den Tod gegangen, daß ich jetzt meiner neuen Braut nicht einmal eine Perlenkette verehren kann?" fragte im Ministerrat der Premier anklagenden Tonfalls. „Aber die Währung ist saniert," meinte schüchtern der für Gesundheit und Unterricht. Doch der Premier rief: „Was habe ich von einer sanierten Währung, die ich nicht benützen kann!" Und der für Rekrutenwesen und Viehzucht ergänzte: „— während jeder zehnte Einwohner des Königreichs sie trotzdem benützt, indem er Banknoten fälscht." Der für öffentliche Bauten schlug sich nur an die Stirn. „Wir werden diesen unpatriotischen Fälschern das Handwerk legen," sagte er leise. Dann wurde die geheime Sitzung für noch geheimer erklärt.

In den nächsten drei Monaten wurden 6212 Verhaftungen wegen Banknotenfälschungen vorgenommen, 1418 Werkstätten ausgehoben, ungezählte Pressen, Platten, Stempel beschlagnahmt und die Mehrzahl der Ergriffenen zu Kerkerstrafen zwischen zehn und zwanzig Jahren verurteilt. Die englisch-französischen Aufsichtsräte waren über solche tatkräftige Unterstützung ihrer Bemühungen sehr befriedigt und schickten ellenlange Berichte nach Hause.

Nur — die Fälschungen hörten nicht auf. Sie haben nie aufgehört. Soviel konnte man immerhin feststellen, daß man nicht feststellen konnte, wohin all die beschlagnahmten Pressen, Platten und Stempel geraten sind. Aber wer sich ihrer bedient hat — das hat die königliche Polizei trotz lebhaften Bemühungen und trotz ständiger Aneiferung durch den Ministerrat bis heute nicht an den Tag gebracht.

*

Lehrmeister und Ahnherr all dieser guten Leute war kein anderer als der während des Krieges so still verstorbene König Nikita von Montenegro. Bauer unter Bauern, hat er es verstanden, in den ersten vierzehn Jahren dieses Jahrhunderts, inmitten eines allgemeinen Wettrennens der großen Mächte in seiner kleinen Hauptstadt Cetinje, den Kopf klar zu behalten und, solchen Eifer wahrnehmend, zu seines armen Bergvolkes und nicht zuletzt zu seinem eigenen Nutzen manchen goldenen Queil zum Fließen zu bringen. Auch an seinem Hofe waren es wieder Rußland und Österreich, die einander von Tag zu Tag den Rang abliefen, und konnte der Russe sich auf Blutsverwandtschaft und zehn der montenegrinischen Armee gespendete Lastautomobile berufen, so trumpfte der österreichische Nachbar auf mit Segnungen der Zivilisation, mit einer Schule, mit einem Krankenhaus, mit regelmäßigen Schiffsverbindungen, ja zuletzt mit einer Einbeziehung des montenegrinischen Staates in den österreichischen Postsparkassenverkehr. Das wollte heißen: wurde in einem österreichischen Postamte für einen Mann in Montenegro Geld eingezahlt, so mußte das nicht erst wirklich außer Landes geschickt werden, sondern es genügte ein Brief der österreichischen an die montenegrinische Post, besagend, die solle an jenen und jenen in Njegus, Prizrend oder Cetinje den in Österreich eingezahlten Betrag zur Auszahlung bringen. Und gleicherweise hatte, versteht sich, die österreichische Post die Aufträge der montenegrinischen durchzuführen. Zu Jahresende sollte dann Soll und Haben verrechnet werden und der, der in des anderen Auftrag mehr ausgelegt hatte, den Unterschied in barer Münze beglichen bekommen. Als aber ein Jahr um war, erwies es sich, daß offenbar in Österreich kein Mensch lebt, der nach Montenegro, und in Montenegro keiner, der nach Österreich Geld schickt. Da gab es nichts zu verrechnen. Doch ließ man den nun einmal geschlossenen Vertrag — und sei es auch nur der Gebärde und guten Form zuliebe — weiter aufrecht bestehen.

In dem dann folgenden Jahr fuhr Nikita von Montenegro höchst persönlich nach Wien, um dort eine neue Anleihe aufzunehmen — er brauchte eine Million Kronen in Gold. Nun ward er zwar in Wien bei Hof in Ehren aufgenommen, aber seinen Geldwünschen gegenüber zeigte man sich diesmal um so harthöriger, als man knapp vorher vertraulich erfahren hatte, er habe sich im geheimen mit Haut und Haar den Russen verschrieben. Nikita bemühte sich in Wien um seine Anleihe fünfzehn Tage lang. Fünfzehn Tage vergebens.

Am sechzehnten Tage kam eine Postanweisung. Die montenegrinische Post schrieb der in Wien, es sei zu Cetinje für Herrn Nikita, derzeit in Wien in dem und dem Hotel, ein Betrag von einer Million Goldkronen eingezahlt worden. Die Wiener Post gab sich die Ehre, Herrn Nikita noch gleichen Tags einen Kassenboten mit tausend neuen Tausendern zuzuschicken. Herr Nikita nahm, unterschrieb, machte noch seine Abschiedsbesuche und fuhr dann nach Hause.

Das war im Oktober. Im Januar wurde verrechnet. Es ergab sich, daß außer jener einen Postanweisung im Laufe des Jahres keine zweite gelaufen war. „Jetzt habe ich also von dir eine Million Kronen in Gold

Digitized by Google

zu bekommen,' sagte die österreichische Post zur montenegrinischen. Die montenegrinische sagte: ‚Ja, du sollst eine Million bekommen — aber ich habe sie nicht.' Und da man deshalb Montenegro nicht gut mit Krieg überziehen konnte, ist es dabei geblieben.

Anekdote aus Moskau

Von dem berühmten Fürsten Potrogeroff, Stadtkommandanten zu Moskau, erzählt man einen grimmig klugen Handstreich. Als die Schlacht bei Mukden verloren ging und jenes Drittel der russischen Armee, das nicht zu Tode gebracht, noch in Gefangenschaft der Japaner geraten war, zersprengt nach Westen fliehend alle Züge aller Eisenbahnen besessen hielt, hob zugleich mit der Nachricht vom verlorenen Kriege auch wieder jene Partei Beleidigter und Enterbter das Haupt, die, in fünf Jahrzehnten vorher fünfmal blutig niedergeschlagen, damals schon unter Lenins Führung zu planvoll gefährlicherer Arbeit sich rüstete. Und da, aus dem Felde heimgekehrt, allenthalben der zügellose und unzufriedene Soldat auf der Straße stand und da, kam einmal die Bombe zum Platzen, der Arbeiter und der kleine Bürger mit jenem Sturmtrupp der roten Fahne aller menschlichen Voraussicht nach gemeinsame Sache machen mußte, und da, solchen Hexensabbats sich zu erwehren, dem Fürsten Potrogeroff gezählte sechstausend Mann verläßlicher Polizei zur Verfügung standen — zu viel, sich kampflos zurückzuziehen, zu wenig, eine Straßenschlacht zu bestehen, und da Verstärkung schon in Ansehung der mit Flüchtlingszügen verstopften Bahnen nicht zu erlangen war —, entschloß sich der Kommandant, sein Geschick und das der Stadt Moskau und damit vielleicht auch das Geschick seines Herrn, des Zaren, auf eine einzige Karte zu setzen. Er hatte in Erfahrung gebracht, die Aufrührer trügen sich mit dem Plan, am achtzehnten September, sieben Uhr abends, loszuschlagen — kurz nach Fabrikschluß also, und das in der Absicht, die an sich noch nicht revolutionierten, aber einem Umsturz zweifellos freundlichen Arbeiter noch auf der Gasse, noch auf dem Heimweg von ihren Werkstätten, einem scheinbar unversehens losgebrochenen Straßenaufruhr gegenüberzustellen und mit sich zu reißen. Darauf baute der Fürst seinen Streich, und als es an jenem achtzehnten September sechs Uhr schlug und nur mehr eine Stunde fehlte zu dem Augenblick, da die Revolution sich erheben sollte, sahen die Inwohner der verschiedensten Stadtbezirke Moskaus sich in ein so seltsames wie lächerliches Schauspiel verstrickt. Da brach mit einem Schlage aus Winkelgassen, dann aber auch aus Bierstuben, Freudenhäusern, Zirkussen und Belustigungsstätten jeglicher Art in Trupps und Trüppchen seltsamstes Gelichter in die Hauptstraßen ein: Weintrinker mit roten Nasen, Bucklige mit der Mütze der Jakobiner, Schnauzbärte mit Partisanen, Kinder mit knallenden Kinderpistolen, viele Dirnen dazwischen mit Gelächter und Kreischen, und über all dem flatterten breit rote Fahnen, und all das, dieser ganze Jahrmarktszauber und Karneval meckerte, brüllte, schrie: „Hoch! Hoch die Revolution! Die Revolution!" War das aber in den ersten Augenblicken noch mehr befremdend als drollig und schickten in diesen ersten Augenblicken die, denen, mochten sie auch schwanken, ernsthafter doch der Funke im Blut saß, sich an, der roten Fahne wuchtigere Bannerträger zuzugesellen — an der nächsten Straßenecke schon löste all der falsche Zauber sich in Gelächter. Denn da traten jeweils der bewimpelten Horde ein paar Polizisten entgegen, und waren es ihrer fünf, und zählten jene zweihundert — sie zogen ihre Säbel, und mit der flachen Klinge trieben sie zu Paaren und Dutzenden die mit den Säufernasen, Mützen, Kinderpistolen, Hellebarden, Standarten, die denn auch nicht verfehlten, den Ulk auf die Spitze zu treiben und mit lächerlichen Sprüngen, Angstgekreisch und gerafften Hosen wieder in ihre Schlupfwinkel sich zu verziehen, nicht ohne fliehend ihre roten Fahnen im Straßendreck zurückgelassen zu haben. All das geschah unter Zulauf zahlreicher Menschen. Viele lachten, viele schalten, viele ernüchterten sich. Und als eine halbe Stunde oder eine Stunde darauf die wirklichen Freiheitskämpfer todesmutig und allgemeinen Aufruhr erhoffend aus ihren Verstecken brachen, fand sich unter den Gaffern kaum einer, der ihnen sich anschloß. Denn da waren Scherz und Ernst einander zu ähnlich, und das Gelächter klang ihnen noch im Ohr, und die Bocksprünge jener Possenreißer saßen ihnen noch im Gesicht. So erstickte durch die List des Fürsten Potrogeroff, der den Teufel mit Beelzebub austrieb, auch diese Revolution in ihrem Blut, und ein Jahrzehnt voll Entsetzen und Schrecknis der ganzen Welt ging noch hin, ehe die rote Fahne auf den Kreml gepflanzt ward.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ina Seidel
Renée und Rainer (Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt)
Hermann Hesse
Narziß und Goldmund (Berlin, S. Fischer)
Wilhelm Schäfer
Der Hauptmann von Köpenick (München, Georg Müller)
Paul Ernst
Gesammelte Werke (München, Georg Müller)

Zu den „Schicksalen", welche libelli haben, gehört auch das gleichzeitige Auftauchen ähnlicher Titel. Zwei unserer besten Erzähler bezeichnen ihre beiden neuen Romane je mit den Namen von Doppelhelden, Ina Seidel mit Renée und Rainer, Hermann Hesse mit Narziß und Goldmund. Beide Romane gehören zu den besten ihrer Verfasser, beide sind reich an persönlichen Bekenntnissen.

Im literarischen Cafehaus einer europäischen Großstadt erhebt sich abends ein junges Mädchen, das bisher versunken in Müdigkeit oder Teilnahmlosigkeit gesessen hat, vom Marmortischlein und geht hinaus. Gleichzeitig steht eine nicht mehr junge Dame, die sie beobachtet hat, auf und geht ihr nach. Dieser wieder folgt ebenso heimlich ein junger Herr von einem anderen Tisch, und als letzter macht ein weißhaariger Gelehrter sich auf, den drei Vorgängern in gebührendem Abstand zu folgen.

Die erste ist Renée, sie hat selbstmörderische Absichten und zögert nach langem Umherirren verdächtig an einer Kanalbrücke. Die zweite ist Muriel, der junge Mann, der ihr folgt, ihr Sohn Rainer. Der Weißhaarige endlich Muriels früherer Gatte, aber keineswegs Rainers Vater . . . Wunderlich? Aber es kommt noch seltsamer. Nicht ohne Grund hat die Dichterin das Buch mit zwei theoretischen Betrachtungen über das, was „Geschichten erzählen" heißt, begonnen. (Beiseite: man erfährt es genauer aus ihrer Praxis.) Also die Geschichte entwickelt sich weiter: Als Renée auf die Brücke tritt, blickt Muriel sich nach Rainer um, während sie von der Anwesenheit des alten Herrn, der Rainer folgt, keine Ahnung hat. Muriel winkt, indessen Renée einen Augenblick wie ein Schatten am Brückengeländer lehnt, Rainer den Befehl zu: „Schaff' einen Wagen herbei — sofort." „Dann war es Renée, die, Muriels Hand auf ihrer Schulter fühlend, zusammenschrak und diese dunkle Frau neben sich stehen fand, die mit unterdrückter Stimme zu ihr sagte: ‚Sie werden jetzt mit mir nach Hause kommen!' Später wußte Renée, daß die Unmöglichkeit, diese Zumutung einer ganz Fremden abzuweisen oder auch nur sich darüber zu wundern, der Wirkung von Muriels leichter Berührung und dem Ausdruck ihrer Augen, nicht zuletzt aber dem Worte ‚nach Hause' zuzuschreiben gewesen war. Sie gab ohne Zögern, ganz willenlos, ihre Überzeugung auf, diese Brücke sei das Ziel gewesen. Sie ließ sich von Muriel zu dem Auto führen, das, heranbrausend, soeben vor ihnen anhielt. Ein junger Mensch sprang von seinem Sitz neben dem Führer herab und öffnete den Schlag. Renée stieg in halber Betäubung ein, Muriel nahm neben ihr Platz, sie beugte sich vor, um dem Jungen den Namen eines Hotels als Adresse für den Chauffeur zu sagen. Rainer, die Hand am Türgriff, stammelte flehend: ‚Darf ich nicht . . .' aber eine Kopfbewegung Muriels ließ ihn verstummen. Der Wagen setzte sich in Bewegung, und Rainers trauriges Gesicht wurde von der Fahrt weggewischt, wie gleich darauf die Laterne, das Brückengeländer und der gefährliche Glanz des Flusses dort unten."

So auf mehrere Spuren zugleich gebracht, verfolgt die Erzählung zunächst die der beiden Frauen, und schon hier wächst Muriel zur eigentlichen Hauptgestalt des (mithin falsch betitelten) Romans empor. In ihr wollte Ina Seidel ein Idealbild der Europäerin von heute darstellen. Muriel hat mit Paladin, dem großen Künstler und Philosophen, in kinderloser, aber glücklicher Ehe gelebt, bis ein junger Balte, ein Schüler Paladins, sich ihr nähert. Paladin ist hellsichtig genug, sogleich zu erkennen, daß damit sein Schicksal entschieden ist, er verschwindet lautlos. Muriel schenkt dem baltischen Baron, der bald darauf stirbt, einen Sohn, Rainer. Aber der Urtyp geistiger Mütterlichkeit, den Ina Seidel in Muriel zu zeichnen sucht, ist von so starker magnetischer Kraft, daß er schon den Willen des Vaters gelähmt hat, jetzt gerät Rainer in eine so ausschließliche Abhängigkeit von der Mutter, daß Gefahr für sein ganzes Wesen und Leben entsteht. Um diese Gefahr abzuwenden, trennt sich Muriel von ihm; sie befiehlt ihm, ihr in drei Jahren nicht mehr nahezukommen — wie er diesen Befehl befolgt, haben wir gesehen. Aber wir haben auch gesehen, wie die Mutter schon für ein wirksameres Mittel sorgt, den Sohn von der lähmenden Bindung zu lösen, ihr Rezept heißt Renée. Ein durchaus ungewöhnliches

Digitized by Google

Wesen, selber zum Freitod bereit, wie der arme Junge es gewesen war, der ihretwegen mit zerschossener Stirn im Grabe liegt, und der andere, der vielleicht noch durch dies nächtliche Abenteuer gerettet wird. Es gelingt Muriel, was ihr immer zu gelingen scheint, sie weiß durch magische Seelenkraft Schicksale zu lenken und — zu schaffen. Bald ist Renée so weit, daß sie Rainer sehr wohl zu verstehen meint, wenn er die Welt ohne Muriel für arm und leer hält. Man sieht: Muriel, diese Rätselseele, ist auf dem besten Wege, ihr Ziel zu erreichen, und sie erreicht sogar mehr als die Erlösung Rainers durch Renée — auch jener einsame Mann, der ihr in der wunderlichen Reihe vom Caféhause aus folgte, findet den Weg zu der einstigen Lebensgefährtin wieder, die er immer geliebt hat.

So wäre alles zum guten Ende gekommen, und es scheint wohl an der Zeit, ein kritisches Schlußwort zu sprechen? Aber gerade bei diesem Roman empfindet man die Wahrheit eines Weltweisen: Dichter und Kritiker seien ein unsinniger Gegensatz, es gebe nur Dichter und Stoff.

In diesem Fall ist der Stoff zu sichtlich inneres Erleben, als daß man ihm mit äußerlicher Betrachtung gerecht werden könnte. Die Dichtung scheint es geradeswegs darauf anzulegen, der Wahrscheinlichkeit einen Nasenstüber zu versetzen — wogegen durchaus nichts einzuwenden ist, wenn nur andere Forderungen erfüllt werden ... Schon der Anfang, der seltsame Aufbruch der vier Hauptpersonen hintereinander aus dem Café macht einen spielerischen Eindruck; die Art, wie in der Folge immerhin wichtige Ereignisse, etwa ein Selbstmord, nur im Vorübergehen flüchtig berührt werden, die Eigenwilligkeit, mit der auch das spätere Geschehen oft wie in einem Spiegel in einem dunklen Wort gezeigt wird, als ein Schattenspiel im Zwielicht, das den Glauben des Lesers an magische Wirkungen voraussetzt, endlich, daß die wirkliche Hauptfigur, im Titel übergangen, nur in ihren Wirkungen auf andere zu erkennen ist — dies alles, man mag es nun in seinen einzelnen Teilen romantisch, mystisch, dämonisch nennen, erhebt die Dichtung über die Wirklichkeit, ist aber von so starkem, seelischem und geistigem Instinkt getragen, daß wir an die Wahrheit und an die Zielsicherheit des Ganzen glauben, wie an die eines nächtlichen Vogelflugs, der über uns dahinrauscht, wir wissen nicht von wo, wir wissen nicht wohin! ...

*

Narziß und Goldmunds Lebenswege kreuzen sich früh in einem altberühmten Kloster. Beide sind in ihrer Art Wunderknaben, beide ungewöhnlich schön und von besonderen Anlagen. Narziß, den Älteren, scheinen schon äußerlich der stille, eindringliche Denkerblick und die streng gezeichneten Lippen zum Gelehrten bestimmt zu haben, er fühlt sich den anderen überlegen durch eine besondere Fähigkeit: Menschen und ihre Schicksale zu erkennen. Goldmund ist in mehr als einem sein Gegensatz, was der Dichter oft und in verschiedener Hinsicht ausführt; auf die kürzeste Formel bringt man diese Gegenüberstellung wohl, wenn man Narziß als Denker, Gelehrten und Gottesmann, Goldmund als Künstler und bestrickendes Weltkind kennzeichnet. Es bedarf bei ihm kaum einer zufälligen frühen Verlockung durch junge Mädchenlippen, sein Reich liegt außerhalb der Klostermauern, und nur die tief verehrende Freundschaft zu Narziß hält ihn ein paar Jahre darin gefangen.

Sehr behutsam geht der Dichter seinen (mehr als 400 Seiten langen) Weg, um die Eigenart der beiden Gestalten in allen wesentlichen Beleuchtungen zu zeigen. Die Liebesstunden, die der junge Goldmund erlebt, lassen an Zahl und Mannigfaltigkeit nicht zu wünschen, obwohl er im Innersten von dem Andenken an seine geheimnisvolle Mutter, die er früh verloren hat, geleitet wird. So lernt er in seiner Jugend nicht nur viele Liebesarten und Liebeskünste, er lernt auch die Frauen in ihrer Mannigfaltigkeit kennen, er bekommt ein zartes Gehör für jede Art von Stimme und fühlt schon aus dem Klang unfehlbar die Art und Liebesfähigkeit der Schönen heraus.

Der klare Kopf Narziß erkennt früher als sein träumender Freund, daß beide nicht zusammenbleiben werden. „Sie scheinen wie Meer und Land, wie Sonne und Mond; nicht ineinander überzugehen, sondern einander zu erkennen, ist ihr Zweck." Nach einer gründlichen Aussprache bemerkt auch Goldmund die Wahrheit dieses Unterschiedes, es ist der Unterschied zwischen mütterlicher und väterlicher Herkunft, zwischen Seele und Geist. Narziß hat gerade seine schwersten Fast- und Bußübungen, „um seine Jugend für immer ans Kreuz zu schlagen", begonnen, als Goldmund das Weib gefunden zu haben meint, das seinen Lebensweg bestimmen wird und es zum Abschied zwischen den beiden Freunden kommt. Scharf und klar trennen sich ihre Wege. Die letzte Bitte des Narziß an Goldmund ist, daß, wenn es ihm einmal schlecht gehe, er zu ihm kommen oder ihn rufen lassen soll. So scheiden sie. Goldmund geht hinaus in die unbekannte Welt, wie einst auch seine Mutter, eine Tänzerin, hinausgegangen war — sie hatte Haus und Hof, Gemeinschaft und Ehe verlassen, war ins Ungewisse gegangen und wohl längst nicht mehr am Leben.

Untergang scheint auch Goldmunds Los zu werden. Zwar bringt die Ungebundenheit des Vagabundentums ihm manche Stunde des Glücks und der Liebe, aber auch bittere Not. Als Bettler muß er sich mühsam durchschlagen, schließlich wird er Totschläger. Seine Erlösung ist die Kunst. Um

Digitized by Google

ihretwillen muß er „erlebt" haben, um ihretwillen kann er dem Leben wieder entsagen. Wie oft bei Hesse begegnen wir auch hier Gedankengängen Nietzsches über Kunst und Leben. Dem Einsiedler gleich, der sich lange genug gesammelt hat, um nun schenken zu müssen, kehrt auch Goldmund aus seiner Wanderschaft immer wieder zurück, sobald er innerlich reich genug geworden ist, ein vollendetes Kunstwerk schaffen zu können. Es kommt das große Landunglück einer verheerenden Pest. Er selber bleibt von der Seuche verschont, aber die Verwirrung und Verwilderung der Sitten greift auch in sein Leben gewaltsam ein. Von einem Statthalter des Kaisers auf abendlichen Liebeswegen zu dessen Mätresse ertappt, soll Goldmund beim nächsten Morgengrauen hingerichtet werden, als ein fremder Priester, der seiner Verhaftung beiwohnt, sich erbietet, kurz vor dem Tode seine letzte Beichte zu hören und ihm die Sakramente zu erteilen. Schon hat Goldmund in der Qual dieser letzten Nacht seine Fesseln von blutenden Handgelenken gezerrt und die Stühle so gerückt, daß er den Priester erschlagen und in seinem Ornat entfliehen kann, da tritt Narziß in seine Zelle, jetzt Abt ihres alten Klosters, der, in einer außerordentlichen Gesandtschaft des Statthalters Gast, zufällig die Verhaftung mit angesehen und Goldmund erkannt hatte.

So vereinigt ein wunderliches Schicksal die beiden wieder und zum letztenmal. Goldmund zieht mit dem Freunde, jetzt Abt Johannes geheißen, in sein Kloster, wo ihm Wohnung und Werkstatt eingerichtet wird. Wenige Jahre stillen Glücks erblühen hier dem Unsteten, er schafft in der Reife seiner Kunst eine Reihe Meisterwerke, und ganz reift hier auch im Herbst ihres Lebens die Freundschaft der beiden Männer.

Nun sie beide alt und grau geworden sind, gesteht der große Seelenhirt: „Mein Leben ist arm an Liebe gewesen ... Dir allein danke ich es, daß mein Herz nicht verdorrt ist, daß eine Stelle in mir blieb, die von der Gnade erreicht werden kann."

So stirbt Goldmund — nachdem er noch einen letzten mißglückten Versuch gemacht, den Becher des Lebens draußen an die Lippen zu setzen — unter dem Segen seines Freundes, zufrieden mit seinem Leben. Er hat es erfüllt nach seinen Gaben und Anlagen.

Mir scheint: auch Hermann Hesse kann — unbeschadet der Dichtungen, die er uns hoffentlich noch schenken wird — mit diesem Werk, ein Goldmund, zufrieden auf sein Leben zurückblicken. Nur er mit seiner stillen Innigkeit und Zartheit vermochte einen Roman wie diesen zu schreiben. Über das Viertel eines Jahrhunderts hinweg denke ich in dem Augenblick, da ich dies Buch aus der Hand lege, jener Stunde, da ich seinen „Peter Camenzind" zum erstenmal gelesen hatte. Und mir ist, als müßte ich über viel Land, das zwischen uns liegt, des Dichters Hand suchen zu stummem Dank.

*

Daß Wilhelm Schäfer und Wilhelm Voigt sich gefunden haben, ist in der Ordnung. Der Hauptmann von Köpenick verdiente seinen Mentor, und kein besserer wäre ihm zu wünschen, wäre ihm auch nur zu ersinnen gewesen als dieser große, jetzt im Saft seiner Reife stehende Meister berichtender Erzählungskunst. Es lag nahe, daß irgendein behender Tendenzschreiber sich des Stoffes zu billiger Beweisführung bemächtigen würde, aber ebenso verfehlt wäre es gewesen, den norddeutschen Schuhmacher zu erhöhen nach dem Vorbild von Kleists Michael Kohlhaas, oder ihn unter die Geister, die verneinen, als Schalk einzureihen. Allen diesen und anderen Gefahren ist Schäfer ausgewichen, richtiger gesagt, er ist mit epischer Ruhe an ihnen vorübergegangen, sein Ziel fest im Auge: eine „Chronik der Leidenschaften", wie er selber gern sagt, zu geben.

Zu diesem Zweck hat er sich offenbar von Voigt selber seine Erlebnisse erzählen lassen, ähnlich wie Frenssen von den Artilleristen bei Gravelotte die Peter Moors. Nur scheint Schäfer dem geriebenen Schuhsohler ein wenig aufgesessen zu sein. Allzudeutlich spürt man in der Gruppierung und Zuspitzung dieser Lebenserinnerungen Voigts die heimliche Absicht der Selbstentlastung, der Schäfer vielleicht aus Gutmütigkeit folgte, so daß ganz unfreiwillig noch eine zweite Schelmengeschichte daraus wird und hinter den Geschehnissen gleichsam im Spiegel das verschmitzte Gesicht eines in hundert Verhören trainierten Schalks auftaucht.

Seine beiden Großväter, erzählt Voigt, hatten als Landwehrmänner die Feldzüge nach Frankreich mitgemacht, so waren die Sonntagnachmittagsgespräche im Hause seines Vaters, des Schuhmachers Voigt in Tilsit, berühmt wegen ihres militärischen Charakters. Dazu kam, daß gegenüber dem kleinen Schuhmacherhaus die Dragonerkaserne lag, deren Tor sich dem kleinen Wilhelm früher öffnete als die entferntere Schultür, so daß er mit dem schnauzbärtigen Wachtmeister früher und lieber bekannt wurde, als mit den Paukern der Volksschule, in die er mit sechs Jahren kam. Strenger und härter war die Schule, in die ihn das Leben nahm. Als sein Vater, ein unverbesserlicher Säufer, seiner Familie das Christfest einst dadurch verdirbt, daß er im Jähzorn den Tisch mit dem Essen umstößt und auf den Scherben herumstampft, kommt dem zwölfjährigen Wilhelm ein verhängnisvoller Gedanke. Er hat drüben in der Kaserne kurz vorher erlebt, daß ein Soldat, der ähnlichen Unfug in der Trunkenheit verübt hatte, „vierzehn Tage Strengen" dafür bekam. So tritt der kleine Wil-

Digitized by Google

helm unverzagt bei dem Polizeiwachtmeister von Tilsit ins Zimmer, um seinen Vater verhaften zu lassen. Die Folge ist zu Hause eine Tracht Prügel, wie er sie bisher noch nie kennengelernt hat, und am nächsten Morgen die Flucht aus dem Elternhause. Nach Königsberg wendet sich der Kleine auf einem sechsundzwanzig Stunden währenden Fußmarsch, den er ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne Ausweis, ohne warme Kleider in Winterkälte antritt. Diese Flucht sollte das Verhängnis seines Lebens werden, denn wegen angeblichen Bettelns erhielt er für immer das Schandmal des Vorbestraften auf den Lebensweg mit. Bewährungsfrist gab es damals noch nicht.

Auch wenn man der Abwägung von Ursache und Wirkung, von Moral und Rechtsprechung dieser Darstellung nicht immer mit Überzeugung folgt, wenn man zweifeln darf, daß Wilhelm Voigts Leben ohne dies frühe Mißgeschick auf der ebenen Straße bürgerlicher Wohlanständigkeit abgelaufen wäre, steht doch so viel fest, daß das „vorbestraft" ihm fortan wie eine Eisenkugel am Bein hing, die ihn immer wieder hinabzog. Oft genug macht er den Versuch, sich in den Bezirk der Ehrlichkeit zu retten, manchmal glückt es ihm auch auf Jahre hinaus, bis er endlich doch wieder durch irgendeinen Zufall oder ein Pech erkannt und verdammt wird.

Als der kaum noch gefürchtete Wendepunkt ihn aus dem Geleise warf, war Voigt schon 57 Jahre alt. Er hatte einen stillen Hafen in dem damals noch schwedischen Wismar gefunden, wo ein wackerer Ehrenmann, der Hofschuhmacher Holbrecht, ihm unbedenklich neben Brot und Arbeit auch Anschluß an die Familie gegeben hatte, obwohl er wußte, daß Voigt nicht weniger als 28 Jahre hinter eisernen Gardinen zugebracht hatte. Hoch klingt das Lied vom braven Mann! Dieser schlichte Handwerksmann in der Ostseestadt ist wie ein Gottesläcbeln in der Tragikomödie des armen Zuchthäuslers, einer der vielen stillen Helden, von denen die Welt nichts erfährt, es sei denn durch die Seitenbeleuchtung eines Kriminalfalles.

Der Köpenicker Streich bildet natürlich den Höhepunkt der Erzählung, die ohne ihn niemals entstanden wäre. Er bringt für den, der sich noch der Zeitungsberichte erinnert, nichts Neues, mancher drastische Zug ist sogar weggelassen, wohl um die dem Spott ausgesetzten Überrumpelten zu schonen und nicht noch im Heldenbuch zu verewigen. Mit stillem Schmunzeln liest man den weltberühmten Schelmenstreich noch einmal, der dem Schuhmacher Wilhelm Voigt immerhin das Zeugnis eines kühnen und geistesgegenwärtigen Gauners ausstellt. Bewundernswert ist auch hier die Ruhe und Sicherheit, mit der Schäfer die epische Distanz zu wahren weiß, die prunklose Schönheit und schwingende Kraft seiner Sprache.

★

Ein mächtiges Werk, ein Ehrenstück des deutschen Schrifttums, reift langsam und köstlicher heran, als man gedacht hat: Gesammelte Werke von Paul Ernst. Denn nicht wie gewöhnlich bei derartigen Sammlungen handelt es sich hier um eine Ährenlese, die nachträglich auf abgeernteten Feldern gehalten wird, sondern frisch rauscht die Sense in neuen Feldern gereifter Saat. Und zum Zeichen, daß hier, wenn auch verbunden mit Altem, ein Neues wächst, nur zum Ganzen vollendet und gerundet, tragen die einzelnen Bücher weder Bandzahl noch Bezeichnung „Gesamtausgabe", sondern jeder Band lebt sozusagen sein eigenes Leben. Die erfreulichste Überraschung in dieser Hinsicht sind Ernsts „Jugenderinnerungen". Sie stehen mit an erster Stelle in der gerade auf diesem Felde wohlgepflegten deutschen Literatur. Die tannenduftige Frische der Harzberge weht durch die Jugend des in Elbingerode geborenen Dichters. Aber anziehender und fruchtiger noch ist die geistige Luft dieser Werdejahre. Ernsts Jugenderinnerungen sind ein hochbedeutendes Werk von unzeitgemäßem Wert, das muß stark und klar betont werden, damit es nicht im Reklamegerassel und Tamtamgedröhne des Bücherjahrmarktes verhalle. Aber davor bewahrt es wohl seine Nachbarschaft: das große Gefüge der übrigen Werke, die sich gegenseitig stützen und halten, so etwa die Sammlung zeitkritischer Abhandlungen: „Grundlagen der neuen Gesellschaft", teilweise bekannt aus früheren Veröffentlichungen Ernsts. Man liest diese Klarlegungen, diese kämpferischen Aus- und Einfälle auch da mit Genuß, wo man anderer Meinung ist, denn immer bietet dieser gewinnende Mann neue Gesichtspunkte, zum mindesten den Anblick eines scharfsinnigen Beobachters, der die Entwicklung unserer Zeit an der Idee des Vollmenschentums mißt. Wenn man die Unzahl gescheiter Untersuchungen auf fast allen geistigen Gebieten, nicht zum wenigsten denen der Kunst und Literatur, überblickt, ist man beinah froh erschrocken, in nächster Nachbarschaft auf die schalkhaften „Spitzbubengeschichten" zu stoßen oder auf die wundervoll geformten Geschichten „Zwischen Traum und Tag". Vom Besten und Charaktervollsten der Weltliteratur, der Kunstwandlungen ist Paul Ernst beeinflußt um — auf den eigenen Weg zu gelangen, auf dem er jetzt kräftig ausschreitet: eine Gestalt, die sich wie auf einem Bergrücken vor dem Hintergrunde eines eigenen Abendhimmels abhebt. Der letzte Schub seiner „Gesammelten" wird uns noch einmal diesen guten Anblick eines alten tapferen Wanderburschen geben.

Digitized by Google

Bildnis einer indiſchen Fürſtin. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Irgendwo im Sommergrün mag Sie dieses Heft erreichen. Oder am Meeresstrand. Oder im Gebirge. Vielleicht auch an Bord eines Vergnügungsdampfers, der Sie an fremde Gestade trägt. Vermutlich aber doch in Ihren Ferien — für die wir Ihnen gut' Wetter und gute Stimmung wünschen. Unser Juliheft will sich jedenfalls alle Mühe geben, Sie bei bester Laune zu erhalten. Also rasch das neue Heft aufgeschlagen! Der Roman von Hanns Johst trägt viel innere Fröhlichkeit in sich, Fred Hildenbrandt nimmt uns im Auto des berühmten Boxers und seiner seidebestrumpften Freundin in das dörfliche Idyll der stillen Lehrersleute mit und läßt uns in den paar Sommerstunden einen bedeutsamen Einblick in vier Menschenherzen tun, Georg Wasner ruft uns ins Alpengebiet und spielt weltgewandt mit Schicksalen — und nach Bayreuth locken uns die Erinnerungen der Malvida, zum Vater Rhein die Aufzeichnungen Friedrich Wilhelms IV., nach Wildwest geleitet uns der Amerikakenner Arthur Rundt, und auf den Himalaya gar der Notar Bauer. Dazwischen schillern des Dichters und Naturphilosophen Wilhelm Boelsche Schmetterlinge über sommerliche Blumenwiesen, der Maler Albert Haueisen breitet seine farbenbunten Werke vor uns aus, und Prof. Roloff bemüht sich selbst zu uns und hält uns in einer andächtig-stillen Stunde ein fesselndes Kolleg über Wallenstein. Ein Mäppchen erlesener Kunstbeilagen erspart uns den Weg in die Ausstellung, sie tragen uns das Beste und Interessanteste unmittelbar ins Haus. Oh, das kann jetzt Ferientage

Sommerlicher Reitanzug für Herrensitz. Aufnahme Yva

Digitized by Google

Morgenarbeit im Zirkus Hagenbeck. Aufnahme Stone

geben, wie wir sie alle grade lieben!

Die Rundschau soll Sie in dieser Sommermuße nicht stören. Bloß ein paar sommerlich gestimmte Blätter, die da mit leichter Hand zusammengefügt sind, sollen hier noch rasch aufgeschlagen werden. Haben wir ein Pferd, gnädige Frau? Ist ja kaum nötig. Wir sind mit Arthur Rundt auf so wilden Reitpartien unterwegs gewesen — drüben, in Wildwest —, daß uns so ein ruhiger Spazierritt gar nicht mehr imponieren kann. Sehr kritisch sind wir geworden. Wenn z. B. die jungen deutschen Reiterinnen nun schon durchaus alle den Herrensattel bevorzugen, dann haben sie auch die Verpflichtung, bis aufs Tüpfelchen korrekt zu erscheinen. Etwa nicht? Die Zeiten, in denen die jungberittenen Filmdiven in phantastischer Ausstattung durch die Parkallee juxen durften, sind vorbei. In Deutschland wird heute, genau wie

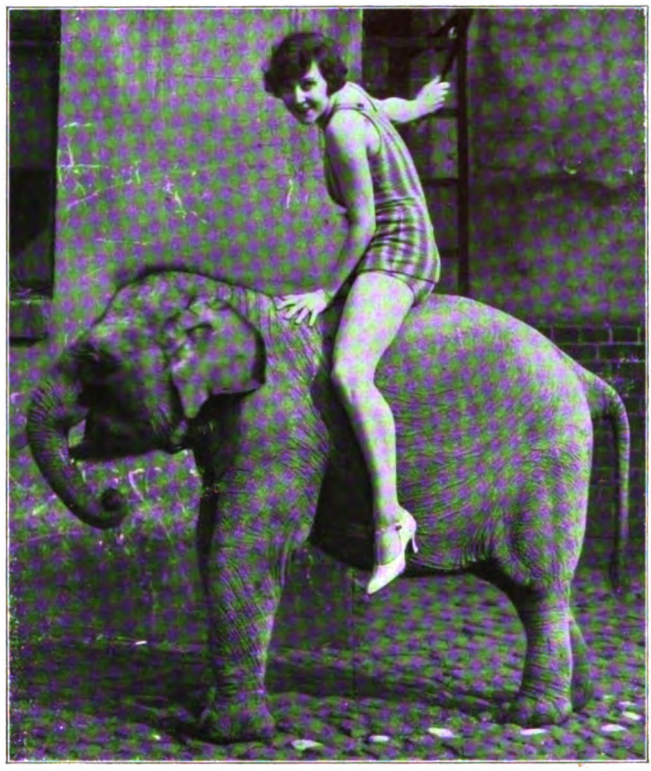
Morgenarbeit im Zirkus Hagenbeck
Aufnahme Stone

Digitized by Google

in Rotten Row, von der Reiterin nicht nur die schulgerechte Beherrschung des Pferdes verlangt, sondern auch ein unauffälliger, zweckmäßiger und für das sommerliche Training hübsch passend zusammengestellter Anzug: zur hellen Reithose die helle Leinenjacke und die Strohglocke.

Vielleicht interessiert Sie's, im Anschluß an diese Betrachtung gleich die flotten Zirkusbilder zu überfliegen, die der schnell berühmt gewordene Photograph Cami Stone im Zirkus Hagenbeck eingefangen hat. Die junge Reiterin auf dem jungen Elefanten hat für ihren nicht alltäglichen Sport mit Recht auf jede Bedeckung ihres hübschen Bubikopfes verzichtet — aber im übrigen soll ihr Dreß für den weiblichen Reitsport in Deutschland natürlich in keiner Weise maßgebend sein.

Die Stoneschen Auf-



Gute Kameraden. Aufnahme Stone

Pause für die Clowns. Aufnahme Stone

Digitized by Google

Schule Reimann: Hängekontakte

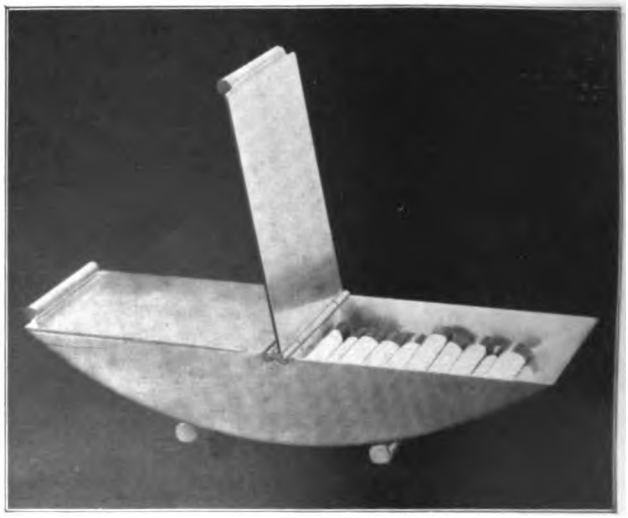
nahmen bringen den echten Geruch der Manege. Doch es fehlt das schillernde Licht des Abends, es fehlt die erregt teilnehmende Menge. Die Zuschauerreihen sind mit endlosen Staubtüchern zugedeckt. Hier sehen wir Arbeit, nichts als Arbeit. Auf dem Doppelgespann, das durch die Manege trabt, steht in Römerstellung der Lenker, auf seinen Schultern die Novize. Noch ist ihr zum Training das Tau am Gürtel gestattet, das vom Zentrum aus sie vor dem Absturz schützt. Aber in wenigen Tagen schon heißt es freistehen, auch wenn's vom sanft schaukelnden Trab in runden Galopp übergeht, — und dann ruft der Stallmeister, der mit der Peitsche mitten in der Manege steht: „Lächeln!" Und Miß Evelyne (ist es nicht die kleine Evchen Schulz aus der Mulackstraße?) wird ihre ängstlich gespannte Miene gewaltsam glätten und wird lächeln, glückhaft lächeln, ganz wie es das Zirkuspublikum verlangt. — Prächtig gelungen sind dem Lichtbildkünstler auch die Aufnahme der „Schlußapotheose" in der Nummer der in Freiheit vorgeführten acht Schimmel und die Pause der Clowns. Man will ja nicht gleich wieder an die schrecklich sentimentalen Geschichten à la „Lache, Bajazzo!" erinnert werden — aber einen seltsam melancholischen Hauch haben sie nun einmal alle, diese Bilder aus der Arbeitswelt hinter den Zirkuskulissen! —

*

Sollte eine unserer Leserinnen beim Schwimm- oder Tennismatch in diesem Sommer preisgekrönt werden, so wünschen wir ihr, daß der veranstaltende Klub schon einen Geschmackskursus bei Prof. Pazaurek in Stuttgart durchgemacht hat und ihr kein tombakenes Füllhorn oder sonst ein Jugendstil-Scheusal aus der Schreckenskammer überreicht. Unser Kunstgewerbe ist ja längst wieder so reich an Ideen und neuen Formen geworden, daß es auch der weltfremdesten Jury ein leichtes sein müßte, hübsche Geschenke für die Preisverteilung herauszufinden. Es braucht ja nicht immer eine Zigarettentasche zu sein; zur Abwechslung kann auch einmal so ein zweiseitiger Zigarettenkasten dienen, wie ihn die Schule Reimann hier zeigt. Noch origineller sind ihre in schmucken neuen Formen sich bietenden Hängekontakte. Ehemals baumelte immer eine nackte Jungfrau mit schwellenden Formen über dem Eßtisch; irgendwie war sie mit Jagdemblemen geschmückt, oder sie schmiegte sich schutzsuchend an einen Früchtekorb oder wiegte sich zwischen Schilfkolben. Diese sinnigen Andeutungen sind für unsere kunstgewerblichen Gebrauchsgegenstände gottlob überwunden.

In Frankreich, wo man erst kurz vor dem Krieg die Schrecken des Jugendstils durchmachte, haben auch die ernsteren Meister der Plastik den Sinn für das Erzählende ihrer Kunst sich noch immer treu bewahrt. G. Chauvel brachte als Huldigung zum Schubert-Jubiläum sein Werk „Der Erlkönig" heraus. Es ist gut durchgearbeitet, enthält viel Anregendes, aber — es ist nun einmal weniger Plastik als Bild. Und irgendwie wird man an die Jagdgruppen vom Großen Stern im Berliner Tiergarten erinnert.

Die künstlerische Aufnahme vom Strand, „Rast", wie sie Hermann Edel betitelt, gibt



Schule Reimann: Zigarettenkasten

Digitized by Google

Raſt. Photographiſche Aufnahme von Hermann Ebel-Berlin

Digitized by Google

Der Erlkönig. Bildwerk von G. Chauvel

gute Abendstimmung und Wasserstimmung wieder. Hier ist nichts gestellt. Die Unmittelbarkeit des Eindrucks ist vielleicht dadurch erreicht, daß die Schiffersleute sich um den Photographen, also den Beschauer, in keiner Weise kümmerten. Es gäbe nicht so viel dilettantische Augenblicksaufnahmen, wenn die Teilnehmer der Gruppen nicht den Ehrgeiz hätten, sich in voller Figur dem Apparat zuzuwenden und in die Linse zu starren. —

Alexander Oppler hat ein paar Filmschauspielerinnen gezeichnet, die mehr bieten als das Hollywooder Filmgesicht (das ja auch ohne Menschenantlitz ganz leicht mit Lippenstift, Kohle und Schminke auf jedes Handtuch zu zaubern wäre). Drei Berlinerinnen: Gerda Maurus, Käte von Nagi, Dita Parlo. Gerda Maurus, von Hause aus Operettenschauspielerin, trat zuerst in dem Film „Spione" auf. In dem schrecklich schwülstigen Kinostück „Die Frau im Monde" bot ihre Natürlichkeit eine angenehme Unterbrechung. Dita Parlo ging von der Oberprima ab, um bei Laban und Bode modernen Tanz zu studieren. Über die Ufa-Filmschule kam sie dann zu ihren ersten Aufgaben im Glashaus. Die reizende Darstellung der jungen Unschuld vom Lande in der „Ungarischen Rhapsodie" hat sie rasch berühmt gemacht.

Käte von Nagi. Zeichnung von A. Oppler

Digitized by Google

Gerda Maurus. Zeichnung von A. Oppler

Und sie hat noch eine Zukunft vor sich, denn sie ist ja erst neunzehn Jahre alt.

Der Schluß der Rundschau zeigt einen Scherenschnitt der Wiesbadenerin Sacerdoti-Thomin. Solche Gruppen wie die Orchesterprobe bei Bruno Walter sind schwer zu schneiden. Vor allem bieten die perspektivischen Verhältnisse ganz niederträchtige Hindernisse. Aber die Künstlerin versteht ihr Handwerk — und die Eigenart Walters in Haltung und Bewegung ist ihrer Wiedergabe vorzüglich gelungen. —

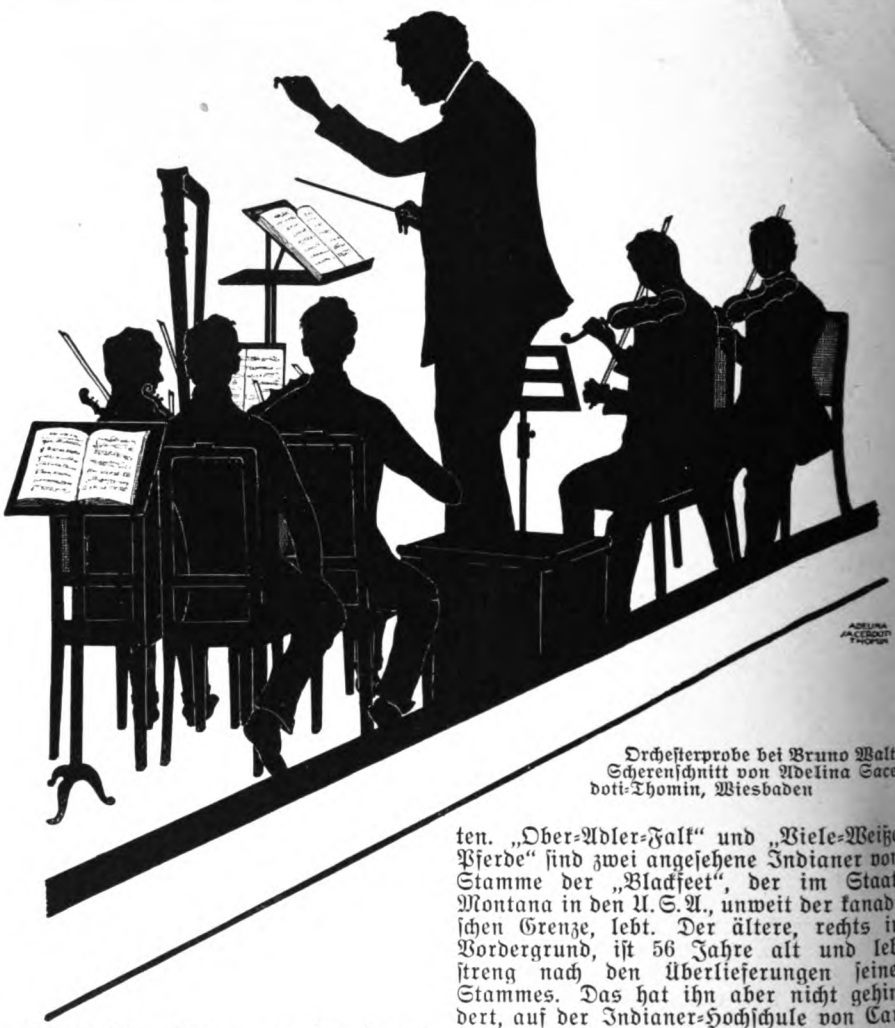
★

Das Titelbild gibt einen Altmeister von Rang, der vor bald drei Jahrhunderten einer der „marktgängigsten" war. Man kannte drei Künstler des Namens Arthois: Jacques, seinen Bruder Nicolas und Jean Baptiste, seinen Sohn. Auskunft über Jacques gibt zunächst das Kirchenbuch der hl. Gudula in Brüssel: das Kind ward getauft am 12. Oktober 1613. Dann das Gildenbuch: am 3. Mai 1634 ist der junge Malergehilfe (der bei irgendeinem Unbekannten in die Lehre gegangen war) in die Gilde aufgenommen worden. Rasch gewann er an Ansehen. Er fand sechs Schüler; auch Huysmans zählte zu ihnen. Schon im Jahre 1648 stach Meister Hellar nach seinen Gemälden. Jacques Arthois verdiente viel Geld. Er verschwendete es aber ebenso rasch und ebenso leicht und starb arm. Über hundert Bilder von ihm stehen in den großen Museen. Er liebte Waldpartien (ein Wäldchen bei Brüssel), besonders Hohlwege im Forst. Wenn er Staffage brauchte, so ließ er sie von anderen Künstlern malen, z. B. von Teniers. Dafür lieferte er wieder manchem Porträtisten den landschaftlichen Hintergrund, z. B. G. de Crayer.

An bunten Wiedergaben bietet das Heft noch die hübsche Badeszene in den Dünen von Averil Burleigh, Ludwig Muhrmanns meisterlich erfaßte Teppichstopferin, Lenks Segelschiff, Josse Goossens sonnenseligen Sommertag und Arthur Kampfs indische Fürstin. Letzteres Werk ist in der Unmittelbarkeit seiner Farbengebung gewiß beeinflußt durch die letzte Orientreise, die den Meister tief in Gebiete führte, in denen

Dita Parlo. Zeichnung von A. Oppler

Digitized by Google



Orchesterprobe bei Bruno Walter
Scherenschnitt von Adelina Sacerdoti-Thomin, Wiesbaden

es eine heißere Sonne, ein intensiveres Leuchten — und schwülere Frauenaugen gibt. Der Vogtländer Franz Lenk steht erst im 32. Lebensjahr. Seine Lehrer sind Richard Müller, Dorsch und Sterl. Man merkt die Treue der Schule, die hinter ihm liegt. Aber längst ist er künstlerisch ganz selbständig. Das „Segelschiff" mit der Unendlichkeit des Meeres dahinter wird kein Beschauer mehr vergessen.

Das Winold Reißsche Gemälde der beiden Blackfeet-Indianer verlangt noch ein paar sachliche Erklärungen — selbst auf die Gefahr hin, daß heranwachsende Söhne im Haus, die Karl May-Enthusiasten sind, noch eingehendere Studien angestellt haben sollten. „Ober-Adler-Falk" und „Viele-Weiße-Pferde" sind zwei angesehene Indianer vom Stamme der „Blackfeet", der im Staate Montana in den U. S. A., unweit der kanadischen Grenze, lebt. Der ältere, rechts im Vordergrund, ist 56 Jahre alt und lebt streng nach den Überlieferungen seines Stammes. Das hat ihn aber nicht gehindert, auf der Indianer-Hochschule von Carlyle im Staate Pennsylvanien zu studieren. Sein Sohn (im Federkopfschmuck) ist um zwanzig Jahre jünger, er hat seine Jugend als Cowboy verbracht und gilt noch heute als einer der besten Reiter des Stammes.

Die übrigen Bilder werden gewiß für sich selbst sprechen. Wir wollen Sie nun auch keinen Augenblick länger aufhalten. Denn Sie sollen doch endlich, endlich zum Lesen kommen. Die Dichter und die Novellisten, die Professoren und die Reiseschriftsteller warten längst auf Sie mit ihren Gaben. Es wäre ja unverantwortlich, wollten wir Sie da Ihrer Ferienmuße berauben.

Also — einen herrlichen Sommer wünschen wir Ihnen! **H. G.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in **Wien I.** Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings **Monatsheften in Berlin W 50**

Digitized by Google

Orch[illegible]robe bei Bruno W[illegible]
Sche[illegible]t von Adelina [illegible]
doti-[illegible]iesbaden

es eine heißere Sonne, ein intensiveres Leuchten — und schwülere Frauenaugen gibt. Der Vogtländer Franz Lenk steht erst im 32. Lebensjahr. [illegible] Lehrer sind Richard Müller, Dorsch[illegible] Sterl. Man merkt die Treue der So[illegible]e hinter ihm liegt. Aber längst ist [illegible]lerisch ganz selbständig. Das „Segel[illegible]it der Unendlichkeit des Meeres [illegible] wird kein Beschauer mehr vergessen.

Das Winold Reißsche [illegible]der bei den Blackfeet-Indianer ver[illegible]ch ein paar sachliche Erklärungen [illegible]f die Gefahr hin, daß heranwachsen[illegible] im Haus, die Karl May-Enthusia[illegible]och eingehendere Studien angestellt[illegible]

ten. Ober-Adle[illegible] „Viele-We[illegible]
Pf[illegible]ind zwe[illegible] Indianer [illegible]
S[illegible]der „[illegible]r im St[illegible]
A[illegible]n den [illegible]eit der ko[illegible]
sch[illegible]e, leb[illegible]re, rech[illegible]
V[illegible]d, ist [illegible]alt und[illegible]
str[illegible] den [illegible]ungen
St[illegible] Das h[illegible] nicht
der[illegible] Indi[illegible]le vo[illegible]
Iyl[illegible]te Pe[illegible]zu str[illegible]
Sei[illegible] im [illegible]uck)
zwa[illegible]e für[illegible]ine
als[illegible]erbr[illegible]no[illegible]
als[illegible]best[illegible]
[illegible] [illegible]
sich[illegible] [illegible]
kein[illegible] [illegible]
Sie[illegible] [illegible]
kom[illegible] [illegible]
die[illegible] [illegible]
war[illegible] [illegible]
Es[illegible] [illegible]
Sie[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
sch[illegible] [illegible]

Herausgeber: Pa[illegible]
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul** [illegible]
in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing**
in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe[illegible]
lich: Dr. Emmerich Morava in Wien
vorbehalten. Zuschriften an die Schriftlei[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Familie. Gemälde von Josef Hengge
(München, Ausstellung im Glaspalast)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / August 1930/12. Heft

Onkel Thomas führt Regie

Lustspiel-Novelle von Otto Ernst Hesse

1. Akt

Onkel Thomas saß im Gartenzimmer und tat, als ob er läse. Obschon es Juli war und selbst in diesem kühlen Raum, den ein breiter, vorgelagerter Altan vor dem Eindringen der Hitze schützte, der Hochsommer durch das abgedämpfte Licht zitterte, trug er Gamaschen. Es waren jene weißen Gamaschen, die ältere Herren über die sommerlichen Halbschuhe zu ziehen pflegen, um ihrem Willen, jung zu sein, einen kavaliermäßigen Ausdruck zu verleihen.

Seit drei Jahren, nachdem er von einer Nachkriegsweltreise zurückgekehrt war, lebte Onkel Thomas in diesem hübschen Landhause, dessen Besitzer bemerkenswerterweise in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihm standen, obschon sie ihm den Titel eines Onkels zuerkannt hatten. Der Grund zu diesen mehr als freundschaftlichen Beziehungen zwischen Thomas Gesell und dem Hause des Privatgelehrten Dr. Ferdinand Osius war zuzeiten des alten Osius gelegt worden, mit dem Thomas Gesell zwei koloniale Jahrzehnte lang auf Tod und Leben verbunden gewesen war. Osius senior, der in Deutsch-Afrika hatte in den Sand beißen müssen, als der Planet wahnsinnig wurde und in einem sogenannten Weltkrieg zum ersten Male eine höchst merkwürdige Einheitlichkeit zeigte, hatte mit Hilfe Thomas Gesells den größten Teil seines stattlichen Vermögens in Sicherheit bringen können. Von dem lebte Osius junior, der aus der Art seiner Familie geschlagen und ein Erforscher der alten indischen Sprache geworden war, ohne den Ehrgeiz zu haben, dieser Studien wegen an einer Universität den Titel eines Privatdozenten oder außerordentlichen Professors zu führen, zusammen mit seiner jungen Gattin Sibylle, zwei entzückenden Kindern, einem Knaben von fünf und einem Mädchen von vier Jahren, nahe bei Berlin in diesem erfreulichen Landsitz, der mit seinen zwei beinahe schloßähnlichen Flügelanbauten Raum genug bot, neben der Mutter Ferdinands auch Thomas Gesell würdig und bequem unterzubringen.

Onkel Thomas machte wenig von seiner Stadtwohnung im bayrischen Viertel Gebrauch. Er fühlte sich, vor allem zwischen März und Oktober, im Landsitz Osius vollkommen zu Hause. Auf seine älteren Tage hatte er, in Verfolg einer Lebenshaltung, die mit der asiatischen Ruhe viel Ähnlichkeit zu haben Anstrengung machte, begonnen, sich für das Forschungsgebiet Ferdinands zu interessieren, und sein Adoptivneffe mußte zugeben, daß Onkel Thomas zu manchen Nebenarbeiten wie Korrekturlesen und zum Nachfeilen von Übersetzungen aus Sanskrit oder Pali wohl zu gebrauchen war, obschon er durch sein etwas noncholantes Kavaliertum, das er auch über das Studium auszubreiten suchte, mancherlei Verzögerung ins Tempo und Laschheit in die Anstrengung der Interpretationen brachte.

Onkel Thomas tat an jenem heißen Sommernachmittage, als ob er läse, und als jetzt Schritte im Gartenkies und dann auf der Treppe zum Altan hörbar wurden, legte

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

er sich sogar rasch die Maske eines außerordentlich gefesselten Zeitungslesers zu.

Ferdinand Osius kam aus dem Garten. Dieser Dreißigjährige, groß, schlank, in weißer Hose und Sportshemd, machte durchaus nicht den Eindruck eines Gelehrten, der über Sanskritschwarten sein Leben vergaß. Nur der edle Kopf zeigte jene Spuren von Geistigkeit, die auf einen Mann der Wissenschaft auch dann hätten tippen lassen, wenn die scharfe Brille ihn nicht diesem Typus zugewiesen hätte.

Ferdinand Osius ging durch den Raum, als sei er allein auf der Welt. Erst als er die Tür, die zu seinem Arbeitszimmer führte, erreicht hatte, wandte er sich, als hätte er eine Belanglosigkeit vergessen, zu Thomas Gesell um. „Die Post hat nichts für mich gebracht, Onkel?" fragte er leichthin.

Onkel Thomas sah ihn kritisch an. „Nein, mein Junge. Nur die Zeitungen. Bitte!" Er hielt sie ihm hin. Und ironisch setzte er hinzu: „Noch etwas gefällig?"

Ferdinand kam ins Zimmer zurück. „Du bist hinterhältig, Onkel."

Onkel Thomas stellte kriegerisch die Füße auf den Boden. „Daß du dies spürst, bezeugt dein beklemmtes Gewissen."

„Mein Gewissen ist sauber."

„Du sagst absichtlich nicht rein." Onkel Thomas begann, seiner Erregung nachzugeben. Und als Ferdinand entgegnete, er meide gern abgegriffene Worte, wurde er erneut ironisch. „Um sich über die Menge zu stellen, mit der man um Himmels willen nicht verwechselt werden möchte."

Ob das ein Verbrechen oder ein Fehler sei, fragte Ferdinand. Ja, ereiferte sich Onkel Thomas. Denn es gäbe Dinge, in denen die Menschen höchst simpel gleich seien.

Da verlor der Doktor seine Haltung. „Also ja!... Ich wundere mich sehr, daß Sibylle mir noch nicht geschrieben hat." Er begann umherzulaufen.

„Nach zweitägiger Abwesenheit," fügte Thomas Gesell hinzu. „Oder exakter formuliert, da wir vorgeben, Philosophen zu sein: nach einnächtiger Absenz."

Ferdinand fuhr herum. „Unterstünde ich der von dir zitierten Gleichheit, lieber Onkel," sagte er mit sehr künstlicher Ruhe, „müßte ich dir diese Formulierung übelnehmen."

Thomas Gesell ließ sich verdutzt in einen Sessel fallen. „Du tust es nicht! Du tust es nicht!" Und nachdem er sich mit dem zarten Seidentuch aus seiner schrägen Sakkotasche die Verwunderung von der Stirn gewischt hatte, nahm er einen neuen Anlauf, die Position dieses Ehemannes, den er für wahnsinnig hielt, mit vorgetäuschter Sachlichkeit zu erschüttern. „Wir sind uns also einig. Darin einig, daß du glaubst oder fürchtest oder — oder wünschst, daß deine Frau dir in der vergangenen Nacht untreu geworden ist."

Ferdinand, der steinern blieb, wiederholte: „Ich glaube, ich fürchte und — bitte, lieber Onkel: wie kommst du zu dem dritten Verbum?"

Onkel Thomas versuchte, sich in seinen schön polierten Fingernägeln zu spiegeln. „Ein Wort von dir hätte genügt, Sibylle von dieser Reise, von diesem sehr überflüssigen Ausflug mit diesem überflüssigen Herrn Gutsbesitzer namens Kurt Kur zurückzuhalten. Ich will ein alter Lebensdilettant sein, hat Sibylle nicht auf dieses Wort oder diesen Wunsch oder diesen Befehl von dir gewartet."

„Wort — Wunsch — Befehl: lieber Onkel, könntest du denn einen solchen ‚Wunsch' verstehen?"

Thomas Gesell sah, daß sich dieser Dreißigjährige da vor ihm quälte. Er redete ihm zu.

Ferdinand begann sich zu lösen. „Ich bin ein Ehemann, wahrscheinlich sogar einer von jener ziemlich seltenen Sorte, die zur Ehe, und das heißt für mich zu einer kunstvollen Ausgestaltung einer auf Lebenszeit gedachten Gemeinschaft, tatsächlich geschaffen ist. Wer einen derartigen Kosmos zu gestalten unternimmt, darf nicht vergessen, gelegentliche chaotische Trübungen architektonisch mit einzukalkulieren. Als wir heirateten, war ich Mitte Zwanzig, Sibylle einundzwanzig."

„Ich verstehe, was das heißt."

„Vielleicht doch nicht ganz, Onkel. In den Folgerungen."

Onkel Thomas kannte das Leben; er war stolz darauf. Auch Damen waren schließlich Frauen. „Du warst der erste," suchte er ohne Romantik festzustellen. „Du nimmst nunmehr an, daß sie den zweiten braucht."

„Jede Frau braucht den zweiten."

„Dem dann der dritte, der vierte und so weiter folgt?"

„Wenn die Frau ein wenig Vernunft hat, schließt der zweite die gesamte Folge ein."

„Frauen haben selten Vernunft."

Ferdinand hob die Stimme. „Ich glaube, Sibylle zu diesen Seltenen rechnen zu dürfen."

„Woraus du den Schluß ziehst, Sibylle den zweiten sozusagen gestatten zu müssen."

„So etwa ist es," sagte der Doktor, ein wenig unsicher mit der schönen Tiefe seiner samtenen Stimme. Er ging zur Tür seines Arbeitszimmers und hielt einen Augenblick

Digitized by Google

die Klinke in der Hand. Aber als Thomas Gesell weiterhin beharrlich schwieg, sagte er müde, es habe keinen Sinn, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, und ging.

*

Onkel Thomas sah ihm kopfschüttelnd nach. Herrn Kurt Kur als Schicksal zu bezeichnen, schien ihm reichlich übertrieben. Er stieß zornig einen Stuhl beiseite. O ja: das Schicksal liebt es, banal zu erscheinen. Eine triviale Sentenz. Der Teufel soll sie holen. Man müßte dazwischenhauen. Man müßte diesen Herrn Kurt Kur aus diesem schönen und bisher so stillen Haus hinausbugsieren. Er machte ein paar imaginäre Bozerstöße in die Luft.

Ottilie Osius, Ferdinands Mutter, eine überraschend schöne alte Dame von etwa sechzig Jahren, groß, schlank geblieben, jung unter dem schneeweißen Haar, das sie wie ein römischer Cäsar trug, unterbrach mit ruhiger Mahnung diese Prozedur. Thomas Gesell küßte ihr mit hohem Respekt die Hand; er sei erregt; er müsse sich beruhigen; Ferdinand sei dagewesen und habe nach der Post gefragt. Er war immer ein wenig konfus unter ihren klugen Augen.

„Ist das so aufregend, wenn Ferdinand nach der Post kommt?" fragte sie.

„Wenn die Frau Gemahlin verreist ist, immerhin."

Die Frau Gemahlin sei öfters verreist gewesen, stellte Ottilie Osius fest.

„Nicht mit einem Schicksal, Verehrteste," orakelte dunkel Onkel Thomas.

Frau Ottilie lächelte. Was das für Worte seien! Und als Thomas erklärte, die Ferdinands, forderte sie Erklärungen. Die gab Onkel Thomas mit Begeisterung: es stehe eine Ehe auf dem Spiele.

„Was sind für Maßnahmen getroffen?" fragte die Mutter. Und als Onkel Thomas behauptete: keine, und Frau Ottilie bemerkte, dies sei nicht Ferdinands Art, rollte Onkel Thomas die Sachlage mit weisen Worten auf. „Sie soll die Ehe brechen," schloß er pathetisch.

Frau Ottilie sann nach. „Er will sie neu und stärker an sich binden. Es ist ein Umweg. Ein gefährlicher Umweg." Dieser Herr Kurt Kur sei nicht zu unterschätzen. Er sei ein Widerspiel zu Ferdinand.

„Mir scheint," wunderte sich Thomas Gesell vorsichtig, „Sie verteidigen Sibylle."

„Lieber Freund, diese Situation mußte doch einmal kommen."

„Ich bewundere Ihre Ruhe!"

„Wir haben es alle einmal durchgemacht — wir sogenannten anständigen Frauen."

„Nach dem ersten der zweite," sagte Thomas Gesell bissig.

„Der zweite, jawohl. Der zweite, den wir mindestens als Bestätigung brauchen, daß der erste der Richtige war."

„Man muß etwas gegen diesen Wahnsinn tun," schrie Thomas Gesell unhöflich laut. „Verzeihung!" und er fragte: „Oder gestehen Sie in Ihrer problematischen Weisheit etwa der Jugend das Recht zu, Torheiten zu machen?"

„Jugend soll nicht handeln, wie Alter handeln würde."

„Das heißt," regte sich Onkel Thomas neu auf, „Sie wollen Ihre Erfahrungen nicht in die Waagschale werfen. Bis ein Unglück geschehen ist. Bis diese beiden prächtigen Menschen ihre Ehe mit abstrakten Dummheiten ruiniert haben." Frau Ottilie lächelte. „Junggesellen, lieber Thomas, schätzen die Ehe immer hoch ein — bei andern."

Thomas Gesell regte sich immer heftiger auf, bis Ottilie ihm erklärte, er sei in Sibylle verliebt und eifersüchtig auf Herrn Kurt Kur, und ihn in den Garten führte.

*

Sibylle Osius und Kurt Kur, ihr Jugendfreund, der zu einem kurzen Besuch im Landhaus Osius weilte, saßen währenddessen in einem Abteil der Kleinbahn, die das Dorf berührte, bei dem das Haus Osius lag. Die Schwüle des Julinachmittages drängte durch die offenen Fenster in die Polster. Sibylle hatte Besorgungen in Berlin vorgeschützt, mit Kurt Kur ein paar Tage allein zu sein. Sie, die von einem Gutshof stammte, hatte mit aller Plötzlichkeit die Erinnerung an die Kindheit überfallen, als Kurt Kur, der Gespiele ihrer Mädchenjahre, mit seiner Unmittelbarkeit und jungenshaften Fröhlichkeit in die wohltemperierte Ruhe ihres Hauses eingebrochen war. Sie liebte ihren Mann, sie liebte ihre Kinder. Sie lebte in glücklichster Freundschaft mit Ferdinands Mutter, und das zarte Kavaliertum des Onkel Thomas war eine schöne Zugabe zu der Geselligkeit des Hauses. Sorgenlosigkeit der Existenz und ausgedehnte Reisen hatten ihr Leben angenehm gemacht. Aber allmählich war eine Unruhe über sie gekommen. Ferdinands Art, sie als sicheren Besitz anzusehen, machte sie, obschon er sie vergötterte, oft gereizt. Die Selbstverständlichkeit ihres Daseins wurde ihr im siebenten Jahr ihrer Ehe zum Problem, und als Kurt Kur auftauchte, wurden plötzlich Wünsche in ihr wach, deren sie sich bis dahin nicht bewußt gewesen war. Sie hatte auf ein Wort Ferdinands gewartet, sie hatte gehofft, er würde

Digitized by Google

ihre Verwirrung bemerken, würde ihr mit Warnung oder Mahnung, mit Angst oder Groll begegnen. Als sie nichts derartiges an ihm spürte, war der Trotz in ihr erwacht. Sie hatte diese gemeinsame Reise mit Kurt Kur kunstvoll inszeniert, immer noch in der Erwartung, Ferdinand würde sich zur Wehr setzen. Und als nichts geschah, als sie nur sein „Wie du willst" und „Wenn du es für richtig hältst" zu hören bekam, war sie wirklich gefahren, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich mit dieser Reise bezweckte.

Kurt Kur war mehr durch einen Zufall als durch Überlegung zu dem Besuch im Landhaus Osius gekommen. Ein Bekannter, dem er in Berlin begegnet war, hatte ihm von Sibyllens Ehe erzählt. Das hatte ihn neugierig gemacht, und so war er im Hause Osius aufgetaucht und geblieben, als man ihn einlud. Auch in ihm, der noch Junggeselle war, stiegen Jugenderinnerungen auf. Er fand Sibylle schöner und reizvoller, als er sie im Gedächtnis hatte. Das Du, von früheren Zeiten der Kameradschaft her gewöhnt, schlug Brücken, die jetzt zu anderen Landschaften der Seele führten. Ehe er es ahnte, war er in Sibylle verliebt, und als er fühlte, daß Sibylle unruhig war, hatte er getan, was jeder Mann in solcher Situation zu tun bereit ist: er hatte geforscht, er hatte getröstet, und im Forschen und Trösten waren Beziehungen angeknüpft, die die Zulässigkeit der gemeinsamen Erinnerungen weit überschritten.

Als die beiden, nach einem halbstündigen schweigsamen Gang durch die glühenden Roggenfelder, im Gartenzimmer des Hauses ankamen, lag es wie tot. Kurt trat ihr in den Weg; sie strebte nach ihrem Zimmer. Allein sein, das wollte sie. „Sibylle! ... Warum wolltest du nicht bleiben ... Warum diese überstürzte Rückkehr?"

Sibylle schob seine Hand von ihren Armen. „Es trieb mich nach Hause."

Er sah sehr ernst aus. „Ich habe dich enttäuscht. Ich weiß, ich bin ungeschickt."

„Ich kann nicht unehrlich sein. Ich muß es ihm sagen."

„Du willst Ferdinand sagen, daß du mich liebst?"

„Ich habe in diesen sechs Jahren nichts erlebt, was ich nicht mit ihm besprochen hätte. Und nichts war so wichtig wie dieses."

Er fuhr auf. „Das ist doch unmöglich, Sibylle!"

„Alles ist möglich. Und dies ist sogar notwendig. Wenn man nach sechs Jahren den ersten selbständigen Schritt tun will ... Ferdinand ist doch kein Mann, den man, wie man so häßlich sagt, betrügt."

Er war verwirrt. Was sie Ferdinand denn sagen wolle?

„Ich will ihm sagen" — und es war, als ob sie ein Pensum noch einmal memoriere — „daß ich ihm mit dir untreu war. Du mußt mich richtig verstehen. Ich habe dir nichts gestattet, was ich mir zum Vorwurf machen müßte. Aber ich habe meine Wünsche nicht mehr am Zügel."

Er verbeugte sich vor ihr. „Du machst mich glücklich. Ich erwarte deine Entscheidung." Und ein wenig dröhnend ging er die Stufen hinan, die zu den Räumen führten, in denen man ihm Wohnung gegeben hatte.

Kaum hat er die Tür geschlossen, trat Ferdinand ein. „Also habe ich doch richtig gehört," rief er lauter, als es sonst seine Art war. „Ihr seid schon zurück? Warum hast du nicht depeschiert? Ich hätte euch den Wagen geschickt."

Sibylle sagte tonlos: „Es war mir so lieber."

Er stand vor ihr. „Darf ich dich küssen?"

Sie sah ihn starr an. „Warum sollst du mich nicht küssen?"

Er berührte flüchtig ihre Stirn mit dem Munde. „Ihr wolltet länger bleiben," sagte er obenhin.

„Ich habe die Reise abgebrochen."

„Warum?" Er war sehr sachlich.

„Weil ich dir eine Erklärung schuldig bin."

Ferdinand fühlte, wie sein Herz im maßlosen Tempo zu arbeiten begann. Aber er spielte den, der nichts wußte und nichts ahnte. „Wollen wir uns nicht setzen?"

Sibylle stand stumm. „Du hast mich überschätzt," sagte sie leise.

„Ich hoffe, nein."

„Ich bin geflohen," quälte sich Sibylle.

„Vor mir oder — zu mir?"

Sie wußte es nicht. Er erklärte kühl, er ertrüge Tatsachen.

Sibylle wurde gereizt. „Ich bin dir untreu gewesen," stieß sie hervor. „Ich habe dich betrogen."

Ferdinand würgte es im Hals. Er erhob sich langsam, ging zur Tür, die zum Altan führte, und schaute in den glimmenden Garten. Dann kehrte er sich um, blaß bis auf die Lippen. Sehr ruhig bemerkte er: „Wir wollen doch Worte wie untreu und betrügen ausschalten. Es ist nicht würdig, so von sich selbst zu sprechen."

Sibylle begann hastig von der Gefahr zu reden, in die ihre Ehe geraten sei. Sie finde sich nicht mehr zurecht. Sie habe Furcht vor Wünschen, die sie bisher nicht gekannt habe. Jeden Satz warf sie wie ein Netz aus, die Teilnahme Ferdinands zu fangen, ein warmes Gefühl bei ihm durchbrechen zu sehen.

Digitized by Google

Ferdinand blieb eisig. Sie sei jung, sie dürfe Ansprüche für sich selbst stellen. Wenn er sie nicht zu erfüllen vermöge, bliebe nur übrig, sich darüber klar zu werden.

Sibylle wurde ganz leise. „Du kämpfst nicht um mich. Du hast kein Vertrauen mehr zu mir. Du willst mir nicht helfen. Du läßt mich im Stich. Du bist böse auf mich."

Ferdinand fühlte seine Überlegenheit. Er wurde ein wenig dozierend im Ton, was Sibylle immer gereizt hatte. „Ich bin nicht böse auf dich. Ich glaube vielmehr, dir so nahe zu sein, wie ich dir oder, besser gesagt, wie du mir noch niemals warst. Unsere Gemeinschaft war von vornherein auf gegenseitiger Freiheit aufgebaut. Es hat bisher keiner von uns von dieser Freiheit Gebrauch gemacht. Dich hat das Schicksal zuerst ereilt. Ich habe dir zu danken, daß du ehrlich zu mir kommst. Ich nehme an, daß es in der Praxis nicht so einfach ist, wie es in der Theorie scheint."

Sibylle hörte nur, daß er von Prinzipien sprach. „Oh — ich fühle es ganz genau." Sie ließ sich in einen Sessel fallen. „Ich bin dir unrein geworden. Mein Gott, mein Gott, hätt' ich nur nichts gesagt!" Sie weinte fassungslos.

„Du brauchst nichts zu sagen. Ich wußte, daß dies kommen würde."

Sibylle nahm das Tuch von den Augen. Maßloses Erstaunen hemmte ihre Tränen. „Du wußtest es? . . . Und du ließest mich reisen? . . . Du hieltest mich nicht zurück? . . . Du redetest mir noch zu, zu reisen? . . . Oh, das ist roh! Oh, wie roh das ist!"

Ferdinand brach aus: „Ja — was sollte ich denn tun? . . . Sollte ich Kurt zur Rede stellen? . . . Sollte ich ihn hinauswerfen? . . . Sollte ich dich mit deinen — deinen Sehnsüchten hier einsperren, hier absperren? . . . Bis sich diese Sehnsüchte zu Süchten ausgewachsen hätten? Bis sich diese deine vagen Wünsche, die ich doch nicht ablenken kann, zu einem Haß gegen mich entfaltet hätten?"

Seine gequälte Stimme verklang drohend. Ein Schweigen blieb im Raum. Draußen gackerte ein Huhn. Nach einer Weile kam es klein und leise von Sibyllens Lippen, eine Mahnung, eine Bitte, eine Aufforderung: „Du sollst mich liebhaben . . ."

Aber Ferdinands Stolz war verletzt. „Sei nicht ungerecht, Sibylle. Woran fehlt es dir denn?"

„Du hast noch nie so hart mit mir gesprochen."

Ferdinand sah ihre schönen Knie, die der weiße Sportrock freigab, da sie unachtsam saß. „Du liebst Kurt," nahm er sich zusammen. „Wir müssen also festzustellen versuchen, was das für eine neue Liebe ist, die deine sonst so erfreulich sichere seelische Konstitution erschüttert."

Diesen Ton ertrug sie nicht. „Ich bin nicht krank! Bitte sprich nicht so medizinisch über mich!" Sie stand kampfbereit vor ihm.

Es zuckte Ferdinand in den Händen, diesen schlanken Körper in seine Arme zu reißen. Aber es trieb ihn, konsequent zu sein. „Ich möchte gar nicht mehr darüber sprechen. Ich möchte nur, daß du dir klar wirst, wie weit du von diesen plötzlich aufsteigenden Wünschen abhängig bist. Ist es eine Spielerei von dir, muß vermieden werden, daß diese Situation wiederkehrt. Jeder männliche Besucher, der hier einkehrt, müßte ja verdächtig werden."

Sibylle duckte sich wie unter einem Peitschenhiebe. „Das ist gemein!"

„Nein! Es ist die Wahrheit. Ein wenig kraß gesagt, vielleicht. Aber doch die Wahrheit. Hoffentlich hilft sie dir, dich zu besinnen." Und er schritt zur Tür seines Arbeitszimmers.

„Du gehst? Du läßt mich allein?"

Ein kleiner Schwindel zwang ihn, einzuhalten. Eine Fülle von zärtlichen Worten, tröstenden Worten sprangen in ihm auf, wollten zu dieser Frau hin, die er über alles liebte. Aber seine Zunge blieb tot und trocken. „Ja — ich lasse dich allein . . ." Und er zog die Tür wie ein Schuldbeladener hinter sich zu.

Sibylle brach schluchzend zusammen. Sie vermochte nicht, sich von der Stelle zu rühren. Auch nicht, als sie Schritte hörte.

★

Frau Ottilie tat, als sähe sie nicht, daß Sibylle geweint hatte. Sie erkundigte sich nach der Reise und verwunderte sich über die unplanmäßige rasche Rückkehr. Ob etwas vorgefallen sei? Sibylle wisse, sie habe sich niemals in ihre ehelichen Angelegenheiten gemischt. Es wäre erfreulich, wenn Sibylle ihr auch jetzt Fragen ersparte. Sie nahm ihre Hand. „Steht es bös mit dir?"

Sibylle nickte. „Ich liebe ihn." Sie war voller Vertrauen. Frau Ottilie war immer ihre Kameradin gewesen.

„Du wirst in ihn verliebt sein," milderte Frau Ottilie ab. „Das ist ein nicht unwesentlicher Unterschied."

Sibylle sah ihr grade in die Augen. „Ich bin kein Backfisch mehr."

„Eben deshalb will Ferdinand, daß du selbst entscheiden sollst, was sich eigentlich in dir abspielt."

„Es spielt sich nichts in mir ab!"

„Doch, Sibylle! Etwas sehr Wichtiges

Digitized by Google

sogar. Du stehst an einem Scheidewege, an dem jede Frau von etwas Lebenskraft und Lebenslust einmal steht."

Aber Sibylle widersetzte sich weiter. „Ich bin kein Fall! Ich will kein Fall sein!"

Frau Ottilie sah: so ginge es nicht. Und so holte sie zu einer großen Rede aus. „Du wirst mir zugeben, daß ich allgemein für eine aufgeklärte und relativ vernünftige Frau gelte. Wenn du einen Rat willst: weiche der Entscheidung nicht aus. Kämpfe diese Liebe durch, wenn es wirklich eine Liebe ist, Im vollen Ernst, Kind. Ich scherze nicht. Du tust mir leid. Ich könnte dir ausgezeichnete Aphorismen servieren. Ich könnte dir mit vorzüglicher Moral aufwarten. Aber das wäre alles törichtes Zeug. Ich weiß nichts von den Nuancen eurer Ehe. Ich weiß nicht, wie sich jenes nicht ganz Unwesentliche, von dem der gut erzogene Mensch nicht spricht, zwischen euch vollzieht. Ich weiß nicht, ob du schon so weit bist, die Ehe als eine Angelegenheit der Hygiene zu betrachten. Und ich weiß deshalb auch nicht, wie weit deine Verliebtheit Spiel oder Spielerei oder Not ist. Es wäre auch zwecklos, wenn du mir darüber sprächest. Ich will dir nur eines zu bedenken geben: jede Neuheit wird einmal alt, und die Neuheit an sich ist ein fatales Erlebnis, da sie schließlich zum Selbstzweck wird, dem nur ganz kulturlose Menschen gewachsen sind."

Sibylle seufzte. „Ihr seid alle so furchtbar klug."

„Klugheit ist ein Lebensersatz, Sibylle. Man sieht zum Spruch den Widerspruch, zur Sache die Gegensache. Du bist jung, du bist wundervoll jung, Kind. Es ist manchmal klug, zur richtigen Zeit töricht zu sein."

„Mama!"

„Ich bin eine sehr schlechte Mutter, Sibylle. Aber ich bin eine gute Frau — hat man mir gesagt. Ich halte es für fruchtbarer, als Frau mit dir zu sprechen."

„Und so, daß ich verwirrter bin als je."

Ottilie tröstete sie. „Wahrscheinlich in diesem Augenblick."

„Du liebst doch Ferdinand!" rief Sibylle, sprang auf und lief von ihr fort.

„Aber Kind!... Meinen Sohn und den Vater deiner Kinder."

Da ließ Sibylle trostlos die Arme sinken. „Nun verstehe ich gar nichts mehr."

Ottilie nahm sie in ihre Arme. Ihr schöner weißer Kopf überragte den braunen Sibylles. „Du bist erhitzt, Kind. Klare Gedanken und klare Gefühle kommen, wenn man kühl ist. Geh unter die Brause! Das wird dir gut tun." Und sie führte die Verwunderte über die Stufen in ihr Zimmer.

Währenddessen hatte Onkel Thomas Kurt Kur im Garten vorgefunden. Ein Stein war ihm von seinem alten Kavalierherzen gefallen. Seine Laune schlug um. Dem war nichts gelungen, das spürte er mit allen Nerven. Voll zärtlicher Bosheit machte er sich über diesen Störenfried her, der es gewagt hatte, Unruhe in das Haus zu bringen, dessen Hauptreiz für ihn seine Abgeschlossenheit von allem Trubel der Welt war. Wie ein Storch, dem ein besonders guter Fang geglückt war, stelzte er neben Kurt Kur her, der sich mit seiner guten, aber mehr gedrungenen als großen Figur neben ihm ein wenig unbehaglich vorkam. Mit Genuß spielte Onkel Thomas das Gespräch auf gelehrte Dinge, in denen er Kurt Kur, den Gutsbesitzer, nicht beschlagen wußte. ‚Ich werde ihm seinen Minderwertigkeitskomplex aufwühlen, daß ihm der stolze Bizeps schlapp wird,' ermutigte er sich zu einer Aggressivität, die sonst nicht in seiner Natur lag.

Schließlich gelang es Kurt Kur, Onkel Thomas aus dem Gemüsegarten in den Ziergarten in der Nähe des Hauses zu bringen. Gerade wollte er sich verabschieden, als Doktor Ferdinand Osius, einen Mantel überm Arm, die Reisemütze und einen kleinen Handkoffer in der Hand, in der Altantür erschien.

Onkel Thomas, von dieser Erscheinung verdutzt, eilte mit Riesenschritten auf das Haus zu. „Hallo, mein Junge!" schrie er. „Wo willst du denn hin?"

Ferdinand schrak zusammen. Einen Augenblick schien es, als wolle er wieder ins Haus verschwinden. Dann aber kam er die Treppe herab. „Professor Große hat eben von Berlin angerufen, er ist auf der Durchreise. Er muß mich wegen des Zeitschriftenprojektes dringend sprechen. Ich erreiche den Zug gerade noch."

„Hat diese Reise wirklich nicht bis morgen Zeit?" zischte ihn Onkel Thomas an.

„Große fährt morgen früh nach Kopenhagen weiter."

Der Chauffeur ließ vor dem Haus die Hupe dröhnen. Kurt Kur fand dies eine gute Gelegenheit, die beiden, die sich offensichtlich noch Intimes zu sagen hatten, allein zu lassen.

„Junge — was soll denn das heißen? Es ist doch einfach eine Ausrede!"

„Nein, Onkel!... Aber zugegeben: es kommt mir sehr zu paß."

Onkel Thomas suchte seine unruhigen Augen einzufangen. „Du machst eine große Dummheit!"

„Das Schicksal will's!"

„Schicksal! Schicksal!" schrie Onkel Tho-

Digitized by Google

mas höhnisch zurück und lief hinter ihm her. Ferdinand sprang in den Wagen. Der Motor lief an.

„Onkel Thomas!... Onkel Thomas!" Sibylle stand atemlos in der Altantür. „Wer ist denn da weggefahren?"

Onkel Thomas nahm keine Rücksicht mehr. ‚In einem Irrenhaus,' meditierte er rasch, ‚muß man mitspielen.' „Ferdinand!" rief er hinauf. „Eine Besprechung mit einem Professor in der Stadt!" ‚Hier hilft nur noch Roheit,' dachte er. Aber schon tat es ihm leid, diesen Schlag auf das Herz seiner kleinen Freundin nicht vorbereitet zu haben.

Sibylle war mit wenigen Schritten bei ihm. „Eine Besprechung — — —" sagte sie tonlos.

„Es war sehr dringend."

Sibylle war bleich. „Es muß sehr, sehr dringend sein, Onkel Thomas." Und sie wandte sich zu gehen.

„Ach bitte, Sibylle — hast du einen Augenblick Zeit für mich?"

„Ich bin etwas abgespannt, Onkel. Ist es — wichtig?"

„Wichtig eigentlich nicht. Das heißt..." Und da überkam ihn ein toller Zorn. „Himmel Herrgott nicht noch einmal!" vergaß er seine tadellose Haltung. Und er murmelte, über sich selbst erschrocken, noch ein paar kräftige Flüche hinterher.

„Aber, Onkelchen — was ist denn?"

„Ich benehme mich, wie ein Anfänger," entschuldigte er sich.

„Ich verstehe wirklich nicht . . ."

Da faßte sich Onkel Thomas ein Herz. „Er ist ein Esel," sagte er mit einigem Bemühen, Humor zu produzieren.

„Wer ist ein Esel?"

„Dein Mann."

Sibylle sah auf ihre Fußspitzen. Sie schwieg eine Weile. Onkel Thomas versuchte, den Ausdruck ihres Gesichts zu prüfen. Aber er wandte seinen Blick rasch ab, da er den Ausschnitt ihres Kleides traf.

„Glauben Sie," fragte Sibylle, „diese Feststellung kann mir helfen?" Und als Onkel Thomas nicht gleich antwortete, sah sie zu ihm auf. „Ich nehme an, daß Sie mir helfen möchten, Onkel?"

Onkel Thomas hätte gern seine Hand auf ihren Scheitel gelegt; aber dazu mangelte es ihm an Mut. „Allerdings," sagte er, so zärtlich er konnte. „Wenn du den Rat eines alten Mannes nicht verschmähst."

„Ich höre."

„Er hat dich wirklich lieb, Sibylle. Sagt es dir dein Gewissen nicht?"

„Mein Gewissen, Onkel, hat sich eigentümlich gewandelt. Ich glaube mit einem Male, auch das Gewissen ist nur eine Überlieferung, die man sprengen kann und sprengen muß, wenn man neue Werte sieht."

„Du wirst sophistisch, Sibylle."

Sie begann zu zittern. „Ich bin erregt und versuche, mich in mir zurechtzufinden."

„Das kannst du nicht allein."

Sie hörte nicht. „Sie sehen ja: Professoren sind wichtiger als ich."

„Er will — — —"

Aber da fuhr sie heftig auf: „Er will, daß ich die Verantwortung allein tragen soll!"

Onkel Thomas ließ resigniert ihren Arm los. „Ich bin mit ihm nicht fertig geworden. Ich werde auch mit dir nicht fertig."

„Vielleicht werden Sie mit dem dritten fertig?... Ich würde es auf jeden Fall einmal versuchen."

„Sibylle! Du wirst ja zynisch!" Aber da ging sie schon ins Haus.

Onkel Thomas stand eine Weile, ohne sich zu rühren. Er dachte sichtlich angestrengt nach. Allmählich hellte sich seine bekümmerte Miene auf. Er folgte Sibylle in das Haus. Nach dem Abendessen — Sibylle erschien nicht; sie ließ sich Brote auf ihr Zimmer bringen — zog er sich in die Bibliothek zurück. Als Frau Ottilie schlafen gegangen und auch von Kurt Kur nichts mehr zu sehen war, machte er sich an die Arbeit, einen Bücherschrank zu öffnen, in dem Ferdinand Werke verwahrte, die nicht jedermann zugänglich sein sollten. Er arbeitete wie ein Einbrecher, probte alle Schlüssel, die er fand, durch, bis es ihm schließlich gelang, mit einem Stück Draht das Schloß zu öffnen. Triumphierend zog er das Buch hervor, das ihm dazu dienen sollte, den Fall Kur aus der Welt zu schaffen.

2. Akt

Die Nacht sah lange erleuchtete Fenster im Hause Osius. Der Frühstückstisch am nächsten Morgen brachte die Mamsell in der Küche zur Verzweiflung. Nur Frau Ottilie war pünktlich wie immer. Sibylle verlangte den Tee aufs Zimmer. Kurt Kur war ohne Speise und Trank ausgeritten. Onkel Thomas verlangte Malaga, was bei der Hitze geradezu unsinnig war.

Erst nach dem Mittagessen, zu dem Sibylle wieder nicht erschien und bei dem Onkel Thomas, als sei nichts geschehen, seinen ganzen ein wenig veralteten Charme spielen ließ, sank so etwas wie Ruhe auf das Haus hernieder. Um diese Zeit wollte Frau Ottilie zu Sibylle hinaufgehen, als diese im Gartenzimmer erschien. Sie sah

Digitized by Google

abgespannt aus und trug ein blaues Kleid, das ihr nicht stand.

Frau Ottilie führte Sibylle zu einem Sessel. „Ich mache mir doch ein wenig Sorgen um dich, Sibylle."

Sibylle setzte sich. „Ich mir auch."

„Also beichte einmal gründlich." Frau Ottilie zündete sich eine Zigarette an.

„Weißt du, warum ich so rasch zurückgekommen bin, Mama?"

„Ich glaube, ja. Weil Herr Kurt Kur bei dir als Liebhaber Fiasko gemacht hat."

„Das ist übertrieben ausgedrückt, aber ..."

„Es ist eine alte Erfahrung, daß der Reiz eines Mannes nachläßt, wenn man ungehemmt mit ihm allein ist. Die Männer sind dann zunächst meistens sehr aufgeregt. Aber diese Aufregung dürfte ein Zeichen dafür sein, daß sie ernsthaft lieben."

„Du machst es einem wirklich nicht leicht, Mama."

„Du hättest natürlich gewünscht, ich hätte dir triumphierend erklärt: da siehst du, was dieser Herr Kur für ein Dilettant ist." Sie wurde überraschend hart. „Ich habe kein Talent zur Verlogenheit, Sibylle."

Sie wolle keine Liebelei, erklärte Sibylle. Eine Liebelei könne etwas sehr Schönes sein, erwiderte Frau Ottilie. Man bliebe jenseits der Erfüllung, und eine verklingende Sehnsucht: das sei schließlich das Höchste, was ein Mensch erleben könnte.

„Du bist unbegreiflich, Mama."

„Junge Menschen sollen nicht mit alten über diese Dinge sprechen. Du sollst aus deinem Gefühl heraus entscheiden. Aber auch das ist schon Unfug, so etwas auszusprechen. — Ich bin, wie gesagt, eine alte Frau," versuchte Frau Ottilie das Gespräch zu schließen.

Aber Sibylle ließ nicht locker. „Und du hast keine Erinnerungen?"

„Doch!... Aber die sind nicht als Pädagogik übertragbar." Sie stand auf. „Es würde übrigens Ferdinand gewiß freuen, wenn du ein anderes Kleid anziehst. Er mag dies blaue nicht."

„Wenn du meinst ..."

„Ich meine," sagte Frau Ottilie sanft. Darauf verließ Sibylle das Zimmer.

Frau Ottilie wollte in den Garten, als das Telefon läutete. Sie bediente es selbst in der Furcht, Ferdinand könnte von Berlin aus eine Dummheit machen. Aber er rief schon vom Bahnhof an und bat, ihm den Wagen zu schicken, die Hitze sei unerträglich. Ottilie gab ihre Anordnungen. Ein Stein war ihr vom Herzen gefallen. Sie beschloß, dem Sohn entgegenzugehen. Aber da noch Zeit war, bestellte sie sich Tee.

Onkel Thomas, in tropisches Weiß gekleidet, eine gelbe Rose in der Hand, stieg, sich Kühle zufächelnd, aus dem Garten in das abgedämpfte Zimmer. Als er Frau Ottilie sah, schloß er vorsichtig die Tür.

„Dieser Herr Kur," ärgerte er sich, „geht mir langsam auf die Nerven. Ist man im Hühnerhof, ist er auch im Hühnerhof. Bewundert man die gelben Rosen, bewundert er auch die gelben Rosen. Flüchtet man in die hinterste Ecke des Gartens, ist er auch in die hinterste Ecke des Gartens geflüchtet. Ich bin so erschöpft, daß ich beinahe in Versuchung käme, einen Nachmittagsschlaf zu tun." —

Frau Ottilie neckte ihn. „Das kommt davon, wenn man nachts nicht ordnungsmäßig schläft und bis in den Morgen hinein liest."

„Ist an Schlafen zu denken," regte sich Onkel Thomas auf, „wenn überall Licht brennt? Sibylle hat Licht. Sie, Verehrteste, haben Licht. Und selbstverständlich auch dieser Herr Kurt Kur hat Licht."

„Julinächte, lieber Thomas," versuchte Ottilie den alten Kavalier zu beschwichtigen.

Onkel Thomas warf die Rose auf den Tisch. „Ach was — Julinächte!... Wir haben immer gut geschlafen, auch im Juli." Er wollte sich nicht beruhigen lassen. „Also ich lasse diese wundervolle Ehe nicht an einer solchen Juligeschichte entzweigehen!"

„Sie wird nicht entzweigehen," tröstete Frau Ottilie.

„Wenn wir weiter untätig zusehen, bestimmt!"

Frau Ottilie tat, als ob sie ihm entgegenkommen wolle. „Warum hat Sibylle ihren Ausflug abgebrochen?"

„Sie ist zur Vernunft gekommen."

„Nein!... Erstens zu welcher Vernunft? Und zweitens wäre Vernunft hier nicht wirklich Unvernunft?"

Onkel Thomas hob beschwörend seine große Hand „Glauben Sie, daß Sibylle zu jenen minderwertigen Frauen gehört, die neugierig sind?"

Frau Ottilie lächelte. „Sie wird so neugierig sein, wie jede Frau ist."

„Sie hat Kultur."

„Sie hat Langeweile. Und so wäre die Situation ganz einfach, wenn Sibylle nicht auch noch eine Basis hätte, ohne die sie nicht mehr leben kann."

Onkel Thomas strahlte. „Ihre Ehe. Ferdinand. Dann sind wir ja einig."

„Die Dinge liegen doch schwieriger, als Sie alter Junggeselle meinen."

„Sie werden persönlich, Verehrteste."

„Sibylle kam so rasch von der Reise zurück,

Digitized by Google

Badende Jungen. Gemälde von Walter Miehe

Digitized by Google

Digitized by Google

weil sie Bedürfnis nach Mitteilung, nach Aussprache hatte."

„Mit Ferdinand?"

„Ja — mit ihrem Manne. Mit dem sie alles, was sich bisher in ihrem bewußten Dasein ereignet hat, gemeinsam erlebt hat."

„Und nun soll Ferdinand auch dieses Abenteuer ‚miterleben'?"

„So scheint es zu sein."

„Eine starke Zumutung an die Güte eines Mannes," ereiferte sich Onkel Thomas. „Ich habe das Gefühl, Sie konstruieren eine künstliche Utopie, liebe Frau Ottilie."

Frau Ottilie war nicht klein zu kriegen. „Einem Südsee-Insulaner wird die Einehe außerordentlich künstlich erscheinen."

„Wir befinden uns in Europa."

„Das seit zwei Jahrtausenden höchst künstlich mit den Naturgegebenheiten des homo sapiens umgeht," stellte Ottilie Osius fest.

„Geschichtlich gewordene Bindungen sind Wachstum."

„Auch ein wilder Birnbaum ist Wachstum," meinte Frau Ottilie. „Trotzdem essen Sie lieber Edelobst, Thomas."

„Und wenn Sie mich auch noch so ärgern, Verehrteste," schnob er, „ich werde eingreifen. Sibylle hat mich — übrigens durch einen bisher an ihr nicht wahrzunehmenden Zynismus — auf eine ausgezeichnete Idee gebracht."

„Sie werden keine Torheit begehen, Thomas!... Sibylle und Ferdinand müssen das mit sich abmachen."

„Ich werde den beiden nicht ins Gehege kommen. Aber diesen Herrn Kurt Kur werde ich mir vornehmen." Und mit einer plötzlichen Nonchalance, die ihm sonst nicht zur Verfügung stand, verabschiedete er mehr Frau Ottilie von sich als sich von ihr. „Verzeihen Sie, Verehrteste, ich habe das Bedürfnis, etwas zu arbeiten."

„In der Erfüllung dieses Bedürfnisses soll man keinen Mann stören. Ich werde Ferdinand ein wenig entgegengehen."

*

Onkel Thomas schritt zur Ausführung seines Planes. Mit einem Stapel Bücher bewaffnet, kam er aus dem Arbeitszimmer Ferdinands. Den gruppierte er malerisch und kunstvoll um sich und setzte sich als Mittelstück, ostentativ in einem Werke lesend, in das arrangierte Chaos hinein. Er wußte, daß Kurt Kur sich unbehaglich fühlte, als Gast herumzustehen, als sei er eigentlich nicht vorhanden.

Seine Spekulation war richtig. Kurt Kur pirschte sich aus dem Garten herein, in einem Gespräch mit Onkel Thomas sich seine Anwesenheit in diesem Hause bestätigen zu lassen. Da Onkel Thomas sehr beschäftigt mit seinem Buche tat, mußte er eine Frage nach der Lektüre stellen.

Indisches, knurrte Onkel Thomas kurz.

Wohl gar im Urtext, erkundigte sich Kurt Kur, der es gern mit Onkel Thomas halten wollte. Er stelle sich das sehr schwer vor.

Er stelle sich Rübenziehen sehr schwer vor, meinte Onkel Thomas, und er schielte nach Kurt, ob er sich auch nicht abschrecken ließe, die Frage zu stellen, auf die er wartete.

Und Kurt Kur stellte sie. „Wie heißt denn das Buch?"

„Kamasutram," buchstabierte Onkel Thomas, als ob er es mit einem kleinen Kinde zu tun hätte.

Worüber das Buch denn handele?

Über Erotik. Über altindische Erotik. Kamasutram: das sei die indische Liebeslehre. Ein sehr berühmtes Werk. Sozusagen das Werk über die Liebe. Und Onkel Thomas legte sich ins Zeug. Da werde jetzt so viel von einem Herrn van der Velde hergemacht. Das sei natürlich lächerlich. Dies Buch da speichere die psychologische und technische — jawohl technische Erfahrung einer uralten, jahrtausendealten Kultur auf. Es sei das einzige wirkliche Lehrbuch, aus dem man lernen könne, wie Frauen diffizil zu behandeln seien. Die alten Inder seien gewissenhafte Leute gewesen, vernünftige Leute. Weshalb solle jede Generation wieder dieselben Ungeschicklichkeiten und Torheiten begehen, die die vorgehenden begangen haben, hätten sie sich gesagt. Und da hätten sie denn eine gute, schöne Überlieferung geschaffen.

Kurt Kur ahnte dunkel, daß dieser Speach Absicht war. Mehr um nachzudenken, welche Absicht dieser lächerliche alte Herr im Schilde führte, fragte er: „Doktor Osius beschäftigt sich viel mit dieser Materie?"

Onkel Thomas log. „Er ist ein geachteter Spezialist. Er hat einen bekannten Kommentar zu diesem Buche verfaßt."

Kurt Kur wurde es ungemütlich. „Darf ich das Buch einmal sehen?" Diese Bitte war sehr töricht. Er hielt das Buch verkehrt herum. Er sah nichts als unverständliche Transkriptionen. „Gibt es Übersetzungen davon?"

Onkel Thomas geriet innerlich aus dem Häuschen. Das klappte ja alles tadellos. Eine englische, eine französische und eine deutsche. Aber nur die deutsche sei vollständig. Doktor Osius hätte sie leider nicht in seiner Bibliothek. Man bekäme sie aber unschwer antiquarisch. In Berlin beispielsweise träfe man sie oft auf dem Bücherwagen

Digitized by Google

an. Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig sei sie erschienen.

„Wie heißt der Verleger?" fragte unvorsichtig Kurt Kur.

„Friedrich," schrie Onkel Thomas durch die hohle Hand. „F wie Fazit, R wie Resultat, I wie in Inzest, D wie —"

„Danke," sagte Kurt Kur, „ich habe verstanden.

Onkel Thomas fühlte sich als Sieger. „Die Japaner denken in diesen Dingen übrigens auch viel vernünftiger als wir," belehrte er.

Kurt Kur staunte ehrlich. „Kann Doktor Osius denn auch Japanisch?"

„Selbstverständlich," log Onkel Thomas.

Da hupte der Wagen um die Chausseebiegung. Onkel Thomas sammelte seine Buchdekoration zusammen. Kurt Kur hielt geduldig die Arme hin. Onkel Thomas stapelte ihm die Bücher darauf; obenhin legte er das Kamasutram. „Sehr liebenswürdig!" sagte er. „Sehr liebenswürdig. In die Bibliothek, bitte!... Gehen Sie nur voran!" Und mit den Schritten eines Siegers folgte er ihm.

*

Ferdinands erste Frage war nach Sibylle. Seine Mutter versprach ihm, sie würde gleich kommen; sie ziehe sich um. Ob er übermüdet sei? Ob er getrunken habe? Was das Zeitschriftenprojekt mache? So stellte sie listig Frage nach Frage.

Er hielt ihr kläglich den Mund zu. „Mama — dir gegenüber brauche ich doch wohl nicht den starken Mann zu spielen? Ich wünsche keinem Menschen die Nacht, die ich hinter mir habe."

Er hätte ja nicht nach Berlin zu fahren brauchen.

„Ich mußte dort nachdenken. Ich muß mich doch sachlich mit Sibylle auseinandersetzen."

„Mußt du das?"

„Mama, du scheinst über den Ernst der Situation nicht recht im Bilde zu sein, Sibylle ist schon so weit, jedes Wort von mir falsch zu verstehen."

Frau Ottilie meinte, er solle sich doch einfach mit Kurt auseinandersetzen.

„Mit der Pistole in der Hand? ... Mit einer Geste zur Haustür? ... Ich bin kein Dummkopf, Mama, der eine Sache so am falschen Ende anfaßt. Sibylle ist in ihren Entschlüssen frei."

„Vielleicht will sie das nicht sein?"

Er lehnte energischer ab. „Danke! Ich habe in meinen Bücherschränken genug Orient." Außerdem würde ihn eine solche Haltlosigkeit an Sibylle recht enttäuschen.

Frau Ottilie wünschte, er möge mit Begriffen wie Haltlosigkeit anderen gegenüber etwas vorsichtiger sein. Man sei noch nicht über sein Gefühl erhaben, wenn man seiner Frau gegenüber den Objektiven herauskehre, der alles verstehe und nicht um sein Glück kämpfe.

„Aber ich kämpfe ja!" schrie er wütend.

„Nicht mit den richtigen Waffen."

„Noch einmal der Hinweis auf Brutalität, Mama?"

„O nein! Auf etwas ganz Einfaches, was dir hoffentlich noch einfällt, bevor es zu spät ist."

*

Sibylle trug ein lindenblütenes Kleid. Es war Ferdinands Lieblingskleid. Sie sah entzückend aus: schlicht, schlank, ein Körper, der gerade noch ein Körper war, über dem Oval des Gesichts den braunen Scheitel des Pagenkopfes.

Ferdinand sah das, ohne aufzunehmen.

Was er sie so anstarre? Ob sie unordentlich sei. — Nein, durchaus nicht.

„Bitte," sagte Sibylle, die immer noch auf der Treppe stand und auf ihn herabsah, „willst du nicht erzählen? ... Du bist mir ja schließlich eine Erklärung schuldig. Nach deiner gestrigen Flucht."

„Flucht?"

Sie könne sich seine plötzliche Reise jedenfalls nicht anders deuten. — Ob sie die Reise für eine Ausrede halte? — Es bleibe ihr kaum etwas anderes übrig. — Ob sie ihn für feige halte? — Sie habe diese Eigenschaft bisher noch nicht an ihm bemerkt. Sie kam die Stufen zu ihm herunter. „Warum hast du mich also allein gelassen?"

„Um dir Zeit zu geben, Sibylle, einen Entschluß zu fassen."

„Um mir Zeit zu lassen, dich zu betrügen."

Er kaute die Worte. „Hast du es getan?"

Sibylle sah ihm ruhig in seine unruhigen Augen. „Du hast durchaus richtig gerechnet, daß mich nichts mehr hemmen konnte, als deine Abwesenheit."

„Nun ich zurück bin, wirst du demnach wieder hemmungsloser sein."

„Du versuchst anscheinend, mich humoristisch zu nehmen."

Ferdinand bereute. „Findest du nicht, daß dieser gereizte Ton unser nicht ganz würdig ist ...?" Er ging zu ihr. „Sibylle, es sträubt sich alles in mir, diese deine Stimmung tragisch zu nehmen."

„Du bist meiner sehr sicher."

„Wollen wir uns nicht wie zwei vernünftige Menschen, wie zwei Kameraden benehmen?"

Digitized by Google

Sibylle ging vor ihm her zum Tisch; sie lehnte sich daran. „Also gut! ... Ich höre."

Ferdinand machte ein paar Gänge; er fand nicht den richtigen Anfang. So sprang er mitten hinein. „Du möchtest dich von mir scheiden lassen?"

„Nein!" sagte sie kurz.

Er prüfte ihren trotzigen Mund. „Also nein! ... Ich stimme mit dir vollkommen überein, daß eine Scheidung unsinnig wäre. Bei aller Sympathie für Kurt: Du müßtest bald die Konsequenz ziehen und dich auch von ihm wieder trennen, da anzunehmen ist, daß du demnächst wieder einen Mann triffst, der dir in irgendeiner Hinsicht besser gefällt als er. Das würde eine Kette ergeben, und du hättest schließlich nichts anderes mehr zu tun als —"

Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Wenn du in diesem Ton weitersprichst, verlasse ich das Zimmer."

„Du vermagst nicht zu lachen?"

„Das ist kein Lachen. Das ist eine Grimasse."

„Gut! Kommen wir zu einem Schluß und zu einem Entschluß." Er überlegte. „Da ich, wie schon gesagt, glaube, daß uns — von den Kindern einmal ganz abgesehen —, zu viel verbindet, um das alles einer Augenblicksstimmung zu opfern, und da du anderseits nur durch Tatsachen über diesen Fall — verzeih! — über diese Stimmung hinwegkommen zu können scheinst, so mache ich dir einen Vorschlag, den ich reiflich überlegt habe. Wir trennen uns. Provisorisch. Wir geben uns für eine bestimmte Zeit, sagen wir ein viertel oder ein halbes Jahr, unsere Freiheit und gegenseitige Verantwortung zurück. Dann entscheidest du, wie du dein Leben weiterhin gestalten willst. Ob du zu mir zurückkehren oder endgültig von mir getrennt leben willst."

Es blieb ein langes Schweigen. Ob er damit am Ende sei? fragte sie schließlich.

Ja. Er denke natürlich darüber nach, wie weit er an dieser Stimmung schuldig sei. — Und er finde nichts? — Doch. Aber das seien Gründe, die ihn sozusagen nicht als ihren Mann, sondern als Mann überhaupt träfen. — Vielleicht sei sie gleichfalls nicht nur seine Frau, sondern auch Frau schlechthin. Und so wären sie wieder in eine prinzipielle Auseinandersetzung hineingeraten, wenn jetzt nicht Onkel Thomas die Treppe heruntergekommen wäre. Heiterkeit und Befriedigung strahlten von der Höhe seines Gesichts; eine grüne Schutzbrille konnte diese Fröhlichkeit nicht verdecken. Er entfaltete einen Sonnenschirm, dem man seine koloniale Herkunft ansah. „Ich will dein Haupt beschirmen, spricht der Herr," deklamierte er den beiden Erstaunten zu. „Eine symbolische Handlung, meine lieben Kinder. Ich fühle mich wie ein Oberpriester vor der Opferung."

Ferdinand überkam der Katzenjammer. „Entschuldigt mich!" Und weg war er.

Sibylle tat, als interessiere sie sich nur für die Stimmung des verwandelten Onkels. „Sie sind vergnügt, Onkel Thomas?"

„Bin ich! Bin ich!" Onkel Thomas leuchtete. „Ungewöhnlich vergnügt sogar!"

Sibylle wunderte sich aufrichtig. „Darf man nach dem Grunde fragen?"

„Mein Geheimnis, Sibyllchen! ... Mein Geheimnis! ..." Und er setzte hinzu, indem er sich vorsichtig umschaute: „Das sich übrigens gleich lösen wird." Er wollte in den Garten.

Sibylle hielt ihn zurück. „Sie wollen doch bei dieser Hitze nicht spazieren gehen?"

„Doch! Das will ich. Ich will einen kleinen Bummel machen. Zum Bahnhof."

Sibylle mußte lachen. „Was wollen Sie denn auf dem Bahnhof?"

Er faßte sie unter das Kinn und sah ihr schalkhaft in die Augen. „Ich sehe so gern Leute abreisen." Und er machte ihr eine amouröse Verbeugung und stelzte zum Altan hinaus.

Sibylle schüttelte etwas von sich ab. Was gingen sie die Torheiten dieses alten Herrn an! Plötzlich wurde sie sich bewußt, was sie für ein Kleid anhatte. In einem Wutanfall riß sie an den Knöpfen, daß der oberste auf den Boden sprang, und ging sich umkleiden.

Den Mantel über dem Arm, einen Koffer in der Hand trat Kurt Kur suchend ins Zimmer. Er schritt zögernd zu Ferdinands Tür und klopfte. Als niemand ‚Herein!' rief, öffnete er. Ferdinand war nicht da; er stand längst unter der kalten Brause, sich zur Vernunft zu bringen.

Einen Augenblick hielt Kurt Kur unschlüssig und verlassen in dem leeren Raum. Da sah er Frau Ottilie im Garten; sie ging zu den Hühnern. Er stürzte ihr nach. „Ich kann den Herrn Doktor nirgends finden. Darf ich Sie um Absolution bitten? Ich habe mir den Wagen bestellt. Ich habe ein Telegramm bekommen. Ich muß dringend nach Berlin hinüber. Ich erreiche doch den Abendzug noch?"

Frau Ottilie sah auf ihre Armbanduhr. „Mit dem Wagen bequem." Ob er sonst noch Wünsche habe? Frau Ottilie prüfte sein schmales Gepäck.

„Nein! Danke! ... Das heißt: doch! Ja! ... Ich hatte nicht die Möglichkeit, mich von Sibylle zu verabschieden. Wollen

Digitized by Google

Sie die Güte haben, mich ihr zu empfehlen und sie wegen meiner ungewollten Nachlässigkeit um Verzeihung zu bitten?"

Frau Ottilie versprach es. Man hörte den Wagen vorfahren. Er hoffe, morgen zurück zu sein. Er eilte davon.

In der Altantür erschien Sibylle. „Mama!" schrie sie.

Ottilie wandte sich ihr zu. ‚Sie hat das blaue Kleid wieder an,' fiel ihr ein.

„Der Wagen!" schrie Sibylle. „Er ist wieder fort!"

Frau Ottilie kam zu ihr herauf. „Beruhige dich, Kind! . . . Diesmal ist es Herr Kurt Kur."

Sibylle hielt sich an der steinernen Brüstung fest. „Kurt?"

„Dringende Geschäfte in der Stadt. Er läßt sich dir empfehlen und bedauert, dich nicht gefunden zu haben, um sich von dir zu verabschieden."

Sibylle erwachte aus ihrem Schrecken. „Mama! . . . Er hat ihn hinausgeworfen!" Sie hatte ihre Farbe wieder.

Aber Frau Ottilie mußte ihr diese Freude verderben. „Nein. Er suchte auch Ferdinand."

Da resignierte Sibylle. „Nun verstehe ich gar nichts mehr."

Frau Ottilie hörte nicht hin. „Du hast dein altes Kleid an?"

„Ich hatte das andere an, Mama." Sibylle war dem Weinen nahe.

„Du hattest es an."

„Ich habe das alte wieder angezogen." Sibylle rollten die Tränen über die Backen.

„Ich sehe es," stellte Frau Ottilie fest. „Vielleicht ziehst du dich noch einmal um?"

Sibylle sah ratlos zu ihr hin. „Würdest du es tun, Mama?"

Frau Ottilie nahm den Korb mit der Gerste für die Hühner unter den Arm. „Ich habe ja hier nur eine Meinung und kein Amt." Und sie ging.

3. Akt

Es war am nächsten Nachmittag. Onkel Thomas saß mit Sibylle im Gartenzimmer und las, hin und wieder seine Uhr ziehend, als ob er auf keinen Fall etwas versäumen dürfe. Sibylle beobachtete ihn lange. Sie setzte mehrere Male zum Sprechen an, bevor sie den richtigen Anfang fand.

Sie müsse ihm eigentlich sehr böse sein.

Onkel Thomas tat unbekümmert. Ihm?

Er habe gewußt, daß Kurt Kur nach Berlin fahren wolle und er wisse auch den wahren Grund, denn die dringenden Geschäfte seien natürlich nur ein Vorwand.

Man dürfe so etwas annehmen, schmunzelte Onkel Thomas.

Ob er ihr nicht den wahren Grund verraten wolle?

Kurt Kur wollte ein Buch kaufen. Aber er werde das Buch nicht finden und deshalb nicht zurückkehren.

Sibylle schüttelte den Kopf; er werde zurückkommen.

Onkel Thomas sah auf seine Uhr. Es sei fünf Uhr dreißig. In einer halben Stunde würde man exakt feststellen können, wer recht habe.

Sibylle sah ihn schief an. „Ich habe Sie bisher immer für einen offenen Charakter gehalten, Onkel."

„Ich bin immerhin ein Mann von — nun jedenfalls von Erfahrung."

Impulsiv stand Sibylle auf. Ehe er seine chevaleresken Gegenmaßregeln treffen konnte, war sie bei ihm, nahm seinen Kopf in ihre Hände und gab ihm einen Kuß. Mitten auf den Mund, der so hübsche Sätze formulieren konnte.

Onkel Thomas blieb vor Schreck sitzen. „Aber Kindchen . . ."

„Ich habe solange keinen Mann geküßt," sagte Sibylle beinahe feierlich. Aber dann überkam sie ein Lachen. Und um das zu verbergen, lief sie in ihr Zimmer.

Onkel Thomas war konsterniert. Dann aber besann er sich, daß durch die überraschende Handlung dieser zweifellos total verwirrten jungen Dame sein Scheitel und seine Krawatte in Unordnung geraten sein könnten. Vor seinem Taschenspiegel stellte er umständlich die gewohnte peinliche Genauigkeit seines Aussehens her.

Dabei überraschte ihn Frau Ottilie, die ein großes Geschick hatte, ihn in solchen Situationen an die Eitelkeit der Männer zu erinnern. Aber heute hatte sie andere Sorgen. Die gewichtige Heiterkeit Thomas Gesells schien ihr nicht geheuer. Sie fürchtete sehr, er könnte mit seiner fixen Idee, zu retten und helfen wollen, irgendeinen nicht wieder gutzumachenden Unfug anstellen.

Onkel Thomas zog die Uhr. „Einen Augenblick! . . . Fünf Uhr vierzig . . . Ich habe noch fünf Minuten Zeit."

„Was haben Sie denn vor?"

„Ich muß zum Bahnhof."

„Was wollen Sie denn auf dem Bahnhof?"

Onkel Thomas legte sein Gesicht in ernste Falten. „Ich sehe so gern Leute nicht ankommen."

Frau Ottilie verstand. „Herr Kurt Kur! . . . Sie wissen, weshalb er nach Berlin gefahren ist!"

Digitized by Google

„Ihr Kombinationsvermögen war stets ungewöhnlich."

„Ist das Ihr beabsichtiger und angedrohter Eingriff in die ‚Tragödie' hier?"

Onkel Thomas schwoll immer höher an. „Ganz recht. Eine Männerangelegenheit."

Aber Frau Ottilie wußte ihn zu fangen. „Habe ich nicht so viel Männlichkeit in meinem Hirnchen, daß ich Sie begreifen könnte?"

„Es zwickt mich schon, davon zu sprechen."

Er scheine belustigt zu sein, stellte Frau Ottilie fest.

Es ginge an, strahlte er.

Sie wollte sich natürlich nicht in seine Geheimnisse drängen, sagte Frau Ottilie und tat, als ob sie gehen wolle.

Da sprang er auf; sie möge doch bleiben. Und auf das Kompromiß ihres fragenden Also hin entschuldigte er sich, es sei ein wenig happig für die Ohren einer Dame.

Frau Ottilie erschrak nun wirklich. Er werde doch keine Dummheit begangen haben?

Onkel Thomas begann seinen Plan zu enthüllen. „Ich habe eigentlich gar nichts begangen. Ich habe mich mit Herrn Kurt Kur nur über indische Literatur unterhalten."

„Und er ist vor der Weisheit Buddhas geflohen?"

„Gewissermaßen — ja! ... Allerdings —" und er wurde puterrot. „Nein! Ich kann es Ihnen doch nicht sagen."

„Armer, alter Junggeselle."

Da nahm sich der Onkel Thomas zusammen. „Sie werden wohl niemals von einem Buch gehört haben, das ‚Kamasutram' heißt."

„Die indische Liebeslehre."

Onkel Thomas fiel aus den Wolken. „Ah — Sie kennen es?"

„Ich kann sogar — zu Ihrer Beunruhigung sei es gleich hinzugefügt — Latein."

„Herr Kurt Kur kennt kein Latein," sagte Onkel Thomas eifrig über ein neues Erröten hinweg.

„Es gibt eine deutsche Übersetzung des ‚Kamasutram', in der die besten Stellen lateinisch übersetzt sind," erwiderte Frau Ottilie.

Onkel Thomas hemmte sie. „Sie wollen sagen: die gefährlichen Stellen."

„Ansichtssache."

„Verehrteste Freundin!" rief, wieder puterrot, Onkel Thomas.

„Sie werden ja rot."

„Bleiben wir objektiv! ... Ich habe Herrn Kurt Kur den Urtext unter die Nase gehalten. Es war natürlich ein ganz anderer Text. Ich habe ihm angedeutet, daß Ferdinand Spezialist auf diesem — diesem Gebiet sei. Ich habe ihm verraten, daß es eine deutsche Übersetzung gibt."

„Um diese zu besorgen, ist er in die Stadt gefahren?"

„Sie ist sehr selten."

„Ferdinand hat sie im Bücherschrank stehen."

„Um Himmels willen — pst!" Onkel Thomas sprang auf seine langen Beine.

Frau Ottilie sah den alten Lügner bedenklich an. „Und Sie meinen, Herr Kur habe vor dem — vor dem Fachmann Angst bekommen?"

Onkel Thomas leuchtete vor Vergnügen. „Er fuhr prompt ab." Entsetzt sah er auf seine Uhr. „Oh — ich habe mich verplaudert! ... Ich muß ja fort! ... Es ist die allerhöchste Zeit. Ich fürchte, ich komme zu spät!"

Frau Ottilie mahnte ihn, den Sonnenschirm nicht zu vergessen.

Onkel Thomas spannte ihn auf. Er küßte Frau Ottilie tief die Hand. „Ich bin lange nicht so glücklich gewesen," sagte er und stelzte eilig in den Garten hinab.

Frau Ottilie ging zu Ferdinands Zimmer. Was er eigentlich treibe, rief sie hinein.

Ferdinand erschien in der Tür. Man müsse sein tägliches Pensum erledigen. Seine Mutter sagte mit absichtsvoller Zweideutigkeit, der Meinung sei sie auch. Ferdinand fragte sie, ob sie wolle, daß er zornig werde. Ja, meinte Frau Ottilie, nur nicht zu ihr. Worauf er ihr noch einmal auseinandersetzte, er gedenke nicht, Dinge mit Gewalt zu ändern, die nur durch Güte zu lösen seien.

Seine Güte sei kompliziert und deshalb blind. Sie sehe schon die einfachsten Dinge nicht mehr. Zum Beispiel nicht, daß man sich seinetwegen schmücke.

„Man?" fragte Ferdinand.

„Sibylle trug gestern deinetwegen ihr lindenblütenes Kleid," erinnerte ihn die Mutter.

„Liebe Mama, es geht hier doch um Lebensfragen. Ich verstehe nicht, wie du mir jetzt mit solchen — ich muß schon sagen — lächerlichen Nebensachen kommst."

Sie zwang ihn, sich zu setzen und zuzuhören. Aber er sprang gleich wieder auf. „Wir haben uns eben auseinandergelebt!" sagte er trotzig.

Sie stellte noch einmal fest, er habe nicht gesehen, daß Sibylle sich für ihn geschmückt habe. Und als er erklärte, sie sei in solchen Belanglosigkeiten hartnäckig, sagte sie ihm, er sei auf dem Weg, Sibylle zu langweilen.

„Ah!" rief er. „Nun kommt die berühmte

Digitized by Google

Geschichte mit der Arbeit, auf die die Frau eifersüchtig ist."

Er scheine über die berühmte Geschichte doch schon etwas nachgedacht zu haben, meinte seine Mutter. Er überschätze seine Arbeit und ihren Wert. Er überschätze überhaupt alles, was Zweck habe. Es mangele ihm an der Ehrfurcht vor dem Zwecklosen, vor dem scheinbar Zwecklosen.

Was denn scheinbar zwecklos sei?

Da zu sein. Ohne Absicht als die, eben da zu sein. — Das könne kein Mann.

Der Mann solle es auch nicht können. Er solle nur lernen, es bei der Frau zu dulden. Ohne diese Achtung, die vielleicht sogar eine Andacht sein müsse, verliere der Mann die tiefere Beziehung zum Dasein.

Er hörte plötzlich aufmerksam zu. Ob sie meine, daß Kurt Kur diese Achtung und diese Andacht habe?

In einer instinktiven Art — ja.

Ob es eine höhere Art gebe?

Ja. Eine wertvollere. Die sei Lebenskunst. „Lebenskunst, lieber Junge," schloß sie eindringlich ihren Sermon.

„Die also mit dem Kleid einer Frau beginnt," versuchte Ferdinand noch ein wenig ironisch zu verbergen, daß er begriffen habe.

„Damit, daß man sieht, zu welchem Zwecke sich eine Frau anzieht." Sie lächelte, als sie ‚Zweck' sagte.

Ferdinand sah ihr erstaunt nach. Eigentlich war das eine richtige mütterliche Gardinenpredigt gewesen. Man müßte darüber nachdenken. Aber er blieb vor seinem Zimmer stehen. Er nahm sich zusammen, rückte seinen Schlips in Ordnung, stieg die Stufen zu Sibyllens Zimmer hinan, klopfte und trat bei ihr ein. Sie trug ihr blaues Kleid.

Was er wünsche? — Eigentlich wünsche er gar nichts. — Das sei nicht viel, sagte sie traurig lächelnd. — Aber er überhörte den Ton. Es sei so wunderbares Wetter. Es sei schändlich, am Schreibtisch zu hocken. — Sie finde es sehr heiß, sagte sie. — Er warte gern, wenn sie sich umziehen wolle. — Sie sei leicht genug angezogen. Aber dann bereute sie. Sie möchte im Zimmer bleiben. — Ob es ihr recht sei, hier mit ihm zu plaudern? — Ja. Es sei ihr recht. Sie freue sich, daß er zu ihr gekommen sei. Aber sie zog die schönen Beine tief unter den Rock hinauf.

Ferdinand setzte sich zu ihr. Er sah diese Bewegung, die ihn ergriff. „Als ich gestern abend dein enttäuschtes Gesicht sah," fing er an, „weil Kurt so plötzlich abfuhr —"

„— hast du Mitleid mit mir gehabt," endete sie seine Anstrengung, mitten in ein Gespräch hineinzuspringen.

„— hätte ich beinahe eine Taktlosigkeit begangen," schloß er.

Sie ahnte dunkel, was er meinte. „Vielleicht sind Taktlosigkeiten manchmal gut, Liebster."

Sie rührte ihn, wie sie da vor ihm lag, auf diesem Ruhebett, das die Erinnerung an kühne Überraschungen hielt. „Das Wort habe ich lange nicht mehr von dir gehört," sagte er leise mit seiner weichen Stimme. „Willst du es nicht noch einmal sagen?"

„Wenn du dich revanchieren willst," sagte sie, noch ein wenig tastend.

Er suchte ihre Augen. „Ich werde es tun, wenn ich die Gewißheit habe, daß es dir Freude macht."

Sie hielt seinem Blicke stand. „Es wird mir Freude machen" — und sie lächelte klug — „wenn du den Willen hast, daß es mir Freude macht."

Aber wie er nach ihr greifen wollte, sprang sie auf. „Nun wollen wir doch in den Garten gehen." Und sie lief ihm davon.

★

Als Kurt Kur mit dem Nachmittagszug auf dem einsamen Dorfbahnhof ankam, fiel er in tiefe Verwunderung. Mit seinem kolonialen Sonnenschirm bewaffnet, stand Onkel Thomas hinter der Sperre.

Kurt Kur entschloß sich, dies für ein gutes Zeichen zu halten; man holte ihn ab. Herzlich schüttelte er Thomas Gesell die Hand. „Es ist eigentlich unverantwortlich," weckte er Onkel Thomas aus der Lethargie, in die er beim Anblick Kurt Kurs versunken war, „daß Sie in dieser Sonnenglut herumlaufen. Jedenfalls ergebenen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit!"

Onkel Thomas bekam nur ein stupides „Oh, bitte sehr!" heraus.

Kurt Kur ging wacker neben ihm. Er redete darauf los. Er begreife das Interesse des Herrn Gesell für seine bescheidene Person eigentlich nicht. Schon gestern, als er ihm in so liebenswürdiger Weise den Vortrag über das außerordentliche Thema gehalten habe ... Es sei wohl doch ein wenig Egoismus dabei, wie? ... Herr Gesell langweile sich in dieser Einsamkeit. Er sei froh, einen Menschen zu haben, dem er Kollegs lesen könne.

„Wahrscheinlich," brummelte verstockt Thomas Gesell.

„Heute allerdings sind Sie recht einsilbig."

„Ich dachte, Sie würden zu erzählen haben," sagte Thomas Gesell hinterlistig. „Wenn man in Berlin gewesen ist . . ."

Ob das so aufregend sei?

Digitized by Google

„Das kommt darauf an, ob sich der Zweck der Reise erfüllt hat."

„Da können Sie beruhigt sein: er hat sich erfüllt." Kurt Kur schien von seiner Tüchtigkeit sehr überzeugt.

„Sie haben sie also gefunden?"

Kurt Kur lachte. „Gefunden ist gut gesagt!"

Onkel Thomas wollte Näheres wissen. „Es wird nicht so ganz einfach gewesen sein?"

Kurt Kur lachte weiter. „Och doch! . . . Sie lag ja erfreulicherweise an der Kette."

„Sehr interessant!" Das war alles, was darauf Onkel Thomas zu sagen wußte. Er begriff nicht.

Plötzlich blieb Kurt Kur stehen. „Im übrigen: woher wissen Sie eigentlich, was ich in Berlin wollte?"

„Ich denke mir das so."

„Ach, natürlich! . . . Ich habe das Telegramm liegen lassen. Sie haben es gelesen."

„Was für ein Telegramm?"

„Das mich nach Berlin rief."

Onkel Thomas krauste die Stirn und sah auf ihn herab. „Schlecht erfunden, mein Lieber!"

„Wieso erfunden?"

„Sie haben doch gar kein Telegramm erhalten!"

Kurt Kur war verdutzt. „Ja — weshalb sollte ich denn nach Berlin gefahren sein? — Sie hätten mit mir kommen sollen! . . . Das wäre einmal etwas anderes für Sie gewesen . . . Ich sage Ihnen: prachtvolle Exemplare! . . . Ich hätte gern mehr gekauft. Aber die leidige Geldknappheit . . ."

„Ein Exemplar genügt ja schließlich," meinte Onkel Thomas zaghaft.

„Natürlich. Es dauert nur länger, bis man Erfolg hat. Aber es ist immer produktiver, wenn man ein halbes Dutzend hat."

Onkel Thomas röchelte. „Sehr richtig . . ."

„Der Herkules reicht schon für ein halbes Dutzend," bemerkte stolz Kurt Kur.

‚Jetzt ist er plötzlich in der klassischen Antike,' dachte Onkel Thomas. Und laut fragte er: „Herkules?"

Kurt Kur glaubte, einen Witz machen zu müssen. „Ja — ich kann doch meinen Bullen nicht Buddha nennen!"

Onkel Thomas hielt den Sonnenschirm vors Gesicht. ‚Mein Gott,' dachte er, ‚er hat eine Kuh gekauft. Für seinen Zuchtbullen.' Als ob er vor einem Hitzschlag stände, murmelte er das Wort vor sich hin: „Bullen, Bullen."

Kurt Kur kam ihm zu Hilfe. „Ich glaube, wir verstehen uns nicht. Ich war auf der Zuchtviehausstellung in Berlin. Ich habe eine fabelhafte Kuh gekauft. Ich sage Ihnen, Herr Gesell, das gibt mit Herkules zusammen einfach eine neue Rasse."

„Auf der Zuchtviehausstellung." Und stumm, gebrochen schritt Onkel Thomas neben dem eifrig erzählenden Kurt Kur her. Er mußte alle Eleganz zusammennehmen, um seine Haltung nicht zu verlieren.

Als sich Kurt Kur von ihm verabschiedet hatte, und er im Gartenzimmer allein war, brach er auf einem Stuhl zusammen. So fand ihn Frau Ottilie, die aufatmend von ihrem Fenster aus Sibylle und Ferdinand im Garten promenieren gesehen hatte.

„Mein Gott, Thomas! Was ist denn passiert? . . . Sie sitzen ja wie Hannibal auf den Trümmern Karthagos!"

„Er ist wieder da!"

„Die große Rettungsaktion ist mithin gescheitert."

„Wissen Sie, warum er nach Berlin gefahren ist?"

„Um das Kamasutram zu kaufen, denke ich," sagte Frau Ottilie.

„Um eine Zuchtkuh für Herkules zu kaufen!"

„Wer ist denn Herkules?" fragte Frau Ottilie.

Onkel Thomas dämpfte die Stimme. „Sein Bulle."

Das sei ein passender Name für einen Bullen.

Onkel Thomas fand endlich Kraft, sich zu empören. „Also ich bin einfach erschlagen! Das heißt Kultur! . . . Man liebt eine entzückende, eine anbetungswürdige, eine köstliche Frau — und hat Zeit, an Bullen, Kühe und ihre Folgen zu denken! . . . Entsetzlich!"

„Das ist der ewige Konflikt, lieber Thomas: Weib und Werk. In einer allerdings etwas lächerlichen Zuspitzung."

Onkel Thomas lehnte energisch ab; der Kauf einer Bullengattin sei doch kein Werk!

„Warum nicht? . . . Wahrscheinlich gehört dazu ebensoviel männliche Intelligenz wie zur Lektüre des Kamasutram."

„Lassen Sie mich mit dem Kamasutram zufrieden!" Er sprang grollend auf.

„Aber alter Freund, Sie verlieren ja Ihren Humor."

Onkel Thomas war ganz durcheinander. Was nun werden solle?

Frau Ottilie kam immer mehr ins Lachen. „Sie fürchten ja nur, Ihre Gemütlichkeit hier zu verlieren. Sie sind doch ein grandioser Egoist, Thomas!"

„Ich? . . . Ein Egoist? . . . Also das stelle ich aufs entschiedenste in Abrede. Ich sorge mich um Sibylle. Ich sorge mich um Ferdinand."

Digitized by Google

„Sie sorgen sich um Herrn Kurt Kur," warf Frau Ottilie ein.

„Ich sorge mich um Sie, Verehrteste."

„Das geht bestimmt zu weit. Das kann ich nicht zulassen. Ich muß jetzt darauf bestehen, daß Sie einmal zu Ihren Rosen gehen."

„Um Herrn Kurt Kur zu treffen."

„Um das schöne Gleichgewicht wiederzufinden, das wir so sehr an Ihnen lieben."

Aber Onkel Thomas blieb böse. „Gleichgewicht!" lachte er höhnisch. „Bringen Sie einmal eine zerbrochene Ehe mit einer Zuchtkuh ins Gleichgewicht!"

„Sie müssen noch viel mehr buddhistische Bücher lesen, lieber Thomas." Frau Ottilie nahm ihn unter den Arm. „Sie sind ja noch der reine nordische Wildling." Und sie führte ihn in den Garten hinunter.

*

Währenddessen hatte Ferdinand bemerkt, daß Kurt Kur zurückgekehrt war. Er erbat sich von Sibylle Urlaub, ihn zu suchen. Aber das Schicksal wollte es, daß Sibylle ihm zuvorkam. Kurt bat sie tausendmal um Verzeihung, er habe wirklich dringend in der Stadt zu tun gehabt. So etwas ließe sich nun einmal nicht vermeiden.

Als er ihr skeptisches Gesicht sah, fragte er sie, ob sie ihm nicht glaube. Sie antwortete dagegen, sie habe gedacht, er würde spüren, daß sie ihn gestern abend brauchen würde. Aber wenn jene dringenden Geschäfte wichtiger gewesen seien, als daß sie allein war, so wüßte sie, daraus zu lernen. „Willst du mir ehrlich eine Frage beantworten?"

Kurt Kur war selbstverständlich dazu bereit.

Wozu er in der Stadt gewesen sei?

Kurt lachte verlegen. „Das ist ein wenig komisch."

„Bitte ohne Umschweife," sagte sie ziemlich nervös.

Kurt erschrak. „In Berlin ist eine Zuchtviehausstellung. Ich habe auf meinem Gute einen Zuchtstier, zu dem mir die — die passende Weiblichkeit fehlt. Gestern depeschierte mein Verwalter, daß auf der Ausstellung die weibliche Ergänzung zu Herkules — Herkules heißt der Bulle — zu haben sei. Es handelt sich um eine Rassenverbesserung. Der Verwalter wollte die Verantwortung nicht allein tragen, also mußte ich fahren."

„Also mußtest du fahren," nahm sie seine Folgerung auf. Mit einem Male erkannte sie, daß auch Männer, die auf Ferien sind, einen Beruf und Geschäfte haben, auch wenn sie zur Zeit davon dispensiert erscheinen.

Kurt Kur mißverstand sie. „Ich habe es nicht zu bereuen brauchen. Die Kuh ist ein Prachtexemplar. Wir werden fabelhafte Erfolge erzielen."

Sibylle sah an ihm vorbei.

Er versuchte, ihre Hand zu nehmen. „Du bist sehr böse auf mich?"

„Nein. Ich denke nur ein wenig nach."

„Sieh einmal, Sibylle: ich bin doch für mein Gut verantwortlich. Nicht nur mir, sondern auch der Gesamtheit. Ich muß doch alles tun, um es so ertragreich wie möglich zu gestalten. Eine verbesserte Rasse von Kühen bedeutet eine Steigerung und Verbesserung der Milchproduktion. Wir beliefern Berlin. Die Großstadtkinder brauchen besonders vitaminreiche Milch. Du als Mutter mußt doch verstehen, daß hier eine ideale Aufgabe — eine soziale Pflicht zu erfüllen ist."

„Ich — als Mutter — verstehe es," sagte Sibylle doppeldeutig.

Kurt überhörte diesen Ton. „Du hattest immer Interesse an der Landwirtschaft."

Sibylle nickte. „Ich sehe jetzt die tieferen Zusammenhänge."

„Du bist mir nicht mehr böse?"

„Im Gegenteil: dankbar. Ich werde Herkules und seine neue Gattin nicht vergessen." Und sie wollte fortfahren, ihm zu sagen, daß alles vorbei sei. Da aber kam Ferdinand auf seiner Suche nach Kurt. Bevor er ihn begrüßen konnte, sagte Sibylle: „Ich möchte dich einen Augenblick allein sprechen."

Ferdinand sah sie prüfend an. Kurt verbeugte sich. „Pardon!"

Aber Ferdinand hielt ihn zurück. „Bitte — Herr Kur! . . . Einen Augenblick! . . . Liebe Sibylle, ich stehe dir sofort zur Verfügung." Und als sie zögerte zu gehen, fügte er beinahe befehlend hinzu: „Ich komme gleich zu dir."

Sie schaute unschlüssig auf die beiden Männer, als ob sie Angst hätte. Aber unter dem wieder sicher gewordenen Blick Ferdinands ging sie.

Ferdinand bot Kurt Platz an. Er stürzte sich mit Energie in die Auseinandersetzung, die er nun als notwendig erkannt hatte. „Wir sind vernünftige Menschen?" fragte er sein Gegenüber.

„Ich hoffe es."

„Gut! Sie kennen Sibylle von Jugend an? Sie lieben sie?"

Kurt Kur setzte sich aufrecht. „Diese Frage —"

„— mußte von mir einmal offen gestellt werden."

Kurt Kur verbeugte sich knapp. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Digitized by Google

Reiterbildnis. Gemälde von Graf Jacques von Lalaing

Gent, Museum

Digitized by Google

Digitized by Google

Ferdinand winkte ab. „Ich zweifle nicht. Ich denke aber nicht daran, davon in der üblichen Weise Gebrauch zu machen. Es gibt Hunderte schöner und gewiß auch liebenswerter Frauen, Sie ziehen meine Frau vor. Ich kann Ihrem Herzen keinen Vorwurf machen. Der Mensch ist Egoist und soll es sein, damit das Dasein nicht langweilig wird. Ich nehme natürlich für mich dasselbe Recht in Anspruch. Unsere beiden Kreise schneiden sich. Ich habe ein sogenanntes Gesetz für mich: Sibylle ist meine Frau. Ich ziehe daraus nicht den Schluß, daß sie an mich gebunden ist. Wenn ihr Herz oder ihr Egoismus diese Bindung nicht mehr als fruchtbar ansehen kann, ist sie selbstverständlich frei."

Kurt Kur verbeugte sich aufs neue. „Ich habe Sie als Philosophen schätzen lernen."

„Ich bin in diesem Falle kein Philosoph," wehrte Ferdinand ab, „sondern ganz einfach ein Mensch, der liebt und dessen Liebe so weit reicht, daß ihr das Glück der Geliebten und schließlich auch das, was sie dafür hält, über die eigenen Wünsche geht."

„Ich liebe Sibylle. Ich werde tun, was sie will," ergab sich Kurt Kur.

Ferdinand dankte ihm. „Wir treffen uns also in demselben Gefühl. Daß bei mir noch andere Gründe mitsprechen, werden Sie einem Vater nicht verdenken. Immerhin verbindet uns dieses gemeinsame Gefühl in irgendeiner Weise. Ich käme mir lächerlich vor, zöge ich jetzt die übliche Konsequenz, Sie zu bitten, mein Haus zu verlassen. Ich halte Sie für einen Mann von Ehre."

Kurt Kur war kein Trottel. Er hatte über das Leben und die Probleme, die dazu gehören, nachgedacht. „Diese Ehre," wehrte er sich, „darf da aufhören, wo die Leidenschaft beginnt und neue Gesetze diktiert."

Ferdinand war etwas erstaunt. „Die Gültigkeit dieser Maxime kann ich nicht anfechten. Demnach wollen Sie abreisen?"

Kurt Kur stand auf. „Ein Wort Sibyllens würde mir genügen." Und als Ferdinand ihm sagte, er würde es hören, verabschiedete er sich.

Ferdinand ließ Sibylle nicht warten. Sie ging erregt in ihrem Zimmer hin und her.

Sie stürzte ihm entgegen. „Was ist geschehen?"

„Noch nichts!"

„Du hast Kurt —"

„— mitgeteilt, daß du ihm ein Wort sagen wirst. Weiter nichts."

„Welches?"

„Lebwohl!"

„Du wünschst es?"

„Ich bitte dich darum."

Sie sagte leise, sie hätte es auch ohne seine Bitte getan.

Ob sie es so lieber täte?... Und als sie stumm nickte: so brauche er sie also nicht zu fragen, weshalb sie plötzlich andern Sinnes geworden sei.

Doch, er solle danach fragen. Damit sie ihm sagen könne, daß sie etwas gelernt habe. Er dürfe lachen. Denn es handle sich scheinbar um eine Kuh und einen Stier. Kurt sei in Berlin gewesen, um diese Kuh zu kaufen. Oder genauer gesprochen: Kurt habe ein Rendezvous, das sie ihm zugesagt hätte, versäumt, weil er diese Kuh kaufen mußte.

Ferdinand wunderte sich gar nicht, nun ja, er sei eben Landwirt.

Ob er sich vorstellen könne, daß sie das ganz vergessen hätte?... Daß sie gar nicht daran gedacht habe, daß er einen Beruf habe?...

Er sei hier, um seine Ferien zu verbringen, stellte Ferdinand fest.

Sibylle nickte. „Männer, die auf Ferien sind, sind also keine richtigen Männer."

Das sei ein wenig paradox ausgedrückt, aber es stimme gewiß. Eine Frau wisse über einen Mann erst dann Bescheid, wenn sie ihn in seiner Arbeit kennengelernt habe.

Das sei also die Lehre für sie, betonte Sibylle.

Sie scheine auch für ihn eine zu haben?

Ja. Es sei gut, immer einmal radikal Ferien zu machen.

„Um nicht Mann zu sein?" fragte er.

„Um einmal weniger Mann zu sein."

Dies wollte Ferdinand gelten lassen, vorausgesetzt, daß auch die Frau versuche, in dieser selben Art Ferien zu machen.

Dann habe sie nur noch eine Frage, um ihn ganz zu verstehen. Das klang feierlich.

„Bitte! Frage!" sagte er ebenso feierlich.

Sie schlug die Augen nieder. „Warum bist du gestern nacht nicht zu mir gekommen?..." Und als er nicht gleich antwortete, fügte sie hinzu: „Aus Stolz?"

Ferdinand wartete, bis sie wieder aufschaute. „Nein. Ich war wohl auch darin zu sehr Mann. Ich wollte unsere Auseinandersetzung nicht auf ein Gebiet verlegen, auf dem — auf dem man sich nicht geistig auseinandersetzen kann. Ich hatte dich wie einen Mann eingeschätzt, sozusagen wie einen Freund."

„Aber ich bin nicht dein Freund?" fragte sie traurig.

Er nahm ihre Hand. „Versteh mich, bitte, nicht falsch!... Du bist ein Frau. Und als Frau schließlich doch eine Feindin. Eine sehr liebe Feindin, ohne die das Leben bestimmt nicht liebenswert wäre."

Digitized by Google

Sie ließ ihm die Hand. „Das ist eine merkwürdige Liebeserklärung."

Aber sie fühle sie als Liebeserklärung?

Sie nehme sie an.

Und was werde sie Kurt sagen?

Er könne, wenn er Lust habe, seine Ferien ruhig hier zu Ende verbringen.

Das sei eine merkwürdige Lösung.

Aber er fühle sie als Lösung?

Er nehme sie an.

Sie stand vor ihm; ihr war ein wenig taumelig zumute. „Ich komme mir vor wie auf einem hohen Gipfel," sagte sie strahlend.

Da schloß Ferdinand seine Klugheiten. „Wir wollen es nicht machen wie Till Eulenspiegel, der auf keinen Berggipfel hinaufsteigen wollte, weil er wußte, daß es auf der andern Seite doch wieder hinabgeht."

„Nein!" stimmte sie ihm zu, „wir wollen die weite Aussicht unbekümmert genießen."

„Ohne Pathetik!" schloß Ferdinand und nahm sie in seine Arme.

Sie ließ sich küssen. Aber als ihr die Tränen in die Augen steigen wollten, suchte sie tapfer, sich zu wehren. „Und nun will ich das lindenblütene Kleid anziehen!"

Er ließ sie nicht los. „Darf ich helfen?"

Sie nahm seine Lippen, dann machte sie sich frei. „Nicht beim Anziehen —" und schob ihn kräftig zur Tür.

Aus dem Garten kamen Frau Ottilie und Onkel Thomas. Er trug einen riesigen Strauß weißer Rosen in der Hand. „Es ist eine Barbarei, so zu räubern," zankte er auf Frau Ottilie.

Sie wandte sich zu Ferdinand. „Nun, mein kluger Sohn?"

„Ich möchte dir den Strauß abnehmen, Onkel!" lachte Ferdinand.

Onkel Thomas begann zu leuchten. „Wenn der Zweck, zu dem du ihn verwenden willst, erfreulicher ist, als der, zu dem er ursprünglich gepflückt wurde: mit größtem Vergnügen!"

„Er ist es!" sagte Ferdinand ernst.

Frau Ottilie strich ihm über die Hand. Onkel Thomas vergaß alles, was er an Unfug angestellt hatte. Seine Riesengestalt straffte sich neu. Er war wieder der alte Kavalier, gewillt, sich zu allen seinen Eigenheiten zu bekennen. Vielleicht hatte seine Regie doch dazu beigetragen, diesen Konflikt aus der Welt zu schaffen? ... Er wurde poetisch.

„Ich möchte dich mit Rosen überschütten,
mit roten Rosen dein goldbraunes Haar
und deines Mieders Knospenrundung
schmücken — —"

deklamierte er und brach erschreckt ab, als die Knospenrundung seinen hemmungslosen Mund verlassen hatte.

Frau Ottilie weidete sich an seiner Verlegenheit. „Lieber Thomas, die jungen Damen von heute tragen keine Mieder mehr. Außerdem sind die Rosen weiß."

Onkel Thomas stellte sich zornig. „Sie müssen natürlich wieder die Stimmung verderben!" Und zu Ferdinand: „Ich hole dir gern noch einen Strauß roter Rosen, wenn dir die weißen zu wenig zärtlich erscheinen."

Ferdinand nahm ihm den Strauß ab. „Danke, Onkel! Die weißen sind mir gerade recht."

„Mit leeren Händen steht der edle Greis," zitierte Frau Otilie.

„Doch frohen Herzens," dichtete Onkel Thomas weiter.

„Daß seines Hauptes Ruhe fürder nicht gestört!" ärgerte ihn Frau Ottilie.

Ferdinand wunderte sich. „Ihr seid ja mit einemmal so poetisch!"

Onkel Thomas leuchtete Frau Ottilie an. „Ich möchte alles Rindvieh mit Rosen füttern."

Aber sie konnte es nicht lassen, ihn zu frozzeln. „Ich würde ein einziges, aber besonders schönes Exemplar im Kamasutram pressen."

„Ich leide gern," ließ Onkel Thomas die Sticheleien Frau Ottilies über sich ergehen.

„Wenn ich nur ein einziges Wort von eurer geheimnisvollen Rede verstünde!" wunderte sich Ferdinand.

Onkel Thomas tat, als ob er der Sieger sei. „Junge Leute brauchen nicht alles zu verstehen. Es ist überhaupt nicht gut, daß junge Leute so viel mit alten — mit älteren reden!"

„Nicht stehlen!" mahnte ihn Frau Ottilie, der diese Sentenz sehr bekannt vorkam.

Er verbeugte sich galant. „Man entwickelt sich. Gegen Ihre Weisheit, Teuerste, kann man nicht immun sein!"

Da stand Sibylle auf den Stufen. Die Nachmittagssonne lag schräg hinter ihr im Fenster. Das lindenblütene Kleid war wie ein Hauch um sie. Man konnte sie unmöglich für die Mutter zweier Kinder halten.

Ferdinand wollte ihr entgegen. Aber Onkel Thomas kam ihm mit seinen langen Beinen zuvor. Würdevoll in aller Raschheit trat er zu ihr, nahm ihren Kopf zwischen seine großen Hände und küßte sie energisch auf den Mund.

Es blieb ein feierliches Schweigen. Onkel Thomas schluckte ein paarmal geräuschvoll. Dann hatte er seine Rührung überwunden. „Wenn Herkules hier wäre, würde ich den küssen," rettete er selbst die Situation.

Digitized by Google

Einem zweitausendjährigen Geburtstagskinde zum Gruß

Von Prof. D. Dr. Eduard Norden, Universität Berlin

„Über die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind."

Dieser melodische Vers Goethes sei uns der Auftakt zu dem kleinen literarischen Angebinde, das wir dem ältesten Geburtstagskinde dieses Jahres der Jubiläen in seine Wiege legen. Goethe schrieb jenen Vers, als er auf seiner zweiten Italienreise (1790) durch die gesegneten Fluren der Lombardei fuhr, seinem Ziele Venedig entgegen. Mantua hat er im Rücken, von dort naht sich ihm auf den Flügeln des Zephirs das Erinnerungsbild des mantuanischen Sängers, das ihn zum Dichten inspiriert:

„Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde."

★

Virgilio nennt ihn das heutige Italien, nannte ihn schon das Italien Dantes und Petrarcas, und diese Lautform, mit dem i in der ersten Silbe, reicht weit in das Altertum selbst hinauf. In lateinischer Sprache werden wir den Namen aussprechen, wie sein Träger selbst: Vergilius, aber in deutscher ist er uns lebendig als Virgil.

Wie das Geburtsjahr — 70 vor unserer Zeitrechnung —, so steht auch der Geburtstag fest: der 15. Oktober. Unerheblich ist, daß das Tagesdatum sich aus dem damaligen, noch in Unordnung befindlichen Kalender in den unsrigen mit keiner auch nur annähernden Genauigkeit umsetzen läßt. Bedeutsam dagegen ist die engere Heimat des Dichters. Rom selbst, die Hauptstadt, hat im gesamten Altertum auch nicht einen einzigen namhaften Dichter hervorgebracht; wie Horaz aus dem Süden der Halbinsel stammte, so Virgil aus ihrem Norden, der Lombardei. Mantua ist eine der ältesten italischen Städte, mit einer ruhmreichen Geschichte, die von der Urzeit bis zu dem heroischen Lebensende des tirolischen Freiheitskämpfers Andreas Hofer läuft. Etruskischer Adel mischte sich dort mit umbrischem Bauernstamm. Diesem gehörte der Dichter an, denn sein voller Name lautete Publius Vergilius Maro, und der Beiname, im altrömischen Namensystem für die Herkunft entscheidend, weist ihn den Umbrern zu, bei denen maro den Dorfschulzen bezeichnete. Für die Gesamtheit seines dichterischen Schaffens war die Herkunft aus altitalischem Blut entscheidend: kein Dichter lateinischer Sprache hat sich mit gleicher Hingabe des Gefühls in die Urgeschichte Italiens versenkt. Vom Schicksal dazu bestimmt, dereinst der Prophet des Weltimperiums zu werden, war er geboren in einer dörflichen Siedlung nahe bei Mantua, in bescheidenen Verhältnissen, bäuerlichen Antlitzes — wir kennen sein Porträt aus einem in der römischen Provinz Africa gefundenen Mosaik: das Gesicht unschön, knochig, mit einem leidenden Zug, die Statur hager, der vollkommene Gegensatz zu Horazens rundlichem, gesundem Gesicht, das eine Gemme zeigt, und dem untersetzten Körper mit behaglichem Bäuchlein. Keine Spur auch von seines Freundes weltmännisch gepflegtem Wesen. Unbeholfen im Verkehr mit den Großen, von lautem Beifall peinlich berührt; wenn er in der Hauptstadt, die er mied, bemerkt wurde und man mit Fingern auf ihn wies, floh er in das erste beste Haus. „Lebe in der Verborgenheit": dieser Wahlspruch Epikurs, zu dessen edler, menschenfreundlicher Philosophie er sich, wie die meisten damals, in seiner Jugend bekannte, blieb der seinige auch dann, als die großen Begebenheiten der Zeit sich ihn der religiösen Weltanschauung der Stoa nähern ließen. An äußeren Ereignissen aus seinem Leben ist nichts von irgendeinem Belang zu berichten. Aber an innerem Erleben kann es seiner auf das Seelische abgestimmten Natur nicht gefehlt haben. Solchen Spuren nachzugehen lohnt sich wohl, mögen sie sich auch nur leise seinen Werken eingeprägt haben. „Ein Dichter war ich," läßt Dante ihn sagen, als er ihm im Jenseits begegnet. Sehen wir zu, ob dies schlichte, große Wort sich an seinem Schaffen bewährte.

★

Jeder denkt bei seinem Namen zunächst an die Aeneis, das Großepos in zwölf Büchern, von denen einzelne noch in unseren Gymnasien gelesen werden. Daß zeitlich ein Lehrgedicht vom Landbau voranging und daß wieder vor diesem eine Sammlung kleiner Hirtengedichte stand, werden immerhin zahlreiche Gebildete wissen. Aber kaum jemals wird zu ihrer Kenntnis gekommen sein, daß wir einige virgilische Jugendgedichte besitzen. Und doch ist darunter ein oder das andere nicht ohne Reiz, insbesondere eines, das fast bekenntnismäßigen Charakter trägt. Wir wollen es kurz betrachten. Der Dichter mag damals in der Mitte der zwanziger Jahre seines Lebens gestanden haben. Die üblichen rhetorischen Studien lagen

Digitized by Google

hinter ihm. Sie haben ihm mit ihren Künsten geschminkter und tönender Rede keine Befriedigung gewährt. „Hinweg von mir, nichtige Salbenfläschchen der Rhetoren, einer Zunft gedunsen von Schwulst, triefend von Fett; hinweg, du nichtiges Schallbecken der Jugend." Auf diese Absage folgt eine zweite. Er war von Liebe zu schönen Knaben nicht unberührt geblieben; daher gilt sein zweites Valet der Sinnenlust. Was also nun? Nur die Philosophie Epikurs vermag dem Leben Inhalt und Sorgenfreiheit zu gewähren: „So steure ich denn meinen Lebensnachen in den Hafen der Ruhe und Glückseligkeit." Aber mit diesen zehn Verslein ist das Gedicht noch nicht zu Ende: gar viele hatten in jenen unruhigen Zeiten eine derartige Abkehr von der hohlen Modebildung und dem Sinnentaumel vollzogen, um in philosophischen Studien Inhalt und Ziel des Lebens zu suchen; ein Bekenntnis also, wie dieses, wäre kein besonderes gewesen. So folgen denn auf jene zehn Verse noch vier mit einer dritten Absage, einer ganz persönlichen, der schwersten von allen. „Hinweg ihr Musen, ja, hinweg auch ihr jetzt, süße Musen — denn ich will die Wahrheit gestehen: süß seid ihr gewesen. Und doch: gewähret meinem Liederbuche von Zeit zu Zeit noch ein Wiedersehen, aber in Züchten und selten." Ein stimmungsvolles Gedichtchen, besonders der Schluß zart ausklingend. Es gab auch eine „kecke" Muse: ihr hatte er in diesen Jugendgedichten vielfach gehuldigt; mit ihr will er also nichts mehr zu schaffen haben: nur der „züchtigen" Muse Besuche will er noch von Zeit zu Zeit empfangen. Dieses Versprechen hat er gehalten: keusch wie sein weiteres Leben war seine Poesie. Aber hat die Muse ihm auch die zweite Bitte gewährt, ihn nur „selten" zu besuchen? Wurde sie nicht ihm, dem Einsamen und Unvermählten, die Lebensgefährtin? Mag es uns, die wir nur den Dichter kennen, auch so scheinen: in Wahrheit ist doch die Philosophie seine stille Liebe geblieben; sie hat künftighin manche Seite seiner Werke geadelt.

★

Diese Jugendgedichtchen — Epigramme oder, wie das soeben betrachtete, in lyrischen Versen — weisen formell und meistens auch inhaltlich noch keinen eignen Stil auf: es sind Nachblüten einer Dichterschule der vorangegangenen Generation, deren strahlendster Stern Catull gewesen war. Es galt nun, etwas Eignes zu schaffen. Anlehnung an griechische Vorbilder war selbstverständlich: original im eigentlichen Wortsinne ist die römische Literatur nie gewesen, das Schöpferische in ihr beschränkte sich auf Umprägung des Hellenischen; diese gelang dann freilich einigen großen Schriftstellern so vollkommen, daß das Ererbte Eigenbesitz wurde. Einer der berühmtesten nachklassischen Dichter der Griechen war Theokrit gewesen (geb. um 305 v. Chr.), der Schöpfer oder doch Vollender der ‚idyllischen', d. h. der genrehaften Poesie, von der die Bucolica, Hirtengedichte, nur eine besonders ausgeprägte Art waren. Ihn erkor sich Virgil, den dreißiger Jahren seines Lebens nahe, als Vorbild. Die Wahl war nicht bloß durch die literarische Erwägung bedingt, daß diese Gattung, die von griechischen Dichtern bis in die Zeit Virgils noch immer gepflegt wurde, in römischer Poesie noch nicht vorhanden war. Es trat vielmehr ein Persönlichkeitsmoment hinzu: das ländliche Idyll mußte dem Dichter, der in seiner Heimat selbst ein kleines Gut bewirtschaftete, ein Stoff der inneren Neigung sein. Es sind zehn Gedichte in hexametrischem Versmaß, das von nun ab seine sämtlichen Werke beherrscht. Eine Anzahl dieser Gedichte darf man füglich nur als ‚Studien nach Theokrit' bezeichnen. Von ihnen gilt ein besonnenes Urteil des Altertums selbst, es sei dem Dichter nicht gelungen, die freilich unnachahmliche Süße und Natürlichkeit des Originals zu erreichen. Aber fast überall da, wo er sich freier gehen läßt, ist der Eigenwert beträchtlich. Der Dichter hat einen neuen Sprachstil geschaffen, den Horaz, auch seinen Freunden gegenüber ein offenherziger Kritiker, weich und anmutig nennt. Er hat ferner sich schon in diesen Gedichten als Meister einer künstlerischen Komposition erwiesen, indem er das Idyll bildhaft gestaltete und es gern in einen geschlossenen Rahmen stellte. Beispielsweise das erste Gedicht. Ein Hirt liegt behaglich unter dem schattigen Dache einer Buche und flötet, den Blick auf die ruhig weidende Herde gerichtet, auf seiner Schalmei. Da kommt ein andrer mit seiner Herde vorbei, der in den Wirren der Zeit durch eine rauhe Soldateska von seinem Hofe vertrieben ist. In einem Wechselgespräch preist der eine das Glück seines geruhsamen Heimatbesitzes, während der andere das Unglück beklagt, das ihn hinaus in die Fremde zu ziehen zwingt. Darüber geht der Tag zur Neige, der Arme muß weiterziehen und treibt seine Ziegen an. Da sagt der Glückliche: „Aber du könntest doch wenigstens diese Nacht hier bei mir auf dem grünen Laube ruhen; auch habe ich reife Äpfel, weiche Kastanien und frischen Käse in Menge. Und schon steigt da in der Ferne Rauch aus den Giebeln der Landhäuser, und länger fallen von den Bergen die Schatten." So schließt das Gedicht bildhaft abgerundet. Lebensfreude, leiser anklingend, und Wehmut in volleren Tönen verschlingen sich in ihm zu stimmungsvoller Einheit: solche Kontraste, wie er sie wohl selbst in seinem Innern empfand, hat er oft zum Hebel der Wirkung gemacht. Das Sentimentale meldet sich zum Wort, aber ohne ins Rührselige zu verfallen, und im Hintergrunde der genrehaften Szene ragt das Geschehnis revolutionärer Schreckniße auf. Es ist die Zeit nach der Schlacht bei Philippi (42 v. Chr.), dem Grabe des Bürgerstaates. Aufleuchtet der Stern des

Digitized by Google

neuen Herrschers, der dem Chaos ein Ende bereiten wird. „Ein Gott" — so spricht der glückliche Hirt — „hat mir diesen Frieden gegeben. Ihn sah ich in Rom, den Jüngling, dem ich zum Dank an meinem ländlichen Altar opfere. War doch er es, der mir auf meine Bitte als erster den Bescheid gab: Weidet, wie bisher, Kinder, eure Herden, ziehet Stiere zur Zucht auf." Dieser Hirt trägt die Züge des Dichters selbst, und der Jünglingsgott ist der junge Caesar Octavianus, dem er es verdankte, daß sein Gütchen nicht der Konfiskation verfallen war. — Gern führte ich dem Leser noch eines oder das andere dieser Gedichte vor, aus denen seit der Zeit der Renaissance die meisten europäischen Völker in Poesie und Malerei zahlreiche Motive entnahmen. Aber der Raum gestattet nicht längeres Verweilen, und über das weltberühmte vierte, das Heilandsgedicht, ist den Lesern der Monatshefte von dem Verfasser dieser Zeilen unlängst berichtet worden.

★

Dieser Cyklus von Gedichten, die in den Jahren 42—39 zunächst einzeln bekannt wurden, begründete seinen Ruhm. Die Großen des Reichs wurden auf ihn aufmerksam, vor allem Maecenas, der Vertraute des Caesar. Poesie bedeutete damals viel: bei dem Fehlen einer eigentlichen Presse wurde sie ein Echo der patriotischen Stimmung und ein Instrument der Führer zur Verwirklichung ihrer nationalen Pläne. Der Dichter ein Mahner und Erzieher seines Volkes: das war eine schöne, von dem Hellenentum der großen Zeit geprägte, der Antike dauernd verbliebene Vorstellung. In Virgil und dem fünf Jahre jüngeren Horaz erkannte Maecenas die aufstrebenden Talente, die dazu berufen schienen, Herolde einer nationalen Wiedergeburt zu werden. Virgil spricht es selbst aus, er habe sein zweites Werk, die Georgica, vier Bücher vom Landbau, die er dem Maecenas widmete, auf dessen „Befehl" gedichtet. Das ist nicht wörtlich zu nehmen: der Dichter brauchte nur auf die Stimme seines eignen Herzens zu lauschen, aber der hochgesinnte und mächtige Gönner, dem er die Mittel zu einem sorgenfreien Leben verdankte, förderte einen dichterischen Plan, von dem er sich große Wirkung versprach.

Italiens Fluren lagen verödet, die Kraft des Bauernstandes war gebrochen. Die Wiedergeburt mußte mit der friedlichen Arbeit des Landmanns beginnen, durch die einst Rom erstarkt war. Politik verband sich mit Romantik; was der Staatsmann durch reale Mittel erstrebte, spiegelte sich in der Phantasie des Dichters, der die Wirklichkeit in das Reich der Idee erhob. Im Jahre 37 begann er mit dem Werke, auf dessen Vollendung er, seiner Gewohnheit gemäß langsam arbeitend, nachdenklich und von Stimmungen abhängig, acht Jahre verwandte. Diese Jahre haben zu den schicksalschwersten der römischen Geschichte überhaupt gehört, ja man darf sie als eine weltgeschichtliche Krisenzeit bezeichnen: der sich vorbereitende und in der Schlacht bei Actium (31) gipfelnde Entscheidungskampf zwischen Caesar Octavianus und Marcus Antonius ging um die Hegemonie des Westens oder des Ostens, Europas oder Asiens. Finster und blutgetränkt öffnet sich in großartigen Bildern des virgilschen Gedichts der Abgrund vor den Augen des Lesers, aber leuchtend erstrahlt in der Nacht der Stern des julischen Geschlechts, dessen nahenden Triumph der Dichter im Verlauf seines Werkes künden darf. „Arbeite und bete" könnte man den Wahlspruch dieses Gedichtes nennen, denn auch Frömmigkeit liegt über ihm gebreitet: von einem machtvollen Gebet wird es eröffnet, und die Mahnung einer Abkehr vom materiellen Genußleben der entgötterten Welt, einer Rückkehr zum Glauben der Väter erklingt gelegentlich in weihevoll religiösen Tönen. Als Ganzes betrachtet gehört das Werk in die Kategorie des sogenannten ‚Lehrgedichts': es werden Vorschriften über Ackerbau, Baumkultur, Viehzucht und Bienenpflege gegeben, weniger auf Grund eigner Erfahrung, als aus Büchern, griechischen und lateinischen, die es darüber in großer Zahl gab. Für die Kunst poetischer Gestaltung des spröden Materials hatte er in dem philosophischen Lehrgedicht des Lucrez, der gestorben war, als Virgil aus den Knabenjahren ins Jünglingsalter trat, ein hochbedeutendes Vorbild. Aber nur angeborene Liebe zur Aufgabe ermöglichte ihm die Beseelung des Stoffs: „Der Musen heiliges Gerät trage ich, von gewaltiger Liebe durchschüttert." Mit farbenprächtigen Naturgemälden, etwa eines Gewittersturms, wechselt reizende Miniaturmalerei, z. B. Bauer und Bäuerin am winterlichen Herdfeuer: „Er durchwacht die späte Winternacht und spitzt bei Fackellicht Kienholz mit scharfem Messer. Dieweil läßt die Gattin, sich die lange Arbeit mit Singen tröstend, den surrenden Kamm durch den Aufzug des Gewebes laufen, oder sie kocht süßen Most auf dem Herdfeuer und füllt mit Blättern den Schaum aus dem zitternden Kessel ab." Auch das Tierleben weiß er liebevoll zu zeichnen. Wenn es regnen will, „schnuppert die Färse, den Kopf gen Himmel hebend, mit offnen Nüstern die Lüfte; die zwitschernde Schwalbe umfliegt den See, und im Sumpfe singen die Frösche ihr altes Klagelied; die Krähe aber, die böse, ruft mit voller Stimme den Regen und spaziert einsam und allein, auf und ab im trocknen Sande". Das Dolce des Stils ist die Dominante, das Maestoso, das dereinst dem Epos sein Gepräge geben sollte, kündet sich jedoch in affektvollen Abschnitten bereits an. Alles in allem: ein kerngesundes Werk, die zugleich kraftvollste und lieblichste Huldigung für Altitaliens Land und Leuten.

Digitized by Google

Im Jahre 29 v. Chr. kehrte Caesar Octavianus vierunddreißigjährig als Sieger über Antonius zurück; die Herrschaft des Westens über den Osten war für Jahrhunderte besiegelt. Unerhörte Ehrungen waren für seinen Empfang in Rom vorgesehen, darunter ein dreitägiger Triumph im Hochsommer. Eine Unpäßlichkeit zwang ihn einige Tage in einer italischen Landstadt zu verweilen. Dort trug ihm der Dichter, beim Vorlesen sich mit Maecenas ablösend, das eben vollendete Werk vor, ein leiser Auftakt zu den bevorstehenden rauschenden Feiern. Noch ganz zuletzt hatte er dem dritten Buche des Gedichts, unter dem Eindruck der Vorbereitungen zu dem Triumphe, ein schwungvolles Prooemium vorangeschickt, das in die Worte ausklang: „Bald werde ich mich gürten, die flammenden Schlachten des Caesar zu künden." Scheinbar die Ankündigung eines kriegerischen Epos mit dem Caesar als Helden im Mittelpunkt. Aber sein poetisches Gewissen war sehr geschärft: kein großer Dichter des Altertums hat die Wirklichkeit porträtiert, sondern ihr farbiges Abbild künstlerisch gezeichnet. Geschehnisse zu berichten war Aufgabe des Geschichtschreibers, der Dichter mußte sie von der Gegenständlichkeit abrücken und ihnen einen ideellen Hintergrund geben. So steigt denn schon in jenem Prooemium ein verheißungsvoller Name auf: Troja und die trojanische Ahnenreihe des Caesar.

★

Unmittelbar nach dem Triumph schloß der Herrscher die Tore des Janustempels, die seit Jahrhunderten als Symbol andauernder Kriege offen gestanden hatten. Durch diese feierliche Handlung brachte er zum Ausdruck, daß er ein Regiment des Friedens zu errichten gewillt sei. Die Pax Augusta — den Namen Augustus nahm er zwei Jahre darauf (27 v. Chr.) an — senkte sich als schönstes Gnadengeschenk auf die unselige Welt. Es begann die schwere Arbeit des Wiederaufbaus, neues Leben sollte aus den Ruinen blühen, der alte Dämon gebannt und die Erinnerung an das Grauen begraben sein. Trägerin dieser Zeitstimmung wurde die Aeneis. Ihr war es beschieden, das berühmteste Dichtwerk in lateinischer Zunge zu werden. An ihr lernte der römische Knabe lesen und schreiben. Sie wurde die weltliche Bibel für die lateinische Hälfte des Imperiums, die Trägerin und Hüterin der Idee des mittelalterlichen Kaisertums, und Teile aus ihr wurden, nur mit veränderter Versfolge, zu christlichen Epen zusammengeflickt. An universalgeschichtlicher Bedeutung läßt sich innerhalb des abendländischen Kulturkreises dem zeitlichen und räumlichen Siegeslaufe dieses Werkes nur der „Gottesstaat" des Augustinus an die Seite stellen, und dieser Große im Reich des Geistes verehrte in dem Dichter einen der Wegebereiter und Vorverkünder Christi. Die Mitwelt flocht ihm einen echteren Kranz: den Kranz des nationalen Dichters. Versuchen wir das Eigenartige nachzufühlen, das für das Rom des Augustus in diesem schlichten und hohen Begriff beschlossen war.

★

Die Nation hatte sich verloren, in den ungeheuren Revolutionen eines Jahrhunderts war das alte, große Römertum zugrunde gegangen, es herrschte eine Art von Weltuntergangsstimmung. Gab es noch eine Möglichkeit der Rettung aus dem Chaos? Wiedergeburt an Haupt und Gliedern, Erneuerung an Geist und Seele war die Losung. Aber durch welche Mittel? Die Antwort der Besten lautete: Rückkehr zum Alten, das uns einst hat groß und stark werden lassen. Wir müssen wieder fromm werden wie unsere Ahnen, echt und rein und treu wie sie, müssen ihre virtus, Mannestugend, und ihre mores, Gesittung, wieder erringen. Wir stehen an einer Zeitwende. Nun denn, beginnen wir den Kreis, der sich soeben geschlossen hat, von neuem; besinnen wir uns auf das was wir waren, um zu werden, wozu uns das Schicksal berufen hat. Denn auf den Blättern unserer Prophetin, der Sibylle, steht geschrieben: einen Weg der Leiden wirst du wandern müssen, Roma, aber so du dem Unglück die Stirn bietest, wirst du es überwinden und ewig sein und Herrin der Welt. So dachten, so sprachen die Besten der Nation. Aber nun eine zweite Frage: wer wird der Retter sein? Hören wir die Stimme des Volkes. Caesar Augustus, dein Geschlecht, das julische, ist mit der Vorgeschichte der Stadt unlösbar verbunden. Denn Aeneas, der Sohn des Anchises und der Venus, hat die Penaten, die Götterbildnisse unseres Staates und unseres Herdes, aus dem Brande Trojas nach Latium gerettet. Er ist unser aller Urahn und durch seinen Sohn Julus der deinige insbesonders. Auf dich, Caesar, als Retter in der Not weisen die Sprüche der Sibylle, unserer Prophetin. Folge der Berufung, laß, ein zweiter Romulus, in deinem neuen Rom das alte wiedererstehen.

Dieser Sehnsucht nach Erneuerung der Nation, diesem Glauben, daß der Kaiser im Bilde seines trojanischen Urahns der Bringer des Heils sein werde, gab die Aeneis Ausdruck: sie ist national und augusteisch, denn beides ist eins, da Augustus die Nation verkörperte. So verflechten sich Vorzeit und Gegenwart romantisch ineinandergeschaut zu einem Traumbilde, an dessen Wesenhaftigkeit zu glauben versuchen muß, wer die Wirkung des Gedichts nacherleben will. Schicksalhaft vollzieht sich die Handlung, Zeichen und Wunder begleiten sie von dem Augenblicke an, da Aeneas die brennende Stadt verläßt, den Vater, der die kleinen Penatenbildnisse trägt, auf den Schultern, den Sohn Julus an der Hand. Götterhuld

Digitized by Google

und Götterfeindschaft schützt oder verfolgt ihn auf den Stationen seiner Fahrt, die ihn auch das Totenreich betreten läßt — eine römische Odyssee. In Latium, dem Lande der Verheißung angelangt, hat er Kämpfe über Kämpfe mit den eingeborenen Volksstämmen zu bestehen — eine römische Ilias. Alle Fährnisse überwindet er, der Fromme, durch den Glauben an seine Mission: ‚berufen bist du zum Stammvater eines Volkes, dem der Göttervater selbst die Weltherrschaft, nach Raum und Zeit unbegrenzt, verheißen hat.' Durch sinnreiche Erfindungen läßt ihn der Dichter an Höhepunkten der Handlung den fernen Erben der Verheißung visionär erschauen, Augustus, den Heiland, den Bringer des goldenen Zeitalters. So ist die Aeneis zeitbedingt, da sie einer Idee Ausdruck gab, deren Werden nur aus dem Rom des Augustus verständlich ist; überzeitlich, insofern sie durchwaltet wird von dem Glauben an die Ewigkeit der Stadt, der Roma aeterna, von der Vorzeit über die Gegenwart in alle Zukunft.

★

Das römische Epos ist — das werden dem Leser auch diese Andeutungen gezeigt haben — von dem griechischen durch Vorstellungswelten, unüberbrückbare, getrennt, mag es auch noch so stark von diesem in allem Poetischen bedingt, Virgil ohne Homer unvorstellbar sein. Aber gerade weil er sich dieser Abhängigkeit mit einer an Scheu grenzenden Ehrfurcht bewußt war, wies er Werturteile von Schmeichlern, die ihn dem Großen anglichen, verlegen, ja entrüstet zurück und ließ sich durch den Tadel Mißgünstiger, die ihm „Diebstähle" vorhielten, nicht beirren: „Versucht doch," sagte er, „auf gleiche Art zu stehlen; ihr werdet zur Einsicht kommen, daß es leichter ist, Hercules die Keule als Homer einen Vers zu entwenden." In der Tat fordert und verträgt die Aeneis eine absolute Wertung aus sich selbst. Die Sprache glanzvoll ohne aufdringlichen Prunk, kühn ohne Verwegenheit, neu und doch geadelt durch maßvolle Altertümlichkeit, die sich dem Vergangenheitsstoff wundervoll anschmiegt. Der Stil pathetisch, aber das Pathos beseelt durch gefühlsmäßiges Ethos; über manchen Abschnitten liegt eine sakrale Weihe, ja eine tiefe religiöse Feierlichkeit. Der Vers — um es mit Schillers Worten zu sagen — von einer „ganz eigenen magischen Gewalt, die uns hinreißt"; er ist Träger des jeweiligen Gedankengehalts: wogende Rhythmen malen die Erregung, gravitätische die Kraft, schmelzende die Sehnsucht oder die Klage. Die Komposition ergeht sich nicht in aneinandergereihten Teilhandlungen, sondern ist nach wohldurchdachtem Plan gestrafft, auf das Architektonische angelegt, nicht selten zu dramatischer Wirkung gesteigert. Dies alles — Sprache, Stil, Komposition — zielt ab auf Erhabenheit, auf jene Maniera grande, die den Kunstschöpfungen des Michelangelo eigen ist. Aber die Wahrheit gebietet, auch ein Negatives auszusprechen: er versagt in der Charakteristik der Personen. Dies war zum Teil bedingt durch die Grenzen der Gestaltungskraft des Dichters, vor allem jedoch durch die Legende selbst, an die er traditionell gebunden war. Sie war recht ärmlich, von Gelehrten künstlich und widerspruchsvoll ersonnen. Ihre blutleeren Schemen ließen sich nicht zu saftstrotzender Wesenhaftigkeit formen wie die Helden des hellenischen und des germanischen Mythos, in deren Adern Götterblut pulst, die nicht gemacht, sondern gewachsen waren, höchste Exponenten unerhörter Lebenskraft jugendlicher Völker. Einprägsam von allen Gestalten der Aeneis ist wohl nur eine: Dido, und sie war, bezeichnend genug, der legendarischen Konstruktion ursprünglich fremd. Freilich lieh sich der Dichter, um sie zu einer tragischen Gestalt zu formen, die Farben von hoher hellenischer Dichtung. Aber es erhebt sich ein großer geschichtlicher Hintergrund des Dramas: Rom und Karthago. Unvergeßlich der Fluch, den die Königin, das Schwert in der Brust, dem treulosen, aber einer höheren Pflicht gehorsamen Aeneas nachsendet:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor
„Ein Rächer soll aus meinem Staub erstehn."

★

Als 51jähriger begab sich Virgil auf eine Reise nach Griechenland mit dem Vorsatz, drei Jahre auf die Vollendung der nach zehnjähriger Arbeit noch unfertigen Aeneis zu verwenden; für den Rest seines Lebens wollte er sich ausschließlich philosophischen Studien widmen. Gleich zu Beginn der Reise, in Athen, begegnete er dem Augustus, mit dem er umkehrte. Bei der Besichtigung der alten Griechenstadt Megara zog er sich durch die Sonnenglut ein Fieber zu, dem er bald darauf, nach der Überfahrt über die Meerenge von Otranto, in Brindisi erlag. In seiner Todesstunde verlangte er unablässig, man solle ihm die Niederschrift der Aeneis zum Verbrennen reichen. Keiner erfüllte ihm den Wunsch. Da vermachte er seine Schriften einem älteren Freunde, der auch Dichter war, mit der Bestimmung nichts herauszugeben was nicht von ihm selbst veröffentlicht sei. Hier griff Augustus ein: auf seine Veranlassung gab jener Freund die Aeneis heraus, unvollendet wie sie war. Ein Akt der Eigenmächtigkeit. Er verletzte ein dem Dichter heiliges Gefühl, „die Scham vor den Musen" — und rettete seinem Volke ein nationales Besitztum, darüber hinaus den lateinisch und romanisch redenden Völkern des Mittelalters ein Vorbild sprachschöpferischen Gestaltens und monumentaler Gedankenprägung. Zeit- und artgebunden also —: der Menschheit Ewigkeitsbesitz war und blieb Homer.

Digitized by Google

Übersetzungsproben

Es folgen eine Übersetzungsprobe aus den Georgica, zwei aus der Aeneis. Auf den Versuch einer Nachbildung des originalen Versmaßes wurde verzichtet, da der deutsche Hexameter, wie Schiller in der „Vorerinnerung" seiner Übersetzung des II. und IV. Buches der Aeneis sagt, nicht „diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Übersetzer zur Pflicht macht". Schillers Übersetzung in Stanzen ist poetisch so vollkommen, daß sie sich einer ebenbürtigen Nachfolge entzieht. U. von Wilamowitz hat einen Abschnitt der Georgica in Jamben übersetzt (Reden und Vorträge, 1901; 4. Aufl. 1925). Nach diesem Vorbilde folgt in der ersten Probe ein anderer Abschnitt des Gedichtes.

Landleben

Der Bauer furcht jahraus, jahrein die Erde,
Am Pflug gebückt; so sorgt er für die Heimat,
Für Weib und Kind und seine treuen Herden.
Und unablässig mehret sich sein Vieh
Und strotzen segensschwer Obstbaum und Garben,
Daß der Ertrag der Speicher Tore sprengt.
Der Winter kommt: dann preßt er die Olive,
Sieht seine Säue, fett von Mast der Eicheln
Und Beeren, aus dem Walde wiederkehren.
Der Herbst beut reiches Obst, und hoch am Berge
Reift unter Sonnenstrahlen mild der Wein.
Derweilen hängen ihm die süßen Kinder
Am Hals, er herzt und küßt sie; schamhaft hütet
Die Gattin Haus und Herd; den Kühen hängt
Milchschwer das Euter; fette Zicklein stoßen
Mit ihren Hörnern sich auf grüner Wiese.
Er selber strecket sich am Feiertage
Im Gras, und um das Feuer des Altars
Geschart bekränzt den Weinkrug das Gesinde;
Dich, Gott der Kelter, ladet er zur Spende
Und setzt den Hirten Siegesprämien aus:
Sie zielen mit dem Speer nach einer Ulme
Und ringen Leib an Leib mit Bauernkraft. —
So war das Leben weiland der Sabiner,
Des Romulus und seines Bruders; so
Erwuchs vormals die Kraft Etruriens,
Ward Roma Allerherrlichste der Welt,
Die eine Stadt im Kranz der sieben Berge.
So lebte, da noch Jupiter nicht herrschte,
Bevor noch ein Geschlecht gottloser Menschen
Die Rinder sich zum Mahle schlachtete,
Saturn ein goldnes Leben auf der Erden.
Noch dröhnte nicht der Kriegsdrommete Schmettern.
Der Amboß hämmerte kein Eisenschwert.

Aeneas' Wiedersehen mit Dido im Jenseits

Vereint mit diesen irrte durch die Weite
Des Waldes Dido die Karthagerin
Mit offner Wunde. Kaum stand ihr zur Seite
Aeneas und erkannte sie im Schatten —
Nur dunkel, wie man wohl nach Monats Anfang
Sieht oder doch vermeint zu sehen Luna,
Wenn sie emporsteigt in dem Flor der Wolken —,
Sprach weinend er ein süßes Liebeswort:
„Arme Dido, ach, so ist es Wahrheit:
Hin bist du, von eigner Hand gefallen,
Mein die Schuld, daß in den Tod du gingst.
Schwören aber darf ich's bei den Göttern,
Bei den Sternen, und so wahr die Eide
Auch hienieden gelten in der Tiefe:
Schwer ward mir das Scheiden, Königin.
Götterwille trieb mich streng von dannen,
Wie er jetzo mich den Weg des Todes
Wandern heißt durch nächtig dumpfe Grüfte.
Nimmer hätt' ich doch auch ahnen können,
Daß mein Scheiden bräche dir das Herz. —
Bleib', o flieh' nicht meinen Blick. Ich bin es:
Meiden willst du mich? Des Schicksals Gnade
Gönnet mir mit dir ein letztes Wort."
Durch solche Rede wollt' er sänftigen
Den starren Trutz, der ihr im Busen glomm.
Ihm flossen Tränen: sie hielt abgewendet
Die Wimpern stier am Boden, und ihr Antlitz
Blieb bei den Worten regungslos wie Marmor
Von Paros' Felsen oder wie Granit.
Jetzt raffte sie sich auf und floh, ihm gram,
Von hinnen in den schattendunklen Hag,
Allwo Sychaeus, weiland ihr Gemahl,
Ihr Treue hielt und Liebe gab um Liebe.
Aeneas folgte, von dem harten Lose
Erschüttert, weithin ihr mit nassem Blick.

Aus dem Tartarus

Es funkeln zum Fest an hohen Divanen
Güldene Lehnen; schon stehet gerüstet
Mit Königsgepränge das Mahl vor dem Munde:
Da lagert zu Tisch sich der Furien älk'ste,
Sie wehrt, nach den Speisen mit Händen zu haschen,
Sie hebt sich, sie schwingt die Fackel empor,
Es erdonnert ihr Mund. —
Wer gehaßt den Bruder im irdischen Leben;
Geschlagen die Eltern; betrogen den Schützling;
Und alle die Scharen, die einsam gebrütet
Auf Gütern des Glücks und den Lieben die Hilfe
Verwehrt in der Not; wer erschlagen ob Eh'bruchs;
Rebellisch gebrochen den Herren die Treue:
Sie alle harren im Kerker der Strafe,
O frage nicht welcher, noch welches Gericht
Zur Pein sie begrub. —
Die wälzen hinauf den wuchtigen Fels;
Die hangen gespannt auf Speichen von Rädern;
In Ewigkeit sitzt der unselige Theseus;
Durch Schatten schallen des Phlegyas Rufe:
Zur Mahnung für alle bekennet der Ärmste
„Wandelt, gewarnt, gerecht vor den Menschen,
Gottfürchtigen Sinns!" —
Für Gold verkaufte das Reich ein Tyrann,
Er gab, hob auf Gesetze für Gold;
Der drang in der Tochter Gemach zum Genuß
Verbot'ner Verbindung: was jeder gewagt
In sündlichem Wunsch, ein jeder gewann's.
Wenn hart mir wie Stahl hallte die Stimme
Aus hundert der Kehlen, von hundert der Zungen,
Nicht könnt' ich fassen die Formen der Frevel,
Nicht nennen dir alle Namen der Not.

Digitized by Google

Die „Jahreszeiten" des Lucas van Valckenborch

Von Prof. Dr. Karl Toth

Ein rüstiges Fachwerkhaus, hingelagert auf fettem Boden und Wohnung von Tieren und Menschen zugleich. Davor knarrt ein mächtiger Eichentisch unter der Last der Speisen und den Ellbogen der bäuerlichen Zecher, grölend schwenkt ein massiger Kerl die leere Weinkanne nach neuem Stoff, einem andern ist gar das Glas für seinen Durst zu klein geworden, während nebenan trunkenes Liebesgeflüster und die näselnde Lockung eines Dudelsacks ins Ohr der schmucken Dirne schmeichelt, deren Liebster über der Platte schnarchend längst die Waffen vor dem trinkfesteren Nebenbuhler hat strecken müssen. Und selbst die keifende Alte, die mit Schlüsselgeklirr und drohend geschwungenem Klöppel über ihren Taddädel von Ehegespons am Tische hereinbricht, wirkt komisch genug, um die maulsperrende Heiterkeit des feisten Wirtes im Vordergrunde zu lösen. Ringsum aber drängt gesegnete Natur mit geruhsam pickenden Hühnern und Früchten des Feldbaus an die Wirtschaft heran, zieht den schützenden Kreis von Busch und Baum um die Wohnung der Menschen und verdämmert jenseits eines behäbigen Dorfkirchleins in den Schatten des Feierabends.

Glückliches Land und glückliche Zeit, da auch der Bauer sein Sonntagshuhn sorgenlos im Topfe hatte. Schlaraffenland? Als Hans Sachs den Schwank dieses Namens seinen Volksgenossen zum Leckerbissen hinreichte, lag trotz Glaubenswirren und Bauernkriegen noch immer eine so selbstgewisse Kultur über alles deutsche Land gebreitet, daß fremde Beobachter wie der Franzose Montaigne mit dem demütigenden Bewußtsein heimischer Rückständigkeit von Reisen über Rhein nach Hause kehrten. Und die Niederlande, als bevorzugtes Glied des Deutschen Reiches von der besonderen Liebe Kaiser Karls V. gefördert, waren zu jener Fülle des Wohlstandes emporgestiegen, die sie bald befähigen sollte, den Freiheitskampf gegen die Söldlinge Philipps II. von Spanien zum guten Ende zu führen. So mochte es denn nur als Austausch von einem deutschen Stamme zum andern wirken, wenn etwa flämische Wanderkünstler nach Art der Malerdynastie Valckenborch aus Mecheln die derbe Lebenslust und Naturfreude ihres Meisters, des Bauern-Brueghel, ins Reich verpflanzten, ein Lucas van Valckenborch gar als Hofmaler des Erzherzogs Matthias,

Bauernschenke. Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch. Wien, Staatliche Galerie

Digitized by Google

Frühling. Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch
Wien, Staatliche Galerie

Digitized by Google

Sommer. Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch. Wien, Staatliche Galerie

des zeitweiligen Statthalters in Brüssel (1578—81), niederfränkischen Reichtum der Daseinsformen bis an den Fuß der Alpen trug. Hier, am Hoflager des Habsburgers in Linz, ist um 1585 aus heimischer Erinnerung des Künstlers und Eindrücken des rheinischen und österreichischen Landes auch der heiter bewegte Gemäldezyklus der „vier Jahreszeiten“ hervorgewachsen, der bis heute in der Wiener Staatsgalerie neben den Prunkstücken der großen niederländischen Malerei seine lebensprühende Eigenart siegreich behauptet hat.

★

Mit großem Herrenleben im Freien setzt der „Frühling“ ein. Eine Hofgesellschaft

Digitized by Google

hat sich auf dämmergrüner Lichtung zu ungezwungener Gasterei niedergelassen, und zwanglos und dennoch fast respektvoll ordnet sich die Natur der Bewegung der Menschen unter. Der Vordergrund gehört den Blumen und den Frauen. Blumen allenthalben, über das schüchterne Grün des Waldbodens hingestreut, aus der seidenen Schürze des Mägdleins hervorquellend, das mit putzigem Eifer am liebsten den ganzen Lenz zwischen seinen Ärmchen zusammengefangen hätte, im Schoße der glänzenden Damen versammelt, deren liebreizendes Mienenspiel selbst wie Blütenneigen aus den spanischen Krausen hervorschwankt, während ihre hurtigen Finger die farbigen Sterne zum Kranze zusammenfügen. Wem wird der duftige Frühlingsgruß zuletzt aufs Haupt sinken? Dem Kavalier, der kein Bedenken hat, sich in vollendeter Hoftracht der Schönsten zu Füßen hinzustrecken, oder dem Narren, dessen mephistophelischer Witz dem Seladon mißtönig in die Quere kommt? Denn um nichts anderes als die Liebe geht das Wortgefecht zwischen den ungleichen Gegnern, und der Sieger wird seinen Lohn haben, mag er immerhin nur der Hofnarr sein. — Im Mittelgrunde schwillt Waldgeruch und Menschenlust zu vielstimmiger Symphonie. Vergessen harrt das reinlich gebreitete Mahl der sonst so bereiten Feinschmecker, kaum daß einer der Gäste mit lässiger Hand nach dem Humpen greift, den ein herzueilender Page mit rötlichem Labsal gefüllt hat. Gesang hält die zierlichen Gruppen gefangen, darein Mann und Weib, eng aneinandergeschmiegt, ihr Lenzgefühl verhauchen, eine Vierfalt von Bläsern gibt darüber den Takt an, und die zahlreiche Hörerschaft ist im weiten Halbkreis bis an den Waldsaum gewichen, um den süßen Wohllaut der Musik in Verzücktheit, Liebesgeflüster und vieldeutiger Gebärde zu mimen. Der freie Raum inmitten aber gibt einem jungen Paar Gelegenheit, Hut und Seidentüchlein in Händen, mit gemessener Anmut zur Pavane anzutreten. Dahinter endlich lockt silbergrünes Geheimnis der unberührten Natur und verzittert die hastige Bewegung einer Reitkumpanei in den Tiefen des Waldes. Wunderbar, wie es dem Künstler gelingt, den Zwang der spanisch-französischen Hofsitte mit dem losen, wenn auch stark nachgedunkelten Wechselspiel von Stämmen und Laubwerk zur Harmonie zu einen, und selbst der moderne Beschauer, der es vorzieht, den fesselnden Rhythmus leichtgewandeter Leiber in sonnenschwangerer Landschaft zu verfolgen, wird sich der altväterischen Grazie des Ganzen kaum entziehen können.

★

Dem gedämpften Zauber eben erst erwachter Natur und höfisch abgewogenen Genusses tritt der „Sommer" mit einer Fülle des Lichtes und goldenem Segen der Feldarbeit gegenüber. Wiederum beherrscht eine reichbewegte Gruppe den Vordergrund, diesmal Bauern bei der Mittagsatzung, deren schmatzendes Wohlbehagen sich hinter einem Wall von Lebensmitteln und um eine mächtige Suppenschüssel zusammengefunden hat, während Verspätete, die Sense über der Schulter und um ihren Anteil besorgt, herbeieilen, ein Taugenichts gar sich abseits im Schatten eines Felsens eigensüchtig an einem weitgebauchten Weinkruge gütlich tut. Nicht alle aber sind der Leibesnotdurft in gleichem Maße untertan. Dort, wo drei stämmige Eichbäume die Landschaft kräftig gliedern, hämmert ein Eifriger sorgsam an seiner Sense herum, von einem Arbeitsgenossen wohlmeinend beraten, ein anderer hat sich von der Lust des Schnittes nicht losreißen können und sichelt unbekümmert das Gewoge der Ähren und Mohnblumen entlang, und der Grundherr, hochbefriedigt vom Werke des Vormittags, schreitet mit Jagdspieß und Hund dem Walde zu, ohne sonderlich der um seine Wegzehrung besorgten Hausfrau zu achten. Vollends in den Hintergrund hat die Arbeitspause noch kaum hineingegriffen. Hochgetürmt schwankt da ein Getreidewagen der Scheune zu, Garbenbinderinnen richten die goldene Fracht zur nächsten Fuhre her, und der majestätische Birnbaum ganz hinten in Angers Mitte ist so üppig mit süßer Frucht beladen, daß er die Erntenden gar nicht aus seinem Banne läßt.

★

Den wechselreichen Möglichkeiten des Herbstes hat der Künstler gleich zwei Werke gewidmet, von deren sorgloser Bewegung die drei folgenden Ausschnitte köstliches Zeugnis geben.

Hier hat sich Bürger- und Bauerntum zu anderer Vergnügung zusammengefunden. Zwar die Wohlgeborenen, worunter ein prächtiger Wams und der steile Hut gar einen Hochgeborenen erraten läßt, halten sich, wenn auch als interessierte Zuschauer, fein säuberlich zur Seite. Aber vor ihnen stampft und dröhnt auf sonnendurchtränkter Tenne zu gröhlendem Jauchzen und dem Genäsel eines Dudelsacks eine ausgelassene Villanelle des Landvolkes, daß die Schöße und Röcke der Männlein und Weiblein fliegen und goldener Sonnenstaub um die Köpfe wallt. Selbst den Schankburschen neben seinem Weinfaß hat der Tanzteufel ins Genick geschlagen, den Rhythmus schon im Beine, zerrt er ein halb widerstrebendes Frauenzimmer vom Boden auf, um dem tollen Reigen beizuspringen. Schmunzelnd und die Hand lässig am Degenknauf, wohnt eine gestrenge Stadtvogtei dem Dideldum bei, ohne den Rest der Kumpanei eines Amtsblickes zu würdigen. Denn der sitzt bei vollen Krügen um eine lange Tafel gereiht, weinseliges Geflüster, Lachen und griffiger Spaß ziehen die Mäuler auseinander, der Wirt hat nicht Hände genug, das hurtig geleerte Geschirr

Digitized by Google

Herbſt. Ausſchnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch. Wien, Staatliche Galerie

Digitized by Google

Herbst. Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch. Wien, Staatliche Galerie

von neuem zu füllen, und vergebens bemüht sich eine ordnungsliebende Bauernfrau selbst mit Aufgebot ihres putzigen Steckenpferdreiters von Jungen, den Vater der gefährlichen Lockung zu entziehen. Da ist schon das Bäuerlein in grünem Wams und roten Hosen ein anderer Kerl, zum Entzücken von Gattin und Kind tritt er gar mit einem Stadtherrn auf gestochener Bahn zum Passeboule an und wird den Schuß zum Ärger des wohlgeborenen Partners gewinnen.

Hat solcherart das eine Herbstbild des Meisters die Sonntagslust eines glücklichen Volkes mit Heiterkeit belauscht, so führt das andere mitten in Beschwerde und Seligkeit des Winzerlebens hinein, wie sie das Auge des Künstlers irgendwo am Rhein unzählige Male eingesogen haben mag. Der erste Ausschnitt wimmelt von geschäftiger Zurüstung der Obst- und Traubenernte, im Hintergrunde gehen Fässer und Kufen von duftendem Segen der Äpfel über, rüstige Burschen geben den Gebinden die letzte Ruhe und weit geöffnet harrt das Pressehaus der köstlichen Ladung. Küfer auch sind im Mittelgrunde mit Dauben und Reifen am Werke, um das dauerhafte Gehäuse für den dunkel wallenden Traubenmost zu bereiten, der, von einem Mitfahrer sorgsam behütet, auf ächzendem Karren soeben zur Fenz des Gehöftes hereinschwankt. Warmes Gold eines trächtigen Herbsttages hängt um das leise gilbende Blätterwerk von Fruchtbäumen und Gebüsch, die Erde lächelt wie nach der Befreiung, und Mensch und Natur fließen in einen Akkord des Friedens zusammen. — Überschwang der

Digitized by Google

Herbst. Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch. Wien, Staatliche Galerie

Ernte und des Genusses wiederum gibt dem zweiten Ausschnitt das Gepräge. Da buckeln sich ein munteres Flüßchen entlang die grüngoldenen Riede um stattlichen Wohnsitz der Grundherren, lustig nicken die Sonnentücher der Winzerinnen hügelauf und -ab, ein Hüter taumelt, noch halb benommen vom Dunst der kochenden Reben, über den Gartensteg der drallen Dirne nach, die sich seiner täppischen Liebkosung leichtfüßig entzogen hat. Am Hügelabhang dann schlingt ein gewaltiger Bottich die Gottesgabe in Haufen ein, während zwei stämmige Kerle mit bloßen Beinen darin herumwirtschaften und ein dicker Strahl schäumenden Mostes die Zuber füllt, um sich zuletzt in bereitgerollte Kufen zu ergießen.

Digitized by Google

Winterlandschaft. Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas van Valckenborch Wien, Staatliche Galerie

Auch Amateure haben es sich nicht nehmen lassen, das schöne Fest des Arbeitsjahres in kindlicher Fröhlichkeit zu teilen. Da lagert eine vornehme Gesellschaft in malerischem Felsengarten am Steilrande des Flüßchens, der bequemste Steinblock ist zum Tischleindeckdich geworden, auf dem eine Dame mit Hingebung einen gewaltigen Braten tranchiert, eine andere ist stolz darauf, höchsteigenhändig gepflückte Trauben zur Lustbarkeit beizutragen, während eben gewonnener Rebensaft in Humpen und Pokalen quillt und hüpfender Fiedelklang Rede und Gegenrede beflügelt. Was Wunder, daß selbst das preziöse Paar zur Linken sich dem Zauber des Augenblicks nicht entziehen kann, ja daß die hausbackene Bürgersfrau ganz abseits unter dem Weißdornbusch von ihrem sorgsam gepackten Korbe lassen muß, um dem schon etwas angesäuselten Gatten an den Sitz der Ausschweifung zu folgen. Wie ein Gott der Trunkenheit aber, schwer an Gliedern und Farben, liegt ein massiger Bursche im Vordergrund von der Last des Genusses hingestreckt und setzt das lebensprühende Bild geruhsam gegen den Beschauer ab.

★

Die letzten Blätter sind gefallen und verweht, und Winterstürme und Tanz der Flocken haben die Menschen in ihren engen Siedlungen zusammengedrängt. Türme und Dächer ziehen die Schneekappe fröstelnd über die Ohren, die Straße ist eine schimmernde Bahn, und mühsam schleppen die Pferde ganze Karren voll Heizvorrat in die Häuser der Reichen, während die Dürftigen unter der Last mageren Klaubholzes vorüberkeuchen. Doch mit nichten hat der Winter alle kecke Lust des Daseins ertötet. Der Bäckerladen zur Rechten prangt und duftet wie nur je in der Zeit des Überflusses, atemlose Schlittenjagd flitzt mit Schellenklirren durch die Gassen, und die Schneeballschlacht der flüggen Gassenjugend tobt mit dem Wirbel der Flocken um die Wette. Silbriges Licht aber wie Eiderflaum hüllt das alles wohlig ein.

So schließt der Meister seinen Hochgesang von der Gegensätzlichkeit und dem Reichtum einer ganzen Epoche. Aber dem sinnenden Beschauer, der sich in all die tausend Einzelheiten vertieft, um wieder zum Gesamteindruck zurückzukehren, geht hinter der Flucht der Erscheinung noch etwas anderes tröstlich auf. Flut und Ebbe sind die Gezeiten jeder Kultur, sie wechseln nach ewigen, geheimnisvollen Gesetzen, und was einst das Auge des Malers aus der Fülle des Erlebens heraus gestaltet hat, kann unter der Sehnsucht und Bemühung auch der minder begnadeten Nachfahren neue Gestalt gewinnen.

Digitized by Google

Die Torheit einer Liebe

Roman von Hanns Johst

(Schluß)

5. September

So ein Rehbock ist gar nicht so dumm, wie es sich der Hochmut des Laien vorstellt.

Also, es begann am 2. September zu regnen.

Ich stellte mich auf. Wer nicht kam, war der Rehbock!

Um die Sache kürzer zu machen als der Rehbock: heute stieg der Bursche ein. Ich knallte los. Er drehte sich um sich selbst herum, als ob er sein Lager, schnell und verwundert über die jähe Müdigkeit, richten müsse. Dann fiel er in sich zusammen.

Mir flog der verteufelte Tesching nur so in der Hand. Ich trug das Gewehr in das Haus, säuberte den Lauf, nickte der Baronin als Sieger zu und fühlte mich im Grunde sehr schlecht. Aber was tut man nicht alles für ein Kindererholungsheim?

„Abwarten!" befahl ich. Mein männlicher Ton gehörte zum Wildererhandwerk und wurde respektiert.

Als es ganz dunkel geworden war, trat ich auf den Balkon und redete laut und harmlos auf die Baronin ein. Ich glaube, wir sprachen vom Laubfrosch und von seinen Beziehungen zur Kröte oder dergleichen Unsinn.

Zwischen den Gesprächspausen horchte ich wie ein Spion in das Dunkel. Nichts, nichts war zu hören. Die Landschaft schlief wie ein Sack.

Gut! Wir traten vor die Tür. Wir gingen in den Garten. „Wir müssen die Wäscheleine noch abnehmen, Baronin," sagte ich laut. „Sie fault uns sonst an den Stämmen."

Der Baronin klopfte die Stimme im Hals, als sie mir Antwort gab.

„Ah, was ist das?" Ich stieß mit dem Fuß gegen etwas Steifes.

„Ein Tier...? Ein totes Tier...?" Ein Lauscher hätte beschwören müssen, daß wir ehrliche Finder einer Rehleiche waren! Wir trugen den Bock in das Waschhaus.

Hier hatte die kleine Frau schon seit Tagen die Fenster verhängt. Die Säge lag bereit, geschliffene Messer, ein Tisch war blank gescheuert. Zwei große Schürzen banden wir uns um. Das Wirken konnte beginnen.

Ein tolles Geschäft! Zumal, wenn man keine Ahnung hat, wie man das anfängt! Von einem Onkel hate ich einmal gehört, es dürfe kein Tropfen Wasser an das Wild gebracht werden. Also los!

„Das Fell über die Ohren ziehen!" sagte die kleine Frau. Wie gut doch solche Sprichwörter sind. Wir hängten also den Bock an die Mauer und zogen ihm das Fell über die Ohren. Aber bis wir so weit waren. Erst wollte ich das Fell abschaben. Aber da schnitt ich immer in das Fleisch. Endlich kamen wir darauf und boxten mit den Fäusten zwischen Fell und Haut. Es ging. So. Das Fell lag auf einem Haufen. Ein kläglicher Haufen. Der nackte, rote Bock rauchte an der geweißten Wand. Jetzt schnitten wir ihm den Bauch auf. Heiliger Hubertus, hat so ein Tier Zeug im Bauch!

Wie nett, ja lustig ist es, im Hotel eine Portion Rehbraten zu bestellen! „Mit Preißelbeeren, bitte?" fragt der Herr Ober. Und man bestellt mit Preißelbeeren.

Nach und nach ordneten sich die ersten wilden Eindrücke zu vertrauten Organen. Mit Haferstroh wischte ich die Hohlräume trocken. Jetzt legten wir das ausgenommene Tier auf den Tisch, und das Zerlegen begann. Die Säge fraß den Rücken frei. Alles klappte wie bei einem Metzger. Wir wikkelten die einzelnen Teile in Tücher, die mit Essig getränkt waren, und andere Partien, die eingeweckt werden sollten, wurden in einem Eimer untergebracht.

Nun schlichen wir wie die Diebe in das Haus. Das Fleisch konnte in Ruhe ablagern. Den Schlüssel zum Waschhaus verbargen wir im Schreibtisch, damit die Kinder nicht darüber kamen. Ich vergrub noch schnell Decke und Eingeweide im Garten.

Es regnete leicht dazu. Ich kam mir vor, wie ein Totengräber bei Shakespeare. Irgendwo in der Nacht schreckte ein Reh. War es Totenklage? War es Anklage? Ich weiß, daß ich von heute ab nie wieder einen Bissen Rehbraten essen kann, keinen einzigen Bissen, nie, nie wieder!

*

14. September

Unsere Anzeige muß erschienen sein. Wir erwarten täglich den Einlauf von Anfragen. Ich habe das Tintenfaß ausgespült und in

Digitized by Google

den Halter eine neue, rostfreie Feder gesteckt. Die kleine Frau klopft die Matratzen aus. Das Mädchen schrubbert die Böden.

Ich gehe währenddessen viel angeln. Ich nehme Didi und Peter mit. Didi wird neben den Platz, auf dem ich die Angel auswerfe, in einen Erlenbusch gesetzt, etwa drei Meter über der Erde. Sie ist angewiesen, Ausschau zu halten, denn ich habe natürlich keine Angelkarte.

Dem Peter habe ich an einer langen Rute eine Stecknadel angebunden. Die Nadel habe ich krumm gebogen und einen fürchterlich dicken Regenwurm über das Ganze gezogen. Er wirft dieses Malheur wie ein Alter aus.

Wir fangen kleine Weißfische, Barsche und, wenn es hoch kommt, eine nette Brachse. Die Fische werden in der Pfanne gebacken und mit Stumpf und Stiel verschlungen. Die ganz kleinen werden eingelegt und als Sardellen auf Semmeln „genommen", wie es so schön in Kochbüchern heißt. Manchmal hackt die kleine Frau auch den ganzen Ertrag zusammen, wiegt ihn, treibt ihn zu aller Vorsicht noch durch die Maschine und macht Fischfrikadellen. Die Kinder bekommen Stielaugen, wenn sie auf dem Tische stehen.

Wir angeln also. Das heißt, ich fange hier und da etwas, und Peter hält seine Stecknadel hinaus und unterhält mich mit seinen Gesprächen über allerhand Möglichkeiten. Was wir zum Beispiel täten, wenn eine Nixe anbisse? Bitte, das ist so eine Gewissensfrage, die er gewissenhaft stellt, die ich also ernsthaft zu beantworten habe. Ich vertröste ihn und behaupte, daß Nixen, obgleich — da bestünde ein Teil seiner Befürchtung zu Recht — Fisch vom Nabel an, weiter oben eben doch Menschenbilder wären, also keineswegs übermäßiges Verlangen auf unsere Regenwürmer haben dürften.

Heute kam der Major. Didi meldete ihn zurzeit. Was kümmert uns der Major? Er sollte uns gewiß nicht stören. Was wir fürchteten, war nur der Gendarm!

Der Major trabte auf einem dicken Pferd daher. Er reitet für einen reichen Nachbarn den Gaul aus, und pflegt sich dabei an der Spitze eines bedeutenden Stabes zu fühlen. Weiß er sich unbeobachtet, nimmt er herrische Haltung ein, etwa wie Napoleon bei Austerlitz oder Moltke bei Sedan.

„Petri-Heil!" rief er.

„Danke... danke...!"

„Wie geht es? Wie steht es?"

„Es geht... es steht...!"

„Man sieht sich gar nicht mehr!"

„Mein Gott... Leider... leider...!"

„Ich traf kürzlich General von Mell, meinen früheren Chef. Wir tranken ein Glas Bier zusammen. Der Franziskaner hat doch das beste Bier! Ich weiß nicht, der andere Stoff... Habe ich nicht recht...?"

„Der Augustiner...?" ich fragte nur.

„Der Augustiner...?" Die Gegenfrage entwaffnete. „Wir sprachen von Cambrai. Ich glaube, Sie waren einmal der Ansicht, man hätte sich Cambrai sparen können?" Ich hielt meine Angel, so konnte ich nicht gegen meine unschuldige Brust schlagen. „Cambrai war ein strategischer Sieg!"

„Das mit dem Siegen ist so eine Sache," sagte ich, das Angeln machte mich unvorsichtig.

„Ich wanderte voriges Jahr durch die Normandie. In einem Dorfe wurde ein Kriegerdenkmal enthüllt. Wie Kriegerdenkmale nun einmal sind: ein tapferer Soldat trat auf eine feige Natter. Es war eine Art moderner Laokoon. Die Natter waren wir. Eines, nein, daß ich es gleich sage: zweierlei hat mir Eindruck gemacht. Da sprach ein General. Er sprach in einem gewöhnlichen blauen Anzug, aber was er sprach, das trug eine verdammt strenge Uniform und alle Orden blitzten auf der Brust seiner Rede: ‚Wir haben den Krieg verloren, Revanche!' Und dann defilierten der Redner und alle Offiziere, es waren sehr alte und sehr hohe Tiere darunter, im Paradeschritt vor den Mannschaften, vor den ehrlichen Veteranen vorüber. Alles gerade umgekehrt wie bei uns, nicht wahr? Nun ja," schloß ich friedlich. „Wir haben eben unsere Kriegervereine und unsern prima-prima Remarque..."

„Das Offizierkorps Stechschritt vor versammelter Mannschaft? Man sollte von dem Feinde lernen, wollen Sie sagen? Wo kämen wir mit der Disziplin hin! Daß ich es nicht vergesse: General von Mell sagte also zu mir..."

Didi hatte geträumt. Der Gendarm sprang vom Rad. „Haben Sie Ihre Angelkarte bei sich?" Mir wuchsen, rutschten, stürzten die Beine in das Erdinnere. Und ausgerechnet vor dem Major.

„Natürlich!" sagte ich seelenruhig und griff nach meiner Brusttasche, während ich von der Angelrute sehr behindert wurde.

Der Herr Major wollte mir diensteifrig behilflich sein.

„Schon gut," nickte der Gendarm. Er grüßte leutselig und sprang auf sein Rad.

Peter zog seinen Kopf wieder aus den Schultern heraus. Didi sagte: „Das war aber Glück!"

Digitized by Google

„Was heißt da Glück?“ schnitt ich jede weitere Erörterung ab. „Der Mann tut seine Pflicht. Ein bissel Schikane muß man einstecken, ein bissel Bürokratie. Übrigens mit dem Siege“ — ich war freundlich und durchaus positiv gestimmt — „darüber läßt sich natürlich reden. Jedes Ding hat zwei Seiten, Herr Major. Sie sehen die Sache sozusagen wissenschaftlich...“

Das war das Lieblingswort des Majors, der nach einem guten Abendbrot heute noch von den himbeerroten Streifen des Generalstäblers träumte.

Wir gewannen also noch ganz einstimmig Cambrai und dann den Weltkrieg. Im übrigen hatte der Major auch etwas auf dem Herzen. Ich merkte es. Aber in Gegenwart der Kinder schien er das Thema nicht anschneiden zu können. Also war es etwas, was die Baronin anging. Er verabschiedete sich.

Der Ertrag? Ich fing sieben daumengroße Weißfische. Und Peter? Der Junge fiel bald in das Wasser. Peter — ich rollte schon meine Angel ein — Peter schrie um Hilfe! Ich zog, ich vermutete schon den alten Witz, daß ein Stiefel an der Angel hinge. Aber nein. Ein Barsch. Ein Barsch von dreiviertel Pfund! Der größte, den ich je sah, hatte in seiner bodenlosen Verfressenheit die Stecknadel geschluckt!

Der Triumph des Jungen war das Schönste vom ganzen Tag. Wirklich noch schöner als der Augenblick, da der Herr Gendarm wieder auf sein Rad sprang...

*

18. September

Auf die Anzeige hat sich noch niemand gemeldet. Von Südamerika noch immer keine Post. Ich verstehe jetzt die Hasen so gut, die ständig Haken schlagen.

Wenn wir etwa durch den Wald zum See gehen, sagt die Baronin: „Kommen Sie, wir gehen diesen Weg.“

Zuerst wußte ich gar nicht, weswegen sie einen Umweg einschlug. Heute fiel es mir ein. Wir kommen auf diese Weise nicht bei dem Krämer vorüber. Ein wichtiger Vorteil, denn die Baronin steht tüchtig in der Kreide. Oder die Baronin zieht mich am Arm von der Straße weg auf einen Rain. Ihre scharfen Augen haben von weitem den Schuhmacher erkannt. Der Schuster ist natürlich bei zwölf Füßen auch so ein schmerzlicher Posten...

Aber diese Lage, der zufolge wir bald rechts, bald links zur Seite springen, veranlaßt wiederum auch ganz Unbeteiligte, uns aus dem Weg zu gehen. Gestern bog uns die Frau Major schon fast auffällig aus.

„Schauen Sie,“ sagte die Baronin. „Merken Sie etwas?“

„Nein!“

„Die Gute hat Angst, ich pumpe sie an!“

Wie die Baronin darüber nur so herzlich lachen kann? Aber das ist es ja, weswegen man zu ihr stehen muß. Sie kann über alles lachen. Sie lacht über alles. Sie behauptet, über einen Witz lachen, das kann jeder Dummkopf. Den Witz finden, das ist der Witz! „Und übrigens,“ pflegt sie zu sagen, „wer zuletzt lacht, lacht am besten! Man braucht also nur durchzuhalten mit der Heiterkeit, dann kommt das gute Ende ganz von selbst!“

Nur jetzt fällt einem das Lachen schwer, denn es sieht wirklich recht traurig aus. Heute hat die Baronin alles mögliche in einen Koffer gepackt und ist zum Versatzamt gefahren: Eine goldene Glashütter Uhr, die sämtlichen Patengeschenke aus Silber, die die Kinder bekamen, eine Krawattennadel und den Schmuck. Ich gebe gewiß nichts auf Schmuck, aber es berührt, wenn man zusehen muß, wie sich jemand von dergleichen Dingen trennt.

„Es bleibt nur der Kurswert,“ sagt die kleine Frau. „Und das ist gut so,“ fuhr sie fort. „Diesen schmalen Ring schenkte mir mein Mann einmal in Wien. Ich bekomme jetzt nichts dafür. Schön, so kann ich ihn ohne schlechtes Gewissen behalten. Der Ehering dagegen? Gold ist Gold. Er muß daran glauben!“

Ich wollte ablenken. „Sie waren in Wien mit Ihrem Mann? Warum tragen Sie den Ring nicht?“

„Weil dieser Ring nicht alles zu sehen braucht!“

Das war nun wieder solch eine Antwort der kleinen Frau, bei der man nicht recht weiß, woran man ist. Es müssen sehr schöne Tage in Wien gewesen sein, soviel ist sicher.

Ein Armband fiel mir auf. Es schien sehr neu. „Ich fürchte, das ist nicht viel wert. Ich bekam es . . . auch geschenkt. Ich nehme es mit. Wir werden sehen!“ Sie wog das Armband in der Hand. —

Ich brachte sie mit den Kindern zum Dampfer. Der breite Raddampfer, der gemütlich angeschaufelt kam und lauter frohe Touristen beherbergte, das war kein geringer Gegensatz zu unserm Abschied am Steg. Wir standen ganz konventionell da und redeten vom schlechten Fahrplan und vom Wetter und so. Und innerlich dachte ich: ‚Wie sieht eigentlich ein Pfandhaus aus? Und wieviel wird es für alles bezahlen? Wie

Digitized by Google

weit wird das Geld reichen?' Das sind so Augenblicke . . .

Nun, die kleine Frau hatte wenig Zeit, über all diese fatalen Schwierigkeiten nachzudenken. Michel und überhaupt alle Kinder hatten Dutzende von Wünschen, was die Mama alles mitbringen sollte.

Das ist auch so ein Kapitel. Die Kinder haben Wünsche über Wünsche und man versteht die Wünsche nur zu gut, aber . . . Ja, ja . . .

Der Dampfer plätscherte weiter. Wir winkten, als gälte es eine Reise um die Erde. Ich kaufte für zwanzig Pfennige Zuckerzeug, und so lutschten wir uns nach Hause.

Den Tag über war ich oft in Gedanken bei der Baronin und suchte ihr beizustehen auf diesem Gang, diesem schweren und ein wenig unwürdigen Gang.

Ich sah sie, wie sie in ein starres und stachliges Haus trat. Ich sah einen Beamten hinter einer messerscharfen Brille die Dinge guter Gesinnung und festlicher Gelegenheiten auf eine unerbittliche Waage werfen. Ich sah einen Sachverständigen zuvor die Gegenstände mit einem Vergrößerungsglas begutachten. Ich sah seine Mundwinkel wie ein Fallbeil sinken. Hinter der kleinen Frau drängte weiteres Elend.

Man stieß sich, man beeilte sich, Sachen loszuwerden, für die man sich geopfert hatte. Eine brutale Stunde.

Ich streichelte in Gedanken die Baronin. Ja, ich streichelte sie, warum sollte ich es leugnen?

Wie ein Arzt seine Patientin streichelt, daß sie tapfer bleibe, so habe ich sie den ganzen Tag über gestreichelt und ihr gut zugeredet.

Das mit dem Gutzureden war nicht so leicht. Was sollte ich ihr sagen? Es ist nichts weiter dabei. Unsinn, nicht wahr? Der Mann wird bald Geld schicken und sie würde all die lieben Dinge wieder einlösen? Wenn man selber nicht daran glaubt, klingen dergleichen Sätze nicht sehr überzeugend.

Ich setze mich an den Schreibtisch und nahm mir den Baron vor. „Drückt es Sie, mein Herr? Wie? Ihre Frau ist auf dem Versatzamt. Vielleicht sitzen Sie gerade im Kino. Das ist doch möglich, wie? Und sehen, wie eine gehetzte Person ihr letztes Hab und Gut, lauter Erinnerungen aus besseren Zeiten, versetzt. Oh, alter Sünder! Der Film kann so etwas meisterhaft und lebenswahr kurbeln. Läuft es Ihnen nicht heiß und kalt den Rücken herunter? Nein? Sie haben ein Mädel am Arm? Unsinn! Du hockst in einem tropischen Büro, nicht wahr? Du fühlst, wie schlecht es steht. Aber du kannst nicht helfen. Du bist zu stolz, um zu klagen. Was hülfe auch Jammern? Zähne zusammen und die Kolonnen addiert, mechanisch: sieben und neun und drei und fünf und sechs und drei und acht und . . . und . . . und . . ."

Wie gut, daß wenigstens die Kinder von all den Kalamitäten nicht das geringste spüren.

Sie sind Kinder . . . sie sind im Paradies . . . Baby ist über das Möhrenbeet gekommen. „Halt!" Der freche Zwerg hat schon eine ganze Handvoll schönsten „Pariser Markt" herausgerissen. Eigentlich gehört ihm ein Denkzettel verabreicht. Aber das Kind will Gemüsefrau spielen, da muß man wohl oder übel ein Auge zudrücken.

Peter war von Didi in die Brennesseln geschuppst worden. Das Geheul war nicht von Pappe! Und immer zwischendurch versuche ich, der kleinen Frau innerlich Hilfe zu bringen. Ich glaube nun einmal an diese Möglichkeit, daß man jemand helfen kann mit Wünschen und Energien, die man zu ihm entsendet.

Endlich kam der Abend, endlich der Dampfer! Es dunkelte schon.

Herrgott, es steigen Bekannte mit aus! Die arme, kleine Frau . . . In dieser Stimmung Gespräche führen, die lustige Person spielen, guter Laune sein!

Wie sie das alles kann? Ich bewundere sie. Hutter? Hutter trägt ihren Koffer. Sie hat einen neuen Hut auf und neue Schuhe an. Sie lacht, sie plaudert, als ob sie von einem Vergnügen käme. Rittmeisters verabschieden sich zum Glück. Wir gehen zu dritt den Berg hinauf. Ich bin mit Paketen überlastet. Ich sage nichts. Was sollte ich auch sagen? Das Wichtigste, das Lebenswichtigste, das mir auf der Zunge schwebt, darf ich nicht fragen, und Konversation kann ich in solchen Momenten nicht machen. Wozu ist Hutter da? Hutter redet, redet, lacht und redet wieder.

Sie hat sich tatsächlich neue Schuhe gekauft! Gott ja, es ist richtig, die alten waren abgetragen. Aber immerhin . . . Der Hut zum Beispiel . . . Ist das nicht leichtsinnig? Aber ohne diesen Leichtsinn wäre sie wahrscheinlich in das Wasser gegangen, nicht wahr? Es gehört eine Portion Leichtsinn dazu, um all das Schwere zu tragen. Ich sage Leichtsinn! Warum sage ich nicht: Tapferkeit?

Was sagt da eben Hutter? „Das Essen war doch vorzüglich? Nein, es ist nicht übertrieben, Walterspiel ist teuer, sehr teuer, aber erstklassig!"

Mein Gott, sie hat mit Hutter bei Wal-

Digitized by Google

terspiel gegessen! Pfandhaus und Walterspiel! Mir geht es nicht in den Kopf. Ich fühle es selbst, ich bin dafür zu schwerfällig.

Hutter bietet ihr den Arm. Wie galant.

Galant? . . . Es ist selbstverständlich! Sie mag nicht schlecht müde sein, abgekämpft, und jetzt den Berg hinauf — man müßte das Tempo mäßigen.

„Weißt du, die Kinderschuhe, das war eine fabelhafte Gelegenheit!"

„Wie bitte?"

Sie wendet ihr Gesicht mir zu: „Sie tragen vier Paar Schühchen für die Kinder. Wir bekamen sie in einem Ausverkauf halb geschenkt."

Hatte sie zu Hutter Du gesagt?!

„Wir packen sie zu Hause noch gemeinsam aus, ja?"

Ich sagte zu. Ich sagte sehr schnell zu, denn Hutter war doch wohl nicht gebeten worden. Hutter blieb still.

„Die Stadt strengt an. Das Pflastertreten sind wir Landmenschen nicht gewöhnt. Bist du auch so erschöpft?" sagte sie zu Hutter.

Das Du stand diesmal klar und eindeutig vor mir. Wie eine häßliche Hexe höhnte es, grinste es auf mich ein. „Du ... Du ..." Kein Zweifel, sie hatte Du gesagt. Diesmal gab es keinen Zweifel!

Sie blieb stehen, holte Atem, besann sich, so schien es. Sie lachte. „Verzeihung," sagte sie, „ich glaube gar, ich habe eben Du zu Ihnen gesagt. Verzeihen Sie, Herr Hutter . . ." Wie reizend verlegen sie ist, die Gute.

Als ob ich es nicht verstehen könnte, daß man nach solchem Tage seine Gedanken nicht bei dergleichen oberflächlichem Gerede haben kann?

„Aber bitte, Baronin," sagt Hutter. „Es war ein Geschenk!" Seine Augen verdrehen sich geradezu vor lauter Höflichkeit. Seine Hand tändelt an dem goldenen Armband der kleinen Frau, so unsicher ist auch er. Hutter unsicher . . .? Welch ein Witz! Das glaube ich, daß er gern auf dem Zufall dieses Du ausgeruht hätte . . . Nichts da, Herr Hutter! Immer schön Abstand halten, nicht wahr?

Wir sind auf der Höhe. Die Baronin zieht ihren Arm zurück. Hutter verabschiedet sich vor dem Hause. Er küßt ihre Hand.

Nur nicht gar so schwammig, Hutter! Die gute Baronin hat wirklich heute keinen Sinn für Ihre schmalzigen Blicke und Ihre hingebungsvollen Mienen. „Auf Wiedersehen!"

Ach, flöten Sie bloß nicht so, Mensch! Ah, endlich hat dieser Hutter begriffen!

Sie sieht ihm nach. Sie ist schon ein lieber Kerl. Sie fürchtet sicher, sie sei zu kurz angebunden gewesen. Auch das mit dem fälschlichen Du mag sie beunruhigen. Sie ruft ihm nach: „Auf Wiedersehen!"

So. Wir sind allein. Wir können die Masken fallen lassen. Ich atme auf. „Ich bin todmüde," sagt sie.

„Ging alles gut?"

„Ich habe einen Haufen Geld bekommen." Sie zeigte mir eine Quittung. Dreihundertfünfzig Mark sind darauf vermerkt.

Dreihundertfünfzig Mark? Oho! Wir brauchen nicht mehr wie die Hasen Haken zu schlagen. Wir können wieder geradeausgehen! Sie hat ihren Hut in den Händen. Sie bewundert ihn. Sie ist eine Frau. Mein Gott, sie sucht Trost. Ich verstehe sie.

Dann zeigt sie mir ihre Füße. „Endlich einmal wieder etwas Schönes an den Füßen!" Sie sieht ihre Schuhe an, als ob es an den Schuhen läge und es deren Sache sei, sie aus all diesen Miseren hinauszutragen. Sie ist eine Frau.

Das Armband klirrt. Tatsächlich, sie hat das goldene Armband nicht versetzt. Wahrscheinlich nichts wert. Wer mag sich nur so unnobel gemacht haben?

Ich sage: „Das Armband ist wohl Dublée?"

„Wie kommen Sie darauf? Nein, das ist selbstverständlich reines Gold!"

„Weswegen ließen Sie es nicht auf dem Versatzamt?"

„Es gibt Sachen, von denen man sich nicht gerne trennt. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Wer hat ihr wohl das Armband geschenkt? Wer wohl? Das war die Frage meines Heimwegs . . .

*

26. September

Das Geld ist aufgebraucht.

Die Baronin hat einige von den drängendsten Schulden bezahlt. Jetzt ist wieder Holland in Not.

Die Post bringt nichts! Keine Zeile, kein Geld aus Südamerika! Heute sagte die kleine Frau: „Sie hätten mir von der teuren Anzeige abraten müssen!"

„Wieso?" Ich war wütend.

„Jetzt steht der Winter vor der Tür. Kein vernünftiger Mensch wird im Herbst sein Kind auf das Land schicken!"

Natürlich, sie hat recht. Ich hätte daran denken können! Aber jetzt muß ich mir ganz ernsthaft darüber Gedanken machen, wie ihr nun zu helfen ist. Selbständig muß ich mir nun Gedanken machen.

Digitized by Google

Die Kinder brauchen Wintersachen. Nichts wie Ausgaben, wo ich auch hinschaue, und nicht die geringste Einnahme, auch nicht die geringste Möglichkeit einer Einnahme!

Die kleine Frau sagte wörtlich: „Er scheint zu hoffen, daß ich mit den Kindern in den Tod gehe, einfach weg . . . Er ist die Sorgen los und vielleicht ich auch. Vielleicht ist das der einzige Weg?“ Ihre letzten Worte fragten.

Mir zitterten die Knie. „Kleine Frau . . .“ sagte ich.

„Sie sind ein guter Kerl,“ sagte sie, „Sie reißen sich die Beine für uns aus. Aber mir ist mit ausgerissenen Beinen nicht zu helfen!“

Sie hat ja so recht! Was hilft meine ganze Fürsorge? Was hilft es schon, daß ich im Hause herumlaufe und hier und da einen Handgriff erledige? Geld, Geld, Geld ist die Losung! Was ist der kleinen Frau mit ein paar Pfund Kartoffeln schon gedient? Mit einem Rehbock? Das sind alles schlechte Witze, dumme Jungensstreiche, nicht wahr? Ich müßte . . . ich müßte . . . ja, ich müßte ihr tausend Mark anbieten . . . runde tausend Mark.

Holla! Ja, wenn ich schon helfen will, dann dürfte ich vor nichts zurückschrecken.

Die kleine Frau sprach vom Sterben . . .

Ja, bitte! Und ich habe mir in den Kopf gesetzt ihr zu helfen . . . Also! Aber dazu müßte ich doch ihr Bruder sein oder wenigstens ihr Vetter . . .

Wie bitte?

Ja, sicher! . . . So als Wildfremder . . . einfach Geld anbieten . . .?

*

27. September

Ich laufe auf die Post. Nichts da! Dabei sind es heute genau dreizehn Wochen her, seitdem die Baronin ihren ersten Brief abschickte.

Ob sie dringend genug schrieb? Ob ich hinter ihrem Rücken telegrafiere? An das deutsche Konsulat telegrafiere? Womöglich ist ihm etwas zugestoßen!

*

28. September

Ich renne auf die Post. Nichts, wieder nichts!

Ich fürchte mich fast vor der kleinen Frau. Dabei ist sie tapfer wie immer, fragt kaum nach einem Brief. Aber sie kommt mir schon entgegen, sieht mir entgegen.

Ich schelte auf ihren Mann. Ich lasse kein gutes Haar an ihm. Herrgott, das muß ihr doch gut tun, denke ich, hoffe ich.

29. September

Post . . .?

Auf unsere Anzeige hin bewarb sich eine junge Dame als Erzieherin für unser Erholungsheim. Monatsgehalt: achtzig Mark. Sonst nichts.

Dieser Baron!

Nein, wirklich, ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten!

*

30. September

Ich renne auf die Post! Nichts . . . Ich bin ratlos . . .

*

1. Oktober

Ich renne wieder auf die Post . . . Endlich!

„Haha!“ Ich lache auf dem ganzen Heimweg . . . Tatsächlich: ein Brief! Ich bringe den Brief in das Haus. Bitte: ich! Ich habe ihn sozusagen beschworen! Aber er ist keine Einbildung. Er trägt Marken aus Brasilien, schöne, bunte, wirkliche Marken.

Sie reißt ihn mir aus der Hand. Ein Scheck liegt drinnen.

Wir setzen uns erst einmal.

In der Tat, ein wirklicher Scheck liegt drinnen, schön zurechtgekniffen ein Scheck!

„Wie bitte?“

„Ja, auf die Überseebank, Berlin!“

„Oho, mein Mann!“ schwärmt die Baronin. „Mein Mann! Was haben Sie eigentlich immer gegen ihn gehetzt? Das ist eben ein Mann! Das ist ein Mann!!!“

Was sie bloß auf einmal gegen das Armband hat?

Sie feuert es auf den Diwan. Sie ruft die Kinder. „Papa hat geschrieben . . . Papa läßt euch alle küssen . . . der Reihe nach . . . so und so . . . und so . . . und so . . . und so . . .!“ Sie küßt ihre Orgelpfeifen ab . . .

Ich bin Luft.

*

2. Oktober

Alles ist entschieden. Sie fährt hinüber.

Ich werde mir nicht klar, in welches Leben sie fährt. Ich habe auch keine Ahnung, was ihr Mann eigentlich geschrieben hat. Sie sagt nur zu allem, was sie jetzt tut: „Mein Mann meint . . . mein Mann schreibt . . . mein Mann will . . .!“

Mein Gott, soviel kann er wirklich und wahrhaftig nicht geschrieben haben, denn der Brief war dünn, sehr dünn . . .

Tatsache ist der Scheck. Tatsache ist, sie ist nach der Stadt gefahren. Tatsache: Sie kam heute abend zurück und hatte einen Berg Prospekte von allen Schiffahrtslinien

Digitized by Google

der Welt. Das nächste Schiff geht in zehn Tagen.

Tatsache ist: sie fährt . . .

Tatsache ist: ich bin Luft!

*

3. Oktober

Gott sei Dank, ich bin doch nicht ganz Luft! Ich bin nur aus allen Himmeln sozusagen gefallen. Ich hatte mich zu wichtig genommen.

Sie braucht mich sogar sehr. Sie ruft mich bald hier, bald da. Oh, ich bin ihr wirklich jetzt eine Hilfe . . . Sie weiß mir auch Dank.

Hutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er heute nachmittag erfuhr, daß sie reist.

„Ja," sagte sie schlicht, „wir müssen jetzt alle Abschied nehmen . . . Daran habe ich noch gar nicht gedacht, daran, daß wir nun alle Abschied voneinander nehmen müssen. Sie werden mir fehlen, Herr Hutter!" Sie gab ihm die Hand. „Und Sie!" so sagte sie dann flüchtig zu mir, als ob sie ein großes Gefühl fürchtete. Sie kann robust sein, aber auch sehr, sehr zart . . . Die Szene mit Hutter und mir, die werde ich nie vergessen.

„Werden Sie mich noch ein Stück bringen?" fragte sie dann weiter, „. . . oder verabschieden wir uns hier?"

„Ich bekomme Besuch!" sagte Hutter, der dazu neigt, alle Fragen der Baronin auf sich zu beziehen.

Sie sah mich an. Ich sagte: „Das bedarf doch nach allem keines Wortes. Wir verabschieden uns in Hamburg!"

„Wir also hier . . . auf einem letzten Spaziergang . . ." Mein Gott, kann dieser Hutter säuseln.

Ich glaube, dieser Ton geht der Baronin auf die Nerven. Sie war und blieb still, auch noch als Hutter schon längst gegangen war.

*

6. Oktober

Hals über Kopf! Die kleine Frau ist in ihrem Element!

Der Möbelwagen ist bereits telefonisch bestellt.

Es geht mir das alles ein bissel zu schnell. Ich verstehe sozusagen von allem kein Wort.

Ich bin völlig in Trab gesetzt. Die Möbel bleiben auf dem Speicher einer Speditionsfirma. Das Tohuwabohu ist unsäglich. Bald werden Rechnungen bezahlt . . . Wie schnell sich diese Abreise herumgesprochen hat! . . . Der Schuster, der Krämer, der Bäcker, alle kommen sie gelegentlich vorüber . . . Alle werden sie bezahlt, als ob das Bezahlen eine Bagatelle sei . . . eine Lieblingsbeschäftigung . . . Bald werden Gegenstände verpackt . . . die Bücherkisten . . . die Schränke . . .

Die Kinder sind begeistert. Sie glauben, sie fahren in die Heimat aller Abenteuer und Märchenbücher.

In welches Schicksal fährt wohl die kleine Frau . . .? Ihr selber liegt scheint's nichts ferner als diese Frage. Sie hat alle Hände voll zu tun. Ich suche immer eine Gelegenheit, um ihr einmal zu sagen: „Liebe Baronin, Sie reisen," so etwa würde ich zu ihr sagen, „ich bleibe hier. Ich bleibe immer hier, hier bleibt für immer alles beim alten!" Ich möchte zu diesen Worten ihren Blick suchen. Ich glaube, sie ahnt, sie fühlt meine Absicht und sie fürchtet diesen Augenblick. Sie fürchtet ihn wie ich selber . . . Und sie verbirgt ihre Furcht hinter doppelt und dreifachem Eifer.

Heute nachmittag ging sie dieser schmerzlichen Gelegenheit auf echt frauliche Weise aus dem Wege: sie ging mit Hutter spazieren. Es war schon sehr dunkel, als sie zurückkam.

*

9. Oktober

Übermorgen in aller Herrgottsfrühe ist die Abreise!

Sie verabschiedet sich von niemand. Ich soll es in ihrem Namen nachholen bei meiner Rückkehr aus Hamburg.

*

10. Oktober

Der Möbelwagen hielt heute schon vor der Tür, als ich am frühen Morgen kam. Die Kinder tollten herum. Die Baronin hatte ihre helle Kommandostimme.

Wir aßen wieder Mittag in der Küche auf einer Kiste. Wir aßen Rehbraten von meinem eingeweckten Bock und Steinpilze. Wir brieten und pruzzelten mit dem Holz, das wir für den Winter gedacht hatten. Nun fährt sie in den heißesten Sommer der ganzen Welt!

Unerwartet sagte sie: „Sie schauen aus, als ob Sie gehenkt würden! Ja, freuen Sie sich denn gar nicht mit mir?"

„Doch, doch!" versicherte ich.

„Denken Sie sich, diese Reise! Drei Wochen nur Meer! Es gibt Bälle an Bord und Tennis. Es wird herrlich!"

Ich sah sie in ihrem Abendkleid. Ich sah sie frisiert und gepudert. Ich sah sie lachen und tanzen und wieder lachen. Und ich sah die Männer um sie herum kreiseln wie lauter Harlekine in Smoking und Frack. Sie wird in ihrem Element sein, in voller Fahrt!

Digitized by Google

Dabei denkt sie, so scheint es, keinen Augenblick bisher an ihren Mann, an ihre Ehe, an alles, was ihr auf dem neuen Kontinent bevorsteht ... Aber so war es ja immer. Das ist ja wohl das, was ich am meisten an ihr liebe. Sie lebt immer so, als ob der Augenblick nicht zu überbieten wäre.

„Hoffentlich haben Sie gute Überfahrt!"

„Ich tanze bei Windstärke 12!"

Sie schiebt ein Stück Kartoffel in den Mund. Sie ist ganz bei Windstärke 12. Ihre Augen flackern wie Windlichter im Sturm. Sie denkt nicht daran, daß ich die Kartoffeln für sie im Regen stahl. Daß ich bei jeder Kartoffel, die ich aus der nassen Erde klaubte, lauter gute Wünsche für sie im Herzen trug.

„Wie wird es wohl werden?" prallt mir die Frage doch aus dem Mund.

„Schlechter kann es nicht kommen! Also besser! Besser wird es, alter Schwarzseher!!"

Die Möbelräumer haben ihre Mittagspause beendet. Der Auszug nimmt seinen Fortgang.

Am Abend wollten wir mit den Kindern einen letzten Spaziergang machen. Es kam anders. Vor dem Hotel am See, in dem alle die letzte Nacht verbringen sollten, hielt das Auto vom Bruder der Frau Rittmeister. Es half alles nichts, die kleine Frau wurde entführt.

Ich aß mit den Kindern zur Nacht, brachte sie zu Bett, blieb in ihren Zimmern. Es waren zwei Zimmer nach dem See hinaus. Sie wollten etwas vom Meer wissen und von Brasilien. Ob dort die Krokodile auf den Straßen herumliefen wie bei uns die Straßenbahnen? Ob...? und ob? wollten sie wissen.

Aber sie schliefen bald ein, über ihre eigenen Fragen schliefen sie ein. Sie waren müde. Alle hatten sie Gesichter, die von guten Träumen gestreichelt schienen, in ihren Händen hielten sie lauter glückliche Einbildungen fest.

Ich wartete auf die Baronin. Wohin in aller Welt mochte sie der langweilige Bursche gefahren haben? „Wäre es nicht schöner gewesen, kleine Frau, wir zwei wären zu Fuß nebeneinander all die vertrauten Wege gegangen? Den Weg am Forellenbach entlang zu dem Platz unter der hohen Fichte, wo die vielen Steinpilze standen, zu dem Himbeerschlag?"

Sie gab mir recht. Aber sie saß im sausenden Auto.

Ich wartete...

Der Mond spiegelte im regungslosen See. Das andere Ufer lag wie ein riesiger Dampfer im Wasser. Ich wartete...

Dann ging ich, denn wir mußten morgen sehr früh heraus.

*

11. Oktober

Ich war froh. Der Zug rollte aus dem Hauptbahnhof.

Ja, wir hatten alles.

Ich hatte die Billette besorgt. „Zweiter Klasse?" fragte sie. Ich hatte genickt. Sie wollte dritter Klasse fahren, um zu sparen. Aber die Kinder... Und ich spekulierte auf ihren Leichtsinn. Ja, ich spekulierte zum erstenmal darauf. Ich dachte: du besorgst die Karten. Du plauderst dann ununterbrochen bis Hamburg sozusagen, so daß sie vergißt, die Auslagen zurückzuerstatten. Oh, ich kann ein alter, gerissener Schwede sein!

Hoffentlich platzt mir diese eine, einzige, liebe Seifenblase nicht! So ist sie auf dieser Reise sozusagen meine Frau. Ich reise mit meiner Familie.

Daß sie mir nur mein heimliches, kleines Glück nicht zerstört! In ihre Handtasche greift und fragt: Wieviel machen die Billette? Ich bange jedesmal, wenn sie nach der Handtasche faßt, um Baby die Nase zu putzen etwa oder um den Spiegel herauszunehmen und das Haar ein wenig zu ordnen.

Augsburg! Sie war noch nie in Augsburg gewesen. Ich erzähle von der alten Stadt. Die Kinder essen Früchte. Wie schön ihr dunkles Haar ist...!

Ich erzähle...

Nürnberg. Ich erzähle von Hans Sachs, von den Meistersingern, von Dürer. Die Kinder werden untereinander zänkisch. Wie schön der Mund der kleinen Frau eigentlich ist! Ein kleiner Mund. Man glaubt es nicht, daß sie einen einzigen Kuß erwidern könnte, so klein ist der Mund.

Ich erzähle von dem trunkenen, wilden Schicksal des Veit Stoß... Wie klein ihr Mund ist. Ich erzähle... Hoffentlich greift sie nicht in die Tasche und sagt: Herrgott, jetzt hätte ich es beinahe vergessen! Ich könnte nichts erwidern. Ich müßte das Geld nehmen.

So aber sind Sie, meine kleine Frau, verehrte Baronin, es hilft Ihnen alles nichts, meine kleine Frau...

Wir haben fünf Kinder! Ja, schauen Sie nicht so neidisch in unser Abteil, Sie haariger Geschäftsreisender!. Bitte, gehen Sie nur weiter, mit meinen Kindern ist nicht gut Kirschenessen.

„Haha... Das habt ihr gut gemacht! Der

Digitized by Google

Schreitende. Bildwerk von Georg Türke

Digitized by Google

Digitized by Google

fremde Mann geht weiter... Wir bleiben für uns..."

Dieses ist mein Tag... die hastige und gehetzte Ewigkeit dieses Tages, mein Tag! Kurven schütteln uns durcheinander und Weichen. Bahnhöfe donnern vorüber. Viele, unzählig viele Familien nisten in vielen, unzählig vielen Häusern vieler, unzählig vieler Dörfer und Städte. Wir sind auch eine Familie... Was ihr in Jahren erlebt, in zehn, zwanzig, dreißig Jahren, wozu ihr ein Menschenleben braucht, ich muß es mir in vierzehn Stunden rauben ... stehlen...

Wir essen im Speisewagen. Man nimmt mich unbedingt für den Vater, den Ehemann... Ich bin glücklich!

Wir trinken eine Flasche Wein. Ich erfülle den Kindern jeden Wunsch.

Die Gute erfühlt, so scheint es, meine Freude. Sie stellt mich vor dem Oberkellner nicht bloß. Sie duldet, ohne mit der Wimper zu zucken, daß ich die Rechnung begleiche. Mein Glück ist ohne Grenzen.

Die Kinder schlafen. Ich sehe in ihre Augen. Sie sieht mich an. Sie greift nach der Tasche, der Handtasche, in der ich ihr Geld weiß.

Ich fange wieder an zu sprechen... Ich faſele von Halle, daß wir bald dort seien, daß ich da studiert hätte . . .

Kein Wort ist wahr. Aber ich muß mich wichtig machen. Ich muß sie ablenken. Soll sie von mir denken, was sie will, ich will mein Glück! Ich will die Illusion dieses einen, einzigen Tages! Ihre Augen sind braun...

Braun? Ach, die Farbe ist so gleichgültig... Diese Augen können aus dem Gesicht heraus kobolzen und sich dir etwa auf den Schoß setzen oder sich an deine Schulter schmiegen. Sie können wie Vögel aus ihrem Schlag fliegen und eine ganze Landschaft mit dem Zauber ihrer Kreise beleben. Sie können in das Gesicht hineinführen wie herzliche und mütterliche Gastgeber... Diese Augen lächeln zu meinem Gespräch.

Dann sagt die Baronin: „Sie haben die ganze Zeit über nicht soviel gesprochen wie heute... Was ist mit Ihnen los?"

„Nichts," sagte ich. „Wirklich nichts! Machen Sie sich keine Gedanken. In Halle am Markt steht eine alte Kirche..."

„Sie studierten in Halle? Hatten Sie auch eine kleine Freundin in Halle?"

„Natürlich hatte ich eine kleine Freundin... Ich hatte zwei Freundinnen... Ich habe immer die kleinen Mädchen gern gehabt..." Ach, was redete ich für einen Unsinn! Aber die Baronin lachte darüber.

Ich hätte mich auf den Kopf gestellt und wäre im Gang der Wagen auf den Händen gelaufen. Es kam mir nur darauf an, daß die Baronin sich ein wenig unterhalten fühlte, daß keine Langeweile aufkam und kein Gedanke an eine Abrechnung...

Wie die Zeit verfliegt! Wie der Tag verfliegt! Magdeburg kommt unerbittlich angebraust...

Ich sehe das Profil der kleinen Frau. Welch ein Profil! Ich möchte es mit meinen beiden Händen rahmen. Ich möchte es wie eine Monstranz durch das Leben tragen... Ich möchte...

Michel hat sich in die Finger geklemmt. Ich werde mich bei der Reichseisenbahn beschweren! Diese blöden Türen zu den Abteilen, die von allein zurollen, wenn es ihnen gerade einfällt! Es ist zum Glück nicht so schlimm, wie es sein Geschrei zunächst androhte. Eine ordentliche Blutblase... Blutblase...? Richtig...

„Wissen Sie noch, Baronin, als Sie einzogen, war ich so ungeschickt, daß ich mir auch ein paar Blutblasen holte? Beim Auszug ist nichts passiert."

„Sehen Sie, zu was die kleine Frau gut war?"

Zu was die kleine Frau gut war? Gut war...? Gut war...? Die Gleise klappern diese Worte im gleichen Rhythmus von Magdeburg bis Stendal, ununterbrochen die gleichen Worte... Aber ich erzähle... Ich spiele mit den Kindern.

Die kleine Frau sitzt in der Ecke, hat sich hinter ihren Regenmantel versteckt und schläft ein wenig. Ob sie wirklich schlief? Oder ob sie auch ihre letzten Worte fragen hört von klappernden Achsen? Ob sie Bilder am Auge vorüberhuschen sieht... Bilder vom See... vom ersten Milchreis... vom letzten Rehbraten...? Kleine Frau...? Ich erzähle den Kindern eine verteufelt lange und geheimnisvolle und ganz leise Geschichte. Die kleine Frau soll ruhen... meine kleine Frau...

„Ja, bitte, Herr Kontrolleur... hier sind die Billette! Ja, bitte, leise ... meine Frau schläft...!"

„Fünf Kinder?" sagt der gutmütig weißbärtige Beamte mit der preußischen Stimme.

Ich nicke ihm zu, als ob die fünf Kinder nur unser lumpiger Anfang wären, als ob wir, bei unserem Alter, schließlich bei allem guten Willen wirklich nicht mehr haben könnten.

Er schließt die Tür ganz vorsichtig.

Hamburg! Hauptbahnhof! Bekannte begrüßen die kleine Frau am Zug. Ich werde vorgestellt.

Digitized by Google

Warum liegt Hamburg eigentlich so nahe bei München? Ein Katzensprung! Ein schäbiger Katzensprung! Ich bin wütend!

Ich verneige mich vor einem breiten, behäbigen Burschen, einem Jugendfreund der Baronin. Er steht auf sicheren Beinen und hat unerhörte Schultern in seinem Jackett. Er nimmt die Hände kaum aus den Taschen. Er kommt direkt aus Chile. Er gibt sich als Vollamerikaner!

Die kleine Frau lacht sich kaputt über ihn. Er mißversteht ihre Heiterkeit völlig. Er nennt sie du!

Solch ein Jugendfreund, der hat es gut! Der ist zu beneiden! Er sagt ohne alle Umstände du zu ihr.

„Fünf Kinder... und was für Gören!... Du bist mir recht... Hier läuft jetzt ein Geschlamp herum, sieht aus, als bekäme es von einer einzigen Geburt die Tuberkulose!" Er schiebt seinen Arm unter den ihren, ungeniert!

„Neun Jahre nicht gesehen? Mädel, Mädel! Geh bloß nicht kaputt!"

Er geht in der Tat zu weit! Sie schüttelt seinen Arm von ihrer Schulter. Aber sie lacht dazu.

Ich sage es ja immer, sie kann, sie kann nicht energisch sein. Ich weiß, es liegt ihr gar nicht, diese öffentliche Vertraulichkeit, aber einen Jugendfreund und seine Freude durch kleinliche Bedenken trüben, das bringt sie auch nicht über ihr gutes Herz.

Im Hotel.

Es wird Wiedersehen gefeiert und Abschied. Es geht laut zu und herzlich. Ich kam mir überflüssig vor und ging bald zu Bett...

*

12. Oktober

Die kleine Frau ist fort ... Es ging alles zuletzt überhetzt. Ich weiß eigentlich nicht, was ich heute aufschreiben könnte. Es ging alles rasch, rascher, noch rascher. Es jagte alles vorüber, als ob es nicht wahr, nicht wirklich wäre...

Ich brachte die Baronin an Bord. Die Kinder in die Kabinen. Das aufgeregte Leben eines Dampfers vor seiner Abfahrt dröhnte um uns herum. Die kleine Frau hatte ihren ganzen Humor. Der breite Jugendfreund markierte Trennungsschmerz.

Wie ging sie darauf ein. Sie schluchzte lachend und sie lachte schluchzend.

Sie drückte seine Blumen an die Brust. Sie umarmten sich. Wir lachten alle über die lustige Komödie. Die Kinder jubelten und klatschten Beifall.

Bravo, bravissimo, kleine Frau! Ich durchschaue Sie! Sie taten das alles, um uns zu helfen, um uns über diese entsetzlichen letzten Minuten zu helfen...

Ich hätte mich, bei Gott, nicht zu benehmen gewußt. Ich hätte, wären Ihre Bekannten nicht dabei gewesen, mich kindisch an diese Hand geklammert und dummes Zeug geredet, dasselbe dumme Zeug, das der Jugendfreund nun improvisierte, das dumme Zug, das bei solchen Gelegenheiten an allen Bahnhöfen, in allen Häfen der Welt zusammengeredet wird.

Hallo ...? Der Jugendfreund scheint doch allen Ernstes ein bissel in die kleine Frau verliebt... Ach, wer ist nicht in sie verliebt.

Ein Herr kommt vorüber. Wie er schon auf unsere Gruppe schaut! Gerade so, als ob er sagen wolle: „Allein fahren Sie, schöne, junge Frau? Allein? Ah, da wollen wir uns doch diese Kabine einmal vormerken. Diese kleine Frau werden wir im Auge behalten. Drei Wochen sind eine lange Überfahrt. Drei Wochen können langweilig, können kurzweilig werden. An mir soll es nicht fehlen..."

Kleine Frau, denken Sie jetzt an unsere Sorgen? Denken Sie noch einmal an die erste Forelle, die wir zusammen fingen? Ach bitte, denken Sie wenigstens daran, daß ich Ihnen bei Rittmeisters, auf das blauseidene Kleid, das Sie später auftrugen, als Michel die Masern hatte, denken Sie jetzt eben noch einmal daran, daß ich Ihnen einen Teespritzer darauf machte...

Lachen Sie darüber! Lachen Sie über den Tolpatsch! Aber spielen Sie nicht nur diese albern-zärtliche Komödie mit dem veramerikanisierten Jugendfreund.

Dieser Abschied ist unwiderruflich. Alles raste durch meinen Kopf. Ich wollte tausenderlei sagen. Ich wollte ihr einen Ring geben. Ich habe von meiner Urgroßmutter einen schlichten, goldenen Reif mit einem altmodisch gefaßten Rubin. Aber ich kann doch natürlich einer verheirateten Frau nicht einen Ring anstecken. Ich glaube, ich bin sehr töricht dagestanden, dabei gestanden...

Dann schlug der Gong. Alle Gäste hatten das Schiff zu verlassen. Sie nahm von allen Abschied. Sie sah in mein betroffenes Gesicht, in mein hilfloses Gesicht. Was muß ich für ein dummes Gesicht gehabt haben!

„Mein Gott," sagt sie und fährt mit der Hand nach der Tasche. „Ich habe ja tatsächlich die Billette gestern vergessen ... Was schulde ich Ihnen?"

„Lassen Sie das jetzt... Ich bitte Sie... Wir müssen Abschied nehmen... Leben Sie wohl, Baronin...!" Ich hielt ihre Hand.

„Haben Sie Dank für alles!" sagt sie.

Digitized by Google

Der Jugendfreund trennt uns. Er küßt sie einfach ab, von allen Seiten, als ob das so sein müsse...

„Grüße deinen Alten!" sagt er.

Die Stewards treiben uns aus den Gängen über das Fallreep zum Kai. Die Sirene heult. Die Bordkapelle spielt. Wasser rauscht auf, dröhnt...

Habe ich mich eigentlich von den Kindern richtig verabschiedet? Verabschiedet...? Von der Baronin verabschiedet...?

Richtig, wir wurden getrennt...

Da steht sie.

Der Koloß von Dampfer kommt in Fahrt. Baby winkt mit der Trompete, die ihm der blöde Hutter schenkte. Woher hat das Kind die Trompete? Sie war doch kaputt, wir hatten sie zu dem alten Gerümpel geworfen. Baby läßt die Trompete fallen. Baby heult. Ich sehe es deutlich. Die Trompete schwimmt tatsächlich.

Ich stehe auf dem unerbittlich ruhenden Pier wie eine Henne, die Enten ausbrütet, Enten, die ihr davonschwimmen... Ich möchte den Jugendfreund ohrfeigen, der sein Taschentuch schwenkt und gleichzeitig seinen saloppen Borsalino...

Ich sehe die kleine Frau. Sie winkt. Ich sehe ihre Augen... ihr Kinn... jetzt nur noch ihr Gesicht wie eine unbeschriebene Fläche... jetzt verschwimmt alles... die Kinder, die Baronin, die anderen, der Dampfer, alles verschwimmt in eines, in ein winkendes, brausendes, schaumschlagendes, fortstampfendes Ungeheuer.

„Fahren Sie heute noch weiter?" fragt das Ohrfeigengesicht.

„Ja," habe ich, glaube ich, gesagt.

Er sagte jedenfalls: „Schade, sonst hätte ich Sie gerne zu einer fidelen Nacht eingeladen. Ich weiß in St. Pauli so allerlei Lokale." Er machte ein Gesicht dazu. Es stimmte sicher, was er da versprach.

Ich verabschiedete mich von allen Bekannten der Baronin, nahm ein Auto, fuhr zum Hauptbahnhof und wartete auf den nächsten Schnellzug.

*

17. Oktober

Ein Nachmittagstee, ist das eine fatale Sache, wie? Man geht an die Tür einer Villa. Man klingelt. Ein Mädchen mit einer steifgestärkten weißen Schürze öffnet. Man hängt den Mantel in die Garderobe und die Mütze. Man reibt sich ein wenig verlegen die Hände und man wird in das Zimmer geführt, in dem der Doktor gerade erzählt.

Erzählt er nicht von einer Forelle, die er fing, mit der bloßen Hand, und die zwei Pfund wog?

Nein... nein...

Er erzählt, daß die Astronomie jetzt bereits mit hunderten Millionen von Lichtjahren rechne. Ob sich da noch ein Mensch etwas vorstellen könne?

„Unmöglich!" sagt die Hausfrau, „ganz unmöglich!" Sie muß alle Bemerkungen ihrer Gäste unterstreichen, damit ein lebendiges Gespräch entsteht.

Hutter tritt auf mich zu. „Wieder im Lande? Alles gut abgegangen?"

„Sehr gut!"

„Ergebenster Diener, Frau Major."

„Ja, es war natürlich noch ein ganzer Haufen drunter und drüber, aber es klappte zu guter Letzt."

„Es klappt immer, wenn es darauf ankommt!" sagte der Major. „Es war bei Tokarzyski, einem Nest im Osten..."

Die Hausfrau bat zum Tee.

Die Tischordnung? Neben der Hausfrau, zu ihrer Rechten, sitzt Herr Hutter, zur Linken der Major. Der Doktor führt die Frau Major zu Tisch.

Ganz ungezwungen, nicht wahr, bei einem Tee, aber immerhin... Mir gegenüber, zwischen Herrn Hutter und dem Doktor, lächelt Fräulein Emilie. Fräulein Emilie lächelt immer, und dabei hat Fräulein Emilie eigentlich nichts zu lachen...

Neben mir sitzt die Baronin... Unsinn! Was schreibe ich da für einen Unsinn?... als ob alles beim alten wäre! Neben mir sitzt die Schwägerin der Frau Rittmeister und auf der andern Seite neben dem Hausherrn ihr Mann.

Der Rittmeister bietet mir Rum an. „Danke, lieber Rittmeister!"

„Danke ja oder danke nein?"

„Danke ja... natürlich..."

„Sie haben eine große Reise hinter sich?" fragt die Dame neben mir.

Wie heißt sie doch? Was ist denn, in drei Teufels Namen, die Rittmeisterin für eine Geborene? Mein Gedächtnis, mein Namengedächtnis...! Keine Ahnung!

Ich muß jetzt antworten. Sie hat mich doch eben gefragt. Was antwortet man da schon?

Ach, Gott Lob und Preis, der Major hat sie in ein Gespräch gezogen! Sie sprechen von den Straßen.

„Scheußlich. Nichts geschieht! Die Behörden können nur Steuern eintreiben. Gegenleistung gleich null!" Der Major spricht laut genug, um sich selbst zuhören zu können.

Gut, ich werde später auf ihre Frage antworten. O weh, was heißt da später! Ich fühle die Blicke der Frau Major auf mich gerichtet. Ich rühre mit dem Löffel

Digitized by Google

in meiner Teetasse. Nur nicht aufsehen, sonst setzt ihre scharfe Stimme wie ein Seziermesser ein, über den ganzen Tisch weg. Nur nicht aufsehen!

Was hat es geholfen? Gar nichts hat es geholfen, rein gar nichts! Ihre Stimme flog mir an den Kopf wie ein Bumerang: „Nun müssen Sie uns aber erzählen, endlich erzählen, wie Sie unsere liebe Baronin fortgebracht haben!"

Die ganze Runde schwieg. Alle sahen mich plötzlich an. Lauter Gesichter fielen auf mich ein. Was blieb mir übrig? Ich mußte Rede stehen. Das sind solche Redensarten, nicht wahr? Rede stehen...

Ich sagte also: „Oh, gnädige Frau, es klappte alles!"

Der Major fiel ein: „Es klappt immer alles."

Ich holte Atem.

„Wenn es darauf ankommt," fuhr er fort. „Es war bei Tokaryski, einem fürchterlichen Nest im Osten..."

Die Rittmeisterin unterbrach ihn. Sie fragte: „Wie kam das alles nur... so unvermittelt? Ja, so unerwartet...? Unglaublich! Sie müssen Näheres wissen. Wir sind unter uns Pfarrerstöchtern. Heraus mit der Sprache!"

Ich sagte: „Ich bedauere, nicht Rede und Antwort stehen zu können." Nein, in der Tat, mir fiel nichts Besseres ein. Ich sagte genau das geschraubte Zeug, so wie ich es jetzt niederschreibe. Ich stolperte von einer Redensart in die andere. „Ich bin selbst keineswegs im Bilde!"

Meine Nachbarin wiegte ihren Kopf hin und her und sah mich dazu spöttisch an. „Er will nicht aus der Schule plaudern!" so sagte sie und machte einen kleinen Mund.

„Ich bedauere wirklich..."

„Stille Wasser sind tief!" Fräulein Emilie hörte einen Augenblick mit Lächeln auf, um zu diesen ihren originellen Worten zu kichern. Ich hätte sie wie eine Stubenfliege mit der Hand vom Tisch wegfangen mögen und ihr ein Bein ausreißen! Diese alberne Person! Was sollte das heißen? Stille Wasser sind tief?

Hutter übernahm das Gespräch: „Meine Herrschaften, selbst auf die Gefahr hin, Sie zu enttäuschen, die Sache ist ohne Romantik. Die Baronin — mein Gott, das Ganze war eine Art Ehekrise, nicht mehr, nicht weniger. Ich war mit ihr befreundet. Wir hatten keine Geheimnisse voreinander. Es würde zu weit gehen, würde ich Einzelheiten erzählen."

Dieser Schwätzer! Was redet er da?

„Auf unseren Spaziergängen — ich bin täglich ... täglich kann ich wohl sagen, nicht wahr?" Er holte sich von mir eine Bestätigung. Da kann er lange warten. Ich esse Aprikosentorte, verstanden? Ich habe nicht die geringste Lust, diesen leeren Schwatz zu unterstützen! — „... täglich mit dieser reizenden Frau spazieren gegangen."

Wie er das Wort ‚reizend' servierte! Nein, das ging denn doch zu weit!

„Da kann ja auch mein Mann ein Lied singen!" warf hier die Schwägerin neben mir ein. Sie drohte dazu ihrem Gatten mit dem Finger. „Mit freier Zeit war sie reichlich gesegnet!"

„Nur mit freier... Zeit...?" Der Doktor machte nach dem Wort: frei eine Pause, bis alle lächelten.

Der Doktor streichelte sein Kinn. Er lehnte scheinbar ernsthaft dieses allgemeine Lächeln ab: „Bitte, ich habe nicht freie Liebe gesagt!"

„Also erzählen!" kommandierte die Rittmeisterin ungeduldig. „Sie hatte doch nichts als Schulden?" Sie wandte sich an Hutter.

Der zwinkerte mit den Augen: „Sie müssen Ihren Herrn Bruder fragen. Im Auto läßt es sich viel besser plaudern."

Was haben sie nur? Was ist los? Immer diese versteckten Andeutungen!

Der Major sagte: „Im Auto?"

„Das Auto war einsichtig genug!"

„Sie meinen bei einer Panne?"

„Wer den Schaden hat..." platzte der Doktor heraus und massierte seine Schenkel.

„Was heißt da Schaden? Oder haben Sie Schaden genommen an Ihrer Seele?" Immer ausgelassener wurde das Gerede.

Die Frau Major liebt aber keine leichtsinnigen Zitate aus der Bibel: „Ich verstehe kein Wort, meine Herren!" sagte sie. Damit war ihr Wunsch ausgesprochen, daß dieses Gespräch eine andere Wendung nahm.

Die Rittmeisterin folgte dem Wink.

„Ende gut, alles gut! Ich freue mich von Herzen. Vor allem wegen der Kinder!"

„Die Kinder ließ sie verwahrlosen, das ist richtig!" bestimmte die Majorin.

‚Die Kinder verwahrlosen?' wollte ich sagen. ‚Wir haben sie gemeinsam täglich gebadet!'

„Die Kinder sollen Läuse gehabt haben," sagte Fräulein Emilie. Ich hätte ihr am liebsten den Rest von dem Lausana, den ich noch am Badestubenfenster wußte, ich hätte ihr am liebsten diesen Rest über ihren flachen Kopf geschüttet!

„Läuse...?" Der Major lächelte nachsichtig. „Ich kann Ihnen sagen, gnädiges Fräulein, uns liefen die Waffenröcke kilometerweit weg, wenn wir..."

Digitized by Google

„Um Gottes willen! Wir sind bei Tisch!“

Der Major schwieg.

„Wie ist nur der Mann zu dem vielen Geld gekommen? So plötzlich?“ Die Frau Rittmeister machte sehnsüchtige Augen zu ihrer Frage.

„Schicken wir unsere Männer auch nach Brasilien!“ empfahl die Majorin. „Vielleicht...“

„Vielleicht lassen wir unsere Frauen nicht nachkommen!“

Der Bruder der Rittmeisterin hatte schon wirklich manchmal richtige Junggesellentöne.

„Dann lassen wir Frauen auch einmal alle neun gerade sein, gehen spazieren und haben Pannen!“ Die Rittmeisterin machte diesen Vorschlag.

„Auch?“ fragte Fräulein Emilie und tat wißbegierig.

„Dieses Thema wollen wir nicht näher erörtern!“ bestimmte die Frau Major.

*

Auf dem Heimweg ging Hutter neben mir und der Bruder der Frau Rittmeister.

Es war spät geworden. Die Zigarren leuchteten den Herren in den Gesichtern, wie gemütliche, rote Laternen vor Wirtshäusern.

„Bringen Sie mir nur die Panne nie wieder auf das Tapet! Meine Frau kratzt mir sonst die Augen aus...“

„Wie Ihre Schwester das Wort: Panne betonte!“

Beide nahmen die Zigarre aus dem Mund, um besser lachen zu können.

„Wir hatten uns eigentlich diese reizende, kleine Gelegenheit nett eingeteilt, wie? Wir drei Musketiere!“ Sie lachten wieder aus vollem Halse.

Jetzt weiß ich, woher der Wind weht.

Man beliebt zu bramarbasieren! Wie häßlich ist das alles!

„Eine tolle Frau... he? Fleisch und Blut... Temperament und Rasse! Ja, Menschenskind! Reden Sie doch auch ein Wort...!“ Hutter schlug mir auf die Achsel.

Da sagte ich großtuerisch: „Eine fabelhafte Frau!“

Es war dunkel.

„Endlich...!“ Hutter zog an seiner Zigarre, klopfte die Asche ab und hängte bei uns beiden ein...

*

Die Herren hatten sich von mir verabschiedet.

Ich kam an dem Haus vorüber, dem Haus der Baronin.

Es lag mit geschlossenen Läden in seinem Garten.

Der Abend war totenstill.

Alle Landschaft und aller Himmel umstanden mich wie ein Saal mit steilen Wänden.

Diese Wände trugen Kandelaber, an denen Sterne verkümmerten.

Kleine Frau, der gleiche Saal der Finsternis birgt uns... Die „Cap Polonia“ reitet im Golf von Biskaya... vielleicht mag sie schon den Hafen von Vigo anlaufen. Der gleiche Saal der Finsternis birgt uns.

Hören Sie mich? Hören Sie mich jetzt?

Ich rufe, und die Kandelaber der Sterne wehen in meinem Ruf...

Ich sage es zum erstenmal.

Ich sage es nur einmal... dieses eine, einzige Mal: „Ich liebe dich!“

Ich bin allein...

Wie allein ich bin...!

Das ist die Geschichte.

Der Roman von Hanns Johst: „Die Torheit einer Liebe“

erscheint als Buch

im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Vorschau auf unsre nächsten Hefte

In unserm Septemberheft ruft wiederum

ein glänzend ausgestattetes Preisausschreiben

alle unsre Freunde zu fröhlicher und in jedem Falle ertragreicher Mitarbeit auf. Das Septemberheft wird darüber alles Wissenswerte veröffentlichen. Gleichzeitig beginnt es mit dem Abdruck des neuen Werkes eines jungen rheinischen Dichters:

Der Walfisch im Rhein. Roman von Otto Brues.

Hier gestaltet ein vaterländischer Dichter aus innigster Liebe zu seinem Volk, zu seinem Stamm. Jedem deutsch empfindenden Menschen geht das Herz vor Freude auf, wenn er sich in die bunten, ergreifenden, rührenden, erschütternden, erheiternden Schicksale dieses Romans aus der Zeit der Rheinlandnot versenkt.

Die deutsche Jugend kommt zu Wort,

nicht bloß in diesem Roman, sondern auch in vielen andern erzählenden Beiträgen, die wir erworben haben. Neben älteren Erzählern wie Max Halbe, G. v. Ompteda, Wilhelm Schäfer und Ernst Zahn stehen die Jungen, die Jüngeren und Jüngsten aus allen literarischen Lagern. Nur zwei Bedingungen sind wir gewohnt zu stellen: sie müssen echte und sie müssen deutsche Kunstwerke schaffen. Wir nennen u. v. a. Günther Birkenfeld, Kasimir Edschmid, Peter Flamm, H. W. Geißler, Otto Gmelin, Wolfgang Goetz, Otto Ernst Hesse, Hans Heinz Hinzelmann, Franz Kafka, Axel Lübbe, Klaus Mann, Robert Neumann, Helmut Schaper, Ernst Wiechert.

Velhagen & Klasings Meisterwerke der bildenden Kunst,

die wundervollen und weltberühmten Nachbildungen alter und neuer Werke, insbesondere die herrlichen farbigen Faksimiledrucke werden selbstverständlich auch im neuen Jahrgang der Heftausstattung den Stempel der Kostbarkeit und der technischen Vollendung aufprägen. Auch in dieser Hinsicht schreitet die Zeitschrift

allen andern Monatsheften weit voran!

Aber nicht bloß Literatur und Kunst, auch Wissenschaft und Technik in allen ihren Gebieten werden gepflegt. In abgerundeten Aufsätzen, Essays, Plaudereien, Kritiken versammeln sich hier die bedeutendsten Autoritäten zu einem

Forum der besten Geister Deutschlands,

wie es sich glänzender in einer Monatsschrift für das gebildete deutsche Haus nicht denken läßt. Wir nennen folgende bedeutende Namen, deren Träger uns Beiträge anvertraut haben: Prof. Dr. Willi Andreas, der Heidelberger Historiker, Prof. Dr. Felix Auerbach, der Jenaer Mathematiker, Prof. Dr. Bruno Bauch, der idealistische Philosoph auf Euckens Lehrstuhl, Prof. Dr. Lujo Brentano, der große Nationalökonom von internationalem Ruf, Prof. Dr. Wilhelm Dibelius, der ausgezeichnete Kenner des Angelsachsentums, Prof. Dr. Theodor Engwer, der hervorragende Romanist, Prof. Dr. Albrecht Penck, der hochberühmte Geograph, Prof. Dr. Max Planck, der Begründer der Quantenlehre, Prof. Dr. Rudolf Scharfetter, der Grazer Botaniker, Prof. Dr. R. Seeberg, der Berliner Dogmatiker, Ethiker und Kirchenhistoriker, General von Seeckt, der philosophische Soldat, Prof. Dr. Edward Schröder, der Göttinger Germanist, Prof. Dr. C. W. Wirtz, der Kieler Astronom.

Wer sich der geistigen Kameradschaft der Monatshefte und ihrer literarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Mitarbeiter anvertraut, der hat und hält, was ihn immer wieder erfrischt und erfreut, erhebt und beglückt, den

Blick in die Welt und ins eigene Herz.

Digitized by Google

Wen nimmt man auf die Reise mit?

Joseph von Eichendorff singt: „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten gehn," und das ist ein guter Rat. Kann es etwas Schöneres geben, als wenn sich die Herrlichkeit der Welt in den Augen einer geliebten Frau spiegelt? Aber auch der Freund soll uns als Reisekamerad willkommen sein, der mit uns im gleichen Schritt und Tritt nicht bloß durch die Ferien, sondern auch durch das Leben marschiert, mit dem wir uns eng verbunden fühlen durch gemeinsame Jugend, durch gemeinsames Streben. Seltener sind die Menschen, die es vorziehen, allein zu reisen und zu wandern. Gewöhnlich sinken Lust und Fähigkeit dazu mit reiferem Alter. Solange wir leicht begeisterungsfähig sind, spricht die Landschaft so eindringlich zu unseren Herzen und Sinnen, daß wir einen Austausch von Gedanken und Gefühlen nicht entbehren. Wenn wir älter werden, fällt uns völlige Einsamkeit schwer. Es ist, als beschliche uns die Furcht vor der letzten Einsamkeit, die immer noch früh genug kommt.

Aber ob wir nun allein oder in Gesellschaft in die Ferien fahren: ein Genosse ist uns unentbehrlich, das Buch. Überantworten wir uns nicht den Zufallsgefährten der Reiselektüre. Es wäre schade. Jeder kennt Bücher, die er gern einmal läse und für die er in der Hast der Berufsarbeit niemals Zeit findet. Es brauchen nicht immer die neuesten Bücher zu sein. Ich halte Grimmelshausens „Simplizissimus" oder Sternes „Tristram Shandy" für ideale Urlaubsfreunde. Doch neben ähnlichen und anderen Büchern sollte man einen kleinen Platz im Koffer für Werke lassen, die uns in ein innigeres Verhältnis zur bereisten Gegend setzen. Es ist nämlich falsch, sich ausschließlich auf die eigenen Augen zu verlassen. Gewiß sind alle selbstentdeckten Schönheiten die kostbarsten. Doch um sie völlig auszuschöpfen, muß man dies und jenes wissen. So wenig der Wanderer die Wegmarken verschmäht, die ihn zu Zielen führen, so wenig sollte der Reisende Bücher mitzunehmen vergessen, die ihn anregen und vertiefen und noch nach Jahren wertvolle Stützen der Erinnerung bilden.

Der Verlag von Velhagen & Klasing kommt diesem Bedürfnis jedes kultivierten Menschen durch viele und mannigfaltige Veröffentlichungen entgegen. In diesem Sommer hat er etwas völlig Neues herausgegeben:

Bildführer durch die Alpen

Die Sammlung umfaßt einstweilen das Wettersteingebirge, die Ammergauer, die Berchtesgadener Alpen, das Karwendel, Gebiete, die zu den beliebtesten für den Touristen, im Sommer wie im Winter, zählen. Natürlich gibt es für diese Gegenden unzählige Führer. Aber was Jos. Jul. Schätz, der bekannte Alpinist und Verfasser der hier gewürdigten Monographie „Berge und Bergsteiger", mit diesen vorzüglich ausgestatteten und für Hand und Tasche bequemen Bänden geschaffen hat, ist etwas völlig Neues. Die Beschreibung der Wege, auch der Autostraßen und Skitouren ist so genau, daß man auf das Hilfsmittel der Karte, die für viele doch zu schweigsam ist, verzichtet, und wo das führende Wort einer Ergänzung bedarf, tritt das Bild ein, prachtvolle Aufnahmen mit eingezeichneten Wegen und sonstigen wichtigen Erläuterungen. So ein Führer durch die Ammergauer Alpen z. B. beschreibt 193 Touren mit genauen Angaben über Wegverhältnisse im Sommer wie im Winter, über Zeit bei normalem Marsch und mit ständigen Hinweisen auf die erläuternden 52 Bilder. Natürlich fehlt eine gute Karte mit deutlich eingezeichneten Wegen, Auto- und Skitouren nicht; auch ein Führer durch das Passionsspiel ist beigegeben. Die Bände sind in biegsames Leinen dauerhaft gebunden und mit einem künstlerischen Schutzumschlag versehen. Man kann auch Bücherschicksale nicht prophezeien. Aber diese Bildführer sind so neuartig und praktisch, so schön und preiswert, daß sie sich jedem Besucher von Oberbayern als unentbehrliche Wandergenossen beigesellen werden. Es gibt nichts, was sich mit ihnen an Brauchbarkeit vergleichen ließe.

Aber der Verlag baut nicht bloß neu, er baut auch aus.

Geographische Monographien und Volksbücher

von Velhagen & Klasing sind vielen verwandten Unternehmungen als die dauernd schönsten und zuverlässigsten vorangeschritten. Der von ihnen dargestellte Typ hat sich viele Jahre lang bewährt. Erst seit kurzem hat sich das Gewand der Monographien geändert. Es ist wie sie selber fröhlicher geworden. Ein geschmackvoller und farbenfreudiger Schutzkarton ruft uns schon von weitem zu: Hier ist ein neuer Band erschienen, ein guter Reisekamerad! Nimm ihn mit! Gerade in diesen Wochen sind herausgekommen: Kärnten und Mecklenburg. Beide Bände schicken dem Bilderteil den Text voraus. So kann man bequem lesen, ohne ständig durch eingestreute Illustrationen abgelenkt zu sein. Und die Bilder selbst werden sämtlich zu Kunstblättern. Man macht sich die Fortschritte der modernen Photographie zunutze und bringt Aufnahmen ganz beson-

Digitized by Google

derer Art, nach Auffassung und Durchführung, jedes einzelne ein Kunstwerk.

Kärnten, für das der Wiener Professor Dr. A. Horner den Führer macht, fängt mit seinen Seen und Bergen an, sich endlich auch die Herzen reichsdeutscher Reisender zu erobern. Die Lieblichkeit des Wörther Sees, der Faakersee mit den Karawanken, die südliche Heiterkeit von Villach, die rauschende Pracht des Doms zu Gurk, das Strandbad von Millstatt, die Erhabenheit der Glocknerstraße und das spitztürmige Kirchlein von Heiligenblut — sind diese und andere Prunkstücke Kärntens nicht schon hochberühmt geworden? Wir sollten noch viel häufiger in diese deutsche Grenzmark fahren, nicht bloß den unvergleichlichen Schönheiten von Natur und Kunst zuliebe, sondern um des stärkenden Gefühls der Einheit deutscher Nation willen. Hier hat einer unserer Stämme sich die Freiheit mit Waffen und Worten erkämpft. Nach dem Zusammenbruch 1918 war das südliche Kärnten samt Villach und Klagenfurt von den Südslawen besetzt. Eine bewaffnete Erhebung jagte sie hinaus, und der Abstimmungstag des 10. Oktober 1920 erhielt Kärnten ungeteilt und deutsch! So etwas muß man wissen, um Land und Leute in tiefster Seele zu erleben.

Unangefochten deutsches Land ist immer Mecklenburg geblieben. Der Deutsche, der nicht selber dort zu Hause ist, liebt es als die Heimat von Onkel Bräsig. An Königin Luise, Blücher, Moltke denkt man schon seltener dabei. Und doch läßt sich auch die schlichte Schönheit dieses Landes nicht so obenhin erfassen. Folgen wir dem, was uns der Rostocker Professor D. W. Ule als Geograph, als Historiker, als Reisegefährte erzählt: wir werden uns enger mit Mecklenburgs Menschen, Seen und Wäldern verbunden fühlen. Auch hier ist der Text von den Bildern getrennt. Neben vierfarbigen Kunstbeilagen nach guten modernen Gemälden überrascht uns eine Fülle herrlicher Photographien, wie in dem Kärntner Bande Kupfertiefdrucke. Wir glaubten, Mecklenburg zu kennen. Aber wir ahnten doch gerade nur, wie schön es ist, wenn wir mal ein paar Wochen in Warnemünde oder am Schweriner See faulenzten oder durch die Wälder von Rabensteinfeld oder Feldberg streiften. Hat Neustrelitz wirklich so malerische alte Häuser? Wir haben sie nie gesehen. Müßte man nicht einmal nach Krakow fahren, mit Buchten und Inseln, lieblich wie sonst nur vielleicht am Luganer See?

Neben den Monographien stehen die Volksbücher, knapper, handlicher, billiger. Den neuesten Band hat Johannes Jegerlehner, der Schweizer Dichter, geschrieben; er behandelt das Berner Oberland. Man hat neuerdings auch sonst mit Vorliebe Poeten herangezogen: Rudolph Stratz (Oberbayrische Seen), Ludwig Finckh (Bodensee), Ernst Zahn (Vierwaldstätter See), Felix Moeschlin (Engadin), ein Verfahren, das sich empfiehlt, denn wer ist besser geschaffen, einen Stoff auf knappem Raum anschaulich zu verdichten als eben der Dichter? Selbstverständlich sind auch diese Volksbücher reich illustriert und mit Karten versehen.

Wir finden in den Neuerscheinungen des Verlages Deutschland, Österreich, die Schweiz vertreten. In die wirkliche Fremde führt uns Prof. Dr. Alfred Wegener:

Mit Motorboot und Schlitten in Grönland

Das ist bisher kein übliches Reiseziel, es ist Forschungsgebiet, und eine mit Unterstützung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft unternommene Forschungsreise ist es, die der Grazer Geograph erzählt. Aber wer auch nur seinen Aufsatz im Juniheft dieser Zeitschrift gelesen hat, der verspürt wahrscheinlich etwas von der Sehnsucht, die jeden Nordlandfahrer erfüllt: die Sehnsucht nach unberührter, großer Natur, die Sehnsucht nach dem Abenteuer. Dieses Buch, das auch textliche und illustrative Beiträge von den Teilnehmern der Wegenerschen Expedition enthält, läßt uns die Herrlichkeit auch dieser fernen und niemals öden Welt mitgenießen. Doch wir erleben auch, aufgeregt, ihre Gefahren und Schrecknisse. Und wir sind aufs äußerste zu lesen begierig, da sich diese Gefahren gerade gegen den Schluß der Reise beklemmend steigern. Wir stimmen Wegener zu, wenn er schreibt: „Wundervoll war es gewesen, dies spannende Leben voller Kampf und Arbeit." Gewiß hat auch unser Mitarbeiter Rickmers, der Leiter der deutsch-russischen Pamir-Expedition recht, wenn er sagt: Abenteuer sind Regiefehler der Expeditionsleitung. Doch wer nach Grönland reist, um Eisdicken zu messen, der darf nicht bloß ein gelehrter Organisator, sondern muß auch ein Stück Abenteurer sein, um sich glücklich durchzuschlagen.

Wer reist nach Grönland? Niemand von uns? Aber Wegeners Buch ist ein liebenswürdiger, unterhaltsamer Reisekamerad. Nehmen wir ihn mit, nach Kärnten oder Mecklenburg, in die Berge oder an die See. Nicht bloß für Regentage. Man kann nicht immer herumlaufen oder dösen. Der Geist will auch seine Sommerfrische. Er findet sie in einem guten Buch.

— gl —

Digitized by Google

Die chinesische Dame

Von Dr. Wilhelm Beetz

Fast zu allen Zeiten übte der Osten auf den Westen eine besondere Anziehungskraft aus. Während noch zur Zeit der Kreuzzüge über dem Osten ein sagenhaftes Dunkel gebreitet lag, gelangte im 13. Jahrhundert schon zum erstenmal durch den venezianischen Kaufmann Marco Polo, der fast ein Vierteljahrhundert hindurch als erster Europäer das innere und das östliche Asien durchforschte, genauere Kunde über das Reich der Mitte nach Europa.

Einen weiteren höchst interessanten Bericht, der auch von eigentümlichen Volkssitten, wie den langen Fingernägeln der vornehmen Chinesen und den verkrüppelten Füßen der Frauen, erzählt, verdankt das Abendland dem Franziskanermönch Odorich aus Pordenone in Friaul, welcher von 1322 bis 1328 China bereiste, 1331 an den Folgen der großen Reisestrapazen starb und später selig gesprochen wurde.

Das ganze Mittelalter hindurch war die Landverbindung mit China über Indien aufrechterhalten. Auf diesem Wege gelangten auch die chinesische Seide, Porzellan und Lack als wichtige, viel bewunderte Handelsartikel nach Europa. Schwungvoll wurde der Handel aber erst, als durch die Entdeckung der Portugiesen der Seeweg nach dem Osten führte. Im Jahre 1515 landeten die ersten portugiesischen Seefahrer in China, seit welcher Zeit sie das ganze 16. Jahrhundert hindurch den chinesischen Handel in ihren Händen hatten.

Im 17. Jahrhundert beherrschten die Holländer den ostasiatischen Markt, bis sie im 18. Jahrhundert von den Engländern nach und nach verdrängt wurden.

Digitized by Google

Im Jahre 1581 kamen die Jesuiten nach China, wo sie, dank der religiösen Toleranz, die die Beherrscher Chinas vor ihren westlichen Nachbarn auszeichnete, festen Fuß fassen und es sogar zu angesehenen Stellungen am kaiserlichen Hofe bringen konnten. Den Jesuitenmissionären verdankt Europa die frühe und genaue Kenntnis vom Leben und Treiben im chinesischen Reiche. Bald nach den ersten Sendschreiben der Missionäre folgten reichillustrierte Beschreibungen der holländischen Gesandtschaften, die in den Jahren 1665 bis 1675 erschienen sind, und die ersten Übersetzungen chinesischer Klassiker. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Jesuiten die Träger der geistigen Verbindung zwischen Europa und dem fernen Osten. Die besten Gesamtdarstellungen der chinesischen Kultur, die mit großem Eifer studiert wurden, sind, bis in die jüngste Zeit, die Werke der alten Missionäre geblieben. 1769 behauptete der Verfasser der Relation du bannissement des Jésuites de la Chine, daß „man China besser kennt als einige Provinzen Europas selbst".

Die neue Geschmackrichtung des 18. Jahrhunderts in Europa zeigte auch für die chinesische Kunst große Vorliebe. Die Künstler der Rokokozeit griffen chinesische Motive auf, welche sie in ihren Schöpfungen wie Gartenanlagen, Pavillons und als Innendekoration zur Anwendung brachten. Besonders beliebt war die chinesische Tapete. Chinesische Kunst, chinesisches Kunstgewerbe war fast in jedem vornehmen Hause anzutreffen.

Von chinesischer Malerei waren es Tier- und Blumenbilder, phantastische Architekturen, Kriegerbilder, Dämonen und Zauberwelten himmlischer Geister und Feen, welche entweder die chinesischen Salons schmückten oder in Mappen verwahrt die Kunstsammlungen bereicherten. Aber auch das Genrebild, bürgerlich gemütvolle Szenen reizender Frauen und Mädchen, erfreute sich großer Beliebtheit.

Einer solchen großen Sammlung chine-

Digitized by Google

ſiſcher Miniaturwerke entſtammen die hier abgebildeten Frauenbildniſſe, die Kaiſer Franz I. von Öſterreich im Jahre 1826 von dem engliſchen Generalkonſul Watts für ſeine Privatbibliothek erworben hat. Es ſind entzückende Werke eines unbekannten chineſiſchen Malers aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welche durch die mit lyriſcher Anmut ſpielende Linie und die raffinierte Farbenwahl den Beſchauer bezaubern, obwohl ſie bereits in einer Zeit entſtanden ſind, in welcher die chineſiſche Kunſt im Wert zurückgegangen war.

Bei dieſen äußerſt naturaliſtiſch gemalten Frauenbildern fallen uns zunächſt die geſchminkten Geſichter auf, die wie Puppenköpfe mit rotbemalten Backen und Lippen und ſchwarzausgezogenen Brauen anmuten. Ein ähnliches Ausſehen finden wir übrigens auch bei der europäiſchen Dame der Rokokozeit.

Die Friſur der Chineſin, die nicht täglich erneuert wird, iſt einfach, mit Kämmen, Nadeln, Diademen, Schleifen, im Sommer mit friſchen Blumen, im Winter mit ſolchen aus Papier oder Seide geſchmückt.

Die Kleidung der chineſiſchen Dame beſteht aus weiten, mit breiten, geſtickten Borten, häufig bis zu den Knien mit leichter Stickerei verſehenen Hoſen, die durch eine Schärpe, oft mit Franſen an den Enden, feſtgehalten werden. Hinzu kommt eine bis etwas über die Knie reichende Jacke aus weichem Stoff, Krepp oder Gaze mit ſehr weiten Ärmeln. Die Mandſchurinnen tragen um die Knöchel feſtgebundene Hoſen,

Digitized by Google

den Rock seitwärts geknöpft, ferner kurze Jacken ohne Ärmel. Auf der Straße wird ein an seinem unteren Rande reich gestickter, häufig eng gefalteter Unterrock und eine längere, weite Jacke getragen.

Beim Volke besteht die Kleidung meist aus blauem Baumwollstoff, während sie bei den wohlhabenden Leuten aus geschmackvoll zusammengestellter bunter leuchtender Seide verfertigt ist.

Der Schmuck ist wie in Europa auch in China sehr beliebt. Die Frau des Ostens trägt schwere Ohrringe, häufig mit langen Behängen, die um das Ohr gebunden werden, ferner Arm- und Halsbänder sowie Fingerringe. Auch die Rock- oder Jackenknöpfe, deren es nach alter Sitte nie mehr als fünf gibt, zählen zu den Schmuckgegenständen.

Korallen, Türkise und Nephrit finden vielfach Verwendung. Der Chinese legt nur geringen Wert auf durchsichtige Edelsteine.

Einen merkwürdigen Schmuck bilden die acht bis zehn Zentimeter langen silbernen Futterale, welche die langen, wohlgepflegten Fingernägel schützen. Diese Art von Schmuck findet sich allerdings nur bei Damen der Halbwelt vor.

Das Schminkdöschen mit einem kleinen Taschenspiegel, sowie ein durchbrochenes Schächtelchen zum Hineinstecken von wohlriechenden Blüten vervollständigen die Toilette der chinesischen Dame.

Als einfacher Fächer dient der Adlerflügel und das Palmenblatt, als reicherer der Klappfächer, der eine Nachahmung des Fledermausflügels sein soll.

Auch in China wechselt die Mode. Gar nicht oder nur wenig änderten sich die Form und der Schnitt, aber um so mehr der Stoff, die Farbe und die Ausschmückung.

Ein sehr auffallendes Merkmal an der chinesischen Frau sind ihre an die Ziegenfüße gemahnenden verkrüppelten Füßchen. Chinesische Geschichtsschreiber verlegen diese unschöne Sitte in das 5. Jahrhundert nach Chr. zurück. Die erwähnte Stelle in der Reisebeschreibung des Franziskanermönchs Odorich von Pordeone lautet, daß „bei den Frauen es die höchste Schönheit ist, kleine Füße zu haben. Aus diesem Grunde sind die Mütter gewöhnt, sowie ihnen Töchter geboren werden, deren Füße eng in Binden einzuwickeln, so daß sie nicht im geringsten wachsen können."

Der ehemalige kaiserlich deutsche Gesandte, M. von Brandt, einer der besten Kenner des neueren China, berichtet, daß zwei verschiedene Arten der Fußbehandlung heute gebräuchlich sind. Die eine, bei der nur die vier kleineren Zehen unter die Fußsohle gebunden werden und der Fuß bandagiert wird. Diese ist in den breiten Massen der Bevölkerung üblich. Die andere, im Süden Chinas und bei den vornehmeren Klassen angewendete Methode ist langwierig und sehr schmerzhaft. Außer der Bandage werden durch einen unter die Höhlung der Fußsohle gebundenen metallenen Zylinder die oberen Fußknochen aus ihrer Lage und in die Höhe gepreßt, bis sie absterben oder herausschwären, wozu die Mütter dadurch mithelfen, daß sie die Knochen zerschlagen. Diese oft mehrere Jahre dauernde grausame Operation wird bei den Mädchen zwischen dem vierten und siebenten Lebensjahre vorgenommen. Hierbei muß natürlich peinlichste Reinlichkeit beobachtet werden. Durch diese Martern werden allerdings Fußreduzierungen auf sieben bis neun Zentimeter Länge erreicht, gleichzeitig aber auch ein unschöner Gang dieser Verkrüppelten hervorgerufen. Beim Gehen ruht nämlich das ganze Gewicht des Körpers auf den Hacken, und die Frauen gehen, als ob der Rest des Fußes überhaupt nicht vorhanden wäre.

Diese furchtbare Sitte ist hauptsächlich im Süden Chinas verbreitet, während es im übrigen Lande keine künstlich verkrüppelten Füße gibt. Die Mandschurinnen und Mongolinnen sowie die Frauen des Kaiserpalastes haben normale Füße. Man hat hier vernünftigerweise auf die raffinierte Verfeinerung einer auch in Europa allgemein verbreiteten Geschmackrichtung, die den Frauenfuß für um so schöner erachtet, je kleiner er ist, verzichtet.

Mit dem verkrüppelten chinesischen Fuße sind heute, wie M. von Brandt mitteilt, die Begriffe verbunden, die wir mit der Entblößung des Frauenkörpers über das gewohnte Maß hinaus in Verbindung zu bringen pflegen. „Der nackte Fuß wird auch vor dem eigenen Manne verborgen, den beschuhten zu zeigen ist sittenlos. Wo auf einem chinesischen Bilde der Fuß einer Frau sichtbar ist, handelt es sich um das Bildnis oder die sonstige Darstellung einer Kurtisane," deren es in China viele gibt, die aber dort anders angesehen werden als in Europa.

Die Stellung der Frau in China ist überhaupt eine andere als die der europäischen Frau. Confuzius sagt: „Der Mann ist der Vertreter des Himmels und beherrscht alles; das Weib hat den Weisungen des Mannes zu gehorchen und hilft seine Grundsätze ins Werk zu setzen. Darum darf sie selbst nichts bestimmen und ist der Regel der drei Gehorsame unterworfen. Jung muß sie ihrem Vater und älteren Bruder gehorchen, verheiratet ihrem Gatten, nach dem Tode des-

Digitized by Google

ſelben ihrem Sohn . . . Keine Anordnungen oder Befehle ſollen aus dem Frauengemach hervorgehen . . . Sie darf nicht nach eigenem Willen handeln und keinen Entſchluß nach eigenem Gutdünken faſſen."

Dieſe eigentümliche Erſcheinung der chineſiſchen Ziviliſation iſt heute wie damals aufrecht geblieben.

In den wohlhabenderen Ständen erhalten die Mädchen eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Sie lernen leſen, ſchreiben, ein oder mehrere muſikaliſche Inſtrumente ſpielen und werden auch in den Anfangsgründen der Philoſophie unterrichtet, worunter man das Auswendiglernen einzelner Stellen aus klaſſiſchen Werken zu verſtehen hat. Die „Geſchichte tugendhafter Frauen alter und neuer Zeit", aus dem 1. Jahrhundert vor Chr. ſtammend, deſſen Verfaſſer der heute noch als der Vater des hiſtoriſchen Stils angeſehene und verehrte Geſchichtsſchreiber Liu Hiang iſt, ſowie deſſen „Anekdoten tugendhafter Frauen", welche zur Zeit der Ming-Dynaſtie überarbeitet und auf vier Bände vermehrt worden ſind, befinden ſich in den Händen aller wohlerzogenen Chineſinnen. Dieſe Bücher enthalten Grundſätze und auf alle Lebenslagen bezügliche Verhaltungslehren. Es ſind dies Grundſätze, die heute noch wie vor 2000 Jahren ihre Geltung haben. Hierzu muß bemerkt werden, daß die Kindererziehung in China weniger eine intellektuelle, als vielmehr eine moraliſche iſt.

Ehen werden in ſehr frühem Alter geſchloſſen. Die Eheſchließung trägt den Charakter einer Familienangelegenheit und dient in erſter Linie der Erhaltung der Familie und der Erziehung eines männlichen Nachkommen. Liebesheiraten ſind in China keine Seltenheit. Aber auch die Konvenienzehen pflegen glücklich zu werden, da das kol-

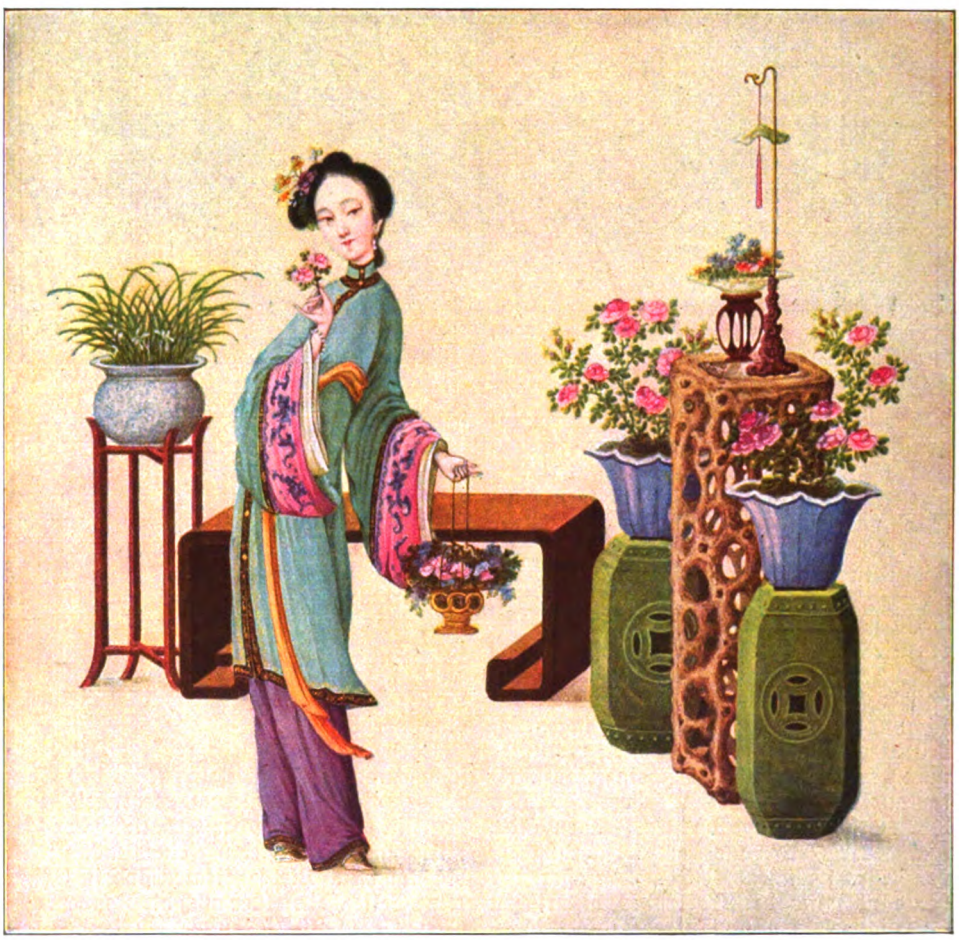
Digitized by Google

lektivistische Denken des Chinesen — zum Unterschiede vom individualistischen des Europäers — auch hier individuelle Neigungen auf Kosten des Gemeininteresses nicht aufkommen läßt. Im Falle der Unfruchtbarkeit der Frau kann sich der Mann eine Nebenfrau nehmen, wozu die Zustimmung der Ehefrau niemals verweigert wird. Die Nebenfrau wird um den „Körperpreis" gekauft. Ihre Kinder sind gleichberechtigt. Eifersucht der Frau ist heute noch in China einer der sieben durch Sitte und Gesetz anerkannten Scheidungsgründe, zu denen noch liederlicher Lebenswandel, Kinderlosigkeit, ekelhafte und unheilbare Krankheiten, Ungehorsam gegen die Schwiegereltern, Diebstahl und Schwatzhaftigkeit hinzukommen. Wenn die Frau aber in der Ehe ein Vermögen erworben hat, elternlos geworden ist, oder nach der Landessitte drei Jahre mit ihrem Manne um dessen Eltern getrauert hat, so können diese Scheidungsgründe keine Anwendung finden. Der Frau steht dagegen bei körperlicher Züchtigung durch den Mann, oder bei dessen Versuch sie zu verkaufen das Scheidungsrecht zu. In diesen Fällen erhält sie sogar die amtliche Erlaubnis, eine neue Ehe einzugehen. Doch sind Ehescheidungen seltene Erscheinungen.

Der Ehebruch der Gattin gibt dem Gatten das Recht, den Schuldigen zu töten oder die Frau von Amts wegen verkaufen zu lassen, in welchem Falle der Preis dem Staate zufällt. Während dem Manne der Ehebruch nachgesehen wird, wird er bei der Frau deshalb so strenge bestraft, weil darin eine Verfälschung der Nachkommenschaft und die Beeinträchtigung des Ahnenkultes, was zur Auflösung der Familie führt, erblickt wird.

Der Kaiser wählt Gemahlin, Nebenfrauen und Dienerinnen des Palastes aus den heiratsfähigen Mädchen der Banner.

Was die Beschäftigung der Mädchen und Frauen in China anbelangt, so haben sie in



Digitized by Google

ärmeren Familien und auf dem Lande für die Seidenwürmer zu sorgen, Tee und Baumwolle zu pflücken, zu spinnen und zu weben, sowie Brennmaterial zu sammeln. Bei den wohlhabenden Chinesen ist der Haushalt, dem die Frau immer vorsteht, ihre einzige Beschäftigung. Soweit es ihr gestattet ist, besucht die chinesische Dame Tempel, Theatervorstellungen in Privathäusern, Jahrmärkte, Läden und Freundinnen. Karten-, Domino- und Hasardspiel ist beliebt. Aber auch Malerei, Musik und Tanz wird von der Chinesin ausgeübt, und manche geistreiche Frau versteht es, ihren Ehegatten durch Geist, Witz und Klugheit zu fesseln.

Für die Witwe ist das Leben in China in vielen Fällen nicht mehr sehr begehrenswert, da ihr kaum noch eine Existenzberechtigung zuerkannt wird. Chu-hi, der im 12. Jahrhundert klassische chinesische Werke kommentierte, sagt, daß „das Leben der Gattin mit dem Tode des Gatten abläuft, und sie mit ihm sterben sollte. Nie sollte sie den Wunsch haben, die Gattin eines anderen zu werden". In der Urzeit folgten dem verstorbenen Manne seine Gattin und die Dienerschaft ins Grab. Bei Begräbnissen von Kaisern sind in neuerer Zeit noch Fälle der grausamen Sitte vorgekommen.

Seit ältester Zeit gilt die Wiederverehelichung einer Witwe für unsittlich. Man läßt keine Entschuldigung gelten. Trotzdem heiraten Witwen wieder. Es sagen sich aber ihre eigenen Kinder von ihr los und trauern nicht nach ihrem Tode um sie. Sie verliert auch ihren Platz in der Ahnenhalle der Familie, die sie verläßt, und den durch ihren ersten Mann innegehabten Rang. In der armen Bevölkerung soll es zu gewaltsamen Witwen- und Nebenfrauenverkäufen gekommen sein, was häufig zu Selbstmorden führte.

Nach Wiederverheiratungen von Witwen tritt manchmal ein höchst merkwürdiger Gebrauch ein, welcher im strengen Ahnenkult seine Begründung findet. Es wird nämlich dem toten Manne eine andere Gattin gesucht, damit der Platz der rechtmäßigen Frau im Familiengrabe und im Ahnensaale ausgefüllt bleibe. Irgendein armes, vielleicht verkrüppeltes Mädchen findet sich, für Geld die rechtmäßige Gattin des Toten zu

Digitized by Google

werden. Auch Ehen zwischen Toten werden nach Übereinkunft der lebenden Familienmitglieder beider Verstorbener geschlossen. Diese merkwürdige Sitte wird verständlich, wenn man weiß, daß in China Kinder und Unverheiratete auf keinem Familienfriedhofe Platz finden können. So geschieht es, daß eine in eine Matte eingewickelte und bloß verscharrt gewesene Leiche ausgegraben und neuerlich, vielleicht mit großem Pomp, in einem Familiengrabe bestattet wird. Hierdurch ist auch der innige Wunsch des Chinesen nach einem feierlichen Begräbnis erfüllt worden.

Nach allem Gesagten wäre es falsch zu glauben, daß die chinesische Frau dem Manne bedingungslos unterworfen ist. Ihre Stellung ist in dem Vierhundertmillionenreiche gerade so begehrt, wie in den Ländern des Westens, wenn sie auch im Leben und Denken des Chinesen nicht die überragende Rolle spielt wie bei uns.

Erotische Ode. Von H. Hesselbarth

Gibt es denn mehr noch als dies: wenn in des Freundes Aug'
Wir der Liebe Gestirn, funkelnd leuchtendes, sehn,
Daß vom Strahle getroffen
Uns die Seele erschauert vor Lust? —

Gibt es denn mehr noch als dies: ruhen in warmer Nacht
Hand in Hand auf dem Pfühl und wie auf bauschiger Wolk'
Hinzusegeln wie Götter
Durch die blühenden Gärten des Traums? —

Mehr gibt es niemals als dies: zweisam zu weinen und
Selig-traurig zu sein, uns des Gottes bewußt,
Der im Herzen uns wohnet —
Eros, du, dessen Spielzeug wir sind!

Digitized by Google

Arzt und Patient in Gesetz und Rechtsprechung

Von Oberreichsanwalt a. D. Honorarprofessor Dr. Ebermayer

Der Dienst des Arztes ist Dienst am Kranken und Dienst an der Gesundheit des Volkes. Aus dieser zweifachen Art der ärztlichen Tätigkeit ergeben sich vielfache Beziehungen des Arztes zum Rechte sowohl in privatrechtlicher als in öffentlich-rechtlicher Richtung. Man könnte nicht gerade behaupten, daß sich weite Kreise des Volkes über diese mannigfachen rechtlichen Beziehungen des Arztes im klaren sind; ja man nimmt sogar nicht selten mit Verwunderung wahr, daß bei den Ärzten selbst über ihre rechtliche Stellung im öffentlichen und im Privatleben etwas verworrene Anschauungen herrschen.

Was zunächst die öffentlich-rechtliche Stellung des Arztes anlangt, so bestehen vielfach Zweifel darüber, ob der Arzt Gewerbetreibender im Sinne der Gewerbeordnung oder Angehöriger eines freien Berufes ist wie z. B. der Rechtsanwalt. Nur die letztere Annahme trifft zu. Die Gewerbeordnung befaßt sich allerdings an manchen Stellen mit der ärztlichen Tätigkeit; sie regelt insbesondere in § 29 die ärztliche Approbation und bestimmt, daß nur der sich in Deutschland als Arzt bezeichnen oder sich einen ärztlichen Titel beilegen darf, der von einer inländischen Behörde ordnungsmäßig als Arzt approbiert wurde; sie bestimmt ferner in § 53, unter welchen Voraussetzungen die Approbation entzogen werden kann und bedroht in § 147 Nr. 3 denjenigen mit Strafe, der, ohne approbiert zu sein, sich als Arzt oder ähnlich bezeichnet. Trotzdem wäre es vollkommen verfehlt, wollte man annehmen, der Arzt sei Gewerbetreibender. Der ärztliche Beruf ist ein freier und darf nicht auf das Niveau der reinen Erwerbstätigkeit herabgedrückt werden. Das hat auch die Rechtsprechung der obersten Gerichtshöfe immer mehr erkannt. Nur solange der Arzt die ideale Seite seines hohen Berufes hochhält und seine Tätigkeit nicht lediglich aus dem Gesichtspunkt des Gelderwerbes betreibt, kann er die Aufgabe, die sein Beruf ihm stellt, Dienst zu leisten an Kranken und an der Gesundheit des Volkes, richtig erfüllen. Um diesen Preis muß der Arzt als Angehöriger eines freien Berufes manche Beschränkungen hinnehmen, an die er, wenn er bloßer Gewerbetreibender wäre, nicht gebunden wäre; er muß sich z. B. in bezug auf Reklame eine ganz andere Beschränkung auferlegen als der Gewerbetreibende; er darf nicht beim Verkauf seiner Praxis wie der Gewerbetreibende, der sein Geschäft verkauft, sich von rein geldlichen und gewinnsüchtigen Absichten leiten lassen usw.

Über die Bedeutung der ärztlichen Approbation herrschen, wenigstens in Laienkreisen, auch vielfach unrichtige Anschauungen. Die Approbation verleiht dem Arzte lediglich das Recht, sich Arzt zu nennen oder sich einen arztähnlichen Titel beizulegen; mehr nicht. Es ist keineswegs an dem, daß nur der in Deutschland approbierte Arzt die ärztliche Tätigkeit ausüben darf. Da wir uns in Deutschland im Gegensatz zu fast allen Kulturländern der Kurierfreiheit erfreuen, kann jeder Beliebige, ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen, auf Wissen und Können, auf Ausbildung und Fähigkeit seinen Nebenmenschen ärztlich behandeln. Der approbierte Arzt hat vor diesem nicht approbierten Heilbehandler — in der Regel „Kurpfuscher" genannt — nichts weiter voraus, als daß nur er sich Arzt oder so ähnlich nennen darf, während dies dem Nichtapprobierten verboten ist. Wie vortrefflich es die nichtapprobierten Heilbehandler verstehen, gerade das letztere Gebot zu umgehen und sich hochtönende ausländische Titel beizulegen, zeigt uns täglich ein Blick in die Zeitung.

*

Wenden wir uns nach diesen Erörterungen über die öffentlich-rechtliche Stellung des Arztes, seinem Verhältnis zu Zivil- und Strafrecht zu, so ergibt sich zunächst auf zivilrechtlichem Gebiete folgendes: Der Arzt schließt mit dem Kranken, der seine Dienste in Anspruch nimmt, einen Vertrag. Der Vertragsabschluß braucht nicht ausdrücklich und in besonderer Form zu geschehen; der Vertrag wird einfach dadurch geschlossen, daß der Kranke die Dienste des Arztes in Anspruch nimmt, der Arzt die Dienste leistet. Dieser Vertrag ist ein Dienst-, kein Werkvertrag, d. h. der Arzt wird für die geleisteten Dienste, nicht für das gelungene Werk, das hier die Heilung bedeuten würde, bezahlt. Wer möchte und könnte noch Arzt sein, wenn er nur in den Fällen, in denen die Heilung gelungen ist, Honorar zu beanspruchen in der Lage wäre! Der mit dem Kranken geschlossene Dienstvertrag verpflichtet den Arzt zu gewissenhafter Vertragserfüllung, er muß alles tun, was in seinen Kräften steht, um den Kranken zu heilen. Handelt er dieser Pflicht vorsätzlich oder fahrlässig zuwider, so wird er dem Kranken ersatzpflichtig, er muß dem Kranken allen aus der schuldhaft falschen Behandlung er-

Digitized by Google

wachsenen Schaden ersetzen, ihm unter Umständen auch Schmerzensgeld bezahlen. Daß der Arzt den Kranken vorsätzlich vertragswidrig behandelt, wird kaum je vorkommen; um so häufiger sind die Fälle, in denen dem Arzt Fahrlässigkeit zur Last gelegt wird. Fahrlässig im zivilrechtlichen Sinne handelt der Arzt, wenn er die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer acht läßt. Dabei ist selbstverständlich der Maßstab anzulegen, der sich aus der Eigenart des ärztlichen Berufes ergibt. Die Fahrlässigkeit kann eine bewußte oder eine unbewußte sein; unbewußt ist sie dann, wenn dem Arzt infolge leichtsinnigen Verhaltens die Möglichkeit der Herbeiführung eines schädigenden Erfolges gar nicht zum Bewußtsein kommt; er untersucht z. B. den Kranken so oberflächlich, daß er dessen gefährliches Leiden gar nicht erkennt; bewußte Fahrlässigkeit liegt vor, wenn der Arzt mit der Möglichkeit rechnet, er könne durch sein Verhalten den Kranken schädigen, indem er z. B. einen notwendigen Abendbesuch nicht macht, sich aber leichtsinnigerweise darauf verläßt, es werde schon kein Schaden eintreten.

Hat der Arzt den mit dem Kranken geschlossenen Vertrag ordnungsmäßig erfüllt, d. h. hat er seine ärztlichen Dienste nach bestem Können und Wissen geleistet, so kann er — und zwar, wie schon bemerkt, ohne Rücksicht auf den Erfolg — Entlohnung, das Honorar, verlangen. Maßgebend für dessen Höhe ist in erster Linie stets die zwischen dem Arzt und dem Kranken getroffene Vereinbarung; ist eine solche nicht getroffen, so entscheidet die bestehende Gebührenordnung, und, wo eine solche nicht besteht, ist die übliche Vergütung als vereinbart anzusehen. Der Arzt ist also keineswegs, wie man häufig meint, von vornherein an die Sätze der Gebührenordnung gebunden, er kann vielmehr stets mit dem Kranken ein Honorar in beliebiger Höhe unabhängig von der Gebührenordnung vereinbaren, und zwar gilt dies nicht nur für die sog. Kapazität oder Autorität, den berühmten Arzt und Professor, sondern für alle Ärzte. Nur wenn eine Vereinbarung über die Höhe des Honorars nicht getroffen ist, greift die Gebührenordnung Platz. Hinsichtlich der Kapazitätenhonorare ist die Frage bestritten, ob die Kapazität auch ohne besondere Vereinbarung ein höheres als das gebührenmäßige Honorar fordern könne, mit anderen Worten, ob anzunehmen ist, der Kranke, der sich in die Behandlung einer sog. Kapazität begibt, von der er weiß, daß sie nur zu höheren als den gebührenmäßigen Sätzen behandelt, unterwerfe sich stillschweigend und ohne ausdrückliche Vereinbarung diesen höheren Forderungen. Die Gerichte waren gerade in der letzten Zeit wiederholt geneigt, diese Frage zu verneinen; meines Erachtens mit Unrecht. Wer die Dienste eines berühmten Arztes in Anspruch nimmt, von dem er weiß, daß er nur nach höheren als den üblichen Gebühren behandelt, erklärt sich damit stillschweigend einverstanden, daß das höhere Honorar von ihm gefordert wird. Immerhin wird es sich gerade mit Rücksicht auf die vorerwähnte Rechtsprechung auch für die Kapazität empfehlen, jeweils mit dem Kranken ein bestimmtes Honorar zu vereinbaren oder doch durch Anschlag im Wartezimmer oder sonstwie dem Kranken keinen Zweifel darüber zu lassen, daß er eine die Sätze der Gebührenordnung überschreitende Honorarforderung zu erwarten habe.

In manchen Fällen kann es zweifelhaft sein, wer dem Arzt für das Honorar haftet, der Kranke oder derjenige, der den Arzt mit der Behandlung des Kranken betraut hat, oder beide. Es ist je nach Lage des einzelnen Falles zu entscheiden. Nimmt eine Ehefrau die Dienste des Arztes für sich in Anspruch, so handelt sie innerhalb der Schlüsselgewalt, es haftet lediglich der Mann. Das starre Festhalten an dieser Regel kann zu großen Unbilligkeiten führen, zumal wenn der Mann vermögenslos, die Frau vermögend ist. Die Gerichte kommen deshalb jetzt immer mehr darauf ab, anzunehmen, daß die Frau direkt mit dem Arzt einen Vertrag schließt, aus dem sie ihm, sei es allein, sei es neben dem Manne, haftet.

*

Soviel über die zivilrechtlichen Beziehungen des Arztes. Von gleicher, für den Arzt persönlich oft noch von größerer Bedeutung sind seine Beziehungen zum Strafrecht. Der Arzt, der seine Pflichten dem Kranken gegenüber verletzt, wird, wie wir gesehen haben, diesem ersatzpflichtig. Er setzt sich aber weiter bei schuldhafter, d. h. vorsätzlicher oder fahrlässiger Pflichtverletzung auch der Gefahr strafrechtlicher Verfolgung aus. Vorsätzliche Körperverletzung wird auch hier kaum je in Frage kommen. Liegt sie ausnahmsweise vor, so macht sich der Arzt der vorsätzlichen Körperverletzung oder Tötung schuldig. Eine um so größere Rolle spielen aber gerade auf strafrechtlichem Gebiete die Fälle, in denen dem Arzt vorgeworfen wird, fahrlässig seine Pflichten verletzt, sich eines sog. Kunstfehlers schuldig gemacht zu haben. Der Begriff der Fahrlässigkeit ist hier ein etwas anderer als im Zivilrecht. Dort genügt es, daß der Arzt die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer acht gelassen hat; hier wird verlangt, daß er diejenige Sorgfalt außer acht läßt, zu der er nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen verpflichtet und fähig ist. Diese Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse bei der strafrechtlichen Fahrlässigkeit hat die Gerichte zuweilen dazu verleitet, die Unfähigkeit eines Arztes als Entschuldigungsgrund gelten zu lassen. Besonders bedenklich wird das, wenn es sich nicht um einen Arzt, sondern um einen Kurpfuscher handelt. Wollte man sagen, der Mann versteht von der ganzen Medizin nichts, er war

Digitized by Google

also nicht in der Lage, anders und besser zu handeln, als er es getan hat, nach seinen persönlichen Verhältnissen war er nicht fähig, weitere Sorgfalt aufzuwenden, so wäre das natürlich ganz verfehlt und würde der Unfähigkeit und dem Pfuschertum Tür und Tor öffnen. Richtig ist vielmehr, in solchem Falle anzunehmen, wie es die Gerichte jetzt auch regelmäßig tun, daß schon in der Übernahme der Krankenbehandlung durch einen Unfähigen Fahrlässigkeit liegt.

Damit der Arzt für fahrlässige Körperverletzung oder Tötung verantwortlich gemacht werden kann, ist ein Dreifaches nötig: fahrlässiges Verhalten des Arztes, ursächlicher Zusammenhang zwischen dem fahrlässigen Verhalten und dem eingetretenen schädigenden Erfolg und Vorhersehbarkeit des Erfolges. Die Fahrlässigkeit kann, wie schon erwähnt, eine bewußte oder eine unbewußte sein. Der Arzt kann es schon bei der Diagnose an der erforderlichen Sorgfalt fehlen lassen; das gleiche kann bei der Behandlung der Fall sein; in der Nichtzuziehung eines Facharztes kann unter Umständen Fahrlässigkeit liegen, ebenso in der Vornahme einer Operation im Sprechzimmer des Arztes ohne genügende Assistenz, wenn die Operation sachgemäß nur im Krankenhause vorgenommen werden kann, in der unterlassenen Röntgenuntersuchung usw. Es ist natürlich nicht möglich, alle denkbaren Fälle aufzuzählen. Nur ein Fall, der von besonderer praktischer Bedeutung ist, sei noch erwähnt. Es geschieht zuweilen, daß bei größeren Operationen, insbesondere bei Öffnung der Bauchhöhle, aus Versehen ein Fremdkörper (ein Wattebausch usw.) in der Wunde zurückbleibt. Muß in solchen Fällen immer eine Fahrlässigkeit des Arztes angenommen werden? Die Meinung wird vereinzelt vertreten. Ich glaube mit Unrecht. Es wird stets auf die Lage des einzelnen Falles ankommen. Sicherlich kann eine Fahrlässigkeit vorliegen. Dies ist aber keineswegs notwendig der Fall. Es sind sehr wohl Fälle denkbar, in denen durch unerwartete, bei der Operation aufgetretene Komplikationen die Aufmerksamkeit des Arztes in besonderer Richtung so voll und ganz in Anspruch genommen wird — man denke z. B. daran, daß das Befinden der Operierten die schleunigste Schließung der Wunde erfordert — daß ihm kein Vorwurf daraus gemacht werden kann, wenn er das Zurückbleiben eines vielleicht nur schwer zu erkennenden Fremdkörpers übersieht. Auch die Rechtsprechung hat anerkannt, daß hier immer nur nach Lage des einzelnen Falles geurteilt werden könne.

Fahrlässiges Verhalten des Arztes allein genügt nicht, ihn strafbar zu machen. Es muß infolge seiner Fahrlässigkeit, in ursächlichem Zusammenhang damit, eine nachteilige Folge, sei es eine Körperverletzung, sei es der Tod, eingetreten sein. Dabei braucht die Fahrlässigkeit des Arztes keineswegs die einzige Ursache der eingetretenen Folge zu sein; es genügt, wenn sie nur eine nicht wegzudenkende Ursache, eine conditio sine qua non, gewesen ist, mögen auch noch andere Ursachen, wie besondere Körperbeschaffenheit des Patienten, konkurrierende Fahrlässigkeit desselben usw. zur Herbeiführung des Erfolges mitgewirkt haben.

Endlich aber muß der Erfolg für den Arzt innerhalb des Rahmens der täglichen Erfahrung vorhersehbar gewesen sein.

★

Bisher handelte es sich stets um Fälle, in denen dem Arzt ein Verschulden-Vorsatz oder Fahrlässigkeit zur Last fiel. Daß man ihn hier zivilrechtlich und strafrechtlich verantwortlich macht, kann nicht auffallen. Es kann aber dem Arzte geschehen, daß er auch dann zur Verantwortung gezogen wird, wenn er lediglich in Erfüllung seiner ärztlichen Berufspflicht durchaus nach den Regeln der ärztlichen Kunst und allein in dem Bestreben, dem Kranken zu helfen, tätig wird. Die Rechtsprechung steht nämlich auf dem Standpunkt, daß der Arzt, der, sei es auch lediglich zu Heilzwecken und durchaus kunstgerecht eingreift, sich einer objektiv rechtswidrigen Körperverletzung schuldig macht, da ihm weder ein Berufsrecht noch sonst ein Rechtfertigungsgrund zur Seite stehe und daß diese objektive Rechtswidrigkeit nur durch die Einwilligung des Kranken oder seines gesetzlichen Vertreters beseitigt werden könne. Der Arzt macht sich also der vorsätzlichen Körperverletzung schuldig, wenn er gegen oder auch nur ohne den Willen des Kranken oder seines gesetzlichen Vertreters, sei es auch völlig kunstgerecht und lediglich zu dem Zwecke, dem Kranken zu helfen, vielleicht ihm das Leben zu retten, operativ eingreift. Diese dem natürlichen Rechtsempfinden wenig entsprechende Rechtsprechung wurde seit langem nicht mit Unrecht heftig angefochten und bei Schaffung eines neuen deutschen Strafgesetzes war man von Anfang an bestrebt, hier Abhilfe zu schaffen. Dies geschieht, indem der zur Zeit dem Reichstag vorliegende Strafgesetzentwurf ausdrücklich ausspricht, daß derartige kunstgerechte, lediglich zu Heilzwecken vorgenommene Eingriffe schon begrifflich keine Körperverletzungen im Sinne des Gesetzes seien, also auch dann nicht, wenn sie gegen den Willen des Kranken vorgenommen werden. Da man aber anderseits den Willen des Kranken respektieren muß und den Kranken nicht ohne weiteres dem Arzt auf Gedeih und Verderb ausliefern darf, wurde eine Bestimmung zum Schutze der Willensfreiheit des Kranken nötig: Der Arzt, der gegen den Willen des Kranken eingreift, soll zwar nicht wegen Körperverletzung, aber wegen eigenmächtiger Heilbehandlung auf Antrag des Kranken bestraft werden können. Diese Regelung wird sowohl dem natürliche Rechtsempfinden und auch den Interessen der Ärzte, als den Interessen der Kranken gerecht.

Digitized by Google

Noch schlimmer lag bis vor kurzem die Sache für den Arzt bei der aus medizinischer Indikation vorgenommenen Unterbrechung der Schwangerschaft. Tötete er die Frucht durch Abtreibung oder tötete er das in der Geburt begriffene Kind im Wege der Perforation, so lief er Gefahr, wegen Abtreibung oder vorsätzlicher Tötung mit Zuchthaus bestraft zu werden, mochte er auch lediglich um deswillen eingegriffen haben, weil auf andere Weise das Leben der Mutter nicht zu retten war. Die Lage des Arztes war hier noch schlimmer als bei anderen operativen Eingriffen. Bei diesen konnte er sich, wie schon erwähnt, durch Einwilligung des Kranken Straffreiheit verschaffen; dies war hier nicht möglich, da die Schwangere zwar über ihr eigenes Leben, aber nicht über das des Kindes verfügen konnte, ihre Einwilligung also ohne Bedeutung war. Auch auf Notstand (Nothilfe) konnte der Arzt sich nur in den seltenen Fällen berufen, in denen die Schwangere zu seinen Angehörigen zählte, da das geltende Recht Nothilfe nur gegenüber Angehörigen gestattet. Diesem für die Ärzte unerträglichem Zustand hat ein vor einiger Zeit ergangenes Urteil des Reichsgerichts ein Ende gemacht, das von dem Standpunkte der Güterabwägung ausgehend den Arzt für straffrei erklärt, der mit Einwilligung der Mutter, um deren Leben zu erhalten, das gegenüber dem Leben der Mutter minderwertige Leben des Kindes opfert. Der Strafgesetzentwurf hat übrigens auch hier wie bei anderen operativen, zu Heilzwecken erfolgenden Eingriffen einen Wandel vorgesehen, in dem er eine lediglich aus medizinischer Indikation zur Rettung des Lebens der Mutter vorgenommene Unterbrechung der Schwangerschaft oder Perforation nicht als Abtreibung oder Tötung bestraft, sie vielmehr nur für den Fall, daß der Arzt gegen den Willen der Schwangeren handelte, mit Strafe bedroht, und zwar lediglich aus dem Gesichtspunkte der eigenmächtigen Heilbehandlung.

*

Eine wichtige Seite der Beziehungen des Arztes zu Gesetz und Recht muß zum Schluß noch erwähnt werden: Die Wahrung des ärztlichen Berufsgeheimnisses. Strenge Wahrung des ärztlichen Berufsgeheimnisses ist die Grundlage jeder ersprießlichen ärztlichen Tätigkeit. Nur wenn der Kranke sicher sein kann, daß der Arzt über alles, was seine Krankheit betrifft, volles Stillschweigen bewahrt, wird er sich dem Arzt rückhaltlos offenbaren und nur dann wird der Arzt in der Lage sein, sachgemäß zu handeln. Aber nicht nur um eine Berufs-, auch um eine Rechtspflicht handelt es sich. Der die Schweigepflicht brechende Arzt wird dem Kranken für den daraus entstehenden Schaden verantwortlich, er macht sich aber auch nach § 300 des Strafgesetzbuches strafbar. Dort wird die unbefugte Offenbarung eines dem Arzte kraft seines Berufes anvertrauten Privatgeheimnisses mit Geldstrafe oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bedroht. So ernst aber die Geheimhaltungspflicht ist, so ist sie doch nur eine relative. Nicht jede Offenbarung ist verboten und strafbar, nur die „unbefugte"; unbefugt aber ist sie dann, wenn dem Arzt nicht eine besondere Befugnis zur Offenbarung zusteht. Eine solche Befugnis kann gegeben sein einmal dann, wenn der Kranke selbst in die Offenbarung willigt; ferner dann, wenn gesetzliche Bestimmungen den Arzt zwingen, Mitteilung an dritte zu machen (z. B. Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten); endlich aber auch dann, wenn dem Interesse des Kranken an der Geheimhaltung andere höhere, rechtliche oder sittliche Interessen privater oder öffentlicher Art entgegenstehen, die den Bruch der Schweigepflicht rechtfertigen. Die Abwägung, ob dies im einzelnen Falle zutrifft, welches der beiden sich gegenüberstehenden Interessen das überwiegende ist, wird für den Arzt oft sehr schwer sein. Das muß auch der Richter berücksichtigen, und es wäre unbillig, wollte er den Arzt, der nach sorgfältiger Erwägung zu der Überzeugung gekommen ist, das Interesse des Kranken habe im vorliegenden Falle zurückzustehen, wegen bewußt unbefugter Offenbarung bloß deshalb verurteilen, weil er (der Richter) die Interessenkollision anders beurteilt.

Stille Liebe

Geweihte Sternenbilder stickt
Die Nacht auf dunkelblaue Seide,
Durchrauscht den Hain im Feierkleide
Und steht, in seinen Hauch verstrickt.

Zu ihren goldnen Wundern raunt
Der Wald, von Seligkeit durchschauert,
Und atemlos geworden lauert
In seinem Bann die Nacht und staunt.

Max Bittrich

Digitized by Google

Geschichte einer kleinen Kette

Von Karla Höcker

Die kleine Kette hing im Warenhaus unter vielen Hunderten von ähnlichen Gefährten. Es war ein besonders hübsches Kettchen, seine matten Elfenbeinkugeln waren durch zarte, goldene Stiele (die nicht echt waren) verbunden, und durch blaßgrüne Steine, die aussahen wie Jade. (Ihre Echtheit wurde aber ebenfalls angezweifelt.) Trotzdem war die kleine Kette wunderhübsch. Sie hatte sogar etwas unleugbar Vornehmes, eine gewisse aristokratische Bläße. Viele Hände betasteten sie im Laufe der Zeit, hielten sie eine Weile prüfend in die Höhe und ließen sie wieder zurückpendeln — denn sie war mit einem Ende an einem Ständer befestigt. Sie hatte nämlich einen Fehler: sie war sehr eng und nur für einen ganz besonders schmalen Mädchenhals berechnet.

Eines Tages blieben zwei junge Menschen vor dem Ständer mit den vielen bunten Ketten stehen.

„Ach — Hannes — du wirst doch wohl nicht auf die absurde Idee kommen, mir etwas schenken zu wollen?" sagte das Mädchen übermütig und ließ die Ketten klirren.

„Was steht zu Diensten?" sagte eine öde Stimme hinter dem Ständer. Es war das Fräulein Nr. 467, das seit zwei Jahren diesen Stand bediente. Es war blond und trug einen Klemmer. Der junge Mann musterte das Fräulein einen Augenblick, dann sagte er eifrig: „Ich möchte eine Kette kaufen!"

„Das Fräulein ist äußerst überrascht, Hannes," spottete das Mädchen.

„Schweig, Nennie. — Eine sehr hübsche Kette soll es sein!" Der junge Mann vertiefte sich in die vielen bunten Dinger.

„Dürfte es vielleicht etwas in rot sein — rot wird augenblicklich gern getragen —" trompetete das Fräulein und sah Nennie mißbilligend an.

„Hannes, du bist hoffnungslos unbegabt in solchen Dingen. Du findest bestimmt die häßlichste Kette der Welt heraus, und ich armes Geschöpf muß sie dann tragen. Ich schwöre dir —"

„Bitte, keine Meineide, Nennie," sagte der junge Mann und griff wahrhaftig nach der kleinen, aristokratischen Kette, der blassen, mit den zweifelhaften Jadeperlen.

Das Fräulein überlegte in Gedanken den Preis; gerade von diesem Stück hatte sie ihn vergessen.

„Nennie, bitte, mach' mal die Augen zu!" Nennie gehorchte, allerdings nicht, ohne ein winziges Stück rote Zungenspitze herauszustecken. Der junge Mann mühte sich ziemlich heftig mit dem Schloß ab.

Die Verkäuferin erwachte aus ihren Überlegungen. „Wenn ich dem Herrn vielleicht behilflich sein dürfte?"

Der Herr wehrte dankend ab. Das Fräulein mit dem Klemmer schwieg beleidigt. Der junge Mann war etwas fahrig — er hatte seinen Hut auf verschiedene „echt versilberte" Armbänder gelegt. Das Fräulein legte ihn ostentativ beiseite. Die Kette saß.

„So, Nennie," sagte er feierlich. Nennie öffnete blinzelnd die Augen. „Na — und? Spiegel?"

Das Fräulein bückte sich und förderte huldvoll einen verstaubten Handspiegel aus einer Schublade zutage. Nennie sah den Spiegel an, strahlte. Hannes sah Nennie an, strahlte ebenfalls.

„Also Hannes — ich nehme alles zurück, was ich je an Beleidigungen gegen dich ausgestoßen habe. Jedenfalls, soweit es Ketten betrifft!"

Hannes verbeugte sich ernsthaft. „Danke, Nennie. — Bitte, Fräulein, was kostet die Kette?" — „Einen Moment der Herr — wenn sich der Herr einen Augenblick gedulden wollen — diese Kette ist nämlich im Preis zurückgesetzt, weil sie etwas eng ist — einen Augenblick, bitte!" Das Fräulein entschwebt zur „Aufsicht". Von 8 RM. auf 6.50 zurückgesetzt. „Sollten Sie eigentlich wissen, Fräulein —"

„Siehst du, jetzt profitierst du noch durch meinen oft belächelten Schwanenhals! Aber die Kette ist wirklich bezaubernd, Hannes. Du bist manchmal reizend. Wenn ich es bis morgen nicht vergessen habe, gebe ich dir einen Kuß —"

*

Wenn Helga, die aus rätselhaften Gründen „Nennie" genannt wurde, zu Hannes kam, so tat sie das nicht etwa, um zu flirten, oder aus anderen leichtfertigen Gründen. Hannes war ein Musiker, oder, wie Nennie behauptete, der „Entwurf" zu einem Musiker. Nennie war, wie nun wieder er behauptete, der „Entwurf" zu seiner ersten Schülerin. Nennie wollte Photographin werden und hatte eine glühende und nicht

Digitized by Google

durchaus glückliche Liebe zur Musik. Hannes wurde in den Kammermusikstunden, die er ihr gab, sehr oft grob — und das rechnete sie ihm hoch an. Denn Hannes liebte sie auf eine bockige, zähe, unausstehliche und bezaubernde Art — und Nennie war seiner so sicher, daß sie all seine Versuche, den Kavalier zu spielen, lächelnd und ein bißchen spöttisch betrachtete. Aber im Grunde konnte sie sich die Nachmittage ohne „Musik bei Hannes" gar nicht mehr vorstellen. Es war eine seltsame, verzauberte, ein bißchen strenge Welt, in die sie für ein oder zwei Stunden untertauchte, eine Welt, an die sie gerne dachte, wenn sie als „Lehrling" im weißen Kittel durch das Atelier Gerber lief oder sich abends, als verwöhntes und hübsches Mädchen, von Herren, die ihr gleichgültig waren, Herren mit guter Karriere und tadellosem Smoking, den Hof machen ließ.

Die kleine Kette lag auf dem Flügel, während sie musizierten. Sie lag gut dort, hob sich hübsch von der fahlen, grauen Seidendecke ab. Außerdem war sie der Anlaß zu einer reizenden kleinen Zeremonie: wenn das Spiel beendet war, eine Tasse Tee getrunken, ein paar Unverfrorenheiten gegenseitig gesagt, trat Nennie vor den Spiegel, und, sich umwendend zu Hannes, hielt sie ihm die Kette hin. Hannes stand etwas im Dunkeln, sein breiter, eckiger Schädel kontrastierte unglaublich zu Nennies schmalem Hundegesicht. Und mit ungeschickten Fingern (es besteht der Verdacht, daß diese Ungeschicklichkeit nicht ganz echt war) band er ihr die Kette um. Es war immer dasselbe reizende Bild, das Nennie sehr gefiel. Außerdem hatte sie einen wunderhübschen Hinterkopf, festgebürstete dunkle Haare, und trug den Scheitel seit einiger Zeit an genau derselben Stelle wie Hannes. Diese Tatsache machte beide glücklich, aber gesprochen wurde davon nicht.

„Morgen fällt die Stunde aus, Herr Professor," sagte Nennie.

„Und warum, Prinzessin Nennie?"

„Ich gehe auf ein Kostümfest, du alter Knabe." Sie gab ihm einen brüderlichen Klaps.

„Ach — daß dir das Spaß macht — diese gräßliche Herumhüpferei — diese krampfhafte Art, Stimmung zu machen —"

„Wie soll ich denn wissen, ob es mir Spaß macht, wenn ich noch nie auf einem Kostümfest war?" sagte Nennie gereizt. „Überhaupt — bitte keine Erziehungsversuche!" Sie drückte energisch den Hut auf den Kopf. „Ich werde hübsch und lustig sein und mich amüsieren." Nennie war fort.

Das braune Gesicht mit den hellen Augen war Nennie schon ein paarmal begegnet. Jetzt blieb es direkt vor ihr stehen und machte keine Anstalten, ihr den Weg freizugeben.

„Ich möchte hier vorbei," sagte sie trotzig.

„Ach — so ein energisches Mädchen?" antwortete das braune Gesicht. Es lachte, und das stand ihm ganz ausgezeichnet.

„Du scheinst ja nicht gerade höflich zu sein," stellte Nennie fest, und die Unterhaltung schien beendet. Aber das braune Gesicht ließ sich nicht im geringsten stören.

„Nein, Principessa. Ich bin von Beruf Seeräuber und lebe also von Gewalt und Raub." Und ehe sich's Nennie versah, war ihre kleine Kette vom Halse genommen und in der Tasche des Piraten verschwunden.

„Das ist eine Frechheit — Sie gräßlicher Kerl Sie —" schrie Nennie.

„Ganz Ihrer Meinung, Principessa. Ich stehe ab zwölf in der Bar zu Ihrer Verfügung." — Und der Pirat verschwand im Gewühl der Tanzenden. Die kleine Kette schaukelte in einer weiten, schwarzen Tasche. Aber nicht lange. Eine breite Hand griff hinein, holte sie heraus und hielt sie eine Weile vor das braune Gesicht. Es war in einem Korridor — die Musik klang nur leise herüber. „Die Perlen sind noch ganz warm," sagte das braune Gesicht halblaut.

*

Guten Tag, Hannes."

„Guten Tag, Nennie. Hm? Ausgeschlafen?"

„Ja, denk' mal an. Ich bin um zwei zu Hause gewesen."

„Also gelangweilt? — Die Kette kannst du hierher legen, gib mal her, Nennie."

„Hier, Hannes. Bitte das a. Gräßlich tief steht dein Flügel. Ich verderbe mir immer die Stimmung dabei. — Nein — übrigens — es war sehr hübsch."

„Viele Herzen geknickt? 2, 3, 4, 5, 6?"

„Gott, Hannes. Sei doch nicht so dumm eifersüchtig. Du hast gar keinen Grund. Nein — ich habe mit hundert Leuten getanzt — einem Chinesen, einem echten, weißt du, er hatte ein bezauberndes Kostüm an und tanzte wie ein Gott — und einem kleinen blonden Maler, der ganz in blaue Seide eingewickelt war, reizend sah das aus, und Vicki war da, na, und so weiter. — Wollen wir den Händel nochmal spielen?"

„Wie du willst, Nennie."

Musik. Die Kette liegt auf den Baßtasten des Klaviers, den ganz tiefen, die nie gebraucht werden. Sie klirrt leise mit, wenn ein E-Dur-Dreiklang vorkommt. Musik.

Digitized by Google

„Nennie, du spielst entsetzlich langweilig. Bist scheint's von asiatischer Ruhe angesteckt. Herrgott! Allegro con brio! Nochmal den Anfang!"

Musik. —

‚Ich muß Hannes von dem Seeräuber erzählen. Komisch, daß mir das so schwer fällt. Es ist doch gar nichts gewesen. Schließlich, — das mit der Kette, das war doch nur ein Spaß. Auf Kostümfesten kommt so etwas dauernd vor. Und er war eigentlich gar nicht frech — als er sie mir in der Bar zurückgab, war er beinahe schüchtern. Nein, das ist auch nicht das richtige Wort. Man kann ihn überhaupt so schwer beschreiben — jetzt muß ich aber aufpassen — Hannes sieht schon wütend aus — ich spiele auch hundsmiserabel —'

Knack. Die Musik bricht ab. A-Saite geplatzt. „Ach — und ich habe keine Ersatzsaite — wie dumm, Hannes." — ‚Gott sei Dank, jetzt können wir uns unterhalten, das ist viel besser!'

Der Teetisch. Die beiden blauen Tassen, die Nennie Hannes geschenkt hat.

„Hast du dich denn gestern nicht wenigstens ein bißchen verliebt, Nennie?"

„Du sagst so altmodische Sachen, Hannes. Du weißt doch ganz genau, wie ich bin. Man flirtet natürlich herum — übrigens war auch ein Seeräuber da, ein famoser Kerl (was für ein dummes Wort), ganz braun, in einem Kostüm, fabelhaft, sage ich dir. Ganz verrückte Farben, die es gar nicht gibt — schwarz und so ein raffiniertes Graugelb —"

„Was du bloß an diesen exotischen Kerls findest!"

„Der war gar nicht exotisch. Er lebt in Italien, glaub' ich, deshalb sieht er braun aus. Aber er sprach sogar westfälisches Platt, das hätte selbst dir imponiert. Übrigens kennt er Papa — er ist irgendsowas ganz Prominentes — Kunsthistoriker oder so —"

Hannes summt die Händelsonate. „Diese Musik geht einem nicht aus dem Kopf — die sitzt einem direkt in den Falten des seelischen Kleides — stell' dir vor, wenn man das ausbürsten könnte!"

„Das wäre fein. Die Idee ist gut. Dafür bekommst du ein Küßchen. Ach — richtig, ich schulde dir noch eins von neulich — wie du mir die Kette geschenkt hast!"

Sie setzt sich auf die Lehne seines Stuhls, legt den Arm auf seine linke Schulter und küßt ihn behutsam und zärtlich auf die rechte Schläfe, an der die Haare so komisch abstehn — Entenflaum nennt sie es. Dann muß sie gehn.

Wie sie schon in der Tür ist, sieht Hannes die Kette vergessen auf den Baßtasten liegen. „Du hast ja die Kette vergessen, Nennie."

„Ach ja — gib her — ich stecke sie in die Tasche — ich muß mich beeilen. — Wiedersehen, Hannes."

„Wiedersehen, Prinzessin." —

Hannes geht im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen. ‚Sonderbar,' denkt er. ‚Sie war doch so reizend heute, außerdem — sie lügt eigentlich nie. Das wird schon stimmen, was sie erzählt hat. Der Chinese — der Maler — der Seeräuber — für Prominente hat sie schon gar nichts übrig. Warum bin ich nur so entsetzlich deprimiert ... Die Kette — Unsinn. Man kann doch etwas vergessen. Bloß nicht diese lächerliche Art und Weise moderner Menschen, alles symbolisch zu nehmen. Fehlleistungen — Unsinn.' Er bleibt vor dem Spiegel stehen. ‚Prinzessin Nennie,' denkt er und lächelt. ‚Sie hat übrigens auch viel zu viel Distanzbedürfnis, als daß sie sich auf so einem Volksvergnügen einfangen ließe. Ach — Blödsinn!'

Er dreht sich einmal um sich selbst, holt die Zigaretten heraus, zündet sich eine an, legt sie fort und beginnt, pfeifend, die blauen Tassen abzuwaschen. —

*

Für die kleine Kette kamen beschauliche Tage. Nennie hatte ein neues Kleid bekommen, ein rotes, zu dem sie nicht paßte. Sie hatte es ja schon lange haben wollen — und schließlich — sie konnte nicht bis an ihr Lebensende mandelgrüne Kleider tragen, nur der Kette wegen! Die Kette blieb zuversichtlich, obwohl sie in einem schwarzen Lackkästchen lag, das auf Nennies Bücherbord stand. Aber sie konnte ja auch nicht wissen, was alles inzwischen geschah.

Hannes war zweiter Korrepetitor an der Volksoper geworden. Jeden Tag mußte er dummen kleinen Choristinnen die Ensemblesätze aus „Martha" oder „Waffenschmied" einpauken. Manchmal rief er bei Nennie an.

„Du, Nennie, ich habe morgen probefrei — kannst du kommen?"

„Schade, Hannes, ich muß in eine Kunstausstellung — ich soll Fotos machen. Von dem neuen Kolbe, weißt du —"

„Kann ich nicht mitkommen? Oder dich abholen?"

„Ach, Hannes — es sind so viele langweilige Leute da — Prominente" (sie wurde am anderen Ende der Telefonleitung rot, denn sie log), „du hast gar nichts davon, sei nicht böse, aber ich komme nächste Woche einmal gemütlich zu dir, ja?"

Hannes war nicht böse. Er war zum

Digitized by Google

ersten Korrepetitor aufgerückt, er dirigierte schon Sonntagnachmittags „Mignon“ und „Wildschütz“. Er hatte ein Gehalt, das ihm fürstlich schien — er mußte wirklich Nennie jetzt einmal etwas Schönes schenken. Er wollte sie aber lieber erst fragen. Sie haßte alle überflüssigen Dinge — es mußte etwas sein, das sie liebte und „brauchte“ — vielleicht den Amenophiskopf, den schönen, mit der zerbrochenen Nase?

Der Nachmittag wurde immer wieder auf „nächste Woche“ verlegt. Es wurde Frühling inzwischen, Hannes verstaute die Lederjacke und kaufte sich einen herrlichen Trenchcoat, in dem er ziemlich lange vor seinem Spiegel auf und ab spazierte.

Und dann ging er eines Tages in die „Formerei der Staatlichen Museen“ und kaufte den Amenophiskopf. Er kostete 35 Mark — viel Geld für den Herrn Kapellmeister. Aber er war selig. Er trug ihn zärtlich ans Herz gedrückt die Linden herunter und summte halblaut ein kleines Thema, das ihm gerade einfiel. Es war funkelnagelneu, siebentaktig, mit einem reizenden, fragenden Anfang und einer koketten Schlußwendung. Er lief durch den Tiergarten, ein glücklicher Junge —

Er würde komponieren — er würde berühmt werden — er würde nur noch fabelhafte Anzüge tragen, im Juni hatte er Ferien, da fuhr er nach Bozen. Vielleicht konnte Nennie auch hinkommen — So, hier an der Ecke war ein Zigarettenstand, da kaufte er sich eine gute Abdullah. Gerade als er sie anzündete, fuhr der blaue Wagen von Nennies Papa vorüber. Herrgott — saß da nicht Nennie — richtig — und ein fremdes, braunes Gesicht neben ihr, ein Paar helle Augen — kluge Augen, die etwas Reizendes zu sagen schienen. Der Wagen sauste schon auf das Brandenburger Tor zu. Komisch — Seit wann fährt Nennie vormittags in der Stadt spazieren? Sie hat doch zu arbeiten. Dabei sagte sie gestern noch — — Übrigens, es wird ein Bekannter ihres Vaters sein. Vielleicht soll sie im Schloß photographieren — Natürlich. Es wird ein Bekannter von ihrem Vater sein. Sowas, wie der „Seeräuber“ damals. Übrigens, von dem sprach sie auch nie mehr —

Die Zigarette flog in den Neuen See. Der Mantelkragen wurde hochgeschlagen. Hannes versuchte das funkelnagelneue Thema zu singen. Aber er machte ein finsteres Gesicht dabei. Es taugte doch nichts. Schade.

*

Die kleine Kette wurde so plötzlich aus ihrem wochenlangen Müßiggang gerissen, daß sie beinahe erschrak. Aber dann freute sie sich. Denn das Mädchen mit dem schmalen Hundegesicht war wunderschön geworden inzwischen. Es sah blühend aus, und das zarte, teegelbe Georgettekleid paßte gut zu dem Elfenbein und Grün der Kette. Zärtlich schmiegte sie sich um den hellen Mädchenhals. Nennie zog einen hellen Mantel über, den Hut nahm sie in die Hand — Hüte konnte sie nicht leiden. Ihre Mutter fand es allerdings unweiblich, daß sie immer ohne Kopfbedeckung herumlief. Aber der Seeräuber lachte darüber. Der Seeräuber! Nennie ging ziemlich langsam durch die Straßen. Bei einer Blumenfrau kaufte sie schnell noch ein paar Veilchensträuße. Dann gab sie sich einen Ruck und lief so schnell die drei Treppen zu Hannes hinauf, daß sie ganz atemlos anlangte.

„Guten Tag, Hannes — endlich!“

„Ja, endlich, Nennie, ich habe lange gewartet, das muß ich schon sagen.“ Hannes war verlegen. Nennie war so bezaubernd, so damenhaft und ein bißchen fremd —

„Wie geht es dir, Prinzessin?“

„Ach — laß doch das dumme Wort. Ich habe viel zu tun, Hannes — es geht mir gut. Du hast ja den Amenophis da, wie schön, Hannes!“

„Gefällt er dir? Ich wollte dich fragen —“

„Aber ich liebe ihn doch! Außerdem habe ich ihn doch auch zu Hause, ich habe ihn neulich geschenkt bekommen.“

„So — so. Von wem denn?“

„Ach — du kennst ihn nicht — ein Kunsthistoriker, für den ich photographiert habe.“

„Ach so. Wie nett von dir, daß du die Kette umhast, Nennie. Ich hätte gar nicht gedacht, daß sie noch existiert.“

„Aber was denkst du denn, Hannes! Die Kette von dir! Wollen wir jetzt spielen?“

Musik. Die Kette liegt auf dem Tisch, neben dem Amenophis, den Nennie schon hat. Hannes bricht ab: „Nennie, du hast ja alles vergessen! Wie kann man nur so unmöglich phrasieren!“

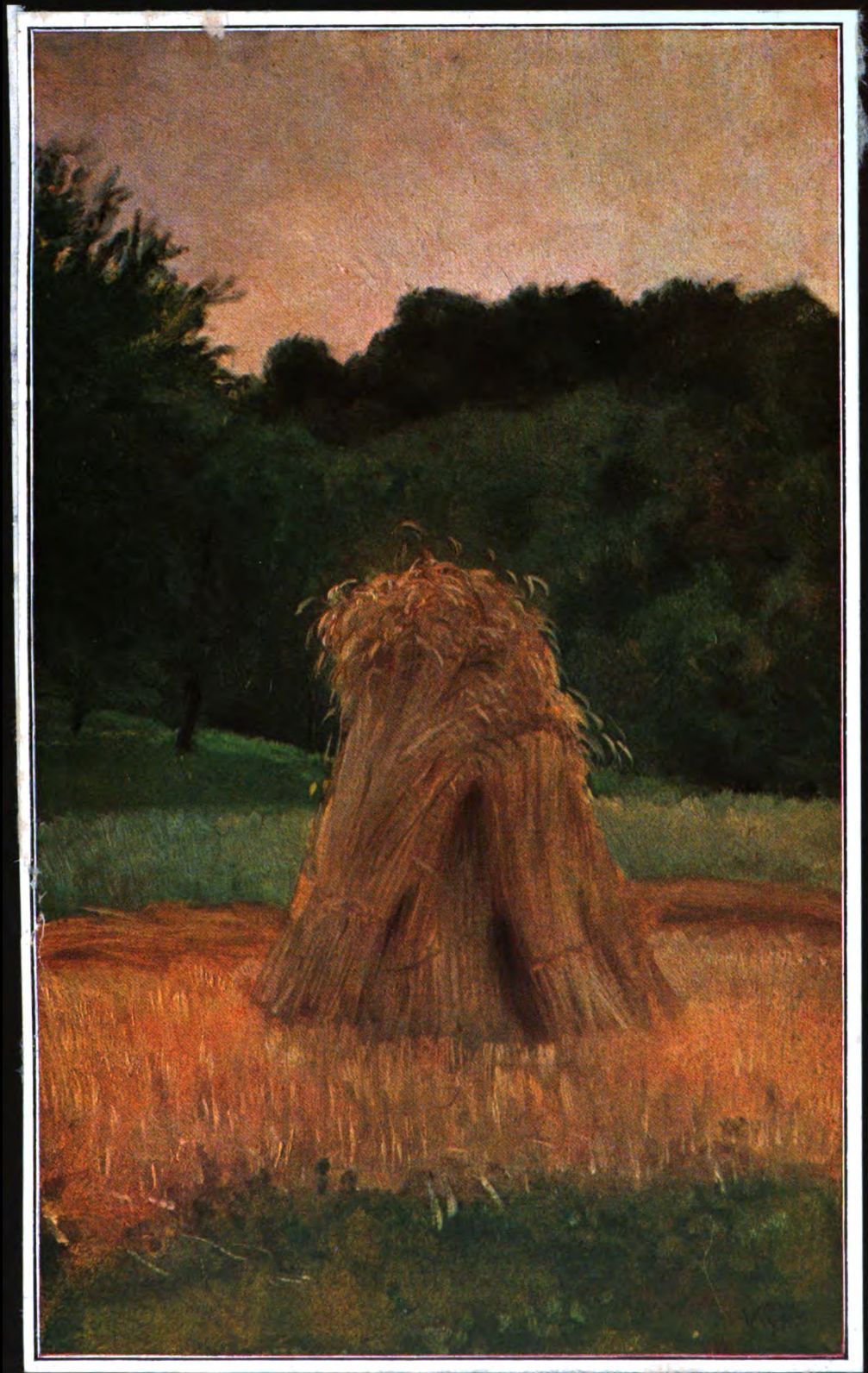
„Entschuldige, Hannes. Ich habe so ewig nicht mehr gespielt — ich werde schon wieder hereinkommen.“

Musik.

‚Wenn doch eine Saite platzen würde,‘ denkt Nennie verzweifelt. Die Saiten sind leider neu, tadellos, es passiert nichts. Nennies Blick streift Hannes’ Gesicht, er sieht ja viel älter aus — in Gedanken kam er ihr immer so kindlich vor. Nein, das ist ja ein ganz anderer Hannes. Bloß der Entenflaum, der ist noch genau wie früher. Lieber Hannes!

„Ach — Hannes — wir wollen uns lieber unterhalten!“

Digitized by Google



Landschaft mit Garben. Gemälde von Wilhelm Steinhausen

Digitized by Google

Digitized by Google

Hannes wird auch gar nicht grob und unausstehlich. Er schaltet den elektrischen Kocher ein, gleich gibt es Tee. Da liegen auch die Veilchen noch, sie welken schon etwas und riechen süß nach Erde und Blättern und Frühling.

Nennie sitzt Hannes gegenüber, ein bißchen zerbrechlich in ihrem teefarbenen Kleid. Sie ist blaß.

Hannes ist vergnügt. Er macht ihr den Tee zurecht, so, wie sie ihn immer mochte. Keine Sahne, ein Stück Zucker, sehr stark.

„Nennie, ich habe große Pläne. Ich fahre im Juni nach Tirol — vielleicht Verona — drei Wochen habe ich Zeit. Kannst du nicht auch hinkommen? Ich habe Bekannte in Bozen — ein herrliches altes Schloß, mitten im Wald — sie würden dich sicher auch einladen —"

„Danke schön, Hannes. Es ist sehr lieb von dir. Ich kann aber nicht — ich glaub', ich hab' dir noch gar nicht gesagt, daß ich Ende April nach Griechenland fahre?"

„Nein — kein Wort. Für lange Zeit? Und — allein?"

„Es ist eine Kunstexpedition. Ich soll photographieren, weißt du. Bern — Professor Erdmann hat mich engagiert und —"

„Das ist ja fabelhaft, Nennie! Und das erfahre ich so nebenbei? Du bist wirklich ein sonderbares Mädchen! Wie ist das denn gekommen?"

Nennie sitzt klein und unglücklich in ihrem Sessel. ‚Ich habe ihn wirklich viel lieber, als ich dachte. Ich hätte ihn doch mehr vorbereiten sollen. Es macht mich direkt nervös, daß er so ahnungslos ist. Wenn er doch bloß etwas mißtrauischer wäre —'

„Nennie! Was hast du denn?!"

Nennie steht auf. Sie sieht ganz verzweifelt aus. „Hannes," sagt sie und stellt sich hinter ihn, so daß er zu ihr emporsehen muß, „ich muß dir was Schreckliches sagen. Was ganz Schreckliches. Ich wollte schon längst mit dir reden, aber es ging nie und — und — Ich hab' dem Ber — dem Seeräuber versprochen, daß ich ihn heirate. Weißt du, dem Erdmann."

Pause.

„Du mußt nicht denken, daß ich aus Gemeinheit nichts gesagt habe, Hannes. Bitte, sei nicht böse. Es war alles so schwierig und —" Sie verstummt. Ihre Hände liegen auf Hannes' Schultern.

Hannes hat den Kopf gesenkt. Er dreht eine Zigarette zwischen den Fingern hin und her. ‚Komisch,' denkt er. ‚Sowas passiert doch nur in Filmen. Großaufnahme — pathetische Worte und so weiter. Ich muß vor allen Dingen ganz sachlich bleiben. Ruhe, Ruhe. Vorläufig nichts sagen — mein Hals ist ganz zu — übrigens, habe ich es nicht irgendwie immer geahnt? Damals, als sie das erstemal von dem Seeräuber sprach? Nein, ich war ahnungslos. Ich habe Nennie furchtbar lieb. Früher sagten die Leute in solchen Fällen: Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt' — nein, so etwas kann man nicht sagen. Was tue ich jetzt bloß —'

Etwas Feuchtes tropft von oben auf die blonde Schläfe, rollt den Entenflaum entlang.

„Nennie!" Hannes springt auf. Sie sieht ihn nicht an, sieht auf ihre Hände und auf das Taschentuch, das ganz zerdrückt ist. Er nimmt es und wischt ihr die Tränen ab und ist so behutsam und ritterlich wie möglich.

‚Du Schuft,' sagt er zu sich, ‚bloß jetzt nicht versagen — benimm dich anständig — benimm dich anständig —'

Und er nimmt Nennies Hände, die ganz kalt sind, und redet schnell und eindringlich auf sie ein, während ihr immer wieder die Tränen über das Gesicht laufen.

Er spricht von Griechenland und von der Musik, und daß er doch immer gewußt hat, sie würden sich nicht heiraten. Zwei verschiedene Welten — nicht wahr? „Wir haben es schön gehabt, geliebte Nennie, es war gut, daß du mir das jetzt gesagt hast — ich bleibe trotzdem dein Freund, Nennie, das Äußerliche ist ja gar nicht so wichtig, du wirst sehen. Und du wirst wahnsinnig glücklich sein, Nennie, ich weiß es, es ist ganz gewiß —"

Solche und ähnliche Sachen sagt Hannes, mit forscher, ein bißchen atemloser Stimme, während er ihre Tränen trocknet und ihr Gesicht in beide Hände nimmt. — Nennie hat aufgehört zu weinen. Der Abend, blau und lockend, scheint in das halbdunkle Zimmer. Nennie lehnt müde am Flügel. Hannes packt sorgsam ihre Geige ein, er hilft ihr in den Mantel und gibt ihr den kleinen, zerdrückten, teegelben Hut in die Hand. Dann weiß keiner von ihnen etwas zu sagen. Er beugt sich einen Augenblick lang über ihre Hand. „Lebe wohl, Nennie."

„Lebe wohl, Hannes. Vielen Dank, Hannes —"

Sie wendet sich. Geht zur Tür hinaus. Hinunter. Hannes macht schnell die Tür zu. Er sieht etwas Helles auf dem Tisch, es ist die Kette. Er nimmt sie in die Hand. Plötzlich läuft er zur Tür, reißt sie auf, will „Nennie!" rufen — „Du hast ja die Kette vergessen —" Nein. Er bleibt in der offenen Tür stehen, zwischen Zimmer und Flur. Ganz unten hört man Schritte verklingen. Die Haustür geht auf — Straßenlärm. Die Haustür klappt zu. Aus.

Digitized by Google

Die Gesellschaft reitet ins Jagdgebiet. Aufnahme Kutschuk

Moorhuhnjagd in Schottland

Von Wolf Graf Baudissin

Wenn Anfang August die großen Regatten in Cowes — wir denken an die Begegnungen Wilhelms II. und Eduards VII. in früheren Tagen — vorüber sind, steht im Mittelpunkt des Interesses der heutigen englischen stark mit reichen Amerikanern durchsetzten Gesellschaft die Eröffnung der Moorhuhnjagd.

Wenn es auch in Wales, Nordengland und Irland gute „Grouse"-Jagden gibt, zieht doch keine Landschaft den Jäger, Fischer und Naturfreund so an wie die schottischen Hochmoore. In alten Zeiten war Schottland als Reiseziel alles andere wie beliebt, und kein Engländer kam — ähnlich wie dies in Deutschland lange der Fall war — auf die Idee, die Naturschönheiten seiner Heimat aufzusuchen. Die im Gegensatz zu den Franzosen stets reiselustigen Engländer sandten in früheren Jahrhunderten viel-

Eine lustige „Party" auf dem Wege nach den „Butts". Aufnahme Kutschuk

Digitized by Google

Mohrhühner überfliegen die Schießlöcher. Aufnahme Sport & General

mehr ihre Söhne, ausgestattet mit einem Erzieher und unzähligen karierten Anzügen und bunten Fracks, nach Paris, Italien, Griechenland und anderen südlichen Ländern.

Erst die Romane Walter Scotts öffneten dem reisenden Publikum die Augen darüber, welche Romantik die schottischen Wälder und Moore bargen mit ihrer Einsamkeit, ihrem Reichtum an Wild und Fischen und ihren malerischen Seen.

Der englische Jäger, den heute eine gewisse Schicht in Kanada und in USA. mit Erfolg nachahmt, ist eine Klasse für sich. Kein Volk der Welt würde Vertreter aufbringen, die sich fast ihr ganzes Leben auf der Jagd befinden, sei es auf wilde Tiere in den Tropen und im Gebirge oder auf Flugwild und anderes Getier im Moor, auf Inseln und im hohen Norden, und denen jeder Tag verfehlt erscheint, an welchem sie nicht einen Elefanten oder eine Forelle getötet haben. Typisch ist auch, daß die Moorhuhn- und Rotwildjagden in Schottland niemals von Schotten, Iren oder Herrenjägern anderer Nationen erpachtet sind, sondern nur von Engländern und Amerikanern, die mit allen Kräften Engländer sein wollen. Die stets große Anzahl englischer Jäger, die sonst gar nichts taten, hat sich heute noch erheblich vermehrt durch das Hinzukommen reicher Industrieller und Bankleute, die stets gute Sportsmen sind.

Bei unseren Vettern in Albion lebt man aber bekanntlich nicht von Romantik, sondern begreift das Erfassen von Gewinnen schnell und umsichtig. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Pachtsummen

Digitized by Google

Das Moorhuhn. Aufnahme Mondiale

für ſchottiſche Reviere minimal, während heute, nachdem man die Konjunktur erkannt hat, Verpächtern, Angeſtellten und vielen anderen direkt und indirekt ein ungeheurer Goldſegen zufließt. Statiſtiken ſind ſtets unſicher, es ſei deshalb nur geſagt, daß die rund 3000 Moorhuhnjagden und die rund 200 „deer foreſts" — Waldreviere, in denen hauptſächlich Rotwild auf der Pirſche, aber auch Grouſe und anderes Wild geſchoſſen wird — in Schottland den Grundbeſitzern Millionen zuführen. Einige Grafſchaften im Hochmoor beſtehen zur Hälfte nur aus Jagdgebiet.

Das Vergnügen der Moorhuhnjagd, das ſich noch erhöht, wenn das Gebiet einen Fluß zum Lachsfiſchen für die Regentage aufweiſt, ſteht und fällt mit dem Jagdaufſeher. Der game-keeper und gegebenenfalls ſeine Angeſtellten müſſen junge, aktive und ziemlich gebildete Leute ſein, die es nicht verſchmähen, die recht erhebliche Literatur über Grouſe-Aufzucht — wozu oft noch Faſanen und Enten hinzukommen — eingehend

Die Apportierhunde. Aufnahme Mondiale

Digitized by Google

Auf dem Wege ins Moor. Aufnahme Scherl

zu studieren. Diese besagte erhebliche Literatur ist eine Folgeerscheinung davon, daß das (nur auf den britischen Inseln vorkommende) red grouse eins der schmutzigsten Vögel ist, die es gibt, und somit geradezu einen Tummelplatz für Krankheiten und Parasiten bildet.

★

Die sogenannte „grouse disease" hat das englische Parlament (das übrigens höchst aufgebracht war, als einmal die Sitzungen den 12. August, den feierlichen Eröffnungstag der Jagd, überdauerten) verschiedentlich beschäftigt: Nachdem Mitte des vorigen Jahrhunderts sich durch intensive Raubzeugvertilgung der Grousestand in Schottland zu heben begann, brach 1845 zum erstenmal der große Tod bei Lagopus scoticus aus, dem, nachdem sich der Wildstand immer wieder erholt hatte, in verschiedenen Jahren wie 1872, 1902 und im Kriege weitere Massensterben folgten. 1919 schritt man endlich zur Bildung einer noch heute bestehenden Studienkommission, die herausfand, daß die bei den grouses stets vorkommenden Parasiten durch zu zahlreiche Besetzung des Reviers und durch ungünstiges Wetter die Oberhand gewinnen.

Natürlich empfahl man auch Abwehrmittel (die in erster Reihe der Tätigkeit des Jagdaufsehers überlassen bleiben).

Ähnlich wie auf den heute bei uns so beliebten Hühnerfarmen, muß das Moorhuhn, sofern nicht das Revier Kalkfelsen besitzt, stets weißen, frisch gebrochenen Quarzkalk (grit) haben, der für seine Verdauung und sein Wohlbefinden genau so wichtig ist, wie leicht zugängliche Trinkplätze mit frischem Wasser.

Im Frühjahr vor der Brutzeit werden Wiesel, Iltisse, Krähen und leider auch viele schöne seltene Raubvögel, trotz den strengen englischen Schongesetzen für aussterbende Arten, vertilgt. Die Heideverbrennung — die dabei zutage kommenden Farbentöne der brennenden Landschaft haben vielen Malern zum Motiv gedient! — wird durchgeführt, und zwar nach einem genau ausgearbeiteten System. Dieses vernichtet die als Futter für

Digitized by Google

Moorhühner und Schafe (der zweite große Geldfaktor im Hochland!) wertlose struppige alte Heide, läßt aber in verschiedenen Revierteilen hohes Kraut für Nahrung und Deckung im Winter stehen.

Im Sommer beginnt der Kampf mit eiersuchenden Jungen und Sonntagsausflüglern und Touristen, die der game-keeper nicht etwa barsch verjagt, sondern höflich bittet, ihren tea, dieses britische Mysterium, die Gottheit, vor deren Altar sich die ganze Nation nachmittags versammelt, nicht grade an bevorzugten Nistplätzen zu bereiten.

In manchen Gegenden werden, so absurd es klingt, die zu tausenden auftretenden Möwenscharen vergiftet. Diese gefräßigen Vögel, unter denen die großen Raubmöwen sogar junge Lämmer angreifen, haben sich nämlich nach der starken Abnahme der Fische in Schottland, geschäftstüchtig wie ihre Landesherren, der bequemeren Jagd in den reich besetzten Revieren auf dem Festlande zugewandt.

Eine ähnliche merkwürdig anmutende Plage bilden im Winter die Schneehasen, deren man durch Treibjagden, auf denen oft große Strecken erzielt werden, Herr zu werden versucht. Die ebenfalls unwillkommenen Kaninchen werden in Fallen gefangen oder am Bau vor Terriern geschossen. Die Schneehasen, diese früher durch das zahlreiche Raubwild, Adler, Bussarde, Wildkatzen, Marder usw. niedergehaltenen Höhenbewohner, haben sich seit der intensiven Raubzeugvertilgung ungeheuer vermehrt. Sie verlassen, jegliche Vegetation wegfressend, bei Beginn des Frostes ihre höheren Regionen und sind höchst unbeliebt als Keimträger und Verbreiter der Grouse- und Schafkrankheit.

★

Der 12. August, die Eröffnung der Jagdsaison auf grouses, wird drüben genau so fieberhaft erwartet, wie das erste Huntingmeet am 1. Oktober.

Die alte poesievolle Suchjagd mit Hunden wird allmählich von der Treibjagd verdrängt, die „sportlich“ mehr bietet, d. h. „große Strecken“ in kurzer Zeit. Zu ersterer werden Pointers und Setters mit guter, aber nicht zu weiter Suche verwendet, die heutzutage nicht mehr apportieren; dieses ist Sache eines eigens dazu mitgenommenen Retrievers, so daß sechs Hunde das mindeste für eine aus zwei Schützen bestehende Jagd-

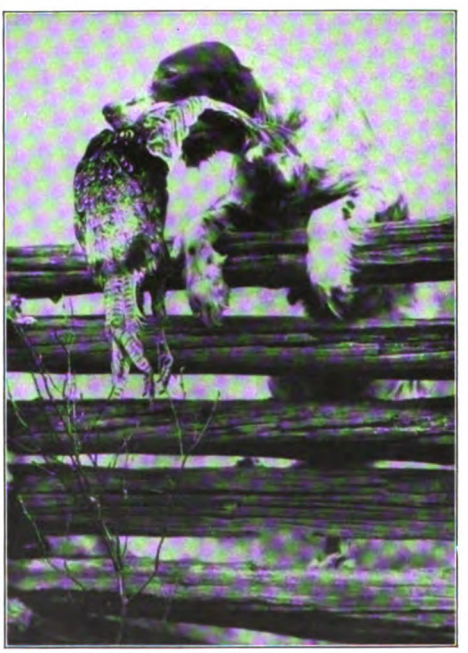
Jäger während des ersten Treibens im Yorkshire Moor. Aufnahme Scherl

Digitized by Google

Im zusammenklappbaren Korbkäfig beim Gabelfrühstück. Aufnahme Sport & General

gesellschaft sind. Man kann ihre Strecke in einem guten Jahr mit 50—80, in einem schlechten mit 8—20 Hühnern schätzen. Während früher jeder Jagdbesitzer, bzw. Pächter, seine eigenen Hunde hielt, mietet man diese — ähnlich wie jetzt die Jagdpferde bei einem Mietstall — bei einem Berufstrainer. (Etwa 10 Pfd. pro Hund für die Saison, je nach Gegend und Ruf des Trainers.)

Viel schwieriger als auf der Suche ist der



Ein weidgerecht apportierender Setter. Aufnahme Scherl

Digitized by Google

Schuß auf der Treibjagd, die natürlich nur auf stark besetzten Revieren am Platze ist. Der Verlauf einer solchen Jagd größeren Stils spielt sich ungefähr folgendermaßen ab: Zunächst besetzen die Schützen möglichst geräuschlos die Butts; dies sind Schießlöcher, die mit etwa 55 Meter Zwischenraum nicht etwa an der Horizontlinie, wo sie sich abheben würden, angelegt werden, sondern an Stellen, von denen die Schützen die Vögel von vorn und von hinten (es gibt auch Rücktriebe) weither herankommen sehen. In einigen Teilen von Schottland werden diese Stände wallartig angelegt, besser jedoch sind bezüglich der Anpassung an das Gelände ausgegrabene Löcher, die durch Holzplanken und einen Wasserabfluß trocken gehalten werden. (Sorgliche Jagdaufseher legen sogar Heidekraut zum Abwischen der Stiefel hin.) Gegen die Schützen, die einen Flintenspanner neben sich haben, führt nun der oberste Jagdaufseher mit geradezu taktischem Verständnis, je nach Gelände und Windrichtung, die etwa 4 Kilometer vor den Butts aufgestellte Treiberkette heran.

Der sogenannte „Überschütze" — zur Zeit sind Flinten Kaliber 12 halbchoke Bohrung und Schrot Nr. 4 und 5 in Mode — wird versuchen, aus einer herankommenden Kette je zwei Vögel von vorn und nachher nach hinten herauszuholen. Dieser Sport glückt aber selten, und bescheidenere sind zufrieden, zunächst zwei grouses von vorn zu schießen und im Rückwärtsschuß, wenn möglich, noch eins herunterzuholen.

Bei den Treibjagden, die das Wild weniger beunruhigen als die Suche, werden Rekordstrecken erzielt, die man nicht verfehlt, mit genauer Bezeichnung des Reviers und Namensnennung der Schützen alsbald in Mode- und Sportblättern zu veröffentlichen.

Nach dem Triebe werden die geschossenen Moorhühner von Retrievern und Spaniels aufgesucht, denen man ihre Arbeit dadurch erleichtert, daß vor den Schießlöchern das Heidekraut abgebrannt wird. Anderseits bleiben in der Gegend Streifen dichten Heidekrauts stehen, in welche die in anderen Trieben geflügelten Hühner hineinlaufen.

Am anderen Tage findet eine Nachsuche statt, bei der alle vor dem Hunde festsitzenden Vögel als krankgeschossen und zukünftige Keimträger der grouse-disease erledigt werden, wie denn gute Jagdaufseher sowohl Hähne wie Hennen, die im Spätherbst noch halten, als nicht gesund abschießen.

So in kurzen Zügen eine Beschreibung des vornehmsten Hochlandssports, nach dessen Ausübung die an Überfluß gewöhnte Shooting-Party allabendlich in mehr als komfortable Quartiere zurückkehrt. Wohlverstanden: dem Angelsachsen ist die Jagd Sport — die Poesie des deutschen Weidwerks wird er nie verstehen!

Aufladen der Beute. Aufnahme Kutschuk

Digitized by Google

Die lachende Insel

Novelle von Alfred Katschinski

„Alles klar?"

„Alles klar!"

Amt und Bürden über Bord, Proviant im Achtersteven, Flaschen in den Bilgen, Geschirr in der Kambüse, Plünnen im Vorschiff, Wäsche und Landkluft im Kajütenschrank — Käppen am Ruder, Stürmann am Großsegel, Smutje an der Fock — so schiebt sich das Boot weiß und schlank, wind- und wellenhungrig wieder aus dem Hafen. Noch schnappen ihm die Uferhügel den besten Landwind weg, und das Segel killt. Käppen blickt prüfend zu Stander und Flagge hinauf, hält mit seinem künstlichen rechten Arm den Rudergriff und holt mit der linken Hand die Großschot dicht, während Smutje die Fock festzurrt und Stürmann schon die Enden am Mast verstaut.

„Hol dicht die Fock!"

Ehe Stürmann als der nächste an der Fockschot es tut, schielt er vorwurfsvoll auf Smutje. Aber dieser betrachtet noch seelenruhig das Spiegelbild seines weißen Anzuges im Wasser. Nun springt der Wind heran, das Boot neigt sich befriedigt nach Lee, da vorn am Bug rauscht es auf, und noch nicht ganz zufrieden stellt Stürmann sehr laut fest: „Die Segel stehen!"

Zwar ist Smutje der drittbeste Segler an Bord, aber er kennt seine Pflicht, sobald die Segel stehen, bringt den Bootshaken nach achtern, verschwindet in der Kajüte und taucht sofort mit der vorgeschriebenen Rumflasche auf.

„Der Mann am Rohr geht allen vor!"

„Wenn Smutje nun noch das Frühstück macht," meint Stürmann, „dann bin ich wieder gerne Mensch!"

Alle drei haben in 48 Wochen nicht viel zu lachen gehabt. Jetzt haben sie die 48 Wochen vergessen, und Smutje sitzt schon in der Kajüte, rasselt vor der Zwerg-Kambüse das Geschirr auseinander und macht noch immer mit landfeiner Delikatesse, die ihm kaum mehr abzugewöhnen ist, das Frühstück mit Delikatessen.

„Klar zum Wenden! — — — Achtung! — — — Rhee!"

Und schon klappert in der Kajüte das Geschirr von Luv nach Lee. Die beiden lachen oben herzhafte Schadenfreude, und Smutje wettert unten: „Hatte euer Kurs das verfluchte Kreuzen denn schon so eilig?"

„Nein, Smutje, aber deine langweilige Jungferndelikatesse in deinem weißen Anzug!"

Seelenruhig nimmt Smutje das Butterglas zwischen die Beine, die Brotkiste zwischen die Knie, die Futterkiste zwischen die Füße, und nun, jeder Wendung und jedem Seegang gewachsen, ist sein weißer Anzug bald weiß gewesen. Als wieder die Zigarren brennen, kommt Smutje zum Lohn ans Ruder.

Denn selbst dort, wo auch nur drei Menschen ins Weltvergessen hineinfahren, will schließlich jeder Karriere machen, die alle drei zu Hause nicht gemacht haben. Sie sind nach ihrer Vorbereitung in ihrem Beruf gelandet, weiter nichts. Ob sie weiter wollten? — Käppen verschweigt seinen verlorenen Arm, Stürmann hält sich für jedes Weiterkommen schon zu alt, und Smutje hat auf Wind und Wellen und Kurs zu achten. Nicht einmal eine Frau haben die drei Junggesellen gefunden oder genommen. Wollten sie auch hier nicht, oder wurden sie nicht gewollt? —

„Käppen, bei dir wäre es schon an der Zeit, wenn du noch deine Enkel erleben willst!"

Käppen erforscht mit dem Fernglas das Zeichen der nächsten Tonne und deutet nebenbei auf seinen künstlichen Arm: „Aber, Stürmann, warum willst denn du noch immer nicht eine trauernde Witwe an deinem Grabe sehen?"

„Ja, Kinder, als ich jung war, da war Krieg, und wie ich alt werde, ist es zu spät!"

„Smutje, aber du als der jüngste müßtest doch schon längst an der Strippe liegen!"

„Nee, Kinder, ich habe Angst!"

„Was? — Du? — Angst? — Vor einem süßen Weib? — —"

„Nee, aber vor dem Ach und Krach mit Tränen und Stöhnen, die das Lachen vergessen lassen, und — vor meinem kleinen Gehalt und meinem verfehlten Beruf!"

„Mensch, wenn ich deinen Beruf nur hätte und ausüben könnte!" sagt Käppen etwas verbissen, indem er seine Prothese schüttelt.

„Ach, quatscht nicht," bricht Stürmann ab, „wer noch einmal an unser Pech zu Hause erinnert, bezahlt im nächsten Hafen die erste Flasche Sekt. Also Schluß mit allem, was schon eine Woche hinter uns liegt. Wißt ihr denn noch immer nicht, wohin wir fahren? — Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!"

Smutje meint: „Ja, unser Boot müßte eigentlich nicht ‚Glück', sondern — ja, wie heißen?"

Digitized by Google

Der Wind wird warm und schwächer. Die See wird ruhig. Der Mast richtet sich auf, und die Segel fragen stumm und verwundert den Himmel. Die Sonnne sticht, und der Horizont wird dunkel. Die Segler schweigen. Käppen blickt besorgt nach dem Wetter.

„Halt," ruft Stürmann plötzlich in das Schweigen hinein, „ich habe einen Namen für unser Boot! — — — Wißt ihr, wo wir jetzt sind? — Wir sind jetzt und immer — über — — Vineta!"

„Vineta?" — —

„Wo?" — —

Der Sonnenglanz auf dem Wasser brennt wie ein Wunsch. Das grelle Licht sticht wie ein Sekundenblick des Glücks. Der Wind wird schwül. Der Wind wird still. Schweigend blicken die Segler vom Himmel zur Flut hinab. Es leuchtet und funkelt da unten. Es glüht und blitzt herauf wie versunkenes Glück. Es klingt herauf wie heimliche Glocken. Es singt wie heimliche Stimmen.

Ist es Vineta, die sagenhafte, versunkene Stadt, das gesuchte, geahnte und nie gekannte Glück an jeder Küste der Welt, an jedem Strande des Lebens, in jedem Herzen der Menschen und Völker, in jeder Dichtung erträumter Paradiese? — Vineta? — Wo? —

Smutje läßt das Boot vor dem Wetter davonlaufen. Er steuert falsch und erwischt den ersten Brecher über Bord. Zu spät sehen Käppen und Stürmann diese erste Dusche kommen, es hilft kein Ducken mehr, und klatschend springt die Welle über das Boot.

„Danke sehr!" quittieren die beiden. Sie schütteln sich empört und entziehen Smutje das Ruder, was ihm an sich nicht unangenehm ist. Denn auch er will sich schütteln, und das Wetter hat das Boot schon eingeholt. Der Regen wird schier zum Wolkenbruch, und heimtückische Böen ängstigen das ächzende Boot, das mühsam wendet und aufkreuzt, um in den Hafen zurückzukommen.

Ein Bord stets unter Wasser, hocken die Segler auf der andern äußersten Bordkante, durchnäßt bis auf die Knochen, und bei jedem Wenden und jeder Bö tanzen die Flaschen in den Bilgen klirrenden Kreuzpolka. In einer kurzen Wetterpause muß gerefft und die kleine Sturmfock gesetzt werden, und wie Katzen gleiten und kleben Stürmann und Smutje auf dem tanzenden Bootsdeck an der Reling. Aber nur mit dem Verlust von ein paar schlecht verstauten Flaschen machen sie im Hafen wieder fest. legen die große Persenning über das Boot, kriechen in die Kajüte und grinsen einander an: „Also, Stürmann, das war dein Vineta?"

„Ja, Kinder, das ist Vineta, heute und immer und überall!"

Smutje sucht verzweifelt das erschütterte Geschirr in der Kambüse zusammen und kocht das Mittagessen: Geplatzte Würstchen mit Leipziger Allerlei bis zum Kaffee, in dem der Löffel aufrecht steht. Und als Stürmanns empörend große Familientasse, die zum heimlichen Groll Smutjes noch bei keiner Kreuzfahrt und Bö zerschlagen worden ist, wieder zum Widerspruch reizt, bemerkt Stürmann behaglich: „Ja, Kinder, das war Vineta; denn was habe ich euch gesagt? — Wir fahren ewig nach Vineta und müssen immer wieder umkehren. Denn dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!"

„Also," sagt Käppen entschieden, „unser Boot muß ‚Vineta' heißen. Ich kaufe die Buchstaben und die Flasche Sekt, Smutje schlägt den Namen an, und das sei deine Sorge, Stürmann, wo du die erste beste Jungfrau herkriegst, die die Taufrede halten muß!"

„Gemacht!" sagt Stürmann, stellt seine leere große Tasse hin und fängt an, das Wasser aus dem Boot zu pumpen. Bald suchen die landfeinen Segler im Kurhaus die erforderliche Jungfrau, aber sie finden keine, die ihrem Geschmack entspricht oder zur Taufe abkömmlich ist. So gehen sie früh zur Ruhe, und bald träumen sie von Vineta. — — —

Früher, als es nötig erscheint, weckt Käppen die schlafenden Träumer: „Reise, Reise!" — Ein jeder weckt den Nebenmann, ein jeder stößt den andern an! — „Reise, Reise!" — Smutje schlägt die neuen Buchstaben „Vineta" ans Heck, Käppen verstaut seine Sektflasche, und bei guter Backstagbrise gleitet das Boot in voller Fahrt aus dem Hafen.

Wind und Segel jauchzen. Die Wellen wiegen den Tanz dazu. Eine Möwe holt mit verblüffender Anmut und Geschicklichkeit die Brotstückchen aus den Wellen. Die Sonne lacht. Der Tag verschwendet Sommerluft. Die Segler schwelgen und träumen im Arm der Mutter Natur, die am besten wiegt und singt.

Die kleine Insel taucht aus der Flut herauf, noch fern und einsam, noch blaß und fremd. Aber sie wächst schnell in die Nähe und Höhe. Sie bekommt Form und Farbe, und bald werden Wald und Strand, Bäume und Steine erkennbar.

Die Sonne wirft über das blaue Grün des Waldes, das Weiß der Uferwände und das grüne Blau der See alle Farben des Spektrums in allen Schattierungen. Die Wellenkämme brechen die Strahlen, und wie eine goldgeäderte grünblaue Marmorplatte trägt das Meer die Küste, die Felsen, den Wald, den Strand. Wie weiße Zähne lachen die Kanten und Klinken des Hochufers dem Meere zu. Über ihnen der grüne Schopf des Waldes, unter ihnen die Steine in der sonnenstillen Brandung — es muß dem Seeräuber Sturm eine

Digitized by Google

gierige Befriedigung gewesen sein, ab und zu einer hohen Randbuche den schlanken Leib zu zerbrechen, die Füße wegzureißen und sie in den Abgrund hinabzuwerfen. Dort liegt sie vernichtet auf den Steinen. Aber der Seeräuber lacht dazu. Die ganze Insel lacht mit ihren weißen Zähnen und ihrem grünen Schopf wie ein Riesenkopf, der über dem Wasser schwimmt.

Stürmann betrachtet durch das Fernglas die ganze Küste, die diesseits weder Haus noch Hafen hat, bis er plötzlich einen Punkt in den Gläsern festhält, schmunzelt, lächelt, lacht: „Kinder, dort müssen wir landen!"

„Hast du eine Einfahrt?"

„Ja! — Käppen, siehst du dort in Steuerbord voraus — auf dem Hochufer — einen Einschnitt im Walde — eine kleine Lichtung — — halt' mal drauf zu!"

„Mensch, da sind Steine!"

„Ja, Steine sind hier überall — sind uns überall im Wege, wenn wir nach Vineta wollen!"

Auch die andern nehmen ihre Gläser. Die kurze Küste scheint von Menschen völlig leer zu sein — — nein! — — dort auf dem Hochufer, wo die Sonne in die kleine Waldlichtung hineinlacht, bewegen sich ein paar schwarzweiße Zwerge — gleichmäßig — mit schwarzem Leib und weißen Gliedern — sie werden deutlicher — sie tanzen offenbar — sie wachsen zu vier Frauengestalten, die dort oben in seligster Natureinsamkeit die ursprünglichste Kunst üben. Und nun lacht des Schöpfers schönstes Bild auf seiner grüngoldenen Marmorplatte: Seine anmutigsten Geschöpfe in lebendigster Bewegung, umrahmt von großer Natur.

„Klar zum Wenden! — — Achtung! — — Rhee!"

Und das Boot hält Kurs auf die entgegenlachende Lichtung. Nun suchen alle drei Segler die günstigste Anfahrt, die sie an einer steinfreien Stelle unter dem Hochufer zu erkennen glauben. Sie holen das Großsegel ein und gleiten nur mit der Fock vor dem Winde heran. Dennoch sitzen sie bald mit der Kielnase auf dem Grunde. Und wie Smutje, schon im Badetrikot, über Bord springt, schwimmend und watend eine Einfahrt sucht, die Kielnase vom Grunde zurückschiebt und in der gefundenen Richtung dem Boot voranschwimmt, sind die weltentrückten Tänzerinnen da oben schon aufmerksam geworden. Ihre Kleider liegen unten am Strande, und wohl die Jüngste kommt auch schon eilig herab, indem sie nur mehr klettern als laufen kann, bis sie den Strand erreicht hat. Aber sie kümmert sich weniger um die Kleider als um das Boot und lacht wohl über Smutje, der wie ein kleiner Schleppdampfer dem Boot voranschwimmt, aber überall auf Grund gerät und vergeblich eine Einfahrt bis an den Strand sucht.

„Wissen Sie hier keine Anfahrt, Fräulein Vineta?"

Stutzig ruft das Mädchen zurück: „Nein, alle Boote legen auf der andern Seite an!"

„Das wissen wir und wollen wir abends auch tun, aber am Tage soll es auf dieser Seite schöner sein, wie man ja schon an Ihnen sieht!"

Sie lacht und weiß darauf nichts zu erwidern.

Also ankern! Dann ruft Stürmann sehr unternehmungslustig durch das Sprachrohr zur Insel hinauf: „Ahoi! Ahoi! — Ihr schönen Sirenen — unbekannt am Vinetastrand — große Einladung zur Bootstaufe an Bord in einer halben Stunde! — Ahoi! Ahoi! — Herboi! Herboi!"

Die Uferwand wirft ein lautes Echo zurück. Es kichert und lacht rings in den Wäldern und Rissen, hinter den Felsen und Steinen, und die drei wartenden Frauen auf dem Hochufer lachen hell und deutlich ihre Zustimmung herab. Ihr Lachen perlt wie kleine Bergbäche.

Nun ist die Zeit wertvoller als ein warmes Mittagessen. Da Käppen stets beweist, daß ihn der künstliche Arm an keiner Verrichtung hindert, schneidet er mit Vorliebe auch die Konservenbüchsen auf, Stürmann streicht nach seinem Urlaubsernährungsgrundsatz die Butterschnitten dazu, und Smutje setzt schon die doppelte Menge Wasser zum Kaffee auf den Kocher. Ein paar Kuchen, ein paar Leckerbissen sind für die Damen auch noch in der Kambüse, und nach dem kalten Imbiß kann die Bootstaufe beginnen. Es gilt nur noch, die vier weiblichen Gäste in das Boot hereinzubringen, da es kein Beiboot hat.

Die Frauen kommen unternehmungslustig herab und gehen an ihre Kleider. „Bitte, noch nicht ankleiden!" ruft Smutje. Er geht heran, stellt sich als Smutje aus Vineta vor und erklärt den Damen, wie sie an Bord kommen können. Sie sind mit natürlichster Selbstverständlichkeit einverstanden, nehmen nur ihre Bademäntel und Strandschuhe in die Hand und folgen. Smutje zieht das Boot an der Ankerleine auf den Grund heran und hilft den eingefangenen Nixen zum Bord hinauf, indem er ihnen Käppen und Stürmann aus Vineta vorstellt. Nun schwankt und lebt und lacht das ganze Boot, in dessen Enge die sonderbarste Begrüßung und lustigste Abtrocknung beginnt, wie sie weder das Boot noch die Segler erlebt haben. Ja, das bunte, enge Durcheinander der Bademäntel, Bordanzüge und Beine bringt Smutje in der Sorge um seinen Kaffee und sein Geschirr zur lachenden Verzweiflung, und er atmet erst auf, als die ganze Gesellschaft endlich sitzt.

Digitized by Google

Die vier Nixen haben die Unterscheidung des männlichen Dreiklees natürlich schneller begriffen als die Segler die Unterscheidung des weiblichen Vierklees, und die Verwechslungen des Unbekanntseins und der Namenlosigkeit veranlassen die fraglos älteste der Nixen zu der Erklärung: „Natürlich haben auch wir unsere Namen vergessen, wie Sie, meine Herren; aber Sie haben die jüngste von uns Fräulein Vineta genannt, also betrachten Sie uns als die weibliche Bevölkerung Vinetas und zur Unterscheidung — die jüngste da ist unser Fräulein Bubi, weil sie ein Junge werden wollte — —"

„Ach nee," lacht Stürmann zärtlich; denn sie hat ihm auf den ersten Blick am besten gefallen, er sitzt auch schon neben ihr und versichert selbstlos: „Na, Sie bekommen meine Tasse, Bubi!"

Die andere fährt fort: „Und von den beiden unverkennbaren Zwillingsschwestern ist diese hier Fräulein Alt, weil sie eine halbe Stunde älter ist als Fräulein Jung da. Na, und mich nennen auch diese drei Gören Fräulein Mami!"

„Ach, bitte, Fräulein Mami, noch einmal, wer ist hinter diesen beiden gleichen Bademänteln Fräulein Alt und Jung?" fragt Smutje sehr aufmerksam. Mami erklärt noch einmal, die kaum zu unterscheidenden Schwestern lachen, als erleben sie ihre Verwechslung nicht zum erstenmal, und Smutje schüttelt den Kopf; denn sie gefallen ihm alle beide, während Käppen Fräulein Mami den Vorzug zu geben scheint.

Beim Kaffee erläutert Stürmann seinem Bubi die Bootstaufe. Er sitzt mit ihr abseits auf dem Vorschiff, hat schon engere Freundschaft geschlossen und faßt zusammen: „Also, Bubi, du hast weiter nichts zu sagen als: Wir alle kommen aus Vineta, wir alle fahren nach Vineta, wir alle suchen Vineta und finden es nie. Denn nur dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück! — Dann wirfst du das Glas hier gegen den Bug und sagst: ‚Ich taufe dich Vineta!' — Das hast du doch begriffen, Bubi?"

„O ja, so ziemlich, wenn ich nur nicht mitten in der Rede stecken bleibe!"

„Keine Sorge! Ich werde dir schon vorsagen!"

Fräulein Mami hat zuletzt schon aufmerksam zugehört und mischt sich ein: „Nein, Bubi, aus Vineta oder nach Vineta kommt keiner zurück! — Bitte, Herr Stürmann, sagen Sie dem Bubi etwas Lustigeres vor! — Traurig sein können wir ein Jahr lang zu Hause!" —

Smutje hat inzwischen die beiden Schwestern in der Kajüte angestellt. Käppen fragt oben: „Fräulein Mami, warum lassen Sie sich so nennen?"

„Weil ich — — weil ich die andern drei bemuttere, darum nennen sie mich auch so!"

„Entschuldigen Sie meine Neugier, Fräulein Mami, aber mir ist solch ein Vierklee aus Vineta noch nicht vorgekommen!"

„Mir auch nicht solch ein Dreiklee, Herr Käppen! Oder liegt diese zutrauliche Überraschung mehr an unserm Ferienblick, der alle Brillen zu Hause gelassen hat?"

„Zur Bootstaufe alles klar!" meldet jetzt Smutje aus der Kajüte.

Die Flagge sinkt. Der Sektpfropfen knallt. Bubi steht am Bug und spricht so feierlich, wie sie es vor verhaltenem Lachen vermag: „Wir alle fahren aus Vineta, wir alle kommen nach Vineta — —"

„Umgekehrt!" zischelt Stürmann. Bubi kehrt sich um, hält sich an dem Vorstag fest und spricht abgewandt weiter: „Wir alle suchen und finden Vineta dort, wo du nur bist, dort ist das Glück!"

Stürmann schüttelt ratlos den Kopf und die Sektflasche. Bubi kniet für alle Fälle über dem Bug nieder und zerschlägt das gefüllte Sektglas bei der Taufformel. Die Flagge fliegt empor und flattert wieder lustig im seligen Sommerwinde. Die Flasche gibt gerade noch einen guten Schluck für jeden her; dann wirft sie Stürmann gegen den nächsten Stein. Ein paar Lieder zur Mundharmonika, ein paar Flaschen aus den Bilgen und Schokolade und Zigaretten steuern zur Nachfeier bei, bis Fräulein Mami an den Rückzug denkt, während die drei jüngeren Nixen überhaupt nicht mehr von dem Boot herunter mögen und in der Kajüte schon die Bordanzüge der Segler anprobieren. Die Damen wohnen in dem jenseitigen Gasthaus auf der Insel. Stürmann und Bubi holen die Kleider vom Strande, Smutje lichtet den Anker, bald stehen auch die Segel, und die beiden Kleeblätter kreuzen wie das schwimmende Lachen um die Insel herum. Trotzdem scheint Käppen etwas schwermütig oder nachdenklich und Smutje bei der Bedienung der Segel etwas unaufmerksam geworden zu sein, während Stürmann und Bubi seelenvergnügt am Mast sitzen.

Das Boot kreuzt auf der andern Seite der Insel in die Festlandsbucht hinein. Die Sonne wird schwer. Der Wind wird still. Das Lachen verstummt. Die Inseln und Halbinseln schieben sich wie Finger ins Meer hinein, und es ist, als beten See und Land mit gefalteten Händen vor Schönheit zum Himmel hinauf, und es klingt, als singen versunkene Glocken oder weltentrückte Stimmen unter dem Himmelsdom. Es rauscht wie leise Wehmut, es schluchzt wie heimliche Tränen, es klingt wie verschwiegendes Lachen, und Käppen fragt seine Nachbarin: „Sind wir noch in Vineta?"

Digitized by Google

„Wo?“ fragt sie aus vergessenem Grübeln zurück; und das Boot gleitet still an den Landungssteg.

Das Land, ein Haus, die Menschen, die Welt sind wieder da, und die wieder vollständige Frauenkleidung der Damen erscheint wie eine Entfernung, eine Entfremdung, das Kleid wie eine Scheidewand, der Rocksaum wie ein Trennungsstrich, der Schal wie eine Erkältung. Oder ist es nur die aufkommende Kühle des Abends? — Kühl und gleichgültig gähnt die See, gähnt der Tag, gähnt die Stunde. Der Alltag ist wieder da, und Vineta ist wieder versunken. Stürmann hat das Boot schon festgemacht, und Smutje hängt schon die Fender an die Bordwand.

Selbst das einfache, weltabgeschiedene Gasthaus mit seinen wenigen anspruchslosen Badegästen ahmt den Kurhausbetrieb nach. Die sieben Segler tanzen wie zu Hause, plaudern wie zu Hause, trinken wie zu Hause, bis sie alle etwas enttäuscht und weder mit sich noch mit den andern zufrieden zur Ruhe gehen.

Die Segler haben noch ein Zimmer mit drei Betten bekommen und liegen noch lange wach.

Stürmann: „Wenn ich nur noch wüßte, wie unser Kleeblatt zusammenhängt, wie es heißt, wo es her ist und was die vier Mädels sind!“

Smutje: „Wieso denn? — Nimm uns doch nicht den Reiz, von Mensch zu Mensch ohne Brille zu sehen!“

Stürmann: „Ach, mir gefällt die Kleine derart, daß ich auf den Gedanken gekommen bin, doch noch nicht zu alt zum Heiraten zu sein!“

Käppen: „Mensch, laß die Finger weg! Das Kind ist bestimmt zu jung für dich und für die Dauer!“

Stürmann: „Na, dein Fräulein Mami ist bestimmt zu alt für dich!“

Käppen: „Meinetwegen! Ich denke ja auch gar nicht daran, und sie erst recht nicht. Dazu ist sie viel zu vernünftig, und sie kann auch mehr als einen Krüppel beanspruchen!“

Smutje: „Wenn du doch bloß damit endlich aufhören würdest, dich für einen Krüppel zu halten! Du schwimmst, du tauchst, du segelst doch besser als Stürmann oder ich mit unsern vollständigen Armen!“

Stille. — Nur ein mehrfaches schwaches Frauenlachen schallt herüber.

Käppen: „Ja, Smutje, und wo suchst du dein Glück? Eine halbe Stunde früher oder später zwischen dem Pärchen?“

Stürmann: „Na, die Ältere ist bestimmt zu alt für ihn!“

Lautes Lachen. —

Smutje: „Aber soweit ich sie schon unterscheiden kann, gefällt mir die Ältere besser, und die Jüngere scheint mir auch etwas abwesend schon von einem fernen Geliebten zu träumen!“

Auch in dem Doppelzimmer mit vier Betten wird noch lange gefragt und gerätselt, bis die Älteste bemerkt: „Nein, Kinder, verratet euch und mich nicht, weder Namen noch Herkunft, noch Beruf! Glaubt mir, dann ist das Lachen zu Ende, und unser Vineta ist wieder einmal versunken! Ja, den Vergleich mit Vineta hat der Stürmann nicht schlecht gemacht, aber — — —“

„Aber, Mami, ich liebe ihn ja auch schon, ja, ich fühle es, er ist meine erste große Liebe!“

Lachen, bis Mami zu Worte kommt: „Mach' deinen Grünschnabel zu, Bubi, und schlafe! So schnell verliebt man sich in seiner ersten Dummheit nur in sein Unglück!“

„Wer weiß, was und woher die Segler sein mögen!“ meint Fräulein Jung.

Fräulein Alt: „Jedenfalls anständige und geistige Leute, und ich müßte doch wieder meinen Ring aufstecken, damit dem armen Smutje die Unterscheidung zwischen dir und mir leichter fällt. Mein Ring sitzt mir sowieso nicht sehr fest, und du hast noch keinen!“

„Meinetwegen zieh ihn ab; Smutje sieht ja doch mehr nach mir!“

Mami: „Ja, laß den Ring liegen! Ihr könnt davon überzeugt sein, daß auch unsre Segler ihre Ringe zu Hause gelassen haben; alt genug sind sie alle drei dazu!“

„Na, das wäre gemein!“

„Durchaus nicht! Wir spielen doch auch Vineta!“

„Ja, sie haben angefangen!“

„Ach, Kinder, gute Nacht! Morgen komme ich nicht mit; ich bin überflüssig. Aber ihr beide paßt mir auf Bubi auf!“

Obgleich es eines Seglers unwürdig ist, bei günstigem Wind im Hafen zu liegen, hält Stürmann die Wetteraussichten am Morgen für bedenklich, was schließlich auch die beiden andern einräumen. Man geht zum verabredeten Strandbad. Etwas enttäuscht vermißt Käppen sein Fräulein Mami und schließt sich an Bubi an. So gerät Smutje an sein Fräulein Alt, während Stürmann recht unlustig mit Fräulein Jung hinterdrein wandelt. Erst am Strande erwischt er wieder seinen Bubi. Es wird zu Paaren in Natur geschwelgt, wobei die ältere Schwester mit wachsender Beklemmung spürt, wie Smutje ihr immer besser gefällt, während Bubi sich von ihrem Stürmann beinahe schon ausfragen läßt, um auch ihn auszufragen. Aber auf dem Nachhausewege gerät wieder Käppen an sie heran. Vor dem Gasthaus sitzt Mami, als hätte sie schon gewartet. Bubi entläuft ihrem Partner und fragt Fräulein Mami sehr unlustig: „Was will der Einarmige von mir?“ — Da klatscht es, wo Mami und Bubi sind, und Bubi rennt mit roter Wange ins Haus.

Digitized by Google

Sie muß auf dem Zimmer bleiben, als die andern nachmittags in den Wald gehen. Sie möchte vor Wut und Sehnsucht am liebsten sterben, bittet bei sich immer wieder den Käppen um Verzeihung und den Stürmann um ritterliche Befreiung, während dieser verstimmt mit Fräulein Jung im Walde plaudert.

Auch am nächsten Tage halten die Segler das Wetter auf hoher See für bedenklich. Sie segeln mit ihren Damen nur um die Insel herum, das erste Lachen erwacht wieder, und nur Fräulein Jung lacht nicht mit; denn die Beziehungen der drei Paare sind schon derart vertraut, als wären sie jahrelang miteinander bekannt.

Es dämmert schon, als Käppen und Mami auf einer Bank im Walde einen weltvergessenen Platz unter der Sonne finden. Ein breiter Goldstreifen fließt zu ihnen von der sinkenden Sonne über die See. Er flimmert und zittert wie unermeßbarer, aber auch wie ungreifbarer Reichtum. Er lockt Welt und Alltag zu vergessen, in das flüssige Gold hineinzutauchen und nur der rotglühenden Sonne nachzuschwimmen. Käppen sitzt mit Vorliebe rechts, und er tastet still und leise nach Fräulein Mamis Hand.

Sie zuckt zusammen wie in einem erwarteten Erschrecken, starrt mit einem Blick, in dem alles Glück und Leid dieser Welt zu liegen scheint, der vielleicht versunkene und wieder aufgetauchte Bilder erschaut, in den glühenden Goldstreifen der Sonne auf der See, zieht ihre Hand leise zurück, faltet die Hände starr über den Knien und läßt den Kopf sinken. In peinlicher Beklemmung sucht Käppen eine Verwischung des Augenblick, bis er sagt: „Verzeihen Sie, Fräulein Mami, daß zwei gesunde Hände sich unwillkürlich fanden und die fehlende Hand vergaßen!"

„Nein, Herr Käppen, Ihre geopferte Hand ist es durchaus nicht, die hier fehlt; es fehlt nur die Hand, die darf und kann, die noch nichts verloren hat. — — Sie — dürfen vielleicht und haben vielleicht auch noch nichts verloren. Aber — — mein Vineta ist untergegangen — mit Weinen und Schrecken. Ich habe nur das Lachen wiedergefunden, und das möchte ich behalten!"

„Und das wollte auch ich wiederfinden!" setzt Käppen hinzu.

Sie fragt aufmerksam: „Etwa bei mir oder — nach mir?"

„Nein, ich glaubte, mit Ihnen! Denn zum Lachen gehören zwei!"

„O, wie richtig, Käppen! — Einmal — in verzweifelter Zeit — als ich das Lachen verloren hatte, habe ich mich an die Tiere gehalten, weil ich mir selbst nur noch wie ein Tier vorkam und unter Menschen so schrecklich allein in der Welt war. — — Ja, ist es Ihnen schon einmal aufgefallen, daß jedes Tier immer allein ist, auch wenn es in Herden oder Scharen zusammenläuft? — Haben Sie zum Beispiel schon einmal hingesehen, wenn ein Pferd vor dem Wagen stürzt? — Nicht eine Spur von Teilnahme bei dem stehenden Nebenpferd! — Ein Tier kennt nur sich allein, und darum — kann es auch nicht lachen!"

„Nein, Fräulein Mami, ich habe einen Hund zu Hause, der kann lachen und weinen!"

„Ja, vor Ihnen, zu Ihnen, zum Menschen, dem er vielleicht treu ist oder den er liebt. Oder zu seinen Jungen mag auch das Tier vielleicht lachen können, aber nur so lange, wie das Tierchen die Mutter braucht. Nur das Lachen der Menschen — nicht das Wiehern oder Grinsen —, das Lachen der Kinder, die noch nichts verloren haben, das ist mir ein Beweis, daß der Mensch mehr ist als ein Tier. Denn nur Seelen können lachen, aber auch nie allein; sie müssen mindestens mit dem Wort, dem Bild, dem Klang oder Gedanken einer anderen Seele zusammen sein. Und wessen Seele allein ist oder — — ihr Vineta verloren hat, der kann nicht mehr lachen, oder er muß sein versunkenes Vineta wiederfinden!"

„Was — wo — ist Vineta?"

„Dort — das Lachen zwischen Menschenseelen wie Sonne auf der See, trotz allem Untergang!"

„Und dieses Vineta suche auch ich wieder!"

„Und ich habe es verloren — in dem Augenblick, als jemand diese Hand ergriff, in der ich mein ganzes Vineta zu halten glaubte. — — Deshalb — so schwer es mir fällt — — möchte ich Sie bitten, weiterzusegeln, ehe unser Lachen zum Weinen wird, ehe hier sich jemand wirklich verliebt!"

„Ja, Fräulein Mami, das bin ich doch schon — —"

„Nein, Sie nicht, aber vielleicht schon Bubi! Und um Ihnen eine Riesenenttäuschung oder uns Ihr vernichtendes Lächeln zu ersparen, muß ich sie aufklären. Erschrecken Sie nicht! Bubi ist meine Tochter, und ihr Vater war mein Chef, der mir alles versprach und eine andere heiraten mußte!"

Die Sonne sinkt langsam ins Meer hinein. So muß wohl Vineta untergegangen sein, in Feuer und Wasser, in einer ziſchenden Glut, die verbrennt und versinkt, aber in einer so nachhaltigen Glut, die das goldene Lächeln der Überwindung zurückläßt.

„Und die beiden Zwillingsschwestern?"

„Es sind die Waisenkinder meiner verstorbenen Freundin, die mir damals half. Ihr Mann verlor ein Riesenvermögen und sein Leben zugleich, und die beiden armen Kirchen-

Digitized by Google

mäuse träumen noch manchmal von ihrem untergegangenen Kinderparadies!"

Es rauscht so leise und fern, als versinke die Sonne hörbar.

Käppen verrät seinen Namen und Beruf und sagt: „Mein Gott, jeder hat etwas verloren, jeder will etwas verbergen, jeder sucht sein verlorenes Lachen und findet es wohl nie —"

„— — findet es nie allein! Nein, Käppen, segeln Sie weiter, sonst verlieren wir noch alle sieben das Lachen, das wir hier gefunden hatten! Sie werden andere und glücklichere Vinetanerinnen finden. Nur, wenn Sie wahrhaftig glauben sollten, daß Sie mit mir Ihr Lachen wiederfinden, dann kommen Sie auf Ihrem Rückwege wieder heran. Wir bleiben bis zum 30. hier; am 31. reisen wir ab. — Ja, sagen Sie dem lieben Smutje, daß sein Fräulein Alt verlobt ist, wenn auch schon zweifelhaft; und sagen Sie auch Stürmann, daß Bubi — wenn jemals überhaupt — eine unvollständige oder peinliche Verlobungsanzeige haben wird. — Fahren Sie glücklich weiter. Sie haben uns einen Klang, einen Hauch von unserm Vineta gebracht, und lassen Sie uns dieses goldene Lachen!"

Er küßt ihre Hand und geht mit ihr schweigend zum Gasthaus zurück. Er sagt auch dort kein Wort und geht früh zu Bett. Zuletzt kommt Stürmann sehr belustigt herauf und lacht und lacht, bis er endlich bemerkt: „Ja, Kinder, ich kann euch den ganzen Schwindel verraten!"

„Welchen Schwindel?"

„Na, unser Kleeblatt! Bubi hat nicht den Mund gehalten! Aber ihr haltet die Luft an: Mein süßer Bubi — nein! es ist doch zu verrückt! — mein süßer Bubi ist das Kind von Fräulein Mami, und die beiden Zwillingsschwestern sind bettelarme Waisen. Übrigens, Smutje, dein Schwarm ist heftig verlobt!"

Smutje fällt beinahe aus dem Bett. Er will mitlachen; aber es wird nur ein Mitgrinsen der Mundwinkel und kein Lachen des Herzens.

Am andern Morgen kommen die ahnungslosen Mädchen lachend zum Landungssteg; denn auf „Vineta" wird schon das Segel gehißt. Die Jüngere entschuldigt Mami, die Ältere steckt einen Strauß unter den Rettungsring. Nur Bubi kann sich nicht beherrschen und weint. Stürmann tröstet sie väterlich und muß ihr versprechen, wiederzukommen. Smutje sagt kaum ein Wort. Aber wie es ans hastige Abschiednehmen geht, übermannt es ihn. Er drückt wie ein Seeräuber seine Partnerin in die Arme und küßt sie herzhaft auf den Mund; und zu seiner Verwunderung wehrt sie sich nicht und küßt ihn herzhaft wieder, aber sie weint nun auch. Das kann Smutje nicht ansehen, und er springt an die Fock, die noch nicht gesetzt ist. Stürmann küßt seinen Bubi so lange, bis Käppen rufen muß: „Zivilisten von Bord! — — Fock fest?"

„Ist fest!"

„Alles klar?"

„Alles klar!"

Und langsam gleitet Vineta vom Landungssteg fort. Käppen dreht ab, Stürmann verstaut die Enden, Smutje starrt auf die winkenden Zwillingsschwestern, die er nun selbst in dieser Entfernung noch unterscheiden kann. Aber wo ist Bubi? — Sie liegt auf dem Landungssteg und schüttelt sich vor Weinen.

„Stürmann, was hast du dort angerichtet?"

Kopfschüttelnd blickt Stürmann zurück, holt das Sprachrohr aus der Kajüte und ruft hinüber: „Bubi, wir kommen wieder, wenn ihr wieder lacht!" — — —

Noch eine Woche lang kreuzen die Segler weiter, unter Sonne und Regen, in Sturm und Flaute. Sie finden überall neuen Kurs und neues Leben, aber so wenig wie der Wind bleibt es an ihren Händen, so schnell wie der Wind fliegt es an ihnen vorbei; denn nicht das, was wir berühren, bleibt haften, sondern nur das, was wir erleben, und die Segler finden ihr Lachen nicht recht wieder. Keiner will es einräumen, bis Käppen sagt: „Es ist doch sonderbar, Kinder! Nicht das, was er sucht, sondern was ihm der Wind bringt, erlebt der Segler. Seht euch dort mal diese beiden Gedichte Gottes an und hört mal, wenn sie lachen! Träfen wir die allein am Strand, kämen sie mit Selbstverständlichkeit ins Boot hinein, und zwei von uns würden sich todsicher verlieben. Aber in Zivil dürfen wir ohne weiteres nicht rangehen und etwa sagen: Meine Damen, Sie gefallen uns außergewöhnlich und so weiter — —"

„Und die sind ebenso todsicher schon vergriffen oder noch verwöhnt!" setzt Smutje hinzu.

„Und erst bei näherer Bekanntschaft würden wir auch ihre zerbrochenen Töpfe sehen!" schließt Stürmann ab.

„Ja, Kinder, wir werden umkehren," meint Käppen beiläufig, „spätestens am 28. müssen wir auf unsrer Insel sein; denn am 29. fährt unser Vierklee ab!"

Als sei es eine Selbstverständlichkeit, sind auch die beiden andern derselben Meinung, und was sie in einer Woche von Hafen zu Hafen aufgekreuzt haben, segeln sie in ein paar Tagen zurück. Je näher sie ihrer Insel kommen, desto lauter und freier wird ihr Lachen. Zuletzt sitzt Stürmann am Ruder und spart jeden Umweg.

Schon sinkt die Sonne. Wolken verdunkeln die Fahrtsicht, und Nebel kommt auf. Die kleine Insel taucht aus der Flut herauf, noch fern und einsam, noch blaß und fremd. Aber

Digitized by Google

der Nebel will seinen Schleier davor ziehen, und die Nacht will ihre Schatten darüber decken, und nur das Licht des Gasthauses gibt noch deutlich den Kurs. Stürmann bleibt hart am Winde, um auch nicht eine Minute zu verlieren. Die vorletzte Einfahrttonne hat er noch gesehen, aber wer sieht noch die letzte und den Landungssteg?

„Käppen, gib mir mal den Trichter!"

„Wozu? — Halt lieber nicht so hart auf die letzte Tonne!"

„Ach, gib her!"

Käppen reicht ihm das Sprachrohr, und Stürmann ruft hinein, so laut er kann: „Bubi! — Buuubiii! — Wir kommen! — Licht, Licht auf Landungssteg!"

Es gibt einen kleinen Ruck, wie ein plötzlich aufgetauchter Riesenschattenkopf huscht in Lee die letzte Tonne vorbei, und Käppen bemerkt trocken: „Achtung! — — Wir sinken — müssen auf den andern Bug — klar zum Wenden — Hochachtung, Stürmann — Rhee!"

Die gewohnten Handgriffe geschehen etwas verstört, aber das Boot gehorcht und neigt sich auf die andere Seite. Smutje springt in die Kajüte, wo schon alles durcheinanderschwimmt. Er dreht das Licht an und entdeckt die aufgerissene Planke. Aber nun ist das Leck in Luv über Wasserhöhe, und er verdichtet es flüchtig mit Baumwolle und drückt es mit dem Segelsack zu. Oben sagt Käppen noch: „Also rauf auf den Sand, da sitzen wir jedenfalls hoch und trocken!" Noch ein Stoß, ein Knirschen am Kiel, und das Boot sitzt auf dem Strande.

Um es von einer aufkommenden Brandung nicht zerschlagen zu lassen, muß es nun bis zum Landungssteg strandauf geschleppt werden. Es wird unheimlich dunkel. Himmel und Wasser werden schwarz. Wie ein versinkendes Irrlicht schwankt die Taschenlampe am Strande. Wie Gespenster bewegen sich Boot und Mann in dem rauschenden, zischenden Dunkel. Nur das Licht des Gasthauses lacht wie ein Menschenauge in das Dunkel hinein, bis es näher und näher kommt und zu mehreren lachenden Augen wird.

Am Landungssteg machen die Segler schweigend fest. Dann ruft Stürmann durch das Sprachrohr zum Gasthaus hinauf: „Bubi! — Buuubiii! — Wir sind da! — Buhuhububii!" Da öffnet sich dort oben ein Fenster. „Stürmann!" ruft eine Frauenstimme zwischen Lachen und Weinen zurück.

„Ja, Bubi, unsere Sehnsucht hat sich ein kleines Loch in die Stirn gerannt, und das mußt du verdichten helfen!"

Während die Segler noch alle Hände voll zu tun haben, erscheint das ganze Vierklee auf dem Steg, und das Ufer hallt wider vom glücklichsten Lachen. Nur Smutje ist überhaupt nicht zu sehen. Nachdem er in der Kajüte das Wasser ausgepumpt hat, verdichtet er das Leck mit Kitt und Blech von innen, was Stürmann von außen tut, damit das Boot sofort sein Notpflaster hat.

Als erste will Fräulein Alt den Schaden von innen besehen. „Smutje," sagt sie leise in der Kajütentür. Er wendet sich überrascht um und versucht zu lachen; aber es gelingt ihm schlecht: „Ach — Sie? — Euretwegen, nein, eures Lachen wegen wären wir beinahe ersoffen!"

„Also unser selbst wegen nicht ein bißchen?"

„Nein! Sie sind doch verlobt!"

„Nur irrtümlich statt meiner Schwester, mit der ich schon oft verwechselt wurde! Also kann ich mein Lachen schenken, wem ich will!"

Da hört das Hämmern von innen auf, und es wird ein Weilchen still in der Kajüte, bis Stürmann draußen lachend ruft, weil er durch das Bullauge guckt: „Smutje, willst du mal da innen dein Leck verdichten!"

Smutje ruft zurück: „Stürmann, du meinst wohl dein Leck, und es ist von mir überhaupt nur eine Gefälligkeit, wenn ich dir helfe!"

Noch drei Tage lacht die Insel sieben glücklichen Menschen, bis am Reisemorgen Fräulein Mami die Abschiedsrede hält und schließt: „Nun kommen Welt und Alltag wieder, und ich gebe jedem ein halbes Jahr Bedenkzeit, um zu prüfen, ob unser Lachen auch im Alltag vorhält. Schon in mancher Ehe ist das Lachen versunken und vergessen, und wir alle sieben haben es durchaus nicht nötig, gleich von unsrer lachenden Insel in den sogenannten Hafen der Ehe hineinzuspringen. Jedem von uns ist schon ein Vineta untergegangen. Wir können es nur im Lachen verbundener Herzen wiederfinden. Nur dann, wenn unsere gegenseitige Verliebtheit zur Liebe wächst, die die lachende Insel des Alltags bleibt, dann werden wir uns auch zu Hause wiederfinden! — Goode Wind!"

Käppen am Ruder, Stürmann am Großsegel, Smutje an der Fock: „Alles klar?"

„Alles klar!"

Das verdichtete Leck ist von außen nicht mehr zu erkennen. Weiß und schlank, wind- und wellenhungrig schiebt sich „Vineta" aus dem kleinen Hafen. Noch lange wehen die Tücher am Landungssteg. Da nimmt Stürmann das Sprachrohr, und er ruft laut zurück: „Bubi, wir alle fahren aus Vineta, wir alle kommen nach Vineta; denn nur dort, wo du lachst, dort ist das Glück, Vineta — — Vi — ne — ta!"

Vier helle Stimmen lachen dort am Landungssteg, und das Rufen und Lachen erschallt im Echo der lachenden Insel.

Digitized by Google

F·e·u·e·r·w·e·r·k...!

Von Sidney Skid

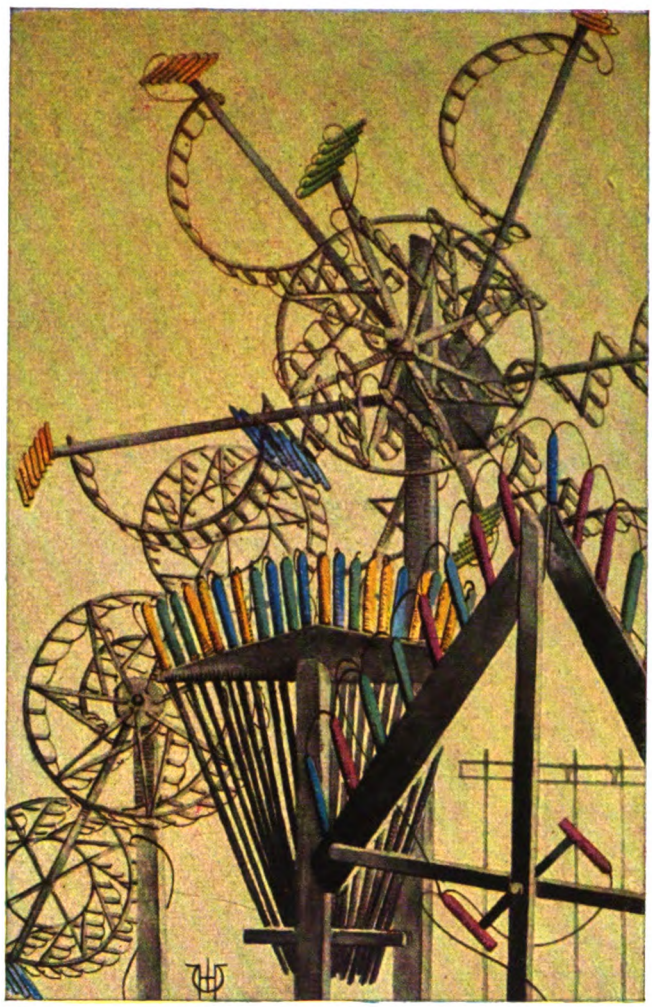
Mit sieben farbigen Illustrationen von Wilhelm Heise

Wer von Jugend auf der Feuerwerkerei zugetan ist, versieht sich früh mit allen Erfordernissen einer Kunst, die er alsbald mit meisterhafter Virtuosität handhaben will. Es gibt allerlei, auch wissenschaftliche Wege, die ihn zum Ziele führen können. Seine Gönner, seine Lehrer vermitteln ihm wohl die Kenntnis der uralten Pyrotechnik der Chinesen, die wie viele orientalische Völker schon seit ältesten Zeiten Kunstfeuerwerkerei betrieben. Da noch — es ist tatsächlich kein Scherz! — in den fünfziger Jahren des vorvergangenen Säkulums eine gewisse Abhängigkeit der Feuerwerkerei vom militärischen Artilleriewesen bestand — wir besitzen zum Beispiel aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, erschienen zu Osnabrück im Jahre 1660, ein Werk, betitelt: „. . . vollkommene Anweisung wie Raketen, Feuer- und Wasserturmkegel, Granaten, Pechkränze und Feuerwerke zu bereiten, samt gründlicher Anleitung zur Artillerie" —, so liegt es nahe, anzunehmen, daß viele Pyrotechniker ihre Laufbahn als Artilleristen begonnen haben. Dieser heute ungeeignete Weg ist gänzlich durch das strenge, wissenschaftliche Studium der Pyrotechnik im Laboratorium und in praktischer Ausbildung überholt.

Die Begeisterung des Feuerwerkers für seinen Beruf geht oft über jede Ängstlichkeit betreffs der Sicherheit seines Lebens mit geradezu herausforderndem Mut hinweg. Ist schon an sich eine Unmenge besondrer Kenntnisse erforderlich, um vor einer immer neu begeisterten Menge die Gebilde feuerwerkstechnischer Phantasie in wörtlichem Sinne überraschend und brillant spielen zu lassen, so werden wir doch immer wieder durch die Fülle von aufregenden Einfällen verblüfft, die der Kunstfeuer-

Vorbereitungen zum Feuerwerk

Digitized by Google

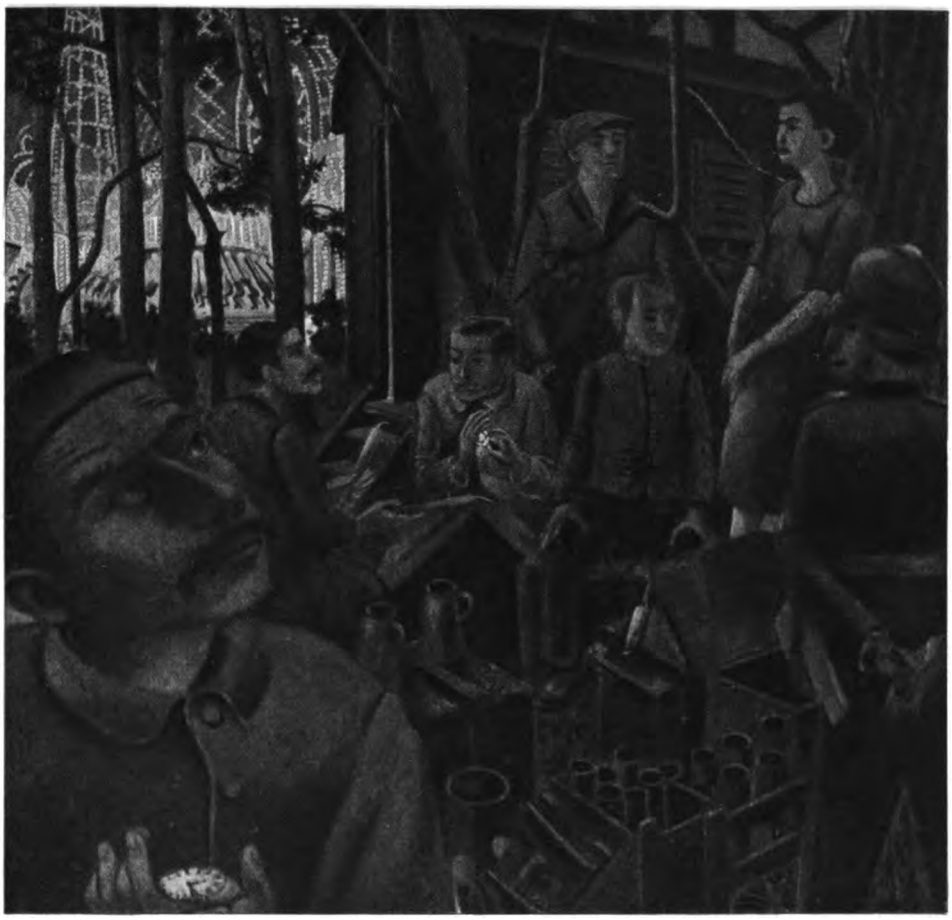


Feuerwerks-Gerüste

werker grandios zu verwirklichen weiß. Brander, Lichter und Lanzen zu kombinieren, so daß sie die märchenhaftesten Eindrücke durch ihre sich frei auswirkende Dynamik erzeugen, ist für ihn fast schon eine Banalität. Er experimentiert wochenlang an der Herstellung von Sonnen allerart, von Glorien, Wasserfällen oder Kaskaden, römischen Lichtern, allegorischen Figuren im Zeitgeschmack, Brillant-Palmen und Mosaiken; man sieht ihn, wenn er ein Akrobat zu allem anderen ist, einen Salto mortale ausführen, indem er riesige Kalospinthe, mit Pfeifsand gefüllt, detonieren läßt. Pots-à-feu mit Fröschen und Schwärmern, chinesische Fächer, Jasminblüten und Schnekkenrädchen knattern fast melodisch ineinander. Tourbillons, Telegrafenraketen und Kanonenschläge illustrieren seine Behendigkeit und überraschen durch grandiosen Übergang in landschaftliche Aspekte illuminierter Virtuosität. Brillant-Buketts wetteifern mit Goldsandkaskaden, Pfauenschwänzen und grünen und roten Magnesiumpfannen, die ihren Schein über die matten Häuser aussenden, die rings an den Ufern des schweigenden Sees hindämmern, indes oben in himmlischer Ferne smaragdgrüne und rauschrote Funken, Lichtkugeln und Sterne manövrieren.

Wir staunendes und lauschendes Publikum unserer heutigen Seebäder bei den Strandfeuerwerken, wir dankbar abendlich begeisterte Sommergäste im wunderschönen Lunapark, im Tivoli in Kopenhagen oder in Neuyorks Dreamland, sind nichts als Nachfahren jener erlauchten und auserwählten Auditorien vorzeiten, als es noch das Privileg von Königen und Prinzessinnen war, Feuerwerke veranstalten zu lassen. Unvergeßlich graben sich in unsere Erinnerung die großartigen Feuerfeste ein, die wir zu Tausenden, eine bewegungslos harrende Menge, vor der Kulisse eines schwarz erscheinenden Sommerhimmels bewundern. Wir stehen stummer Anbetung voll und lassen unsere Gedanken in die nächtlichen Fernen der Wirbelraketen emporsteigen. Wir hängen an den kleinen, weltentrückten Lichtern, die, grün und gelb und blau und rot, in scheinbar unmittelbarer Nähe ihrer stillen Brüder am Firmament, den zauberhaften Abglanz jener beständigeren Ewigkeit auf uns herabstrahlen, die über unser, aus solchen Höhen gesehen, oft lächerliches Tun und Treiben den milden Schimmer einer versöhnlichen Barmherzigkeit zu breiten vermögen, und so schweigen wir, in den Anblick stets von neuem versunken — schweigen wir still, wir alle, die wir sonst in der Hetzjagd der Zeit

Digitized by Google



Feuerwerker erwarten das Signal zum Beginn

nur so selten stille stehn, um in den Himmel zu gucken und — nichts oder nur wenig zu denken . . .

Es ist für unsere beim Anblick eines gleißenden Lustfeuerwerks von Sentimentalität nie ganz freie Empfindung unwesentlich, zu wissen, daß der Pyrotechniker sich beim Hantieren mit dem gefährlichen chlorsauren Kalium verbrennen kann. Es ist unbedeutend, zu erfahren, daß er sich bei der Herstellung großer Kreiselschwärmer unvorsichtig im Gesicht verletzen und fast das Augenlicht verlieren kann, weil ein mit blaubrennendem Kupferammonnitrat bereiteter Feuerwerkssatz etwa plötzlich aus dem Brandloch herausspringt. Es interessiert uns kaum, zu hören, daß er bei der Anfertigung von Leuchtkugeln besonderen Glanzes sich eine heiße Pikrinsäurelösung versehentlich beispielsweise über die Füße gießt, ehe er sie mit Bariumkarbonat zur Gewinnung des wasserlöslichen Bariumpikrates sättigte, das in der Erzeugung grünen Lichtes eine so große Rolle spielt. Dennoch mögen solche traurigen Vorkommnisse beruflichen Unglücks spekulativ veranlagten Personen selbst inmitten der geräuschvollen und fröhlichen Atmosphäre des Lunaparks genug Gelegenheit zur Meditation geben.

Ist es nicht in der Tat sonderbar, zu denken, wie leicht wir alle wie die Kinder werden? Da stehen mancherlei von Herzen Unzufriedene unter dem Funkenregen eines Feuerwerks — gewiß, sie haben alle irgendwelche mehr oder weniger gewichtige Bekümmernisse! — sie ergeben sich willig dem primitiven Eindruck jener auf Auge und Ohr in der betörendsten Weise wirkenden Erscheinungen und vergessen dabei des alltäglichen Lebens hemmende Bewandtnisse. Sie empfinden eine Symphonie von nicht

Digitized by Google

Polyp

gewöhnlicher Schönheit, und die Kunst des Feuerwerk-Machens muß die Aufgabe erfüllen, sie zu wecken und den harmonischen Effekt höchstmöglich zu vollenden. Denn je stärker der Kontrast zwischen der Wirkung eines Feuerwerks auf den allzeit ganz naiv reagierenden Zuschauer ist, desto wertvoller wird das Kunstfeuerwerk als Erlebnis, mag es auch oft genug schon gesehen worden sein. Ich behaupte, daß das Feuerwerk zumindest genau so oft aus reinem Erlebniswillen gesehen wird wie Film und Theater, Volkstrachtenfest, Gerichtssitzung, Dachstuhlbrand oder ferne Länder, und ich habe noch nie bemerkt, daß, wenn ein Feuerwerk losgebrannt wird, die Masse der Anwesenden ein anderes Interesse hätte, als völlig gebannt und in Anspruch genommen dem Zischen der Raketen, dem sausenden Kreisen der Feuerräder zu-

Digitized by Google

Kaskadenbombe

Digitized by Google

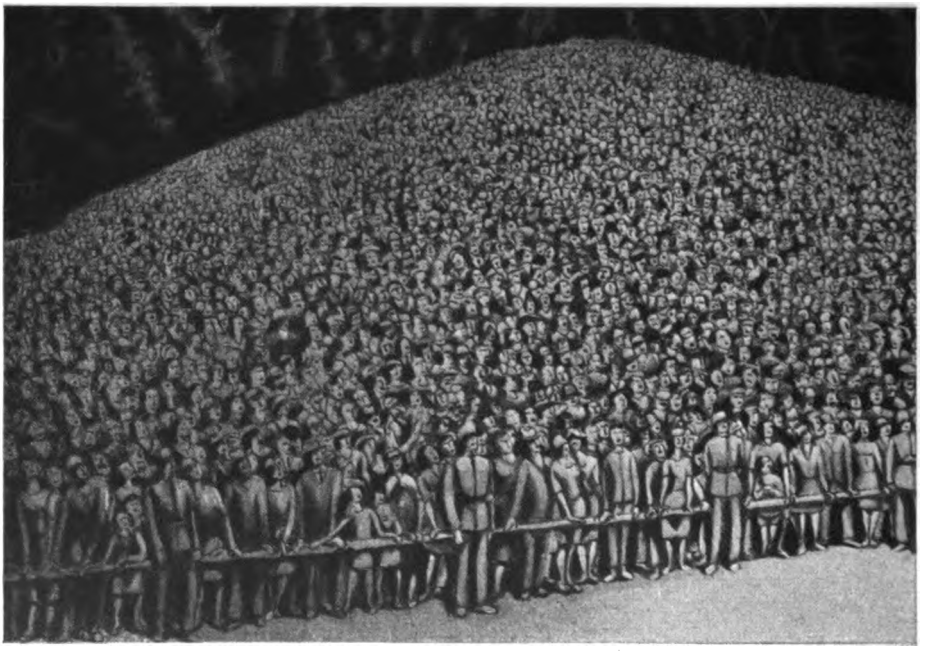
zuschauen. Es ist die so gar nicht rätselhafte Erkenntnis, daß es genügt, einem Baby ein brennendes Streichholz zu zeigen, um ihm Rufe zu entlocken, die eines Sonnenstrahles würdig sind —, diese Erkenntnis ist es, sage ich, die dem lebendigen und sprühend Interesse verlangenden Verhältnis zugrunde liegt, das uns, die große Masse, dem Feuerwerk immer wieder von neuem verbindet.

Die unter den nächtlich dunklen Wolken schwebenden Feuerkügelchen, die aufzischenden Brander-Raketen lenken unseren Blick vom irdischen Staub in eine reinere Luft, und das oft zermarterte Denken nimmt unwillkürlich einen Atemzug aus einem in abstrakter Ferne geahnten Paradiese. So wird ein Feuerwerk zum „Kleinen Führer in die Vorhalle der Unendlichkeit", wie einmal ein sehr bedeutender Mann gesagt hat, und es wäre den Sternwartendirektoren anheimzustellen, durch pyrotechnische Schauspiele kleinen Umfangs eine allgemeinere und heilende Aufmerksamkeit auf die Wunder hinzulenken, die unser in den vorzüglichen Teleskopen der heutigen Zeit harren, wenn wir nur Lust hätten, den Himmel einmal anders als durch den Strahlenkranz des Feuerwerks zu besichtigen!

Setzen wir uns an diesen weißen Tisch hier! Bestellen wir einen Cocktail. Hören wir auf die Klänge des Tanzorchesters, und seien wir, auf dich blickend, gewiß, daß es Madonnen gibt, deren Antlitz schöner als der Sonnenschein, ach, noch schöner als die strahlenden Glorien des Feuerwerks ist. Du willst lieber eine gekühlte Berliner Weiße im Steinkrug? Nun gut.

Da strömen sie schon scharenweis herbei, die Leute, und placieren sich auf den Terrassen, den Treppen, den Promenaden, um die Rondelle herum, entlang an den Ufern des Halensees hinter den weißen Geländern. Die Lampen verlöschen, und das Gemurmel verstummt. Hab acht, gleich ist es halb zehn, das Feuerwerk beginnt. Welch eine Pracht! — welch ein berauschender Lärm, in der Tat!

Ja, nur zu, wende deine blonde Mähne dorthin: Die Kaskaden schleudern ihre silbernen Garben, Myriaden von Funken indischen Weißfeuers sprühen in blendenden Flammen, und Perlenschwärmer mit zahllosen Leuchtkügelchen und Sternchen triumphieren über das unendliche Geknatter frisch aus China importierter Gest Golden Dragunfire-Crackers. Bald ist es vorbei, und die in Farben schillernde Wasserfontäne wird noch für Minuten die Aufmerksamkeit der Tausende fesseln, bis der dunkle Nachtspiegel des Sees wieder unter den Klängen der Karussellorchestrions, dem vor den Booten der Wasserrutschbahn aufbrausenden Gischt und den wehmütigen Paraphrasen



Zuschauer

Digitized by Google

Schlußfront

der Saxophone still und nachdenklich daliegt, sicherlich auf nichts weiter als den monotonen Gesang der Frösche lauschend. Dann blickst du wohl noch einmal nach oben, wie? Und es mag sein, daß dort noch eine weithin leuchtende blaue Blume entschwebt, mein Kind, die zerflatternde Blume einer lächelnden, ganz kleinen Ewigkeit mit ganz großer Gewißheit von Glück ... siehst du? —

Digitized by Google

Graf Zeppelin

Persönliche Erinnerungen von Rudolph Stre:

An einem sonnigen und windigen, kühlen Apriltag des Jahres 1913 kam ich nach Friedrichshafen. Es war damals in manchen Gegenden Deutschlands noch kein Vergnügen, sondern eher eine Forschungsexpedition, mit dem Auto zu fahren. Nicht nur in Niederbayern — so um Alt-Ötting herum, in den mittelalterlichen Gegenden mit dem Schlachtruf: „Fangt's die Auto-Barone z'samm!" — auch in den Straßen von Konstanz hatte man uns tags vorher mit Steinwürfen begrüßt. Nun also Friedrichshafen!

Friedrichshafen — das Mekka des Motors. Aber damals gerade — ich finde keine rechte andere Wendung: ein etwas mieses Mekka. Das war der erste Eindruck: Die Stimmung einer Verstimmung unter den Eingeborenen. Wortkarge Antworten in der rauhen Mundart des Bodensees. Ein paarmal überhaupt keine. Ein Ausdruck auf den verschlossenen Gesichtern, als habe Friedrichshafen sich doch am Ende zu viel als Grundfeste zur Eroberung der Luft zugetraut. Immer wieder zerstörten ja die Elemente den „Zeppelin" . . . Auf den Straßen von Stuttgart sangen die Kinder, tanzend und sich duckend, zum Ringelreihen den Text:

„Zéppelin hin — Zéppelin her!
Zéppelin hat kein Luftschiff mehr!
Zéppelin auf — Zéppelin nieder,
Zéppelin hat sein Luftschiff wieder!
Zipp-Zapp-Zéppelin!
's Luftschiff ist schon wieder hin!"

★

Es waren nicht mehr die Zeiten des Anfangsjubels, als die kleinen Schwabenmädele trällerten:

„Vom Himmel kam gefahren
Ein Greis von siebzig Jahren.
Er saß in einer Blutwurst drin!
Es war der Graf von Zéppelin!"

Nun war Aprilwetter in den Seelen. Hagelschauer — Sonne — Hoffnung — Enttäuschung! Der große Übergang. Die große Krisis, die keinem weltgeschichtlichen Unternehmen erspart bleibt.

★

Man muß wissen, was Zeppelin damals schon an Kämpfen, Rückschlägen, neuen Versuchen, neuen „Pfeil' und Schleudern des tückischen Geschicks" ungebeugt hinter sich hatte. Ich wußte es. Es bestanden, wenn auch entfernte, verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Graf Zeppelin und der Familie meiner Frau — und so konnten wir seine Laufbahn weit zurückverfolgen — bis zum Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der damalige württembergische Gesandte in Berlin und spätere Kavalleriegeneral im Elsaß zum erstenmal den welterschütternden Ringkampf mit den Gewalten der Luft aufnahm. Der König von Württemberg, der schwäbische Adel, mit dem Zeppelin allseits vervettert und verschwägert war, steuerten unverdrossen immer wieder ihre Scherflein zu den Versuchen bei. Hohe Summen. Sie haben sie später auf Heller und Pfennig wiederbekommen. Aber damals spendeten die meisten Standesgenossen wohl au fonds perdu. Mehr dem Manne zuliebe, als dem Werk. „'s isch halt der Zeppelin!", wie eine hohe Dame treuherzig sprach.

Und es war ein allgemeines andächtiges Staunen, als, im Jahre 1900, der kleine, hagere Graf mit den Seinen, neben dem vertauten Luftriesen am Bodensee-Ufer vor Tausenden von Menschen das Vaterunser betete, in die Gondel stieg und über die Wasserfläche davonflog.

★

Von da ab kam die Begeisterung . . . Kamen die Millionenspenden der Nation. Die Zuschüsse des Reichs. Der Aufstieg Friedrichshafens. „Wie Bethlehem, so klein und so groß!" Auch das alte, ehrenhafte „Deutsche Haus", mitten in der Stadt, bis dahin Zeppelins Hauptquartier, erwies sich als zu klein. Ein neues Kurhotel erwuchs am Strand, neben dem königlichen Schloß. Ein weißes Gebäude mit zwei Flankentürmen. In dem rechten von ihnen — von vorn gesehen — wohnte Graf Zeppelin.

Ich habe das Glück gehabt, in meinem Leben vielen bedeutenden Männern zu begegnen. Der Augenblick, in dem ich über die Turmtreppe in das Arbeitszimmer des Grafen Zeppelin trat, zählt für mich zu den denkwürdigsten.

★

Von dem riesigen Tisch erhob sich ein kleiner, hagerer Herr mit weißem Schnurrbart, im Hausrock — ein Greis, aber lebhaft wie ein Jüngling. Seltsam glänzende, etwas feuchte Augen über einer leicht gebogenen Nase. In diesen Augen etwas Weltentferntes. Die große Besessenheit des Weltentdeckers. Der heilige Fanatismus. Im übrigen eigentlich: der Typ des alten, verwegenen Husaren! Ich kann mir nicht helfen: Etwas von Ziethen! Das „Durch!" Dabei der vornehme Mann — der Diplomat — der General — der Graf — der Schloßherr — vom Kopf bis zu Fuß. Und um ihn die große Selbstverständlichkeit — in allem — wirklich Großen.

Digitized by Google

Birkenwege. Aufnahme von Auguſt Rumbucher jun.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich saß mit ihm auf dem Sofa. Und wenn ich ihn ansah, dann sah ich nicht den Grundherrn auf Gyrsberg und Hengstfeld, Dr.-Ing. h. c., Dr. h. c. von Tübingen, Dr. philos. und Dr. jur. h. c. von Leipzig, kgl. württembergischen General der Kavallerie, General à la suite des Königs und à la suite des Ulanenregiments 19, Ehrenbürger von Friedrichshafen, Ehrenbürger von Stuttgart, Konstanz, Worms, München, Lindau, Baden-Baden, Ritter des Schwarzen Adlerordens, Exzellenz — ich höre lieber mit der Aufzählung auf . . .

Nein — ich sah in dem kleinen, lebhaften, alten Herrn vor mir ein langes Leben, wie es ein Mann leben soll und wie es nur wenigen vergönnt ist — in Kampf und Streit und Abenteuern und frischem Wagemut und Glück — dreifach Glück — der Gabe der Lieblinge des Schicksals.

Ich sah im Geist den jungen Württemberger Dragonerleutnant und seinen Sprung zu Roß hoch in die Donau — den Tübinger Studenten — den Militär-Ingenieur. Den freiwilligen Teilnehmer an dem blutigen amerikanischen Bürgerkrieg. Den Mitkämpfer von 1866. Einen der wenigen Überlebenden des tollkühnen Patrouillenritts zu Beginn des Krieges von 1870, der die Pläne Mac Mahons enthüllte. Mehrere Schriften sind über dies verwegene Reiterstück erschienen, bei dem sich Graf Zeppelin — damals, scheint es, noch vollbärtig — aus dem Fenster der umzingelten Wirtsstube springend, auf einem rasch bestiegenen französischen Gaul durch die Feinde durchhieb.

Mann — nicht Masse. Kühne Taten als Vorläufer großer Taten.

Wir besprachen zuerst Gleichgültiges. Persönliches. Dann brachte ich mein Hauptanliegen vor. Der eine Zeppelin war gerade auf einer Luftreise unterwegs. Aber ein anderer im Bau. Ich bat — doch selbst Offizier außer Diensten — die Werft besichtigen zu dürfen.

Aber leider: Graf Zeppelin schüttelte den Kopf. Strengstes Verbot von oben! Vom preußischen Kriegsministerium.

„Und wenn Sie General wären — ich kann es nicht machen!" sagte er wörtlich.

*

Und nun kam das Tolle! Der richtige faule Witz des Geschicks! Das Luftschiff war unterwegs, in der Richtung nach dem Rhein. Gegen Abend sah man in dem von Gästen fast leeren Kurhotel in Friedrichshafen immer längere, immer bedenklichere Gesichter von Einheimischen. Ein Hin und Her aufgeregter Herren. Ein Geflüster. Zusehends wurde die Stimmung immer gedrückter. Irgend etwas lag in der Luft. Und um elf Uhr nachts hörte ich im Vertrauen, was die Öffentlichkeit erst am nächsten Tag erfuhr: Der nach dem Elsaß geflogene Zeppelin hatte so unglücklich manövriert, daß er ausgerechnet jenseits der damaligen Grenze, auf französischem Boden, bei der Feste Luneville, niedergegangen war . . .

Und — fabelhafterweise — hatte man ihn bei der Landung nicht einmal zerstört! Er war jetzt in der Hand der Welschen. Am nächsten Tag klirrten die französischen Offiziere, rothosig, blau-gold verschnürt, mit schiefen Käppis, lachend über die Laufbrücken und zeigten ihren kleinen, neugierigen Freundinnen die in Friedrichshafen so ängstlich gegen die Deutschen gewahrten Geheimnisse des Luftriesen!

Nun war dort, am Bodensee, wirklich keine Stimmung mehr. Ich fuhr still am nächsten Morgen weiter.

*

Der Zeppelin als militärisches Werkzeug! Manche Kreise der alten Armee hingen damals, wie immer nach langen Friedensjahren, recht sehr am alten. Noch 1911 hatte ich bei einem Divisionsmanöver das denkwürdige Wort gehört: „Wenn die Flugzeuge hoch fliegen, sehen sie nichts, und wenn sie 'runterkommen, schießen wir sie ab!"

Immerhin: Wir waren, als die Völkerdämmerung einbrach, gerüstet. In Flugzeugen wie in Luftschiffen.

Das letztere merkte ich noch im August 1914. Ich war während der Mobilmachung in München und wartete auf die Erlaubnis, mich zur Front zu begeben. Briefverkehr und Draht waren zu dieser Zeit gesperrt. Trotzdem erhielt ich an einem dieser glühenden Hundstagsabende eine Depesche. Sie kam aus Berlin auf Veranlassung einer hohen Stelle, und enthielt den Auftrag an mich, noch in der gleichen Nacht für eines der gelesensten Organe der deutschen Öffentlichkeit, möglichst volkstümlich packend und anschaulich einen Artikel mit dem Titel „Lernt schweigen!" zu schreiben.

Worüber schweigen? Über die Zeppeline! Ich erfuhr vertraulich: Auf der Hochstraße in Köln hatten sich Bürger rheinisch lebhaft darüber unterhalten, daß in der Düsseldorfer Luftschiffhalle jetzt Zeppeline verankert seien. Die feindlichen Spione hatten es gehört. Ein gegnerischer Flieger hatte einen verderblichen Überfall auf die Halle ausgeführt. Auch mancher wackere Landsturmmann hatte dabei sein Leben gelassen.

Draußen, im Westen, war man ja dann mit Mitteilungen über die Zeppeline gewitzter. Man sah sie ja auch selten. Es waren Nachtgeschöpfe. Aber in dem nur schwach besetzten Brüssel, in dem man lange nicht recht gewußt hatte: Belagern wir die Belgier in Antwerpen oder belagern die Belgier uns in Brüssel? — da war es doch ein erhabener Anblick, wenn geisterhaft nachts der mächtige Silberfisch leise dröhnend seine Bahn durch die Wolken zog, und ich mußte dabei dankbar des alten Grafen gedenken.

*

Digitized by Google

Ich sah ihn erst 1916 in Berlin wieder, wo meine Tätigkeit im Kriegs-Presseamt der Obersten Heeresleitung bis zum Kriegsende mich festhielt, und nun sah ich ihn häufig.

Es gab da eine Mittwoch-Gesellschaft, wo sich im engsten Kreise Generalstabsoffiziere, Abgeordnete, Politiker bei einem Glase Bier zu vertraulicher Aussprache zusammenfanden. Diese zwanglosen Vereinigungen pflegte Graf Zeppelin, wenn er nach Berlin kam, gern zu besuchen. Er ging meist ganz schlicht von seinem nahen Hotel zu Fuß hinüber, der unscheinbare alte Herr ein Luftoberer, dessen fliegende Drachen damals Feuer über London spien, Ungeheuer der Nacht, die Bukarest in einen aufgestöberten Ameisenhaufen verwandelten, die über Nord-Afrikas Palmenoasen schwammen, die — ihrer fünf an der Zahl — am Nachmittag der Schlacht von Skagerrak von Helgoland aus in die Lüfte stiegen. Diese „Zepps" der „Lufthunnen", der „Fliegenden Mörder", wie sie die Wut der Briten nannte, waren die einzige technische Waffe, in der Deutschland den ganzen Krieg hindurch, wie jetzt im friedlichen Wettbewerb rund um die Erde, allen Völkern überlegen blieb.

Und in Berlin sitzt inzwischen der Vater dieser siegreichen Schrecknisse, der alte berühmte Graf Zeppelin, nach des Tages Last und Mühen friedlich zwischen alten und jüngeren Herren im Gespräch. Nichts liegt ihm ferner, als seine Umgebung seine Bedeutung fühlen zu lassen. Nichts von der gewichtigen Exzellenz, die sich erst vielsagend räuspert, ehe sie in die atemlose Stille ihre Orakelworte erschallen läßt. Nur an der unwillkürlichen Ehrerbietung, die ihn umgibt, könnte ein Unkundiger erkennen, wer er ist. Er selbst gibt sich ganz anspruchslos. Er spricht eigentlich nicht viel — höchstens einmal über Politik mit führenden feldgrauen Abgeordneten. Er hört lieber zu. Man merkt ihm an, daß er am liebsten hier des Abends sich von seinen Sorgen erholen und zerstreuen will.

★

Da war nun mein älterer Bruder! Damals, in der Kriegszeit, Hauptmann in III. B. der Nachrichten-Abteilung des stellvertretenden Großen Generalstabs, in Friedenszeiten Baumwolle-Mann in Moskau, bei Kriegsausbruch als deutscher Reserveoffizier von den Russen interniert, auf Verwendung des amerikanischen Konsuls, weil schon Mitte der Fünfzig, freigelassen und nun in Berlin tätig. Mein Bruder besaß angeborenes, schauspielerisches Talent und stak voll Schnurren. Seine Stärke waren russische und namentlich polnisch-jüdische Anekdoten. Er hatte, seiner Sprachkenntnisse wegen, oft an der Ostfront zu tun. Er sitzt in Berlin Zeppelin gegenüber und sagt: „Exzellenz! Ich weiß jetzt, wer den Krieg gewinnt!"

„So, Herr Hauptmann?"

„Zu Befehl! Ich war jetzt in Polen, als die Juden durch die Straßen rannten und schrien: ‚Warschau von den Deutschen gewünnen!' Ich frug den einen: ‚Und nun sagt: wer gewinnt den Krieg?'

‚Nü — die Unsern!'

‚Und wer sind die Unsern?'

‚Nü — die, die gewünnen!'"

Über solche „Schmonzes" konnte Graf Zeppelin sich sehr amüsieren und wollte immer mehr hören. Er frug, als er das nächste Mal kam, gleich: „Wo ist denn der Hauptmann Stratz?"

Und dann frug er einmal vergeblich. Denn mein Bruder war in den Stab der Heeresgruppe Eichhorn nach Kiew versetzt worden. Graf Zeppelin ruhte schon lange unter der Erde, als mein Bruder nach Kriegsende, bei dem Rückzug von den Bolschewisten festgenommen und erst nach einem Jahr gegen den Anarchisten Radek ausgetauscht, bald nach seiner Rückkehr in Berlin den Strapazen der Gefangenschaft erlag und seinem schon vorher als Fahnenjunker bei Souchez gefallenen Sohn folgte.

★

Das war im Vorfrühling 1917, daß Graf Zeppelin starb. Der Krieg erlosch im Osten. Lag im Westen zäh versumpft. Daheim die Not. Zwischen Brotkarte und Butterpolonäse eine Luftkampfschau, behördlich organisiert, in den Ausstellungshallen am Zoo, nachher amerikanische Filmateliers, jetzt Mammut-Gaststätten-Betrieb.

Eröffnungstag vor geladenen Gästen. Am Eingang ein kleiner, alter Herr. Er sucht in seinen Taschen. Umsonst. Er hat seine Ehrenkarte daheim liegen lassen ...

„Aber vielleicht kennen Sie mich?" sagt er. „Ich bin Graf Zeppelin."

Ja. Man kennt ihn wirklich. Exzellenz Zeppelin tritt ein. Drinnen, neben dem riesigen, abgeschossenen britischen Luftvogel, sehe ich ihn vorübergehen und grüße ihn.

Er blickt mich scharf an, bleibt stehen, gibt mir die Hand. Merkwürdig: Es ist etwas Geistesabwesendes an ihm. Etwas Verschleiertes in den Augen. Später erst hörte man, daß er schon so schwerkrank war, daß jeder andere fast Achtzigjährige das Bett nicht verlassen haben würde. Aber er, der alte Soldat, verließ sein Haus.

„Ich kenne Sie sicher gut!" sagte er leise zu mir. „Aber ich erkenne Sie nicht! Bitte, wer sind Sie?"

Ich nenne meinen Namen. Er gibt sich Mühe, denkt nach, schüttelt den Kopf, drückt mir still die Hand und geht. Ich glaubte, die Sorge um die Lage Deutschlands hatte in ihm alle andern Erinnerungsbilder verdrängt ...

Aber er war schon von der Hand der Ewigkeit gezeichnet. Acht Tage darauf, am 8. März 1917, las man in der Zeitung, daß Graf Zeppelin dahingegangen war.

Digitized by Google

Warum spricht man so ungern vom Geld?

Von Walter Meckauer

Es gibt schamhafte Worte, die man nicht gern ausspricht; jede Sprache hat solche. Aber wer würde in unserer materiellen und wenig zarten Zeit glauben, daß das Wort, welches man am wenigsten gern sagt, gerade der Name des Götzen ist, den man anbetet — das Geld? ... Wenn man als Zeuge zu einer Gerichtsverhandlung geladen ist, wird man gefragt, ob man mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert ist. Was meine Beziehungen zum Gelde anbetrifft, so befinde ich mich in einer vorbildlich unparteiischen Lage. Ich habe mit ihm keinerlei Verwandtschaft und bin mit Reichtum nicht verschwägert. Ich kann daher über die Behandlung, die der Mensch von heute seinem Lieblingskind, dem Geld, angedeihen läßt, unvoreingenommen Zeugnis ablegen.

Also steigen wir in die Praxis!

Alles was man heutzutage noch so leise anrührt, seien es Dinge des täglichen Bedarfs, seien es soziale Probleme oder gar politische, verwandelt sich sofort wie unter einem geheimen Zauber in das Wesen, das das Allheilmittel für alles und jedes Übel ist, und an dem alle diese Dinge und wir mit ihnen gleichzeitig kranken, weil es uns nicht nur bezaubert, sondern auch meidet. Jeder Staatsbürger sucht dem anderen diese seine Schwäche zu verbergen, und der Aufwand an Erfindungsgabe, an Phantasie und Sprachschöpfung, mit dem man den Bösewicht zu umschreiben versucht, den man haßt und doch anbetet, — ist geradezu bewundernswert. Man verschleiert, versteckt, verhehlt das Wort ‚Geld', man weicht ihm aus, man schont es, wo man kann, man läßt es unter einer anderen Maske verschwinden.

Handelt es sich zum Beispiel um Geld, das man bezahlen muß, so heißt es nicht etwa Geldzahlungen, sondern viel schöner und geschmackvoller: ‚Gebühren', ‚Abgaben', ‚Beiträge', ‚Umlagen' oder gar ‚Sporteln'. Der Staat zieht nicht etwa Geld von seinen Untertanen ein, sondern erhebt ‚Steuern' — sowohl ‚direkte' wie ‚indirekte'. Wie farbenreich ist die Wortskala, mit der uns die Geldabgaben von der Steuerbehörde versüßt werden! Man ruft das Einkommen und den Besitz an, das Bier und den Wein, man nennt es Zoll und Verrechnung, Budget und Finanzausgleich, und doch handelt es sich immer nur um das eine: um das Geld, das gezahlt werden soll.

Wenn man von dem Gelde, das man freiwillig gibt, sprechen will, so sagt man wieder nicht Geldzahlung, sondern ‚eine kleine Beisteuer', ‚eine großmütige Spende', ‚eine Hilfeleistung', ‚ein Almosen', ‚ein Scherflein'. Man ‚übt Wohltätigkeit', man ‚läßt jemandem seine Unterstützung angedeihen', man gibt ‚Subsidien' und ‚Darlehen', man ‚zeichnet' und ‚subskribiert'.

Das, was man mit anderem Gelde zusammenfügt, tituliert sich: ‚Vermögen', ‚Masse', ‚Besitz', ‚Eigentum', ‚Ersparnis', ‚Reserven', ‚Kapital'. Man redet von der ‚Seele des Geschäftes', spricht von ‚Mitteln', wenn man die großen Geldansammlungen eines Industriekonzerns meint.

Das, was man von anderem Gelde trennt, heißt: ‚Anteil', ‚Einlage', ‚Einschuß', ‚Eingebrachtes', ‚Hinterlegtes', ‚Teilzahlung', ‚Kaution', ‚Sicherheit', ‚Quote', ‚Gewinn', ‚Verdienst', ‚Überschuß'.

Das Geld, das man einem andern schuldet, verbirgt sich in ‚Lieferzetteln', ‚Rechnungen', ‚Kontoauszügen', ‚Kostenaufstellungen', in ‚Akzepten' und ‚Schuldscheinen', in ‚Monita' und ‚Liquidationen', in ‚kleinen Noten' und ‚Memoranden'.

Das Geld, das man zu bekommen hat, maskiert sich mit den Ausdrücken: ‚Außenstände', ‚Debitoren', ‚Gutschriften', ‚Erträge', ‚Zinsen' und ‚Einnahmen', und lautet manchmal ‚Bonus', manchmal ‚Provision', manchmal ‚Damno' oder ‚Agio'.

Anderseits wählt man für Dienste, die man mit Geld zu bezahlen hat, am liebsten ganz hervorragende Worte. Man schreibt ‚Ehrensold' und ‚Honorar', ‚Vergütung' und ‚Salär', ‚Gage' und ‚Gehalt', man geht sogar ins Ethische und spricht von ‚Lohn', man ‚befriedigt' jemanden, und ‚bringt eine Sache in Ordnung'. Man ‚weist etwas an', man ‚gleicht etwas aus', man ‚trägt eine Verbindlichkeit ab', man ‚bereinigt'.

Das Geld, das man zur Tilgung einer persönlichen Verpflichtung hingibt, nimmt die Spitznamen ‚Trinkgeld', ‚Handgeld' und ‚Erkenntlichkeit' an oder heißt noch versteckter und großartiger: ‚Gratifikation', ‚Bonifikation', ‚Remuneration'. Man spricht von ‚Anerkennung', wenn man Geld meint, und sagt ‚Ermunterung', wenn man es zur Auszahlung bringt. Manche lieben das Wort ‚Äquivalent', doch heißt persönliche Verpflichtung auch ‚Apanage' oder ‚Alimente'.

Digitized by Google

Das Geld, mit dem die Bankiers handeln, wechselt sein Gesicht unter den Bezeichnungen ‚Rimessen', ‚Schecks', ‚Wechsel' und ‚Tratten'. Es geht in ‚Wertpapiere', ‚Aktien', ‚Kuxe', ‚Hypotheken', ‚Pfandbriefe' und ‚Akkreditive' ein und kommt in ‚Koupons', ‚Dividenden', ‚Tantiemen' und ‚Gutscheinen' wieder zum Vorschein. Seine Maske ändert sich dauernd. Man glaubt, die Bank handle mit einem ganzen Warenlager, und es ist doch immer nur das eine, über das sie ‚disponiert' oder das sie ‚anlegt', das sie ‚thesauriert' oder ‚ausschüttet', das ‚gefragt' oder ‚angeboten' ist — das Geld.

Treten wir zum Beispiel in ein Kaffeehaus ein, oder essen wir im Restaurant unser Abendbrot, so sagen wir nicht offen zum Kellner: ‚Wieviel Geld kostet das?', sondern wir fordern ganz leise, nachdem wir vor allen Leuten gegessen und getrunken und unser leibliches Wohl befriedigt haben, die ‚Summe', das ‚Ganze', die ‚Addition'. Wir flüstern: ‚Wieviel?', immer bleibt das Wort ‚Geld' ungesagt. Der Ober reicht euch mit einem züchtigen, verschämten Gesicht schüchtern wie eine Jungfrau das Wechselgeld auf einem Teller, mit einer blütenweißen Serviette zugedeckt, zurück, damit kein unbefugter Blick es treffe. Ihr aber, ebenso zartfühlend wie der Kellner, werft nicht einmal einen Blick auf das ‚Übriggebliebene', kaum berührt ihr es mit den Fingerspitzen, und ihr schüttet es schnell wie eine eklige oder gleichgültige, jedenfalls untergeordnete Sache in eure Hosentasche, unachtsam und mit lächelndem Antlitz, um eure Verlegenheit zu verbergen. Ihr tut, als wäre nichts geschehen oder als müßtet ihr euch entschuldigen.

Kurzum: man verbirgt das Geld, so gut man immer kann. Man stattet es mit vielen Titeln aus, um es anständiger zu machen, man hüllt es in viele Masken, um seine metallische Kälte zu kaschieren, und man läßt es unter tausend Decknamen kursieren. Aber man verschweigt es möglichst, man leugnet seine Existenz. Es ist offiziell nicht vorhanden — man braucht es nur.

Sommer im Meppener Moor. Von Herbert Grünhagen

Ich sitze mitten im Moor
Bei einer fünf Meter hohen Pyramide aus Torf
Und komme mir da
Wie ein alter, echt ägyptischer Pharao vor.

Die Sonne hat drei Monate auf meinen Leib gebrannt,
Meine Seele gefüllt und meinen Willen gespannt.
Lieber als das gesamte Griechenland
Waren mir immer
Amenophis und Nefretete.

Eine sichtbare Beziehung zwischen diesen
Und mir ist zwar nirgends erwiesen,
Aber tief bin ich in ihren Zauber gebannt.

Besonders in den der Königin.
Den Rand ihrer Sandale
Oder den Saum an ihrem Gewand
Zu küssen und ihr mit Demut zu dienen,
Wär' mir – hätte ich damals gelebt – als Schönstes erschienen.
Das hätte meine Seele erfüllt und meinen Willen gespannt.

Ich meine immer, was sind gegen so schlanke Rassigkeit
Die griechischen Götter mit ihrer etwas törichten Massigkeit.

Ich bin jetzt hier mitten im Moor
Der letzte Pharao
Und schieße mit meiner guten Pistole
Vier scharfe Schüsse in die Luft.

Würde ich von Sonne noch stärker brennen,
Würde ich mich selbst in die Luft schießen können.

Digitized by Google

Sommerspielzeit der Berliner Bühnen

In die Sommerspielzeit fielen wieder die „Berliner Kunstwochen“. Sie fanden in diesem Jahr die denkbar strengste Kritik. Selbst vortreffliche Aufführungen aus dem ständigen Spielplan wie die Eröffnungsvorstellung der „Meistersinger“ in der Staatsoper Unter den Linden fanden vor ihren neuen Richtern, die ihre Ansprüche aufs höchste heraufschraubten, eine wenig gnädige Aufnahme. Die Gründung der „Berliner Kunstwochen“ erfolgte in einer Zeit, in der die Stadtväter der Reichshauptstadt vor aller Welt von einer Riesenblamage in die andere stolperten. Es war also notwendig, den Besuchern diesmal zu zeigen, daß mit dem großmäulig lärmenden Messebetrieb, der sich früher hier bei festlichen Gelegenheiten breitmachen durfte, gründlich aufgeräumt ist. Wie die Sommerschau in den Funkturmhallen „Altes Berlin“, die die Fundamente der Weltstadt in ernster Form aufzeigt, völlig frei ist von dem Anreißertum früherer Berliner Ausstellungen, so mußten auch die im Rahmen der Kunstwochen gebotenen Theatervorstellungen als würdige Festspiele gelten können.

Nun wäre es ja wohl möglich gewesen, Musteraufführungen zustande zu bringen, für die man keine einzige ausländische Kraft bemühte: die Herren Theaterleiter hätten sich nur einmal nach dem Beispiel zu richten brauchen, das Meister Toscanini Jahr für Jahr in Neuyork wie in Mailand der Welt gegeben hat. Wir haben es im vorigen Sommer und auch heuer wieder erlebt: mit dreißig ernsten Proben, in denen ein geistvoller, energischer, zäh fleißiger Kapellmeister oder Regisseur eine gute Truppe zur letzten Treue am Werk zu zwingen weiß, ist solch ein wirkliches Festspiel ins Leben zu rufen.

Natürlich kann auch der fleißigste und begabteste Operndirigent aus gutem, sogar glänzendem Tenormaterial nicht gerade ein Stimmwunder herausschlagen, wie es der Gast der Staatsoper Lauri Volpi unbedingt ist. Er sang den Radames in der „Aida“ und den „Troubadour“. Ich erlebte den jungberühmten Tenor nur als Manrico. Die erschreckende Höhe der Eintrittspreise

Dina Gralla im „Skandal im Savoy“. Tribüne. Phot. Marcus

Digitized by Google

Szenenbild aus der Oper „Alkestis" von Egon Wellesz. Städtische Oper. Phot. Scherl

bei diesen Gastvorstellungen hat es nur wenigen hier angesessenen Steuerzahlern gestattet, sämtliche Darbietungen der Kunstwochen zu genießen. Der Berliner Bürger sah sich durch diese Veranstaltungen also in keiner Weise vor den Brüdern im Reich begünstigt: auch er war größtenteils auf die Radioübertragungen angewiesen. Lauri Volpi wird mit Caruso verglichen. Jeder, der Caruso selbst noch miterlebt hat, weiß: an Carusos geistige Größe und künstlerische Gewalt reicht Volpi nicht heran. Immerhin bedeutet seine helle, heldische, mühelos die höchste Tenorlage beherrschende Stimme wirklich eine Gnade: ein Schwelgen im Wohlklang, eine Freude an den herrlichen, gottgeschenkten Melodien Verdis, denen es nichts hat schaden können, daß sie jahrzehntelang über die Leierkästen aller fünf Erdteile gewalzt worden sind. Der Adel einer gesunden Menschenstimme überwindet unmittelbar den letzten Makel der Erinnerung an abgestandene Konservenmusik. Nun ist Lauri Volpi ein überaus liebenswürdiger Sänger, ein ungekünstelter, frischer Mensch ohne die berüchtigten Tenoralbernheiten früherer Postillione. Er bietet mehr als das hohe c. Kulturlos aber zeigte sich bei der „Stretta" und anderen Effektnummern nicht der berühmte Gast, sondern das Publikum der Staatsoper: mit brutalem Klatschen lärmte es mitten in die hohen Töne des Sängers. „Kunstbegeisterte" Banausen, auf deren Ohr und deren Gehirn eben lediglich die lange Dauer und besondere Höhe eines gesungenen Tones einwirkt, denen die künstlerische Eingliederung in das Filigranwerk einer solchen Partitur ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird. Neben dem Italiener behauptete sich übrigens der einheimische Vertreter des Grafen Luna, Heinrich Schlusnus, in vollen Ehren. Seine Stimme hat sich veredelt, sein Vortrag hat an künstlerischer Reife noch gewonnen. Leo Blech weiß Verdi wie kein anderer deutscher Kapellmeister zu dirigieren. Ganz vollendet können solche Improvisationen mit berühmten Ausländern allerdings niemals ausfallen: das Sprachengemisch verletzt nicht nur den Sinn, sondern auch das Ohr. Im Ensemble stimmt die italienische Vokalisation gar zu schlecht mit der deutschen zusammen.

In der Städtischen Oper hat Furtwängler (dessen „Lohengrin"-Aufführung begeistertes Lob auslöste), den „Don Giovanni" neu eingeübt. Die Rezitative begleitete er selbst am Klavier. Was diesen Abend bedeutungsvoll machte, das war die Zartheit und Feinheit des Orchesters. Nicht auf Klangfülle kam es Furtwängler an, sondern darauf, daß jeder Ton des Sängers Geltung erhielt. So erlebte man denn in dem Riesenhaus den Eindruck einer feingefügten Kammeroper. Sieht man von der Besetzung der beiden Donnen ab, so kann man wohl von einer Meister- und Musterdarbietung sprechen, die den Berliner Kunstwochen zu hoher Ehre gereicht. Hans Fidesser als Ottavio,

Digitized by Google

Hans Reinmar als Don Giovanni, Alexander Kipnis als Leporello, Ludwig Hofmann als Komtur — es war das schon eine Ausbeute aus dem allerbesten Stimmaterial, das wir zu bieten haben. Den Vogel schoß aber die unvergleichliche Maria Ivogün als Zerlina ab. Was und wen immer diese begnadete Sängerin darzustellen hat, stets haben wir einen blutwarmen, echten Menschen vor uns. Sie steht nicht da, um mit Angst und Mühe in die dreigestrichene Oktave hinaufzuklettern, sondern sie gibt die ganze szenische Situation als persönliches Erlebnis — und so ganz nebenbei, ganz selbstverständlich, perlen aus ihrer Kehle die Koloraturen der Primadonna. Und seltsam: den allerstärksten Eindruck erzielte sie mit Mozarts liedartiger kleiner Arie: „Wenn du fein fromm bist —" Ungezählte Male mußte Masettos Braut vor den Vorhang. Das Publikum, das an diesem Festabend alle Plätze der Städtischen Oper füllte, bewies ein selbständiges und gutes Urteil.

*

Auch mit einer Erstaufführung wollte die Städtische Oper in den Kunstwochen aufwarten. Sie brachte zwei neue Werke des hier noch unbekannten, in Mannheim vor einem Lustrum bereits uraufgeführten Komponisten Egon Wellesz: die griechisch-kultische Oper „Alkestis" nach Euripides mit Benutzung des dramatischen Gedichts von Hugo von Hofmannsthal und das mexikanisch-kultische Ballett „Die Opferung des Gefangenen", ein Drama für Tanz, Sologesänge und Chor, nach einem alten Vorwurf von Eduard Stucken (dem Dichter der „Weißen Götter") bearbeitet. „Alkestis" ist auf drei Szenen zusammengeschrumpft: Im Trauerhaus liegt Alkestis auf der Bahre, als Herakles als Gast naht; Atmet verheimlicht den Tod der Gattin, um dem Gast nicht die Ehren zu schmälern; das große Fest hebt an; doch Herakles erfährt die Wahrheit und lohnt dem Gastgeber die heldenhafte Überwindung: er holt Alkestis ihrem Gatten aus der Welt der Schatten wieder ins Haus zurück. Die Musik ist ernst und feierlich, schwer beweglich, es fehlt blühende Melodie, es fehlt belebter Rhythmus. Eine Musik, die man „gediegen" nennen darf, die in jedem zeitgemäß geleiteten Konservatorium als höchst verdienstvolle Leistung anzusprechen wäre, die aber gänzlich theaterfremd ist und — ganz offen gestanden — herzlich langweilt. — Der Ballettmusik schienen ältere Volksmelodien unterlegt zu sein; aber der Grundklang blieb immer derselbe pathetische. Die Tänzerin Ruth Abramowitsch, die die Prinzessin gab — sie haßt den Gefangenen, mit dem sie tanzen muß, und verrät im Tanz ihre Angst, ihm zu verfallen —, bot eine packende Leistung. Im übrigen beherrschte blutleerer Doktrinarismus die Tanzszene. Es war keine neue Ausdruckskunst, es war mehr ethnologischer Anschauungsunterricht.

Wachsfigurenkabinett in Walter Hasenclevers Kinodrama „Napoleon greift ein"
Theater in der Stresemannstraße. Phot. Gerstenberg

*

Und die Schauspielbühnen?

Max Reinhardts Jubiläum hat wohl die schönste und festlichste Aufführung der „Fledermaus" zustandegebracht, die je erlebt

Digitized by Google

Trude Hesterberg als „Lustige Witwe"
Neuinszenierung im Großen Schauspielhaus
Phot. v. Gudenberg

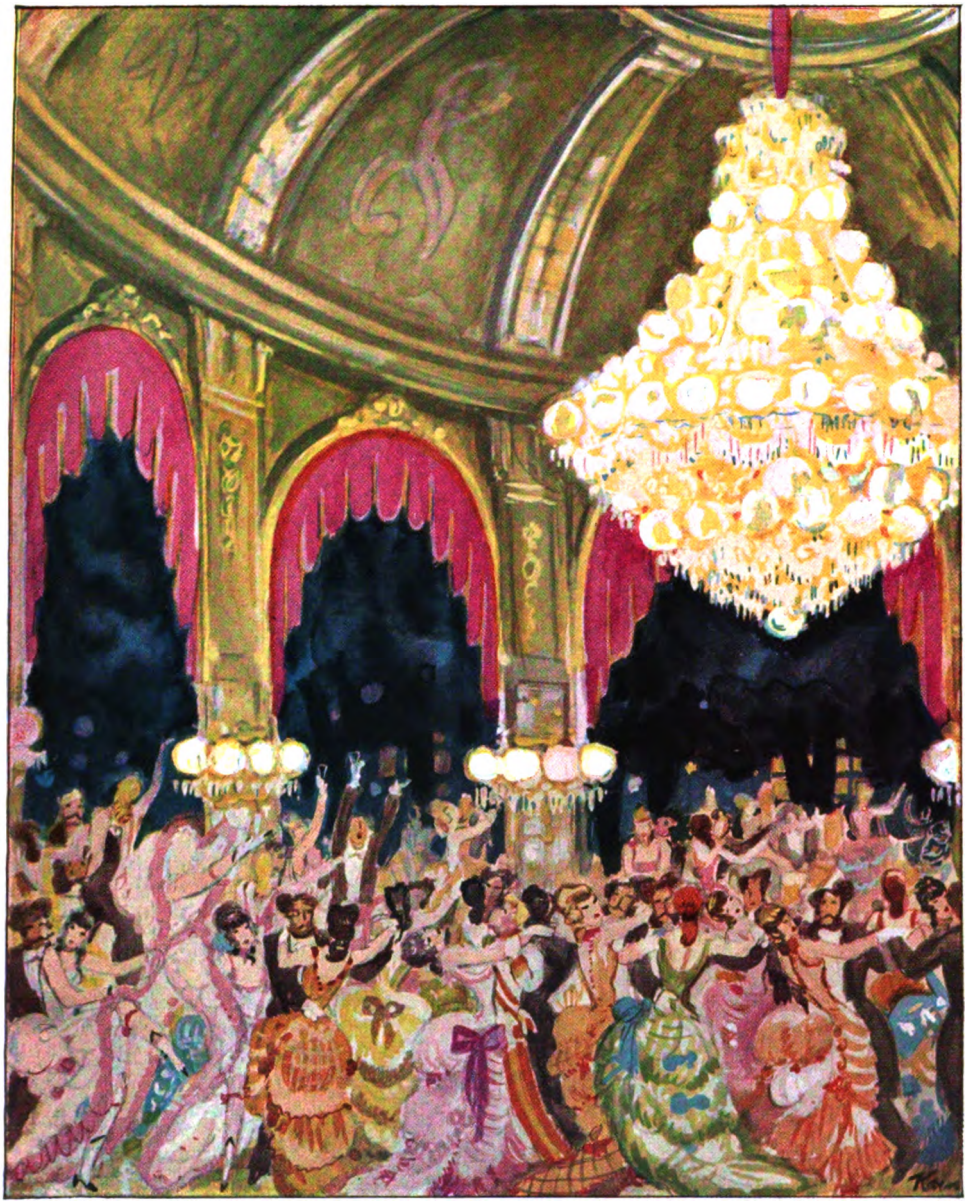
worden ist. Die Vorstellung „stand", sie hat lange genug den Spielplan des Deutschen Theaters beherrscht. Aber für den Jubiläumstag des genialen, allseitig gefeierten und herzlich verehrten Meisters der Regiekunst war die Vorstellung von allen Schlacken etwaigen Schlendrians wieder gesäubert und blitzblank hergerichtet worden. Der Zauber des Mittelaktes wirkte berauschend. Wir wanderten mit der Drehbühne durch Empfangs-, Speise- und Ballsaal von Prinz Orlofskys Palais, wurden getragen von den ewigjungen Straußschen Melodien, taumelten in dem bunten Festtrubel mit, hineingerissen in die entzückenden Walzergruppen, und erlebten als Duett von hochkultivierten Frauenstimmen den Frühlingsstimmenwalzer: gesungen von Maria Ivogün und Maria Rajdl. Max Reinhardt ist Ehrendoktor der Philosophie geworden, viele große Ehrungen hat er über sich ergehen lassen dürfen, an die er vor fünfundzwanzig Jahren nicht entfernt gedacht haben mag; war er da doch ein paar Winter zuvor noch ein unbekannter kleiner Schauspieler gewesen. Das größte Lob, das ihm an seinem Festabend gesagt werden konnte, ist dieses: daß er mit seiner Regiekunst der Freudebringer des gesamten deutschen Theaters, ja des Theaters überhaupt geworden ist.

Wenn der Spielplan der führenden Berliner Bühnen immer wieder eine schlechte Note erhält, weil er von Ausländern beherrscht wird, so muß man sich schließlich einmal beängstigt fragen: Liegt es wirklich nur an der Kurzsichtigkeit der Theaterdirektoren? Max Reinhardt hat ja kurz vor seinem Jubiläum den Versuch gemacht, Fritz von Unruh herauszustellen. Mit seinem Kolonialdrama „Offiziere" ließ Unruh vor bald zwei Jahrzehnten aufhorchen, in seinem „Louis Ferdinand" traf er dann immerhin noch eine dichterische Note; aber nach seinem Filmstück „Phaea", das nur eben die Unterlage für eine Regievirtuosenleistung bot, scheidet er aus unseren Hoffnungen vorderhand aus. Nicht anders ist es mit Hasenclever nach seinem Kinodrama „Napoleon greift ein". (Über beide Theaterabende hat der Beobachter des Juliheftes schon berichtet.) Stärker denn je ist in Berlin der Schrei nach dem einheimischen Dichter. Drum ist es zum Verzweifeln, daß unsere Theaterdirektoren solches Pech an den Fingern haben: sobald sie die Hand ausstrecken, um — ausnahmsweise einmal — deutsche Jugend zu erfassen, bleibt ihnen der falsche Vertreter hängen.

Im Staatlichen Schauspielhaus hat uns das freilich kaum mehr überraschen können. Jeßners direktoriale Mißwirtschaft mußte sich wohl deshalb endlich so grotesk bloßstellen, weil er grundsätzlich nur jenen bestimmten Ausschnitt aus dem jüngeren Literatentum aufkommen lassen wollte, der ihm in Weltanschauung und politischer Überzeugung am meisten glich. Die Reihe der von ihm bevorzugten Dramatiker spricht jedenfalls nicht für seine Überparteilichkeit. Aus des verabschiedeten Direktors Jeßner Erbschaft konnte nun der Regisseur Jeßner noch eben das letzte Überbleibsel von Lion Feuchtwangers „angelsächsischen Stücken" vorführen, die Komödie „Wird Hill amnestiert?"

Weiß der Himmel, wo Feuchtwanger (der ja mit einigen interessanten Romanen gerade in England überraschend starken Erfolg verzeichnen durfte) im britischen Königreich diese Muster aufgetrieben hat. Unenglischere Menschen kann man sich kaum vorstellen als die handelnden Personen in seinem neuen Stück (das nicht entfernt den Vergleich aushält mit dem theatersicheren und auch gedankenreichen Kolonialschauspiel „Kalkutta, 4. Mai" oder auch nur den farbenbunten „Petroleuminseln"). Aileen Blodget, gespielt von der kühlen, unsinnlichen, persönlich nie so recht beteiligten Lucie Mannheim, hat sich die Aufgabe gestellt, den wegen Nichtbefolgung eines Staatsbefehls vom Obersten Gerichtshof verurteilten und eingekerkerten Gouverneur Hill zu befreien, an dessen Schuldlosigkeit sie glaubt. Sie bandelt mit einem Abgeordneten, einem Großindustriellen, einem Reporter an, um sich die Hilfe der breitesten Öffentlichkeit zu sichern. Dabei wird sie für ein Weilchen der Fangball ihrer lüsternen Helfer. Das Spiel zwischen diesen

Digitized by Google



Studie zum Bühnenbild der Ballszene in der „Fledermaus“
Von Ludwig Kainer

Digitized by Google

Digitized by Google

Szene aus Lion Feuchtwangers Komödie „Wird Hill amnestiert?"
Staatliches Schauspielhaus. Phot. Gerstenberg

vieren ist aber so zerdehnt, so schwülstig gestreckt, so gesucht feierlich, daß es dem Zuschauer schließlich ganz gleichgültig ist, ob Hill amnestiert wird oder nicht — und ob und wem die Miß Aileen ihren Tribut zollt.

Aus dem Verband des Staatstheaters ist zu Beginn der Sommerspielzeit der letzte große Sprechkünstler ausgeschieden: der bedeutende Menschendarsteller Arthur Kraußneck. Er hat 54 Jahre auf der Bühne gestanden; mit einer winzigen Pension (etwa dem sechsten Teil der eines erheblich weniger verdienstvollen Oberbürgermeisters) zieht er sich nun still ins Privatleben zurück. Niemals zuvor ist es so offenbar geworden wie in der Vorstellung von „Wird Hill amnestiert?", wie miserabel es heute um die Sprechtechnik und Sprechkunst am Staatlichen Schauspielhaus beschaffen ist. Aus lauter Furcht, noch wegen „Hoftheatertons" beargwöhnt zu werden, hat man in der Periode Jeßner auf die Pflege einer guten, dialekt- und jargonfreien Sprache keinerlei Wert mehr gelegt. Mit Ausnahme von Paul Bildt etwa haben die ersten Kräfte am Gendarmenmarkt in ihrer Redebehandlung dieses angelsächsischen Stückes völlig versagt. Feierliche, unrealistisch gesteigerte, weitläufig hohle Bühnenbilder — und darinnen Schauspieler, die näseln und nuscheln, nicht sprechen, jedenfalls vielfach unverständlich bleiben.

★

Es tut uns ja so bitter not, nicht wahr, den Angelsachsen ihre Stücke zu schreiben, heutzutage, wo der Berliner Markt zumindest mit Erzeugnissen Bernard Shaws geradezu überschwemmt ist?!

Im Berliner Theater hat Heinz Hilperts Regie die früher schon oft gegebenen „Teufelsschüler" des grimmig-satirischen Iren wieder hervorgeholt und mit Ernst Deutsch, Theodor Loos, Karin Evans und Paul Otto zu einem gutgehenden Kassenstück gemacht. Karl Heinz Martins Regie war nicht minder vorzüglich, aber sie führte Bernard Shaws neues Stück „Soll man heiraten" in der Komödie nur zu einer Art Achtungs-Mißerfolg. Die glänzend geschliffenen Paradoxe des Dialogs wurden belacht, belächelt und beschmunzelt — die matte, völlig im Sand versickernde Handlung fiel durch. Das Stück spielt im Studio des Bischofs von Chelsea. Des Bischofs Tochter Edith soll Hochzeit feiern, die Gäste sind versammelt, aber sowohl die kleine Edith wie Cecil, ihr Zukünftiger, fechten noch allerlei Kämpfe über Mannes- und Frauen-Rechte und -Pflichten, über Kameradschaftsehegedanken, Kinder- und Scheidungssorgen aus, bevor sie sich, in der Schlußszene endlich versöhnt, zusammengeben lassen. Zwei Brüder des Bischofs, ein an verkorxter Liebesleidenschaft krankender General und ein mit einem Faselköpfchen verheirateter und in Scheidung stehender Durchschnitts-Geschäftsmann, mischen sich in den Streit des jungen Pärchens ein und sagen viel köstliche Dummheiten. Den „gesunden Menschenverstand" vertritt eine Außenseiterin dieses Gesellschaftskreises, die pausbäckige Sünderin Frau Collins,

Digitized by Google

Liane Haid und Oskar Karlweiß im musikalischen Spiel „Meine Schwester und ich". Komödienhaus. Phot. Marcus

die sehr viel liebt und der darum sehr viel vergeben werden muß. Ida Wüst hat als deren Vertreterin wieder herzerquickende Momente. Gülstorf, Wallburg, Falkenstein, Gründgens und der neu aufgetauchte Heinz Rühmann geben ein Komiker-Quintett ab, dessen präzises Spiel es überhaupt möglich macht, dem verwaschenen Hauptmotiv zu folgen.

Wir sind jetzt stark überfüttert worden mit Bernard Shaw. Gewiß, er ist viel stärker als Pirandello, der vor seiner Götterdämmerung ja auch ein paar Spielzeiten völlig beherrscht hat. Aber es wird ihm bald nicht anders ergehen als seinem italienischen Kollegen. Noch viel, viel stärkere als Shaw haben ja die Vergottung durch die deutsche Bühne auf die Dauer nicht vertragen. Man denke an Strindberg. Einen Theaterskandal verursachte im Lessingtheater die Aufführung des allerneuesten Pirandello: „Heut abend wird aus dem Stegreif gespielt". Eine Tragikomödie soll es sein, worin Spiel und Leben traumhaft durcheinandergehen wie in den meisten Stücken des beängstigend fruchtbaren Italieners. Diese letzte Aufführung aber hat in ihrer Nüchternheit, Phantasielosigkeit und herausfordernden Langeweile deutlich dargetan, daß der erste Erfolg Pirandellos — „Sechs Personen suchen einen Autor" — doch zum entscheidenden Teil auf dem Konto der Meisterregie Max Reinhardts zu verbuchen war. Vom Dichter blieb hier nichts mehr übrig. Pirandello dürfte für die deutsche Bühne damit erledigt sein.

★

Zum Glück haben sich in den Berliner Kunstwochen auch ein paar Bühnen darauf besonnen, daß es neben englischem, französischem und italienischem Fabrikat zeitgenössischer Kulissenroutine auch noch dramatische Dichtungen von unvergänglicher Geltung gibt: Die Volksbühne brachte Shakespeares „Julius Cäsar", die Kammerspiele brachten Goethes „Iphigenie". Natürlich hat man am Bülowplatz — das politische Programm verlangt es dort so — aus dem Cäsar einen despotischen, halb wahnsinnigen Kaiser gemacht, dessen Ermordung als Erlösung weiter Volkskreise zu feiern ist. Es wurde dabei auch allzu reichlich mit der Windmaschine, mit Kolophoniumblitz und Donnertrommel gearbeitet. Gleichviel: das große Drama hat die Abonnenten stark gepackt; sie sind von den kunstfremden Theorien Piscators und seiner Helfer also doch noch nicht restlos erfaßt! — Als Iphigenie feierte Helene Thimig einen großen Triumph. Sie hat, in Reinhardts Schule aufgewachsen, in dieser Gestalt das junge Weib darzustellen gewußt, das noch frei ist von allem Gouvernantentum ihrer gelehrten Erklärer. Neben ihr zeigt sich Gründgens, den man sonst nur als monokeltragenden, leicht vertrottelten Gent auf der Bühne kennt, als charaktervoller Darsteller des Orest. Man wird diese Leistung sobald nicht vergessen.

★

Es ist eine trockene Feststellung, daß die sachverständigen Fremden, die nach Berlin kommen, um die Kunstwochen mitzumachen, wirklich starke Kunst nur da erleben konnten, wo sich's um die Darstellung unserer musikalischen Klassiker handelte. Die neuen Darbietungen haben durchweg versagt. Auch die

Digitized by Google

Szenenbilder aus „Die Straße". Berliner Theater. Phot. Marcus

Schönberg-Première bei Kroll bedeutete eine Niete: „Erwartung", „Die glückliche Hand".

Die wenigen erfolgreich aufgenommenen Neuheiten, die unsere Berliner Bühnen brachten, haben mit Kunst nicht viel zu tun: es sind eben die Kassenstücke, die jeder Durchreisende neben Lunapark und Kempinskibetrieb gesehen haben will: Regiewunder wie „Phaea", liebenswürdige musikalische Schwänke wie „Ich und meine Schwester", neu aufgemachte Ausstattungsoperetten wie die „Lustige Witwe" und schließlich ein paar nette Revuen. Das Deutsche Künstlertheater brachte die fünfzehn Bilder von Marcellus Schiffer „Ich tanze um die Welt mit dir", mit Musik von Friedrich Holländer. Man nennt die Namen der beiden Verfasser (denen allerlei Talent- und Geistesbrüder schon jahrzehntelang vorgearbeitet haben), man nennt die Namen der Hauptdarsteller Carola Neher, Margo Lion, Paul Hörbiger, Rosa Valetti, Oskar Sabo, Willi Prager, — und man kennt den Genre genau. Es gibt immerhin noch ein paar ganz geistreiche Überraschungen; Marcellus

Digitized by Google

Szenenbild aus Felix Joachimsons
„Wie werde ich reich und glücklich?" Komödie. Phot. Gerstenberg

Gustav Gründgens und Ida Wüst in Bernard Shaws
„Soll man heiraten?" Komödie. Phot. Gerstenberg

Schiffer war es doch, der seinerzeit die keckparodierende „Fleißige Leserin" in die Welt gesetzt hat!

Die Komödie sicherte sich unter Erich Engels pointenreicher Regie einen Sommersaisonerfolg mit Felix Joachimsons „Wie werde ich reich und glücklich?" Karlweis, Wallburg, Rühmann, die köstlichen Komiker, tauchen hier wieder auf. Blandine Ebinger, Anni Mewes und ein neues pikantes Persönchen, Dolly Haas, geben dem Abend Charme. Was aber weit über das Können der kontraktlich sonst in Berlin verpflichteten Tanzkouplet-Fabrikanten hinausreicht, das ist die witzige, spritzige, rhythmisch-melodisch selbständige Musik von Mischa Spoliansky. Aber wenn diese Zugstückausbeute das einzige wäre, was Berliner Gäste aus den Theatern der Kunstwochen mit nach Hause bringen konnten, dann dürften die Kunstwochen vom Jahre 1931 denn doch nicht gerade vom Kultusminister feierlich eröffnet werden. H.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Neue Romane. Von Hanns Johst

Felix Holländer
Das Schiff der Abenteuer (S. Fischer, Berlin)
Wilhelm Lichtenberg
Ein Auto und kein Geld (Merlin-Verlag, Baden-Baden)
Emil Droonberg
Rekordfahrt um die Welt (Hesse & Becker, Leipzig)
Richard Blasius
Das Geheimnis des Kaf (Gustav Weise, Stuttgart)
Joseph Delmont
Krösus Vagabund (Grunow, Leipzig)
M. Jahn
Boleke Roleffs (Spielmeyer, Göttingen)
Victor Klages
Die Neger (Wasservogel-Verlag, Berlin)
Fred Hildenbrandt
Annee und ihre Leichtathleten (Quitzow, Berlin)
Kasimir Edschmid
Hallo Welt! (Zsolnay, Berlin—Wien)
Thomas Mann
Mario und der Zauberer (S. Fischer, Berlin)
Bruno Frank
Der Magier (Novelle, Rowohlt-Verlag, Berlin)

Krrrrreiselektüre gefällig? An allen Bahnhöfen, in allen Sprachen der Welt tönt der bekannte Singsang, der einem Reiselektüre an das Herz legt. Es ist schon so, der Konsument bestimmt den Markt, und es gibt nur noch Reiselektüre und die sogenannte Weihnachtskonjunktur. Diese beiden Nachfragen bezeichnen zur Zeit das literarische Gesicht des Volks, das sich gern das der Dichter und Denker nennt.

Und die Dichter und Denker? Oh, die stellen sich auf den festverzinsten Boden der Tatsachen und schreiben nach diesem Bedarf. Sie schriftstellern Reiselektüre und Weihnachtsauflagen.

Werden wir in diesem sommerlichen Augenblick nicht feierlich, nicht einmal ironisch. Die Hitze treibt die Buchkäufer in die Bäder und die Berge, und wir wollen sie nicht aus dem Auge lassen, ohne ihnen schnell noch ein paar Bücher in die Hand zu drücken. Bücher, die verhindern, daß die Herrschaften auch nur einen Augenblick lang die Augen aufschlagen, um Bad oder Berg zu sehen, sondern ununterbrochen lesen, lesen, lesen und so den Umsatz erhöhen und damit die Kunst (die Kunst der Reiselektüre!) zur Blüte treiben. Keine Umschweife! Die Sache drängt, die Saison ist am Zenit! Also: Auto gefällig? Schiff? Oder eine Kombination von allen Möglichkeiten? Bitte sehr, bitte gleich!

Da wäre Felix Holländer: Das Schiff der Abenteuer.

Sie steigen ganz unverbindlich und ungezwungen auf den Vergnügungsdampfer „Orinoco", befinden sich in bester Gesellschaft (Verzeihung, ich darf mich unterbrechen: beste Gesellschaft? Na, sagen wir lieber: in einer springlebendigen Reisegesellschaft!), erleben eine Teufelsgeschichte von Verwicklungen und bekommen den halben Orient gratis. Sie fahren mit? Gut!

Darf ich die Herrschaften in aller Eile vorstellen? Kapitän Groen . . . die Damen Wünsch . . . Herr Doktor Wanner . . . Miß Bottchen . . . Herr Testini . . . Fräulein von Seckendorf . . . Genügt fürs erste, nicht wahr? . . . Diese Leute werden nun nach bewährtem Rezept durcheinandergeschüttelt, und die kunterbunteste Spannung ist fertig. Natürlich entpuppt sich das eine weibliche Wesen als Ehevermittlerin, die sich ihre turbulenten Bemühungen saftig quittieren läßt. Es fliegen dem entzückten Leser die Pfundnoten im Tempo der Ventilatoren nur so um die aufhorchenden Ohren, und solch ein Geräusch gibt dem Rauschen des Meeres oder dem Atmen der Berge erst den richtigen Ozon. Dazu läuft, wie schon erwähnt, ein netter Landschaftsfilm. Palmen und Sand sind die gern gesehenen Requisiten . . .

★

Nein? Kein Schiff? — Pardon! Ich sehe es Ihrem Gesicht an, Gnädigste, Sie wollen einen Autotrip . . . Bitte schön, bitte gleich . . .

Ein Auto und kein Geld, Roman von W. Lichtenberg.

Ein Auto und kein Geld, das ist doch das Motto von diesem Sport heutzutage! Und seiner ganzen Industrie obendrein. Also bitte schön: an den Volant!

Die Sache ist die: ein schöner, redegewandter, junger Mann, er hört auf den feschen Namen Ricco, gewinnt einen hundertpferdigen Lincoln. Drunter tun es die losen Lotterien in der Druckerschwärze nicht. Ein bissel Illusionskraft, ich bitte schön, und wir gewinnen ihn mit. Ich meine den Lincoln. — Herr Ricco? Ja, Herr Ricco besitzt außer seinem sympathischen Äußeren keinen Pfennig. Aber ein Chauffeur stellt sich ihm seltsamerweise kostenlos zur Verfügung.

Digitized by Google

Wie Chauffeure nun einmal sind . . . Also hundert Pferdekräfte, einen Chauffeur und . . . nun? Was hat ein Mensch mit zwei solchen Voraussetzungen unbedingt noch? Natürlich unbegrenzten Kredit hat er! Zumal, wenn man mit einem Marchese Antonio della Lara verwechselt wird.

Ah, jetzt arbeitet der Phantasiemotor nach Herzenslust. Geben Sie Vollgas, Gnädigste, lassen Sie den Motor auf höchste Touren laufen . . . Lincoln, Chauffeur, Hotel Imperial, Marchese . . . Herz, was willst du noch mehr? . . . Richtig, die Liebesgeschichte! Nun, in sie rasen wir natürlich auch hinein. Und der Endspurt? Ende gut, alles gut, trotz der obligaten Kriminalpolizei.

Der Chauffeur war natürlich der wirkliche Marchese, und Ricco wird von seiner kleinen Mimi in Wien (die ich unterschlug, damit Sie einstiegen!) ausgelöst, und Mimi stellt ihm ein Mietsauto auf den besten Platz von Wien, vor die Oper.

Das Buch endigt mit einer netten Liebenswürdigkeit: Riccos Autodroschke bedient eine alte Bekannte von der Lincoln-Epoche her, eine schöne, reiche, elegante Dame. Sie flüstert beim Aussteigen: „Antonio . . .!" Er sieht nach der Uhr seines Tachometers und spricht, geheilt von jeder falschen Illusion und damit seiner kleinen Mimi treu: „Drei Schilling fünfzig . . ."

★

Was ist das bissel Orient, was die Riviera . . .? Sie wollen weiter, weiter, weiter . . . Sie wollen endlich einmal ganz herumgeschleudert werden um die Erde, wenn Sie schon drei Mark gutes Geld anlegen? Bitte sehr, bitte gleich! Ganz wie Sie wünschen . . . Rekordfahrt um die Welt. Emil Droonberg ist Ihr Mann.

Sein Roman beginnt in einem exklusiven Londoner Klub (nein, drunter tut es ein loyaler Schriftsteller nicht). Alle Weltreisen beginnen bekanntlich nun einmal da und notorischerweise auf der Basis einer Wette. Zwei Zeitungsmagnaten und ein Verleger feiern auf ihre Weise den hundertsten Geburtstag von Jules Verne. Sie schicken ihre Vertreter um die Welt, um den Franzosen den Rekord zu rauben, und wetten gegeneinander obendrein 5000 Pfund. (Wieder wäre also der Pfundventilator sympathisch angelassen!) Los! Es bleibt uns nichts erspart! Wozu auch sparen? Die Auftraggeber und ihr Autor, die haben es ja! Wir lernen alle Verkehrsmöglichkeiten und Unfälle aller Welt kennen. Und der Witz der Sache? Sie ahnen es nicht, nein, Sie ahnen es wirklich nicht . . . Der eine Vertreter ist ein Mädchen, die Nichte des Magnaten!

„Hahaha . . ."

Was lachen Sie da? Sie haben dabei nichts zu lachen, höchstens dieser Dick Gordon, der nicht nur den ersten Preis, sondern auch Ethel, diese kostbare Nichte, gewinnt. Und damit die Angelegenheit nicht ganz in Himbeersaft ertrinkt, damit dem Leser auch noch ein Gruseln den Rücken herunterläuft, ersteht dem Dick Gordon auf Seite 261 dieses Mach-Werkes noch eine Vision. Eine Helferin seiner Reise, „ein schlankes, schönes, vornehm-edles Weib, in dessen dunklen, unter seidenglänzenden Brauen hervorblickenden Augen eine unendliche Trauer lebte . . ." (Hilfe! Nobelpreis!!!), selbstverständlich eine Russin, wird von einer „Rotte von Schergen . . ." so steht es geschrieben: „dann ein leises Kommando — ein Feuerstrahl, und ein neues Opfer grausiger Herrschergelüste spritzte sein edles, heißes Blut anklagend zum Himmel — —"

Auf Ehr' und Gewissen: zwei Zeilen Gedanken-, richtiger hier wohl Gefühls-Striche genannt, schließen diese Vision.

Nach einem solchen dicken Ende nimmt wohl jeder Dick Gordon aufatmend, gleichgültig ob See, ob Berg, seine diesbezügliche Ethel in den Arm . . .

★

Jetzt wird es tatsächlich immer schwerer, Ihnen darüber hinaus etwas zu bieten. Sie sind blasiert, aber ich lasse nicht locker! Ich habe da noch ein paar Abenteuer-Romane an der Hand. Eine Reise mit Cook . . . Man kann darüber sprechen, aber abenteuerlich ist so eine im voraus bezahlte Reise wirklich nicht. Sie ist bestenfalls ein Dinner für die Augen mit so und so viel garantierten Gängen.

Was stellt sich zum Beispiel Herr Richard Blasius unter Abenteuern vor? Das Geheimnis des Kaf. Ich habe noch nie solche Sehnsucht nach Karl May gehabt, wie während der Lektüre dieses Buches. Zufälligerweise kenne ich die Gegend, in der dieser Roman spielt, ein wenig. Nordafrika . . . Mein Gott, man kann im Englischen Garten von München beklaut werden, im Stadtpark von Bochum sein blaues Wunder erleben und Abenteuer in Berlins Tiergarten, nicht wahr? Aber . . . Nein, ich geniere mich, die Handlung dieser unmöglichen Fabel auch nur anzudeuten. Schenken Sie es Ihrem Buben anläßlich des Buch-Kinder-Tages (der demnächst sicher in Flor kommt), und wenn der Bengel Geschmack hat, hält der Ihnen eine Gardinenpredigt, die sich gewaschen hat. — Also schenken Sie es ihm lieber nicht! Ein Deutsch! Besucht Ihr Junge die dritte Klasse? Dann schreibt er origineller und besser. Auf Garantie! Hören Sie selbst. Ich schlage das Buch einfach auf, ganz beliebig, ohne Tücke: „. . . er kam mir vor, als sei er heute vollends aus dem Häuschen. Gott sei Dank machte der Eintritt in das Gemach seinen Lobpreisungen ein Ende. Hier war die Lage noch dieselbe, wie ich sie schon schilderte. Die fünf saßen neben den Gebundenen, rauchten aus Langeweile und beobachteten ihn aufs schärfste . . ."

Digitized by Google

Die Lage für den Gebundenen ist also entsetzlich, aber für den Leser ist sie unbedingt noch aussichtsloser, denn dem Gebundenen hilft sein Autor todsicher aus der Patsche, nur uns gegenüber kennt er keine Gnade, er versetzt uns alle Phrasen, die man je aus Wüstensand, Sklaventreue und arabischen Hengsten fabrizierte.

*

Da hat Joseph Delmont schon anderes Format. Er schildert 413 Seiten lang das Schicksal eines armen Wiener Jungen. Wir erleben alles: Wien, zehn Jahre Fremdenlegion, wieder Wien und eine große Liebe und eine ebenso große Enttäuschung und Fieberphantasien von Reichtum, Berlin, England, Süd- und Westafrika, Diamantenfelder ... Der Vagabund wird Krösus. Australien kommt an die Reihe, Siam ... Der Vagabund besitzt die Welt, nur jenes Wiener Herz nicht, das ihn mit der Vokabel: „Prolet!" in die Welt peitschte.

Auf Seite 412 hält er auch dieses Herz im Arm.

Dieses Buch ist selbstverständlich auch ein Schmarren, aber es fesselt durch die Zähigkeit, das Tempo, die Spannung, mit der hier eine tolle Menschenmöglichkeit toll hingehetzt wird.

*

Abenteuerlich und phantastisch: Die Neger von Victor Klages.

Ein amüsantes Buch, es pendelt zwischen Ironie und Satire, zwischen Zeichnung und Verzeichnung. Ein politischer Roman — also eine humoristische Angelegenheit. Kriegsgefahr zwischen Washington und Tokio, Genf funkt auch hinein, aber vor allem: der Aufstand der Neger! Fast aus Versehen setzen sich bei diesem stürmischen Rassenaufstand die Schwarzen in Besitz der amerikanischen Flotte und dampfen los. Jetzt beginnt in aller Welt das politische Rätselraten: was hat mit den Negern, die sich Europa nähern, zu geschehen? Alle Kabinette werden zu zitternden Puddings. Die schwarze Gefahr! Was wird mit den Negern? Dazu kommt die Angst vor Amerika ... Die bekannten zwei Stühle erscheinen den Diplomaten im Traum. Der Völkerbund in Genf tagt und nachtet sozusagen, daß es raucht. Nun, wenn etwas erst einmal raucht, dann hat die Politik schon viel gewonnen, nicht wahr? Denn Dunst und Rauch ist ja ein prominentestes Element aller europäischen Politik.

Die Gefahr verendet und sie endet in einem kleinen Müller, der auf die Vornamen Aristide, Gustave, Austen hört.

Der besondere Reiz des Buches, daß es mit allen heiligen Gütern unserer parteipolitischen Menschheitswürde, die wir täglich von unsern Parlamentariern unter die Nase gerieben bekommen, sehr geschickt Schabernack treibt.

Zur Olympiade ladet uns Fred Hildenbrandt ein: Annee und ihre Leichtathleten. Die Sportjugend umkreist uns und kreist uns ein. Wir trainieren plötzlich mit, wir prüfen unsere leichtathletischen Fähigkeiten gewissenhaft, wir werden eifersüchtig und so jung, daß wir auch wie diese ganze junge Klubwelt über Nacht melancholisch sind. Wir erleben mit unseren neuen, liebenswürdigen Freunden Ehrgeiz, Erfolg und Resignation, Leichtsinn, Frohsinn und Unglück. Die Vorbereitungen, die Reise und die Olympiade selbst, alles ist lyrisch beschwingt, im tänzerischen Schritt eines Traininglaufes hinerzählt.

*

Nach diesen beiden letzten Büchern, die uns nach Washington und Genf, nach Berlin und Holland führten, schleudert uns Eduard Schmid — oder Kasimir Edschmid, wie er sich für das spätere Denkmal geeigneter schreibt — in und um die große und ganze Welt und auch durch die Halbwelt: Hallo Welt! Das klingt wie eindringlicher, telefonischer Anruf. Das klingt wie: „Hopla, wir leben!"

Ich mag dergleichen protzige Vitalität in Überschriften nicht. Sich nur nicht in Titeln ausleben, dafür ist Raum genug im Werk! Edschmid hat dieses Marktschreierische mit diesem Buche übrigens wirklich nicht nötig. Ich stelle noch einen Einwand dem Hinweis selbst voraus. Es gibt Dinge, die einem gepflegten Schrifttum nicht passieren dürfen. Hier sei ein solcher Unglücksfall vermerkt: „Wegen mir," sagte Numlin, „hätten wir den Umweg nicht zu machen brauchen." Zunächst wirkt die Phrase „Umweg machen" miserabel, aber schlimmer ist, dieser Numlin beginnt seine Rederei mit einem grammatikalischen Schnitzer. Wegen solcher Fehler bekamen wir schon in der zweiten Klasse das Aufsatzheft um die Ohren. Die deutsche Sprache ist den späteren Jahrgängen und besonders ihren Künstlern wehrlos ausgeliefert. Sie ist auf die Anständigkeit und Ritterlichkeit ihrer Nutzanwender bedingungslos angewiesen.

Die Erzählungen selbst finde ich in ihren Fabeln, ihrem Tempo und ihrem Kolorit bezaubernd. Endlich hat Edschmid, so scheint es, sein Feld gefunden. Wie er die Eigenart einer Landschaft mit treffendem Wort zu packen weiß, wie er den Eigensinn seiner Landschaft sich durch Charaktere von Menschen ergänzen und offenbaren läßt, wie er Stimmung und Handlung gegeneinander abwägt, wie er den Dialog treibt, dann wieder in bildklaren Schilderungen der Umwelt ausruht, das alles ist meisterhaft. Keiner in Deutschland kommt ihm darin zur Zeit gleich.

Da sind etwa die Askari von Deutschostfrika. Eine herrliche Geschichte, wie sie das namenlose Heldentum dieser getreuen Krieger in seiner natürlichen, animalischen

Digitized by Google

Wärme gestaltet. Ein deutscher Hauptmann bekommt den Befehl, mit ein paar hundert Schwarzen eine Furt gegen eine anrückende Armee zu halten. Der Hauptmann fühlt das Fieber in sich, das seine Leute schon dezimierte. Er fühlt, bald wird er phantasieren, Unsoldatisches plärren. Er befiehlt: „Haltet die Furt! Hört nicht mehr auf mich!" Er verfällt in der Tat dem Fieber. Dann erwacht er wieder ein wenig. Er übersieht die strategische Lage — soweit sein verlorener Posten dieses optimistische Wort duldet — verändert. Er befiehlt den Rückzug. Der Askari aber, den er dazu kurz vorher auspeitschen ließ, nimmt den Rückzug nicht auf sich, er hält seinen Chef nur für krank. Er bleibt mutterseelenallein an seinem Maschinengewehr, bedingungslos getreu. Er hält die Furt, bis ihn der Feind umgangen hat und zerschießt. Diese dumpfe, herrliche Treue bis in den Tod, wir haben sie in den letzten Jahren oft zerredet, wir haben ihr Namen gegeben, wie: Opfer oder Sinnlosigkeit. Dabei kommt es dieser Treue gar nicht auf Namen an, sondern nur auf ihre Existenz. Und diese wirkliche und wahrhaftige Existenz ist hier wieder einmal gestaltet, nackt, primitiv, tatsächlich. Leider scheint sie exotisch geworden.

Famos auch der Schiffbruch in Madagaskar, mit seinem Durcheinander von europäischen Perspektiven. Ein Schiff ist festgefahren. Es wird schließlich für zwei Pfund an Eingeborene verschachert, nur damit die Reederei in England keine rechtlichen Verpflichtungen durch diesen millionenwertigen Leichnam hat.

Ein genießerischer Humor begleitet den Europatrip der „beiden Feinschmecker" (durch unser Maiheft 1928 den meisten Lesern schon bekannt). Aus Australien bricht ein Gotiker auf und aus Südamerika ein Gourmand. Sie begegnen sich bei einem Salm auf einem Rheindampfer unter romantischen Ruinen. Wie der Gotiker Gourmand wird und der Feinschmecker Sinn bekommt für Bau- und Bildkunst, das ist ganz köstlich erzählt. — In dieser Provinz saftiger, menschlicher Fülle müßte Edschmid einmal einen deftigen Roman anpflanzen und auswachsen und ausreifen lassen!

*

Thomas Mann führt uns an das Tyrrhenische Meer. Sein tragisches Reiseerlebnis: Mario und der Zauberer ist unseren Lesern bekannt. Es ist jetzt, von Hans Meid originell ausgestattet, als Buch erschienen.

*

Klar und einfach gibt sich in ihrem Stil die Novelle von Bruno Frank: Der Magier. Sie ist eine scharmante Skizze, eine kleine Geburtstags-Ovation und eine kleine Warnung an die Adresse Reinhardts. Ein Theatertemperament sieht sich plötzlich wie erwachend, sagen wir ruhig in Salzburg, Kunstgewerbe spielen, statt Leidenschaften; sieht sich neben einer mondänen Prinzessin in einer überlebten, übersättigten, snobistischen Gesellschaft. Der Ahasver bricht da aus seinem jüdischen Blute, und bei einer unbekannten Niggertruppe jenseits des Ozeans überfällt ihn noch einmal die glühende Dynamik seiner Anfänge, seiner feurigen Jugend. Erneut peitscht da seine Regie Leid und Trieb, Sehnsucht und Verzerrung aus der unsichtbaren Tiefe von Seelen in die Theater der Städte, in die Stätten der applaudierten Schau . . .

*

Schließlich ein Hinweis auf ein Buch von artentgegengesetztem Charakter. Eine Reise in das Historische, in das entlegene und doch naheliegende Abenteuer einer Chronik. Boleke Roleffs von M. Jahn. Ein biederer, braver, unbeholfener Bericht. Was rührt und berührt aus dieser schmalen Schrift von sechzig Seiten? Sein dokumentarischer Charakter.

Ein Bibliothekar — hat man das Gefühl — fand ein verstaubtes Pergament. Er blies den Staub von den Schriftzügen und sie wurden blutrot. Einen Buchstaben schrieb der Schöffe, einen der Richter und einen der Henker. Den Punkt setzte der Teufel. Aber die Seiten, auf denen alles geschrieben steht, wurden aus der Haut eines Lamms gewonnen. Ein wunderliches Dokument.

Im Jahre 1446 wird ein Knecht zu Göttingen zauberischer Natur verklagt. Frauen und Jungfrauen fallen ihm anheim, weil er schön ist. Und so wird er von der Stadt auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Eine unglaubliche und doch eine wahre Geschichte. Rohstoff für eine Tragödie: das Schöne wird hingerichtet, weil die Gemeinschaft sie als eine Gefahr empfindet . . . für eine Komödie: die Gemeinschaft glaubt, sie könne mit dem Scheiterhaufen die Schönheit und die Gefahr aus der Welt feuern . . .

Beide Variationen haben aber mit der Reiselektüre nichts mehr gemein . . . Verzeihung!

„Rrrrreiselektüre gefällig . . .?"

„Warme Würstchen . . . Kognak . . . Kefs . . .?"

„Bitte einsteigen!!"

Digitized by Google

Bildnis meiner Frau. Gemälde von Sergius Pauſer

München, Sammlung Schnackenberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Mein Matrose

An andrer Stelle des vorliegenden Heftes (S. 606) gönnen wir dem Leser eine Vorschau auf Romane und Novellen, Bilder und sonstige Beiträge, die wir zum Abdruck erworben haben. Soviel Wert diese Zeitschrift darauf legt, die geistigen Schätze unsers Volkes erhalten und mehren zu helfen: nicht minder wichtig erscheint ihr die Aufgabe, jeden Monat Fröhlichkeit und Lebensfreude ins deutsche Haus zu tragen. Sie hat diese Aufgabe, wie ihr unzählige Zuschriften bestätigt haben, in harten Kriegs- und Notjahren erfüllt. Sie wird auch in einer von vielen Wolken verhängten Zukunft auf dem Posten stehen, jung und frisch, wachsam und zuversichtlich wie der Matrose, den Dr. R. Schloß so lebendig für uns photographiert hat.

Velhagen & Klasings Preisausschreiben haben nichts mit Rätselraten oder Lotterie zu tun. Wir schätzen unsre Leser zu hoch, um sie so oberflächlich zu unterhalten. Wir wenden uns an ihre Urteilskraft, an ihren Geschmack, ihre Kenntnisse, und der Erfolg unsrer bisherigen Preisausschreiben hat uns recht gegeben. Im Septemberheft rufen wir die Leser erneut zu einem Preisausschreiben auf. Hier bietet sich noch einmal Gelegenheit, an das Preisausschreiben für ein Eigenheim der neuen Zeit, der jungen Welt zu erinnern. Träger des vom Verlage ausgesetzten 10000-Mark-Preises war der Stuttgarter Architekt Paul Keppler. Sein Entwurf ist mit Hilfe des von der Bauspargesellschaft Deutschland gestifteten Baugeldes von 25000 RM ausgeführt worden. Der glückliche Bauherr ist der Arzt Dr. med. Chr. Rath in Nienburg an der Saale. Wir zeigen das inzwischen fertig gewordene Haus. Bald ist es beziehbar, bald wird auch der Garten angelegt sein. In der Ausführung sieht man noch deutlicher als im Aufriß, wie praktisch das Haus ist, wie frei es sich der Sonne darbietet, wie glücklich seine Verhältnisse abgewogen sind.

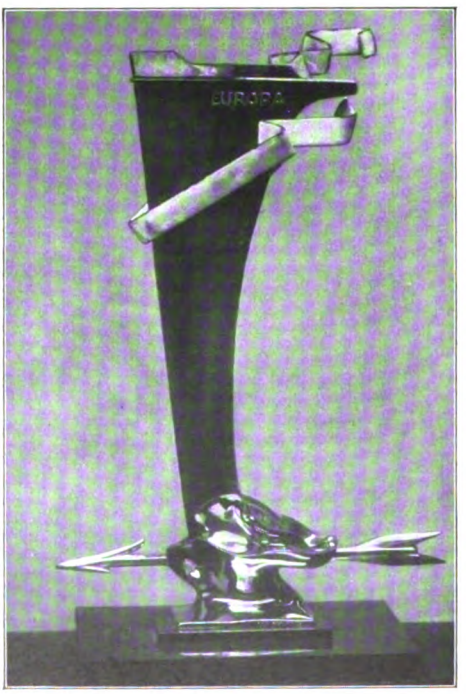
Mein Matrose. Aufnahme Dr. R. Schloß

Digitized by Google

Das „Velhagen & Klasing"-Haus. Von den Monatsheften und ihren Lesern preisgekrönter Entwurf von Architekt Paul Keppler, ausgeführt in Nienburg an der Saale

Das blaue Band

Die Rekordfahrt der „Europa", die eine Teilnehmerin, die Romandichterin Ann Tizia Leitich, im Juniheft packend geschildert hat, ist das anschauliche Zeugnis für eine der Großtaten deutschen Geistes. Nicht allein die Technik dieses Wunderwerkes der Schiffsbaukunst hat das größte Aufsehen erregt. Tiefer hat uns Deutsche die Kraft der Gesinnung berührt, die aus ihm spricht. Es hat uns begeistert, daß wir in aller wirtschaftlichen Not die Kraft zu einem solchen Unternehmen gefunden haben, und diese Begeisterung hat nichts mit Eitelkeit zu tun. Sie hat auch den Bildhauer Max Esser erfüllt, als er den Sieg der „Europa" im Kampf um das blaue Band des Ozeans verkörperte. Er hat nicht, wie man das wohl früher getan hätte, eine Viktoria den Preis durch die Lüfte schwingen lassen, sondern den pfeilschnell die Wogen zerteilenden Schiffsleib in letzter Einfachheit symbolisiert. Das schöne Werk ist aus reiner Liebe zur Sache ohne Auftrag entstanden. Wahrscheinlich werden sich aber Körperschaften und Einzelpersönlichkeiten finden, die es ankaufen und dem Bremer Lloyd als ein Zeichen der Dankbarkeit für das, was er mit der „Europa" geleistet hat, überreichen. Esser hat gezeigt, nicht zum erstenmal, wie man einen Gedanken, dessen künstlerische Gestaltung so leicht zu geläufigen Allegorien verführt, lebendig und frisch plastisch zu verwirklichen vermag.



Das blaue Band. Bildwerk
Von Prof. Max Esser, Berlin

Das Frühstück im Hotelzimmer

Es ist, besonders für die Dame auf Reisen, nicht immer angenehm, sich in das Frühstückszimmer des Hotels zu begeben. Schon am Morgen Restaurationsluft — für manchen unerträglich, zumal wenn rücksichtslose Gäste sich den Tabak nicht versagen können. Aber im Zimmer frühstücken, hat auch seine

Digitized by Google

Bedenken. Man muß sich einigermaßen zurechtmachen, um den Imbiß von der fremden Bedienung in Empfang zu nehmen. Und man findet es doch so entzückend gemütlich, im Bett seinen Tee zu trinken. In großen und modernen Hotels ist man auch in dieser Hinsicht bedacht, die Wünsche der Reisenden zu erfüllen. Die Industrie hat einen sogenannten Servidor hergestellt, ein mit einem Handgriff versehenes metallenes Gestell, das alles Nötige aufnimmt. Die Querleisten, auf denen Tassen, Teller usw. stehen, haben einen aufgebogenen Rand, so daß nichts herabfallen kann. Eine an einigen Knöpfen befestigte Serviette bedeckt und wärmt das Ganze. So wird das Frühstück vor die Tür gestellt, und man holt es sich herein. Man hebt das Gestell auf den Tisch, die vordere Hälfte der Serviette dient als Tischtuch. Man braucht also nicht aufzudecken und kann die Sachen sehr schnell wieder in dem Gestell unterbringen und wieder vor die Tür befördern.

Der Hotelgast bedient sich der Hülle als Tischtuch

Elfenbeinarbeiten

Hanna Weil ist eine junge Künstlerin, Münchnerin von Geburt. Von früh auf hat sie gebastelt, gezeichnet, geschnitzt. Gelernt hat sie in der Kunstgewerbeschule bei Professor M. Dasio. Später kam sie zu Professor von Mayerhofer, dem bekannten Goldschmied, als Lehrling. Zum Elfenbein hat sie der halb zufällig entdeckte Reiz des Materials geführt. Sie arbeitet mit Graviernadel und Gravierstichel; ohne Studien oder Skizzen beginnt sie sofort mit dem Schnitzen und läßt ihrer Phantasie freien Lauf. Da entstehen so reizende Einfälle, daß z. B. der Griff eines Brieföffners eine Mädchengestalt mit einer Brieftaube zeigt, oder wenn wie auf unsern Bildern die Zigarettendose mit einem rauchenden Putto, der Spiegel mit einer Frau, die Toilette macht, mit Kindern, die mit Waschwasser beschäftigt sind, geschmückt wurden. Und zwar so unauffällig, daß der Gebrauchswert der Gegenstände dadurch nicht beeinträchtigt erscheint.

Der Frühstückstisch
in der Tasche des Hotelpagen

Sonnenschein und Regenwetter

heißen die beiden hübschen Kinderbilder, die wir nach photographischen Aufnahmen auf S. 669 wiedergeben. Es wäre töricht, ein Wort darüber zu sagen. Selbst der kinderfremdeste alte Junggeselle fühlt etwas in seinem Herzen beim Anblick dieser Kleinen, denen Leid und Lust noch so namenlos schwer und gleichzeitig so himmlisch leicht fällt.

Digitized by Google

Dose. Entwurf und Ausführung von Hanna Weil

Tiergrotesken von Judith Speer-Klausner

Diese seltsamen Werke haben wir Ludwig Heck zu danken, der nicht bloß ein großer Tier-, sondern auch ein großer Kunstkenner ist. Unsre Leser wissen, wie warmherzig sich der Direktor des Berliner Zoo namentlich junger Kunst annimmt. Er schreibt uns: „Ob einem, der was von Tieren versteht, ein Tierbildwerk gefällt oder nicht, das hängt, wenn ich nach mir selber urteilen darf, durchaus nicht davon ab, ob der Künstler naturalistisch genau nach der Natur arbeitet. Solche Kunstwerke in allen Ehren, wenn ihr Schöpfer durch Dienen an der Natur diese beherrschen gelernt hat! Das wird immer die Kunstgattung bleiben, die vom großen Publikum am leichtesten zu verstehen und am schönsten zu genießen ist. Daneben gibt es aber — und gerade unter den Tiermalern und Tierbildnern — auch eigenbrötlerische Phantasten und groteske Humoristen, die dem Beschauer desto mehr Freude machen, je mehr er als Tierkenner ausgelernt ist. Zu diesen Künstlern gehört Judith Speer-Klausner mit ihren köstlichen Tierkeramiken und Tierporzellanen. Auf den ersten Blick befremden diese komisch klobigen und borstigen Gestalten. Alsbald aber erkennt man, wie richtig hier das Bezeichnende erkannt und wie keck es in Form kleiner Tiergrotesken herausgearbeitet ist. Das Schönste in diesem Sinne scheint mir der junge Esel; denn der ist in Wirklichkeit auch hauptsächlich Kopf, Ohr und Stirnschopf, und deshalb ist es um so lustiger, zu sehen, wie die Künstlerin das mit grotesk em Humor darzustellen versteht."

Der Krummstab im Walde

Die Kunst des modernen Photographen hat uns allerlei Wunder offenbart, an denen wir achtlos vorbeigerannt sind, — vielleicht ist das die letzte Aufgabe aller Kunst. Höchst überraschend war, wie sich viele Kunstformen, die uns aus Architektur, Plastik und Kunstgewerbe aller möglichen Stile und Zeiten geläufig waren, in Naturformen wiederfanden, man mußte nur anschaulich photographieren und richtig vergrößern. Wir glauben nicht, daß die Künstler ihre Formen der Natur einfach entlehnt haben. Der Bischofsstab stammt nicht unmittelbar vom Farn ab. Doch was schön ist, muß mit der Natur in Harmonie stehen. Schließlich kann das Genie nicht anders schaffen als sie, denn beider Gesetze sind des gleichen göttlichen Geistes voll. Zu dem eindrucksvollen

Spiegel. Entwurf und Ausführung von Hanna Weil

Digitized by Google

„Sonnenschein". Photo Veres

Bilde des in Aufrollung befindlichen Milzfarns schreibt uns der Münchner Dr. W. Lipps: „Die Entfaltung der meisten Laub- und Blütenknospen ist eine Bewegung, die durch stärkeres Wachstum der Oberseite der betreffenden Organe und geringeres Wachstum der Unterseite hervorgerufen wird. Bei den Farnen ist diese Entfaltung besonders schön zu beobachten, weil bei ihnen, während der Entwicklung des Blattes in frühester Jugend, sich zuerst in ausgeprägtem Maße die entgegengesetzte Erscheinung bemerkbar macht, also durch ein verstärktes Wachstum der Unterseite eine völlige Einrollung des Blattes hervorgerufen wird."

Der Eremit von Dornburg

Wir feiern nicht laut, aber gern denken wir im August an Goethes Geburtstag. Ist er nicht wieder in einer zerrissenen Zeit Sinnbild nationaler Einigung? Finden wir nicht in seinen Werken, in seinem Leben jenen oft tragisch gestörten, doch immer wieder glücklich errungenen Einklang von Gott und Welt, dem Unendlichen und dem menschlichen Herzen? Auch er hat gelitten. Dornburg mit den drei Schlössern hoch über der Saale und gegenüber den unendlichen Wäldern von Tautenburg hat den jungen Goethe oft in Übermut, in Liebessehnsucht, in Liebesglück gesehen. Aber abendlich überglänzt erscheint es uns durch den monatelangen Aufenthalt Sommer und Herbst 1828. Karl August war tot, und Goethe hielt hier Einkehr in Stille, in sich selbst. „Über Gräber vorwärts" fand der alte Zauberer Merlin, wie er sich nannte, den Weg ins Leben. Der Garten stand mit Rosen und Malven bis zum Feenhaften geschmückt, schön wie heute, wo Schlösser und Park Eigentum der sie sorgsam pflegenden Goethe-Gesellschaft geworden sind. Wir kennen aus Aufzeichnungen des Hofgärtners Sckell, wie sich Goethes Tag in Dornburg abspielte: „Mit Sonnenaufgang, ja manchmal früher, erhob er sich von seinem Lager, das er im Arbeitszimmer aufgeschlagen hatte und erst verlegte, als die wilden Nachtstürme, die seine Schloßecke umbrandeten, zum Umbetten zwangen. Nach dem Frühkaffee um 7 Uhr meldete sich der Sekretär, dem bis gegen 9 Uhr diktiert wurde. Ein halbes Stündchen Spaziergang mit anschließendem

„Regenwetter". Photo Veres

Digitized by Google

Lamm, Kalb und Esel. Bildwerke von Judith Speer-Klausner-Berlin

Frühstück genügte zur Erfrischung für neue Arbeit, die, wenn sie praktisch-botanischer Natur war, wohl auch im Garten erledigt wurde. Um 11 Uhr trafen fast täglich Besucher ein, die meist zu Tisch geladen wurden. Zwischen 2 Uhr und 4 Uhr wurde gegessen. Bis ½6 Uhr erging sich Goethe im Garten und genoß dann sein Abendbrot, das immer nur aus einer trockenen Semmel und einem Glase Wein bestand. Bei schönem Wetter verbrachte er einen Teil des Abends im Garten, nie sitzend, immer auf und ab wandelnd, oder er erledigte im Zimmer eingegangene und versandbereite Briefe oder las bis gegen ½10 Uhr, wo er zur Ruhe ging."

Otto Brües,

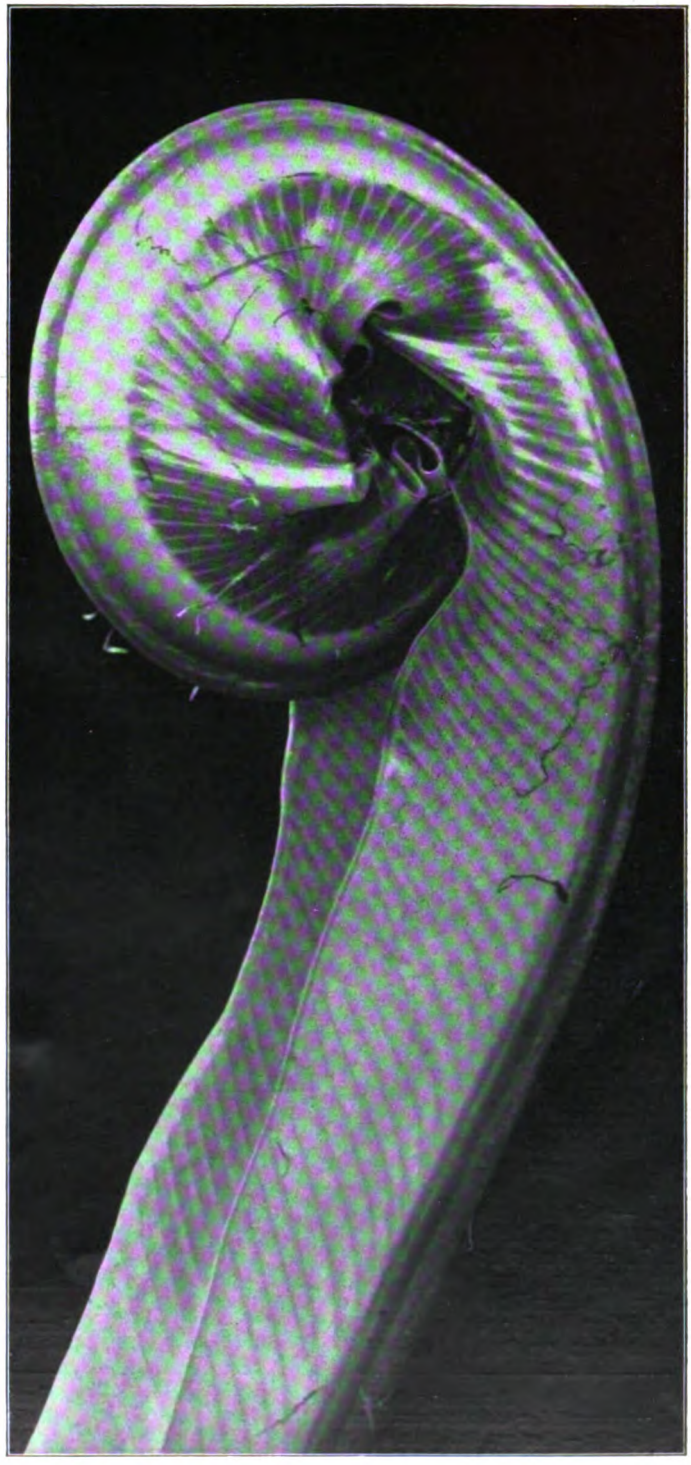
der Autor unsers neuen Romans „Der Walfisch im Rhein", dessen Abdruck im Septemberheft beginnt, ist 1897 geboren und lebt in Köln. Er hat Romane, Novellen, Dramen, Gedichte geschrieben und ist zuerst mit einer Schrift über Walther Flex und seine Dichtung hervorgetreten. Er gehört jener deutschen Jugend an, für die der Begriff des Opfers noch eine Wahrheit ist, eine Verpflichtung bedeutet. Sein hier erscheinender Roman wird ihm seinen ersten großen Erfolg bringen, einen Erfolg, den die Ehrlichkeit seiner Kunst und seiner Gesinnung verdienen.

Zu unsern Bildern

Der aus Kempten stammende Josef Hengge (geb. 1890) hat sich als Freskomaler an den Rathäusern von Passau und Reichenhall bewährt. Die Größe seiner Anschauung, die Wucht seiner Malweise zeigt auch das Familien-

Digitized by Google

bild zu Beginn dieses Heftes. — Walther Miehes „Badende Jungen“ erfreuen durch lustige Frische (zw. S. 568/569). — Der Maler und Bildhauer Jacques Graf von Laing (1858—1917) wurde als Sohn eines belgischen Diplomaten in London geboren und erzogen und trat als Kadett in die englische Marine ein. Dann wurde er Maler und seit 1904 auch Bildhauer. Brüssel, Tournai, Gent, Lille besitzen seine bedeutendsten Werke. Er war auch ein gefeierter Porträtist des belgischen Adels. Sein Reiterbildnis (zw. S. 576/577) zeichnet sich durch eine besonders glückliche Auffassung aus. — Georg Türke (geb. 1884) stammt aus Meißen, wo sein Vater Porzellan malte und weltberühmte Rosen züchtete. Früh begann er zu modellieren, angeregt durch Steinbrecher und Töpfer in der Nachbarschaft. Studium in Dresden, namentlich bei Wrba, dem er „wohl alles“ zu verdanken bekennt. Seit 1911 arbeitet er selbständig. Die „Schreitende“ (zw. S. 600 u. 601) ist für einen Park gedacht und ist aus dem Block herausgehauen. Sie schmückte die Dresdener Gartenbauausstellung, wo sie von allen Besuchern höchlichst bewundert wurde. — Die „Garben“ von Steinhausen (zw. S. 624/625) mögen an den „letzten Nazarener“ erinnern, wie sich der Frankfurter Meister gern nannte. Eine liebevolle Monographie über ihn, von Lübbecke, liegt in 2. Auflage im



Blatt des Milzfarns (Asplenium nidus)
Aufnahme Folkwang

Digitized by Google

Goethes Arbeitsraum im Schlosse Dornburg. Aufnahme von Lisa König

Verlage der Hefte vor. — Die schöne Aufnahme (zw. S. 648/649) stammt von August Rumbucher. — Ludwig Kainers „Fledermaus"-Studie schmückt unsern Bühnenaufsatz (zw. S. 660 u. 661). Sie vermittelt dem Leser eine Vorstellung von dem berauschenden Glanz dieses Abends, der auch für den Ausstattungskünstler Kainer, seinen Geschmack, seine Kennerschaft, seine Gestaltungskraft einen gerechten Triumph bedeutet. — Sergius Pause (geb. 1896 in Wien) wuchs in der kleinen und alten niederösterreichischen Stadt Waidhofen an der

Otto Brües, der Autor unseres neuen Romans „Der Walfisch im Rhein". Photo Westbild

Ybbs auf. Er sollte Architekt werden und studierte in Wien, ging dann aber nach München, um Maler zu werden. Becker-Gundahl ward sein Lehrer, Caspar auch sein Freund. Seit 1926 wohnt er in Wien, ein tüchtiger Bildnismaler, der durch heut selten werdende liebenswürdige Züge die sachliche Strenge seiner Malerei auflichtet. — Wilhelm Heise, der uns einst das Leben der Bienen malte, hat auch das „Feuerwerk" illustriert, mit dem Glanz und der Schwermut, die über diesem seltsamen Vergnügen schwebt. P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

25-

D.S. 7/65

Digitized by Google

YD 26450

Digitized by Google